Heimgarten

Peter Rosegger






Dei
Sub Numine
Viget



24. Jahrg. October 1899. 1. Heft.



Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.
Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf., mit Franco-Postzu
4 fl. 20 kr. = 8 M. 40 Pf.

Inhalt.

Kleine Laube.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXIV. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1900.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXIV. Jahrgang.

Romane, Erzählungen und Dramatisches.

Seite



Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Zeitgeschichtliches. Plaudersames.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte, Sprüche.

Seite

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedene Sachen.



Christ auf der Haide.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

Da oben, wo zwei große Länder aneinander grenzen, dehnt sich die weite Hochebene. In ihr ist eine große Einsamkeit gleichsam zu Stein erstarrt, ein karstiges Gelände, ein unabsehbares Meer, auf welchem die ragenden weißen Steine wie Klippen oder Segelschiffe spielen. Auf dem Sandboden wächst kurzes blasses Gras, schütteres Haidekraut und stellenweise ein Gezwerge von Wacholderstauden und Kiefern.

Die heilige Haide.

Warum diese Gegend die heilige Haide genannt ist, weiß niemand recht zu sagen. Es müsste nur wegen der weihevollen Stille sein, die darüber ruht, oder auch wegen des gewaltigen Sturmes, der manchmal darüber hinbraust, wie ein zorniger Athem Gottes. Zwischen den Felsblöcken kann man ein kleines, altes Weiblein dahinhumpeln sehen, und dieses weiß, warum die Haide heilig ist. Einst vor unzähligen Jahren, als die Engel das himmlische Jerusalem bauten, ist ihnen hier die Tragkränze gebrochen und sind die Steine zur Erde gefallen, wo sie denn auch heute noch liegen. Vielleicht wäre es nun an den Menschen, aus diesen Steinen auf Erden ein himmlisches Zion zu bauen. Sie versuchen

es zuweilen, aber die Steine sind schwer! Es müsste denn sein, dass die Hirten, welche die Haide bewohnen, das Bauen von den Engeln lernen könnten, die sie in ihren Nöthen manchmal singen hören.

Stellenweise hat die Haide lang hingezogene Karstruppen, an welchen die weidenden Schafe kein Gräslein mehr finden, wo sie aber manchmal am hellen Mittage hingelagert sind und sich sonnen. An anderen Stellen wieder hat die Haide kesselartige Löcher, in denen Wassertümpel sind. Daran tränken die Hirten ihre Schafe und ihre Ziegen. Fast mitten auf der öden Fläche ist eine Oase. Da sind moorige Wieslein und da sind Gärten, in denen zwischen weißen Steinen schwarze Erde liegt, wilde Obstbäume stehen und in welchen Gemüse wächst. Diese Flächen sind mit rohgebauten Steinwällen eingefriedet. Fast am oberen Rande der Oase stehen zwei riesige Felsblöcke auf, so nahe nebeneinander, dass dazwischen nur der Weg gehen kann, sie sind würfelartig, mit grauem Moose bewachsen und sehen von ferne aus, wie Dome einer Stadt. Unter einem dieser Felsen sprudeln Quellen, und ringsum, dünnverstreut auf Wiese und Haide stehen zahlreiche Hütten, in welchen die Hirten und Kleinbauern wohnen. Diese Häuser sind aus Stein gebaut, mit weißem Kalke getüncht und mit kleinen Schindeln flach eingedeckt. Die Steige, die von einer Wohnung oder Stallung zur anderen führen, gehen uneben über ruppigen Boden und außer den wenigen Schlehenstauden, Wildobstbäumen und Kieferbeständen ist alles kahl.

Mancher Fremde, der zufällig auf diese Haide gekommen, hat einen großen Reiz an ihr gefunden. Einer aber, dem sie besonders gefiel, hat von ihrem Reize einiges genommen. Derselbe hat am unteren Ende des Dorfes zwei stattliche Gebäude aufführen lassen, wovon das eine mehrere Dachkuppeln hat und den ganzen Tag Rauch von sich gibt. Weiter seitlings hin in den Karen sind Steinbrüche, wo immerwährend die Hämmerlein klingen. Von der Mitternachtsseite her war nämlich vor Jahren ein kühner Mann gezogen, hatte hier ein Kalkgewerke gegründet und eine breite Straße gebaut nach der Richtung hin, von der er gekommen und wo nach wenigen Meilen fruchtbare und volkreiche Gegenden anheben. Es beginnt dort unten ein großes Reich, welches von den Haidebewohnern gerne das Land der Ahnen genannt wird, weil es heißt, dass die Vorfahren von dort her sollen eingewandert sein in alten Zeiten.

Wenn man auf einen der großen Felswürfel steigt, in welche einmal ein Engländer Stufen hatte aushauen lassen, und es ist glasklare Luft, so kann man mittagwärts über die Haide hin in weiter Ferne ein blaues zackiges Gebirge erblicken, hinter welchem ein Gebiet liegt, das die Haidebewohner das Land der Fremden heißen. Dort wohnt ein Volk, dessen Sprache keiner verstehen kann, der auf der heiligen Haide geboren ist,

mit dem sie aber doch verbunden sind durch einen holperigen Fahrweg, durch einen alten Glauben und durch mancherlei anderes, das nie in ihrem Sinne war. Sie schauen also nicht sehr gerne gegen Mittag hin, viel lieber gegen Mitternacht, woher der kühne, gütige Mann gekommen, wohin die breite Straße führt und wo die fruchtbaren, volkreichen Gegenden sind im Lande der Ahnen.

Unweit der Felswürfel, am Rande der Siedelung auf erhöhtem Steinboden steht die Kirche. Sie ist von einer Ringmauer umgeben, ein lichter Bau mit zwei Seitenschiffen und einem spitzen Dachreiterlein. Kirchenpatron ist der heilige Christof, der gemalt außen an der Mauer steht und den kleinen Jesus über das Meer trägt. Nach diesem Heiligen heißt das Dorf Christofen; im Volksmunde, der alles gerne kürzt und heimlich macht, wird es auch: „Dorf Christ“ genannt. Christ auf der Haide. Die Kirche ist noch nicht fünfzig Jahre alt. Sie wurde an der Stelle einer uralten Kapelle gebaut, und zwar den Haidebewohnern größtentheils von jenem Engländer gestiftet, der an dem Felswürfel die Stufen schlug. Er hatte mehrere Sommer lang auf der stillen Haide gewohnt, dort seine verlorene Gesundheit gefunden und aus Dankbarkeit manches geschaffen, das der armen Ansiedelung noch heute zu statten kommt. Hinter der Kirche ist das Pfarrhaus, es steht — scheinbar ohne Grundmauern — auf einer ungeheuren Steinplatte, die ringsum ein ganz vornehmes Pflaster darstellt. In den Fenstern dieses Hauses blühen Nelken, Pelargonien oder andere Blumen; solche werden nicht von einer Hauswirtin von innen herausgestellt, sondern durch opferfreudige Hände von außen hinein. Denn die Leute von Christofen lieben den Pfarrer. Und von dem Pfarrer wird diese Geschichte sagen.

Es ist schon berichtet worden, dass ferne, hinter den blauenden Bergen, das „Volk der Fremden“ haust. Die Menschen desselben haben nach Berichten der Haidebewohner kurze Beine, große Köpfe, scharfe Nasen und pechschwarzes Haar. Sie sind sehr strebsam, klug und herrschsüchtig, suchten stets mit der Haide Handel und Wandel anzubahnen und sie allmählich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Vor allem war es hinter den Bergen die Geistlichkeit der römisch-katholischen Kirche, die der einsamen Haidebewohner sich annehmen wollte, und sie beschützen vor dem mächtigen Reiche gegen Mitternacht, das ja einen anderen Herrscher und einen andern Glauben hatte. Es sollten die Bande vermehrt und befestigt werden, die das Haideland mit jenem hinter den Bergen vereinigten. Je mehr aber die dort hinten lockten, um so lebhafter strebte Christofen denen vorne zu. Und so lieb sie ihren alten Pfarrer sonst hatten, seine Hirtenbriefe gefielen ihnen gar nicht. Denn diese redeten immer im Sinne der Fremden da hinten und versuchten es sogar, in der Kirche von Christofen für den Chorgesang die Sprache der Fremden einzuführen.

Aber die Hirtenbriefe kamen vom Bischof und der Pfarrer musste sie auf der Kanzel vorlesen. Da giengen die mehreren zum Thore hinaus und nur die Kinder und alten Frauen bleiben sitzen in ihren Stühlen. Und nun setzte der großmögende Kalkgewerke ein, der Mann aus dem Lande der Ahnen.

Die von Christofen nannten ihn den Hauptmann, und zwar aus zweifachen Gründen. Erstens weil er Hauptmann hieß, zweitens weil sie ihn zum Hauptmann ernannt hatten. Da er der strebsamste Mensch des Ortes war, da er viele Leute beschäftigte und anderen beisprang mit Rath und That, da er gescheit und gütig war, so hatten sie ihn zum Dorfhauptmann gemacht, zum Führer und Anwalt, denn außer den Steuerbehörden und Soldatenwerbern hinter den Bergen wollte sich niemand recht kümmern um das entlegene Dorf auf der heiligen Haide. Dieser Hauptmann hatte nun sachte eine Bewegung hervorgerufen. Das begann mit Besprechungen, Berathungen in kleineren Kreisen, dann in größeren Versammlungen auf dem Anger, bei welchen allerhand erklärt und erwogen wurde. Die Haidehirten sind sehr neugierig. Die Steinschläger und Harzschaber sind es nicht minder, denn in ihren Einsamkeiten erfährt man nichts; sie fanden sich also ein. An Sonntagen ließ der Hauptmann Wägen einspannen und fuhr mit den Ältesten der Gemeinde die lange Straße entlang hinaus in die Ortschaften des Vorlandes, damit sie dort eine andere Art des gesellschaftlichen Lebens und eine andere kirchlicher Obrigkeit und eine andere Art des Gottesdienstes sollten sehen können. Die einmal fuhren, wollten öfter fahren und hießen auch ihre Nachbarn mit sich. Beim heiligen Christof aber wurde es einsam und einsamer und der Pfarrer trug ein banges Herz zum Altar.

Er war ein Greis von mehr als siebzig Jahren. Er hatte bisher unter seinem weißen Haar ein rundes rosiges Gesicht gehabt, seine blauen Äuglein hatten treuherzig und wohlgemuth in das Dorf hinein und in die Haide hinaus geblickt. Und wenn die schlanke Gestalt im langen Talare und der schneeweißen Halsbinde so vor dem Hause stand, da waren sie schier stolz gewesen auf ihren schönen, guten Pfarrer.

Der alte Herr lebte unter Obhut der Küstersleute, die ihn verpflegten. Aber Frau Gertrud stand seinetwegen im Streite mit allen Bettelleuten der Straße, an denen er seine Röcke, Stiefel und Strümpfe verthat. Einmal bettelte ihn eine Stromerin an um ein altes Hemd für Windeln. Der Pfarrer entschuldigte sich, alte Hemden nicht zu besitzen; hingegen ein neues habe ihm die Haushälterin vor kurzem machen lassen — ob es vielleicht das thäte? Zigeunerinnen ließen beim Haidepfarrer mit Vorliebe ihre Kinder taufen, weil der zum Taufwasser auch stets ein Taufgeschenk gab, so oft auch die Küsterin jammern mochte: „Aber mein Gott, Herr Pfarrer, wir verthun noch die Taschen

mit sammt den Hosen! Wie oft sollen denn diese Bälge noch getauft werden?" Der Pfarrer wies den Verdacht, dass je ein Mensch aus weltlichen Beweggründen sich wiederholt taufen lassen könne, zurück. Endlich meinte er, besser einmal zu viel, als gar nicht.

Also war er, und die Leute lachten manchmal über das weißhaarige Kind, sie missbrauchten manchmal ein wenig sein leichtgläubiges Herz, aber sie liebten ihn.

Und auf einmal war's verschüttet. Seit jenem Sonntag, an welchem er auf der Kanzel eine besonders merkwürdige Verordnung „von Oben" vorzulesen gehabt hatte, in der nachgerade nichts Geringeres verlangt wurde, als die Beschränkung des Verkehrs der Haidebewohner mit den Vorlanden und den völligen Anschluss an das Volk hinter den Bergen — da war es aus.

Als der Pfarrer nach solchem Gottesdienste über den Kirchhof schritt, merkte er, wie die Leute sich vor ihm zurückzogen und einen Mann hörte er zum Nachbarn sagen: „Da lass' ich mich lieber braten, ehe wenn ich so was auf dem Predigtstuhl lese!"

Als der Pfarrer ins Haus trat, stand an seiner Stubenthür die Frau des Küsters mit dem Besen und sprach recht laut: „Sind wir marod, Herr Pfarrer?"

„Warum, Gertrud?"

„Oder was hat's denn? Dass wir nicht mehr predigen können! Dass wir was anderes müssen herablesen!"

„Aber Frau!" rief der Pfarrer lachend, „das war doch der bischöfliche Hirtenbrief. So einer kommt jedes Jahr, wisset Ihr es denn nicht?"

Sie schüttelte ihren eingebundenen Kopf, so einer käme nicht jedes Jahr.

Nun kam von seiner Kammer auch der Küster herbei, der sagte nichts als: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer fragte, was sie denn meinten, jetzt auf einmal? Ob er denn von seinem Bischofe zu Rathe gezogen würde? Ob ein katholischer Priester nicht den strengsten Gehorsam üben müsse? Ob es denn nicht schon seit der Apostel Zeiten Hirtenbriefe gebe und ob der Seelenhirt nicht gerade in unruhigen Zeiten die Pflicht habe, seine Herde zu unterweisen? Die Kirche sei doch nicht da, um die Völker zu trennen, wenn sie getrennt sein möchten, vielmehr alle Menschen in Liebe zu vereinigen, auf dass ein Hirt und eine Herde sei.

Die Küstersleute meinten, sie wollten nicht streiten mit einem geistlichen Herrn, aber denken thäten sie sich das ihrige.

Der Pfarrer ist damals lange in seiner Stube auf- und abgegangen, unruhig, ärgerlich. Ja wenn er von der Leber weg reden könnte! Er hatte es wohl selber empfunden, dass hier etwas verlangt wurde, das

gegen die Natur ist. Es habe freilich Zeiten gegeben, da die Leute sich Vieles gefallen ließen, wenn sie es sich aber nicht gefallen lassen, dann — doch ein katholischer Priester darf ja gar nicht so weit denken. Er will nicht denken, sondern beten. Allein die Gedanken wollten nicht verstummen, da hieb er sich plötzlich die Faust auf die Brust: Schweig, alter Hirte! Sind das Sachen für ein fünfzigjähriges Priesterjubiläum? — Und anstatt zu beten, dachte er weiter: Übermäßig viel musst du übrigens nie geleistet haben für deine Kirche, sonst könnte es kaum sein, dass dieses Jubiläum dich auf der Haide findet. Oder warst du dumm? Na, tröste dich, grauer Knabe, es dauert nicht mehr lange.

Aber bevor es kam, das, woran er gedacht, hatte der gute Mann noch etwas Außerordentliches erleben müssen.

* *
*

Eines Tages, als der Pfarrer von einem Krankenbesuche heimkehrte, standen auf der Steinplatte des Pfarrhauses fünf Männer. Es waren die Ältesten der Gemeinde und an ihrer Spitze der Hauptmann. Sie hatten ihre Sonntagskleider an und geberdeten sich sehr feierlich. Der Pfarrer dachte gleich, warum sie da wären. Es war ihm durch einen Luftzug schon zu Ohren gekommen, dass zu Ehren seines halben Priesterjahrhunderts etwas geschehen würde. Da wusste er nun wohl, was zu sagen war. Feste habe die ehrenreiche Gemeinde von Christofen stets nur Gott und seinen lieben Heiligen gefeiert. Er stelle sich nicht so hoch. Wenn sie aber gelegentlich der fünfzig Jahre ihm eine Freude machen wollten, so könnten sie den drei siechen Einlegern, die auf der Haide umherhungern und frieren, einmal ein rechtes Mittagessen geben und ein Wollengewand verehren. — Der Greis lud die Männer höflich ein, mit ins Haus zu treten, wobei alle verlegen waren und der Hauptmann mit dem Pfarrer sich des Vortrittes wegen stritt. Jeder wollte dem andern die Ehre lassen, bis der Pfarrer lachend ausrief: „Nun also! Jetzt werden die Haidebauern auch schon herrisch! Will halt ich in Gottesnamen der unhöfliche Bauer sein!" und voranschritt. Die Treppe hinauf fiel es plötzlich wie ein Stein auf sein Herz: Jetzt hast du sicher den Hauptmann beleidigt. Das ist doch kein Bauer, das ist ein reicher Kalkbrenner. Er fand aber in seiner Unbehilflichkeit keine Form, um die unüberlegte Rede gut zu machen. Der Hauptmann zeigte zwar durchaus keinen Verdruss, war aber sehr gemessen, fast beklommen.

Nun standen sie in der Stube vor dem Pfarrer und räusperten sich. Keiner wollte sich setzen oder auch nur den Hut aus der Hand legen. Der Hauptmann stand ganz vorne und fuhr sich mit dem weißen Taschentuch einmal über das Gesicht. Die Runzeln seiner Stirne lagen in langen Furchen.

„Ehrwürdiger Herr Pfarrer!“ so begann er endlich, „wir kommen heute in einer wichtigen Angelegenheit, die — denke ich — Euer Ehrwürden doch nicht allzusehr überraschen dürfte. Sie haben es wohl selbst schon gesehen, was vorgeht. Ich schicke voraus, dass der Gemeinde nichts ferner liegt, als etwa ihren bisherigen Seelsorger verantwortlich zu machen, weil sie wohl weiß, dass er nicht nach seinem guten Herzen handeln darf, dass er vielmehr nach den Weisungen seiner Obern vorgehen muss, und weil sie denkt, dass er gewiss selbst schwer darunter leiden wird. — Nun ist es so geworden: Wir haben es mit unserem Gewissen nicht mehr länger vereinbaren können, einer Kirche anzugehören, die der menschlichen, von Gott gegebenen Vernunft manchmal doch allzuviel zumuthet, die in diesen Zeiten unser volkliches Recht nicht anerkennt und die besonders in den neuesten Erlässen uns wohl gerade einen Faustschlag ins Gesicht versetzt hat. — Wir sind beauftragt, Euer Ehrwürden mitzutheilen, dass die Gemeinde Christofen, unter ganz geringen Ausnahmen, aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten ist.“

Der Athem war ihm schwer geworden bei dieser Rede. Nun zog er — seine Hand zitterte leicht — eine Schrift aus der Tasche: „Hier ist die Urkunde mit den Unterschriften. Der weltlichen Behörde ist schon alles vorgelegt.“

Es war merkwürdig, wie ruhig der alte Priester dastand! Er hatte einmal nur ganz leicht hinter sich nach der Tischecke getastet, daran stützte er sich und war bewegungslos wie eine Säule. Das frische Roth seines Gesichtes war vergangen. Da er kein Wort sprach, so setzte der Hauptmann, der die Schrift auf den Tisch gelegt hatte, bei: „Ihnen, Herr Pfarrer, unsere aufrichtige Verehrung! Davon bitten wir, überzeugt sein zu wollen.“

Nun sagte der Greis: „Diesen Tag zu erleben. . . .“ Er wendete sich und setzte leise bei: „Das hätte ich nicht erwartet.“ — Und nach einer Weile: „Es geschehe nach Gottes Willen.“

Er wollte in die Nebenstube wanken, der Hauptmann erfasste mit beiden Händen seine Rechte. Sie war kühl wie Erde.

„Herr Pfarrer! Gehen Sie nicht so dahin. All mein Lebtag ist mir nichts so schwer geworden, als dieser heutige Auftrag. Wir wissen, wie sehr wir zusammen gehören, Sie und wir Haidebewohner. Soweit es auf unsern Pfarrer ankommt, müssen wir wohl sagen, einen besseren Hirten hat es nie gegeben. Wir können uns nicht vorstellen, Sie zu verlieren. Was sollen denn die Armen der Haide machen, wann kein Vater mehr umhergeht, der ihnen Brot bringt! Wer soll denn die streitenden Steinschläger und Hirten versöhnen? Wir können kaum denken, dass uns auf der Haide das Evangelium von einem andern verkündet werden soll, nicht von dem treuen Mann, der in Leben und Wandel uns gezeigt

hat, dass er von Herzen ein evangelischer Christ ist. — Herr Pfarrer, bleiben Sie bei uns!"

Auch die vier anderen drängten sich näher und sagten: „Wir bitten gar schön, hochwürdiger Herr Pfarrer! Bei uns bleiben! Bei uns bleiben!"

Der Pfarrer wurde im Gesichte dunkelroth, die weißen Büsche seiner Augenbrauen sträubten sich auf, laut und schrill rief er aus: „Wie kann ich bei euch bleiben, wenn ihr abtrünnig geworden seid!"

„Abtrünnig sind wir nicht geworden", sprach der Hauptmann, „wir sind mit unserem Bekenntnisse nun erst recht zu Ihnen zurückgekehrt, Herr Pfarrer. Freilich nicht zu dem, was Sie oft sagen mussten, vielmehr zu dem, was Sie mit Ihrem persönlichen Beispiele lehren. — Es ist wohl schon viele Jahre her, aber die Leute reden noch heute davon, wie Ihnen damals da drüben hinter den Bergen eine reiche Pfründe angeboten worden war. Aber Sie haben sich für die Haide entschieden, um lieber arm im angestammten Volke zu leben, als reich bei den Fremden."

„Mein Gott, ja!" sagte der Pfarrer, „und habe es nie bereut. Weil ich mir immer eingebildet, diese Gemeinde im Christenthum stärken und heben zu können."

„Herr, das haben Sie gethan", sagte der Hauptmann lebhaft. „Andere Gemeinden bleiben in ihrer Versumpfung, weil sie gleichgiltig geworden sind, weil es ihnen einfach überflüssig dünkt, sich zu entscheiden, da ihnen eins so wenig wie das andere gilt. Sicherlich wäre die Haidegemeinde auch so geworden, wenn Ihr christliches Vorbild nicht jene Kraft gegeben hätte, die evangelische Kraft, freimüthig das reine Christenthum zu bekennen. Ich möchte Ihnen nur jenen wandernden Handwerksburschen in Erinnerung bringen, der vor etwa zwei Jahren oben in den Steinen sterbend gefunden worden ist."

„Das weiß ich, wie es war", unterbrach der Küster und trat vor. „Aus Nürnberg ist der Mann gewesen, wo die Lutherischen daheim sind. Die Schafhirten haben ihn gefunden, da hat er gesagt, sterben müßt' er, denn Blut ist ihm beim Mund herausgeronnen. Und hat gebeten um einen christlichen Zuspruch. Wie der Pfarrer im Chorrocke kommt, ist der Bursche ganz entsetzt und jammert: Nein, nein! Evangelisch will ich verbleiben! Das sollst du auch! sagt der Pfarrer freundlich und hat ihm so lieb und trostreich zugesprochen aus dem Evangelium, dass der arme Mensch, ich möchte sagen, mit einer Freudenthräne im Aug' verschieden ist. Auf unserem Kirchhof hat er ihm ein Grab gegeben und den Segen hinabgesprochen."

„Es ist so! Es ist so gewesen!" bestätigten die anderen, der Pfarrer aber wehrte mit den Händen ab: „Das ist es ja, was ich mir

jetzt vorzuwerfen habe, daſs ich zu läſſig gewesen bin, daſs ich meinen persönlichen Neigungen zu sehr nachgegeben habe. Jetzt sind die Früchte reif und ich erkenne den schrecklichen Irrthum, den mir Gott vergeben möge — die Kirche kann es nie!"

„Das glauben wir wohl selber", sagte hierauf der Hauptmann, „daſs man Sie gerade für Ihre christliche Hochherzigkeit hart wird büßen lassen. Dort wird man Ihnen kein Vertrauen und keinen Wirkungskreis mehr geben und hier wird Sie keiner ersetzen. Darum bleiben Sie bei uns. In christlicher Gesinnung sind wir Ihrem Beispiele gefolgt, folgen Sie jetzt dem unsern. Seien Sie das, was Sie längst gewesen sind, längst vor uns allen gewesen sind — ein evangelischer Christ. Und bleiben Sie unser Pfarrer."

„Bleiben Sie unser Pfarrer!" riefen alle und falteten vor ihm die Hände. Als er entfliehen wollte, hielten sie ihn an seinem Rocke und riefen bittend, verlangend: „Unsern Pfarrer! Wir lassen ihn nicht!"

Vor dem Pfarrhause hatten sich viele Leute versammelt, und als sie von innen das Rufen hörten, drangen sie zur Thür hinein und schrien ebenfalls: „Der Pfarrer soll bei uns bleiben! Er soll auch evangelisch werden! Er soll bei uns bleiben!"

Jemand läutete in der Aufregung die Kirchenglocke und diese rief in ihrem Doppelanschlage ebenfalls: „Bleib — da. Bleib — da."

Endlich wurde es ruhiger und sie warteten auf Antwort. Der Pfarrer muſste sich Tropfen von der Stirne wischen. Mit einem zum Sterben betrübten Auge schaute er auf die Leute hin und sprach: „Liebe Kinder, was verlangt ihr von mir? In dieser Stunde, wo ich die Pflicht hätte, euch von eurem Irrthume abzubringen, soll ich den Verrath begehen? Soll ich am Grabesrande meinen Eid brechen? Wie ist es denn möglich, daſs ihr mir das zumuthet, nachdem ihr eben gesagt, daſs ich euch die Treue gelehrt hätte? — Ich will euch jetzt nicht sagen, was ihr zu hören verdientet, ich weiß wohl in der leidenden Kirche Bescheid, doch nicht in der streitenden. Ich klage mich selbst an als einen schlechten Hirten, der seine anvertraute Herde verloren hat. —"

„Nein, so dürfen Sie nicht reden!" riefen mehrere, „wir müssen auch in dieser wichtigen Sache Ihren Segen haben . . . !" Ganz ungeberdig verlangten sie, daſs er, der katholische Priester, ihren Übertritt zur evangelischen Kirche segne! — Er hätte über diese Zumuthung lächeln müssen, wäre die Betrübnis nicht gar so abgrundtief gewesen.

„Was soll's denn sein, als Segen!" stöhnte der Greis endlich auf, „ich wünsch' euch nur Gutes . . . nur Gutes . . ."

Weiter konnte er nicht mehr, es hatte ihm die Kehle zugekrampft. Gegen das Fenster hat er sich gewendet und dort den weißen Vorhang

hin- und hergezogen, als wollte er die Sonne abwehren. Einer trat vor zu ihm — dann wieder zurück. Und flüsterte es den anderen zu: „Er weint." —

Dann sind sie langsam, einer nach dem andern, hinausgegangen, draußen auf der Gasse noch eine Weile gruppenweise herumgestanden und haben sich endlich zerstreut in ihre Häuser. Das Weib des Pecher-Mathes hat den vom Pfarrhofe heimkehrenden Mann gefragt: „Wo bist denn gewesen?" Und der Pecher hatte geantwortet: „Beim Begräbnis." —

Als der alte Pfarrer in seiner Stube allein war, sank er halb ohnmächtig in den großen Ledersessel und starrte drein. Faltete auf dem Schoß die Hände und starrte drein. Auf dem Thürmchen läutete die Glocke noch fort, und es war, als riefe sie ihm: „Komm — komm — komm." — Ja, das ist es, er will in seine liebe Kirche gehen, dort ist er noch daheim. Vor der Mutter Gottes will er knien, ihr alles erzählen. Sie ist immer seine Tröſterin gewesen, wenn er in unermesslicher Herzenseinsamkeit verzagen wollte.

Im rechten Seitenschiff der Kirche stand der Altar unserer lieben Frau. Es war eine Art Kapelle für sich. Eine rothe Ampel zeigte im Halbdunkel an der Wand allerhand Opferbildchen, Blumen und Kränze, die aus buntem Papier gemacht waren. Über dem Altartisch in einer Nische, von zahlreichen Kerzen umgeben, stand die Statue — das Bildnis unserer lieben Frau. Es war so groß, wie ein dreijähriges Kind und es war bekleidet mit einem nach unten sich glockenartig ausweitenden rothseidenen Mantel, der am Rande güldene Krausen hatte. Von der Statue selbst war nur eine Hand zu sehen, die das Scepter hielt, und das fast rindenbraune Gesicht. Auf dem Haupte, von dem flachsige Locken niederhiengen zu beiden Seiten, prangte eine funkelnde Doppelkrone, zum Zeichen, dass Maria die Königin des Himmels und der Erde ist. Dieses Bildnis stammte noch von der alten Kapelle her. Das Alter und der Glaube hatten es hoch geweiht. —

Als der Pfarrer, durch die Kirche schreitend, sich verbeugt hatte vor dem Hochaltare, wo über dem Sacramentshäuschen ein großes Kreuzbild ragte, bog er ein in das Seitenschiff, um seine heilige Fürbitterin zu besuchen. Da sah er, dass oben bei dem Bildnisse sich etwas bewegte. Auf dem Altartisch stand ein Mann und machte sich an der Statue zu schaffen. Der Hirte Isidor war's, der viele Schafe besaß, einen Wollenhandel trieb und ein Gönner der Kirche gewesen war.

„Isidor!" sprach ihn der Pfarrer an, „bist du es? Was schaffest du da oben?"

Der Hirte, ein hagerer, runzeliger Mann, machte sich nichts draus. Er war just dran, die Muttergottes zu entkleiden. Dabei gab er dem Priester so nebenhin zur Antwort: „Ich hab' dieser Figur einen Seidenmantel gestiftet. Es ist aber nur eine Figur und es ist ein Götzendienst."

„Bist du auch einer von den Neuen?“ konnte der Pfarrer noch fragen.

„Wohl, wohl. Freilich. Hab' mich auch eingeschrieben. Haben uns all eingeschrieben. Und meine Narrheit mach' ich wieder gut.“

Als er das rothe Zeug heruntergelöst hatte, faltete er dasselbe bedächtig zusammen, steckte es in die Tasche seines Lodenrockes und fiffelte davon. Der Pfarrer stand betäubt da vor dem entblößten Bildnis. Das war jetzt nicht mehr schön. Eine sitzende Holzfigur, gar ungeschickt geschnitzt, über und über russgeschwärzt, so dass das lichte Gesicht mit der güldenen Krone darauf gar nicht passen wollte.

Der Greis sagte nur: „Oh! Oh! Oh!“ und stand da. Angesichts des Frevels konnte er nicht beten. Er starrte hinauf, presste die Fäuste an die tobende Brust ... — Der Hirte Isidor gieng zu den Nachbarn, zeigte ihnen seine That, damit sie sehen sollten, wie ernst er es mit dem neuen Glauben halte. Und was der Hirte dem Pfarrer angethan, das ahnte er nicht.

(Schluss folgt.)

Eine unheimliche Nacht.

Von **Josef Wichner.**

Wie ich noch als fahrender Schüler die Thürklinken drückte, mein Sprüchlein sprach, mein Zeugnis hin- und meine rechte Hand aufhielt, da trugen mich des Schusters Rappen eines schönen Sommertages in ein Thal, das sich nach den ersten Siedlern das Walliser- oder Walserthal nennt, und eines schönen Sommerabends in ein Dorf, das hieß gar Sonntag.

Meine Verwandten wussten zu berichten, ich sei an einem Sonntag zur Welt gekommen, also ein Sonntagskind, und so durfte ich als Bürger des erwähnten Dorfes auf freundlichen Empfang rechnen.

Und richtig, da stand die rothe Schwarz-Adlerwirtin bereits unter der Thüre des wuchtigen Holzbaues, dessen mählich aufsteigendes Schindeldach Steinblöcke vor den zerführenden Winden schützten. Sie stand mit verschränkten Armen und rauchte in aller Gemächlichkeit ihr kurzstieliges und gar saftiges Holzpfeifchen.

Im Walserthale rauchen sie nämlich alle, die Männer wie die Weiber, die Jünglinge wie die Jungfrauen, und was nicht raucht, das schickt[1]), und in einer so weltlichen Sach lassen sie sich nicht einmal vom Herrn Pfarrer etwas dreinreden.

---

[1]) schicken = Tabak kauen.

Also die rothe Schwarz-Adlerwirtin rauchte ihr Pfeifchen.

Roth war ihr in dichten Strähnen ums Haupt gelegte Haar, roth der lange Rock, der, unter den Armen gebunden, zu den Knöcheln hinabfiel, roth die Strümpfe; ein schwarzes Sammtband aber hielt die Fuchszöpfe fest, ein schwarzer Spenser beengte den unheimlich kurzen Oberleib, eine schwarze, äußerst breite Schürze bedeckte einen Großtheil des Rothrockes, schwarze Halbschuhe, deren Sohlen mit gewaltigen Nägeln beschlagen waren, verliehen dem Weibe die in den Bergen so nöthige Standfestigkeit, ein schwarz angestrichener Doppeladler mit goldener Krone, Scepter und Reichsapfel baumelte ob dem Eingange.

So war sie die rothe Schwarz-Adlerwirtin, und dieweil sie rauchte und das Pfeifchen, wie die sich schnell folgenden Rauchballen bewiesen, einen guten Zug hatte, so war sie auch gut gelaunt, und ich konnte es wagen, ihr bezüglich des Viaticums meine Bitte vorzutragen.

Ich fand meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Im besten Falle mochte ein Zehnerlein, im allerbesten ein Schoppen Wein herausschauen, und nun meinte die Wirtin in ihrer höchst eigenthümlichen, kaum verständlichen und in der Schrift kaum wiederzugebenden Mundart, die Wörter ruckweise hervorschießend:

„Bischt as bravs Buebe! Chumm (komm) nu iha (herein); chascht (kannst) essa und trinka bis zum Chraga (Kragen) uffi, und ligga chascht umasus!“

Nun, ich war von einem achtstündigen Marsche hundsmüde, und ich war innen leer bis zum Kragen herauf, und so wollte es mich schier bedünken, es sei das gastliche Haus rein das wiedergefundene Paradies.

Ich schlüpfte also schnell hinein, und bald saß ich, des bestäubten Ranzens ledig, hinter dem mächtigen Eichentisch auf der Bank, die aus dem Getäfel sprang, und ich weiß nicht mehr, was mir besser schmeckte, der süffige Tirolerwein oder der wohlig duftende Kalbsbraten.

Ich arbeitete, der wiederholten Aufforderung der Wirtin Folge leistend, wie ein Drescher, und ich erzählte, durch den Wein gesprächig geworden, wie ein Bramarbas, und also hatte ich meine Zuschauer und Zuhörer so gut, wie der Schauspieler im Theater.

Auch der Wirt, ein stämmiges, krummbeiniges Männlein, hatte sich mit der narbigen Tabaksblatter an den Tisch gesetzt, und der alte Dorfschulmeister hatte sich auch eingefunden, und der ewig schnupfende Krämer mit den Rinnaugen und den Goldnägeln in den Ohrläppchen auch, und zu meinen Füßen lag der Türk, ein riesiger Bernhardiner, den übrigens die Knochen des Bratens mehr interessierten als meine Geschichten, über die sich die weltfremden Leute schier zutode lachen wollten.

Die Wirtin sparte den rothen Tiroler nicht, um ja recht viel aus mir herauszulocken, und ich trank, der Versicherung trauend, er thue mir nichts, er sei „as guets, as zahms Wile“ leider weit über den Durst

und erfand in pudelnärrischer Stimmung ein Abenteuer ums andere trotz dem phantasiereichsten Romanschriftsteller.

Als aber mein Redestrom denn doch versiegte, wollte auch der Wirt nicht zurückstehen, und da er von sich nicht viel zu berichten wusste, tischte er die Eigenschaften und Thaten seines Hundes auf, und der Hund knurrte im Halbschlummer hie und da dazwischen, als wolle er seines Herrn Rede bekräftigen.

Der Türk war, wie der Wirt versicherte, getreu bis in den Tod, und er machte in Haus und Hof Schlösser und Schlüssel völlig überflüssig. Wehe dem, der sich in der Nacht, nach fremdem Gute lüstern, einschleichen wollte! Ehe er sich's versah, lag er auch schon, so lange ihn Gott geschaffen hatte, auf dem Rücken und der Hund auf seiner Brust, und nun ließ das Thier den Eindringling nimmer los, bis es Tag wurde und der Herr den wackeren Wächter ablöste.

„Aber“, fragte ich, meine Beine unwillkürlich einziehend, „beißt er denn nicht? Der Riesenlackel könnte ja den stärksten Mann umbringen!“

Ja, das sei eben das Gute und Bewundernswerte an dem Thiere, dass es keinem weiter ein Leides zufüge, wenn sich eins klug ins Unvermeidliche schicke und schön ruhig auf Ablösung warte. Es hab's auch noch nie jemand gewagt, mit dem Hunde zu raufen, sonst .... sonst wäre er freilich in Stücke zerrissen worden!

Unter solchen Gesprächen war die Mitternacht herangekommen, und ich wankte etwas unsicheren Schrittes, von der Wirtin, die in einem Eisengestelle eine brennende Unschlittkerze trug, geleitet, in die für mich bestimmte Kammer, um Wein und Müdigkeit zu verschlafen.

Wie ich mich entkleidet habe, wie ich ins Bett gekommen bin, vermag ich nicht zu sagen; aber auf einmal wachte ich auf und merkte nur zu deutlich, dass der rothe Tiroler bei weitem nicht so zahm war, wie die Wirtsleute ihn geschildert hatten.

Sapperlot, der Kerl hatte mir tüchtig eingeheizt! Der Kopf brannte mir .... ich vermeinte, in dem niederen, dumpfen Gemache ersticken zu müssen .... ich fühlte, wie das Bett ganz gegen die Gewohnheit der Betten zu tanzen anhub. ...

Ein irrer, hilfesuchender Blick durch die Kammer ließ mich erkennen, dass das einzige Fenster, durch das der Mond, schadenfroh lächelnd, hereinblickte, nach Bauernart fest verschlossen war, obschon ich der frischen und erfrischenden Luft mehr denn je bedurfte.

Ich kroch aus der centnerschweren Tuchent, ich tappte, mit den Händen vorgreifend, der einzigen Lichtquelle entgegen, ich schob den Laufflügel zurück ..... ein balsamischer Strom .... ach, so unendlich wohlthuend .... bespülte mein Antlitz und nahm den Kampf mit den Geistern, die mich unterkriegen wollten, siegreich auf.

Neben dem Fenster stand ein uralter Großvaterlehnstuhl. Er streckte mir seine Arme hilfbereit entgegen, und so ließ ich mich zu kurzer Rast auf das schwellende Lederpolster nieder, und selbst der auftauchende Gedanke, es seien vielleicht die Ahnherren und Ahnfrauen des Hauses in ihm der Reihe nach hinübergeschlummert, schreckte mich nicht.

Bald aber begann mich zu frösteln; denn ich war nur im Nachtkleide. So wollte ich wieder in die Federn, und so stemmte ich mich auf des Sessels Arme, um mich zu erheben.

Da kam das Entsetzliche!

Einer der morschen Arme, in dem der Holzwurm seit Jahrzehnten am Labyrinth baute, brach mit Gekrach, ich sank zurück, und im nächsten Augenblicke that es einen schreckbaren Knurrer und der zottige Türk lag mit seinem Vorderleibe und den wuchtigen Pranken auf meinem Schoße, die Zunge hieng dem hastig athmenden Thiere weit aus dem Rachen und die funkelnden Augen bohrten sich in die meinigen, als wolle der Hund nach Kinderart mit mir „ernsteln“, wer den Blick, ohne zu lächeln, länger halten könne.

Die Lage der Dinge war mir trotz meines Schreckens vollkommen klar. Der Türk war der mich begleitenden Wirtin unbeachtet gefolgt. Während die Frau noch mit mir sprach, hatte ihn in einem Winkel der Schlaf übermannt, und nun .... nun hatte er, durchs Gekrache des Sessels wach geworden, wiederum einen Dieb abgefangen und erwog in seinem Herzen, dessen kräftige Schläge ich deutlich fühlte, ob er ihn gleich in Stücke zerreißen oder ob er ihn nur so festhalten solle bis zum Morgengrauen und bis sein Herr sich das Apportel anschaue.

Die Erzählungen des Wirtes waren mir noch zu lebhaft im Gedächtnisse, als dass ich's gewagt hätte, mich mit dem Unhold in einen völlig aussichtslosen Kampf einzulassen.

Der Versuch, ihn durch Liebkosungen zu beschwichtigen, misslang völlig; denn wie ich ihm mit meiner Rechten den Kopf krauen wollte, schnappte er nach meiner Hand, und die im Mondlichte schreckbar funkelnde Doppelreihe messerscharfer Zähne und das Geknurre, das zwischen ihnen hervorkam, sagte verständlich genug, es sei der widerhaarige Bursche für derlei listiges Liebesgeheuchel vollkommen unempfindlich.

Also barg ich meine Hand, die ich ja noch zu den Schulaufgaben und zum Löffelhandwerke brauchte, hinter der Rücklehne des Sessels und versuchte es, nachdem ich mich einigermaßen gefasst hatte, mit freundlichen Worten.

„Türkle“, sagte ich, „was fällt dir denn ein, einen reisenden Studio so zu erschrecken?“

„Krrrr!“ war die Antwort.

„Schau .... ich bin ja kein Dieb .... hab' mein Lebtag nichts gestohlen, als **einmal** einen Unserherrgott im Nachbarhause[1]) und .... **vielmal** Kirschen und Stachelbeeren und Johannisbeeren; aber das ist schon lange her und ist auch nicht so arg, dass du einen gleich umbringen müsstest!"

„Krrrrr!"

„Freilich ... bist ein brav's Hündle ... recht ein brav's .... verdienst rein ein Denkmal, wenn d' einmal .... hin bist, du ver .... L...r! (Das „L...r" dachte ich nur; denn ... wenn der Hund deutsch verstand, war es um mich geschehen.) Ist auch recht gut gemeint, dass du mich wärmst mit deinen Zotteln und deinem Leibe, dass ich nicht erfrier oder gar eine Lungensucht krieg in der Nachtluft; aber .... weißt .... etwas gar schwer bist doch auf die Länge, wie du so auf mir liegst! Möchtest nicht gefälligst zu meinen Füßen platznehmen?"

„Krrrrrrrrr ... wu ... wu!"

Ui—jegerl ... der Bursche führte eine laute Sprache! Völlig das Trommelfell wollte es mir zersprengen, da er mir in die Ohren rief, er sei durchaus nicht gesonnen, auch nur einen Schritt zu weichen.

„Der Gescheitere gibt nach", sagt ein Sprichwort, und also spielte ich den Gescheiteren, und zwar umso lieber, als einige gut gemeinte Flüche, die ich dem Türk in aller Manier an den Kopf warf, nur bewirkten, dass er sich noch mehr an mich schmiegte und so lange Knurrer losließ, dass ich schon heimlich, aber leider vergeblich hoffte, es würde ihm der Athem ausgehen.

Ich ergab mich also in mein Geschick und schaute bald dem Türk in seine funkelnden Augen, bald hinaus in die Sternennacht und sprach ein inniges Dankgebet, als ein Sternlein ums andere gleich den verschlafenen Nachtwächtern ins Bett schlüpfte und vom nahen Thurme herüber das Aveglöcklein ertönte.

Bald darauf ward's im Hause lebendig. Der Hahn weckte seine Weiber, Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen, ein Knecht, eine Magd schlürfte in Holzpantoffeln über den Hof zum Kuhstalle, eine mir bekannte weibliche Stimme rief:

„Wo isch denn der Cheib (Keifer), der Chog (Aas), der Türk?"

„Hier!"

„Krrrr ... wu!"

So ich und mein Busenfreund.

Darauf ein Gejammer mit Anrufung aller vierzehn heiligen Nothhelfer. Dann gieng die Kammerthür auf, und die Wirtin befreite mich von dem Alp, der mich fast vier Stunden lang gedrückt hatte.

---

[1]) Vergleiche Wichner: „Im Schneckenhause", Seite 52 ff.

Am selbigen Tag ward ich im „schwarzen Adler“ von der rothen Wirtin aufs trefflichste verpflegt. Sie wollte die Bitternis, die ich zur Genüge verkostet hatte, mit allem, was Küche und Keller bot, versüßen. Als es aber gegen Abend gieng, war ich nimmer zu halten ... alles Zureden, ich möge wenigstens noch eine Nacht bleiben und mich ordentlich ausschlafen, half nichts; denn der Türk stand dabei und schielte mich allweil so an, dass ich nur das Weiße seiner Augen sah, und also mochte ich dem Landfrieden trotz aller Versicherungen des Wirtes nicht recht trauen.

Das Berghaus.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Sie brauchen nicht auf mich zu warten, können zurückfahren. Ich komme über Hochlassing in einigen Tagen retour.“

„Sehrwohl.“

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, die vier Rappen hoben flink ihre Beine und der Wagen rollte fast lautlos auf der glatten Straße dahin.

Der Herr und sein Diener standen auf dem Anger, wo der Fußweg von der Straße abzweigt in den Wald hinein und einen ansteigenden Graben empor, zwischen steilen Bergen.

„Also, Berthold, jetzt zeigen Sie mal Ihre Touristenpraxis.“

„Zu dienen.“

„Ins Windlegthal. Es geht heute wohl noch bequem!“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“

Dann schritten sie fürbass. Voran der Diener in Gamaschen, mit strammgepacktem Rucksack, in dessen Achselriemen eine gefleckte Tigerpelzdecke und ein grauer Tuchmantel geschnallt waren. Der Herr, etwa zehn Schritte hintendrein, in grauem Touristenanzug, rothen Bundschuhen und mit Bergstock. Es war ein hübsch junger Mann. Der Weg wurde bald steil; als die Steine des Baches aufhörten, der sich stellenweise über den Weg ergoss, begannen die natterbraunen Baumwurzeln und die über den Weg laufenden Eichhörnchen. An beiden Seiten die röthlichen Schafte des dunklen Fichtenwaldes, die bis hoch hinauf astlos waren und oben das finstere Gewölbe des undurchdringlichen Geästes trugen.

Sie waren kaum eine Stunde angestiegen, so schnaufte der junge Mann.

„Laufen Sie doch nicht so, Berthold!“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“ Und der Berthold stand.

Nach der zweiten Stunde war immer noch ansteigender Wald, nichts als Wald, hie und da wildes Gebüsch, kahlstehender Fels.

„Wie lange dauert nur dieser infame Berg noch?“

Der Diener schwieg, denn er sagte nicht gerne etwas, das dem Herrn nicht gefiel.

„Leg' ab und gib einmal etwas Proviant heraus.“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“

„Höre, Berthold, lass das dumme ‚zu dienen, Euer Gnaden‘ sein. Rede vernünftig.“

„Zu dienen, Euer Gnaden. — Pardon!“

Der Herr musste wirklich schon recht müde und elend sein, dass er das „du“ gegen das „Sie“ vertauschte und obendrein noch verlangte, dass der Diener vernünftig reden solle.

In der dritten Stunde kamen sie zu einer Lichtung, wo aus schwarzen Kegeln weißer Rauch aufstieg. Daneben ein aus Holzblöcken gezimmerter Kobel. Ein rußiger Mann war da, dessen zerflicktes Beinkleid mit einem Strick über dem Hemde zusammengehalten war. Er hatte eine Schaufel und stieg mit derselben auf einem der schwarzen, rauchenden Kegel umher.

Der Tourist stand still und fragte: „Was machen Sie nur da?“

Der Schwarze schaute den Fragesteller missmuthig an und schaufelte schwarzes Zeug hin und her.

„Was Sie da treiben, frage ich!“

„Das seht Ihr ja“, antwortete der Schwarze. Der Diener erklärte dem Herrn die Kohlenbrennerei.

„In Paris sieht man derlei nicht.“

„Sagen Sie, Mann, wie weit ist es von hier bis in das Windlegthal, wo das Berghaus steht?“

„Kunnt's nit sagen. Bin noch nie oben gewesen“, antwortete der Kohlenbrenner. Der Diener berechnete nach einer Karte, dass es länger als vier Stunden nicht mehr sein könne. Der Herr begann zu fluchen.

„Wäre hier herum vielleicht irgendwo eine Sänfte zu haben?“

Der Köhler wies die Fremden in die Blockhütte, denn er wusste nichts mit ihnen anzufangen. Die Weiber sind findiger. In der Hütte brannte mitten auf dem Lehmboden ein Feuer, dessen Rauch und Funken ins finstere Bretterdach aufstiegen. Vor dem Feuer kauerte ein altes Weib in vergilbten Lappen, barfuß, aber das Haar sorgfältig um das Haupt geflochten. Die Arme braun und hager, entblößt bis hinter den Ellbogen, der immer eine Art Rechteck machte, wie sie auch herumarbeitete am Herd, mit den Scheitern und mit der Pfanne.

In der Pfanne kochte so etwas, wie Wasser und Mehlnocken. Daneben kauerte ein Knabe in verschlissenem Hemd und wollte mit dem

Holzspießchen in die Pfanne fahren, um eine Nocke herauszustechen, obschon das Weib immer keifte, sie wären noch nicht gekocht. Da der Hunger des Knaben schon sehr groß sein mochte, so biss er in seine Faust. In einem Winkel auf Stroh balgten sich zwei andere Kinder um eine Hose. Jedes wollte hinein, sie hatte aber nur für eines Raum und dieweilen das eine aufrecht im Kleid umherstolzierte, musste das andere im Neste bleiben.

Dieses seltsame Schauspiel beobachtete der Herr durch die niedrige Thür hinein. Doch ob man hier herum irgendwo eine Sänfte haben könne, das wusste auch das Weib nicht. Erst als der Diener ihr deutlich machte, dass es sich um eine Tragbahre handle, schlug sie die dürren Hände ineinander. Wer denn verunglückt sei? „Dieser Herr, dieser junge, schöne Herr? Na, der hat ja Läufeln wie ein Reh!"

„Aber nur deren zwei, liebe Frau, und er ist gewohnt, mit acht Beinen zu traben oder gar mit sechzehn!"

Das verstand sie nun wieder nicht. Nach langem Gerede kamen sie allerdings so weit, dass die Köhlersleute inne wurden: Der Herr möchte gerne in das Windlegthal und zum Berghause hinauf und weil er nicht mehr marschieren könne, so suche er Leute, die ihn trügen.

„Jetzt bin ich deutsch", sagte der Kohlenbrenner. „Das ist einer von d e r Gattung — weiß schon. Jetzt, ich thät den Hascher schon in den Buckelkorb nehmen, hab' vorige Woche einen ganzen Sauspeck hinaufgetragen, aber der Meiler lasst mich nit fort. Ein halbes Stündl, wenn der Herr noch dermachen kunnt, bis zu den Holzknechten hinauf. Die thäten schon so etwas zusamm'richten und sind starke Saggra."

„Ich würde auch anständig bezahlen, wenn Ihr dran wolltet."

„Hab' schon gesagt, ich kann vom Meiler nit fort."

Dann kamen sie doch ins Gespräch.

„Der Meiler da? Der scheint Euch viel einzubringen."

„Dass man halt lebt. Auf fünf Gulden mag einer gelangen."

„Des Tages?"

„Wieso? Drei Wochen brennt er halt, so ein Meiler."

„Drei Wochen? Fünf Köpfe? Fünf Gulden? Das ist kein schlechter Spass."

Dann nahm der Herr einen der Jungen auf, dass er sie führe bis zu den Holzknechten. Aber der Junge musste erst mit dem Gewande zusammenkommen: vom Bruder die Hose, vom Vater die Joppe, von der Mutter den Filzhut — dann war er wohl tapfer gestellt und begleitete die Herren bis zu den Holzknechten. Zwischen dem Gestämme huschte hier lautlos ein Reh, sprang dort ein schwerer Hirsch, mit seinen Geweihen dürres Astwerk knickend, dass es raschelte. Dann wieder schwirrten aus dem Haidekraut Wildhühner auf und über den Köpfen der Wanderer hüpften immer wieder Eichhörnchen von Ast zu Ast.

Bald gieng es ganz steil an. Doch je schlimmer es wurde über Stock und Stein, je trotziger fühlte sich der Herr. Boulevard war das allerdings keiner, aber der Teufel noch einmal! — Beim Fluchen wird der Mensch allemal stärker, für den Augenblick wenigstens. Doch als sie ins Schlagholz kamen, half auch das Fluchen nichts mehr. Da lagen sie in kreuz und quer, die gefällten und entrindeten Bäume, einer über den anderen, dazwischen die Wälle des halbdürren Geästes, die Reisigstöße, die Rindenhaufen, Barrikade um Barrikade über den ganzen weiten Plan hin. Darüber die heiße Sonne, einen harzigen Dunstbrodem legend über dieses abscheuliche Schlachtfeld hin. Der Knabe begann ohne alle Umständlichkeit über das Gebäume und alles Blockwerk dahinzuhüpfen, in seinem Hute, der ihm über das Näschen, in seiner Jacke, die ihm bis zum Knöchel gieng. Das wulstige, schlotternde Gewand war schier ohne Inhalt, wie ein komisches Gespenstlein sah das aus.

Der Herr stieg, ritt, kroch, schlüpfte, kletterte, rutschte, sprang, fiel, raffte sich wieder auf und begann endlich, da das Fluchen absolut zu nichts führte, lustig zu lachen. Wie sich der Berthold mit dem großen Rucksack weiterhalf, das war seine Sache.

„Hast du dich schon zutodt gefallen, Berthold?"

„Zu dienen, Euer Gnaden."

Drüben am Waldrande schmetterte es, unter dumpfem Gedröhne stürzte ein Baum zu Boden, während das Rauschen der Säge, das Pochen der Beile schon das Sterben der nachbarlichen Stämme kund that.

„Selben sein die Holzknecht!" rief der Knabe und lief den Hang hinab.

„Kleiner, so warte doch!" Nein, der Junge hielt seine Aufgabe für gelöst und der Herr musste seinen Ducaten wieder in den Westensack stecken.

Dann setzte er sich auf einen Stock, aus dessen Poren just kein Pech floss und schaute den Holzhauern zu bei ihrer Arbeit. Die schwitzten so heftig, so dass der prickelnde Dunst bis zu den Stadtnasen herüberkam, aber sie zeigten keine Müdigkeit; langsam, gleichmäßig, wie aufgezogene Automaten sägten sie, hieben sie, hackten sie. Andere schälten die Rinde los, so dass der weiße, feuchte Bast offen lag; andere zimmerten an einer endlos langen rinnenförmigen Brücke, die schräge den Hang hinabgieng gegen die Schlucht zur Kohlstatt.

All diese Dinge wusste der Herr sich anfangs nicht zu deuten. Später haben ihm's die harzigen Waldteufel erklärt. — Der Wald zieht sich stundenlang hin, die Bergkuppen dort hinten, sie sind schon blau aus lauter Ferne, sie gehören noch zu diesem Walde, und so wie hier werden mit der Zeit alle Bäume, die Millionen, geschlagen und verkohlt oder zu Bauholz, zu Brettern verarbeitet. Und das, das geht immer so

fort, jahraus, jahrein. So ein Holzhauer kommt mit seinem Rückenkorbe Sonntags abends oder Montags früh stundenweit aus einem Dorfe herauf, heimt sich die Woche über in der Blockhütte ein, die dort oben steht, die Kaser nennt man sie. Dort haben ihrer ein Dutzend Nachtlager und den gemeinsamen Kochherd. Um sechs Uhr früh gehen sie in den Schlag, um sechs Uhr abends spannen sie aus. Ist der Wald weitum geschlagen, so brechen sie die Hütte ab und bauen selbe an gelegentlicherer Stelle wieder auf. Am Samstag gehen sie hinaus in ihre Dörfer. Die einen haben Weib und Kind, die anderen sind nichts als Holzknechte, wissen nichts als Schlag und Kohlstatt und haben nichts als ihren Rückenkorb, den Behälter für Werkzeug, Mehl und Fett. Denn Mehl und Fett, das ist die Nahrung dieser starren Kraftkerle, die freilich vorzeitig verbogen, hinkend, lahm und kernmorsch werden, denn die Arbeit ist aufreibend und voller Gefahr, so frisch und idyllisch sie aussehen mag in Gottes freier Natur. Da vergeht kein Jahr, ohne dass die stürzenden Stämme sich rächen — dem ein Bein, dem schnurgerade das Leben nehmen. Es ist ein Kampf.

„Und jetzt sage mir einmal, lederner Kerl mit dem Rindengesicht, wollet ihr eine bequeme Tragbahre bauen und eure vier Mann diesen Herrn da in das Windlegthal hinauftragen?“

„Können mir nit thun, weil der Holzmeister nit da ist. Was uns der schafft!“

„Sakerment, kann denn gar nichts sein! Und wo ist der Holzmeister?“

„Der?“ Der Holzknecht lacht. „Der ist heut' 'gangen Wildschützen fangen mit dem Jäger.“

„Wildschützen?!“ Der Herr horcht auf, das interessiert ihn. Das ist kernfrische Romantik. Auch ist er ein großer Jagdfreund, einstweilen allerdings nur in der Theorie, denn zu Paris jagt man vorwiegend nur nach schönen Damen.

„Ei, Wildschützen, sagst du. Siehe, davon musst du mir erzählen.“

„Han, was gibt's da zu erzählen. Ist halt ein Wildschütz. Wahrscheinlich so ein Waldbauer. Ein armer Teufel, dem die Hirschen und die Hasen das Kraut fressen.“

„Und ist der Jäger oder Förster denn sehr strenge?“

„Das glaub' ich, dass er streng' ist. Hat halt den Auftrag von der Herrschaft.“

„So. Und jetzt sage mir, was verdient sich so ein Holzknecht?“

„Verdienen? Nix. Wenn's Jahr zu End' geht, hat man g'rad' so viel, wie wenn's angefangen hat. Übrig bleibt nix, als das Altwerden.“

„Und Pension?“

„Wer? Wir? Wir Arbeitsleute Pension? Von woher ist denn der Herr?“

„Fünf Gulden für den Mann, wenn ihr mich jetzt hinauf zum Berghaus tragt.“

„Hab's schon gesagt, 's ist der Holzmeister nit da. Und wir müssen jetzt die Schicht fertig machen im Holz.“

Der Berthold, ein treuer Diener seines Herrn, zerrte den Holzhauer am Hemdärmel hinter eine junge Lärche und duschelte ihm etwas ins Ohr. Der Waldmensch schnupperte mit der Nase, lugte unsicher umher, rief hohlstimmig einen Kameraden.

Dann hoben sie etliche Fichtenäste auf, banden sie mittelst jungen zähen Zweigen ineinander und die Sänfte war fertig. Ein Riesen-Geiernest, da setzte der Herr sich hinein. Vier Holzknechte hoben es an den nach außen stehenden Aststämmen und so gieng es sachte bergan. Der Berthold stieg hintendrein und hatte wachsamen Blick, dass die Männer dieses Heiligthum hübsch wagrecht trugen und der Insasse nicht etwa nach einer schiefen Seite herabpurzeln konnte. Dieser hockte fast bequem in seinem duftenden Reisig, schmauchte eine Cigarre, um den säuerlnden Schweißgeruch der Träger zu verscheuchen und betrachtete sich die Gegend. Nach rückwärts war die Tiefe schon so bedeutend, dass die Wälder der Niederung in blauen Tinten lagen und die Berge jenseits schroff und massig anstiegen, dieweilen allmählich ein Kamm hinter dem anderen hervortrat. An beiden Seiten steile Lehnen, mit hellgrünen Sträuchern bewachsen, mit Felsklippen bespickt. Nach vorne stieg die Schlucht steil an über ein wildes Bachbett mit massigen Steinblöcken, die aber trocken und fahl waren; nur in einem tiefen Sandschrunde sickerte ein braunes Wässerlein. Das Engthal stieg im Gestein terrassenförmig an und hinter der dritten Terrasse, als eine scharfe Felsrippe umgangen war, standen sie im Legwindthal und nun lag in einer weiten Runde die Eiswelt da. Im ersten Augenblicke schien es, dass die nächste Moräne mit einem flinken Steinwurf erreicht werden könnte. An einer weiteren Moräne oben lag ein taubengraues Kästchen. Aber das dauerte noch länger als zwei Stunden, bis sie über Geröllfelder, über mattgrüne Almkessel, über Steinhalden und Kare bis zur tiefen Schlucht kamen, in welcher ein schweres Wasser dahintoste. Das Kästchen hatte mittlerweile Augen bekommen und die Augen waren Fenster, aber das Berghaus stand jenseits der Schlucht und musste in einem großen Bogen erreicht werden. Glatt gieng es nicht auf den acht Füßen, einmal stolperte dieser, einmal strauchelte jener im felsigen Geklobe; einmal that von den Trägern dieser einen Fluch und dann machte jener einen Witz, den der Herr glücklicherweise nicht verstand. Im Hochkar waren sie zwei Jägern begegnet. Einer derselben schritt derb auf die Holzknechte zu und stellte sie zu Rede darüber, was sie da machten und ob sie nicht wüssten, dass kein Fremder durchs Legwindthal heraufgehen dürfe!

„Desweg' lasst er sich ja tragen", sagte einer der Knechte schalkhaft. Ein zweiter lispelte dem Jäger etwas zu, dieser machte seine buschigen Augen auf, nahm den Hut ab, dann trabte er mit seinem Genossen weiter. Diese beiden Jäger aber trieben einen alten Mann mit sich. Derselbe schwankte gebeugt unter der Last eines todten Thieres, das er am Rücken trug, unsicher dahin; unter der niedergedrückten Hutkrempe war nur das spitze Kinn und der graue Schnurrbart zu sehen.

„Haben sie ihn halt doch derkrabbelt, den armen Teufel!" sagte einer der Holzknechte. „Aber dass er einen Rehbock geschossen haben sollte?"

„Glaub' nit!" der andere, „den werden sie ihm nur aufgeladen haben. Der Kürsteiner Michel soll vorige Woche wohl auf einen Hirschen zielt haben, der ihm in den Garten ist ein'brochen. Aber nix 'troffen."

„Und dennoch ein'gangen! Den lassen sie vor Weihnachten nit heim!"

Der Herr in der Sänfte hatte sich hierauf über diesen Fall noch einiges erzählen lassen, dann wurde er missmuthig. Und als sie an die Stelle kamen, wo der Weg — thatsächlich „Weg" nannten sie den Steinhaufen — steil anstieg gegen das Haus, da ließ er halten.

— Das ist doch zu dumm. Vier abgerackerte Männer müssen einen jungen, gesunden Menschen schleppen. Das ist doch zu dumm! — Hat er's gesagt? Oder bloß gedacht? Oder hat es nur der Berthold gedacht? Oder von den vier Holzknechten einer? Es ist nicht genau festzustellen. Kurz, der Herr war von seiner Tragbahre gestiegen und hatte die Männer entlohnt. Als sie ihre Fünfguldenscheine zwischen den knorrigen Fingern hielten, glotzten sie blöde drein. Darf man das nehmen? Es ist ja ein ganzer Wochenlohn! Für die paar Stunden da.

„Wir werden's halt dem Meisterknecht geben", sagte der eine.

„Hat mich der Meisterknecht getragen?"

Fast unwirsch war der Herr darüber, dass es in dieser Gegend gar so ehrlich zugieng. So arm und so ungerecht und doch so ehrlich. Die Männer schüttelten ihre struppigen Köpfe, der eine warf vor lauter Staunen seinen schwammigen Filz zu Boden und hob ihn wieder auf. Und dann giengen sie — die Tragäste im Gestein liegen lassend — niederwärts gegen die Schlucht.

Die Wanderer stiegen nun den letzten Ruck hinan zum Berghaus. Das war nicht eines jener alten Hospize mit dicken Mauern, kleinen Guckfenstern und flachem, breit ausspringendem Dache. Es war ein ziemlich neues luftiges Gebäude mit zierlichen Balkonen und Dachgiebeln, mehr auf das Malerische, als auf das Feste bedacht. Der steinige Platz ringsum war leicht eingeplankt, nach einer Seite fiel es steil in die Tiefe ab, hinterwärts gieng ein in den Felsen gehauener Steig gegen die

Eiswüsten empor. Die Kegel und Kare ringsum waren kahl, nur durch die Schlucht herauf blaute das Waldland.

Vor dem Hause stand ein kleiner Mann, der hatte eine Kniehose und eine Lodenjacke an, sein blonder Vollbart war städtisch gepflegt. Ein Opernglas in der Hand, hatte er lange hinabgeforscht in die Kare, als dort die Männer langsam, mühselig und winzig wie Milben sich vorwärts bewegten. Nun trat er ihnen artig entgegen und lüpfte artig sein befedertes Hütchen. Das war der Wirt. Dann kam auch die Wirtin hervor, ihre Herzensfreude nur schlecht verhehlend, dass doch endlich wieder einmal ein paar Gäste kämen. Sonst war niemand zu sehen. An einem Wandvorsprung hockte eine scheckige Katze, in deren grünen Augen sich unbehagliche Überraschung spiegelte.

Im Vorhause waren Gebirgsstöcke, Eispickel und andere Ausrüstungen. Im eisernen Ofen des Gastzimmers prasselte bereits ein Feuer. An den Wänden desselben hiengen Gebirgskarten, touristische Verordnungen und ein Speise- und Getränketarif.

In den Schlafstuben gab es Betten zur Auswahl, aber die Wollendecken fühlten sich etwas feucht an. In einem der Fenster saß die scheckige Katze und that schnurren, als sei ihr bange, ob nicht etwa gerade das Bett ausgewählt werde, in dem sie ihre Nachtruhe zu halten pflegte. — Na, gut.

„Nun, Herr Wirt, was kann man zum Souper haben?"

Der Berthold las den Tarif.

„Vor allem eine Bouteille Wein. Schön. Oder willst du erst ein Glas Bier, Berthold?"

„Flaschenbier, bitte, ist ausgegangen", wendete der Wirt ein.

„Was denkst du über Rostbraten mit jungen Kartoffeln?"

„Rostbraten ist momentan nicht da."

„Oder ein Backhuhn?"

„Will einmal die Frau fragen." Sehr bald kam aus der Küche die Botschaft, mit Huhn könne man leider nicht dienen.

„So ist doch gewiss Wildbret vorhanden?"

„In voriger Woche hat's noch ausgezeichnetes Wildbret gegeben, meine Herren. Aber vor den Jagden darf nichts geschossen werden."

„Also in Gottesnamen etwas von Eiern."

„Vielleicht Schmalzeier mit Schnittlauch?" rieth die Wirtin.

Der Berthold raunte seinem Herrn zu, der Schnittlauchvorschlag lasse vermuthen, dass die Eier nicht mehr frisch sein würden.

„Aber du mein Gott, etwas Genießbares wird doch zu haben sein!" rief der Herr. „Es wird doch ein Stück Rindfleisch im Hause sein!"

„Lämmernes, wenn den Herrschaften gefällig wäre?"

„Also meinetwegen Lämmernes."

„Es wird ganz frisch sein", sagte der Wirt und eilte hinaus.

Sie setzten sich zum mit rothem Tuch gedeckten Tisch am Ofen, schenkten sich Wein ein und rauchten Cigarren. Dem Berthold war ganz eigen, dass der gnädige Herr so leutselig neben ihm saß und mit ihm plauderte, wie mit seinesgleichen. Der Herr schaute in die Hängelampe, die schon angezündet worden war, blickte zum Fenster hinaus, ins blasse, kalte Schneelicht des verglimmenden Tages, dann schüttelte er sich im Fieberfrost und lachte.

„Na!" rief er aus, „das habe ich mir etwas anders gedacht. Im Verhältnis zu dem, was man über dieses Gebirge spricht und schreibt, ist es verdammt einfach hier herum. Ich hatte mindestens ein paar Tische voll lustiger Touristen zu finden gehofft im Berghause. Ei sieh, da bringt die liebenswürdige Frau Wirtin ja Ansichtskarten mit unserem Alpenhotel. Schön. Das ist immerhin etwas. Wollen einmal den guten Freunden schreiben. Sage mir, Berthold, wenn du Ansichtskarten schreibst, fällt dir etwas ein?"

„Aber, Euer Gnaden! Dafür sind Ansichtskarten ja eben, dass einem nichts einzufallen braucht. Man schreibt bloß den Namen darauf."

„Und wenn einem der auch nicht einfällt? In der That, Berthold, ich muss mich besinnen. Es ist mir einigermaßen fabelhaft zumuthe. Wenn man sich aus der Riesenstadt monatelang nach Natur sehnt. Und wenn man da ist und sich sagt: Der kürzeste Weg zur Stadt zurück wäre mir der liebste!"

„Das gibt sich bald, Euer Gnaden. Morgen wird uns der heutige Tag schon Spass machen.

„Wo sollen wir denn morgen nächtigen?"

„In den Hammerwerken zu Moosbach. Wir wollen aber vielleicht doch die Gletscherwanderung nicht machen, schon aus dem Grunde, weil kein Führer da ist."

Als der Wirt den Tisch deckte, Teller und Essbesteck aufstellte und viel Gewicht auf Pfeffer und Salzgefäß, auf Senf und Paprika, auf Servietten und Zahnstocher zu legen schien, wurde der Weg des nächsten Tages besprochen. Das Wetter würde aushalten, es streiche der Gletscherwind. Morgen über das kalte Gschwänd in sechs Stunden nach Moosbach. — Die Sänfte lag freilich noch unten im Steinkar, aber die Holzhauer waren zu früh entlassen worden. Über das kalte Gschwänd! Sechs Stunden! Der Wirt zuckte die Achseln, dort wäre ohnehin noch ein guter Weg, von Moosbach her sei es nicht gesperrt.

Der Berthold blätterte im Fremdenbuch. In den letzten Jahren standen nur wenige Touristen verzeichnet, doch lobten sie die freundlichen Wirtsleute, die Verpflegung war kaum erwähnt. Das neueste Blatt war herausgerissen.

Endlich kam die Frau Wirtin mit dem Lämmernen. Es war auf dem Porzellanteller hübsch mit einem grünen Kräuterkränzlein garniert, es lagen ein paar Zwiebelmandeln daran und ein paar Limoneschnitten darüber. Es war recht appetitlich anzusehen.

Die Wirtsleute wünschten „wohl zu speisen".

Der Braten war in der That ganz delicat. Nicht, als ob bloß der Hunger so gut gekocht hätte, man merkte es an der Zartheit und Würzigkeit des Fleisches, dass das Lamm auf köstlicher Alpenweide fett geworden. Schließlich nahm der Berthold die Knöchlein mit den Fingern auf und nagte sie säuberlich ab, was der Herr als gar nicht unklug fand; er erinnerte sich, einmal gehört zu haben, dass gerade an den Knochen das beste Fleisch sei. Dann wischte der Herr sich mit der feingefalzten Serviette Finger und Mund ab, nahm einen Schluck Wein und sagte mit Behagen: „Alle Achtung! Auch bei Sarrien und Guillain soupiert man nicht besser."

Der Berthold gieng hinaus, um nachzusehen, ob das Schlafzimmer in Ordnung sei. Die Wirtsleute setzten sich zum Herrn, waren wohlgemuth und gesprächig und erzählten allerhand Lustiges aus dem Bergleben. Zuletzt nahm der Wirt die Guitarre von der Wand, um das eingenommene Abendmahl noch mit ein paar frischen Alpenliedern zu feiern. Da kam der Berthold herein und machte ein Gesicht, als ob im Schlafzimmer irgend etwas nicht in Ordnung wäre. Der Wirtin fiel das auf und sie eilte hinaus, der Wirt wollte wieder einmal nachsehen, ob sich nicht etwa der Wind gedreht habe.

Der Berthold war etwas gedrückt und fragte: „Haben Euer Gnaden vorhin am Fenster die scheckige Katze gesehen?"

„Die Katze! Sollte sie dir über den Rucksack gekommen sein?"

„Weiß nicht, Euer Gnaden. Mir ist unheimlich. Diese gefleckte Katze —"

„Ich denke, sie wird auf eine Stelle in unserem Schlafgemache reflectieren."

„Eine solche scheint ihr allerdings sicher zu sein, Euer Gnaden. Das Luder ist nirgends zu sehen. Hingegen fand ich in der Küche ein scheckiges Katzenfell — frisch abgezogen . . ."

Der Herr erhob sich rasch.

„Was sagst du, Berthold? Am Ende —!"

Der Diener nickte zustimmend. „Überzeugt bin ich davon!"

— — — „Frau Wirtin!"

Sie eilte etwas erregt herein: „Gefällig, meine Herrschaften?"

Der Herr nahm sie mit festem Griff am Arm:

„Könnte ich das Fell nicht bekommen von dem Lamm, das Sie uns vorhin geschlachtet haben?"

Sie kreischte auf: „Das hab' ich mir gedacht! Das hab' ich mir gedacht!“ — Laut weinend hat sie alles gestanden. — Und das war eine traurige Geschichte. Das Unglück habe sie schon lange verfolgt. Nun seien sie vollends ruiniert und könnten die Hütte zusperren, besser heute, als morgen. Aber die Herren hätte man doch nicht verhungern lassen können. Mit Kartoffeln in Wasser gekocht würden sie nicht haben fürlieb nehmen wollen. Sie holten ja zeitweise Vorräthe herauf, aber bis wieder einmal wer käme, sei alles verdorben. Und just allemal, wenn nichts im Hause sei, führe der Teuxel wen daher! Früher sei es anders gewesen. An manchem Tag dreißig — auch vierzig Touristen. Der Alpenclub habe das Haus gebaut, sie hätten es auf zehn Jahre gepachtet, ihr kleines Ersparnis dran gewendet und wären ruiniert.

„Was allerdings nicht für Sie spricht!“ sagte der Herr.

„Wir können nichts dafür, dass der Weg durch das Legwindthal und durch die Waldungen verboten worden ist. Vom Oberjäger. Des Wildes wegen darf nicht gegangen werden. Die Wegtafeln herabgerissen, die Markierungen ausgelöscht, die Wege und Brücken zerstört. So geht jetzt alles auf der anderen Seite drüben und kehrt im Schwaighause ein, und mit uns ist's aus. Aus und vorbei. Und jetzt noch das!“ — In tiefster Verzagtheit stand sie da. Dann kniete sie nieder vor dem Herrn, faltete die Hände und bat: „Kein Gift ist's ja doch nicht gewesen. Das Thier ist ganz gesund gewesen und hat auch nicht schlecht bekommen, wie man's wohl sieht. Von Herzen schön bitten wir, nur nichts sagen! Wir gehen ja so schon fort in der nächsten Woche.“

Der Herr ist bei diesem freimüthigen und einfältigen Bekenntnisse mit strenger Miene dagestanden. Dann hat er gefragt, ob man am nächsten Morgen beizeiten das Frühstück haben könne. Kaffee, in Wasser gekocht und mit Zucker.

„Ja? Nun also, da kann nichts geschehen. Denn gute Nacht!“

Der Berthold schien durchaus keinen weiteren Groll zu haben, er schlief balde und schlief fest. Der Herr hatte einen Katzenjammer. Zwar im Magen war soweit alles in Ordnung, obschon er sich von diesem Lammbraten für längere Zeit gesättigt fühlte. Ein anderes Unbehagen raubte ihm den Schlaf. Er stand auf und schaute zum Fenster hinaus. Eine kalte, starre, lautlose Nacht. Die Berge lagen in ihren blassen Wuchten da, schienen aber nicht so hoch zu sein als am Tage, wo ihre Gliederungen, ihre Wände und Bänke, ihre Kare und Schründe sie bauten. Darüber der gestirnte Himmel. Der Mann, der das Bild betrachtete, hatte nie etwas Langweiligeres und zugleich nie etwas Gewaltigeres gesehen, als diese Wüstennacht im Hochgebirge.

Nachdem er lange am Fenster so gelehnt war, geträumt und gesonnen hatte über die Eindrücke dieses absonderlichen Tages, schloss er

den Balken und machte Licht. Papier und Stift brauchte er aus dem Rucksack, wollte aber den Diener nicht wecken, kramte es selbst hervor und begann einen Brief zu schreiben.

„Liebe Stephanie!

Meine Depeschen aus Krumstein und Detmarsdorf wirst Du erhalten haben, sowie auch mir Deine lieben Nachrichten zugekommen und zur Freude gewesen sind. Seither manches kleine Reiseabenteuer, besonders der heutige Tag war einer der erlebnis- und lehrreichsten für mich. Der Einfall, nach meiner Heimkehr aus Frankreich unsere Besitzungen incognito zu bereisen, war allerdings eine geistreiche Laune — und sie dürfte mehr bedeuten. Nachdem ich einen wenn auch nur flüchtigen Blick in das Leben dieser Waldleute gelegt, deren Arbeiten unsere Revennen schaffen — Holzknechte, Kohlenbrenner, Häusler, Jäger u. s. w. — gehen mir die Augen auf. Wie theuer wird das Leben auf der Riviera, der Aufenthalt in Paris, die Rennen und Spiele, der hundertfache Luxus erkauft mit der Lebenskraft anderer Leute. Davon hatte ich keine Ahnung. Wenn ich je darüber nachgedacht hätte, so würde man nach den Darstellungen der Verwalter ja glauben müssen, es hätte jedermann, der für uns arbeitet, gutes Auskommen und menschenwürdige Existenz. Und schon heute sehe ich es: die Pariser Bettler sind Rothschilde und Fürsten im Vergleiche zu diesen Waldarbeitern, deren Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Anspruchslosigkeit über alle Vorstellung geht. Willst Du nicht unseren Güterdirector fragen, wie viel der jährliche Jagdpacht beträgt? Ob es dafür steht, dass die Existenz armer Bauern und strebsamer Bergwirte darunter leidet? Ich sehe jetzt, dass zahlreiche Menschen mit dem ganzen Aufgebote ihres Lebens uns dienen, uns, die sie nicht kennen, von denen sie nichts haben, dass noch eine Art Hörigkeit besteht zwischen Arbeitsgeber und Arbeiter. Und ich sehe, wie zahlreiche andere durch den Schwerdruck unserer Interessen zugrunde gehen. Nein, mein theures Kind, das habe ich nicht geahnt, und wenn es sich auf meiner fortgesetzten Inspectionstour wirklich auch anderweitig bestätigt, dann wird auf eine durchgreifende Änderung zu denken sein. In der Schweiz und in Frankreich ist mein Adelsstolz seltsamerweise nicht geringer geworden, und auf dieser Gebirgswanderung werde ich mir seiner erst recht bewusst. Wenn unsere Einnahmsquellen solcher Art sind, dass sie die Armut anderer bedingen, dann ist mir das Ding zu lumpig. Die Waldarbeiter beziehen einen Lohn, bei dem sie nicht leben und nicht sterben können. Den Kleinbauer führt man in den Arrest, weil er seine Feldfrüchte vor dem gefräßigen Wilde schützt, und von dem Souper im Gebirge will ich dir mündlich erzählen. Vorerst wisse nur, dass den Naturfreunden auf unseren Besitzungen die Wege verboten sind ins Hochgebirge. Nach der Rückkehr werde ich einmal meine Herren zusammenbitten und ein bisschen Musterung halten.

Diese Zeilen schreibe ich in einem öden Alpenwirtshaus zur nachtschlafenden Stunde. Ich fühle mich etwas aus dem Gleichgewichte gerathen und gäbe was darum, Empfindungen und Gedanken, die jetzt mich beunruhigen, mit Dir besprechen zu können, Du hattest doch in so vielem Recht, was ich bisher auf altem Geleise nicht zugeben wollte. Man war ein ganz gemeiner Aristokrat, aber kein Edelmann. — Lebe wohl. Ich will noch ein paar Stunden zu schlafen suchen, denn für morgen hat Berthold, der sich wieder als tüchtiger Junge bewährt, eine beschwerliche Wanderung arrangiert. Aber von jetzt an werde ich weder mit vier Pferden, noch auf vier Holzknechten reisen. Seine gräflichen Gnaden dürften geruhen, sich fürderhin mehr an seine uraltangestammten Besitzthümer zu halten — an zwei Beine und zwei Arme, mit welch letzteren in sechs Tagen Dich umfangen wird Dein

Ferdinand."

Der Herr Inspector.

Eine Schulgeschichte von **Anton Renk.**[1])

Draußen war ein Frühlingstag voll Sonne, Farben, Blüten, Klängen und Düften, so herrlich, dass man glauben konnte, in das seit Jahrtausenden den Menschen verlorene Paradies eintreten zu dürfen; es lag so ein Hauch von Unschuld, so ein Glanz von Lilien in der Luft und die lilafarbenen Glycinien, die in reichen Guirlanden die Fenster umschlangen, ließen süße, schwere Düfte, schwüle Frühlingsgedanken ins Schulzimmer wehen.

Wenn ich beim Pulte stand, sah ich gerade in den Garten hinab. Da war ein reicher violetter und weißer Flieder, da streute der blanke Jasmin seine berückenden Düfte, da hoben sich vom dunklen Blattgrün die Rosasterne des Tartarenstrauches ab und darüber hin, schlank gewachsen, prangte der Märchenbaum Goldregen in seinem königlichen Schmucke. An den Beetumrandungen funkelten weiße und feurige Lilien in die glänzende Luft hinein, blaue und gelbe Schwertlilien drängten sich zwischen den hellrothen vielblättrigen Pfingstrosen mit den Goldkäfern im Herzen hervor.

Über die Mauern krochen hellgelbe Kletterrosen, an den Stöcken erblühte die übermüthige Flatterrose und die keusche Theerose. Glänzende Schmetterlinge flogen wie verzauberte Prinzen über die Blumen, welche wohl verzauberte Prinzessinnen waren, und besuchten sie. An den funkelnden Sonnenstrahlen schienen leise Vogelklänge zu hängen.

[1]) Aus dessen neuem Büchlein: „Unter zwei Sonnen". (Aug. Schupp. München. 1899.) Siehe „Heimgarten", 23. Jahrgang, Seite 876.

Meine Mädchen hatten helle Blousen an und trugen Rosen oder Maiglöcklein: kleine, leiseredende Frühlingszauber — kleine, kleine Frühlingssünden.

Ja, fast wie lockende Frühlingssünden zogen die Düfte zu mir und den jungen Mädchen ins Schulzimmer herein. Die jungen Mädchen hatten ihre Augen auch gerne draußen im funkelnden Frühling und brachten der Literaturstunde herzlich wenig Aufmerksamkeit entgegen ... Ich ließ sie gewähren, sollte denn ich, ich der Schulmeister mit dem allmächtigen Frühling in den Kampf treten um junge Mädchenseelen; das war wohl aussichtslos! Was wollte ich mit meinen schwarzen, kalten, todten Buchstaben, welche die Poesie vermitteln sollten, wenn der Frühling Jasmin, Rosen, Flieder, Goldammern, Pfauenaugen und Sonnenstrahlen hat, ihre lieblichsten Geheimnisse zu erläutern?

Jetzt kam gar ein Besuch herein aus dem Sonnenreich, ein goldgelber Citronenfalter, der zuerst den Versuch machte, auf Pias dunklem Haar sich niederzulassen, dann zum Christuskreuze an der Wand emporschwebte und es umkreiste, und endlich in die Ecke huschte, wo ein unheimlicher Gast aus der Anatomiestunde fühllos in den Frühling stierte, ein Todtengerippe.

In einem weißen Kleide, welches die Arme freiließ, stand die blonde Esther neben der Schulbank und las laut aus dem Lesebuche, während die Strahlen der Frühlingssonne sich eifrig mit ihren Haaren beschäftigten. Wie sie so dastand, mit Maiglöckchen an der Brust, — ganz Unschuld, ganz Sonnenschein, ganz Frühling.

Und sie las:

„Wie vor einem Jahr genau:

Frühling ... Leben ... Schmetterlinge,
Drüber ein verklärtes Blau,
Allbekannte Frühlingsdinge,
Wie vor einem Jahr genau.
Lieder, Liebe, Farben, Lichter,
Frohe Menschen, neue Dichter ...

Wie vor einem Jahr genau:

Blumen in dem grünen Moose,
Halbverdeckt vom Epheublatt,
Und dazu das übergroße
Glück, das keinen Namen hat ...
Wie vor einem Jahr genau."

Ob man das im nächsten Jahre auch wieder lesen wird? Die Schicksale sind seltsam und die Dichter lügen.

Esther, Bianca, Tony, Mela, Pia, Luise, Dolphi, Frieda und ihr alle, werdet ihr im nächsten Jahre noch sagen können, wie vor einem Jahr genau ...? Das Leben hat Hoffnungen und Enttäuschungen, Hass und Liebe, Brautkränze und Todten- ...

Da klopfte es laut und hart an die Thüre . . . Ein Schrecken zuckte über die Gesichter der jungen Mädchen: Der Inspector kommt!

Ein Mädchen öffnete die Thüre.

Ängstlich waren alle Augen auf die Thüre gerichtet, keines wollte mehr zum Frühling hinaus.

Der Herr Inspector trat ein.

Ein hilflose Bitte: „Nur mich nicht", „nur mich nicht", lag auf allen Kindergesichtern.

Wie eine gestammelte Bitte an das Schicksal. Aber das Schicksal wählt nach eigenem Gutdünken.

Der Herr Inspector war ein sehr alter und magerer Mann. Er war sehr blass, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Er war vollständig rasiert und die wenigen, ganz weißen Haare, welche er noch besaß, stachen kaum von der Blässe seiner Stirne ab.

Der Herr Inspector stellte den Cylinder auf einen Stuhl und nahm der Luise das Lesebuch aus der Hand. Er wählte nach seinem Gutdünken.

An Luise war alles Rosa, das leichte Kleid, das frische Gesichtlein, das fröhliche Gemüth.

Er hatte aufs Gerathewohl das Lesebuch aufgeschlagen und fragte mich, ob wir Geibels: „cito mors ruit" gelesen hätten, was ich bejahte.

„Was bedeutet der Titel?"

Aus Luisens Gesicht war die Farbe gewichen, sie konnte dem Inspector nicht in die Augen schauen, ihre Stimme zitterte:

„Schnell bricht der Tod herein." —

„Ja, richtig — schnell bricht der Tod herein. Wann ist der Dichter des Liedes gestorben?"

„Geibel starb im Jahre 1884."

„Lesen Sie!"

„. . . Er tritt herein in den Prunkpalast,
Da wird so blass der stolze Gast
Und lässt von Wein und Buhle,
Er tritt zum lustigen Hochzeitsschmaus,
Ein Windstoß löscht die Kerzen aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle."

Das zitternde Mädchen las mit stockender Stimme. Das schien den Herrn Inspector zu erregen, er entfernte von seiner Rechten, welche schmal, blass und knochenfingerig sich zeigte, den Handschuh, tändelte nervös mit demselben und sagte streng: „Da nützt kein Zittern!"

Luise las weiter:

„Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüt und Klee,
Er tritt heran, ihr wird so weh,
Wer wird den Strauß vollenden!"

„Da sehe ich gerade, dass die Fräuleins alle Blumensträußchen tragen, ich will das nicht sehen. Das taugt nicht zum Ernst", sprach er streng und gebieterisch, in seinen Augen zuckte es auf, als hasste er die Blumen. Schlanke Mädchenfinger nestelten die Blumen los. Das Sträußlein Rosas fiel auf den Boden. Der Herr Inspector wandelte im Schulzimmer auf und ab, betrachtete sich das Todtengerippe in der Ecke und blickte zum Kreuze empor, an welchem ein blasser Christus hieng. Als er an Rosas Platz vorbeikam, zertrat er die am Boden liegenden Maiglöckchen mit seinem Fuß. Tiktak, tiktak gieng die Uhr und kündete die nimmer rastende Zeit. Der Herr Inspector sah zu der Uhr empor und begann zu lächeln, höhnisch zu lächeln, als . . . freute er sich, dass noch eine Viertelstunde Zeit war, die Kinder zu ängstigen.

„Lesen Sie weiter!"

Dieses frische, kräftige Mädchen, wie es verschüchtert dastand, wie die Augen allen Glanz verloren hatten.

„Drum sei nicht stolz, o Menschenkind,
Du bist dem Tod wie Spreu dem Wind,
Und magst du Kronen tragen;
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh ein Hauch dies Blatt bewegt,
Wird auch die deine schlagen."

„Wird auch die deine schlagen", wiederholte der Herr Inspector mit so starker Stimme, dass der Schmetterling, welcher zwischen der Dornenkrone sich niedergelassen hatte, aufschrak und durchs Zimmer flog, gerade über dem Haupte des Inspectors hinweg . . . Auf einmal taumelte er zum Boden und flog nicht wieder auf.

„Wissen Sie noch andere Gedichte, in welchen von der Allmacht des Todes die Rede ist?"

„In Schillers Tell: Rasch tritt der Tod den Menschen an . . ."

„Nun, wie steht es mit der Grammatik? Nennen Sie mir ein schwaches Zeitwort!"

„Leben . . ."

„Die Formen heißen?"

Leben, lebte — gelebt . . ."

„Leben ist also ein schwaches Verbum. — Nennen Sie ein starkes . . . das Gegentheil des früheren!"

„Sterben — starb, gestorben", brachte Luise mit Zittern heraus.

Mitten im Frühling das! Mir war es, als ob das Skelett im Winkel vom Gestelle sich loslösen und sich mitten unter die blühende Mädchenschar setzen wollte. Ich fühlte einen Drang zum Beten in mir. Eine Angst überkam mich . . . dort lag der goldene Schmetterling, er war todt.

„Conjugieren Sie das Zeitwort!"

„Ich sterbe, du stirbst."

Luise conjugierte die Zeiten durch.

„Futurum?"

„Ich werde sterben!"

Da schlug die zwölfte Stunde und die Schulglocke verkündete das Ende der vormittägigen Schulzeit.

„Du wirst sterben", wiederholte der Inspector mechanisch und sagte dann: „Beten!"

Das Gebet verklang: „in der Stunde unseres Absterbens, Amen." —

Draußen leuchtete der Frühling. —

Einige Tage lang kam Luise nicht in die Schule. Als ich an einem Morgen eintrat, standen die Mädchen in Gruppen zusammen und führten scheue Gespräche.

An der Schultafel aber hieng ein schwarzumränderter Carton: — „Gott, dem Allmächtigen, hat es gefallen, unsere innigstgeliebte Tochter Luise in ihrem siebzehnten Lebensjahre . . ." Nun wusste ich genug: der Inspector war in der Schule gewesen, der Inspector, dessen Bezirk die ganze Welt ist.

Wie das Volk die Natur anschauet und deutet.

Von Theodor Vernaleken.

Vorwort.

Religion und Poesie haben von alters her eine gewisse Verwandtschaft, und beide haben ihre Entwicklungsstufen und ihre Zeitalter. Die Religion ist von den naivsten Anschauungen ausgegangen; ihr erstes Zeitalter nennen wir das naturalistische oder auch mythologische. Wer die Poesie der Griechen kennt, weiß, wie innig ihre Religion und Dichtung sich berühren. Dasselbe ist der Fall in den Religionsurkunden der Hebräer, wie das Herder für das Alte Testament nachgewiesen hat. Bei den Germanen sind ebenfalls die religiösen Vorstellungen; die poetische Darlegung in der Edda gibt Zeugnis davon. Religion und Poesie trennten sich aber in späteren Jahrhunderten und jede gieng ihren eigenen Weg. Das Volk empfieng seine Religion von anderen als etwas Positives, Geoffenbartes, und die volkstümliche Schaffung unterblieb, aber die poetische Thätigkeit des Volkes hörte nie auf, weder die epische noch die lyrische. Davon geben Sagen, Märchen und Volkslieder Zeugnis. Zu dieser poetischen Thätigkeit gehört auch die naive Naturanschauung des Volkes, von der wir einige Reste mittheilen wollen. Wenn die

Theologie von ihrer Vorstufe (der Mythologie) Notiz nimmt, so wird es auch den Naturkundigen interessieren und ergötzen, wie das Volk bis in unser Jahrhundert hinein die Natur angeschaut und in seiner Weise gedeutet hat.

Dabei ist auch die Sprache zu berücksichtigen. Sie gibt den Dingen ein Leben, indem es diesen ein Geschlecht beilegt, ein männliches oder ein weibliches, z. B. uns ist der Mond ein männliches Wesen, den Romanen ein weibliches (luna, la lune). Schon die eddische Sage erklärt: Mundilföri hatte zwei Kinder, einen Sohn Mâni und eine Tochter Sôl; beide wurden an den Himmel gesetzt. Das Volk verfährt hier personificierend, und die dichtende Einbildungskraft gibt den Dingen, die auffällig erscheinen, Menschenart und Gestalt, und wenn die Phantasie ihre Fäden weiterspinnt, so entstehen Handlungen und Thaten dieses Individuums. Hier ist die Quelle der Urreligion; das so Geschaffene wird im Herzen bewahrt — fingunt simulque credunt, wie Tacitus sagt. Später tritt das Religiöse zurück und wird mehr ein Spiel der Einbildungskraft. Das Bedürfnis, gewisse Erscheinungen zu deuten, ist beim Volke immer vorhanden, mit oder ohne scherzhafte Zuthaten. Die Sonne geht unter und die Sterne ziehen herauf. Wie kommt das? Auf der Insel Sylt sagt das Volk: Sobald die Sonne am westlichen Himmelsrand untergegangen ist, müssen die alten Jungfern aus der abgenützten Sonne die Sterne zuschneiden; die verstorbenen Junggesellen aber müssen diese während der Nacht allezeit hinaufblasen, indem sie beständig an einer Leiter auf- und absteigen. — Warum ist der Lachs hinten spitz? Nach der Edda hatte sich Loki in einen Lachs verwandelt, Thôr griff nach ihm, aber er glitt ihm aus, so dass er ihn erst am Schwanz wieder fest zu halten vermochte.

Wenn die Vegetation sich zurückzieht, so ist es bei den alten Griechen die Persephone, die der Hades raubt. Wenn der Vesuv speiet, so sind es die sprühenden Funken von dem in der Tiefe arbeitenden Vulkane. Der giftige Eisenhut wuchs aus dem Boden an der Stelle, wo der Geifer des Höllenhundes hingefallen war. Ein Mann sitzt zur Strafe im Monde, weil er am Sonntage gearbeitet. Wie der Karst, der Wirbel und Strudel in der Donau, der Plattensee entstanden, ist in meinen „Mythen“ erzählt. Warum keimt das Winterkorn roth? In den Sudeten sagt man, weil auf diesem Korn Kain den Abel erschlagen hat. Wenn ein rechter Sturm ist, sagt man in den Sudeten: Die „Wintergruola“ heult (Groule-Großmutter), oder: Der Hauptmann Kleppel zieht durch die Luft. Man sagt nämlich, Kleppel habe die Leute geplagt und sei darum vom Blitze erschlagen. Und was weiß man nicht alles von auffälligen, menschenähnlichen Felsgestalten zu erzählen! Alles das erscheint der Beobachtung wert, wenn sich auch kein

großer Mythenkreis angesetzt hat, wie in der altgriechischen Sagenwelt. Was ist die erste Grundlage des ganzen Mythos von der Niobe und den Niobiden? Nach den archäologischen Untersuchungen K. B. Starks ist in dem Sipylogebirge (kleinasiatische Küste) ein Felsgebilde, welches von fern in deutlichen Umrissen eine sitzende, in Trauer versteckte Frauengestalt zeigt. So hat die ganze Mythologie reale Anknüpfungspunkte. Bei christlichen Völkern konnte das natürlich nicht zur weiteren Ausbildung kommen, aber immer bleibt es von Interesse, wie das Volk in seiner Weise die Natur auffasst.[1])

Das folgende, in Österreich gesammelte, beruhet auf mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Die bisher reichste Sammlung aus dem Volke in Österreich ist enthalten in meinen „Mythen und Bräuchen" (Wien, bei Braumüller 1859); außerdem in meinen „Alpensagen" (Wien, Seidel). Was ich seitdem gehört, ist folgendes.

1. Woher der Wind auf dem Stefansplatze.

Wien hat eine Windlage. Dies erfährt man besonders auf den Kirchenplätzen, am meisten auf dem Stefansplatze, der selbst beim schönsten Wetter nicht frei vom Winde ist. Diese Erscheinung erklärt sich das Volk so. Als der Thurm gebaut wurde, that der Wind den Ausspruch, er werde dieses ungeheure Menschenwerk mit geringer Mühe umblasen. Um nun seines Vorhabens sicher zu sein, machte er mit dem Teufel gemeinsame Sache. Trotzdem war seine Macht viel zu gering; die festen Mauern blieben unerschüttert. Nur einzelne Beschädigungen gelangen ihm. Ergrimmt darüber wusste sich der Wind nicht anders zu helfen als dadurch, dass er mit dem Thurme sich versöhnte. Nur auf diese Weise konnte er der Rache seines Genossen, des Teufels, entgehen. Dieser suchte ihn aber beständig zu erhaschen. Da gab ihm der Thurm den Rath, er möge sich fortwährend um die Kirche herum aufhalten, denn in der Nähe der Kirche könne ihm der Teufel nichts anhaben. Daher verweilt der Wind noch jetzt bei der Kirche, und wenn der Teufel nahet, so streicht er geschwind durch die Kirche von einer Pforte zur andern.

Anders nach Vogls Domsagen, Seite 30: Der Baumeister G. Hauser starb vor der Vollendung des Thurmes. Darüber war der böse Geist froh und verband sich mit Wind und Regen, die sollen das angefangene Werk allmählich zerstören. Vergebens; ein neuer Meister, P. v. Brochawitz, fährt fort zu bauen. Da fliehet der Teufel, und Wind und Regen suchen ihn ohne Scheu und Rast. Darum regnet oder windet es dort ohne Aufhören.

---

[1]) Man vergleiche die mythischen Deutungen in Grimms Mythologie, Cap. XXI fg.

Mündlich wird noch folgendes überliefert:

In der Pestzeit hat eine reiche, fromme Frau ein Legat gemacht, dass täglich in der Stefanskirche fünf Vaterunser gebetet werden, damit zur Vertreibung der Pest ein beständiger Wind in Wien erhalten bleibe.

Eine andere Erklärung über den Wind gibt der in Unter- und Oberösterreich, wie auch in anderen deutschen Ländern verbreitete Volksglaube: Wenn der Wind stark geht, so muss sich jemand erhenkt haben[1]).

2. Der tanzende Teufel macht die Steine schwarz.

In Mank (Nieder-Österreich) war Kirchtag. Alle jungen Dirnen giengen mit ihren Angehörigen abends auf den Kirchplatz tanzen. Nur eine, welche weder Freunde, noch Bekannte im Dorfe hatte, musste mit schwerem Herzen zusehen, wie selbst von den benachbarten Dörfern die niedrigsten Dirnen, welche nicht einmal ein rothes Kopftuch hatten, zum Kirchtagtanz eilten. Bis um Mitternacht saß sie vor dem Fenster tanzmäßig gekleidet und sah betrübt den Vorübergehenden nach. Ein rothes Kopftuch, ein schönes Leibchen mit Bändern geziert und ein rother Rock mit schwarzem, handbreitem Saume bildete ihren Anzug, so dass sie gewiss die Schönste beim Tanze gewesen wäre. Endlich seufzte sie: „Mein Leben gäbe ich, wenn ich nur eine Stunde am Kirchtag wäre."

Kaum hatte sie dieses gesagt, als ein Jägerbursch mit einem Federhute zur Thür hereintrat und fragte: „Dirndl, ist's dein Ernst? Sie ahnte nicht, mit wem sie es zu thun hatte und sagte ja. Sogleich nahm er sie bei dem Arme und führte sie zum Tanze. Dort tanzten sie den Hahnentanz mit solcher Genauigkeit, dass sie keinen der aufgestellten Steine berührten. Kein anderes Paar getraute sich diesen schmucken Leutchen nachzutanzen.

Kaum hatten sie zum drittenmale zu tanzen angefangen, als es ein Uhr schlug. Ein donnerähnliches Gekrache ließ sich hören und der Tänzer war mit der schönsten Tänzerin verschwunden. Einzelne Stücke des rothen Kopftuches der Dirne flatterten in den Lüften herum, ohne dass man jemanden sehen konnte. Als die Leute des anderen Tages über den Tanzplatz giengen, fanden sie eine Menge pechschwarzer Steine. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, dass es dieselben waren, welche nachts als Grenzsteine beim Hahnentanz gebraucht waren, aber von der Berührung des Teufels schwarz geworden waren. Noch jetzt findet man hie und da einen solchen schwarzen Stein.

In Tirol und im Salzburgischen erzählt das Volk viel von Teufelssteinen, Teufelsbrücken, Teufelsmühlen 2c. Namentlich am Funtersee, an

[1]) Vergl. Schwartz Urspr. der Myth. 8. 16. 170. In der Myth. wird der Teufel oft mit zerstörenden Riesen zusammengestellt. Vergl. Simrock Myth. 31. Grimm Myth. 515 Pf. Germania 11, 75.

der Lammer, am Schoberberg nächst Mondsee, auf dem Höllberg, bei Oberfritz, im Mirabellgraben rc. Es ist das alles ein Beitrag zur Seelenkunde des Volkes. Der Teufel ist ihm gleichsam ein Schrank, in welchen das Volk alles Böse hineinlegen kann, wenn es ihm just nicht handlich ist, und aus welchem es das Böse wieder herzunehmen weiß, sobald er dieses haben will.[1])

3. Die steinernen Schwestern.

Unweit des Dorfes Polau in Mähren stehen drei große Felsblöcke, die von den umliegenden Bewohnern die drei versteinerten Schwestern genannt werden.] Von diesen erzählt man sich folgendes: Vor Zeiten lebte auf der Burg zu Polau eine Rittersfrau mit Namen Idislawa, mit ihren drei Töchtern, die sie zur Frömmigkeit und Häuslichkeit erzog. Früh morgens mussten sie zur Arbeit sich begeben, und unter der strengen Aufsicht ihrer Mutter die härtesten Arbeiten verrichten. Das veranlasste sie oft zu den bittersten Klagen, aber die Mutter kehrte sich nicht daran, ihr Wille blieb ihnen Gesetz. Einst wurden sie von ihrer Mutter geweckt, die ihnen befahl, sich zum Waschtrog zu verfügen, als Lohn erwarte sie des Abends ein köstliches Äpfelgericht. Die Töchter waren froh und vergnügt bei ihrer schweren Arbeit, und freuten sich auf die seltene Speise. Des Abends aber, als die Arbeit beendet war, setzte ihnen die Mutter statt des versprochenen Äpfelgerichtes ein kärgliches Mahl von Hülsenfrüchten vor. Darüber wurden die Fräulein erbittert, und verfluchten im Zorne ihre Mutter, von der sie, wie sie glaubten, immer hintergangen wurden. Die Mutter aber hatte nur die Absicht, den Gehorsam ihrer Töchter zu prüfen.

Da erhob Frau Idislawa ihre Hand gegen den Himmel und rief laut: „Ich wollte, die ungerathenen Kinder würden zu Stein werden, und müssten auf ewig verstummen, als warnendes Beispiel.“ Und siehe, ihr Wunsch gieng in Erfüllung, ein gräslicher Sturmwind erhob sich, schwarze Gewitterwolken umwölbten den Himmel, es donnerte und blitzte fürchterlich, die Thürme der Burg stürzten ein, endlich die Burg selbst, und unter ihren Trümmern ward die unglückliche Mutter begraben.

Als aber das Gewitter vorüber war, erblickte man am Fuße des Berges drei Felsblöcke, die früher nie dort gewesen. In ihnen erkannten die erschrockenen Landleute die drei Burgfräulein. Noch erzählt man sich, dass oft in stillen Nächten ein leises Wimmern zu hören sei, und viele wollen die Gestalt der Mutter gesehen haben, die mit namenlosem Schmerze die Felsblöcke umfasse.[2])

---

[1]) Näheres über den Teufelswahn bei G. Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit, II. 2, Seite 344 ff.

[2]) Mündlich aus Brünn. In Nikolsburg erzählt man, die Burg auf dem Polauer Berge sei von den stolzen „Maidenbürgern“ bewohnt gewesen. Andere nannten die drei Schwestern übermüthige Jägerinnen.

4. Der Schwurtritt.

Zu Neumarkt in Obersteier erhebt sich ein ziemlich hoch ansteigender Berg, welcher den Namen Schinderberg führt. Den Namen erhielt er durch die am Fuße desselben liegende Hütte des Abdeckers. Auf diesem Berge befindet sich ein Platz, der den Namen Schwurtritt führt und in der dem Postmeister des Ortes gehörigen Viehhalde liegt. Mit diesen Namen bezeichnen die Bauern des Ortes vier Paar in den Boden eingedrückte Füße, welche sich in einem Kreise befinden, und von welchen deutlich ein paar Pferdefüße zu unterscheiden sind.

Zwei Bauern des Ortes hatten dort oben ihre Gründe neben einander. Der eine davon aber war mit dem Teufel im Bunde. Er versetzte nun immer den Grenzstein, der andere wusste aber die rechte Grenze und so geriethen sie in Streit. Sie beschlossen nun zu schwören und nahmen sich einen Zeugen mit. Als Platz zu der Zusammenkunft wurde die Grenze bestimmt. Der eine aber, um nicht falsch schwören zu müssen, that von seinem Grunde Erde in die Schuhe. Sie schwuren nun, dass jeder auf seinem Grund und Boden stehe. Der eine, welcher falsch geschworen hatte, wurde vom Teufel geholt. Vor der Falter wird ein Stein gezeigt, in welchem ein Pferdefuß eingedrückt ist und als der Ruheort des Teufels bezeichnet wird. Die innerhalb des Zaunes liegenden Fußstapfen sind ziemlich groß und die Bauern erzählen davon, dass Steine, welche man hineinlegt, nicht darin liegen bleiben.[1])

5. Wie die Sündflut entstand.

Der Teufel hatte einst, als er in guter Laune war, einen Spiegel erfunden, in dem alles verkehrt und verzerrt zu sehen war. Der Spiegel zerbrach und ein Splitter kam ihm ins Auge. Von nun an war er im Kartenspiel nicht mehr glücklich. Ein gewisser Hansl spielte mit ihm um arme Seelen, die der Teufel alle verlor. Deshalb zerrissen die Teufel den armen Hansl in tausend Stücke und streuten sie in die Luft. Gelangt ein solches Stückchen in einen Menschen, so wird er ein Spieler und lässt sein Lebtag nicht davon ab. Einst stahl der heilige Petrus dem Teufel die Karten und flog damit gen Himmel, aber der Teufel flog ihm nach und erreichte seine Ferse noch. Er wollte sie ihm ausreißen, allein Petrus gab ihm mit dem anderen Fuße einen solchen Stoß vor die Stirn, dass er ein Stück vom Himmel abriss. Und so entstand die Sündflut, weil alles Wasser, das im Himmel war, herausfloss und die Erde überschwemmte.[2])

---

[1]) Ähnliches in Schweizersagen, zum Beispiel bei Rochholz 2, 116. Vergleiche die Variante in Wolfs Zeitschrift für Mythologie. Zweiter Band, Seite 42.

[2]) Aus Wittingau im südlichen Böhmen. Vergleiche Simrocks Mythologie. 502.

6. Der Großglockner.

Die große Glocke des Salzburger Domes war in der Charwoche mit den übrigen Glocken nach Rom gewandert, um dort zu beichten. Auf der Rückreise hat sich die große Glocke an der Landesgrenze aber gerühmt, ihre schwerste Sünde verschwiegen zu haben. Sogleich ist sie zu Eis erstarrt, zur ewigen Strafe für ihr Vergehen. In Pinzgau wird ein Theil des Großglockners die „Glocknerin“ genannt.[1])

Die erste Goethe-Säcularfeier in Weimar, 1849.

Von J. K. Lecher.

Als Goethes Geburtstag zum hundertstenmale sich gejährt, 1849, damals hat das deutsche Volk diese Säcularfeier auch nicht im allerentferntesten festfreudig und mit dankbarem Stolze auf den größten seiner Dichter begangen, wie soeben im verflossenen Monat dessen hundertfünfzigsten Geburtstag. Damals, vor einem Halbjahrhundert, hatten literarische Strömungen, die mit dem Anwachsen und Erstarken der politischen Sturm- und Drangperiode zum revolutionären Gewittersturm von Achtundvierzig in Zusammenhang gestanden, den früheren blind anbetenden Goethecultus in der Nation unterwaschen. Ein Dichter, der so hocherhaben über alle Tendenzmacherei durch das Leben geschritten, konnte keinen rechten Anwert finden in einem Zeitpunkte fieberhafter politischer Aufregung, in dem alles und jedes Menschenthum unter das Richtmaß der Partei gezwängt, einzig und allein nur aus dem Gesichtspunkte der Partei bewertet und gewürdigt wurde. Dazu kam noch der furchtbare moralische Katzenjammer, der gerade in den Wochen unmittelbar vor der Festfeier die Nation durchschütterte bis in ihre innersten Herzensfalten, als sie erkennen musste, dass alle auf die Einheit Deutschlands abzielenden Anstrengungen fruchtlos gewesen und das Werk des Einigungsparlamentes in der Frankfurter Paulskirche verthan und verspielt sei. In jenen Tagen, in denen das Standrecht gegen die populären Volksführer so scharf vorgieng, veranstaltete man eher eine Todtenklage für hochnothpeinlich Hingerichtete, als ein Jubelfest für die weiland „reactionären“ Minister des thüringischen Kleinstaates.

Jetzt, im siebzigsten Lebensjahre, begreife ich, dass der Hochsommer 1849 der allerungünstigste Zeitpunkt gewesen für eine nationale Festfeier in Deutschland. Damals, da ich als flaumbärtig Studentlein aus München

[1]) Mündlich. Ähnliches aus dem Salzburgischen hat Dr. Zillner mitgetheilt.

zum Goethefest nach Weimar gepilgert kam, war ich entsetzt, entrüstet, wüthend über den philiströs kleinlichen Bummel, den ich dort im Ilm-athen bei dem verschwindend kleinen Häuflein der Goethe-Verehrer, über die abweisende Apathie, die ich unter dem Bürgerthum des Residenz-Städtleins gefunden habe. In meinem Vaterhaus wurde neben dem landsmännischen Hausfreund Hebel nur ein einziger literarischer Heiliger verehrt: Goethe. Ihm brannte jahraus jahrein das ewige Licht, und wurde, so oft Freunde den Vater besuchten, eine Lobeslitanei ange-stimmt. Wie ein gläubiger Moslim zur Kaaba, war ich an die Cult-stätte gewallfahrtet und nun diese eisige Douche auf meinen fanatischen Enthusiasmus! Schon auf dem weiten Herweg, der wochen-langen Fußwanderung durch Franken und Thüringen, war mir oft nicht geheuer, wenn ich das letzte Ziel meiner Reise nannte. Da ich nebenbei auch den ersten deutschen Turntag, der unmittelbar vor der Säcularfeier in Eisenach zusammentrat, als Sprecher der bayerischen Turnvereine zu besuchen das Mandat hatte, hielt ich mich auf der ganzen Wanderfahrt an die in jedem Städtlein florierende Bruderschaft der ╬ und kam mit vielerlei Spielarten von Menschenkindern in Beziehung, die den Kopf schüttelten über meine Schrulle, nach Weimar zu gehen. Unter den Collegen auf dem Eisenacher Tag nahmen mich deshalb die zwei Ver-treter des Leipziger Turngaues in ein höhnisches Kreuzverhör, und das waren doch beide Poeten, der eine mein späterer lieber Freund Dr. August Silberstein, und der andere Schanz. Weil ich es mir nicht nehmen ließ, das kleine Gedicht: „Über allen Gipfeln ist Ruh'" sei für die Nation mehr wert, als Herweghs „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden" kam ich in den Geruch eines hartgesottenen Reactionärs, und Schanz hängte mir den Spitznamen „bayerischer Knödelturner" an die Falten meiner Lodenjoppe. Erst als ich am nächsten Tag den alten Jahn, den „Turnvater", in seinem epheu-umrankten Steinschluff zu Freiburg an der Unstrut aufsuchte und ihm Generalbeicht über mein Unterfangen ablegte, fand ich aus vollstem Herzen Billigung. Der Alte fiel mir um den Hals, titulierte mich „lieber Sohn" und bot mir erst jetzt eine von seinen schauderhaften Cigarren an, gedreht aus dem Blatte, das man bei uns daheim, in Tirol, Laus-kraut nennt. Stunden- und stundenlang, des Abends und am nächsten Vormittag donnerte er wider die Afterdeutschen, die welschem Radicalis-mus die Schlagworte der dazumaligen Moderne gestohlen, wider dieses neidige Zwerg-Gezücht, das mit Haupteslänge nicht hinausreiche über die kleine Zehe des Riesen Goethe. Der sei der nationalste der deutschen Dichter, und hätte er gar nichts geschrieben, als den „Reineke Fuchs". Beim Ab-schied, er begleitete mich eine Meile weit, bis zur Unstrutfähre bei Naumburg, gab er mir seinen Segen dafür, dass ich so weit her, ein

Sohn der Alpen, gekommen sei, um Goethe zu huldigen in einer Zeit, „da alle untreu werden.“ Noch über den Fluss herüber, als ich ans Ufer sprang, schrie er mir mit seiner gewaltigen dröhnenden Stimme zu, — der „Alte im Bart“ war damals, als Siebziger, noch ein aufrechter Hüne, so mächtig beinahe, wie es der eiserne Kanzler gewesen —: Bring' in meinem Namen an der Gruft der beiden Dichterheroen ihnen und Alldeutschland ein „Gut Heil“ aus.

Als ich am Spätnachmittag in Weimar einzog, glaubte ich zu träumen. Die Gassen und Gässlein der Stadt waren nicht geschmückt; keine Fahnen wehten von den Giebeln, keine aus Taxengewinden und Blumen geflochtenen Kränze hiengen aus den Fenstern, keine grünen Maien steckten neben den Hausthüren, keine festlich gekleideten Scharen drängten sich auf dem Bürgersteige. Blutwenig fremde Zuzügler waren am Bahnhofe ausgestiegen, kein Empfangscomité hatte begrüßt. Im Gasthause, wo ich keinen Platz mehr zu finden gefürchtet, war Raum übergenug. Ich war gewohnt, daheim in Vorarlberg und Tirol bei jedem festlichen Scheibenschießen den Ort in buntem Schmucke herausgeputzt zu sehen; vom Staat, der bei einer Primiz gemacht wird, will ich gar nicht reden. Und hier, am Festorte der Säcularfeier für Deutschlands größten Dichter, der kahlste, nüchternste Werkeltag! Ich hatte mir eingebildet, die ganze Universitätsjugend vom benachbarten Jena werde in Koller und Kanonen die malerische Staffage bilden und hatte dabei auf die Ferien vergessen. Nur vier flotte Hallenser Studios, die sich auf einer Vacanzreise südwärts befanden, traf ich, und mit ihnen bummelte ich bis in die stockfinstere Nacht über das schauderhafte Pflaster und pulverte sie in meinem Entrüstungszorne auf, dafür führten sie mich zu „Goethes Nährvater“, in ein Bierhaus, gleich neben dem Goethehause links, wo sie sich für abends mit dem radicalen Abgeordneten für Weimar, einem Herrn Jäde, zusammenbestellt hatten. Dieser nun war ein prächtiges Original und ein zungenscharfer Spötter, der uns endlose Goethiana auskramte, einen lustigen Dekameron von des Geheimraths Abenteuer in dessen jüngeren Jahren. So behauptete er, dass merkwürdig viele Weimarer Bürger der älteren Jahrgänge Goethe ähnlich sehen, weil „ihre Mütter sich an dem Apollo aus Frankfurt verschaut hätten“. Als Beweis hiefür wies er auf den Kneipier, der hinter dem eichenen Schanktisch Bier verzapfte; der Mann sah allerdings einem ins Robuste travestierten Conterfei des weiland Liebhabers der Vulpius auffallend ähnlich. Er soll in jungen Jahren im Hause Goethes als Küchenjunge und Koch bedienstet gewesen sein. An den Nebentischen wurde leise, aber lebhaft politisiert und die brühwarme Nachricht besprochen, dass der Gatte der Lieblingsprinzessin Goethes, der Auguste, soeben durch das Standrecht in Bruchsal den Gothaer Abgeordneten zur Paulskirche, Dr. v. Trüschtler, habe erschießen lassen und mit

ihm noch etliche andere. Dieser Gatte war der damals den contrerevolutionären Feldzug in Baden commandierende Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm. Plötzlich beugte sich Jäde zu mir über den Tisch und flüsterte mir zu: „Sie junger Schwärmer, Sie vermissen die Fahnen da draußen auf den Plätzen; haben wir denn eine deutsche Fahne? Gegen das Schwarz-Roth-Gold liegt soeben der Prinz von Preußen mit sammt seinem Scharfrichter im Felde."

Am folgenden Morgen nahm ich meinen Baedeker zur Hand und durchstrich Weimar und dessen nächste Umgebung. Der erste Gang galt dem Goethehause. Die Façade gegen den Platz zu hat im Hochparterre ein mehrfenstriges Geschoss, über den sich ein erster Stock aufbaut; ein nüchterner, schmuckloser Block im classischen Stil der Kaiser Josef-Zeit gehalten, aber sparsam, lange nicht so stattlich, wie in Tirol der Pfarrwiddum einer reichen Gemeinde. Von Kindestagen an gewöhnt an die raumverschwendende, splendide, wenn auch nicht allzeit künstlerisch schöne, doch immer malerisch wirksame Bauweise in den Westalpen, konnte ich mich vor diesem Ministerpalais gar nicht zurechtfinden mit meinen Reminiscenzen aus den Goethebiographien. In diesen wurde dazumal und wird wohl auch heute noch Goethe „Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath" als eine Art Grandseigneur geschildert, der im Vollen und aus dem Vollen gelebt, so etwa wie Herr von Voltaire auf seinem Schlosse zu Ferney. Das aber, was ich da vor mir sah, war wohl ein recht solides, aber ganz bescheidenes bürgerliches Wohnhaus, wie es zu meiner Jugendzeit etwa im Vorarlberger Rheinthal ein kleiner Fabrikant oder ein Landarzt mit guter Praxis sich bauen mochte. Vom Seigneuralen, vom Imponierenden auch nicht die allerblasseste Spur. Das Innere entsprach dem Äußern. Die in den Biographien als so großartig herausgestrichene, angeblich „monumentale" Treppe liegt in einem seitlichen Anbau, der vielleicht nebenbei als Wagenstand gedient haben mag. Die Treppe nimmt die halbe Breite ein, ist selbst breit und führt ziemlich steil zur Eingangsthüre im ersten Stock hinauf. Treppenwandung, Wände und Decke haben weiße Tünche. Die antiken Statuen, von denen die Biographen, Commentatoren und Scholiasten des Meisters nur in ersterbender Bewunderung ob solch stolzer Kunstpracht gefaselt haben, beschränken sich auf zwei Gipsabgüsse der Colossalbüsten des Zeus von Otricoli und der Juno Ludovisi. Genau solche konnten wir beim Gipsgießer am Karlsplatz zu München um zwölf Gulden rheinischer Währung das Stück jederzeit kaufen und die Protzen unter uns thaten es auch wohl. Ich trat ins Innere, zuerst in ein geöffnetes Repräsentationszimmer, dem Empfangssalon Seiner Excellenz; weiß mit wenig Gold die Wände im Empirestil, einige Ölbilder und eine Miniatur der Frau Goethe-Vulpius als Schmuck,- der Raum von sehr mäßiger Größe. Rückwärts, durch eine

beengte dunkle Flur gelangt man zum Studier- und Schlafzimmer, letzteres das Sterbezimmer des Dichters. Nichts ist hier seit seinem Tode verändert. Diese eigentlichen Wohnräume des großen Mannes sind, gerade herausgesagt, ein hygienischer Scandal sondergleichen; keine Sanitätscommission von heute, die einen Funken Gewissen im Leibe hat, und nicht katzbuckelt vor der Excellenz, würde den Wohnungsconsens für solche Anlage geben. Die beiden Zimmer grenzen nämlich mit ihrer Fensterflucht an ein Stück alten Stadtwalles oder dergleichen. Auf dem schmalen Raum desselben ist ein Blumengarten angelegt, dessen Niveau beiläufig eine Handbreit unter den Fenster-Parapeten liegt; die Zimmer stecken mithin gerade auf jener Seite, die für die Ventilation des Baues frei liegen sollte, in der Erde. Welche eiserne Gesundheit musste Goethe von seinem Urgroßvater, dem Grobschmied, ererbt haben, dass er da nicht vorzeitig an Rheumatismus und dessen Folgeleiden dahinsiechte; die Wände beider Zimmer sind grün gefärbelt; in Wien besorgt so was jeder Hausmeister wenigstens ebenso schön. Sie sind niedrig, die Fenster eng und klein, schmal; ein „Cabinet“ ist das zweifensterige Studier-, nicht groß das dreifensterige Schlafzimmer. Im Studierzimmer steht auf der rechten Seite ein Bücherschrank mit Schubfächern für die Sammlungen und ein Schreibtisch an die Wand gerückt, links ebenfalls ein Schrank. Alle Möbel aus unpoliertem, nicht einmal geöltem Natur-Eichenholz weisen auf einen bescheidenen Tischler, der sorgsam, aber wenig geschickt, die Modeformen, die dem eigentlichen Empirestil vorausgegangen sind, nachzuahmen sich bemühte. Das sieht sich ganz solid bürgerlich, aber nichts weniger als seigneural an. Was mussten das für kleinbürgerlich beengte arme Teufel von Tintenklekſern gewesen sein, welche das Märchen vom Grandseigneur in Umlauf gesetzt haben; oder welche gewaltig imponierende, in der That olympische Persönlichkeit Goethe, dass er sogar in dieser gedrückten Umrahmung als Grandseigneur erschienen ist!

Im Goethehaus konnte ich alles in vollster Ruhe und Muße betrachten, da auch kein einziger anderer Besucher mich störte. Zur Goetheausstellung war der Andrang größer; das Publicum, das da Einlass begehrte, bestand aber vorwiegend aus Landleuten, aus Marktweibern. Durch den stauenden Haufen dieser nicht nach Kölnerwasser duftenden Thüringerinnen lootste mich einer der Custoden, ein baumlanger Student, der, belustigt über meine kritischen Glossen, den Cicerone bei den Frauenporträts machte. Ich musste da an Jädes saftige Geschichtchen vom verflossenen Abend denken und inniges Mitleid mit dem jungen, vollblütigen Rheinländer Goethe wurde in mir wach. Alle diese Hofdamen, Edelfrauen und Edelfräulein, über deren Verhältnis zu Goethe Bücher geschrieben worden sind mit dem lüsternen Klatsch, wie weit er wohl ihnen gegenüber gegangen und gekommen sei, waren in besagter Ausstellung als schlechtgenährte, ausgeronnene,

spitznasige, gänsehautbehaftete Dinger dargestellt. Mit solchen blaustrumpfenden und zu alldem noch übertragenen Frauenzimmern jahrzehntelang geistreicheln und flirten müssen, das war für einen Mann, der die Schönheit tadellos entwickelter Körperformen an der Antike und den Kunstwerken der Renaissance kennen und wertschätzen gelernt, eine blutsaure Arbeit, eine Hofrobot schwerster Art. Das einzig mollete, vollkräftige, lebfrische Ding in dieser Gallerie war die Vulpius; das einzige, auf deren Rücken ein Mann von Geschmack die Versmaße der römischen Elegien abscandieren konnte.

Nachmittags hatte ich vor dem vielbesprochenen Gartenhaus Goethes im Naturpark an der Ilm die gleiche Enttäuschung, wie vorn in seinem Stadthaus. Ein Holzsalettl mit ein paar Zimmerchen! Abends war Festvorstellung im Hoftheater, mit Beleuchtung des äußeren Schauplatzes. Es wurde selbstverständlich „Tasso“ gegeben und die rechte Seite des Publicums im Zuschauerraum, die dem Adel vorbehalten, sorgte durch Beifallgeklatsch bei allen halbwegs passenden Stellen, dass die Aufführung nur als eine huldigende Demonstration für den Weimarer Hof erscheine. Wir Studenten saßen selbstverständlich auf der linken, der Plebejerseite, und auf der letzten Gallerie. Nach dem zweiten Act wurde uns das Anbyzantinern auf der Rechten zu dumm und die Fortsetzung der Anbandelungen mit den classisch gebildeten Stubenmädchen neben uns nicht lockend genug, um noch länger auszudauern. Wir hielten Rath und brachten sofort den einstimmig gefassten Beschluss, draußen in den Straßen und auf den Plätzen das deutsche Volk zu spielen, zur Ausführung, zum Entsetzen der Nachtwächter. Wir ließen, bis wir uns heiser geschrien, Goethe und Schiller und die ganze Weimarer Dichtercorona hoch leben, und zur Abwechslung riefen wir wieder nach einer Illumination: Lichter heraus Der Paragraph des deutschen Strafgesetzes vom groben Unfug, diesen kleinpolizeilichen § 14, hatten sie damals noch nicht erfunden und wir blieben zwar keineswegs unbehelligt und unverwarnt, aber immerhin unbestraft. Das Vergnügen, für „Hoch Goethe“ an dessen hundertstem Geburtstag etliche Nachtstunden im Weimarer Kotter büßen zu dürfen, that uns die städtische Nachtwächterei nicht an. Sie war durch die regelmäßigen Besuche der Studentenschaft aus dem benachbarten Jena an burschikosen Ulk gewöhnt und betrachtete die akademischen Bürger als immun, so lange selbige sich nicht anschickten, den Kirchthurm bei des Pastor Primarius Herder Grab wegzutragen.

Die einzige ein bisschen volksthümliche Veranstaltung bei der ganzen Säcularfeier war am folgenden Vormittag die Aufführung des Puppenspiels aus Goethes „Jahrmarkt in Plundersweiler“. Dieser Scherz wurde auf einer prächtigen waldumsäumten Wiese eines benachbarten Dorfes von der patrizischen Jugend Weimars vortrefflich, zwerchfellerschütternd tragiert. Dazu hatte sich diesmal auch viel Volk aus der Stadt, Bürgerschaft und vornehme Leute eingefunden. Nach dem Narrenspiel holte ich im Gasthofe

mein Ränzel, gieng zur Fürstengruft an Goethes und Schillers Grab, verrichtete dort meine inbrünstige Schlussandacht — kein Mensch störte mich — und wanderte dann über die ausgebrannte Hochebene hinüber ins Thal der Saale nach Jena, heimwärts wieder den Alpen zu. Im Grabgewölbe schwand mein Ärger über das Kleinliche der eben erlebten Feier. Ich dachte der kommenden Zeiten, in denen als führende Geister deutscher Nation die beiden Dichterfürsten fortleben werden, solange deren Sprache eine deutsche Mutter ihren Kindern lehrt.

Das Gebet im Landvolke.

Ein Sittenbild von **Peter Rosegger.**

Die Macht des Gebetes! Eine Weltmacht, mit der man viel zu wenig rechnet. Und sie kann doch nicht geleugnet werden und wird auch nicht geleugnet, nicht einmal von den Freigeistern. Denn diese wissen von der Wirkung der Autosuggestion. Was sich ein Mensch beständig denkt, beständig vorsagt, sich beständig wünscht, dem strebt er zu, bis er es erreicht. Einer, der immer betet: Herrgott, gib mir Reichthümer! wird stets nach Reichthümern trachten, und je inniger sein Gebet ist, umso energischer wird auch sein Streben nach Reichthum sein, bis er ihn thatsächlich erlangt. Das Gebet ist erfüllt, diesmal sogar ohne Gott. — Oder wenn einer inbrünstig bittet: Herrgott, ich bin ein armer Sünder! Lasse mich besser werden, mitleidiger mit den Armen, gerechter mit den Brüdern, verleihe mir die Gnade, dass ich vollkommener werde, hilf mir dazu, ich bitte dich, mein Gott! Wenn einer immer wieder so betet mit aller Andacht und Sehnsucht, so ist es ja gar nicht anders möglich, als dass er auch in Leben und That das treue Bemühen hat, sich zu veredeln. Das Gebet geht in Erfüllung — und wäre es auch ohne Gott.

Soweit muss es selbst der Ungläubige zugeben. Aber dann muss er auch zugeben, dass der Betende an den glaubt, zu dem er betet, und dass er an die Erfüllung dessen glaubt, was er wünscht. Der Beter muss mit Zuversicht beten, und je größer seine Andacht, umso stärker wird die Zuversicht, die Kraft, das zu Erbittende auch anzustreben. So wird das Gebet zu einer wahren Seelenkraft, einer wirksamen Autosuggestion, die niemand gering achten soll. Und also kann das Gebet in regelmäßigen Übungen bei Einzelnen wie in der Gemeinsamkeit auch ein sehr wesentliches Agitationsmittel werden, denn es concentriert die Seelen nach einer bestimmten Richtung hin, und das Gebet kann sich erfüllen —

auch ohne Gott. — Bis hierher also mag selbst der Atheist die Kraft des Gebetes bekennen.

Der Christ faßt das Gebet freilich in einem weit höheren Sinne auf. Das Gebet ist eine Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott, eine vertrauende Hingabe an ihn, ein demüthiges Ablasten des Anliegens in seine Hand. Der Ungläubige hat keine Ahnung von der Seligkeit eines frommen Beters, der sich einig hält mit seinem lieben Gott. Der Betende verlangt gar nichts weiter in seinem Gebet, er gibt sich nur in den Willen Gottes und fühlt sich geborgen und gerettet. Und er ist wahrhaft erhört, geborgen und gerettet -- in Gott!

In diesem Sinne der Vervollkommnung und der Ergebung hat wohl auch Jesus das Gebet aufgefaßt. Darf ich es sagen, wie er uns rieth, zu beten? Ihr wisset es wohl doch alle! Oder nicht? Nach Matthäus VI., 9—13, sprach er: Also sollet ihr beten: „Unser Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Sünden, wie wir unseren Beleidigern vergeben. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Das Vaterunser der katholischen Kirche weicht von diesem Wortlaute etwas ab, der Sinn jedoch ist derselbe. Diese kleine Wortlautänderung ist durchaus nicht etwa das, was in vielen Gegenden das Vaterunser entwertet. Entwertet! Ein schreckliches Wort in so erhabener Sache. Bevor ich es begründe, sei hingewiesen auf die göttliche Gewalt, die in diesem Gebete liegt, wenn es mit Andacht und Innigkeit gesprochen wird. Alle Last, alle Angst und Noth des Menschen ist niedergelegt in den wenigen Worten, alle Hoffnung, alle Seligkeit durchglüht wie ein ewiges Himmelsfeuer die sieben Bitten. Alle Demuth des Menschen, alle Güte und Macht Gottes ist in ihnen enthalten. Geheimnisvolle Weihe senkt sich aufs Herz, wenn es anhebt: Vater unser, der du bist in dem Himmel! — In schlichter Würde des Betenden tönen die Worte wie Musik. In Glück und Freude ein Dankopfer, in Noth und Sterben ein überirdischer Trost. In den bedeutsamsten, heiligsten Augenblicken des Menschenlebens wird das Vaterunser gebetet. Es ist unser Zauberspruch, dessen wir in den Stunden der Gefahr und des Schreckens uns erinnern, es ist der Jesusegen, den der Gerechte bangend und der Sünder hoffend spricht.

Wir hören das Gebet jeden Tag. Versuche man einmal, in seine Tiefen zu dringen, es zu erfassen, mit Entzücken wird man sein Menschenthum, mit heiligem Schauer seine Göttlichkeit empfinden.

Was vernehme ich aber?

Zur Mahlzeitsstunde an einem älplerischen Bauernhause vorübergehend, stehen wir still und horchen. Ein Wespenschwarm? Was ist dieses gleichmäßige, einschläfernde Summen da drinnen? — Das Gesinde steht oder sitzt um den Tisch herum und in lallendem, verschliffenem Tone, mechanisch und träge bringt es gemeinsam die folgenden Laute hervor: „Va druns erd bis niml gal werd nam gums reich willngschee niml als auf ern; gims heit ste brot gims um schul alsa mir vagem schul gern firs nit versu les uns al nibl am.“

Ist es das einemal herabgeratscht, macht man's das zweitemal, das drittemal — fünfmal, zehnmal oder öfter, bis plötzlich jedes der Leute mit dem Daumen ein Zickzack über das Gesicht macht: „Nomen gotts Voder und s Sun und s heilin Geist am.“

Der Fremde, der das sieht und hört, staunt über eine Sitte, von der er doch nie etwas gehört zu haben glaubt. Soll das ein Gesang sein? Oder ist es ein Spiel? Ein Scherz? — Mein Lieber, das ist kein Spiel, kein Scherz. Das ist das Vaterunser!

Unsere Bauern sollen zwar auf dem Kirchenchor lateinisch singen, die hochdeutsche Sprache allerdings können sie nicht. Verlangts auch niemand von ihnen, und mögen sie immerhin auch das Gebet des Herrn in steirischer, kärntnischer oder tirolischer Mundart sprechen.

Das aber, wie sie das Vaterunser beten, ist nicht ihre einfache, wohlverständliche Mundart, ist vielmehr ein durch unzählige gedankenlose Wiederholungen unsagbar verdorbener Jargon, den keiner versteht, er mag mit der Volksmundart noch so vertraut sein. Mit großer Mühe muß man sich's zusammenreimen, wie diese Laute mit dem eigentlichen Texte noch in Verbindung stehen sollen.

Wenn den Betenden nur Gott verstände, so wäre das immerhin genug. Aber Gott versteht ihn auch nicht, weil zumeist nicht ein Fünkchen Andacht in diesem Gesurre liegt. Nicht die mindeste Andacht, man sieht es den Leuten leicht an. Der eine starrt stupid vor sich hin, der andere schaut begehrend auf die volle, oder missmuthig auf die leere Schüssel, der dritte denkt an dies und das, der vierte napfst schläfrig drein, andere necken einander, und so fort.

Nun höre ich einen Einwand. Ist es denn schöner, wenn die Leute ohne Kreuz und Gebet zur Schüssel gehen, wie die Sau zum Trog? — Nach meiner Meinung ist es beinahe schöner, als durch ein pietätloses Herunterschnurren das Vaterunser zu entweihen. Am schönsten wäre es freilich, wenn der Mensch vor und nach der Mahlzeit ohne viel äußere Zeichen sein Herz dankbar zum ewigen Nährvater erhöbe und dann auch derer gedächte, denen kein Tisch gedeckt ist.

Was da gerügt wird, ich weiß es auch an mir selber. Wohl viele tausendmal habe ich in meiner Jugend mit den Hausgenossen das Vater-

unser ähnlich herabgeleiert, ohne auch nur einen Schatten von Andacht zu spüren. Aber es hieß „beten“, „tischbeten“, „rosenkranzbeten“, „psalterbeten“. An Sonn- und Feiertagen, an Feierabenden wird zu Hause wie in der Kirche, oder auf Wallfahrten, bei Processionen, Leichenbegängnissen das oben angedeutete Gesurre fünzig-, hundert-, ja tausendmal wiederholt, ohne Bedarf, ohne Stimmung, ohne auch nur flüchtig einmal an den Sinn der Formel zu denken. — Und das nennen sie beten. Denn sie glauben, Hauptsache beim Gebet seien die Wörter, und etwa dass man dabei das Haupt entblößt und die Finger aneinanderklammert. — Und wie sie hier zu beten glauben und doch nicht beten, so beten sie ein anderesmal, ohne es zu wissen.

Wenn der Bauer seine schwere Arbeit Gott zu Liebe thut, der es einmal eingerichtet hat, dass der Mensch auf Erden in Mühsal sei — so ist das ein wirkliches Gebet — er weiß es nur nicht. Wenn das alte Mütterlein ihren Kummer in Demut dem lieben Gott aufopfert, wenn sie denkt, heute möchte sie einem Armen gerne noch einen Bissen Brot reichen, weil sie der Herr mit einem ganzen Laib gesegnet habe, so ist das ein heiliges Gebet — und sie weiß es selber nicht, dass sie betet. Ja, man kann sogar während dem Ableiern des „Psalters“ beten. Denn das kommt oft vor, dass man während des Hersagens der Formeln fromme Gedanken hat; nur sind diese Gedanken ganz andere, als die in der Formel enthaltenen. Die Zunge lallt, die Lippen plappern, und die Seele hat doch ihre besondere Weise, bei dem gewohnten Gesumme sich zu Gott zu erheben. Es kann also das Lippengebet wohl ein gewisser äußerer Anlass sein zum Gebete, Gebet selbst aber ist es in den allerseltensten Fällen. Die Gedanken und die Wörter haben nichts miteinander zu thun. Das Vaterunser in seiner Verballhornung ist als solches unfruchtbar geworden, und in diesem Verderb kann n e b e n ihm etwas wachsen, a u s ihm wächst nichts.

So ist das bei unserem Landvolke beschaffen, was man „beten“ nennt. Jeder, der die Leute von innen heraus kennt, wird mir beistimmen, m u s s mir beistimmen, weil es nicht anders ist.

Die katholische Kirche hat dem Vaterunser das Ave Maria beigesellt. Auch ein schönes, inniges Gebet. Vielleicht ist man begierig, zu erfahren, wie d a s als Lippengebet zugerichtet worden ist. Man kann es ja täglich hören rings um uns, in den Häusern, in den Kapellen, auf den Straßen. Möge der Leser es einmal wahrnehmen, wie die Leute, besonders in Bauernhäusern gewisser Gegenden, das „Ave Maria“ beten. Es ist noch schlimmer, als das Vaterunser. Ich wage nicht, die Art des Hersagens, der Betonung anzudeuten, aus Besorgnis, der Blasphemie geziehen zu werden.

Blasphemie? Um Gotteswillen nein! Nur ein wahres, trostlos wahres Bild aus dem Leben. Wir Einheimische wissen ja, wie es ge-

meint ist, sind es gewohnt, fällt uns nicht mehr so sehr auf. Aber bis in die Seele hinein habe ich mich oft geschämt, wenn Fremde derlei hörten, zuerst auf das tiefste frappiert waren und schließlich ihre Heiterkeit nicht mehr zu bezähmen wussten. Wie viel Gespötte ist schon getrieben worden über dieses „Beten"! Und es ist wahrlich schwer, sich zurückzuhalten, nur Zorn oder Trauer kann die Ironie unterdrücken.

Unser gutes Land ist ja doch schon seit Jahrhunderten gesegnet mit Schule, mit Religionsunterricht. Und die Leute können noch immer nicht beten. Selbst in der Kirche haben sie nicht das beste Beispiel, obschon allerdings hier nicht ganz in jener unglaublichen Weise gebetet wird. Der Messner ist durch die Art, wie er vorbetet, manchen Leuten freilich zur komischen Person geworden. Bei den Geistlichen selbst findet man wohl zumeist eine deutliche Aussprache im Beten, aber leider auch oft jenes mechanische, seelenlose Herableiern, das zu dem würdigen Vaterunserbeten der Evangelischen in einem unangenehmen Gegensatze steht. Man könnte fast glauben, es sei eine principielle Norm aufgestellt, bei kirchlichen Gebeten jeden warmen, innigen Ton zu vermeiden, vielleicht um den verschiedenartigsten Naturen nicht freien Spielraum zu lassen, um auch in dieser Sache die allgemeine Gleichheit zu wahren und etwa, um anzudeuten, dass das Verhältnis des Betenden zu Gott nicht sosehr sinnlich und leidenschaftlich, als vielmehr rein theoretisch sein solle. Anders weiß man sich's nicht zu erklären.

Zu den üblichen Gebeten gehören auch die Litaneien von der Mutter Gottes (lauretanische Litanei), von den Heiligen und von dem Namen Jesu. Da kann man bemerken, dass besonders in den Kirchen die Jesu-Litanei weitaus seltener gebetet wird, als die Marien-Litanei und die Heiligenlitanei. Aber auch bei diesem Gebete tritt in der völlig mechanischen Aussprache die Gedanken- und Andachtslosigkeit zutage. So wird das „Erbarme dich unser" durch das unzählige Aussprechen nicht etwa zum mundartlichen „daborm dih über uns!", sondern zum unverständlichen „Bama di ans!". Anstatt „Bitte für uns!" hört man „Bid Franz!". Und ähnlich geht's durch das Ganze.

Mit größerer Herzensandacht, als den vorgeschriebenen Gebeten, obliegt das Volk oft noch den selbstgewählten Gebeten, als da sind: der „Tobiassegen", „der Haus- und Viehsegen", die alten „Wundergebetter", Beschwörungssprüche u. s. w. Zu solchen Erzeugnissen, wie sie auf Jahrmärkten zu bekommen sind, ist vielfach ein größeres Vertrauen vorhanden, als etwa zum Gebete des Herrn, das viele, trotzdem sie es täglich mehrere Dutzendmale leiern, einfach nicht kennen. Einem alten, kranken Bauern hat jemand einmal das Vaterunser ganz langsam und feierlich, mit aller Innigkeit vorgesprochen. Der alte Mann wollte mitbeten, begann aber plötzlich zu weinen vor Rührung. Fast war's, als

hätte er es das erstemal im Leben gehört, er hatte sein tägliches Lippengebet nicht wieder erkannt.

Wozu das Gebet sonst vielfach missbraucht wird, es soll lieber nicht daran erinnert sein. Nur als Curiosum ein paar Beispiele. Eine alte Magd kannte ich, die abends im Bette für „die armen Seelen im Fegefeuer" betete, damit sie leichter einschlafen könne. Ein abergläubischer Holzknecht betete, um Gespenster zu beschwören, die er überall wahrzunehmen glaubte. Ein alter Hirte betete den Rindern die „angehexten" Krankheiten ab. Ein Schuster betete, dass sein Dorfconcurrent des jähen Todes sterben möchte. Ein Pferdedieb gelobte drei Psalter zu beten und der Mutter Gottes zu Maria-Zell eine große Kerze zu opfern, wenn der nächste Diebstahl gelinge. — Derlei ist freilich nicht Alltäglichkeit, geschieht aber doch, und zwar aus dem Missverstehen des christlichen Gebetes, aus einer schauerlich irregegangenen Religiosität.

Es wäre wohl eine große, aber peinliche Studie zu schreiben über das Gebet im Volke. Man frägt sich verwundert, weshalb bei solchen Zuständen die Kirche auf das viele Beten und endlose Wiederholen der Gebete so großes Gewicht legt. Wenn die Gegner sagen, man wolle durch dieses Mittel die Leute in der Gedankenlosigkeit erhalten, so erinnere ich die Erfahrenen daran, wie erstaunlich viel und profan sich während solcher Lippengebete denken lässt. Dass aber selbst im unvollkommensten Gebete eine gewisse Herzensbefriedigung, also doch eine Art von Erfolg liegen kann, das will ich gar nicht leugnen. Ja, schließlich hat so ein Mensch nach stundenlangem Gebete, und wäre sein Herz dabei auch ganz und gar unbetheiligt geblieben, die angenehme Überzeugung, eine gottgefällige Handlung vollführt zu haben. Und wer kann wissen, ob nicht am Ende auch Gott „ja" dazu sagt? Den Erfolg eines unablässigen Bittens hat er (bei Lukas XI., 5—8) selbst angedeutet und freilich gerade dort in einem Anflug von Humor beigesetzt: Erhöre man den beständig Bittenden schon nicht aus Neigung, so doch wenigstens, um seines lästigen Drängens los zu werden.

Wenn ich ein Landpfarrer geworden wäre, da thäte ich mir die jungen Leute hernehmen. „Kinder", wollte ich sagen, „beten kann man auch im Gedanken. Jeder gute Gedanke an den lieben Gott, an den hilfebedürftigen Nächsten, jedes Wünschen, besser zu werden, Gott und seinen Auserwählten näher zu kommen, ist ein Gebet. Wer aber auch laut beten will, mit Worten, für den hat der Heiland alles, was wir beten sollen, in wenigen Sätzen zusammengetragen. Aber dieses Gebet des Herrn ist viel zu gut dazu, als dass ihr es alleweil nur so gedankenlos herabratschet; das müsset ihr nur in besonders feierlichen Stunden, und wenn euch recht ums Herz ist, beten, mit derselben Andacht, als ob ihr vor dem Altare knien und den Leib des Herrn em-

pfangen thätet. Denn so wie euch der Priester die heilige Hostie auf die Zunge legt, so hat der Heiland selbst euch sein Gebet auf die Zunge gelegt." — Und dann müssten sie mir einmal das Vaterunserbeten lernen . . . .

Übrigens wird das wohl nicht auf mich allein ankommen. Ich glaube, dass es sehr viele Priester in ihren Gemeinden mit ihrer Jugend so halten werden. In den meisten Leuten ist halt eine Bockbeinigkeit vorhanden, und eine Gleichgiltigkeit für religiöses Herzensleben, die aller Bemühung spottet. Es geht wohl nicht an, für solche Charaktereigenschaften die Geistlichkeit verantwortlich zu machen; aber wenn da jemand bessern kann, so ist es allerdings zuerst der Priester. Dann kommt die Schule. Je gebildeter ein Mensch ist, je feinfühliger wird er für geistige, sittliche und religiöse Dinge. Und endlich kommen wohl auch Volksschriftsteller daran mit der Aufgabe, die Schäden aufzuzeigen und Reformen anzuregen. Eine Reform des Gebetes scheint mir dringend nothwendig zu sein.

Das Verhältnis von Eltern und Kindern bei dem Landvolk in Deutschland.

Von **Julius Wolf** (Breslau).[1]

Disraeli sprach einmal davon, dass die Arbeiter und die Besitzenden zwei Welten seien, die nichts oder wenig von einander wüssten. Das Bild ist unvollständig. Die Zahl der „Welten" in unserer Gesellschaft ist größer, als Disraeli meinte. Jede gesellschaftliche Schicht ist eine Welt für sich, von deren Leben und Fühlen vielleicht die Schichten weiter unten, wo es deren gibt, nicht aber die Schichten weiter oben eine halbwegs richtige Vorstellung haben. Das Gefühlsleben der Schichten unten kann aber bloß durch Leute aufgeschlossen und den Schichten oben näher gerückt werden, die inmitten jener wenigstens eine Zeit lang lebten, Freud und Leid mit ihnen theilten.

Wie die Erziehung heute bei den „höher Gebildeten" gehandhabt wird, ist im allgemeinen der Intelligenz des Volkes wohl bekannt. Auch nicht unbekannt ist die Art der Erziehung in der Mittelschicht. Von der Erziehung dagegen bei Tagelöhnern, Kleinbauern u. s. w., das heißt der Schicht zu unterst, hat man unklare Begriffe. Dr. S. R. Steinmetz

---

[1] Der von Prof. Julius Wolf herausgegebenen „Zeitschrift für Socialwissenschaft" Berlin. Georg Reimer) entnommen.

behauptet, sie sei hier ähnlich jener der Naturvölker, sie zeichne sich durch Milde, durch Verwöhnung, durch übelangebrachte Nachsicht aus. Ist dieses Bild richtig? In der Absicht, jene Feststellungen zu controlieren, haben wir zu der Enquête gegriffen, die über die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche vor zwei Jahren von den Pastoren Wittenberg (Liegnitz) und Wagner (Pritzerbe) unternommen worden ist. Auf 1350 Seiten der zwei Bände, die mit den Ergebnissen dieser Enquête angefüllt sind, ist zuverlässige und an einer Unzahl von Fällen erhärtete Antwort auf unsere Frage gegeben.

Es kann gleich hier vorweg genommen werden, dass das Bild, welches jene Enquête mit Bezug auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei dem Landvolk in Deutschland zeigt, mit den Annahmen des holländischen Sociologen übereinstimmt. Das Verhalten des Landvolkes seinen Kindern gegenüber deckt sich bis in die Einzelzüge mit dem Verhalten der Naturvölker. Doch ist auszusprechen, dass die Gebiete jenseits und diesseits der Elbe ein etwas verschiedenes Verhalten zeigen. Westlich und südwestlich der Elbe wird Vernachlässigung und Verwöhnung vielleicht etwas weniger geübt. Immer aber wird noch mild erzogen und naiv erzogen, insbesondere auch mit wenig Sinn für die Nothwendigkeit der Fernhaltung des Obscönen, Geschlechtlichen vom Kinde.

Wir wollen die Enquête nun selber sprechen lassen. Aus Ostpreußen heißt es: „von Erziehung ist kaum die Rede", aus Westpreußen: „Sehr vielen Eltern mangelt das Bewusstsein der Verantwortlichkeit vor Gott, sie lassen es an Vorsicht in Worten und Werken fehlen, und daraus ergibt sich eine nachlässige, gewissenlose Erziehung." Aus Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, wird dies näher erläutert: „Es fehlt den Eltern an Gefühl für Sittlichkeit, Keuschheit und Scham; deshalb ergehen sie sich, ohne dabei etwas Arges zu denken, in schmutzigen Redensarten in Gegenwart ihrer Kinder, überlassen diese auch vielfach dem Umgang mit dem Gesinde, von welchem jene natürlich wenig Gutes hören und lernen. Das Umgehen mit den Hausthieren, das Zusehen bei deren Zeugungs- und Geburtsacten macht die Kinder in den intimsten geschlechtlichen Fragen noch eher erfahren, als sie es ohnehin bei den obwaltenden Verhältnissen werden müssen." Aus dem Regierungsbezirk Königsberg wird gemeldet: „Die Eltern finden gar nichts dabei, wenn sie vor den Ohren der Kinder in höchst drastischer Weise und mit den obscönsten Ausdrücken die heikelsten Dinge besprechen. Werden sie auf das Unverantwortliche ihrer Handlungsweise aufmerksam gemacht, so rechtfertigen sie sich wohl mit den Worten: Ach, die Kinder sind klüger, als wir Alten."

Die Klage über Sorglosigkeit, Fahrlässigkeit, Mangel an Ernst und Energie bei der Erziehung ist östlich der Elbe allgemein. Ob aber

Gewissenlosigkeit vorliegt, wie es vorhin für Westpreußen von unserem Gewährsmann ausgesprochen worden, ist fraglich, eher liegt übergroße Nachsicht vor, entspringend aus Schwäche des Intellects und des Charakters bei den Eltern. In diesem Sinne heißt es auch aus Pommern: „Die Kinderzucht leidet an einem Mangel von Ernst und Energie; die Eltern behandeln die Kinder zu nachsichtig, ihre Unarten und Fehler werden selten oder garnicht gerügt. Ein Berichterstatter hat in dreißig Jahren nicht einmal eine Klage von Eltern über den Ungehorsam der Kinder gehört."

Letztere Äußerung ist in hohem Grade charakteristisch. Sie deutet an, wie weit die Analogie zwischen den von Steinmetz zum Gegenstand der Betrachtung gemachten primitiven Verhältnissen der Naturvölker und jenen geht, die wir heute noch bei der Landbevölkerung in einem Culturstaate ersten Ranges antreffen. Auch wenn gesagt wird, „dagegen sind besonders die Tagelöhner sehr schnell mit Beschwerden über die Schulzucht bei der Hand", so sind wir daran erinnert, daſs bei den Naturvölkern die von Fremden gegenüber den Kindern geübte Strenge bei den Eltern nichts weniger als freundliche Aufnahme findet.

Noch wird uns aus Pommern — wir geben immer ein Zeugnis für viele — berichtet: „In sittlicher Beziehung wachsen die Kinder wild auf; die Eltern finden an schmutzigen Reden und Thaten gar nichts Tadelnswertes, weil sie selbst sich von Jugend auf in keiner anderen Atmosphäre bewegt haben." Aus Mecklenburg heißt es: „Es fehlen besonders in Arbeiterkreisen feste Erziehungsgrundsätze. Die Kinder können thun und lassen, was sie wollen, und daraus entwickelt sich oft bei ihnen eine auffallende Roheit." Aus Schleswig-Holstein wird dem gleichen Verhalten die Erklärung gegeben, daſs die Eltern die Pflichten der Erziehung nicht im christlichen Sinn erfassen, mit der Zucht es nicht genau nehmen und den Kindern gegenüber daher zu große Nachsicht üben."

Um weitere Zeugnisse dieser Art zu bringen, so wird aus der Provinz Sachsen geklagt: „Es mangelt besonders im Arbeiter-, auch im Bauernstande an jeglicher Zucht" und weiter: „Die Eltern machen ihre Kinder zu Götzen." Ganz gleich hieß es aus Mecklenburg: „Andererseits sind aber die Kinder auch für die Classe der Arbeiter deren Abgötter, und die Erziehung ist demgemäß." Und schließlich aus dem gleichen Gebiete: „Die Eltern lieben ihre Kinder mit einer wahren Affenliebe, infolgedessen wird auch in frühester Jugend Zucht und Strenge so gut wie gar nicht geübt." — Affenliebe und Erziehungslosigkeit — offenbar Correlate, die sich auf niedriger Culturstufe zusammenfinden, die aber doch bezeugen, daſs die Liebe der Eltern zu den Kindern nicht Cultur-, sondern Naturproduct ist, und auf die Bezeichnung als Culturproduct bloß die Erziehung Anspruch hat.

Die Verhältnisse hier sind auch jene in Posen und Schlesien. Aus Posen sagt der Berichterstatter: „Es fehlt den Eltern das Bewusstsein der sittlichen Pflichten ihren Kindern gegenüber, und dieser Mangel findet sich nicht nur im Arbeiterstande, sondern er reicht auch bis in den Bauernstand hinein.“ Und aus Schlesien hört man: „Die Kinderzucht ist jammervoll, von Erziehung keine Rede. Die sexuellen Dinge werden vor den Kindern mit größter Offenheit und in den derbsten Ausdrücken besprochen. Mit Ausnahme der Pferde werden die Thiere fast durchgängig von dem weiblichen Geschlecht zum Bullen, Eber oder Bock geführt.“

Etwas besser lauten die Berichte aus der Mark. Wenigstens ist das Bild kein einheitlich trübes mehr. In einem Referate, wenn auch in Widerspruch mit anderen, wird berichtet: „Die Kinder erhalten eine strenge Erziehung, auf Ordnung und Anstand wird gehalten, nur bei den Kindern der Arbeiter ohne Eigenthum findet man größere Vernachlässigung.“ Aber doch wird die Schwäche der Eltern, ihre Nachsicht, die, wenn auch übel angebracht, immer doch aus Liebe entspringt, immer noch beklagt. Es heißt, dass „die Arbeiter vielfach ihren Kindern jeglichen Willen lassen und alle Unarten entschuldigen, sodass sich häufig Ungehorsam und Ungezogenheit ausbilden“. Ähnlich hören wir aus Sachsen: „Die Eltern huldigen selbst zum großen Theil laxen Ansichten und sind schwach gegen ihre Kinder, wo es ihren Unarten entgegenzutreten gilt.“ Und weiter dann: „Es fehlt an Aufsicht und Zucht, theils aus Schwachheit und Gleichgiltigkeit, theils aus Furcht, die Kinder aus dem Hause zu treiben und Knechte und Mägde zu verlieren. Da die jungen Leute schon früh verdienen und bei dem Mangel an Dienstboten ihre Unentbehrlichkeit fühlen, so sind sie oft unbotmäßig gegen die Eltern und Herrschaften, und diese drücken ein Auge zu.“ Zuletzt: „Sie (die Kinder) ordnen sich in Gruppen, die gegen die Eltern zusammenhalten („Koppeln“), je nach dem Alter oder Confirmationsjahr oder Stand. Die Eltern gehen theils aus Sparsamkeit, theils aus vermeintlicher Liebe zu ihren Kindern, theils aus Feigheit (!) oder ökonomischen Rücksichten den Koppeln aus dem Wege.“

Hier also Organisationen der Kinder, vergleichbar den Clubhäusern der Naturvölker, wo je die Männer und die Frauen sich zum Zwecke der Einnahme der Mahlzeiten und anderer Verrichtungen zusammenfinden. Auch ökonomische Rücksichten halten ihren Einzug. Die Knaben werden Verdiener und die Eltern gerathen in eine gewisse Abhängigkeit von ihnen, die dann allerdings auch nicht geeignet ist, Strenge an Stelle der Milde zu setzen. „Die Eltern“, heißt es aus dem Regierungsbezirk Erfurt, „sind in der Mehrzahl zu schwach gegen ihre Kinder, sobald diese Geld verdienen, ja ein scheinbarer Widerspruch, aber doch

erklärbar nach dem früheren — nehmen sie theilweise sofort aus dem Dienst, wenn die Herrschaft Zucht üben will."

Ob der Lehrer, ob die Herrschaft Zucht üben will, beides wird von den Eltern übel empfunden, da es nicht zu ihrem System der Milde und Lauheit stimmt. Ganz wie die Mütter bei den niedrigsten Kaliforniern „toll vor Wuth werden, wenn die Missionäre die Rangen einmal züchtigen wollen". (Steinmetz a. a. O. S. 620.)

Der Übergang zu den besseren Verhältnissen des Westens und Südens deutet sich ganz unmerkbar an. Noch aus Hannover wird geklagt: „Über Kinderzucht ist nichts zu sagen, weil eine rechte Zucht nicht stattfindet." Und eine Anzahl Berichterstatter aus Hessen-Nassau nennen die Kinderzucht „schwächlich", „nicht streng genug", „lax". Dann wird noch auf Unbotmäßigkeit und Eigenwillen der Kinder hingewiesen, welche von den Eltern nicht gebrochen werden. Neben diesen mehr allgemeinen Nothständen wird aber als besondere Klage immer und überall vorgebracht: „Geschlechtliche Verhältnisse werden ohne Scheu und Scham vor den Ohren der Kinder besprochen; sie wachsen unter der Vorstellung auf, dass geschlechtlicher Umgang das von der Natur gegebene Verhältnis ist!" „Auch die ehelichen Verhältnisse sind ihnen nicht verborgen, es wird als etwas zu Natürliches angesehen, wie beim Vieh; das kennen sie alle."

Aus Braunschweig heißt es: „Gegen die Unarten und Wünsche der Kinder sind die Eltern zu schwach, so dass die Autorität immer mehr verloren geht und hernach jene zu thun und treiben gewohnt sind, was sie wollen. In Schaumburg-Lippe werden unter den Versäumnissen der Familie mangelhafte Zucht und Gleichgiltigkeit der Eltern, welche oft in Gegenwart der Kinder über geschlechtliche Dinge sprechen, ihre Kinder verziehen und vergöttern, und sie nicht vor dem üblen Einfluss der Knechte und Mägde bewahren, genannt.

Wie weit aber der Mangel an Autorität selbst im Südwesten geht, wo die Verhältnisse im ganzen besser liegen, zeigt überaus charakteristisch folgende, an sich ganz niedliche Geschichte aus dem Elsass: „Eine kaum der Schule entwachsene Tochter, die längst nichts mehr von der Betglocke weiß, wird, da sie um neun Uhr noch nicht nach Haus gekommen, von der Mutter aufgesucht und zur Heimkehr genöthigt. Dieselbe läßt aber die Mutter allein ins Haus treten und bleibt draußen. Eine halbe Stunde später schaut die Mutter nach und findet sie bei einem Burschen stehen — erneute Aufforderung, nach Hause zu kommen. Die Mutter legt sich zu Bett — nach Verlauf von einer Stunde ist das Mädchen noch immer nicht zurückgekehrt. Die Mutter steht nun wieder auf, wirft sich in die Kleider und — bringt der ungehorsamen Tochter ein warmes Kopftuch, damit sie sich nicht erkälte!" Unvernünftige Milde ist hier also zu Hause wie im äußersten Nordosten.

Auch aus dem württembergischen Neckarkreise lesen wir: „Die Kinder werden, sofern nicht die Noth und die dürftigen Umstände sie erziehen, ungeheuer verwöhnt.“ Dazu kommt auch in manchen bäuerlichen Gemeinden: „der frühe Gelderwerb verschafft den Kindern im Elternhause eine zu freie Stellung.“

Obwohl die Verwöhnung als ewiger Refrain wiederkehrt und Berichterstatter aus dem erwähnten Neckarkreise sogar meinen: „Das Elternhaus hat keinen Begriff von Erziehung“; „die Kinderzucht liegt im Argen, von Aufsicht über die Kinder ist bei den meisten Eltern keine Rede“; „die Eltern haben zu wenig Gewalt über die Kinder, besonders wenn sie Geld verdienen“; „sie sind äußerst nachsichtig gegen der Kinder Fehler und Vergehungen, können ihnen keine Bitte und kein Vergnügen abschlagen, räumen ihnen vielmehr fast unbeschränkte Freiheit ein“, so ist doch nicht zu verkennen, dass mit der Wanderung nach dem Westen und dem Süden die Verhältnisse ein besseres Gesicht annehmen.

Bereits aus der Provinz Sachsen liegen, wie berichtet, eine Anzahl befriedigender Zeugnisse vor. Ähnlich heißt es aus dem Königreich Sachsen: „Die Kinderzucht ist im allgemeinen gut“. Und ziemlich ebenso tönt es, wenn auch nicht unison, so doch immer von einer Anzahl Zeugen, durch das ganze Gebiet bis ins Rheinland und aus dem Süden herauf. Ein Berichterstatter aus dem bayerischen Kreise Schwaben lobt die Reinlichkeit und Zucht, ein anderer nennt die Erziehung lobenswert, nur sollte die erwachsene Jugend etwas mehr eingeschränkt werden. Aus der Rheinpfalz wird berichtet: „Von sittlichen Nothständen kann hier nicht geredet werden, ist nichts bekannt, oder nichts zu bemerken.“ Ein weiterer Bericht beschränkt sich auf die Bemerkung: „Allgemeine Kinderunarten“ (sonst nichts!).

Am treffendsten dürfte trotzdem auch für das große Gebiet des Westens und Südens das Bild sein, das der württembergische General-Berichterstatter nicht für alle, aber doch „für eine große Zahl Eltern“ uns entwirft. „Groß ist überall die Zahl der Eltern, die es fehlen lassen an Selbstzucht: kein Gefühl der Schamhaftigkeit und Keuschheit, keine Vorsicht vor Kindern in Worten, im Leben, bei Tag und bei Nacht, und darum auch an der rechten Kinderzucht: bald Überschätzung, bald traurige Nachgiebigkeit, bald übergroße Härte; bald Ausnützung (?) der Kinder, dass sie ganz sich selbst überlassen sind, thun und treiben dürfen, was sie wollen; bald eine blinde Liebe, welche die Schwächen und Fehler der Kinder übersieht und nichts auf sie kommen läßt; bald eine schwächliche Liebe, welche die Fehler wohl sieht, aber nachsichtig dagegen ist, weil die Kinder im Haushalt gut zu gebrauchen sind“. Das gilt, wie erwähnt, nach den Worten des Berichterstatters „für eine große Zahl

Eltern", vielleicht nicht mehr für die Mehrheit hier, und das macht den Unterschied gegen den Osten aus, wo jenes Bild die „größte" Zahl Eltern, die überwältigende Mehrheit richtig zeichnen dürfte. —

Auch durch die Verhältnisse in Deutschland wäre also der Beweis erbracht, daſs die Erziehung nicht „mit dem Wachsthum der Cultur von ursprünglicher Roheit zu immer größerer Milde fortschreitet", sondern daſs sie, wie Steinmetz meint, „mild anfängt und mild endigt". Steinmetz fügt noch eine Äußerung aus Pädagogenkreisen an, aus welcher hervorgeht, daſs auch hier genau Entgegengesetztes als Thatsache gedacht wird. In K. A. Schmidts Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens ist zu lesen, daſs die Strafe stets im Verhältnis gestanden habe zu der größeren oder geringeren Hartschlägigkeit oder Feinfühligkeit der Zeit, diese aber zumeist dem entsprochen haben, was die Bevölkerungen durchzumachen und zu erfahren hatten.

Daſs dieser Satz falsch ist, zeigte nicht bloß die Betrachtung der Naturvölker, sondern auch die der gegenwärtigen Verhältnisse bei dem Landvolk in Deutschland, daſs im allgemeinen ja wohl hartes „durchzumachen und zu erfahren hat", seine Kinder aber nichtsdestoweniger „ungeheuer" verwöhnt, ihnen „jeglichen Willen läſst", ihre „Unarten entschuldigt", sie nicht selten zu „Götzen" macht.

Die hier mitgetheilten Beobachtungen sind für das evangelische Deutschland gesammelt. Alles spricht dafür, daſs sie auch für das katholische Deutschland Geltung haben. (Siehe „Postkarten" des „Heimgarten".)

Zwei Tage in Tirol.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Der alte Naturschwärmer ist nahe dran, der Schönheit in der Technik ein Preislied zu singen. Nicht eigentlich der Nützlichkeit, sondern der Schönheit. Zum mindesten nimmt's mich wunder, daſs es noch kein Philosoph unternommen hat, eine Ästhetik der modernen Technik zu schreiben. Sie werden wohl nur vor Staunen über die Erfindungen bisher nicht dazugekommen sein, die Sache in ein System zu bringen, denn daſs unsere Eisenbahnzüge, die elektrischen Leistungen, die Dampfschiffe, die gewaltigen Maschinen der Industrie, die Luftballons u. s. w. eine große Schönheit in sich haben, das kann der Unbefangene doch nicht leugnen. Die Schönheit der Kraftäußerung ist längst anerkannt. Das dröhnende Vorüberrasen eines Schnellzuges, das energische Dahingleiten eines elektrischen Wagens ohne Gespann, das glatte lautlose

Fliegen eines Fahrrades, die dämonische Maschine im Gewerke, die den glühenden Eisenklumpen wie Butter formt — ich empfinde das Anschauen dieser Erscheinungen wie einen Genuss. Die Nerven, die Seele werden angeregt und gehoben, eine Art befreienden Stolzes empfinde ich über diese Menschenwerke, eine Harmonie unseres Wesens mit dem der Natur — es ist wie eine große Musik und noch was dazu. Und ließe sich nicht auch über die Schönheit der Formen in den technischen Werkzeugen und Erzeugnissen sprechen? Ist das zwar eine andere Schönheit, als die der Natur, der Kunst: eine Schönheit ist es doch, wohl wert, sich einmal philosophisch-ästhetisch mit ihr zu befassen. Eine moderne Ästhetik, die von der Schönheit der Technik nichts weiß, kann ja kaum mehr als vollständig gelten. Die Fabriksschlote und der Kohlenrauch und die Schlackenhaufen und die Arbeiterbaracken gehören allerdings schon gewiss nicht in die Ästhetik, ja diese Ungeheuerlichkeiten sind imstande, dort, wo sie wuchern, alle Naturschönheit zu zerstören. Doch gibt es nicht auch in der Natur Häsliches? Ist es dagegen nicht um so schöner, im comfortablen Coupé eines Eilzuges durch das bunte Wandelpanorama der weiten Welt dahinzugleiten, mühelos den hohen Berg hinangetragen zu werden und oben durch das Telephon mit den Lieben in der Ferne persönlich plaudern zu können? Das ist nicht bloß angenehm, sondern in seiner Art geradezu schön. Denn es dringt tiefer in unser Herz, als etwa ein behagliches Bett oder eine gute Mahlzeit, es begeistert und beglückt uns, es ist ein neues Band, das uns sinnlich mit dem All verbindet.

So ähnliche Gedanken spannen sich in mir aus, als an jenem heiteren Julitag die Dampfmaschine mich schnaufend hinanbrachte den südlichen Hang des Brenners. Hätte ich den Weg von Steiermark bis ins Herz Tirols zu Fuße machen müssen, oder in einem Postwagen, wie sterbensmüde würde ich in Gossensaß angekommen sein, wie wenig hätten die durch das Pflerschertbal herausleuchtenden Stubaierferner den erschöpften Wanderer entzücken können? Hingegen war ich hoch oben auf der Alm dem Zuge entsteigend frisch wie ein Hirtenknab.

Zwar war diese fast vierzehnhundert Meter hohe Alm ein tiefer Graben mit Wiesen, Bach, Straße und Eisenbahn, ganz wie es sich herunten spielt, und an beiden Seiten bäumten sich steil und starr die Bergriesen auf. Sie sind bekleidet mit Fichtenwald und Matten und gekrönt mit dem dunklen Steine der Tauern, oder mit Eis, und ein Adlermensch, der sich da emporschwänge in die dünne Alpenluft, er würde sehen, dass der Brennerpass mitten in einem ungeheuren Gletscherkranze liegt. An dreitausend Meter hohe Vorberge mit den wunderlichen Namen: „Kraxenträger“, „Wolfendorn“, „Hühnerspiel“, „Tribulaun“, „Rosskopf“ u. s. w. laden den Pilger zum Steigen ein. Sie alle, sogar

der „Höllenkragen" sollten ihre starren Nacken unter meinem Fuße beugen in den nächsten Tagen. Am ersten Abende nur ein kleiner Trainierungsspaziergang zum Brennersee und von dort in das Vennathal hinan bis an den Fuß des „Kraxenträgers", wo hoch vom Eisfelde nieder das lange, weiße Band eines Wasserfalles sinkt. Diesen langsam, träge niederstrebenden Wassermassen sieht man an, dass auch das Fallen mit Widerwärtigkeiten verbunden ist, obwohl sie doch schon längst ein Loch durch die widerstrebende Luft gebrochen haben müssten. Und richtig hier haben wir alles hübsch stilisiert beisammen. Den aufragenden Fels, den Gletscher, den Wasserfall, das Holzthörl, ja sogar das obligate Marterl! — Alte Schule, reine „Effecthascherei". — Ich konnte mich nicht satt schauen an dem heranbrausenden Bache. Wie es dort oben niederstürzt, das Wasser, über die Terrassen des Felsens, meint man fast, dass es hier in tausend Scherben daherrinnen müsste. Und doch war es so glatt und klar und ungebrochen, wie am Urquell. In das Alpenbild des Vennathales ist eine kleine Marmorschleiferei hingestellt worden, an den Bach hin. Ein paar rohgezimmerte Hebel schleifen mit ihren Sandballen ununterbrochen Tag und Nacht über den Marmor und verrichten zwar langsam, aber fast kostenlos die gründliche Arbeit. Ich betrachtete lange diese elementare und doch zugleich zweckmäßige Bewegung und selbst in solchem Urzustande der Technik ist mir wieder ihre Schönheit eingefallen.

In diesem Alpenthale habe ich mir vorgenommen, den Reisenden, der flüchtig über den Brenner fährt, zu rathen, auf der Station Brenner wenigstens von einem Zuge bis zum andern auszusteigen; in zwei Stunden macht er bequem den Spaziergang ins Vennathal. Er wird mir nicht zürnen.

Bei meiner Umkehr waren mir im hinteren Winkel des Thales zwei Touristen begegnet, die den gut markierten Steig wohlgemuth anstiegen gegen die Grate des „Kraxenträgers", um von dort über das Pfitscherjoch gegen die Zillerthaler Alpen zu gelangen. — Bergheil, ihr Herren, an einem der nächsten Tage folge ich euch vielleicht. Poetenwandern ist zwar planlos, wird aber doch auch unbewussten Gesetzen zu folgen haben, wie Wind und Wolken.

Auf den Brennerpass zurückgekehrt, betrachtete ich die beiden Wasserfälle. Der eine stürzt knapp hinter dem alten Hospiz und Posthause von der felsigen Runse herab und nimmt seinen Weg über das Hochthal hin gegen Süden — das ist der junge Eisack, den hesperischen Geländen der Etsch zustrebend. Aus der Schlucht des gegenüberstehenden Berges bricht der andere Fall, schlägt seinen Weg über das Hochthal gegen Norden ein — das ist die junge Sill, die gegen Innsbruck niederhüpft. Und dass hier der Höhepunkt des Brennerpasses ist, merkt man gerade nur an diesen verschiedenen Wasserrichtungen. Dann gibt's noch eine andere

Quelle. Auf der kühlen Alpenhöhe muthet das + 23° C. Quellwasser des nahen Brennerbades nicht übel an. Wir wollen es uns aber erst nach den Hochtouren gönnen.

Das alte Einkehrhaus auf dem Brenner trägt links am Eingangsthore die Tafel mit der Erinnerung, dass am 2. September 1786 der Dichterfürst Wolfgang Goethe in diesem Hospize übernachtet hat. Ein zweites Gebäude gleich daneben zeigt an der Wand ein Freskengemälde: Andreas Hofer und seine Schützen, zum Andenken, dass in diesem Hause im Jahre 1809 die Kriegsberathungen der Landesvertheidiger stattgefunden haben. Zu solchen erhebenden Erinnerungen vollendet das Kirchlein mit seinem kleinen Friedhofe die Stimmung — die freilich durch den grellen Pfiff der Locomotive, welche im ganz nahe gelegenen Bahnhofe steht, eine Unterbrechung erfährt, die nicht ganz in das „Milieu" passt. Neben dem alten Hospiz erheben sich allerhand Gebäude, aus Holz zierlich aufgeführte Veranden, Speisesäle und ein neues, noch nicht fertiges Hotel. Die Reisenden stehen bereits da und warten mit ihren Taschen und Koffern gleichsam schon auf die Eröffnung. Ein internationales Publicum, vom schmetterlingverfolgenden Münchnerkindel bis zum russischen Fürsten im weißen Bart belebt den kleinen Ort, wo man an jeder Ecke abbiegt, um sich an der nächsten Ecke wieder zu begegnen. Stattliche Frauen in rauschender Seide und funkelnden Brillanten, schlanke Dämchen in bunter „Dirndltracht" und mit den bleichsüchtigen Stadtgesichtern, dazwischen flirtende junge Herren in Glanzstiefletten und mit Monokeln. Auf der glatten Straße rollen die eleganten Zwei- und Vierspänner reicher Leute, von den Berghängen kommen mit langen Bergstecken und krummgebogenen wackelnden Knien Touristen herab. Geschäftige Kellnerinnen decken immer wieder mit frischen Linnen und silbernen Bestecken die langen Tische und eilen hin und her, das nimmermüde Wünschen der Großstädter auf dem Lande zu befriedigen. — Ob es an jenem Abende, als der berühmte Excellenzherr aus Weimar hier Herberge nahm, auch so vornehm zugegangen ist? Oder was er wohl sagen würde, wenn er heute die große Welt in diesen öden Gebirgen sich muthwillig umhertreiben sehen könnte! Eine Schönheit genießend, die er, der größte Schönheitsgeist aller Zeiten, fast ganz übersehen hatte! Die Tiroler würden sich gewiss sehr geschmeichelt fühlen, wenn der Verfasser der Schweizerreisen auch über ihr Gebirgsland ein paar anerkennende Worte gesagt hätte. So etwas gälte mehr, als zwei Sternchen im Baedeker — selbst bei den Engländern. —

Ich war auch einer von denen, die auf das Fertigwerden des neuen Hotels warten sollten. Es waren zwar noch Steine da, auf denen man ein müdes Haupt niederlegen konnte, aber die Kissen fehlten. In einer Kammer über der Waschküche ist mir endlich ein Lager angewiesen worden. Da war's dunstig wie in einem Schwitzbad. Dennoch

legte ich mich befriedigt hin, denn die Müdigkeit ist ein guter Quartiermacher. Als nach der ersten halben Stunde mir die Nase zu prickeln begann, dann der Niesreiz sich einstellte und in der Luftröhre ein leichtes Winseln hörbar wurde, schien mir mein Geschick besiegelt. — Die „große Tiroler Gebirgspartie“ war zu Ende, all die geplanten Hochtouren waren dahin. Eine Stunde später war sie da, die leidige Athemnoth, die mir Lunge und Brust zersprengen wollte. Ein qualvolles Ringen nach Luft, die ganze Nacht — jetzt liegend, jetzt lehnend, jetzt nach vorne gebeugt, mit beiden Armen ausspreizend und wieder zusammensinkend. So hat mich der Morgen gefunden, gebadet in Schweiß, erschöpft, dass ich kaum die Treppe herabkommen konnte und so athemlos, dass es schier nicht möglich war, um die Rechnung zu ersuchen und den freundlichen Wirtsleuten darzuthun, weshalb meine Tour zu Ende sei.

Und mit dem nächsten Zuge habe ich davon müssen. Die gute Bergnatur, wie sie mich trösten wollte! Auf den Hängen lag grauer Nebel, von den Mulden nieder strich kalter Wind und warf Regentropfen an die Wagenfenster. Allein als der Zug hinausrollte in das Thal von Sterzing, war doch die helle Sonne da. Das Asthma hatte sich besänftigt, ich stieg aus dem Eisenbahnzuge. Und merkwürdig, nach einem Glase Tiroler — ich glaube, es war der gotterprobte von Sanct Magdalena — spürte ich eine Unmenge Muth und Kraft in mir. Da wollen wir doch noch einmal anbinden. Soll es gleich auf die Amthorspitze gehen? Oder früher auf den Roßkopf? Oder darf man's mit dem Jaufenpasse wagen, ins Passaierthal hinüber zum Hoferhause? Allerdings, die Bergspitzen haben Fahnen und Hauben. Wann auch wären in Tirol alle Bergspitzen rein? Wenn in Steiermark oder Kärnten, oder Salzburg dreitausend Meter hoch die Wolken dahinsegeln frei über den Gipfeln — in Tirol werden sie an die Bergspitzen stoßen. Eine Wanderung östlich durch das Pfitscherthal hinein nach dem weltentlegenen und himmelnahen Sanct Jakob wäre nicht übel. Das Respectabelste wäre freilich, man marschierte von Sterzing westwärts durch das Ridnaunthal, dann über Sanct Martin ins hintere Passaier und endlich zwischen den Stubaier- und den Ötzthaleralpen über das Timplerjoch ins Ötzthal. In zwei Tagen nächtigt man bei der Frau Kloß in Vent oder bei dem Curaten Netzer in Ober-Gurgl, im höchsten Dorfe Tirols. Ob man nachher gut ausgerastet das dreitausendfünfhundert Meter hohe Zuckerhütel, oder die dreitausendachthundert Meter hohe Weißkugel besteigen wird, das soll sich geben. — Für die ersten paar Stunden durch das Ridnaunthal habe ich mir einen einspännigen Wagen untergelegt, die Beine würden sich später über eine unnütze Existenz nicht zu beklagen haben.

Also voran! Es geht über das Sterzinger-Moos, „wo die alten Jungfrauen Blümel brocken“. Hier hat Andreas Hofer seinen ersten

Sieg gegen die Baiern erfochten. Das damals unwirtliche Moos ist seither größtentheils trocken gelegt und eine grünende Almflur geworden.

Unterwegs musste meinem Kutscher in einem sauberen Straßenwirtshause etwas gefallen haben, denn er rieth mir angelegentlich, die im Seitentheil versteckte nahe Gilfenklamm zu besuchen, dort sei es „wohl gor romantasch“. Mir aber schien es angesichts meiner hohen Ziele nicht rathsam, viel nach rechts oder links zu blicken. Von dieser Gilfenklamm — sie mag sehr schön sein — war mir etwas zu viel getrommelt worden in Sterzing. Ich lasse mir den Kopf nicht gern zwischen zwei Hände zwängen und das Gesicht dort hinwenden, wo Speculation manchmal die Natur corrigiert hat und wohin die Menge schaut. Selber suchen und finden, fernab vom Wege — das ist feiner. Also gieng es wieder thalaufwärts neben dem ungeberdigen Wasser. Das überaus zerrissene, wüste Bachbett ist so breit, dass die ganze Donau darin Platz hätte. Aber die Gletscher-Wildbachfluten werfen sich unbändig hin und her, furchen einmal da heraus, nagen einmal dort hinein, werfen die Arme auseinander, graben mit den Beinen, dass die Steinklötze aneinanderknirschen und das Geschütte in Lawinen und Muhren sich dahinschiebt. Darum muss das Bachbett so breit sein. In den Sommertagen liegt die breite Steinwüste knochendürr da und das graue Wasser gießt mit seinem ewigen Geschrei in tieferen Rinnsalen dahin.

Das Stubaiergebirge rückt immer näher, die Sonnklarspitze reckt sich höher und schärfer aus den weißen Fernerbänken empor. Das Hochthal steigt von Terrasse zu Terrasse, der Menschen Hütten und alles Wachsthum zurücklassend, bis nichts mehr ist als Stein, Wasser und Eis. Das Brausen der von Hochwänden niederspringenden Bäche, das Pfeifen des Windes in den Riffen sind die einzigen Laute des Lebens. Vielleicht auch, dass noch irgendwo ein Almer jauchzt oder ein Tourist um Hilfe ruft. — Doch, so weit kommen wir nicht.

Vor der ersten Terrasse steht noch ein Dorf mit einem weit gegen Sterzing hinleuchtenden Schlosse auf der Höhung. Das ist Mareit. Hinter demselben, links am steilen Waldhange steigt schnurgerade eine Eisenbahn hinauf, die oben im Gebirge hinzieht bis in den letzten Winkel, nahe dem Übergang zur Passer. Leider ist das keine Touristen-, nur eine Erzbahn, die wohl zuweilen, wenn sie guter Laune ist, einen Bergsteiger mit hinaufnimmt bis Schneeberg, zu dem höchst gelegenen Bergwerke Europas. Zinkerz wird gegraben dort oben unter der ehernen Gletscherhaube.[1])

In Mareit endet die Fahrstraße. Ich verließ den Wagen, schwang den Rucksack über die Achsel, fasste den Bergstock stramm, um nun

[1]) Wenige Tage später verunglückte auf dieser Bahn ein junger Tourist aus Deutschland, den man aus Gefälligkeit mitgenommen hatte.

hinanzusteigen nach Radnaun und dort einen Führer zu suchen. — Noch nicht hundert Schritte waren gethan, so fühlte ich den eisernen Ring, der sich mit jedem Schritt enger um die Brust schraubte. Im Wahne hatte ich mich gewiegt, dass in der reinen Luft des Tiroler Hochlandes die Athemnoth nach dem ersten Anfalle vorüber sein werde. Nun war sie wieder da. Kaum, dass ich wieder thalwärts wanken und dem Kutscher winken konnte, er möge doch warten, um einen halbsiechen Mann mit nach Hause zu führen. Noch die Kirche von Mareit wollte ich mir ansehen, damit der Ausflug doch irgend ein Ziel hätte. Es war wieder die schöne, lichte Tiroler Dorfkirche mit alten naiven Bilderwerken. Auffiel mir nur der Mangel von Blumen und Fahnen, die sonst um diese Jahreszeit den sieghaften Schmuck der Dorfkirchen bilden. Eine Art von Trauer lag über den Altären, wohl harmonierend mit der ernsten Stimmung des Hochgebirges draußen ringsum. Lange saß ich in der Kirchenbank, athmete und träumte. In der Einbildung wanderte ich die wilden Steige durch tropfende Schluchten, über schwankende Stege, hinan zwischen Gestein und Eis, ins Urheiligthum der Alpenwildnis. Vielleicht bin ich es nicht würdig. Will nicht weiter grübeln, warum mir die hohe Freude nicht hat erfüllt werden können. Du hast mir in deiner Gnade schon genug der Wunder gezeigt, o Herr, in deiner erhabenen Welt. Und was du mir in diesen zwei Tagen gleichsam im Vorhofe des Heiligthums sehen ließest — ich will damit zufrieden heimkehren. — Dann über den Kirchhof schwerfällig um die Kirche schreitend blickte ich in eine Kapelle. Da war am Altare mancherlei Architectur, zierlich gebildet aus Knochen und Todtenschädeln. Waren nicht selbst die Kerzenleuchter aus Gebeinen gebaut? War nicht das Tabernakel geschmückt mit einem Kranze von Schädeln? War nicht der eine dort, der fletschende, gekrönt mit einer güldenen Krone? Stand dort nicht ein Armknochen hervor, der in seinen langen viergliederigen Fingern eine geknickte Fackel hielt? Und ein anderes Gerippe, stand es nicht mit einem Fuße auf der Erdkugel, strich es nicht den Fiedelbogen auf der Geige? Die ganze Kapelle war ein lustiger Todtentanz. Endlich sah ich den Richtigen. Dort an der Wand stand er, einen braunen Mantel schlecht um die spindelhaften Knochen geschlungen, mit einer Armbrust zielend — schnurgerade auf mich. Der Pfeil lag im Rinnlein, die Schnelle war gespannt, der Knochenfinger lag am Drücker. Ganz schauerlich pikant war es, wie so der knochige Jägersmann grinsend auf das arme keuchende Menschlein herzielte. Das Beste an diesem Jägersmanne bestand darin, dass er ein Todtengerippe war, denn lebendig würde er bei dem guten Anblick seines Wildes unfehlbar losgedrückt haben. — Aber gemerkt habe ich es mir doch, das Sprüchlein, das unterhalb auf dem Sockel steht: „Sei bereit alle Zeit!" —

Nach Sterzing zurückgekehrt, hörte ich von einer Versammlung sprechen, in der gerade an demselben Tage der Bau einer Touristenbahn auf die Amthorspitze beschlossen worden war. Na, siehst du! So kommt auch der Asthmatiker endlich noch auf die hohen Berge. — Und da soll der Naturschwärmer der modernen Technik kein Loblied singen?

Mein Gott, ich weiß ja nicht, was es ist, das mich so gewaltsam hinauf in die wilden Berge zieht. Ich frage mich: Warum? Warum opfere ich mein Bestes, meine Zeit, meine Kraft, meine Gesundheit dem starren Gebirge, an dem ich doch keine andere Neigung zu spüren weiß, als die, mich gleichsam in sich aufzusaugen, zu vernichten. Ist das, was wir die Gefahren des Hochgebirges nennen, nicht am Ende bloß Sympathie der Natur für uns, die immerwährende Neigung, uns in sich aufzulösen? Und zieht es uns nicht unbewusst aus demselben Grunde zu ihr? — Wie sagte mir einst jener Hirte im Leukenthale, als kleine Wolkenflocken die Zacken des Kaisergebirges umkreisten? „Die Fetzelein dort, das sind die armen Seelen der Münchner Herren, die da oben verunglückt sind.“

Die Herbstzeitlose.

Ein Idyllchen von der Alm.

„Nun, wie steht's — ist die Sennerin zu Hause?“ rief der Herr zum Fensterchen hinein, bei der Almhütte.

„No freilich!“ antwortete drin eine weibliche Stimme.

„Ist sie jung und sauber?“ fragte er.

„Na versteht sich! Ein alter Schragen ist's, ein spottschlechter!“ So drinnen, aber die Stimme klang leidlich frisch. Eine Zahnluckenstimme war es nicht. So stellte er das höfliche Ersuchen, ob sie nicht aufmachen wolle?

„Gar auf keinen Fall!“ rief sie, „ich mach beim Tag niemandem auf. Keinem Menschen nit. — Warum? Weil's eh offen ist.“

Nun merkte er, dass die niedrige Bretterthür nur angelehnt war. Ein leichter Druck am Holzfeßliz, und sie standen sich gegenüber. Das knisternde Herdfeuer machte kein Hehl aus ihrer Schönheit. War durchaus nicht so arg damit. Mehr real gesund als schön. Und schon etwas angeherbstelt. Etwas merklich angeherbstelt, wie die Brombeere im October. Der Herr war überhaupt auf keine Begegnung gefasst, auf seinem Wege zufällig eine Hütte und in der Hütte zufällig ein Weibsbild. Nun wollte er bloß das eine wissen, wie viel Uhr es sei.

„Da muss Er halt just einmal die seinige aus dem Säckel ziehen“, sagte sie lachend.

Er zog sie an der Silberkette heraus, ein feines, silbernes Uhrchen, ein „Chronometer“ nach neuester Art. Er hielt sie der Sennerin ans Ohr.

„Uh!“ rief sie, „das Dingerl ist ja mausetodt.“

„Jawohl. Oben auf dem Steinberg hat sie der Schlag getroffen. Die Feder ist gesprungen.“

„Müssen wir halt einmal auf Herrgotts Zifferblatt schauen.“

Sie trat vor die Hütte, blickte auf die Schattenlinie einer aufrechtstehenden Stange, dieselbe wies nach einem der weißen Steine, die in einem Halbrunde lagen, und sagte: „Um Viere wird's sein.“

„Nanu! Das ist deine Uhr! Und bei der Nacht?“

„Brauch ich nichts zu wissen. Bin ich schlaferig, leg ich mich nieder, bin ich munter, steh ich wieder auf.“

Der Herr hatte sich auf einen Holzblock gesetzt und fragte: „Was ist es Almerin, hast du nichts zu essen?“

„Milch, wenn Er will.“

„Milch? Weißt du — Milch! Es ist das so 'ne Sache. Wenn ich schon trinken will, ist mir Bier lieber. So ein bißchen was Festes und Feistes, wenn du hättest. Schinken, oder Speck mit Brot. Oder wenigstens ein paar Eier.“

Sagte sie: „Da muss Er schon warten, bis die Woche zu End' geht. Wird eh morgen schon Samstag sein. Da kommt mein Bauer herauf, der bringt was.“

„Weißt, Sennerin. Drei Tage lang möchte ich halt doch nicht gerne warten auf ein Stück Speck, dieweilen ja heute erst Mittwoch ist.“

Sie schaute auf. Ein nachdenkliches Gesicht machte sie; selbst die Almerinnen können das, und redete so vor sich in den Herd hinein: „Nit Samstag sollt' sein, morgen? Erst Mittwoch sollt sein, heut? Wie geht denn das her? Ist es wahr auch, dass heut Mittwoch ist?“

Er konnte sie dessen versichern. Denn merkwürdig, der Mensch vergisst allerhand, aber in den Wochentagen ist er fest. Bei den meisten Leuten ist, wenn sie des Morgens erwachen, der erste und allererste Gedanke: Was ist heute? Heute ist Montag — oder: Heute ist Donnerstag —. Am erfreulichsten denkt es sich: Heute ist Sonntag. Dann überdenkt der Gewissenhafte und Fleißige die Tagesordnung, und erst nachher kommt das Morgengebet, wenn es überhaupt kommt. Also unser Herr in der Sennhütte konnte es der Sennerin unumstößlich feststellen, dass Mittwoch war.

Ihr wollte das nun aber nicht eingehen. Erst Mittwoch! Ja, wo ist denn nachher das Essen hingekommen? Wenn's so ist, langt's ja nit, noch auf drei Tag. Was ist denn das? „Na, na, anluegen thut Er mich. Wird eh Freitag sein.“

Nun sah er es, dass sie den Wochentag in der That nicht wusste. Dann klärte sie ihn über ihren Kalender auf. Am Samstag jeder Woche kommt aus dem Thal der Bauer mit der „Butten“. Einen Laib Brot, zwei Maß Mehl, ein Pfund Schweinernes, vierzehn Stück Eier — das bringt er mit und wird so eingetheilt, dass es die ganze Woche reicht bis zum nächsten Samstag. Und wenn nur mehr ein paar Löffel voll Mehl vorhanden sind und zwei Eier, so ist Freitag. Und jetzt soll erst Mittwoch sein? Da muss rein der Teuxel sein G'spiel haben. — Ein Weilchen dachte sie nach, wo denn dieser Kalenderfehler liegen könne, plötzlich fuhr sie sich mit der Hand an den Kopf und sagte: „Ah, ich weiß schon.“ Und nichts sonst, wurde aber ein wenig roth dabei.

Jetzt, das fiel dem fremden Herrn auf, die brennenden Wangen fielen ihm auf, und dass sie sich dem Herde zuwendete, damit er ihr nicht ins Gesicht sah. Da hub er an zu lachen, klaschte mit den Händen auf seine Schenkel und rief: „Ah, da schau man her! zu beneiden bist. Ich beneide alle Leute, die so — ich möchte sagen, so zeitlos dahinleben. Uhr und Kalender! Dummheiten! Die Uhr macht Sorgen und der Kalender macht alt. Mit der Zeit natürlich. — Soll ich dir aber sagen, Sennerin, wie das zugegangen ist, dass du um zwei Tage voraus bist? Weißt, das ist so, zwei Leute richten mehr aus, als einer. Und wenn man so ein Stückel zwiefach lebt, so wird man wohl gar auch in der Zeit schneller vorwärtskommen, — nicht? Was meinst du denn?“

„Das ist mir zu gescheit, das versteh ich nit“, sagte sie.

„So werden wir's halt beispielsweise machen, weißt, da versteht man's leichter. — Ein Töpfchen Milch, wenn du mir doch verkaufen willst — mir ist's recht. Siehe — gewesen kann es so sein. Am Samstag ist dein Bauer mit der Butten dagewesen. Der hat ausgepackt, hat sein Vieh angesehen, hat dir dies und das aufgetragen und ist wieder fortgegangen. Und nachher an demselben Abend — dem Samstagabend, weißt du — kann ein anderer gekommen sein, oder auch erst am Sonntag — oder bis Sonntag geblieben sein in der Hütten, weil schlecht Wetter war. Ich meine nur .... man kann niemanden hinauswerfen. Nun, so einem armen Menschen — sei es ein verlaufener Bauernbursch, oder ein nothiger Jäger — wartet man halt ein wenig auf. Ein Stückel Schweinernes, ein Pfandel Mehlnocken, ein Eierkuchen, mein Gott, so Leute haben Hunger, und auf ja und nein fressen sie dir ein paar Tage von der Woche weg.“

„Was Er da schwatzt!“ rief sie ärgerlich. „Ist ja nit wahr!“

„Es war nur beispielsweise, Sennerin. Es kann auch anders gewesen sein. Es kann auch an einem anderen Tag gewesen sein. Er kann die Eier auch ausgetrunken haben wie der Marder. Kurz und

gut, wenn der Vorrath weg ist, so ist er weg und kannst nun die letzten paar Wochentage herrlich leben, wie ein Wickelkind — von purer Milch."

Sie versicherte nochmals, dass alles nicht wahr sei und gieng etwas gereizt hinaus in den Stall.

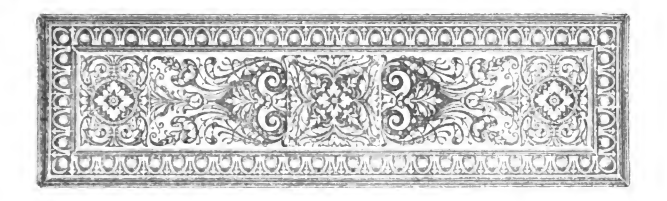
Der Herr hat sich am Herdfeuer schmunzelnd eine Cigarre angebrannt, hat seinen Rucksack umgehangen, ist mit sachten Schritten seiner Wege gegangen und hat nachher in sein Taschenbüchlein geschrieben das kleine Begegnis mit der — Herbstzeitlosen.

Davongeflogene Seelen.

Ich komme just vom Leichensaal,
Dem schattengrauen, dem kalten.
Dort liegen die Cadaver all,
Die blassen Lehmgestalten.
Die Freund und Bruder ich genannt
Auf langen, fröhlichen Fahrten,
Die sind mir jetzt ganz unbekannt,
Wie Erde aus fremdem Garten.
So wird's im dunklen Leichenhaus
Ein erstesmal uns helle:
Die Seele macht den Menschen aus,
Die ewige, heilige Seele. —
Die Nester leer, die Seelen fort
Auf unbekannten Straßen —
Wohin, wohin? Kein Sterbenswort
Sie haben sagen lassen.
Ich starre in der Blumen Glut,
Ich horche der Vöglein Lieder,
Da weht manchmal durch Lebensflut
Ein Hauch der Todten wieder.
Und während die Seelen ohne Rast
Ich such' mit bangem Muthe
— Sitzen im Herzen sie mir zu Gast
Und trinken von meinem Blute.

Peter Rosegger.





Kleine Laube.

Da Musikantn-Jogl.

A Leutbildl in da steirischn Gmoanſproch.

Holt ma's nit für übel, mei liaba Knöpfldraxler-Jogl, daſs ih dih noh amol aufweck, eh's d Engel bloſn mitn groſſn Bompadon. Ih weck dih nit auf ols oltn ormen Monn, ih weck dih in deiner friſchn Jungheit, um de Zeit, wia dih dei Vormund hot groſsjahri und heiratsmaſſi mochn loſſn und wia die hochehrſami Knöpfldraxlerinung dir dein Moaſtabriaf hot zuagſtellt. Mit ana blowleinernen Kniahoſn biſt umanondgſtatzt, woaßt as noh? Und nockadi Füaß. Und wia dih 's Schulmoaſtadirndl in d Wadl hot zwickt! Du 's ſebi Schulmoaſtadirndl! Und wias dar an Buſchn hot aufn Huat geſteckt, Veigerl und Immergrün, gottika: du ſullſt Junggſell bleibn. Biſt es ah verbliebn, oba da Buſchn is welch und dürr worn und du hoſtn ſteckn loſſn afn Huat. Und der Huat! Scha wegn den Huat ſullſt nochamol von Todtn auferſtehn. Va dein oltn Ähndl her hoſtn noh ghobb, a Filzhuat mit broatn Bond und Meſſingſchnolln; obnauf hot er ſih weit ausgſchwoaſſt und die groß Scheibn drauf is dein oanzigs Grundſtuck gwen, und die broati Krempn is dei Hüttn gwen und da kreiſpeldüri Buſchn in Bond dein oanzig Feldbau und Gortnfrucht. Und a ſo — obn broat und untn gſpitzt, wiar a Radi, der af da Wurzn geht, biſt af der liabn Welt umonond gonga und hoſt gſchaut, daſs a niads Knopfloch ſei Knöpfl hot kriagg. Dei Werkſtott, die Draxlbonk, hoſt aufn Bugl mittrogn und da liabi Gott Voda, der Sunn und Mond und Weltkugl hot draxlt, is dei beſta Kamerod gwen.

Nau olſo, wanſt munta biſt, Jogl, ſa gehn ma's on. —

Hiaz, wia da Jogl onfongg, Knöpf z draxeln, hot eahm neambd koan ohkafft. Da Kromer hot va da Fabrikn bezogn. Da Jogl hot Roſnkronzgrollan draxlt, Zwirnſpulerla, Wondnägl und Kuglkögl. A ſo hot er eahm ſei Stückl Brot vadeant und friſchi Luft und friſch Woſſer hot er in Überfluſs ghobb. Weil ober an iada Menſch ſein Extrawunſch hot, ſo hot ah da Jogl oan ghobb, freili oan, va den er gwiſst hot, daſs ern nit dalebn wird. Da Draxler-Jogl hot eahm gor nix onders gwunſchn va da weitn, reichn Welt, as wiar oans — an Oanzigs: A ſchöni Leich. Ols a bluatormer Menſch lebn, däs hotn nix gmocht, ober ols Bettler ohni

Glöggerl und Pfeiferl in die Gruabn gsteckt wern — den Gedonkn hot er nit kina vatrogn. Do wars nit da Müah wert, dafs da Mensch a 'siebzg an ochtzg Johr long draxlt und dürmagelt und wiar an oangschichti Radiwurzn dosteht af da Welt, wan mar af d Lefst nit amol mit an lustign Trumpetn- und Flüglhornmarsch afn Freidhof wurd bloadt. Jn seiner Jungheit hot er amol in da Stodt an olti Oberstnleich gsechn, und wias do dabei gländt, blosn, trumlt und gschossn hobn — dös hot er neama kina vagessn — a sölcheni Leich, a schöni Leich, dös is holt in Jogl sein oanzigi Passion gwen. A reicher Baur hots leicht, wan er stirbb: lofst a por Ochsn springa, und blosn und trumelt wird! Na, wia guat dafs doh die reichn Leut hobn! Die Kirchnmusikantn hobn's ah leicht, dena wird — wans amol in da Truchn rostn, von Spielleutkameradn a schöner Marsch aufgspielt, dafs d Engel, wans um sei Seel kemen, tonzend wern und dafs s as sechn, wia so a Mensch destamiert worn is af da Welt. — Und wiar er a so nochdenkt, über de Lustborkeitn ban Begrobnwern, da Jogl, do follt's n gach ein: Muafst holt a Kirchnmusikant wern, nochha trumelns für dih ah amol! — Thon hot er's. A wenk klaranetblosn hot er eh kunt; do fingerlazt er hiaz drauf olli Tog zan Feierobnd und mit da Zeit — wia da Klaranetbloser Franzl gheirat't hot, dafs n der Othn is ausgonga, hot da Schulmoasta gstott seiner in Draxler-Jogl mitholtn lossn afn Kor. Hiaz is af den Kor ober ah s sebi Schulmoastadirndl vahondn gwen. De hot gsungen und da Jogl hot fleifsi gfingerlazt dazua aufn Klaranet. Do war's n scha bol fürkemen, a selchti Musi kunt oan hasn liaba sein, as wia die sebi, ban Leuteingrobn. Und dafs af sein Huatbond da dürr Buschn noh steckt, Veigerl und Jmmergrün — sie hät's sechn kina, wan sie's sechn hät wölln. — Do kimbb a Postwirtsbua daher, der kon ah a Musi: reixnan mit ar an Sock vul Silbertholer. De Musi hot in Dirndl besser gfolln wiar in Jogl sei Klaranetblosn. Jn Postwirtsbuabn hot's gnoma. Da Musikantn-Jogl hot a longs Gsicht gmocht, hot sih hintern Ohrwaschl krotzt und hot nochha gsogg: Js ah recht. Jh pfeif drauf! —

Zohlt wird nix afn Kirchnkor, Trinkgeld gibb's ah koans und dafs da Spielmon in Fosching a wenk bratlgeignen gang, s se hot da Herr Pforrer nit dalabb. Nan, a so is s holt imer awenk schmol ausgfolln, ban Jogl; s Draxln hot sih noch und noch gonz aufghört; s Klaranetblosn erfreut freilih wul s Herz, ober f o t t mocht's holt doh nit, oanmol nit! Jmeramol, wan da Mogn ah musikalasch hot wern wölln, is da Jogl vor an Bauernhof gstondn und hot der ehrngeochtetn Bäurin a kloans Standl brocht für an wormen Löffl Suppn. Jn Löffl hot er selber ban eahm, do ziacht er'n aussa, wischtn sauber oh, ifst ondächti sei Süppel, wischtn wieder sauber oh, schiabbn in Sock und sogg: „Vagelts Gott, in Himel auffi. Därf ih noh wos fingerlazn?“ Afn Kirchnkor is da Jogl der ersti und da lefsti. Und wan da Geigner ausbleibb und da Trumpetnbloser und da Pauknschloger — da Klaranetbloser is do und wer grod wegn an Rhemataschn a Bamwulschiberl in Ohrwaschl hot, der lofst wulta gern drina, wan der Jogl onhebb zan blosn. Ober da Jogl musiziert munter drauf los, da Gmoan z liab und n Herrgott z Lob und Preis. Wan a Hohzat is, blost er, wan a grofsi Leich is, blost er, und sei kloans Gsichtl geht dabei gonz broad ausanonda va lauta Glückseligkeit.

Daweil wird da Jogl älter und älter; und wan da Mensch älter und älter wird, so wird er mit da Zeit olt. Guat is s, do kon er nit meh weit sein, da lustigi Tog. — Ober eh's da sebi kimbb, hebb da Jomer on. Da Jogl valnist die Zehnt! Va wegn an Bradl essn grodat er's leicht, oba — blosn kon er nit! As w ar an olta Rocher die Pfeifn in Mund hot, wans ah long scha kolt is und neama brint, a so zuzlt da guati olti Jogl an sein Klaranet, wan er mit'n untern Musikantn steht afn Kirchnkor, oba s Zengl will neama kein. Huckt er holt nochha vorn

Ormenhaus af da Bonk und denkt afn lustign Tog, der hiaz denah wul bold kema muass. Urndlich sechn, zimbb eahm, thuat er's, wia sie sei schmols Trücherl, s braun ongstrichui, aus n Haus aussa trogn. Da Schulmoasta thoalt scha d Notn aus, die Trumpetn- und Flüglhornbloser spiazln scha s Mundstückl on, da Trumelschloger passt scha mitn Schlägl. Hiaz stehn d Maner zsom, hebn die Truchn — schwar is s jo nit — hoch af d Ochseln, mochn an Schupfer und hebn on zan marschiern — tropp — tropp — tropp. . . . Bum radatschin! follt d Musi ein — dass s schon a helli Freud is. Gleih noch da Banda kemen d Maner, de wölln nit betn, gehn, gonz wia ban ana Militärleich in Takt — tropp — tropp — tropp! Hint nochhi d Weiberleut mitn Rosnkronz, dass s nar olls hollad um und um — bis aussi zan Freidhof — jessas, is däs a lustiga Tog! — Und aso wird er ausschaun, dein Ehrntog, du liaba Knöpfldraxler Jogl! Und is nit amol d Frog, obst n wul dalebst. Deswegn schaust da n hiaz on. Wer sei oagni Leich sechn will, der muass s onschaun, eh's er d Augn zuamocht.

Da Jogl hot sih saweit nia überessn, nia übertrunkn, ober überlebb hot er s, seine Spielleut-Kameradn. Oaner um an ondern hot sein Instrumentl wekglegg, hot an Pfnauser gmocht, hot sih musikalisch afn Friedhof lossn trogn. Jüngeri sein fürkeman und hobn noch oltn Notn blosn, geigngg und trumelt. Um an oltn Jogl hot sih neambb mehr umgschaut. Do hot er eahm denkt: Guat is s, Jogl, hiaz gehst schlosn und morgn is Sunta.

Nan — und wia sie's aussitrogn hobn, die schmol Truchn, do sein an etler olti Weiber mitgongan, hobn an Rosnkronz bett. Und d Spielleut? Und musicieri? — Nit an Pfiff. Orm und still is s hergonga, an oanzigs Glöggl hot gläut't afn Kirchthurn und sogor däs hot früaher aufghört, ehs die Truchn hobn owiglossn in die tiaf Gruabn.

An olta Betlmon is gstondn vorn Grob, der hot glocht und owigredt: „Moch da nix draus, Knöpfldraxler Jogl, und schlof in guater Rua. Und wort bis zan jüngstn Tog, do wern dih d Engel mit Posaunen aufwecdn, wern dih mit Pfeifan, Geigan und klingendn Tschinelln ins Himelreich einbloaten. Ja, mei Liaber!“

Erklärungen: gottika: gleichsam; kreispeldürr: so dürr, dass es knistert; dürmageln: hungern; bloadt: geleitet; fingerlazn: mit den Fingern die Löcher und Klappen der Klarinette tasten; reixnen: klimpern; bradlgeignen: bei Freibällen im Wirtshaus aufspielen; multa: wohl doch; Bradl: Braten; grodn: entbehren; spiazln: benetzen; Pfnauser: Schnaufer.

Jugend.

Skizze von Richard Freiling.

Der Herr Professor klappte sein Collegheft zusammen, nahm mit zitterigen, vertrockneten Fingern die Brille ab, verneigte sich etwas eckig gegen seine Zuhörer, langte mit der Unsicherheit des Kurzsichtigen nach dem breiten Schlapphut und verließ den Hörsaal. In dem kühlen Corridor des Universitätsgebäudes schritt er ein wenig schlürfend dahin, hager und gebückt, kühl wie die steinernen, kahlen Wände. Aus dem Vestibul trat er in den hellen Sonnenschein des Frühlingsnachmittags, hier in vollem Contrast die hagere, graugewandete, weißbärtige Figur unter den blühenden Sträuchern voll tausendgestaltiger Formen bunten Farbenreizes, die zu beiden Seiten der nur zwischen Villen durchführenden Straßen über die Zäune und Hecken nickten, durchflutet und umgaukelt von den goldenen Strahlen des Lichtes. Die fanden kein Plätzchen zu ruhen — schien es — an dem ganzen grauen kühlen Schattenstrich, als der der

Professor dahinwandelte. Grau in Grau, die Hände in den Taschen des Überrocks, das Auge gesenkt, der Blick nach innen gekehrt, wie in ein graues, kühles Gemach voll Bücherweisheit und Gelehrsamkeit. Durch das Gatterthor bog er ein in den Garten seines Hauses, über den blendenden Kies streifte er dahin, dann betrat er die dunkle, kühle Hausvorhalle. Mechanisch hieng er Hut und Mantel an den Nagel. Dann ein paar Thüren vorbei in sein Arbeitszimmer. Die Thür in der Hand, blieb er unwillig stehen. Sein Heiligthum war nicht verlassen, wie er's gewohnt war. Unter den Stößen mächtiger Folianten und Atlanten, über ein aufgeschlagenes Ansichtenwerk gebeugt, saß da etwas in seinem Armstuhl vor dem Schreibtisch. Eine weibliche Gestalt, mädchenjung; duftig hüllte das weiße Kleid die zarten, kaum ersprossten Formen, weit überdeckt von goldenen Strähnen des weichen offenen Haares. Das halblange Kleid ließ die schlanken, schwarzen Füßchen frei, die in Goldkäferschuhen glänzten, zierlich übereinandergestreckt, auf dem seideweichen weißen Fell unterm Schreibstuhl. Dem Alten blieb der aufkeimende Unwille auf halbem Wege stecken. Ein wagender Sonnenstrahl, der wie kosend über die schlummernde Gestalt hinstrich, dass das Haar und die Goldkäferschuhe aufblitzten, trieb eine warme Welle zu seinem Herzen. Reglos stand der Alte — die Enkelin mit immer weiter werdenden Augen betrachtend — das Kind, das Kind — ja, das eben kein Kind mehr war. Die starren, wie erloschenen alten Augen erhielten immer wärmeren Glanz, die hagere Figur fieng an, Bewegung, innere, feine, leise, verjüngende Bewegung zu erhalten, als quelle darin etwas auf, ein Bewusstsein, ein Gefühl, ganz neu oder lange verschlummert und vergessen. Ein Traum schien tief in ihm zu erwachen oder meinte er, einen Traum ins Leben getreten, vor sich zu sehen. Er wagte nicht, die Schwelle zu seinem eigensten Reich zu überschreiten. Den kleinen Eindringling zu wecken und zu verjagen, der dem alten, heiligen Hausgesetze zuwider sich in Großpapas Studierzimmer geschlichen, seine Atlanten durchkramt und über die trockene Gelehrsamkeit in Schlummer gesunken war, kam ihm nicht mehr in den Sinn. Sachte trat er zurück und drückte die Thür ins Schloss. Draußen stand er nun unschlüssig, wohin sich wenden. War er doch wie aus seiner Welt, die er vom Hörsaal zum Arbeitszimmer und vom Arbeitszimmer zum Hörsaal seit Jahrzehnten täglich durchmaß, in eine neue Welt versetzt. Was hatte der Frühling an seinem täglichen Thun vermocht — was that er ihm — wie war er mitten in seine stille Welt hineingetreten und hatte ihn gestört und irritiert und seine Gedanken aus dem Geleise ihres ruhigen Pendelganges gedrängt. Im Hause war's auf einmal so kühl und düster, dass ihn fröstelte. Er wusste nicht wie, so wandelte er im Garten unter den Fliedersträuchen dahin. Dass sie blühten, sah er erst jetzt und den Duft, der wie ein feiner, warmer Äther über den ganzen Garten ausgegossen schwamm, hatte er vorher gar nicht gespürt. Nun trug's ihn wie auf weichen Wogen hin, es pulste ein neues, warmes Blut in ihm, die kalten, trockenen Augen traten in Feuchtigkeit und ließen den Boden los und tauchten in das Grün und in das sonnige Blau. Es war aber und blieb ein dumpfes Dämmern, das seine Empfindungen weckte. Kein klares Bild der Erinnerung früherer Lenze tauchte aus der tiefen Nacht der langvergessenen früheren Zeit auf. Eben nur ein aufwärmendes warmes Rühren, kaum zu einem sanften, unbestimmbaren Gelüsten drängend. „Das Kind, das Kind" — murmelte der Alte, — als aber bald vom Hause her blonde Haare und weißes Gewand durch die Büsche schimmerten — mochte der Großvater der Enkelin nicht begegnen, sondern bog seitwärts ab und wanderte beschleunigten Schritts im großen Bogen um das aufgeblühte Frühlingswunder herum dem Hause zu. Das Studierzimmer war nun verlassen — aber es war nicht leer. Der Sonnenschein spielte breit über die Bücher und Karten, blitzte im bronzenen Tintenzeug und in den Metallknöpfen des Schreibsessels, lag

glitzernd auf dem Fell, drin die Goldkäferschuhe geruht — ein warmer Duft schien fein und beklemmt über das ganze Zimmer verbreitet. Der Professor schloss die Bücher, in denen die Kleine geblättert und legte sie weg. Er trat zum Fenster und ließ die Rouleaux herab, dass eine dämmernde Nacht das Zimmer erfüllte. Aber durch die Ritzen des Stoffes stahlen sich goldene Lichtfäden und webten durch den Raum — das Wunder ließ sich nicht aussperren. Wie er sich auch mit Büchern und Karten und mächtigen Quellenwerken wie mit einem Schutzwall umgab und sich tief über sein Collegbuch beugte, überall blickte es herein, weiß gewandet und goldgelockt und von dem Duft des Flieders umweht — es war ein Knistern wie von Goldkäferschuhen in der Lehne des Stuhles, ein Flüstern, wie ein leises Lachen um ihn herum, ein jungwarmes Athmen durch das ganze Zimmer. — Erst als die frühere Dunkelheit des Märztages kalt über dem Garten lag und das grüne Licht der Gasglühlampe seinen kalten Schein durch das Zimmer warf — waren die letzten Spuren des lenzlichen Nachmittagsbesuches erstorben. Kühl und gedankenscharf wanderten die Augen des Professors über den lateinischen Druck der Quellenwerke hin, und die steifen Finger kritzelten ruhig die unleserlichen Notizen an den Rand der Collegbuchseiten für den Vortrag des nächsten Tages.

Fräulein Mimi.

Aus dem Tagebuch eines Verliebten von Peter Nansen.[1])

Fräulein Mimi saß auf einer Gartenbank und träumte. Der Sommer gieng zur Neige und sie sollte bald in die Hauptstadt zurückkehren, um die aufreibende Arbeit der Wintersaison wieder zu beginnen.

Sie dachte an ihr vergeudetes Leben.

Sie war siebzehn Jahre alt, wurde fast achtzehn, und wusste nichts weiter von der Liebe, als dass es die einzig passende Beschäftigung für eine junge Dame von irgend welcher Selbstachtung ist.

Sie hatte häufig — anstandshalber — ihren Freundinnen eingebildet, dass sie in diesen oder jenen verliebt sei, aber das war nur die schändlichste Unwahrheit; sie verachtete sich selber, denn die Hauptsache hier im Leben ist doch, wahr zu sein, — wahr vor allen Dingen! Ja, wenn man nur den Betreffenden, mit dem man verlobt war, nicht zu küssen brauchte; aber so ein bärtiger Mund, der geraucht, oder vielleicht gar Bier getrunken hatte. — Das war widerlich! Ihren Vater küsste sie natürlich, wenn sie ihm Guten Morgen und Gute Nacht sagte, aber der war in ihren Augen gar kein Mann, er war nur ihr Vater, und dann hielt sie ihm auch immer die Backe hin.

Sie konnte sehr wohl begreifen, dass man geneigt war, Damen zu küssen; sie konnte auch wohl begreifen, dass es eine Menge Herren gab, die gern ihren Mund küssen wollten, so roth und weich und klein wie der war. Aber einen Herrn zu küssen, — das musste ebenso abscheulich sein, wie aus einer Pfeife zu rauchen, und wie das war, wusste sie. Denn sie hatte oft versucht, eine von ihres Vaters Pfeifen in den Mund zu nehmen. Sie schmeckten ekelhaft, aber es war doch ein gewisser Reiz dabei, so dass sie es nicht lassen konnte.

Es war ihr zweimal passiert, dass ein Herr sie um einen Kuss gebeten hatte. Man sollte fast glauben, die Herren hielten es für eine Annehmlichkeit für

[1]) Berlin. S. Fischer.

die Damen, von ihnen geküsst zu werden; sonst würden sie wohl ein wenig zurückhaltender mit ihrem Angebot sein.

Es war übrigens beidemale derselbe Herr gewesen. Und schließlich, wenn sie sich recht besann, war er doch noch einer von denen, deren Küsse zu ertragen sie sich noch am leichtesten vorstellen konnte. Er hieß Axel — im Grunde ein hübscher Name — und war Ingenieur, sein Examen war freilich gerade nicht brillant gewesen, aber das war keine Folge von Dummheit, sondern nur von Trägheit, und dann machte es ja nichts.

Er war groß und kräftig und gewandt und tanzte entzückend. Man lag in seinem Arm und ließ sich nur so tragen! Er hatte einen blonden Bart über das ganze Gesicht, kurz geschnittenes Haar und zwei lachende Augen, denen man kaum eine Furcht einzujagen vermochte, wenn man sich auch noch so viele Mühe gab, die Dame zu spielen.

Es war genau ein halbes Jahr her, seit dies schreckliche „erstemal" stattfand. Es war auf einem Balle beim Obersten Hammersted, und er war ihr Tischnachbar. Das war er während des ganzen Winters gewesen. So pflegt es stets zu sein. Da ist immer ein Herr, mit dem man den ersten Tanz tanzt — ein Vetter oder ein Freund des Bruders —, einer, mit dem man immer den Cotillon tanzt, einer, von dem man im voraus weiß, dass er einer anderen Dame sein Bouquet bringt, und einer, mit dem man immer den Tischtanz tanzt und mit dem man schließlich so nett vertraut wird.

Es war der letzte Ball in der Saison, infolge dessen wurde man natürlich beim Champagner ein wenig sentimental und sprach davon, dass man sich jetzt so lange nicht mehr sehen würde. Und als sie sich vom Tische erhoben hatten — sie hatte gewiss ein bisschen mehr an dem Wein genippt, als sie hätte thun dürfen —, hatte er sie ohne weiteres in ein Zimmer geführt, wo außer ihnen niemand war. Aber das hatte sie erst bemerkt, als er sich plötzlich über sie beugte und ihr lachend — er lachte stets — in die Augen schaute und sagte: „Fräulein Mimi, bekomme ich nun nicht einen Kuss zum Abschied?" „Nein, den bekommen Sie ganz gewiss nicht!" hatte sie schnell geantwortet und war in ein anderes Zimmer gelaufen. Sie war ganz erschrocken, aber das war ja doch auch keine Manier, so etwas ganz ohne alle Vorbereitung zu sagen! Er konnte doch nicht verlangen, dass sie plötzlich anfangen sollte, ihn zu küssen.

Hinterher hatte sie ganz ernsthaft zu ihm gesagt: „Ich bin wirklich sehr böse auf Sie." Er aber hatte die Augen zusammengekniffen und, ohne zu erröthen, geantwortet: „Das glaube ich nicht." So recht in einem impertinenten, überlegenen Ton!

Sie hatte bei sich gedacht, es sei nur gut, dass sie sich fürs erste nicht wiedersehen würden.

— Und dann war sie hierher aufs Land zu ihrer Freundin Ida gereist, und mit der hatte sie viele vertrauliche Unterhaltungen über alles Mögliche gehabt. Aber Ida war doch so sonderbar, so recht konnte sie doch nicht mit ihr sympathisieren. So z. B. hatte Ida gesagt, es sei kindisch, zu glauben, dass ein Kuss etwas Hässliches sei; es sei etwas sehr Schönes. Und als Mimi sie ganz entsetzt gefragt hatte, ob sie es denn jemals ausprobiert habe, da hatte Ida ihr nur gerade ins Gesicht gelacht und gesagt: „Es würde mir wohl schwer werden, wenn ich zählen wollte —"

Pfui, wenn man daran dachte, was für einen Geschmack die Menschen haben konnten!

— — Hier draußen auf dem Lande hatte sie doch sonst, Gott Lob, Ruhe gehabt. Aber dann, eines Tages, war Axel wie eine Bombe ins Haus gefallen, und es stellte sich heraus, dass er ein intimer Freund von Idas Bruder war. Sie

hatte ihn kühl und zurückhaltend begrüßt; aber er hatte ihr ohne weiteres die Hand gegeben und von den schönen, im Winter verlebten Stunden gesprochen, worauf sie sich eisig abgewandt hatte. Und doch war es auch hier so gegangen, wie es den ganzen Winter ging; sie waren immer zusammen gewesen, weil sie sich so brillant zusammen amüsierten, und dann gestern, — gestern abend war das Entsetzliche zum zweitenmale geschehen.

Es war ein großes Diner im Hause gewesen, zu dem die ganze Umgegend mit ihrem Ferienbesuch geladen war. Es war wirklich sehr amusant und Axel führte Mimi zu Tisch, — selbstverständlich. Sie hatten dagesessen und sich über die „eingeborenen" Damen amüsiert, die in ausgeschnittenen Kleidern erschienen waren — die Ärmsten glaubten in ihrer Unschuld natürlich, daſs das fein sei — und über noch mancherlei anderes. Und hinterher, als der Kaffee draußen im Gartensaal serviert wurde, war Axel abermals mit ihr verschwunden — sie muſste wohl wieder in Bezug auf den Champagner ein biſschen unvorsichtig gewesen sein — und ganz unten in der Nuſsbaumallee hatte er sie wieder um einen Kuſs gebeten. Diesmal war sie nicht wieder so bange geworden, denn nun besaß sie ja eine gewisse Routine, aber sie hatte gesagt: „Es kann nicht nützen, daſs Sie mich um einen Kuſs bitten, denn Sie bekommen ihn doch nicht!" Und er hatte geantwortet: „Nehmen Sie sich mit Ihren Worten inacht, Fräulein Mimi, Sie sind unvorsichtig!"

Sollte sie wirklich unvorsichtig gewesen sein? Was konnte er nur gemeint haben? Das hätte sie für ihr Leben gern gewuſst! — — Und Fräulein Mimi saß da und sann hierüber und über ihr vergeudetes junges Leben nach, das nichts von Liebe wuſste.

Da, auf einmal fühlte sie gleichsam einen warmen Hauch hinter sich im Nacken, und ehe sie Zeit hatte, sich umzuwenden, sah sie Axels lachendes Gesicht neben dem ihren, und als sie eben aufschreien wollte, ward ihr der Mund geschlossen, — mit einem Kuſs!

Sie war zu sehr verwirrt, um zu schelten; sie zitterte und lachte und weinte und schüttelte sich wie ein verregneter Sperling. Er aber saß ganz ruhig neben ihr auf der Bank und sagte: „Sie waren gestern wirklich sehr unvorsichtig, Fräulein Mimi. Sie sagten, es könne nichts nützen, wenn ich Sie um einen Kuſs bäte. Da dachte ich, es sei am besten, das Bitten zu sparen."

Poetenwinkel.

Abendwandern.

I.

Es wallt das Korn im Abendwind,
Die Ähren flüstern leise.
Es klingt so traut, so lieb und lind
Wie eine fromme Weise.

Komm an mein Herz, mein Lieb, o komm,
Und lausch mit mir den Ähren!
Du kannst, so gut, so rein und fromm
Den Abend mir verklären.

Die Glocke sendet mild und weich
Vom Dorfe Friedenskunde. — —
Ich glaube an ein Himmelreich
In dieser Abendstunde.

II.

Schau, wie sich die Halme leise neigen
Und kein Lüftchen regt sich weit und breit!
Ringsum andachtsvolles, tiefes Schweigen
In der großen, stillen Einsamkeit.

Sieh, wie sich in gold'ner Märchenschöne
Färbt der Himmel nun so wunderbar!
Leise schweben Aveglockentöne
Durch den Abendfrieden mild und klar.

Wie aus fernem, gold'nem Märchenlande
Kehrt der Kinderglaube mir zurück.
Laſs uns knien, mein Lieb, am Wegesrande,
Laſs uns fleh'n für unser junges Glück!

Franz Floth.

* * *

Juchhe!

Heut' hat mein falsches Schatzel
Dem Geldsack sich vermählt,
Sie haben von der Hochzeit
Mir lang und breit erzählt.

Nun will ich gehen wandern,
Verwandern all mein Weh,
Doch grad vor ihrem Fenster —
Da juchz' ich hell: Juchhe!

Reinhard Volker.

* * *

Wer nie gekämpft.

Wer nie im wilden Sturmgebraus
Geirrt durch sternenlose Nacht
Des Lebens; — jed' schützend Haus
So fern, wo treue Lieb' gewacht!
Der schmäh den nicht, der unterlegen
Im heißen Kampf der Leidenschaft.
Wer Licht nur fand auf seinen Wegen,
Der hat erprobt nicht seine Kraft!

Irma Braßla.

* * *

Gedankensplitter.

Wärst du auch ein ganzer Mensch, erhab'ner Wand'rer,
Kannst du dennoch scheitern an der Halbheit anderer!

*

Mit der Thorheit eines Weisen
Kannst du selbst die Welt umreisen;
Mit der Weisheit eines Thoren
Gieng die ganze Welt verloren!

Josef Spannagel.

Keine Thür hinaus!

Ein Mahnwort für den Bauernhof.

Vielleicht dass damals, als die Menschen noch mit Stahl und Stein Feuer schlugen, als noch nicht jedes Kind imstande war, mit einem einzigen kleinwinzigen Zündhölzchen das furchtbare, gierig fressende Element zu entfesseln, vielleicht dass damals große Feuersbrünste eine Seltenheit waren, weshalb die Menschen ihre Häuser so harmlos bauten, wie etwa der Vogel sein Nest.

Aus Holz hat man sie aufgestellt, die Räume mit Holz überlegt, mit Stroh gedeckt, der Rauchfang aus Holz, so dass buchstäblich alles gezimmert war, selbst die Backofenthür, nur der Backofen selber nicht. Und dann hat man die Häuser auf allen Seiten eng verbunden, alles unter einem Dach: Stuben, Küchen, Kammern, Ställe, Schennen und Hütten, und womöglich nur ein einziger Ausgang, das Hofthor und ein Thürl nebenan.

Ja, sagt man, so ein eing'schloss'ner Hof ist was wert. Wenn ein Vieh auskommt, kann's nicht fort, und kein fremder Mensch kommt mir ungesehen ins Haus.

Ja freilich, das ist wohl wahr, aber auch vom Hause kommt kein Mensch hinaus, als eben durch die Hofthür. Und da denke man, längs der Hofgred hängt

das Strohdach herab, über der Stallthür, übern Tennthor, über der Küchenthür, und da denke sich der Mensch, nur ein Funke in diese Holz- und Strohmasse, und dann, arme Menschenkinder, mögt ihr arbeitsmüde schlafen, oder mögt ihr im Haus, im Stalle, auf dem Bodenraum schaffen, versäumt ihr nur Minuten im Schlaf oder Schreck, dann glüht und brüllt über euern Köpfen der Riesenbrand; die Decken stürzen ein und das Strohdach schießt brennend, krachend, glühend nieder, — kein Ausweg, keine Rettung. —

Wie oft ist's so geschehen, wie oft, ja jeden Tag kann ein neues Unglück eintreten, aber die Menschen denken nicht daran. Freilich, viele sind nicht so reich, um ihre Häuser mauern, gewölben, feuersicher bauen zu können, aber warum denn nicht direct eine Thür anbringen ins Freie hinaus, aus den Stuben und Ställen, wo das arme Vieh wehrlos angekettet ist?!

Doch man kommt nicht dazu. Wo hat man's Geld? Wer wird denn unterzünden? Hat's allweil so gethan. — hat's der Vater auch so gehabt.

Man verehrt ja den heiligen Floriani. Ja, der heilige Floriani, er hält wohl oft sichtbar die Hände über, wenn zum Beispiel auf dem unbewachten Feuerherde die Kohlen glimmen, der Wind durchzieht oder die Katze sich wärmt — oder wenn man mit zerbrochenen Laternen und Spanleuchten durch Ställe und Scheunen geht, oder wenn die Männer Pfeifen und Cigarren rauchen beim Viehfüttern, im Strohbett, bei der Stall- und Tennarbeit, oder wenn die Kinder ungehindert mit Zündhölzeln spielen. — Ja, er hält wohl die Hände über, aber nicht immer, nicht überall. Es heißt ja doch, Mensch, hilf dir selbst, dann will auch ich dir helfen.

So hat man einem vermögenden Bergbauern immer gerathen, er möge sein gezimmertes Haus bauen, oder doch Sicherheitsthüren anbringen. Er hat es nicht gethan. „Er habe ein herausnehmbares Fenstergitter“, sagte er, „da könne er mit seinen Leuten hinauskriechen.“ Und es kam eine Schreckensnacht, in der das Haus in Flammen stand und die Kinder in ihren Kammern verbrannten. Nur der Bauer und sein Weib entkamen durch das Fenster, doch mit Wunden bedeckt, denen sie beide erlagen.

Und ein Bauer sagte immer, „ein Platzerl habe er im Hause, wo ihn kein Feuer erreichen könne“. Und als auch wirklich bei ihm Feuer ausbrach und rettungslos alles in Flammen stand, konnte er nicht heraus. Man hat ihn dann in einer unversehrten gewölbten Kammer gefunden, auf dem Boden, das Gesicht nach unten liegen, unter jedem Arm eines seiner Kinder — nicht verbrannt, aber von Hitze und Rauch erstickt.

Und es brach ein Feuer aus in einem Hause, wo die beiden Buben im Stalle schliefen. Es war ein gewölbter Stall, aber die Thür führte in den Hof, der in Glut und Flammen stand, und als der ältere Sohn ein Pferd loslöste und hinausjagte, schlug die Hitze brüllend die Thüre auf, sie war nicht mehr zu schließen. Das Pferd stürzte im Hof zusammen, der Bub im Stall, beide erstickt. Der kleinere Bruder hatte sich in eine Decke gehüllt, unters Bett verkrochen, wo er reglos, aber noch lebend von einem wackeren Feuerwehrmann mit eigener Lebensgefahr herausgeholt wurde.

Und nun wieder ein Fall, wo zehn Stück Rinder, ein Pferd, viele Schweine qualvoll verbrennen mussten, obwohl die Leute auf und bei der Stallarbeit waren — keine Thür ins Freie, der Hof voll Glut. — Keine Thür hinaus, immer die gleiche Schuld.

Könnte man da nicht sagen, mächtige Behörde und mächtiger Staat, trage du Sorge, dass deine Unterthanen sich und ihre Kinder und ihr armes Vieh nicht leichtsinnigerweise einer furchtbaren Todesgefahr aussetzen. Verhalte du die Vermögenden, dass sie Sicherheitsthüren ins Freie bauen und mache dies durch hinreichende Unterstützung den Armen möglich!

Rosalia Fischer.

Ein Vorschlag für den Concertsaal.

Als ich jenen Landmann in unseren großen städtischen Concertsaal führte, war sein erstes Wort: „Ho, da stehen ja die Bänke verkehrt!" Er war von seiner Dorfkirche her (und auch in den Stadtkirchen ist es nicht anders) gewohnt, die Orgel und den Musikchor hinter sich, nicht vor sich zu haben.

Und da dachte ich: Es ist wahr, die Musik ist ja nicht da, um gesehen, sondern, um gehört zu werden. Es ist sogar besser, wenn man Musikanten und Instrumente nicht sieht, weil die Musik ja in eine andere Welt führen, Stimmungen und Vorstellungen erwecken soll, in denen sie durch die übrigen Sinne nicht gestört sein will. In der Oper sucht man alles so zu richten, wie es die musikalische Sache verlangt, wie es für die Stimmung passt, die durch die Musik erzielt werden soll. Im Concertsaal wird darauf gar keine Rücksicht genommen. Wir hören Engelschöre und schauen wir hin, so haben die singenden Engel allerdings Flügel, aber solche, auf die sie loshämmern, und Flügel hinten aus schwarzem Tuch Bei Männerconcerten ist es, als stünde ein Schock Kellner und Bedienter in Frack und weißer Halsbinde vor uns: der Kapellmeister reckt uns in allen möglichen Stellungen die Abachseite zu und derlei stört mich bei Abhörung des „Messias" von Händel, der „Schöpfung" von Haydn, der neunten Symphonie von Beethoven.

Man kann die Augen ja freilich wohl schließen, um sich in den Musikhimmel ganz zu versenken, unwillkürlich gehen sie aber doch manchmal auf und sehen die Bescherung, die aus allen Himmeln reißt. Ich höre nicht gern oft und viel Musik, wenn aber einmal, dann ist es mir auch ernst, dann will ich sie ohne jede Störung in ihrer ganzen Einheit und Verklärung genießen, will in ihr ein höheres Leben führen, und dazu kann ich weder die vordere Schönheit der Sängerin, noch die hintere des Dirigenten brauchen.

Der musikalische Apparat sollte den Augen der Zuhörer verborgen sein. Weil sich das aber nicht immer so machen lässt, wie mit dem versenkten Orchester nach Bayreuther Art, und weil man bei Concerten überhaupt keinen Bühnenvorgang zu sehen hat, wie in der Oper, so wäre es am einfachsten, den Wink jenes Landmannes zu befolgen und die Sitze umzuwenden, so dass man das Orchester hinter sich hat.

Ich weiß nun auch, weshalb große Musikstücke, in der Kirche aufgeführt, auf mich immer einen tieferen Eindruck gemacht haben, als dieselben im Concertsaal. Stimmt der Altar, dem man das Gesicht zuwendet, auch nicht immer zum Gedanken der Musik, so stellt er doch Gegenstände dar, die das Clavier und das Dirigentenpult und die Bassgeigen an Erhabenheit wesentlich übertreffen.

Allein — ich kenne das liebe Publicum so gut, um zu wissen, dass solcherlei Vorschläge nur belächelt werden. Erstens schickt es sich nicht, den Gebenden den Rücken zuzuwenden. Zweitens ist die Ohrmuschel nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts gebogen, und drittens geht man doch um des Himmelswillen nicht der Musik wegen ins Concert, sondern um den Virtuosen spielen zu sehen, um die Primadona zu bewundern und ihr Kleid zu bekritteln. Die Sängerin siegt nicht immer durch die Vorzüge ihrer Stimme, sehr oft auch durch die Blößen, die sie sich gibt. Sie hat eine so reizende Taille, eine so pikante Frisur, sie bekommt so herrliche „Bukees", sie lässt ihre schönen Augen so entzückend spielen — und da sollte man ihr den Rücken zuwenden?

Dummer Bauer! R.

Vierzeiler aus Tirol.

In einem dünnen Büchlein theilt Anton Renk unter dem Titel „Von der Feirtigschuel bis zur Hoachzetroas“ (Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1899) eine Anzahl seltener Schnaderhüpfeln mit. Dieselben sind mit einem volksthümlichen Texte geschickt verbunden, so dass sie den Sang eines bäuerlichen Jugendlebens darstellen. Einiges davon:

Mei Vater hat g'saggt:
„Du Weiberleutlapp ....“
„Noar“, hun i dazua g'saggt,
„Du hast selber oane g'habt.“

*

Mei Vater hat g'sagt,
I sollt' d' Supp'n salz'n;
Und i hab' verstand'n,
Soll die Buebn hals'n.

*

Die Madln, dö schien sein,
Sein falsch a dazue,
Und die schiech'n, dö brav warn,
Mag selten a Bue.

*

Und an Metzger und an Schmied
Mag a schiens Dianl nid,
Für'n Rueß und für's Bluet,
Is a-n-ieds Lueder gut.

*

Und lustig ist's g'wes'n
In vordern Wintár,
Hamm zwoa Weiberleut k'rafft[1])
Um an Pfannenbindár.

*

Wenn d' alt werst, werst bissig,
Werst harb, es is gwis,
Und beiß'n thuet a-n-ieder,
Bal er zahnlucket is.

*

Und's Madl in Kammerle,
Dös jammert gottsjammerle:
O Jerum Marie,
Es kommt gar koaner mie[2]).

*

Der Schmied hat 'n Hammer,
Die Schmiedin in Stiel:
Wie kann der Schmied hamman,
Wenn d' Schmiedin nit will?

*

Der Guggu im Wald
Hat an Schwoaf an krump'n
Und mei Dianl thut alleweil
Umananðer lump'n.

*

Und du Bäckenbue hast
Mit der Arbet koa Freud,
Denn grad mit der Arbet
Verliert ma die Zeit.

*

Und's Mensch hat an Kropf
Und der Schuech hat a Loch
Und iez schneid' i den Kropf weck,
Kriegt der Schuech an schien Fleck.

*

Die Türk'n trink'n koan Wein,
D'rum krieg'n sie a koan Rausch;
Wer für a Weib an Esel kafft,
Der macht an guet'n Tausch.

*

Greane Hennersteig'n, gelbe Huhbam[3]),
Wenn i reich war', war' i ugnahm[4]),
War' i reich, war' i schean,
War' i gelb oder grean.

*

Wenn's Wirtshaus nit war'
Und koa schiens Dianl a,
War's für'n Geldbeutel besser
Und für d' Seligkeit a.

---

[1]) Gerauft. [2]) Mehr. [3]) Hahnbäume. [4]) Angenehm.



Gedichte von Königsbrunn-Schaup. Zweite Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

Es ist immerhin etwas, wenn heutzutage Gedichte, die sich anspruchslos ohne Tendenz und Nebengedanken als unverfälschter Ausdruck der eigenen Individualität geben, eine zweite Auflage erleben. Correcte Form, hübsche Sprache, schöne Reflexionen und sogenannte poetische Empfindungen allein thun dabei wenig zur Sache: das suchen und finden wir selbstverständlich in hunderten von Liedersammlungen, und sind dagegen durch die lyrische Überproduction unserer Tage gefeit und fast stumpfsinnig. Aber wir lauschen doch gerne auf, wenn wir aus dem Gewoge von schönen Klängen und Worten eine Individualität heraushören, die uns um ihrer selbst willen interessiert. Diese Gedichte von Königsbrunn, durchwegs aus reiferem Alter stammend, sind ein seltsames Gemisch von wirklich poetischer Empfindung, tiefer Wehmuth und kaustischem Witze, der in echt Heine'scher Weise und doch eigenartig bis zur Selbstpersiflage geht. Ihren Grundton bildet das kleine Gedicht „Die Hyäne“:

Den Freudenfriedhof hab' ich durchwühlt
Von hungernder Gier erfüllt,
Am Erinnerungsknochen
Hab' ich die Zähne mir zerbrochen.
Und nun weine ich ob der zerbrochenen Zähne,
Eine sentimentale Hyäne.

Eine willkommene Beigabe ist das früher einzeln veröffentlichte, durch sich selbst ohne subjective Zuthat poetisch höchst wirksame Gedicht „Der Mond“. Dr. Gnad.

Aus dem Tagebuche eines Verliebten. Liebeslieder und anderes von Peter Nansen. (Berlin. S. Fischer.)

Der Titel ist viel zu enge. Viele Sachen sind im Buche, die er nicht deckt. Unendlich gewöhnliche Sachen „zu gewöhnlich, als dass man sie erzähle“, sagen solche, die nicht erzählen können. Denn interessante Stoffe sind leicht wirksam zu behandeln; aus nichts schuf Gott die Welt. Und aus nichts schuf der Dichter Peter Nansen dieses Büchlein. Bei allem Alltäglichen, das es birgt, ist doch auch ein besonderer Gehalt darin, sind nicht bloß gut getroffene Augenblicks- und Stimmungsbilder; in den meisten dieser kurzen Stückchen lebt eine individuelle Seele, sie sind abgerundet zu einem tiefen Gedanken. Und nirgends eine Bitterkeit, überall Liebe, Versöhnung oder ein wenig Ironie und Schalkheit, damit die Schwächen der Leute nicht ganz leer ausgehen. R.

Ave, Imperator! Roman von J. Haardt. (Stuttgart. Max Kielmann. 1899.)

In den Rahmen des neronischen Zeitalters, einer überaus gährenden Periode, ist die bewegte Handlung des vorliegenden Romanes hineinverlegt. Im Mittelpunkt steht die geniale Doppelnatur eines Nero und die edle Heldin aus römischem Senatorengeschlecht, die dem Zauber des im Guten wie Schlimmen leidenschaftlichen Imperators erliegt und die seelische Wandlung in ihm vollzieht, dass er der wahnwitzige Tyrann wird, dessen Namen schon einen typischen Klang in der Geschichte annimmt. Aber auch die anderen Personen der Erzählung, der greise Vater Metellas, ein ehrenwerter, hochgebildeter Vertreter des alternden Heidentums, die liebliche Christin Alme und der Arzt Archigenes nehmen unser Interesse in Anspruch bis zu dem versöhnenden Ende. V.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges von Dr. J. W. Bruinier. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Nichts ist uns näher als unser Volksthum, und nichts haben wir lange so wenig verstanden wie dieses; in den weitesten Kreisen glaubte man sich seiner entledigen zu dürfen wie eines altfränkischen Gewandes, weil man nicht erkannte, dass es der sicherste Harnisch gegen alle Gefahren sei, die unserm Volke drohen. Darum ist es auf das lebhafteste zu begrüßen, dass die Teubner'sche Verlagshandlung uns eine gemeinverständliche Darlegung der Fragen vorlegt, die sich an eine der wichtigsten Erscheinungen deutschen Lebens, an Volksgesang knüpfen, und zwar mit steter Bezugnahme auf den Urquell, aus dem dieses frische Wasser fließt. Der Verfasser hat sich bestrebt, als Erzieher zugleich und als Unterweiser aufzutreten; er fasst den Begriff des Volksliedes in dem weiteren Sinne, den ihm die heutige Wissenschaft zukommen lässt und führt daher den Leser durch die Jahrhunderte, zeigend, wie und was unser Volk seit Tacitus' Zeiten gesungen, wie die Kunstdichtung immer befruchtend ins Volk drang und dort dem Geschmacke angepasst wurde, wie die alte mystische Auffassung von der Entstehung des Volksliedes, dem Wesen der Ballade heutzu-

tage vor dem Licht der Erkenntnis zerfließt, wie wiederum die alte Klage, dass der Volksgesang aussterbe, ihre Berechtigung habe, wie Besserung zu hoffen sei. Viele Proben werden dem Leser willkommen sein. V.

Es wird heute vielseitig, sowohl in Pädagogenkreisen, als beim verständnisvollen Publicum, geklagt, dass der größte Theil der neuen Jugendliteratur nicht jenen Aufschwung beweist, der sich unbestreitbar in der eigentlichen Dichtung des letzten Jahrzehnts offenbart, dass die Kinder- und Jugendliteratur zum großen Theil von Leuten geschaffen wird, die keine dichterische Begabung besitzen, die keine „Künstlerseelen“ sind, sondern gebildete, erfahrene, aber nüchterne Leute, Verstandesmenschen, die ihre Erzählungen, Gedichte etc. in der ausdrücklichen Absicht verfassen, durch dieselben die Kinder zu belehren, bald im patriotischen, bald im moralischen, bald im religiösen Sinne. Und die Illustrationen sind vielfach Verbildlichungen des Textes ohne künstlerische Erfassung und Durchführung.

Reine Tendenzschöpfungen sind niemals echte Dichtungen, und sie werden auch nur selten ihren eigentlichen Zweck erfüllen, da das alte Goethesche Wort: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt“, noch immer für die Kunst und Dichtung gilt. Ja, ich glaube, dass Kinder in dieser Beziehung ganz besonders feinfühlig sind, dass es sie besonders stört, wenn man sie in ihrer Lectüre zu deutlich „belehren“ will, dass sie leicht misstrauisch gegen die „Lehre“ werden können, wenn sie sich ihnen zu sehr aufdrängt.

Aber, sagt man, wo soll man andere Kinder- und Jugendliteratur hernehmen, wenn die größten zeitgenössischen Dichter auf diesem Gebiete nicht schaffen und begabtere Autoren kaum hie und da zu einem solchen Beitrag zu veranlassen sind, so dass sie zum großen Theil Schriftstellern überlassen bleibt, die sich dieser Thätigkeit widmen, weil ihre Begabung nicht so weit reicht, für Erwachsene Anerkennenswertes zu schaffen.

Sollten nicht vielleicht gerade die besten dichterischen Kräfte sich der Schaffung von Kinder- und Jugendwerken nur deshalb fernhalten, weil sie nicht sehen, dass ein Bedürfnis nach echt dichterischen Erzeugnissen für Kinder vorhanden ist, weil auch sie den Eindruck haben, dass hauptsächlich Tendenzschriften verlangt werden, die sie nicht liefern mögen, und weil sie vielfach meinen, für Kinder würde Thörichtes, Läppisches, Kindisches gebraucht, womit sie sich nicht abgeben wollen. Wenn man aber an diese Autoren heranginge, wenn man sie darauf aufmerksam machte, welch hohe Aufgabe es gerade wäre, für die Kinder-Gemüther und -Geister echte, erhebende und ergreifende kleine Dichtwerke zu schaffen, wer weiß, ob sie sich nicht bald angeregt fühlen würden, irgend eine Stimmung, eine Erinnerung, eine Phantasie auch einmal in naiver Form, dem seelischen und geistigen Begriffsvermögen der Kinder entsprechend, auszugestalten. Gerade Dichter, Künstlernaturen können allein den richtigen Ton natürlicher Naivität, ohne ins Kindische zu verfallen, treffen, besser, als nüchterne Verstandesmenschen.

Und begabte Künstler, die sich der Darstellung des Kindlichen und des für Kinder Passenden gern widmen, gibt es in großer Menge, man muss sie nur für die Jugendpublicationen heranziehen.

In diesem Sinne hat bei Schaffstein in Köln Ernst Brausewetter eine Sammlung herausgegeben: **„Der Knecht Ruprecht, ein Kinder-Weihnachtsblatt“**, ein kleines Prachtwerk, das alljährlich herauskommen soll.

In Hamburg ist für Jugendliteratur ein Verein entstanden, mit dem Bestreben, wirkliche Dichter der Jugend zu übermitteln.

Dieses Unternehmen begrüßt der „Heimgarten“ umso wärmer, als er selbst es war, der schon wiederholt ein ähnliches Ideal für Jugendschriften aufgestellt hat. M.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Die neueste Serie dieser durch ihre Gediegenheit sich auszeichnenden Sammlung enthält: „Uli der Pächter“ von Jeremias Gotthelf in der stellenweise aus der bernischen Mundart übertragenen Ausgabe von Dr. Franz Kwest. Ferner bringt die Serie die Gedichte von Guy de Maupassant, deutsch von F. Steinitz, mit des Dichters Bild und einem Vorwort von Dr. Franz Kwest und „Freund Fritz,“ Lustspiel von Erckmann-Chatrian, deutsch von Demetrius Schrutz. Humoresken und Skizzen von Paul von Schönthan. „Abias“ und „Der Condor“ von Adalbert Stifter. K. W.

Büchereinlauf:

Hugeline. Ein Bühnenspiel in fünf Aufzügen von Otto Julius Bierbaum. (Als erste Buchveröffentlichung der „Insel“ herausgegeben von A. W. Heymel, im Verlage von Schuster & Loeffler. Berlin.)

Willy Meier. Zeitspiegel von Hermann Krieger. (Hamburg. Gottfr. Beith. 1899.)

Gemseneier. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Vierte Portion. (Kempten. Jos. Kösel.)

Himmelsbild und Weltanschauung im **Wandel der Zeiten** von Professor Troels-Lund. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Bunte Saat. Gedichte von Heinrich Gutberled. (Dresden. Oskar Damm. 1899.)

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr Adelbert Matthaei. Mit zahlreichen Abbildungen. „Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Von Ludwig Fleischer. (Leipzig. Verlag der Handelsakademie.)

Die österreichische Los von Rom-Bewegung. Von P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann. 1899.)

„Du und dein Kind.“ Freundesworte an Eltern und Erzieher. Von J. J. Aereboe. (Berlin. Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes.)

Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben von Friederike Leithold. Nach ihren Aufzeichnungen bearbeitet von Luise Freifrau von Ketelhodt. (Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger.)

Das Buch der Träume. Für die gebildete Welt von Professor Dr. Hegenwald. (Leipzig. Emil Kunze. 1899.)

Allgemeines Fremdwörterbuch. Von Friedrich Wilhelm Looff. Enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten und Wissenschaften vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.)

VI. Jahresbericht des Akademischen Alpenclubs in Innsbruck über das Clubjahr 1898/99. (Innsbruck 1899. Selbstverlag des Akademischen Alpenclubs.)

Postkarten des „Heimgarten“.

An Schriftsteller, Verleger und Leser. Wir empfehlen überaus angelegentlich, die „Hausordnung“ des „Heimgarten“ zu beachten. Dieselbe befindet sich im 19. Jahrgang auf Seite 80. Sehr interessant zu lesen.

* Der Aufsatz: „Das Verhältnis von Eltern und Kindern bei dem Landvolke in Deutschland“ (Seite 50) ist lehrreich. Doch bleibt die Frage bei der Kindererziehung offen, erstens was verderblicher ist, allzugroße Nachsicht oder allzugroße Roheit; zweitens zu großer Freimuth in sexuellen Dingen oder zu große Prüderie? Auffallend, dass sich die beiden letzteren Extreme in Deutschland berühren. Ist das Volk im Osten Deutschlands untüchtiger und unsittlicher, als das im Westen und Süden? Ist das niedere, so schlecht, fast cynisch erzogene Volk unsittlicher, als die höhere, so prüde erzogene Classe? Man wird im Grunde keinen nennenswerten Unterschied wahrnehmen. Das Volk erscheint vielfach unsittlicher wegen Mangels an Decorum. Unsere Meinung: Sogenannte Erziehung wirkt wenig, gutes Vorbild wirkt alles.

J. F., Haselbach. Gelegentlich verwendet. Erzählung, wenn kurz und eigenartig, willkommen.

Auf viele Anfragen: Bitten, ohne Aufforderung nichts zu schicken.

Einer Weinspenderin:

Das erste Glas von diesem Wein
Soll dankbar Euch gewidmet sein.
Das zweite Glas dem großen Geist,
Der uns den Weg zum Himmel weist.
Das dritte Glas dem heiligen Leid,
Das von den Schlacken uns befreit.
Das vierte Glas den Menschen all,
Die mit uns tragen Lust und Qual.
Ein Rausch aus diesen Gläsern vier
Bringt keinen Katzenjammer mir.

R.

* Der Beweise des Wohlwollens sind mir zu meinem Geburts- und Namenstage aus aller Welt so viele zugekommen, dass ich nur auf diesem Wege danken kann. Die großen Auszeichnungen wollen mich fast erdrücken. Ich schnaufe unter der freundlichen Last: Danke! Danke! R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Christ auf der Haide.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

In den nächstfolgenden Tagen las der Pfarrer seine Messe wie gewöhnlich. Der Küster, der ihm allen Altardienst that, war geschmeidiger als er sonst gewesen, ließ aber merken, dass er einstweilen noch freiwillig mitthue. Er steckte frische Kerzen auf, mit dem Weihrauch jedoch wollte er nicht mehr hervorrücken. Die Kirche war fast leer, da in der Bank und dort im Winkel kniete noch ein altes Frauchen und betete den Rosenkranz.

Der Pfarrer hatte an seine Kirchenbehörde geschrieben, ihr die Übertrittsurkunde geschickt, ihr alles mitgetheilt und sich selbst angeklagt. Er wisse sich zwar in seinem Wandel nichts Besonderes vorzuwerfen, sei aber sicherlich zu wenig nachdrücklich gewesen in kirchlichen Dingen. Gewiss habe er sich auch zu lau benommen bei Darbringung des Messopfers, in Ausübung der Sacramente und dergleichen. Er habe sich sogar selbst mehrmals ertappt in zerstreuten, weltlichen Gedanken beim Gottesdienste, und dass dabei Manches so handwerksmäßig ausgefallen sei. Wenn die Gemeinde verderbe, so sei wohl freilich der Pfarrer die erste Schuld daran, der sie doch zu hüten und zu leiten habe. Und

erst gar, wenn ein solches Unglück geschehe, da läge die Unfähigkeit des Seelsorgers klar am Tage. Er bitte um Abberufung und um seine Strafe.

Nach einiger Zeit brachte der Postbote von der kirchlichen Behörde die Antwort. Sie war weniger streng ausgefallen, als der Pfarrer erwartet hatte. Verfasst war sie von einem ihm einst befreundeten Domherrn. Es würde — schrieb dieser — in Christofen sehr bald Inspection eintreffen, um die schwere Angelegenheit zu untersuchen. Die Gemeinde werde wohl im Irrthum sein, wenn sie glaube, so mir nichts dir nichts den katholischen Glauben aufgeben zu könnnen. Man werde ihr den Standpunkt schon klar machen. Des weiteren führte die Schrift an, dass infolge abscheulichster Volksverhetzung die katholische Kirche überall von heftigen Stürmen heimgesucht werde und dass die Schuld daran gewiss weniger an den Priestern läge, so sehr auch mancher fehlen möchte, als an dem unchristlichen, freimaurerischen Zeitgeiste. Endlich wurde dem greisen Manne der Rath ertheilt, sich in ein geistliches Versorgungshaus zurückzuziehen. — Bei diesem letzten Absatze soll der Greis einen Seufzer gethan haben.

Auf der Haide war mittlerweile zur Sprache gebracht worden, dass die Kirche von Christofen theils durch die Gemeinde selbst gegründet worden war, zum großen Theile aber von jenem Engländer gestiftet, der einst mehrere Sommer auf der heiligen Haide zugebracht und daselbst auch seine Gesundheit erlangt hatte. Es würde also von anderer Seite kein Anspruch auf Kirche und Pfarrhaus erhoben werden können, das wäre völliges Eigenthum der Gemeinde, so dass diese jeden Augenblick das Recht habe, einen Pastor anzustellen.

Eines Tages machte der Hauptmann dem Pfarrer einen Besuch. Der Greis saß auf dem Bänklein an der Kirchhofsmauer. Der Hauptmann machte auf den kühlen Abend aufmerksam, da der Pfarer nur ein dünnes Röcklein anhatte.

„Danke, danke recht“, antwortete der Greis fast munter, „mir ist immer warm, immer warm!“ Die Wahrheit war, dass er seinen Überrock tags vorher „an einen Haderlumpen verthan hatte“, wie die Küsterin erklärte. Der Hauptmann hatte sich nun zu ihm gesetzt und lud nach längerem Gespräche über allerlei den Priester ein, wenn er etwa irgend welche Wünsche haben sollte, sie ihm vertrauensvoll mitzutheilen.

„Wünsche habe ich keine, geehrter Herr“, antwortete der Pfarrer, „aber eine recht große Bitte hätte ich. Es ist, wie Sie sehen, die Pfarrerswohnung nicht durchaus im besten Zustand und ich muss für ein paar Wochen um Geduld bitten, um sie ein wenig herrichten lassen zu können. Der Maurer hat wohl versprochen, dass er morgen kommt, doch mit Schlosser und Glaser ist allemal ein Kreuz, bis sie zu haben sind. Es soll nachher schon alles in Ordnung gebracht werden.“

„Ja, was denken Sie denn, Herr Pfarrer!“ rief der Hauptmann aus, „das ist doch Sache der Gemeinde, das wird alles von mir besorgt werden. Sie möchten mir vielmehr Ihre Wünsche aussprechen, welches der Zimmer Sie wählen und wie Sie es hergestellt haben wollen. Ich denke wohl, das große, das sonnseitige, das auch den freien Ausblick auf die Haide und auf den Himmel bietet. Haide und Himmel ist doch das Schönste, was wir hier haben, nicht wahr?“

„Haide und Himmel, jawohl, jawohl, das ist freilich schön“, sprach der Pfarrer und setzte wie traurig sinnend hinzu: „Die eine habe ich lange genug gehabt, den andern — werde ich mir wohl erst verdienen müssen.“

Der Hauptmann ergriff des Pfarrers Hand: „Mir thut's weh, dass Sie so betrübt sind. Freilich versteht man auch, dass es nicht anders sein kann. Alles vollzieht sich nach einem höheren Rathschluss und dabei brechen die Herzen.“

„Wohl wahr, Herr. Wie es halt Gottes Willen ist.“

„Ich habe auch einmal darum gelitten“, sagte der Hauptmann, „es gäbe zu erzählen, aber dabei müssten wir wohl ein wenig Bewegung machen.“

Sie standen auf und schritten über die Gräber hin mehrmals rings um die Kirche.

„Wir Evangelische“, sagte der Hauptmann, „hätten auch manchmal so ein bisschen Beichtbedürfnis. Besonders, wenn man in die Lage versetzt worden war, unabsichtlich jemanden schwer gekränkt zu haben. Da möchte man sich gerne rechtfertigen. In diesem Falle bin ich Euer Ehrwürden gegenüber.“

„Sie werden ja wohl nach Ihrem Gewissen gehandelt haben“, entgegnete der Pfarrer.

„Ja, ja, aber bis so ein Gewissen zustande kommt! Manche Leute haben lange Zeit keins, oder ein falsches. Sie werden es dem einfachen Geschäftsmanne kaum glauben wollen, wie schwer ihm sein Lebtag die Gewissensfragen zugesetzt haben. Jetzt ist's besser geworden, ich führe ein glückliches Familienleben. Und was gar nicht so sehr angestrebt wurde, mein Unternehmen gedeiht. Mein Ansehen ist so geworden, dass lose Leute mich den König der Haide nennen. Und doch, Herr Pfarrer, gab es Stunden, da ich Sie beneidete.“

„Mich?“ fragte der Greis lebhaft, fast lustig.

„Um Ihren Herzensfrieden. Ob dieses köstlichen Dinges habe ich harte Zeiten durchgemacht. Ich bin — wissen Sie — aus einem wohlhabenden Hause im Frankenlande. Meine Jugend ist so gewesen, dass ich schon mit dreißig Jahren glaubte, vor Weltekel sterben zu müssen. Nach des Vaters Willen hätte ich seine Steingutfabrik übernehmen sollen,

aber mich zog eine Art Wahnsinn fort, etwas zu suchen, ich wusste selbst nicht was. Abenteuerlich war's, dumm und komisch, wie ich in aller Welt mich selber suchte, bis es mir endlich in einer öden, einsamen Gegend klar wurde, dass meine Irrfahrten nichts anderes waren, als, möchte ich sagen, eine Jagd nach der ewigen Wahrheit. Die einsame Gegend war diese Haide. In dieser ernsten Naturgröße, bei diesen armen, einfältigen Bewohnern, fand ich etwas Beruhigendes, und hier beschloss ich zu bleiben. Um eine Beschäftigung zu haben, errichtete ich die Kalkgewerkschaft, für die sich, von dem Geschäfte meines Vaters stammend, einige Kenntnisse und Mittel vorfanden. Ich habe das Haus gebaut und die Hirtentochter gefreit, Sie wissen das. Aber Geschäft und Liebe füllten das Herz nicht aus, der Unfrieden in mir hub von neuem an. Wahrheitshunger! Haben Sie schon gehört von dieser Krankheit? Alle Weltweisen, alle Religionen durchstöbern, bis man gründlich zum Atheisten wird. Dann sitzt man erst recht auf dem Sande. Nun schickte mir eines Tages ein Mann, mit dem ich in brieflichem Verkehr stand, ein Buch. Es war für mich eine völlige Novität. Die Bibel. Ich hatte immer in dem Glauben gelebt, das Evangelium zu kennen, wird es doch schon dem Knaben eingeprägt, ist es doch eine Grundlage unserer Weltanschauung. Und als ich dieses Buch nun auf der stillen Haide las, da trat mir — hören Sie doch, Herr Pfarrer — daraus ein ganz anderer Christus entgegen. Ein ganz anderer, als der verschwommene eines unverstandenen Religionsunterrichtes gewesen. Ein starker, thatkräftiger, gottfroher Christus, ein Mann, mit dem sich leben ließ, ganz unmittelbar und freundschaftlich. Gerade, als ob ich an Leib und Seele lebendig geworden wäre, so ist es gewesen. Anfangs schien mir manches im Worte als Widerspruch, und im Leben erprobt war es richtig. Ich fand meine Bestimmung als Mensch, mein Verhältnis zu den Mitmenschen, meinen Glauben und meine Zuversicht zum himmlischen Vater. Die Haide-Einsamkeit hat mich das Evangelium verstehen gelehrt und die armen Haidebewohner stimmten mit ihm fast überein. Das heißt — Sie wissen ja, Herr Pfarrer — was nach unserer Überzeugung dazwischen stand. So habe ich angefangen, die Leute zu beeifern, habe Evangelienabende eingeführt — alles weitere ist Ihnen ja bekannt. Ich betrachte das, was geschehen, für meine von Gott mir gestellte Lebensaufgabe — Sie aber müssen in mir den Wolf sehen, der Ihnen die Herde zerstreut hat."

Der Greis wehrte mit den Händen ab. Er hob den Athem, um etwas zu sagen — und schwieg.

Der Hauptmann stand still, schaute dem Priester mit innigem Blick in die trüben Augen und hielt ihm beide Hände hin.

Der Pfarrer sprach leise: „Es wird wohl so Gottes Wille sein", und gab seine Rechte.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Euer Ehrwürden, dass wir uns noch näher verstehen werden."

„Wir verstehen uns, wir verstehen uns", versicherte der Pfarrer.

„Dann werden Sie sich hier daheim fühlen, wie bisher", sagte der Hauptmann, „wir alle verehren Sie wie unsern Patriarchen. Es wird nichts vorkommen, was Ihre Überzeugung verletzen könnte. Auch der Herr Pastor, der dieser Tage ankommen soll, wird alle Rücksicht beobachten."

„Ich weiß es, ich weiß es", sagte der Greis, der bei diesem Gespräche immer tiefer in sich zusammenknickte. Der Hauptmann war so froh, einmal sein Herz erleichtert zu haben und merkte es gar nicht, dass jedes seiner Worte den alten Seelsorger fremder machen musste, weil es ja doch nur daran erinnerte: Pfarrer, du gehörst nicht mehr zu uns.

Wenige Tage nach diesem Besuche waren von der Kirchenbehörde zwei Abgesandte angekommen. Sie hatten eine lange Unterredung mit dem Pfarrer und machten dann einen höflichen Besuch beim Hauptmanne. Dieser lud sie zu einem Mittagsmahle ein, das sie wegen bevorstehender Abreise nicht annehmen konnten. Sie hatten gesehen, dass es in diesem Dorfe für sie einstweilen nichts mehr zu thun gebe. Nachdem sie mancherlei Schriften verpackt und vom Hochaltar das Heiligthum zu sich genommen hatten, fuhren sie ihres Weges. Dem Pfarrer hatten sie den Rath gegeben, sich persönlich beim Bischofe vorzustellen und zu verantworten.

Der alte Herr gieng einsam umher und wusste nicht recht, was zu beginnen sei.

Im Pfarrhause war es sehr lebendig geworden. An den Wänden die Maurer, auf dem Dache die Decker, an den Thüren die Schlosser, an den Fenstern die Glaser, an den Dielen die Zimmerleute, an den Öfen die Hafner. Jetzt erst kam der Pfarrer darauf, wie schadhaft seine Wohnung gewesen war. An derlei hatte er nie gedacht. Und die Gemeinde auch nicht.

* * *

Eines Abends war der Greis noch durch das Dorf gegangen. An manchem Hause blieb er stehen, trat aber nicht ein. Kinder, welche Schafherden heimtrieben, küssten ihm die Hand. Er legte sie ihnen aufs Haupt und sprach: „Der Herr sei mit euch!" Dann gieng er weiter. Die Kirche stand in den goldigen Abendhimmel hinein, ihr steiles Dach ward umkreist von hell zwitschernden Schwalben. Er stieg die Stufen hinan, aber das Thor war verschlossen. Lange stand er davor mit entblößtem Haupte. Dann schritt er über den Kirchhof hin. An einzelnen Hügeln blieb er stehen und schaute drein. Seit dreiundzwanzig Jahren hatte er allen, die hier ruhten, den Frieden Gottes mit ins Grab gegeben.

Aus dem Pfarrhause rief die Küstersfrau: „Wo sind wir denn, Herr Pfarrer! Haben wir gar kein bissel Hunger mehr?"

Er trat ins Haus und verzehrte die Milchspeise. Als er dieses Abendmahl eingenommen hatte, that er aus dem Wandschranke ein Handkofferchen hervor, das er in früheren Jahren auf kleinen Reisen benützt hatte. Es war mit gestreifter Leinwand überzogen und an den Ecken abgenützt. In diesem Behälter barg er seine Habseligkeiten und schnallte ihn zu. Dann richtete er seine Bergstiefel her, den leichten schwarzwollenen Rock, den breitkrempigen Filzhut und den Stecken. Am offenen Fenster saß er und schaute hinaus in die laue Sommernacht. Im Dorfe war es still geworden. Der Riesenfelswürfel dort drüben bekam einen blassen Hintergrund, so dass er wie eine schwarze Tafel in den Himmel ragte. Hinter ihm war der Mond aufgegangen. Nun war es Zeit.

Der Greis nahm Hut, Handkoffer und Stecken und schlich hinaus. Weil er aber das Schleichen nicht verstand, so stieß er im dunklen Vorhause seine Stiefel an ein Kalkfass, es entfiel ihm der Stecken und kollerte über die Stufen. Aber die Küstersleut hörten es nicht. Schneller, als er sonst seit Jahren je einmal gelaufen, eilte er am Gärtlein vorüber, zwischen Planken und Hütten dahin, anwärts die sachte Höhung. Dort hinter dem Hügel sah er ein Licht. Es kam aus dem Häuslein des alten Tobias, der seit Tagen im Sterben lag. Gestern noch war der Priester bei ihm gewesen, aber das Sacrament war nicht angenommen worden. Auch der Tobias hatte den Glauben seiner Väter verlassen und seine Seelenruhe war so groß, dass an eine Reue nicht gehofft werden konnte. Unfassbar schien das dem alten Seelsorger. Es zog ihn nun, als müsse er den Kranken noch einmal besuchen, die Absolution ertheilen und die letzte Ölung reichen. — Nein, er hatte kein Recht mehr dazu. Heimlich, ohne Abschied von allen musste er fort, weil er fürchtete, dem Abschiede zu erliegen. Er war ein Fremder geworden in seinem Volk auf der heiligen Haide, er hatte Zuflucht zu suchen drüben hinter den Bergen — bei den Fremden. — Draußen an der letzten Heuscheuer ragte der Pfahl auf mit der Bildtafel des heiligen Christof. Hier stand der Pfarrer eine Weile still. Bis zu dieser Bildsäule war am Frohnleichnamstage stets die Procession gegangen. Das hochwürdigste Gut hatten sie begleitet mit Lichtern, Kränzen und Fahnen, mit jauchzenden Festklängen und betenden Herzen. Welch ein Gottesdienst, bei dem alles vereinigt war, was die Bewohner der Haide an Schönheit, Glanz und Seelenfreudigkeit aufbringen konnten! — Das war nun vorbei. Vorbei für ihn und für sie — und auf alle Zeiten. O heilige Haide, wie bist du arm geworden! . . . Noch einmal hatte der Pfarrer zurückgeschaut auf die mondscheinschimmernden Dächer des Dorfes, aus dem die Felsen aufragten wie zwei dunkle Dome. — Und dann vorwärts.

Er gieng nicht den schmalen Fußpfad dahin, der gegen das Gebirge führt, er wanderte abendwärts den rauhen Granitweg entlang. Ringsum nichts als der blasse Karst, der stellenweise nur von dunklem Gestrüppe bewachsen ist. Manchmal stand der Wanderer ein wenig still und wechselte den Koffer von einer Hand in die andere. Das that er immer öfter, je länger er wanderte. Ein paarmal nahm er den Hut ab, trocknete mit dem Taschentuch Haupt und Gesicht. Es strich ein schwüler Lufthauch. Das Rund des Mondes stand schon hoch und die weißen Steine der Haide, weithin zerstreut, waren zu sehen wie Grabmäler auf einem ungeheuren Kirchhof. Am Himmel der Abendseite waren dunkle Schichten aufgestiegen und hatten blasse Sternlein erstickt. In diesen Schichten glühte manchmal ein rother Schein. Es mochte wohl Mitternacht geworden sein, so hoch stand schon der Mond und so kurz war der Schatten, der still an den Füßen des Wanderers dahinglitt. Auf einer breiten Steinplatte, wie sie stellenweise kahl zwischen Sand und Haidekraut im Boden liegen, rastete er endlich ab. Die Arme auf den Stecken gestützt, saß er da und schaute hinaus in die leblose Einsamkeit. Er schaute zurück auf sein Leben, das in einer Gebirgshütte arm angefangen und in dieser Wüste einen so verhängnisvollen Zusammenbruch erlitten hatte. Sein redlicher Willen, seine geduldige Entsagung, es war alles nichts geworden.

Der Mond stand nicht mehr klar, er hatte einen milchigen Hof bekommen. Es war lau, still, friedsam. Der Greis streckte sich auf der Steinplatte aus und legte sein Haupt auf den kleinen Koffer.

Zur selben Stunde rollte auf dem Haidewege ein verspäteter Wagen heran. Ein Pferd, ein Fuhrmann und ein Insasse. Dieser schien ein noch jugendlicher Mann zu sein, lebhaft wendete er manchmal den Kopf, um den Himmel zu beobachten, an welchem die Blitze häufiger und greller wurden. Vielleicht war er ein wenig besorgt, der Bauernwagen hatte kein Dach. Die Haide war so fremdartig, so märchenhaft öde — er hatte eine ähnliche Gegend noch nie gesehen. Der Fuhrmann musste mehrmals versichern, dass sie auf dem rechten Wege waren nach Christofen.

Jetzt zog der Insasse an der Rockfalte des Fuhrmannes, wie an einem Glockenstrick, er möchte anhalten. Es wäre ihm, wenn der Mond nicht getäuscht, gewesen, als läge neben dem Wege ein Mensch.

So fand der Reisende unsern alten Pfarrer. Dieser schlief fest, er war kaum zu wecken. Als er stark an der Schulter geschüttelt war, raffte er sich auf, ergriff Koffer und Stock und wollte weiter.

Der Reisende hielt ihn zurück und fragte, wohin er denn wolle in der Nacht?

„Es wird schon gehen, es wird schon gehen“, sprach der Greis, heiser, schlaftrunken.

„Wie konnten Sie hier schlafen wollen, bei dem nahenden Gewitter?“

„Es wird schon gehen“, wiederholte der Greis.

„Heilige Mutter Anna!“ rief plötzlich der Fuhrmann, „das ist ja der Herr Pfarrer! Unser alter Herr Pfarrer!“

Der Reisende begriff es im Augenblick.

„Wie, Herr, Sie wollen fort?“ fragte er. „Und bei solcher Zeit? Oder haben Sie sich verirrt?“

„Verirrt, verirrt“, stotterte der Greis.

„Sie setzen sich zu mir in den Wagen.“

„Dank schön, dank verbindlich“, antwortete der Priester, „fahren Sie denn auch übers Gebirge?“

Das Murren des Himmels, heftige Windstöße mit scharfen Regentropfen waren die Gehilfen des Reisenden, dass er den alten Mann in den Wagen brachte. Das Kofferchen zu den Füßen, den Stock in der Hand, als gienge es immer noch fürbass, so kauerte der Greis zusammengeknickt in der Wagenecke; er ließ es sich gefallen, dass der fremde Reisende ihm bei dem hereinbrechenden Gewitter seinen Mantel umhüllte, denn er war wieder eingeschlafen. Im Blitzscheine konnte man das Gesicht des Gastes ein wenig betrachten. Der Fuhrmann hatte schon sagen wollen: Er ist es nicht! — So eingefallen waren seine Wangen, so wirr sein schütteres Haar, so ungepflegt wucherten die Bartstoppeln. Die weiße Halsbinde hatte sich an einer Seite losgelöst, aber sie ließ keinen Zweifel zu, dass es der Pfarrer war. In den Lüften pfiff der Sturm und schleuderte den Männern Sandkörner ins Gesicht. Am Himmel flogen pechschwarze Wolkengestalten dahin, deren vorandringende Fetzen wie spießige Flügel, Klauen und gierige Rachen ausgriffen. Hintenher zündend und rollend das finstere Meer. Der Mond war begraben, die Haide in Nacht gehüllt, bei jedem Blitzstrahl leuchteten die Steine auf, wie aus der Erde hervorbrechende Flammen. Der Fuhrmann suchte das unter Donnerschlägen schreckige Pferd zu bändigen, der Wagen sprang, hüpfte über den rauhen Boden hin und die Flut gieng nieder. Der Reisende schmiegte sich an den schlummernden Greis, umspannte ihn mit dem Arm, um Hut, Mantel und ihn selber festzuhalten, schützte ihn aber vergebens vor dem niedergießenden Gewässer. Er selbst wår schon nass bis auf die Haut, aber sein Gesicht schaute frisch und fröhlich drein. Der Fuhrmann, der es bei dem Leuchten sah, wunderte sich, dass ein Mensch bei solchem Höllenwetter so vergnüglich sein könne. Er wusste nichts davon, dass es eine Lust sein kann, unterzutauchen in die wilden Elemente, auf dass der Staub des Alltags, oder ein Bangnis der Seele hinweggefegt werde.

Als nach einer Weile Sturm und Regen nachgelassen hatten, zogen sich über die Haide weiße Nebelstreifen hin und darüber graute der Morgen. Es zog eine kalte Luft. Die Karste des Bodens schimmerten stellenweise wie Schnee, und über einer Höhung her ragten die zwei

Felsendome auf. Es kamen die Steinwälle, es kamen die ersten Hütten. Schellengeklingel wurde vernehmbar, Hirten führten ihre Schafe hinaus und trugen ihre Hüte in den Händen, denn es war die Stunde des Morgengebetes. Als der Wagen so weit war, deutete der Fuhrmann mit dem Peitschenstiel und sagte: „Herr Pastor, das dort ist die Kirche."

Dann fuhr er über den Platz bis zur Herberge vor, wo der Reisende abstieg. Der alte Pfarrer wurde in das Pfarrhaus gebracht.

* * *

Zu jeder Stunde des Tages konnte man durch die Dorfgasse Leute eilen sehen, dem Pfarrhause zu. Kinder, Frauen und Männer. Einige trugen Körbe, Bündeln und Krüge mit sich, aber die Eier, die Milch, die Hammelkeulen konnten nicht angenommen werden. Der Pfarrer lag in seiner Krankheit noch tief dahin.

Es hatte eine große Aufregung hervorgerufen, als bekannt wurde, dass der Greis in eitler Nacht fortgegangen war und liegen geblieben auf der Haide. Umkommen hätte er können, wenn der neue Pastor nicht des Weges gefahren wäre. Dann war er in eine schwere Krankheit gefallen, tagelang in Fieberphantasien gewesen und die an der Thüre horchten, konnten hören, wie er mit heller Stimme die lateinische Messe sang. Als dieser Zustand endlich vorübergegangen, versank der Kranke in eine schwere Schwäche und schlief und schlief. Einmal nach dem Erwachen blickte er auf seine Wärterin, die Küstersfrau, und fragte leise: „Was ist es denn mit mir? Es muss Fieber gewesen sein, ich habe einen harten Traum gehabt."

„O, Herr Pfarrer, ich sag's!" rief das Weib aus, „ganze acht Tag' lang haben wir nichts von uns gewusst!"

„Gottlob, gottlob, jetzt kann ich lachen. Denke dir, Frau Gertraut, die ganze Pfarre abgefallen zum Lutherthum! So was zu träumen!"

Darauf hat sie nichts gesagt, hat sich abgewendet. Und als der Pfarrer bemerkte, dass in der Stube allerhand Veränderungen waren, dass vor der Thür, wenn sie aufgieng, allerhand Leute standen, nicht in allgewohnter Zutraulichkeit, vielmehr befangen und scheu, da schüttelte er ein wenig das Haupt und murmelte: „Es wird doch so sein. Es wird doch so sein." Und verfiel in seine Traurigkeit.

Und da fragte er einmal: „Wer ist denn in der Nebenstube, dass er so hin- und hergeht?"

Die Küstersfrau log ihn dreist an, es wären die Handwerker noch bei der Arbeit. Es war aber der Pastor, der sich häuslich einrichtete. —

Während der Greis dahingelegen, war manches geschehen. Der Pastor hatte seine Aufwartungen gemacht und seinen Wirkungskreis angetreten.

An der Kirche wurde einstweilen nichts geändert, als der Hochaltar. Anstatt den Gegenständen des lateinischen Ritus lag vor dem Kreuzbilde jetzt die Bibel. Dann war der Tag der Angelobung gewesen — die Confirmation. Der Pastor hielt eine Rede über die Hauptpunkte der evangelischen Kirche, über das praktische, das thätige Christenthum im Leben und über die Erbarmung Gottes. Er sprach nicht im Predigerton, sondern schlicht, wie ein Mensch zum andern redet. Dann leistete die Gemeinde beim Kreuze und bei der Bibel den Eid, dem Evangelium bis zum Tode treu zu bleiben und endlich sangen sie: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ — Die Wenigen, die bei der alten Kirche geblieben waren, standen vor dem Thore umher und guckten hinein. Ein paar alte Frauen klagten laut über den hereingebrochenen Antichristen; bei den mehreren dieser Gruppe jedoch war die Neugierde größer, als die Entrüstung und als sie sahen, die Pfarrkirche hätte für alle Platz, giengen sie hinein und sangen mit. Aber den Schwur, das schwuren sie, den schwören sie nie und nimmer, weil sie in ihrem alten Glauben sterben wollten.

Der Hauptmann hatte eines Tages den Pastor eingeladen, ihm sein Haus, sein Gewerke gezeigt, den Steinbruch und die Steinschläger, die Hunteбahn und die Brennerei. Dann hatte er mit ihm einen langen Spaziergang gemacht hinaus auf die Haide, um ihn mit den Eigenthümlichkeiten der Gegend bekannt zu machen. Sie kamen zu den Karen und zu den Kiefern, sie kamen zu einzelnen Hütten und eingepfrängten Angern, sie kamen zu den ruppigen Karsten und Steinblöcken, wo nichts war ringsum, als die große, stille Natur. Auf dem Rückwege sahen sie die friedliche Bedürfnislosigkeit der Einödhüttler, die an geschützteren Stellen ihren kümmerlichen Garten- und Feldbau betreiben. Sie sahen das beschauliche Leben der Hirten, die auf kargen Grasflächen und im Haidekraut ihre Schafe und Ziegen weiden. Sie sahen einen oder den anderen jener scheuen Gesellen, die mit Schabe und Sack umhergehen auf diesem Hochlande, um von den Kiefern Harz und von dem Wacholder Beeren zu sammeln.

Der Hauptmann erzählte dem Pastor von großen Drangsalen, die über diese Gegend schon gekommen waren. Einmal war ein so tiefer Winter gewesen, dass der Schnee fast alle Hütten begraben hatte und die Leute durch das Dach aus- und einkriechen mussten. Einmal war eine solche Dürre gewesen, dass selbst die wenigen Wiesen und Sträucher kahlgesengt wurden und man die Schafe schlachten musste, weil das Wasser an der Felsenquelle kaum mehr für die Menschen ausgereicht hatte. Einmal war ein solcher Sturm gewesen, dass es die Dachschindeln und Fensterläden des Dorfes weit hinausgetragen habe in die Steinwüste und jeder, der im Freien war, um nicht umgeworfen zu werden, sich flach auf den Boden legen musste, wo er dann gleich den Rasenwulsten dahingewälzt wurde. Der

Sand habe wie Hagel geknattert an den Wänden, aus den Tümpeln sei das Wasser gesprungen und hingesaust über die Steine und vom oberen Dorfende wäre das Bild des heiligen Christof geflogen gekommen durch die Lüfte her. — Es waren Brände und Seuchen gewesen, aber sowie in besseren Zeitläuften über die Haidebewohner kein Übermuth, so wäre in solchen Nöthen kein Verzagen gekommen.

„Es möchte einem fast bange werden“, sagte da auf einmal der Pastor zu seinem Begleiter. „So sind diese Menschen geworden und geblieben unter ihrer alten Kirche. Wie werden sie sein unter der neuen?“

Und der Hauptmann antwortete: „Ihre alte Kirche gab ihnen die Verzichtung, die neue gibt ihnen den Kampf.“

„Nein, Herr, ich möchte diesen heiligen Frieden nicht zerstört wissen.“

„Ich meine nicht den Streit unter sich, der ewige Gott bewahre uns davor! Ich meine den muthigen Kampf gegen diese harte Natur. Wer in hundert Jahren hier wandert — vielleicht findet er keine Haide mehr, sondern fruchtbares Ackerland und schützende Wälder.“

Diese Bemerkungen hatten die Stimmung der beiden Männer verinnerlicht. Sie gedachten der Seelenqual, die dem Glaubenswechsel vorausgehen muss und die doch fast keiner der Haidebewohner gezeigt hat. Sie gedachten des alten Pfarrers und pflogen eine lange Unterredung. — Erst am Abende kamen sie zurück ins „Dorf Christ“, wie die Leute sagen. Als sie sich zur „guten Nacht“ die Hände reichten, sagte der Hauptmann: „Nun denn, so machen wir's, Herr Pastor. Der Gemeinde ist es recht.“

„Und dem lieben Gott wird's auch recht sein“, sagte der Pastor. —

Nach Wochen, als auf der Haide schon das Wildkraut zu gilben begann, war der alte Herr Pfarrer so weit hergestellt, dass er von den Spenden der Dorfbewohner einiges genießen konnte. Den größten Theil ließ er mühseligen Leuten zukommen, die nichts mehr erjagen konnten. Man wunderte sich, dass er beim Hinschenken der guten Dinge auch ein paar Evangelische „erwischt“ hatte.

Bei dem ersten Ausgang des Genesenen war sein Weg zur Kirche. Aber am Thore blieb er stehen und gieng nicht hinein. Fröstelnd stand er da, und als ihn von der Gasse aus einige Hirtenbauern sahen, giengen sie zu ihm hinauf und bekannten sich als noch zum alten Glauben gehörend. Freilich wären sie in eine traurige Minderheit gekommen, aber e i n e heilige Messe möchten sie halt doch noch erleben auf der Haide. Sie kämen gleich im Namen der katholischen Christen von Christofen, um zu bitten. Mit dem Herrn Pastor und dem Hauptmann hätten sie schon gesprochen, denen wäre es ganz recht. Der Altar zu Unserer lieben Frau hätte noch die katholischen Weihen, und auch sonst habe der Küster alles vorbereitet, was etwa schon abhanden gekommen wäre. — Da hatte

der Pfarrer wohl mit Freuden zugesagt, nichts bedenkend, als die Sehnsucht nach der heiligen Messe, die er so sehr mit seinen wenigen Getreuen theilte. Er pries Gott für die Gnade, der lieben, allerseligsten Jungfrau danken zu dürfen für seine wiedererlangte Gesundheit.

Und also war es am Tage der Geburt Mariens, dass der Pfarrer mit dem Kelch in die Kirche trat, die evangelisch geworden war. Als er langsamen Schrittes hinter dem Ministranten mit dem Glöcklein hergieng und um den Pfeiler bog in das Seitenschiff, da sah er es, was sie gethan hatten. Der Altar zu Unserer lieben Frau war in großem Fest-schmucke. Haide-Immergrün rankte sich um die Säulchen, Rosen und Blumen schmückten den Opfertisch und zahlreiche Lichter gaben dem Halb-dunkel ein liebliches Abendroth. Das Marienbild war bekleidet mit einem Mantel aus weißer Seide, von güldenen Sternlein besetzt. Und ein frischer Kranz von rothen Rosen umflocht die heilige Nische. Die Altarstufen waren bedeckt mit einem rothen Teppich, über welchen der vor Rührung zitternde Greis hinanstieg. Die Kirche war fast überfüllt. Denn nicht bloß die Katholiken waren versammelt um ihr altes Heiligthum, auch die Evangelischen, die erst tagszuvor ihr feierliches Kreuzfest abgehalten und sich erbaut hatten an den erhabenen Worten des Predigers. Manchen überkam es wie Heimweh, als nun das Glöcklein klang, die Orgel das Messlied „Hier liegt vor deiner Majestät“ anstimmte, als die duftenden Wölklein des Weihrauches emporstiegen an den Bildwerken des Altares und als der greise Priester leise das „Oremus“ sprach. Am Pfeiler lehnte der Hirt Isidor, der darüber nachsann, wer der Mutter Gottes nur den weißen Mantel verehrt haben mochte, nachdem er in seinem evangelisch gewordenen Gewissen ihr den rothen abgenommen hatte. Er barg sich hinter der Ecke, getraute sich Unserer lieben Frau nicht recht ins Gesicht zu blicken.

Als nach der Messe der Pfarrer die Sacristei verließ und schwankend die Treppe des Hauses hinanstieg, trat ihm der Pastor entgegen, bot ihm stützend den Arm und lud ihn ein, das Frühstück in seinem Zimmer einzunehmen. Er selbst habe darauf gewartet und da seine Familie noch nicht angekommen sei, so werde ihm bei Tische oft recht einsam zumuthe. Daher bitte er den Pfarrer, ihm manchmal ein wenig Gesellschaft zu leisten.

„Recht gern, recht gern“, antwortete der Greis, dieweilen er stehen blieb, um sich auszuschnaufen. „Nimmer auszahlen wird es sich halt, auch bin ich ein schlechter Gesellschafter.“ Darauf der Pastor: „Ach nein, bei gleichgesinnten Menschen ist es schon gut, wenn sie bloß beieinander sitzen.“ Bei gleichgesinnten Menschen! Wäre es denn wirklich nicht wahr, dass unsere Wege himmelweit auseinander führen? — Gedacht mochte sich der Pfarrer das haben, gesagt hat er's nicht. Und weil er nicht unfreundlich erscheinen wollte, so hat er die Einladung angenommen.

Dann saßen sie beisammen am weißgedeckten Tische, der rüstige Mann mit dem klugen, bartumrahmten Professorengesichte, an dem nur ein gewisser Ernst den Geistlichen verrieth, und der gebrechliche Greis mit dem gesenkten Weißhaupte. Die Küstersfrau freute sich der vereinfachten Bedienung wegen, die beiden Herren einmal beisammen zu haben. Sie hatte den Kaffee gebracht, dessen Duft die Morgenluft würzte, sie hatte den blumigen Butterteller, den grünglasierten Honigtopf auf den Tisch gestellt und der Pastor hielt sogar schon die Cigarrenschale in Bereitschaft, als ob das eine längere Unterhaltung werden sollte. Der Pfarrer wäre freilich am liebsten bald wieder in seine Stube gegangen, wo es zwar nicht so gute Sachen gab, aber auch keinen feingebildeten Weltmann, vor dem ihm angst und bang wurde. Noch bevor er sich niedergesetzt, hatte er verlegen und unbeholfen seinen Dank ausgesprochen, dass der Herr Pastor an ihm den Samaritanerdienst geübt habe, damals auf der Haide. „Freilich“, setzte er bei, „sind damit die Ungelegenheiten nur verlängert worden.“

Der Pastor schenkte ihm die Schale ein. „Trinken Sie ihn nur hübsch heiß, Herr Pfarrer, Sie kommen spät zum Frühstück.“

„Das ist man schon gewöhnt“, antwortete der katholische Priester, „schön Dank! schön Dank!“

Der Pastor schwieg, damit der Greis ruhig seinen Kaffee schlürfen konnte. Dann sagte er: „Ich hätte eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, lieber Nachbar. Bitte, verzeihen Sie mir die trauliche Anrede, ich denke, dass wir uns aneinander werden gewöhnen müssen. Meinerseits hat es nicht die geringsten Schwierigkeiten.“

Der Pfarrer machte eine kleine Verneigung und wurde roth auf der Stirne. Er schämte sich fast der feinen Behandlung, die er erfuhr.

Der Pastor sprach weiter: „Ich habe Ihnen, lieber Herr Pfarrer, einen Vorschlag zu machen, und zwar im Namen der Gemeinde. Sie sieht es nicht gerne, dass ihr alter Herr in späten Tagen noch einen Wandel vornimmt. Das taugt nicht. Geben Sie den Gedanken auf und bleiben Sie bei uns auf der Haide. Sie und Ihre Haidebewohner sind ja doch verwachsen miteinander, das würden Sie curios spüren nach der Trennung. Nein, ich weiß schon, was Sie jetzt sagen wollen. Protestant — Katholik! Lassen wir diese Worte in aller Zukunft unausgesprochen sein — wir sind doch einig im Evangelium.“

Als der Pastor so gesprochen hatte, sagte der Greis: „Das wohl, das wohl.“ Dann schüttelte er sein Haupt: „Wäre nicht gut, mein Dableiben, wäre nicht gut. Thäte es auch meine Obrigkeit nicht gestatten.“

Der Pastor zuckte leicht die Achseln, als wäre sein Auftrag gescheitert. Dann sagte er: „So soll ich bloß bei Ihnen anfragen, Herr Pfarrer, ob jener Theil der hiesigen Bevölkerung, der nicht übergetreten ist, zu Ihnen bitten kommen darf. Es sind rund vierzig Seelen. Ich

glaube nicht, dass Ihre Kirche diese standhaften Anhänger verlassen will. Es ist billig, dass sie ihren Seelsorger haben und wir beide werden nicht eifersüchtig auf einander sein. Wir halten jeder unseren Gottesdienst zu seiner Zeit in einer und derselben Kirche. Die Kapelle Unserer lieben Frau gehört Ihnen."

Der alte Herr hob die beiden Arme, als wollte er die Hände zusammenschlagen, ließ sie jedoch wieder auf den Tisch sinken.

„Herr Pastor, Sie sind wohl gut", sprach er ganz leise, „würden es aber schwer verantworten können."

„Ich verantworte es", sagte der Pastor. „Und die Gemeinde Christofen betrachtet es als angenehme Pflicht, ihrem lieben Pfarrer auf lebelang ein sorgloses Heim zu bereiten. Und umgekehrt, Sie selbst empfinden wohl auch die Nothwendigkeit und werden Ihren Gläubigen, denen Sie oft die Pflicht auferlegt haben, die Sacramente zu empfangen, besonders auf dem Sterbebette die Gnadenmittel zu gebrauchen — diese Dinge möglich machen! Sollen diese armen Leute, wovon heute schon viele alt und krank sind, ohne Trost und Segen in die Ewigkeit gehen?"

Jetzt begann der Pfarrer in lauten Stößen zu lachen, heftig zu lachen. Der Pastor sah wohl, dass es ein Weinen war, ein Herzenssturm. Der Greis tastete zitternd nach seiner Hand: „Ich bleibe da, ich bleibe da. Mein Gott, an das habe ich nicht gedacht. Wenn ihrer noch vierzig sind und sie die Gnadenspenden haben wollen — freilich, freilich. . ."

* * *

Und so hat es sich vollzogen, dass der alte Pfarrer von Christofen auf der Haide, der den größten Theil seiner Pfarrkinder verloren hatte, nicht davon gieng. Obschon von seiner Behörde abgesetzt, suchte er sein Ableben nicht in einem fremden Versorgungshause, sondern blieb als selbständiger Leutpriester bei den wenigen Seelen, die ihm noch treu waren. Und so geschieht es, dass in der Dorfkirche auf der heiligen Haide zwei christliche Bekenntnisse geübt werden, ohne dass eins das andere stört. An dem Kreuzaltare ertheilt der Pastor in seinem faltenreichen Talare das Abendmahl und auf der Kanzel verkündet er das Evangelium. Im Seitenschiffe, der Kapelle Unserer lieben Frau, liest der greise Pfarrer im Ornat die katholische Messe. Auch die Kanzel stünde ihm zur Verfügung, allein das Predigen ist nie seine besondere Sache gewesen und so meint er, besseres als das Evangelium könne niemand bieten. Also hören beide Theile die evangelische Predigt gemeinsam. Beim übrigen Gottesdienste ist es aber schon geschehen, dass bei Unserer lieben Frau sich mehr Andächtige eingefunden hatten, als bei dem Kreuzaltare. Mancher, der dem protestantischen Opfertische Kopf, Hand und Werk zu weihen

bestrebt ist, muss strenge sein altes Herz hüten, dass es nicht dorthin läuft, wo es bei Maria und allen Heiligen in der Kindes- und Jugendzeit gewesen ist.

So geschieht es ferner, dass das evangelische Brautpaar auch noch den weißhaarigen Greis um seinen Trauungssegen bittet, damit der Bund ganz gründlich gemacht wird. Und wenn der Pfarrer im Beichtstuhle sitzt, der im Dunkel des Gewölbes steht, so kommen häufig die katholischen Frauen und Männer, doch zuweilen schleicht sich auch ein evangelischer Schafhirte oder Pechsammler heran, um sein Herz zu befreien. Denn das milde Anweisen und Beruhigen des Beichtvaters ist so traut- sam für den Einschichtmenschen, der sonst selten ein gutes, treues Wort zu hören bekommt. Eine katholische Beichte und ein evangelisches Abendmahl — das ist nirgends sonst möglich, als auf der heiligen Haide.

Dem alten Hirten Isidor war auch um's Beichten gewesen. Nicht etwa aus Reue, dass er den Glauben gewechselt hatte. Nein, ihn drückte ein anderes Anliegen, deswillen sein Gewissen keinen Fried gab. Einmal schon war er am Beichtstuhle gestanden, um seine Missethat zu bekennen, als jedoch die Reihe an ihn kam, gieng er hinaus. Er zweifelte erstens, dass ihm die Lossprechung zutheil werden könne, und zweitens sollte niemand sagen können, dass er nur im Wohlleben Protestant sei, in Herzensnoth aber doch wieder bei der katholischen Kirche anklopfe. Nein, nein, du gehörst dem Pastor! sagte er zornig zu sich. Und einmal, als der Pastor im Garten stand und am Hagenstrauch die verdorrten Zweige abschnitt, da strich der alte Isidor sachte zu ihm hin, zog vom Kopfe unsicher den breiten Hut und fragte höflich an, ob er beichten könne.

„Der Herr Pfarrer findet sich auf seinem Zimmer", beschied der Pastor.

„Ich bin halt evangelisch", meinte der Alte, „und ob man nicht protestantisch beichten könnte?"

Der Pastor blickte ihn näher an. „Irre ich nicht, so seid Ihr der Schäfer Isidor. Habt Ihr ein Anliegen, Isidor, so will ich Euch herzlich gerne beistehen."

Nach einigen Umschweifen und vergeblichem Umherlugen, ob nicht irgendwo doch etwas wie ein Beichtstuhl wäre, gestand der Hirte endlich den Frevel. Dem Bildnisse Unserer lieben Frau in der Kapelle habe er einmal — als die Seuche gewesen — einen rothseidenen Mantel gestiftet, von wegen ihrer Fürbitte. Nachher aber, wie er übergetreten sei, habe er die Mutter Gottes-Statue als Götzenbild betrachtet und den Mantel wieder weggenommen. Wenn er nun nachdenke, sei der Mantel halt doch ihr Eigenthum gewesen, weil er ihr geschenkt worden war! Er habe ihn ihr gleichsam vom Leibe geraubt, könne ihn aber nicht mehr zurückgeben, diesen Mantel, weil er auf der Haide verbrannt worden sei. Deshalb

habe er keine ruhige Stunde mehr. Und wie er es nur anfangen müsse, um die Sünde wieder gutzumachen?

Der Pastor gieng, als er dieses Bekenntnis vernommen, mit verschränkten Armen ein paarmal auf dem Kiesweg hin und her und dachte: So sind sie. — Dann blieb er stehen vor dem Hirten und sagte: „Isidor! Euere Schafe, höre ich, geben eine gute Wolle. Aus dieser Wolle — rathe ich Euch — lasset einen warmen Wintermantel machen. Doch nicht für Unsere liebe Frau in der Kapelle, die hat schon, was ihr gebürt, wohl aber für den alten Herrn Pfarrer, der gerne warm hat. Thut Ihr das, dann wird Euch die Mutter Gottes nichts nachtragen."

Diesen Rath hat der Schäfer befolgt und seither ist er im Frieden.

Freund Tannenwald.

O Tannenwald, nun bin ich da,
Kam wieder heim vom Wandern! —
— — — Was schaust du mich so seltsam an,
Als säh'st du einen andern?

Was starren deine Zweige mir
So seltsam jetzt entgegen?
Hast du kein Rauschen mehr für mich
Und keinen kühlen Segen?

Wir hatten uns so herzlich lieb —
Da mussten wir uns trennen.
Nun — da ich wieder heimgekehrt,
Willst du mich nicht erkennen?

Der Tannenwald bleibt starr und stumm,
Er kann sich nicht erinnern.
Doch eine Stimme hörte ich,
Die sprach in meinem Innern:

„Was suchst du hier, du armer Thor?
Der Wald kann dich nicht brauchen!
Kehr' nur getrost zur Stadt' zurück,
Wo tausend Schlote rauchen!

Du hast dem Glücke nachgejagt,
Hast Geld und Gut erworben —
Dein Freund, der alte Tannenwald,
Ist unterdes gestorben!"

Franz Karl Ginzkey.

Wahrheit.

Ein Drama.

Personen:

General.
Gräfin, dessen Gemahlin.
Erster Officier.
Zweiter Officier.
Dritter Officier.
Vierter Officier.
Doctor.
Peter Mayr.
Rothburga, dessen Gattin.
Knabe, deren Sohn.
Mädchen, deren Tochter.
Wickelkind.
Michel, Kammerdiener.
Gerichtsdiener.
Kerkermeister.
Schergen.

Zeit: Im Jahre 1810. Ort: Bozen in Tirol.

I.

(Ein Schloss in Bozen. Heller Barocksaal, als Gerichtssaal hergerichtet. Grüner Tisch mit Crucifix und Kerzen. Daran sitzend der General und vier andere Officiere in französischer Uniform.)

General (blättert in Schriften, blickt im Kreis der Officiere umher). Also, meine Herren, die Rädelsführer sind begnadigt?

Erster Officier. Bis auf zwei Mann, Excellenz. Nummer eins: Andre Hofer, genannt der Commandant von Tirol.

General. Bestätigt sich seine Gefangennahme?

Erster Officier. Gewiss, Herr General. Endlich hat es sich entschieden, wer der Stärkere ist, Kaiser Napoleon oder der Sandwirt von Passeier. Im Hochgebirge ist er festgenommen worden, wird heute oder morgen von Meran über Bozen nach Mantua geführt werden.

General. Ich will ihn nicht sehen.

Erster Officier. Numero zwei: Der Rebell Peter Mayr.

Zweiter Officier. Der Mann von den Eisakschluchten. Der ist noch abzuthun.

General. Pressiert das?

Erster Officier. Es ist dringend, General.

General. Ist die Canaille da?

Zweiter Officier. Sie steht im Vorsaal und wartet auf ihren Lohn.

General. Könnte die Sache nicht bis morgen —.

Erster Officier. Die Erhebungen sind gemacht, der Fall ist klar. Es handelt sich nur um die letzte Formalität.

Zweiter Officier. Und um die Art der Execution, ob der Mann wohl noch auf die Ehre von Pulver und Blei Anspruch hat.

General. Wohlan.

II.

(Peter Mayr wird gefesselt von zwei Schergen in den Saal geführt. Er ist in Tiroler Tracht. Bundschuhe, blaue Wadenstrümpfe, lederne Kniehose mit breitem Ledergurt, kurze Lodenjacke. Gestalt stramm, Haar und Schnurrbart wirr. Benehmen bäuerlich, ruhig, trotzig. Der General sieht ihn, erhebt sich, schreitet rasch über den Saal zum Eingetretenen, blickt ihm scharf ins Gesicht, stutzt, schreitet wieder zurück. Stummes Spiel.)

General (für sich). Das also ist das Ungeheuer. Den Mann habe ich mir anders gedacht. (Zu Peter.) Wer sind Sie?

Peter (zuckt die Achseln). Habe es ja gesagt. Ich bin der Wirt an der Mahr bei Brixen.

General. Name?

Peter. Ich heiße Peter Mayr.

General (zum Richtercollegium). Ich bitte!

Erster Officier (erhebt sich, liest die Anklageschrift). Delinquent Peter Mayr, Straßenwirt an der Mahr bei Brixen in Tirol, zweiundvierzig Jahre alt, verheiratet, Vater von drei Kindern, ist beschuldigt des Hochverrathes und des Meuchelmordes an fünfzehnhundert braven Soldaten. Peter Mayr hatte sich schon während der ersten Invasionen in Tirol an Geheimverschwörungen und Aufständen betheiligt; ferner bei den Affairen an der Lienzerklause und bei Mühlbach als Insurgentenführer mitgewirkt. Auf dem Berge Isel hat er nebst dem Sandwirte Andre Hofer, dem Bauern Speckbacher, dem Capuziner Haspinger die Rotten angeführt gegen die Franzosen und Baiern.

General. Ist mir bekannt. War im Namen Österreichs.

Erster Officier (fährt fort). Es folgte der Friedensschluss von Pressburg. Bei demselben wurde unter dem allerhöchsten Protectorate des Kaisers der Franzosen im Namen Seiner Majestät des Kaisers Franz von Österreich und im Namen Seiner Majestät des Königs Maximilian von Baiern die Grafschaft Tirol auf ewige Zeiten an Baiern abgetreten. Trotz dieses Friedensschlusses ist das Volk in Tirol neuerdings zur Empörung aufgestachelt worden. Und bei dem Einzuge der französischen und bairischen Schutztruppen ist in den Eisakschluchten zwischen Sterzing und dem Brixnerthale vom Berghang eine künstliche Lawine oder Muhre niedergegangen und hat an fünfzehnhundert Mann lebendig begraben. Beschuldigt der grausigen That ist der hier anwesende Delinquent Peter Mayr.

(Setzt sich nieder. — Eine Pause.)

General. Peter Mayr! Sind Sie dieser That geständig?

Peter (schweigt).

General. Sie waren schon während des Sommeraufstandes bei den Rebellen.

Peter (stets im tirolischen Accent). Rebellen sind wir nit.

General. Treten Sie näher. Was sagten Sie soeben?

Peter. Rebellen nit, Herr! 's ischt für unsern Kaiser g'west. Fürs Tirolerland ischt's g'west.

General. Bien. Ich gebe das zu. Sie haben auch bei Mühlbach ein Gefecht geliefert.

Peter. Sell ischt wohl wohr.

General. Und sich tapfer dabei gehalten. Gut. Ich achte die Tapferkeit auch beim Feinde. — Aber nachher. Es kam der definitive Friedensschluss. Das Land ward neuerdings besetzt, und zwar diesmal von seinem rechtmäßigen Herrn, dem Baiernkönig. Die Rebellen waren geflüchtet, das Land kam zur Ruhe und Ordnung — nicht wahr?

Peter (schweigt).

General. Und eines Tages, des endlichen Friedens froh, ziehen vom Brenner herab Soldaten mit heiterem Spiele, sich freuend der nahen Heimkehr zu Eltern, Weib und Kind. Harmlos in der Engschlucht am rauschenden Wasser marschieren sie voran, da rollt eine Muhre herab, der ganze Berghang bricht nieder und . . (seine Bewegung kaum bemeisternd, macht er einige Schritte, bleibt vor Peter stehen). Nicht als Feinde waren sie eingezogen.

Peter. Franzosen und Boarn sind's g'west.

General. Als des Landes Truppen sind sie gekommen, als Beschützer und Schirmer. Was sagen Sie dazu?

Peter (schweigt).

General (erregt). Ich persönlich habe mehr als einen lieben Freund verloren bei diesem beispiellosen Meuchelmorde.

Peter (steht gebeugt da und schweigt).

General (zum Gerichtshof). Es ist wohl unumstößlich festgestellt, dass jene Muhre durch Menschenhände —

Zweiter Officier. Allerdings ist auch die Annahme laut geworden, als ob die Muhre nach den herbstlichen Regentagen von selbst niedergegangen sein könnte.

General (zu Peter). Was sagen Sie dazu?

Peter (schweigt.)

General. Ist ein solcher Bergsturz auch nur möglich?

Peter. Möglach ischt er schon.

General. Aber ganz und gar unwahrscheinlich. Die Natur wirkt zufällig, aber nicht grausam. Das hat ein gewissenloser Kopf berechnet. Da haben hunderte von Menschen daran gearbeitet. Wie? Haben es Menschen gemacht?

Peter. Das mag schon sein.

General. Und Sie waren bei den Rebellen und Mördern?

Peter (schweigt).

General. Waren der Häuptling! Haben den Plan gemacht und selbst mit Hand angelegt! Wie? Sprechen Sie doch! Haben Sie mitgeholfen?

Peter. Zuag'schaut hab' ich nit.

General. Sie haben die Unthat angestellt in der Absicht, hunderte von Menschen tückisch zu tödten. Hier (aufs Papier weisend) steht alles geschrieben. Zehnfache Zeugenschaft.

Peter. Wird nit vonnöthen sein.

General. Also, Sie gestehen es zu.

Peter. Warum denn nit? Wenn's so ischt.

General (auf- und abschreitend). Es ist unerhört! Diese Brutalität ist unerhört. Und die Folgen! Haben Sie denn an nichts gedacht? Nicht an die Folgen? Hören Sie, was ich frage: Als Sie die That verübten, haben Sie etwas gedacht?

Peter. Das werd ich freilich g'wusst haben, dass sie hin sind, wenn der ganze Toifel awikracht.

General (nach einer Pause). Peter Mayr! Ich möchte Ihnen das Herz aus der Brust reißen, um zu sehen, ob es nicht wahrhaftig ein Tigerherz ist. Haben Sie nicht selbst Weib und Kind? Haben Sie nie gezittert für die Ihrigen? Haben Sie je um einen Menschen gebangt, wenn er in Gefahr war?

Peter. Im Krieg ischt das nix Neues, Herr General.

General. Im Krieg! Zum Henker! Frieden war. Der von den Völkern ersehnte, von Kaiser und König unterzeichnete Friede. Wieder gesegnete Zeiten sollten kommen. Nach langem Elend begann wieder Segen zu werden. Der Soldat selber, Gott weiß es! — — — Da geschieht diese unerhörte That. Alles wieder aus Rand und Band. Mit einem Schlage das unselige Land Tirol tiefer ins Verderben gestürzt, als es je durch einen äußeren Feind geschah. Ich will es Ihnen nur sagen, Peter Mayr, Tirol müsste den Frevler langsam zu Tode peinigen. Wir — wir wollen gnädiger sein. Peter Mayr, Sie haben wohl kaum einen Schimmer von Hoffnung mit hereingetragen in dieses Haus?

Peter (schweigt).

General. Hoffnungslos — gut. Auch reuelos, Peter Mayr?

Peter (achselzuckend). Was nutzt's!

General. Sie haben also nichts mehr zu sagen!

Peter (mit den Armen agierend). Zu sagen hätt ich schon was. Hart reden thu ich mich. Was thust denn? Wenn's so a Landl einmal so zu grund richten, wie unsers. Und uns die Boarn den Kaiseradler haben von der Wand g'rissen, und die Kirchen verschandiert. Und nix mehr ischt sicher gegangen, nit 's Geld in der Truhen und nit 's Weib in der Stub'n. Die alten Vatersbräuch haben's uns wegg'nommen und 's alte Recht, wo man hinschaut. Kein Schutz mehr, kein' Ehr und kein' Lehr — nix mehr. Und sollt' sich nit wehren. Ha, ha, zum Lachen ischt's. (Lacht grell auf.)

General (nachdem er ihn aufmerksam beobachtet). Mag sein, dass es Ihnen so erscheint. Habt Ihr Tiroler aber wirklich gedacht, der Welteroberer wird vor euch Halt machen? Es haben sich größere Völker ihm freiwillig ergeben, und keines hat sich zu beklagen. Nur den Trotz zertritt er. Euer früherer Herr, der Kaiser Franz, wenn er euch so lieb ist, weshalb nehmt ihr euch nicht ein Beispiel an seiner Klugheit? Der schätzt es sich zur Ehre, Napoleons Schwiegervater zu sein. Und ihr? Ihr wollet kaiserlicher sein, als der Kaiser in Wien, der euer schon lange satt gewesen sein mag.

Peter (scharf). Sell ischt nit wohr!

General (zum Gerichtshof). Meine Herren! Ich denke, wir sind fertig. — Gerne hätte ich einen Funken Reue gesehen. Nun denn. Das Kriegsgericht hat das Urtheil zu fällen.

(Die Officiere erheben sich.)

Erster Officier. Ist Peter Mayr schuldig, bei Friedenszeit in den Eisakschluchten durch eine Bergmuhre die durchziehenden französischen und bairischen Truppen vernichtet zu haben?

Alle (einstimmig). Ja.

General (in feierlicher Stellung). Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen verurtheilt den Rebellen Peter Mayr zu Pulver und Blei.

(Peter steht unbeweglich und blickt dem General fest ins Auge.)

III.

(Einfach, aber geschmackvoll im Barockstil eingerichtetes Privatzimmer. An der Wand das Porträt des Generals. Tisch für zwei Personen gedeckt. Gräfin im blauen Hauskleide macht sich am Tische zu schaffen.)

Gräfin. Er kommt nicht und er kommt wieder nicht. Je später zu Mittag, je schlechter der Humor. Und heute wieder ein Todesurtheil. Ach Gott, das sind Zeiten!

Michel (auf dem Teller einen Brief bringend). Arme Leute sind draußen, sie wollen nicht fortgehen und hätten an Euer Gnaden diesen Brief zu übergeben.

Gräfin. Lieber Himmel, man kann nicht allen helfen, man kann nicht.

Michel. Es wäre etwas Wichtiges, sagen sie.

Gräfin (nimmt den Brief). Michel, du kannst den Koffer herrichten.

Michel (einfältig und munter). Reisen wir, Euer Gnaden?

Gräfin. Hoffentlich geht's endlich heimwärts.

Michel. Juchhe!

Gräfin. Nach Frankreich.

Michel. O weh! (Für sich.) Nach Frankreich. Das ist zu dumm. Für was haben wir uns denn Deutschland erobert? — Ich thu' nicht mehr mit, geh heim in mein Hessenland. In Friedenszeit werden sie sich doch auch ohne meiner zu helfen wissen. (Geht ab.)

Gräfin (öffnet den Brief). Diese Schrift! Ah, das ist ja von meiner lieben Giovanelli aus Brixen. Was weiß sie denn, meine gute Alte! (Liest den Brief.)

Mein Gott, das ist's. Aber natürlich, doch ganz natürlich, dass sie herein dürfen. (Liest weiter, schüttelt traurig den Kopf.) Freilich kommen sie umsonst, die armen Menschen. Ich mich dreinmischen! Ein gutes Wort. Ein gutes Wort. Zu dieser Zeit. O, die einfältigen Leute! (Läutet. Michel erscheint.) Führt sie herein. — Dieses rührende Vertrauen zu einer ohnmächtigen Frau!

(Rothburga erscheint mit den Kindern, eines hat sie am Arm; an ihren Rockfalten sich schreckig haltend ein dreijähriges Mädchen und ein fünfjähriger Knabe. Alle im Tirolergewande und mit staubigen Schuhen. Sie bleibt unentschlossen an der Thüre stehen. In folgendem Gespräch mehr hochdeutsch, fällt aber bei Erregung stets in den Volksdialect.)

Gräfin (gütig). Kommen Sie, Frau, kommen Sie herein.

(Rothburga tritt rasch an, sinkt vor ihr auf die Knie.)

Gräfin (abwehrend). Mein Gott, nein! Knien nur vor Gott!

Rothburga. Helft uns, Frau, helft uns! Zu euch sind wir weit hergekommen. Unsere einzige Hoffnung!

Gräfin. Ach, dieser schreckliche Krieg! Dieser schreckliche Krieg!

Rothburga. Mein Mann — (die Stimme erstickt).

Gräfin. Ich weiß davon, gute Frau, ich weiß.

Rothburga. Er ist ja unschuldig, Gott im Himmel, er ist ja unschuldig. (Die Kinder schluchzen.) Seid gut, Kinder, seid gut.

Gräfin. Das sind seine Kinder? Wie viele habt ihrer?

Rothburga. Diese drei. Und das vierte (leise) ist unterwegs.

Gräfin (beobachtend). Ich verstehe. (Wendet sich mit Rührung ab.) Setzt Euch, Frau. Es war ein weiter Weg. Seid Ihr heute angekommen?

Rothburga. Sind die ganze Nacht gegangen.

Gräfin. Zu Fuß?

Rothburga. Im Kuntersweg haben sie uns den Wagen weggenommen. Wir sind leicht gegangen, gelt Kinder? Weil wir wohl gewusst haben, dass wir nit umsonst gehen. Um unsern Vater.

Gräfin (durchfliegt noch einmal den Brief). Wie warm sie sich doch der Unglücklichen annimmt! — Empfohlen wäret ihr gut, aber mein Einfluss wird überschätzt. Was glaubt Ihr denn, dass ich thun könnte?

Rothburga. Alles. Und nur ein Wort. Und nur ein einziges Wort. Ich weiß es wohl, es steht alles bei ihm, bei dem Excellenzherrn, dem General. So lieb hat er Euch, hört man, der thut's Euch zulieb. Wenn Ihr's sagt, so gibt er ihn frei.

Gräfin. Lieber Gott, wenn es nur so wäre!

Rothburga. Ja, ja, gnädige Frau, es wird so sein. Auf ihn kommt es an, ganz allein auf diesen Herrn. Das hat man mir alles gesagt. Er kann ihn umbringen, er kann ihn freigeben.

Gräfin. Allerdings. Mein Mann hätte schon etwas thun können. Noch vor einigen Tagen, vielleicht noch gestern. Allein jetzt, soviel ich weiß — es hat — glaube ich — das Kriegsgericht schon gesprochen.

Nothburga (athemlos, mit hervortretenden Augen). Ischt es —? Ischt es — vorbei?

Gräfin. Nein, vollzogen noch nicht.

Nothburga (legt die Hände zusammen). Gott Lob und Dank! Weil er nur lebt! Weil er nur noch lebt! Das andere ist leicht. Wenn nur eine Fürbitte ist. — Kinder, schaut zum Bitten. Der Vater. — Frau, er hat ja nit anders können. Sie haben ihn ja so viel gedrängt. Wenn wer schuld ist, so sind's die andern, die ihn so gedrängt haben. Er hat ja nit wollen. Lasst's mich in Fried! hat er allemal gesagt, aber sie sind wieder gekommen, alle Tag und alle Tag, und er müsst gehen, er wär der einzige, auf den die Leut' thäten das Vertrau'n haben, und es müsst' sein, dass sie sich wieder wehren, und er möcht' doch keine Letfeigen worden sein, seit letztesmal, wo er so tapfer hätt' gestritten fürs Landel. Und jetzt thät's um so leichter sein, weil uns die Österreicher zu Hilf' kommen. Sie hätten's versprochen, sie kommen schon übers Puschterthal her und wir sollten nur anfangen, und der Peter, mein Peter müsst voran. — Und ich selber. Mein Gott, wenn halt wieder der Feind anruckt, wenn nichts mehr sicher ist, nit's Vieh im Stall und nit's Kind in der Wiegen. Um den Glauben ist's auch gegangen, und dass wir den Kindern das Heimatlandel kunnten derwehren. — Musst halt doch, Peter, hab' ich g'sagt. — Was redt's denn? hat er g'sagt, 's ischt ja alles vorbei, habts denn nit gehört, dass Fried ist worden? Nein, haben die andern gesagt, wir geben kein' Fried! Boarisch wollen wir nit sein. Und ein schlechter Mann, der sich nit wehrt! hab' ich ihm ins Gesicht geschrien, und ich selber wollt' mitgehen und Büchsen laden helfen und Steine von den Bergen wälzen. — Alsdann, so ischt er endlich fort. — Und jetzt soll er deswegen hingerichtet werden!

Gräfin. Meine Liebe! Wer mit Waffen in der Hand vor den Feind zieht, der wird wohl darauf gefasst sein müssen, dass es ihm auch selber ans Leben geht!

Nothburga. Wenn er im Kampf gefallen wär' — in Gottesnamen. Aber hingerichtet wie ein Verbrecher — wie ein schlechter Schelm! (Fällt wieder aufs Knie.) Frau! Wir all miteinander brauchen den barmherzigen Gott im Himmel! — Seid unsere Fürbitterin bei dem gestrengen Herrn. Er ist ja Soldat und was heut' anderen geschieht, kann morgen ihm selber —

Gräfin (auffahrend). Schweig!

Nothburga. Ich bitt' um Verzeihung! So voller Angst — weiß nimmer was ich red'.

(Die Kinder schauen im Zimmer umher, weisen mit den Zeigefingern auf die Gegenstände.)

Mädchen (auf das Porträt des Generals deutend). Ata! — Ata!

Nothburga. Kinder, das ist der Mann, der uns den Vater geben wird. (Zur Gräfin.) Mein Gott, ich weiß nicht, wie mir ist. Verzeihen —

Gräfin. Wir haben einander nichts zu verzeihen. Und wenn — so ihr eher uns, als wir euch. Leider ja! Aber wir haben auch einen gestrengen Herrn, dem wir gehorchen müssen. Der hat uns in euer Land gesendet, und was mein Mann thut, das muſs er thun, da hat er keine Wahl. Wo ich lindern kann, mit tausend Freuden. Wenn's nach mir gienge, so würde kein Tropfen Blut vergossen. Am wenigsten in diesem Volke. Ich bin ja selbst von deutschem Stamm. (Sich besinnend.) Was ich vermag, das soll geschehen. Aber nur, wenn uns Gott hilft, Schwester! (Herzlich die Hand Rothburgas ergreifend, leise.) Du bist ja jetzt meine Schwester. Denke — auch ich sehe mit Sehnen und Bangen meinem Tag entgegen. In guter Hoffnung — nennt man unsern Zustand. Siehe, so wollen wir's auch sein.

(Rothburga küſst ihr schluchzend die Hand.)

Gräfin. Aber du muſst auch selbst mit ihm sprechen, mit meinem Mann. Das will ich machen. (Läutet. Michel erscheint. Zu Michel.) Man führe diese Leute ins Küchenzimmer, gebe ihnen zu essen und zu trinken. Achte drauf, ich werde sie rufen lassen. (Zu Rothburga.) Gehet jetzt und stärket euch. Und betet zu unserm Herrgott!

(Rothburga mit den Kindern ab.)

Gräfin (steht und sinnt). So! So! Ein Todter soll erweckt werden. Es ist nicht viel anders. Jetzt will ich einmal sehen, ob ein Weib etwas kann oder nicht. — Er kommt.

IV.

General (rasch eintretend, miſsmuthig den Hut ablegend, während die Schüsseln aufgetragen werden. Schleudert den Degen an die Wand). Verdammtes Kriegshandwerk! Nun wird's mir bald zu bunt. (Setzt sich zu Tisch, iſst rasch und schweigend.)

Gräfin (hat sich ihm gegenüber gesetzt, ihm Rothwein ins Glas geschenkt). Es hat wohl wieder Ärger gegeben, armer Mann!

General. Hol's der Teufel!

Gräfin. Ist es denn noch nicht bald zu Ende?

General. Lieber eine offene Schlacht! Als einen Menschen, der wehrlos dasteht —

Gräfin. Du sprichst wohl von diesem Bauernwirt. —

General. Lassen wir's. Für dich ist das nichts. Du sollst jetzt fröhlich sein, Elisabeth!

Gräfin. Fröhlich sein! Ich? Jetzt? — Wo man gar nichts mehr hört, als Pulver knallen, Tag und Nacht.

General. Du? Dein Gemach ist doch vor jedem Lärm geschützt!

Gräfin. Tag und Nacht, sage ich dir! Louis, du weiſst nicht, was ich leide.

General (blickt sie besorgt an).

Gräfin. Du freilich, du schläfst in der Nacht, wie ein unschuldiges Kind. Gottlob, ich danke dafür der heiligen Jungfrau. Wenigstens dir eine Labe in

deinem harten Dienst. — Mir ist alle Ruhe weg. Was dir der Tag bringt, bringt mir die Nacht. —

General. Ich verstehe dich nicht, Elisabeth!

Gräfin (fällt ihm um den Hals). Nur dich nicht verlieren, du mein Einziger, mein Alles!

General. Aber mein Gott, ich begreife dich nicht? Wer spricht von Verlieren? Jetzt, da wir endlich den Frieden haben und wir heimziehen werden auf unser stilles Landgut. Dieser Rock wird abgelegt — für immer! Ich habe ihn herzlich satt. Wir wollen ja erst einmal leben, unsere Weinberge bauen, unsere Kinder wiegen!

Gräfin (sehr schwermüthig). So redest du und weißt es nicht.

General. Was? Was weiß ich nicht?

Gräfin. Dass sie dich hinausführen.

General. Mich? Mich hinausführen? Wer?

Gräfin. Dass sie dich immer und immer hinausführen, Nacht für Nacht — auf den Platz. Vor meinen Augen auf den Richtplatz. Gefesselt, geschlagen, entehrt stehst du auf dem Sande. Ich sehe dich stehen, höre die Trommeln. Du blickst noch auf mich, auf unser Kind (umarmt ihn stürmisch). Mein Louis!

General. Um Gotteswillen, Weib, was ist das?

Gräfin. Ich weiß es, du bist unschuldig. Du hattest nur deine Pflicht gethan als Soldat — als Vertheidiger deines Landes. Für den Kaiser. Feinde deines Heimatlandes hattest du vernichtet. Dann gefangen — vor das Kriegsgericht —

General (stutzt, lacht). Ich dachte schon, du sprächest von mir. Elisabeth, du bist krank. Dir geht dieser Bauernrebell im Kopfe um.

Gräfin. Der erschossen werden soll. Ich sehe ihn vor mir Stund' für Stund', den schrecklichen Menschen. Und manchmal sieht er aus, wie du! Wie du! — Louis! Muss er denn sterben?

General (ernst). Eben heute ist das Urtheil gefällt worden.

Gräfin. Er hat ein Weib und drei Kinder!

General. Ich weiß es. Er hat viele Witwen und Waisen gemacht!

Gräfin. Wie ihr alle!

General (will sich erheben).

Gräfin. Mann, ich will dir etwas sagen, höre mich doch ein wenig an. Trinke Wein. Warum trinkst du heute nicht? — Siehe, sie sind hergekommen, um ihn noch einmal zu sehen. — Sie wollen zu dir. Wollen dich bitten. Mein theurer Mann, sie wollen dich bitten um sein Leben.

General. Ich will sie nicht sehen.

Gräfin (schweigt. Beginnt zu schluchzen. Er schreitet rasch den Boden auf und ab). Mein Louis! Vielleicht doch. Vielleicht bist du doch gut. Siehe, immer hast du gesagt: Im Kriege spricht die Faust, das Herz nur im Frieden. Louis.

Jetzt haben wir den Frieden. Denke, viele Tausende sind schuldig geworden in dieser schrecklichen Zeit, und sie leben. Und der Unschuldige soll sterben?

General. Sage vielmehr, tausend Unschuldige haben das Leben lassen müssen. Und da soll der Schuldige frei ausgehen? (Er trinkt.)

Gräfin. Im Kriege, mein Freund, hat all menschlicher Richterspruch zu schweigen. — Das Urtheil — war es nicht übereilt? Nur Gott kann es sehen, wer schuldig ist und wer unschuldig.

General (unmuthig). Was willst du? Seit Jahr und Tag sehnst du dich nach dem Frieden. Er kam, und den ersten, der ihn wieder gebrochen, willst du entschuldigen?

Gräfin. Gut. Vormittags warst du Richter. Jetzt bist du Mensch.

General. Sind nachmittags die Wunden geheilt, die er vormittags geschlagen?

Gräfin. Ach Gott, wenn das der Maßstab wäre! Wann werden die Wunden heilen, die ein Anderer diesem Lande geschlagen hat!

General. Lass das gut sein, Elisabeth!

Gräfin. Ich will niemandem die Schuld geben. Alles geschieht nach Gottes Willen. In der Schrift heißt es, der Mensch soll nicht richten.

General (erregt). Und dieser Peter Mayr will es thun? Und die Weltgeschichte corrigieren? Stand er nicht heute vor mir, stolz wie der Richter vor dem armen Sünder?

Gräfin. Schon jetzt fühlst du dich im Gerichte? Mann, das Urtheil war übereilt! Gerade gestern sagtest du, wie zuwider dir dieser Fall ist. Du hast dir ihn zu rasch vom Hals schaffen wollen.

General. Ich gebe zu, es gieng etwas rasch. Die Herren hatten übrigens den Fall auf das Genaueste geprüft. Und man will doch einmal Fried' haben.

Gräfin. Verantwortlich bist du! — Im Namen des Friedens tödten — Ich verstehe das nicht.

General. Es ist ja wahr. Ihr habt recht, es ist zu toll, wenn ein alter Kerl, der sein Lebtag Kriegshandwerk getrieben, vom Frieden salbadert.

Gräfin (für sich). Jetzt ist es Zeit. (Michel räumt den Tisch ab, sie gibt ihm ein Zeichen.)

General. Ich bitte dich, Frau, mache mich nicht unsicher. Mich selbst dauert der Mann. Sieht auch gar nicht aus, wie einer, den man —. Wie der beim Urtheil gestanden ist! Nicht einen Zoll knickte er ein. Ich habe so noch keinen gesehen. — Vorbei. Die Stunden abkürzen, das ist alles, was ich thun kann.

Gräfin (öffnet die Thüre). Ich bedarf der Hilfstruppen, kommt herein und helft mir bitten!

Nothburga (wankt vor den General hin, bebt an allen Gliedern. Sprachlos).

General. (Stampft in den Boden. Wendet sich, dann will er heftig losbrechen, stockt aber. Man merkt die Absicht, sie aus dem Zimmer zu weisen, er zögert. Dann steht er still und blickt die Frau an. Endlich winkt er mit der Hand, sie sollten hinausgehen. Nothburga wankt davon.)

General (unmuthig zur Gräfin). Das hättest du mir ersparen können.

Gräfin. Louis! Danke mir's, dass ich dir's nicht erspart habe. Wenn du diese arme Frau mit ihren drei Kindern das erstemal an seiner Leiche gesehen hättest! Du willst gewiss keine schlimme Erinnerung mithinübernehmen in unser Privatleben, das wir uns so idyllisch einrichten wollen. Du willst nicht eine unschuldige Familie vaterlos machen, während dich Vaterfreuden erwarten! Mein Mann! Die einzige große Bitte, die ich in dieser Zeit an dich stelle — du schlägst sie mir nicht ab. .

General (unruhig). Allen Ernstes willst du es also, Elisabeth, dass ich ein vom Richtercollegium recht- und ordnungsmäßig gefälltes Urtheil annullieren soll. Geh' doch zu Bonaparte nach Mantua, bitte den Hofer frei. Den Rebellen überlasse ruhig der Gerechtigkeit.

Gräfin. Den Rebellen! Du hast doch selber sonst den Heldenmuth dieser Tiroler bewundert. Kannst du es denn einem einfältigen Bauern zumuthen, dass er so scharf unterscheide, wo der Held aufhört nnd der Rebell beginnt? Was weiß so ein Mensch von den diplomatischen Abmachungen in Pressburg oder Wien?

General (horcht auf). Was sagst du? Der einfältige Bauer? Dass er nicht unterscheide?

Gräfin. Wie oft war die Rede vom Frieden, und ist doch nicht wahr gewesen. Wie denkst du dir das, dass diese Leute in den Wildnissen auf einmal alles wissen sollen? Der Friedensschluss war ihm sicherlich unbekannt.

General. Wie sprichst du? Dass er ihm unbekannt war? Unbekannt gewesen sein konnte? — Weib, das ist ein Gedanke. (Freudig auffahrend.) Peter Mayr kann gerettet werden!

V.

(Gefängnis, geräumig, nicht unwohnlich, aber mit starker Fenstervergitterung. Auf einem Tisch Kerzenlicht, Schreibzeug, Teller, Essbesteck, eine Flasche Wein, wovon das Trinkglas angefüllt, aber unberührt ist. Peter Mayr, mit einer gewissen Sorgfalt angezogen, in Hemdärmeln, sitzt davor auf der Bank. Er schickt sich an, zu essen, schiebt aber den Teller wieder zurück, stützt den Kopf auf die Hand, starrt vor sich hin. Dann siegelt er einen Brief. Alles unauffällig.)

Kerkermeister (tritt ein, in schlechtgesprochenem Deutsch). Wünschen Sie etwas?

Peter. Recht, dass du kommst. Diesen Brief aufs Postamt. Sei so gut. Ischt mir d'ran gelegen.

Kerkermeister (liest die Adresse). An die ehrsame Frau Nothburga Mayrin an der Mahr. — Bien. — Peter Mayr, es will jemand mit Ihnen sprechen.

Peter. Mit mir? Wenn er was Wichtiges hat. Sonst soll er draußen bleiben. Möcht' jetzt lieber allein sein.

Doctor (ältlich, halb bäuerlich, halb städtisch angezogen, bleibt an der Thüre stehen und breitet die Arme aus). Nun! Mahrwirt! Guck einmal! Du kennst mich doch noch! He!

Peter (schüttelt schweigend den Kopf).

Doctor. Und sind oft lustig gewesen miteinander. Zu Klausen! Zu Brixen! An der Mahr! Solltest du ihn denn schon ganz vergessen haben, den alten Process-Doctor, der euch Brixner Bauern immer die Kuh ausgemolken hat, dieweil ihr bei Kopf und Schwanz um sie gestritten habt!

Peter (betrachtet ihn aufmerksam). Ah so. Jetzt schon. Der Doctor Voltolini wirst sein.

Doctor. Na also. Und sintemalen und alldieweilen wir oft in Freudigkeit und Feuchtigkeit sind beisammen gesessen, so ist es auch heute nichts Ungutes, was mich zu dir führt.

Peter. Du weißt wohl, wie's mit mir steht. Ein Vaterunser, wenn du immer einmal für mich beten willst. Sonst ischt's mir wohl am liebsten, ich könnt' jetzt allein sein. Ich bin fertig mit der Welt.

Doctor (munter). Also, das heißt auf deutsch, der alte Doctor Augustin Voltolini wäre kurzer Hand entlassen. Möchte aber doch um gnädige Gewährung einer Audienz gebeten haben. — Ich habe nämlich etwas mit dir zu sprechen, das wird dich interessieren. Nämlich wir wollen nicht das letztemal lustig beisammengesessen sein auf der Mahr. — Darf man sich niedersetzen bei dir, ohne dass man sitzen bleibt? (Setzt sich. Peter macht eine unwillige Bewegung.) Mach' dir's auch bequem, Mahrwirt. Und höre mir zu. Höre mir just einmal aufmerksam zu. (Ernst und ruhig.) Dein Urtheil — es kann rückgängig gemacht werden. Ganz im Ernste, Freund. Es ist bei der Aburtheilung ein Formfehler gemacht worden. Auch bedarf es weiterer Erhebungen. Die Herren Franzosen haben es zu eilig gehabt. Jetzt müssen sie die Arbeit noch einmal machen und mit anderem Erfolg, denke ich. Du wirst noch einmal vor den Tisch gestellt. Mahrwirt, es steht günstiger um dich, als du glaubst, es steht günstiger!

Peter (horcht auf). Ischt's wohr?

Doctor. Du hast Freunde, wo du sie nicht suchst. Ich bin berufen worden, deine Sache zu vertreten und komme dir anzuzeigen, dass du morgen früh noch einmal verhört werden wirst. Die Sache ist vor allem die: Man hat zu wenig beachtet, dass bei der Geschichte in den Eisakschluchten dir die Thatsache von dem vollzogenen Friedensschluss unbekannt gewesen ist.

Peter. Wie ischt das?

Doctor. Du hast es zur Zeit gar nicht gewusst, dass mittlerweile zu Pressburg der Friede geschlossen worden war. Dieser Friede, nach welchem Tirol rechtmäßig an Baiern fällt. Davon hast du nichts gewusst, hast gemeint, es wäre noch offener Krieg. So kannst du nicht als Rebell behandelt werden.

Peter. Das ischt nit so. Gewusst hab' ich's wohl.

Doctor. Oder brauchst nichts gewusst zu haben. Kein Mensch kann dir's anders nachweisen. Wer hat's denn überhaupt damals schon gewusst bei uns in Tirol! Von Pressburg her ist ein weiter Weg.

Peter. Das ischt nit so, Doctor. 's ischt überall angeschlagen gewesen, zu Brixen, an der Mahr. Auch an meiner Hausthür ischt's angeschlagen gewest.

Doctor. Na, das mag ja sein, dass die Baiern wieder einmal vom Frieden gefaselt haben. Du bist im Hochgebirge gewesen und weißt nichts davon. Kurz und gut, du wirst morgen befragt werden, ob bei deiner incriminierten That dir der Abschluss aller Feindseligkeiten und die Abtretung Tirols bekannt gewesen ist oder nicht.

Peter (zuckt die Achseln). Die Umständlichkeiten versteh' ich nit.

Doctor. Hast du davon nicht Kenntnis gehabt, warst du der Meinung, du vertheidigst noch das Recht Österreichs und Tirols, so wie bei den früheren Kämpfen, dann steht die Sache anders. Dann können sie dir nichts machen.

Peter (blickt den Doctor mit Befremden an).

Doctor. Mir scheint, Mahrwirt, du verstehst mich nicht. Merke bloß einmal auf. Du wirst morgen bei dem Verhör befragt werden, ob dir der Friedensschluss bekannt war und wirst ruhig angeben, dass du davon keine Ahnung gehabt hattest. Du wärest immer auf den Almen gewesen bei den Herden und hättest nur gehört, dass wieder der Feind kommt vom Brenner herab, durch die Schluchten. Und vom Pusterthal her wären die Österreicher im Anzug, hättest du gehört, und die Leute hätten dich bestürmt, dass du eingreifst, hätten sich um dich zusammengeschart und dass du den Feind solltest aufhalten, bis die Österreicher kommen. Da hättest du gedacht: Na, aufhalten könnt' man ihn, ja und hättest die Muhr machen lassen. Dass dabei ein so großes Unglück sollt' geschehen können, hättest du dir nicht gedacht und es könnte einem Christenmenschen ja nicht einfallen, ein solches Verbrechen zu begehen. — Wenn du so sprichst, bist du gerettet.

Peter (herb). Mensch, wer schickt dich her? Wer mischt sich da drein? Wer thut mir den Schimpf an?

Doctor. Schimpf? Wieso?

Peter. Schau ich aus, wie ein Lügner?

Doctor. Aber, Peter, ich bitt' dich!

Peter. Nau, so lassts mich in Ruh'!

Doctor (Pause). Das wird nicht dein Ernst sein, Mahrwirt. Lügner! Wer spricht denn von einem Lügner?

Peter. Lügner und Heuchler in der letzten Stund. Wo eins sein Lebtag redlich ist g'west.

Doctor (mit Spott). Redlich und wohl gar Diplomat! Dass du in deiner Berghütte so fein gewusst hast, was die hohen Herren in Wien ausgekocht haben.

Peter. Dass sie Frieden gemacht haben und unser Land'l verschachert, das hab' ich g'hört. Und auch geglaubt, weil alles davon g'sprochen hat. Und überall z'lesen ischt's g'west. Auch die Geistlichkeit hat's g'sagt. — Ich hab' mir denkt: Na, da müssten auch die Tiroler dazu ja sagen!

Doctor. Siehe, schon deshalb ist's kein rechter Frieden gewesen.

Peter. Ich kann nur sag'n, was wohr ischt.

Doctor (geht aufgeregt über das Zimmer). Jetzt, das ist mir zu toll. Diesen Trotz verstehe ich nicht. — Ich hab's ja gewusst, dass er ein Dickschädel ist. Aber, dass er sich selber auf den Galgen trutzt — Nein! (Bleibt vor Peter stehen.) Bei dir gedacht kannst es ja haben, dass du's weißt. Mein Gott, der Mensch glaubt gar vieles zu wissen, was er nicht weiß. Wirst darauf auch keinen Eid ablegen müssen. Sie werden dich einfach fragen und du wirst einfach antworten.

Peter. Und das werd' ich auch. Fragen's mich, so sag' ich, was wohr ischt.

Doctor. Ein Thor wärest du! Ein lächerlicher Thor wärest du! Wahr! Wahr! Was heißt: Wahr! Ist der Feind wahr gegen uns! Im Kriege, mein Lieber, giebt es keine Wahrheit. Wenigstens keine andere, als List und Gewalt. Im Kriege sind das die besten Tugenden. Waren nicht auch deine Thaten eine Reihe von List? Vom Kampf in der Lienzer Klause bis zur Eisakschlucht. Wie du oben, hinter den Büschen versteckt, die Muhr hast gemacht und auf die arglose Mannschaft jählings hast niedergehen lassen, wie eine Mausfalle. Was war denn das? Ist das so groß wahr und redlich gewesen?

Peter. Das ischt kein Vergleich. Ehzeit war Krieg, jetzt ischt Frieden. Ehzeit ischt's ums Landl 'gangen, jetzt geht's um mich allein. Mit mir selber hab' ich's auszumachen. Was geht das dich an? Oder ischt's ein anderer, der mir's so gut meinen will? Schön' Dank dafür. Ich nimm's nit an. — Gehen kannst!

Doctor (aufs äußerste verblüfft). Peter Mayr! Es wäre ja möglich, was du durchgemacht hast — dass du den Verstand verloren hättest! — Sonst müsste man wohl sagen — der frevelhafteste Muthwillen. Ein Mensch, noch so jung! Und hat Weib und Kind.

Peter (heftig). Red' nit von ihnen! Du Peiniger, du Versucher!

Doctor. Wenn es noch um etwas gienge! Wenn wer davon was hätte! Wenn's wenigstens Muth wäre! Aber nichts und nichts, als leidiger Starrsinn.

Peter. Ischt's was der will. Ich sag', was wohr ischt. — Fragt doch was anders, wenn ihr mich wollt herausreißen. Fragt, ob ich mein Thun für einen Irrthum erkenne. Ja sagen will ich. Fragt, ob ich es bereue. Ja! will ich sagen. Und meinetwegen, dass wir Baiern sollen sein oder Franzosen, oder was Teurel — in Gottesnamen! will ich sagen. Doch eine aufgelegte Unwahrheit! Na. — Freilich wohl, dass ich auch gern möcht' leben. Aber mit einer Lug will ich mein Leben nit kaufen!

Doctor. (Stummes Entsetzen. Dann heiser.) Das hätte ich mir nicht gedacht. Man hat ihn für einen treuen Ehemann, für einen guten Vater gehalten.

Peter (mit gefalteten Händen). Wenn du noch eine menschliche Barmherzigkeit hast — mach' mir's nit noch schwerer! Denk' doch, dass ich nit

der einzige bin, der jetzt rechtschaffen heimgeht. Das hätt' ich gern noch g'wußt — wie's den andern geht.

(Man hört von draußen vorübermarschierende Truppen, einen Marsch nach der Melodie: „Zu Mantua in Banden".)

Doctor. Da hast du Antwort, Peter Mayr. Der Sandwirt marschiert soeben vorüber. Im Passeiergebirge haben sie ihn erwischt. Es wird ihm gehen, wie dir.

Peter. Ischt gut. So hab' ich gleich Reisegesellschaft in die Ewigkeit.

Doctor (bedeutungsvoll). Es dürfte eine große Procession werden. Die Führer vom Innthal und vom Iselthal und vom Pass Strub haben sie auch. So gut wie du ist keiner d'ran, das sage ich dir. Die anderen müssen, du hast die Wahl.

Peter. Ich büß' meine Sünden. Wer getödtet hat, soll selber sterben, so ischt's in Ordnung. Allen, die mir gut sind g'west, richt's aus. Ich bedank' mich für ihre Freundschaft. Und hab' ich wen beleidigt, so soll er mir verzeihen. (Hält dem Doctor die Hand hin.) Behüt' dich Gott!

Kerkermeister. Peter Mayr! (Läfst Rothburga mit den Kindern zur Thür herein. Sie stürzen auf Peter zu, er weicht erschrocken zurück.)

Doctor. Die Mahrwirtin ist das? Wirklich ist sie's? Na, Gott sei Dank! Zur besseren Zeit hättet Ihr nicht kommen können.

Rothburga. Mein Mann! Unser bist! Jetzt sind wir da um dich!

Kinder. Ata! Jetzt sind wir da um dich!

Rothburga. Heimgehen wir miteinander. Die Mutter Gottes hat uns geholfen.

Doctor (für sich). Viel zu laut bist, Wirtin!

Rothburga. Die Mutter Gottes und gute Menschen!

Peter (ernst und ruhig). Warum seid ihr hergereist? Ich wär' so schön fertig g'west. Urlaubnehmen, das brauchts nit. In der andern Welt — weißt eh, Rothburga. Die Kinder thu' mir brav erziehen.

Rothburga. Aber Peter, was redest denn so? Du weißt es doch schon!

Doctor. Und ob er's weiß!

Rothburga. Dass du nur die paar Worte zu sagen brauchst.

Peter. Weißt du auch schon von der Lumperei? Du solltest mich kennen. Und wissen, dass es nit sein kann.

Rothburga. Nit sein kann? Was nit sein kann?

Peter (gedämpft). Lügen kann ich nit.

(Sie schreckt zurück. Blickt fragend auf Peter und den Doctor.)

Doctor. Du wirst dich wundern, Mahrwirtin!

Rothburga (leise, fast hauchend). Aber mein Gott, das ist ja doch nit möglich?

Doctor. Ist er öfter so gewesen?

Rothburga. Das schon, bei so was ischt er wohl freilich streng. Aber in der Sach'! Lügen, sagt er! O Herr im hohen Himmel oben, wenn's kein'

größer' Lüg' thät geben! Und wenn sie angelogen sein wollen Peter. Bist denn nit g'scheit?

Peter. Das thu ich nit.

Nothburga. Ja, bist denn nit g'scheit, Mann? Wenns sie's selber wollen! Ich sag' es dir, auf meine Verantwortung!

Peter (mitleidig). Auf deine Verantwortung! Du weißt gar nit, was das ischt: lügen? Und willst es verantworten! Will dir's wohl sagen, was das ischt: lügen. Das ischt aller Schlechtigkeit Ursprung. Meinst heut', es wär' dein bester Freund, und morgen bringt's dich um. Weiß gar nit, was ich soll sagen. Kein Rauben und kein Morden ischt so schlecht, wie lügen. Denk' nach — die Schlang' im Paradies! Mit der ihrer Lug hat's Elend ang'fangen. Und unser Landl, wer hat's denn so ins Unglück gebracht? Der Bonaparte hat g'logn, die Boarn hab'n g'logen, weils g'heißen hat, all Recht und Glauben thät unser bleiben. Die Österreicher haben g'logen, weil sie g'sagt haben, wir sollten uns halten, sie wollten uns nit verlassen. — Mein Lebtag bin ich dem Lügen Feind g'west und hab's alleweil g'sagt und hab' danach gethan. Und jetzt, weil uns das vermaledeit Laster in's Verderben hat g'stürzt, soll ich auch anfangen! Und sagen: Um Leben und Blut, ich halt's mit der Lug! Und die Kinder einmal, wenn ich mich wollt' ausspielen auf den redlichen Vater. Wie's ihm an den Hals ischt gegangen, müssten sie sagen, hat er halt doch gelogen. Trutz, sagt ihr! O mein Gott, o mein Gott, so kindisch bin ich ja nit. Sollen mir schaffen, was sie wollen, willig soll's gethan sein. Aber hergehen und sagen, ich hätt's nit wollen, dass sie umkommen in der Schlucht, — das wär' keine Redlichkeit und keine Buß'. Wie es gewesen ischt, so muss ich's sagen, und wie ich's verdient hab', so soll's geschehen. (Umarmt sie.) Leut'ln, dass ich euch gern hab', das wisst ihr ja. Aber um den Preis nit, um den Preis kann ich nit bei euch bleiben.

Kerkermeister. Es ist Zeit!

Nothburga. Kinder! Kniet nieder vor eurem Vater! Bittet, bittet, dass er bei uns bleibt!

Knabe. Aber Mutter! Wenn der Vater halt nit lügen will!

Nothburga. Vor weltfremden Leuten ischt's nit umsonst g'wesen, unser Bitten. Und er sollt keine Barmherzigkeit haben!

Peter (drückt die Kinder an sich). 's ischt hart. Und dennoch dank' ich euch, dass ihr gekommen seid. Denkt's, was ich g'sagt hab' in dieser Stund. — Lassts mich jetzt, lassts mich. Unser lieber Herrgott sei mit euch auf eurer Lebensstraßen.

Nothburga. Nein, ich geh' nit und ich geh' nit weg!

Doctor. Ich denke, Frau, wir lassen ihn jetzt allein, dass er ruhig nachdenken kann. Ich sage nur, verlasst euch drauf, morgen geht er mit euch heim.

Nothburga (innig). Gelt, Peter, gelt, morgen gehst du mit uns heim.

(Peter winkt kalt und schweigend ab.)

VI.

(Gerichtssaal. — Die Gräfin und Rothburga schreiten langsam durch denselben.)

Gräfin. Damit Ihr seht, dass er nicht ganz so schrecklich aussieht, da. Hier ist der Gerichtssaal. Hier sitzen die Richter. Da steht der Angeklagte.

Rothburga (höchst beklommen). Die Angst! Ich hab' eine Angst — nit zum sagen.

Gräfin. Ist Euer Mann nicht ein bisschen stark eigensinnig, manchmal?

Rothburga. Gnädige Frau, das ist er wohl nit. Da thäte man ihm wohl unrecht. Es kann frei keinen nachgiebigeren Menschen geben, als meinen Mann, wenn es sich um Geschäftssachen oder was handelt. Oft hab' ich gesagt: Peter, gib doch nit überall nach. Setz' doch deinen Kopf besser auf!

Gräfin. Jetzt scheint er ihn gut auf zu haben!

Rothburga. Aber wenn's halt um seinen Glauben geht, oder wie ich sagen soll, wenn's um Recht und Redlichkeit geht, da gibt er wohl hart nach. Deswegen — ich weiß mir jetzt nit zu helfen vor lauter Angst! Wenn er halt doch sollt' nein sagen! — — Was geschieht ihm nachher?

Gräfin. Diesmal gibt er nach. Er gibt nach.

Rothburga. Wenn er aber doch sollt' sagen, er hätt' alles g'wusst! Was geschieht ihm nachher?

Gräfin. Mein Gott, dann könnte ihm freilich auch mein Mann nicht helfen. Dann wüsste ich wohl nicht . . . Aber das ist gar nicht zu denken. Nein, das ist doch gar nicht zu denken. Wenn er nur erst sieht, dass es ernst wird.

Rothburga (schüttelt nachdenklich den Kopf). Nein, nein, so ischt er nit!

Gerichtsdiener (trägt Crucifix und Leuchter hinaus).

Gräfin. Seht, es wird ihm leicht gemacht. Mir scheint, die Herren kommen schon. Wir wollen ins Nebengemach gehen — da ist alles zu vernehmen.

Rothburga. Heilige Mutter Maria! Zuhören! Nit um Leben und Sterben.

Gräfin. Nur Muth, Frau! Ihr sollet nur einmal sehen, dass auch die Franzosen Menschen sind.

(Beide ab.)

VII.

(Der General und die Officiere setzen sich auf ihre Plätze. — Von der anderen Seite Peter und der Doctor.)

Erster Officier. Die Verhandlung ist eröffnet. Sie betrifft noch einmal den Tiroler Bauernwirt Peter Mayr. Das Urtheil ist allerdings bereits erflossen, es galt dem Rebellen und wird in Bezug auf das Verbrechen unter allen Umständen aufrecht erhalten. Eine Revision des Processes ist aber deshalb erfolgt, weil nachträglich einige Zweifel laut geworden sind, ob man es bei diesem Mann wohl auch thatsächlich mit einem Rebellen zu thun hat. Es

soll nicht geleugnet werden, dass die Aufständischen ursrpünglich in ihrem Rechte gewesen sind, das Land zu vertheidigen. Und selbst solche, die im Streit über das Recht hinausgegangen sind, haben wir begnadigt. — Peter Mayr war nun aber angeklagt worden, die bekannte That in den Eisakschluchten als Rebell verübt zu haben. — Hat der Angeklagte etwas zu entgegnen?

Peter (schweigt).

Erster Officier. Hat der Herr Vertheidiger etwas zu sagen?

Doctor. Hoher Gerichtshof! Im Namen meines Clienten danke ich ehrerbietigst für das Recht der Revision. Ich sage nicht für die Gnade, ich sage für das Recht. Denn bei dem ersten Processe ist ein wichtiger Umstand zu wenig beachtet, ja eigentlich gar nicht zur Sprache gekommen. Der Mann ist als Rebell behandelt worden. — Meine Herren Richter! Die That ist nicht einen Augenblick geleugnet worden. Allein nun fragt es sich, ob sie geschehen ist als kriegsrechtliche Vertheidigung des Landes, oder als Empörung gegen den rechtmäßigen Herrn. Das entscheidet. Man hat gesagt, Peter Mayr hätte den Frieden gebrochen. Den Frieden kann aber nur der brechen, der ihn hat. Hatte Peter Mayr den Frieden? Fünfzehnhundert Goldgulden sind auf seinen Kopf gesetzt worden — ob lebendig oder todt. Tag für Tag sind von Franzosen und Baiern im Lande feindliche Actionen vollführt worden. Ist das der Frieden? Wie hat der Mann in seinen Bergwinkeln unter solchen Umständen wissen oder glauben können, was fern an der Donau beschlossen wurde! Meine Herren! Wenn Sie mich heute fragen: Ist der Friede wirklich geschlossen? Ist es der Wille Österreichs, dass Tirol den Baiern gehört, so muss ich antworten: Ich weiß es nicht. Und wenn Sie vor meinen Augen die Kundmachung entrollen mit all den Unterschriften, so werde ich sagen müssen: Nein, nein, es ist Blendwerk, es ist Verrath! Es ist nicht zu glauben, dass Österreich, zu dem wir so treu sind gestanden, für das wir Gut und Blut haben geopfert, uns hingegeben hat! Das kann — ich bitte um Verzeihung — nur eine List des Feindes sein. Und selbst wenn ich sehe, dass das Land geräumt und übergeben wird, so müsste ich mir die Faust vor die Stirn schlagen und ausrufen: Das ist Täuschung, das ist Selbsttäuschung, denn es ist nicht möglich. Verwirrt bin ich geworden, das Unglück meines Vaterlandes hat mich verwirrt gemacht, ich kann nicht mehr denken und kann nichts wissen. Auch verstehe ich nichts von Politik, und was ich that, das habe ich niemandem zu trotz gethan, nur meinem Vaterlande zulieb. Und wenn ich mir jetzt selber einreden wollte, vom vollzogenen Friedensschluss gewusst zu haben, so wäre das eine Unwahrheit gegen meine Richter und gegen mich. — So und nicht anders, meine gerechten Herren Richter, müsste ich an Stelle des Angeklagten sprechen, und anders kann mit gutem Gewissen auch Peter Mayr nicht sagen. Er hat als treuer Tiroler in der besten Überzeugung gehandelt. Er hat in den Eisakschluchten nur den Weg verlegen wollen. Sich vor dem Feind zu schützen ist sein gutes Recht, das ihm gerade der Soldat

nicht absprechen wird. Ich habe es also nicht noth, für ihn um Erbarmen zu bitten, nur um Gerechtigkeit.

Erster Officier. Peter Mayr, haben Sie etwas zu sagen?

Peter. Nein — nix.

Erster Officier. War Ihnen der Friedensschluss also thatsächlich unbekannt.

Peter. Das nit.

Erster Officier. Prüfen Sie Ihr Herz. Geben Sie sich keiner Täuschung hin, es handelt sich um Ihr Leben.

Peter (zuckt die Achseln).

Erster Officier. Das Gericht stellt an Sie nun die entscheidende Frage: Haben Sie zur Zeit Ihrer That in den Eisakschluchten gehandelt im guten Glauben an Ihr Recht?

Peter. Sell wohl.

Erster Officier. Haben Sie geglaubt, dass noch Krieg ist?

Peter (schweigt).

Erster Officier. Oder haben Sie vom Friedensschluss klare Kenntnis gehabt?

Peter (richtet sich auf zu einer Antwort).

General. Überlegen Sie, Peter Mayr, bevor Sie sprechen! Sie sprechen sich selbst das Urtheil. Haben Sie zur Zeit jener That sicher gewusst, dass der Friede mit Baiern geschlossen worden war? Oder haben Sie — was in Ihren Bergeinsamkeiten leicht möglich war — nicht davon gewusst?

Peter (hebt das Haupt). Ich hab's gut gewusst, das ischt die Wahrheit, und anders kann ich nit reden.

(Im Nebengemach ein gellender Schrei. — Die Officiere überrascht und erschüttert. — Pause. — Die Officiere erheben sich.)

General (beklommen, feierlich). So bleibt das Urtheil aufrecht.

Eine Studie.

Von **Richard Freiling.**

Ich liebe die Mark Brandenburg, auch da liebe ich sie, wo man sie einer Streusandbüchse vergleicht. Die weithingedehnten gelben Flächen der Kornfelder, die leuchtend grünen Wiesen, der weite blaue Himmel darüber und die weißen Bänder der Wege und Chausseen durch das gelbe und grüne Gebreite, der bläuliche Schimmer der Wasserläufe, Seen und Teiche dazwischen — am Horizont ein paar schlank aufragende Pappeln oder ein dunkles Gehölz, ein paar rothe Ziegeldächer oder ein spitzer Kirchthurm — das sind mir liebe vertraute Bilder, die ich oft und zu jeder Tages- und Jahreszeit in ihrer durch die wechselnde Beleuchtung immer neuen Mannigfaltigkeit genossen habe. Freilich hat

das Wandern über die weiten schattenlosen Ebenen, wenn die Sonne heiß niederbrennt, und das leiseste Lüftchen den weißen Chausseestaub aufwirbelt und in die Athemorgane treibt, auch sein Unangenehmes, und dann sehnt man sich wie in einer Wüste nach Schatten und Kühlung. So war mir's einmal auf einer Studienreise zumuth, als ich einen langen glühendheißen Vormittag dieser Sonnenhitze und dem Chausseestaub ausgesetzt gewesen, kein Wirtshaus und kein schattiges Gehölz gefunden hatte, und dem Verschmachten nahe, einem Dorf mich näherte, das, nach dem mächtigen Park, an dessen Seite es lag, zu schließen, zu einem größern Rittergut gehörte. Der Park war mit einer hohen Mauer umschlossen, über welche die Wipfel von zahlreichen alten mächtigen Laubbäumen aufragten. In der Ecke des Parkes, die hart an die Straße stieß, streckte ein großer Birnbaum seine in voller schneeweiß und rosenrother Blüte stehenden Äste über die Mauer, ein Anblick, der mir bei aller Ermattung Auge und Herz mit Erquickung füllte. Ich stand auf der glühenden Landstraße und blickte in die blühenden Zweige hinauf, und der Wunsch, den Schatten des Gartens von innen zu genießen und das Geheimnisvolle, das der Garten durch seine hohe Ummauerung für den Draußenstehenden hatte, wurden immer mächtiger und verlockender und reizten zu frischer That. Einen Blick in den Park werfen, den Kopf einen Augenblick in den Blütenwald da oben stecken, musste ein Labsal sein, das für allen Schweiß und alle Glut des Marsches auf der Landstraße entschädigen würde. Meiner Ermüdung nicht achtend, kletterte ich an der Mauer empor bis ich, die Hände auf den oberen Rand klammernd, über denselben hinübersah. Ein großer Rasenplatz, auf allen Seiten von hohen Bäumen umstanden, zu deren Füßen Blumenhecken in vollen Farben prangten, lachte mir entgegen. Jenseits der Wiese lag das gelbgestrichene Wohnhaus mit einer Sonnenuhr und einem rothen Thürmchen auf dem Dach. Auf der andern Seite mochte der Gutshof liegen, darauf deutete das Gackern der Hühner und das Muhen der Kühe, das von dort kam. Am Hause waren alle Läden geschlossen, auch der Garten wie ausgestorben. Ich labte meine Augen an dem Blick in grünes Laub und Gras und kühlte meinen Kopf, indem ich mit ihm in den Blütenzweigen herumfuhr, und wollte eben wieder hinab auf die Straße springen — da fiel mein Blick, von ungefähr an dem Stamm meines Birnbaums hinabgleitend, auf ein Bild von solcher Lieblichkeit, dass ich bald einen Ruf fröhlichsten Erstaunens gethan hätte, jedenfalls aber zunächst alle Neigung abzuspringen aufgab und mich dem entgegen mit einem energischen Ruck ganz auf die Mauer hinaufschwang, so dass ich nunmehr rittlings auf dem mit Ziegeln bekleideten schmalen obern Rande saß. Lag da unterm Baum, auf eine grüne Gartenbank hingestreckt, in blütenweißem Kleid und

selber weiß und rosenroth wie die Blüten die reizendste Schläferin, die süßeste Märchenprinzessin der Welt in tiefem Schlafe — regungslos, als wär sie eine von den massenhaft den Boden bedeckenden Blüten des Birnbaums, die Menschengestalt angenommen, aber ihre Farben und ihre Zartheit behalten.

„Du süßer Kerl!“ sagte ich unwillkürlich in meinem Herzen und ließ meine Blicke gar vergnüglich von den zierlichen Füßchen, die in gelben Schuhen und schwarzen Strümpfen staken, über die schlanke zierliche weiße Gestalt, über die ganz sachte wogenden Lilienhügel und das holdselige Kinderantlitz hinauf bis zu den schwarzbraunen Haaren gleiten, die in prächtiger Fülle um den runden kleinen Kopf hoch aufgesteckt waren, und dann wieder zurück und denselben Weg noch vielemale hin und her — wobei mein Vergnügen und meine Lust zu bleiben ständig wuchs. Schließlich weilten meine Augen eine Weile an jedem einzelnen Theile dieses lieblichen Ganzen, mit besonderem Vergnügen auf dem madonnenhaften Gesicht, auf dem die Spuren eines freundlichen Traums spielten. Wenn man nur die Augen sehen könnte — die waren fest geschlossen von den Lidern und den langen dunklen Wimpern. Ein energisches Räuspern, und sie würde sie aufschlagen, und indem sie scheu um sich blicken und sich in der wirklichen Welt zurechtfinden würde, wäre ich längst auf und davon, ein paar hundert Schritte weiter auf der Landstraße. Aber es fiel mir etwas Besseres ein, zu mehr als solch flüchtigem Genuss zu gelangen. Wie, wenn ich vom Gutshof aus fein sittig am Hause Einlass verlangte, mich als Maler vorstellte und um Erlaubnis bäte, im Park Studien zu machen? Wer weiß aber, ob's gelänge und man mir nicht am Ende einfach die Thür wiese? Dann hätt' ich gar nichts gehabt. Je nun — die Augen konnte ich mir schließlich nach all den herrlichen übrigen sichtbaren Schönheiten selber ungesehen denken — da war's wohl das Gerathenste, das, was zu erhaschen war, zu haschen und festzuhalten. Ich setzte mich auf meiner Mauerkante zurecht und holte mein Skizzenbuch hervor, in das ich bei dem blendenden Licht diesen Tag noch garnichts eingezeichnet hatte. Ich fieng an, mir das Papier auszumessen und die Größenverhältnisse von Baumwipfel, Bank und Schläferin auf dem Papier zu markieren — dann stockte ich auf einmal — als ich so handwerksmäßig mit meinem schlummernden Gegenstand verfuhr, durchzuckte mich das Gefühl, als begehe ich ein Unrecht, einen Diebstahl, einen Raub an dem Besitzthum dieses holden Wesens, das doch ganz allein darüber zu verfügen hatte, ob und von wem es sich in seinem Reiz beobachtet und fixiert haben wollte. Aber wie hätte ich die Erlaubnis dazu von ihr erhalten, die offenbar die Tochter des Gutsherrn oder eine junge Schwester seiner Frau, jedenfalls also etwas sehr Reiches, Herrschaftliches war? Man

hätte mich staubigen, ärmlich gekleideten Wandersmann beim Vorbringen eines solchen Anliegens wahrscheinlich für verrückt gehalten, sicher aber hinausgeworfen. Wollte ich also die gemachte Entdeckung nützen, so musste ich's als Räuber — und wie wir Männer dem schwachen Geschlecht gegenüber nun einmal vorzugehen pflegen — das Verlangen war mächtiger als die Scrupel und ich saß bald in emsiger Arbeit und zeichnete die ganze liebliche Erscheinung, den Blütenwipfel und die schlafende Prinzessin drunter in mein Skizzenbuch hinein. Dabei kam mir's vor, als müsse sie den durch meine forschenden und messenden Blicke bewegten Äther an jeder Stelle ihres Körpers spüren, die ich gerade in Arbeit hatte. Als ich einen letzten zärtlichen Strich an den kleinen dicken Lippen machte, gieng ein plötzliches Zucken durch ihren Körper und sie wachte auf. In demselben Augenblick war ich, mein Buch zuklappend, an der Außenseite der Mauer lautlos auf die Landstraße hinabgeglitten und wanderte gleich darauf rüstig an dem großen weitgeöffneten Thor des Gutshofes vorüber, als ob nichts geschehen wäre. Die Skizze wurde mir die theuerste von meinen sämmtlichen Studien, die ich auf dieser Sommerreise angefertigt, und mit besonderer Liebe führte ich dieselbe im Herbst daheim in der Stadt als Ölbild aus. Als dasselbe aber fertig war, getraute ich mich nicht, es auf die Ausstellung zu schicken oder einem Kunsthändler zu liefern. Ein gewisses unbehagliches Schuldbewusstsein, wie eines ungerechten Besitzes konnte ich der Skizze gegenüber nicht los werden und ich schloss das Bild daher vor allen Besuchern meines Ateliers weg, betrachtete es aber in einsamen Stunden für mich wie ein Dieb ein kostbares gestohlenes Kleinod, das er niemand zum Verkauf anzubieten wagt aus Furcht, es möchte das berühmte gestohlene Stück als solches erkannt und er dem Gericht überliefert werden.

Da lernte ich in einer Gesellschaft bei einem der reichsten Mäcenaten der Stadt den Besitzer jenes Gutes und dessen Tochter kennen, in der ich alsbald das schlafende Dornröschen meiner heimlich erschlichenen Skizze erkannte — aber o Täuschung: ihre Augen blickten überzwerch — noch niemanden hatte ich so fürchterlich schielen sehen — die Augen thaten einem selber weh, wenn man die Arme ansah — und als sie den Mund aufthat, stieß sie mit der Zunge an, und was sie sprach, war nicht gereimter als ihre Blicke und nicht klarer als ihre Aussprache. —

Ich stellte das Bild noch in derselben Saison aus — kein Mensch, die intimsten Freunde des Gutsherrn mit eingeschlossen, kamen darauf, wer das Original meines „unter Blüten schlafenden Mädchens" war.

Ich aber segne mich heute noch, dass dasselbige Original, als ich es damals abzeichnete, nicht die Augen aufgeschlagen und mich angeschaut

und angesprochen hat — ich glaube, ich wäre vor Schreck von der Mauer herabgefallen und hätte Hals und Beine gebrochen. —

So erzählte mir der Maler des Bildes, als wir in dem Hause des Gutsherrn, der das Bild angekauft, natürlich ohne zu ahnen, dass dasselbe unter so bedenklichen Umständen von seiner Parkmauer aus entworfen worden, vor demselben standen. Die Tochter des Hauses trat zu uns und indem sie ihr eines Auge auf den Maler, ihr anderes auf mich richtete, begann sie die Vorzüge des Bildes zu rühmen, bei jedem ihrer Worte einen feinen Sprühregen von ihren Lippen über uns ergießend.

Lieben und Meiden.

Gedichte von Heinrich Gutberlet.

Der Jüngling.

Ach, wenn ich's wüsste nur
Von ganzem Herzen,
Dass sie mich lieben kann
In Lust und Schmerzen!

Wie wollt' ich wonnereich
Mein Glück erfassen,
Um nie und nimmermehr
Von ihr zu lassen.

Doch leider weiß ich's nicht,
Drum muss ich klagen
Und tief mein herbes Leid
Im Busen tragen.

Das Mägdlein.

Ach, wenn er's wüsste nur
Warum ich weine,
Und so von aller Welt
Verlassen scheine!

Kein and'res Erdenglück
Ist mir geblieben,
Als ihn nur ganz allein
So recht zu lieben.

Dort unten geht er wohl?
Gott, er will scheiden!
Er zieht ins Land hinaus,
Und ich muss leiden.

Vöglein im Baume.

So sind die Menschen nun;
Sie weinen, klagen,
Und wissen sich von Glück
Kein Wort zu sagen.

Das kluge Volk ist, traun,
Nicht zu beneiden! —
Wir bleiben frei von Schmerz
Und all den Leiden.

Wir jauchzen durch das Feld,
Wir jubeln, springen,
Und können nur von Lust
Und Liebe singen.

(„Bunte Saat.")

Goethe und die Religion.

Von Theodor Kappstein.[1])

„Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist dagegen als Naturforscher, und eines so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, dass die Organe aller Wesen es nur zusammen erfassen mögen" — so schreibt Goethe am 6. Januar 1813 an Jacobi. Unser größter Dichter war kein christlicher Seher wie Dante, kein Prophet wie Luther und kein Reformator wie Kant — aber er war ein seltener Meister des Anschauens und Bildens. Er ist ein Weltkind, dem es wohl wird unter echten Menschen und noch wohler zwischen Himmel und Erde, unterm Sternengewölbe der Nacht und im leuchtenden Sonnenschein, in Wald und Höhle — jederzeit bereit, wie Franciscus von Assisi alle Geschöpfe als seine Brüder zu begrüßen und entzückt zu lauschen auf jeden Zug im Antlitz der ewigen Natur; denn sie ist ihm ein Spiegel ewiger Wahrheiten, wie die moralische Welt. Die heiße Sehnsucht der Mystik ist ihm nicht fremd, sich in Gott zu verlieren; aber an seinem Abglanz in der Welt und an seinem Ebenbild im Menschen genügt ihm. Frömmigkeit jedoch ist ihm ein Lebensbedürfnis: „In unseres Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträthselnd sich dem ewig Ungenannten; wir heißens fromm sein." Seine gesammte Weltanschauung,

---

[1]) Der „Heimgarten" pflegt die Genien der Menschheit weniger zu feiern, als in stiller Dankbarkeit zu ehren, jahraus und jahrein. So konnte er im Goethemonate schweigen, und wollte es auch, da er Neues über unsern großen Dichter nicht zu sagen wusste, Lobeshymnen ihm aber ganz überflüssig erschienen. Der „Heimgarten" erinnert sich, vor Jahren eine Goethe'sche Erzählung ohne den Namen abgedruckt und dann umhergefragt zu haben, von welchem unserer Dichter sie sei. Von einundzwanzig eingelaufenen Antworten hat's nur einer zu sagen gewusst: Die Geschichte ist von Goethe. So steht es gemeiniglich mit dem deutschen Dichterenthusiasmus. Er ist nicht echt, er erstreckt sich nicht auf das Bekanntsein mit des Dichters Werken. — Zu dem Goethe-Jubiläum wird uns nachträglich diese Abhandlung freundlich zur Verfügung gestellt, die gerade eine besonders in unseren Ländern umstrittene Seite Goethes hell und objectiv beleuchtet.

Die Redaction.

wie sie seine Schöpfungen klar spiegeln — die er bezeichnend „Gelegenheitsgedichte“ nennt, „Bruchstücke einer großen Confession“ —, ist der vollendete Ausdruck des geistigen Gehalts seiner Zeit geworden.

* * *

Goethes Jugendzeit war keine religiös reiche Zeit. Der Pietismus mit seinen guten Absichten hatte die Aufklärung abgelöst, der der Herr Rath huldigte, wennschon er pünktlich auf Morgenandacht hielt. Der frühreife, lebhafte Knabe greift zur Bibel, von der er gesteht: „Fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig“, und weidet sich an Klopstocks „Messias“, dem Erbauungsbuch der damaligen Gebildeten. Frau Aja, die unvergleichliche Mutter mit ihrer Frohnatur und Lust am Fabulieren war ein Sonntagskind, die die Orakelsprüche für ihr unerschütterliches Gottvertrauen däumelnd der Bibel entnahm; der Sohn rühmt an ihr „die alttestamentliche Gottesfurcht, in der sie ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zugebracht“ habe. Sie fühlt sich wohl bei den Frankfurter Pietisten, die um den Pfarrer Claus sich sammeln, bei Friedrich Karl v. Moser und Fräulein v. Klettenberg, der „schönen Seele“. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt uns Goethe von jenen frommen Kindertagen, wo er dem biblischen Gehalt durch Erlernen der Grundsprachen näher kommen wollte, und wo er das Unendliche in seinem phantasiereichen Sonnencult verehrte. Das damals entstandene biblische Epos „Joseph und seine Brüder“ und viele religiöse Lieder hat er — wohl aus Furcht vor den Goethe-Philologen — in weiser Selbsterkenntnis verbrannt. Seine vielen religiösen Scrupel aber konnte weder Rector Albrecht noch dessen umfängliches englisches Bibelwerk dem Knaben ganz beschwichtigen. Der Leipziger Student, dem die engbrüstige Frömmigkeit des schulmeisternden Gellert nicht imponiert, läßt Kirche und Altar hinter sich und wird ein lockerer Freigeist; doch wohnt er in Dresden bei dem bibelfesten Schusteroriginal und verkehrt mit pietistischen Theologen. 1768 krank ins Elternhaus zurückgekehrt, tritt er durch die „schöne Seele“ der Herrnhuter Brüdergemeinde nahe, deren Missionstendenz ihn an die apostolische Zeit erinnert, und treibt mystische, alchimistische und kabbalistische Studien. In der Kritik des officiellen Kirchenthums bestärkt ihn die geistreiche „Kirchen- und Ketzerhistorie“ von Gottfried Arnold mit ihrer eigensinnigen These: Die Mystiker, Separatisten und Sonderlinge in der Kirche hatten immer recht, Kirche und Clerisei, die sie verfolgten, immer unrecht. Darum spottet er: „Die Kirche hat einen guten Magen; hat ganze Länder aufgefressen und doch noch nie sich übergessen. Sie kann ungerecht Gut verdauen“, und fragt ironisch:

„Sag', was enthält die Kirchengeschichte? — Es gibt unendlich viel zu lesen, — was ist denn aber das alles gewesen? Zwei Gegner sind es, die sich boxen; die Arianer und Orthodoxen. Durch viele Säcla dasselbe geschicht — es dauert bis an das jüngste Gericht.“ So ist er fromm, abseits von der Kirche; er erforscht sein Gewissen, und schwelgend in den Gefühlserregungen der Gemeindefeiern, erlebt er, was „Faust“ in die Worte fasst: „Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuss auf mich herab in ernster Sabbathstille; da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle, und ein Gebet war brünstiger Genuss; ein unbegreiflich holdes Sehnen trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugeh'n, und unter tausend heißen Thränen fühlt' ich mir eine Welt ersteh'n.“ Diese Welt ist ohne Zweifel das wunderliche gnostisch-poetische Weltsystem, von dem das achte Buch seiner Selbstbiographie spricht.

Straßburg schafft den deutschen Dichter. Das Idyll von Sesenheim weckt die schönsten Lieder, und Herder leitet den jungen Goethe zur Natur zurück. Homer und Ossian, Shakespeare und das Volkslied verdrängen das französische Regelthum. Die ersten großen Schöpfungen reifen im genialen Drang. Die Straßburger Frommen sind ihm „so von Herzen langweilig, mit ihrer Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin die ihre gewachsen ist“; aber er dichtet hier ein inniges religiöses Lied mit den Schlusszeilen: „Könnt' ich doch ausgefüllt einmal von dir, o Ew'ger, werden, ach, diese lange, tiefe Qual, wie dauert sie auf Erden!“ Er fühlt es dem Riesenbau Erwin von Steinbachs ab, dass er aus Himmelssehnsucht erwachsen ist, gewinnt durch seine Ritterlichkeit das Herz des „heroischen Gläubigen“ Jung-Stilling und würdigt begeistert Herders theologische Erstlingsarbeit „Von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“. Unter der Maske eines süddeutschen und eines französischen Landgeistlichen legt Goethe in zwei anonymen Schriftchen Lanzen ein für einen warmherzigen Bibelglauben gegenüber einer kalten Aufklärung. Der Züricher Diakonus Johann Caspar Lavater, eine religiöse Prophetengestalt, trat daraufhin mit ihm in einen Freundschaftsbund, der auf beiden Seiten eine Reihe von Jahren hindurch schwärmerisch gepflegt wurde. Auch den Glaubensphilosophen Friedrich Heinrich Jacobi lernt Goethe in dieser Zeit kennen. So umgeben ihn die charakteristischen Vertreter der damaligen Religiosität. Seinem „Christenthum zum Privatgebrauch“, wie er in der Selbstbiographie bescheiden sagt, fehlt auch in dieser Zeit der Ton tiefer Ehrfurcht nicht vor den religiösen Grundgütern, an welcher auch der wunderliche Schwärmer Hamann seinen redlichen Antheil hatte. Das konnte indes nicht hindern, dass Goethes lateinische Doctorarbeit von der juristischen Facultät unterdrückt wurde „ex capite religionis et prudentiae“ — „dieweilen sonst die professores sich hätten müssen ge-

fallen lassen, mit Urtheil und Recht abgesetzt zu werden!" — „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten!" Dass die Kirche im „Götz" nicht gut wegkommt, ist begreiflich — ausgehendes Mittelalter, Kampf eines tüchtigen Individuums, das von der Mittelmäßigkeit erwürgt wird. Bruder Martin, der Luthers Namen nicht zufällig trägt, beklagt der Menschen Verirrung zu Klosterzelle und Ordensfessel. „Werther" zerfällt mit der officiellen Kirche und verzagt — auch von Gott verlassen, wie er wähnt, geht er in den Tod. Die dichterischen Fragmente aus diesen Jahren haben allesammt direct religiöse Stoffe. Ein „Sokrates" sollte ein philosophisches Original à la Hamann schildern; „Mahomet" findet über den Sternen den wahren Gott, dessen Prophet an die stumpfe Welt er sein will. Zur Vertheidigung seiner Lehre greift er zur weltlichen List, das Irdische überwuchert das Göttliche, und er stirbt durch Gift. Unser Fragment „Mahomets Gesang" zeigt im Bilde des Felsquells, der zum Strom anschwillt, den Siegesgang des religiösen Genius bis zu seinem Aufgehen in Gott. Die Hymne ist der Wechselgesang zweier Verehrer. „Der ewige Jude" ist das Thema, das Goethe fortdauernd beschäftigt hat: das Verhältnis des Christenthums zur Weltgeschichte. Das erhaltene Fragment in Hans Sachsischen Knittelversen läſst ein religiös-satirisches Epos vermuthen, das mit Goethes frommen Erlebnissen Abrechnung halten sollte. Es ist reich an psychologischen Feinheiten. Christus ist ein gläubiger Idealist, der sich in seiner Seelengüte über die Unempfindlichkeit der Menschen täuscht. Den kraftgeschwellten „Prometheus" endlich verstehe ich als den schaffensfrohen und schöpferkräftigen, selbständigen Menschengeist, der keiner Hilfe außer ihm bedarf, um das Gute zu thun, der seinen Stützpunkt in sich selber findet. Der denkende, resignierende Mann verzichtet auf die freundlichen Gestalten seines Kinderglaubens. „Ganymed" und die „Grenzen der Menschheit" stehen daneben.

Der wiedergefundene erste Faust-Entwurf spiegelt aufs schönste Goethes religiöse Denkweise von damals. Es ist die Tragödie eines genialen Menschen, der an seiner Maßlosigkeit zugrunde geht. Der durch die unfruchtbare Scholastik um seine Lebensfreude betrogene Gelehrte ergibt sich der weißen Magie, um die Zwischenwelt der Dämonen zu zerstören, die unter der Herrschaft Gottes zwischen Himmel und Erde ihr Wesen treiben. Diese Verbündeten der Natur, die nur die Kraft des Universums bändigen kann, glaubte Goethe überall zu gewahren; es ist Spinozas Natur. Das Göttliche ist ihm namenlos, unfaſslich geworden — „wer darf ihn nennen, und wer bekennen: ich glaub' ihn? Wer empfinden und sich unterwinden, zu sagen: ich glaub' ihn nicht! Der Allumfasser, der Allerhalter, faſst und erhält er nicht dich, mich, sich selbst? — — Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, und wenn

du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn es dann, wie du willst, nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott! Ich habe keinen Namen dafür. Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut."

Die glücklichen Jahre reichsten Schaffens in Weimar folgen. Goethe ist auf der Höhe. Sein vielseitiger Beruf treibt ihn zur Wissenschaft der Natur — „zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält; wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt, wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die gold'nen Eimer reichen." Ihr Gesammtbild als ein grenzenlos lebendiges, nach harmonischen Gesetzen sich bewegendes Ganze ist ihm, was dem Frommen der Glaube ist, das Fundament jeder Überzeugung, der Maßstab, daran er alle Erkenntnis bewährt. Und in den Spuren Giordano Brunos sagt er: „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe? Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen, so dass, was in ihm lebt und webt und ist, nie seine Kraft, nie seinen Geist vermisst." Hatte er seinerzeit mit Herder und Lavater der Aufklärung Fehde angesagt, in seiner Neigung für religiöse Originale durch Rousseau bestärkt, so sucht und findet er nun auch auf diesem Gebiete selbständige Wahrheit. „Wenn man's bei Lichte besieht," schreibt er, „hat im Grunde jeder seine eigene Religion." Oder religionsgeschichtlich: „Im Innern ist ein Universum auch, daher der Völker löblicher Gebrauch, dass jeglicher das Beste, was er kennt, er Gott, ja seinen Gott benennt, ihm Himmel und Erde übergibt, ihn fürchtet und womöglich liebt." Das führt zum langsamen, aber völligen Bruch mit Lavater, der Goethes Auffassung der Persönlichkeit Jesu so wenig verstand, dass Goethe ihm scharf bemerkte: „Die Geschichte des guten Jesu habe ich nun so satt, dass ich sie von keinem, als allenfalls von ihm selbst hören möchte." Lavaters zudringlicher „Pontius Pilatus" war erschienen; Goethe übt schneidende Kritik: „Ich kann es nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, dass du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausraufst, um deinen Paradiesvogel (Jesus) ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muss, die wir uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich finde es nöthig, dir auch unseren Glauben als einen ehernen Fels der Menschheit zu zeigen, den du und deine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Lass mich drum Nervenbehagen nennen, was du Engel nennst. Da ich

zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidierter Nichtchrist bin, so hat mir dein Buch widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, dass das Wasser brennt und das Feuer löscht, dass ein Weib ohne Mann gebiert, und dass ein Todter aufersteht, — vielmehr halte ich das für Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium — ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadeter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich." [1]) Zu Lavater hat Goethe das enthusiastische Christenthum für immer abgelehnt, das „mit dem Mittler in correspondenzähnlicher Connexion zu stehen" sich rühmt. Schmerzlich rang das eigene Selbst des Dichters nach Harmonie, wie die ergreifenden Verse am Hang des Ettersberges es aussprechen (1776): „Der du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest, den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest, — ach, ich bin des Treibens müde, was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!" — Männlich lehnt er ab: „Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, dass drei eins sei und eins drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele, auch sah ich nicht ein, dass mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen." An Herder, der das Weimarer Kirchenwesen leitete, schloss sich Goethe an, ohne selbst am kirchlichen Leben sich zu betheiligen. Sein Cultusbedürfnis befriedigte er seit 1780 in der Freimaurerloge Amalia, der auch Herder, Wieland und Karl August angehörten, ja er wurde Meister der Loge; sein großes religionsphilosophisches Gedicht „Die Geheimnisse" ist auf maurerischem Boden erwachsen. Seinen Prolog kennen wir als die berühmte „Zueignung". Das Ganze blieb ein Fragment von vierundvierzig Stanzen. In den verschiedenen Glaubensformen hat er die Wahrheit gefunden, sie reicht ihm den Schleier der Dichtung, nachdem sie sein Innerstes ihm enthüllt. Frau v. Stein und Herder werden im Gedicht idealisiert. Allegorisch stellen concrete Gestalten die Eigenart der zwölf Hauptreligionen dar in den Rittern, die dem Klosterobern Humanus (Herder) huldigen: die Religionen, einander verwandt, vollenden sich in dem idealen Christenthum, welches Luthers Wappen, das rosenumwundene Kreuz, symbolisiert; sinnig steht an der Schwelle der Geheimnisse das Wort: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

[1]) Später haben diese Anschauungen Goethes sich geändert. D. Red.

Auch die Ode der achtziger Jahre „Das Göttliche" ist ein persönliches Credo des Dichters; das Beispiel des Edlen, Hilfreichen und Guten, der unermüdet das Rechte schafft, läßt die geahnten höheren Wesen glauben, deren Abbild er ist. Das ist die Überwindung des Prometheus-Gedankens: wo einer wirkt wie Gott, der verbürgt ihn.

Die „Iphigenie auf Tauris" hat griechisches Costüm und darunter eine christliche Seele. Die herrliche Dichtung wurzelt in der Tiefe der christlichen Ethik: Reinheit, Entsagung, Stille der Seele und Aufopferung für andere das Höchste!

Mit der Rückkehr von der italienischen Reise 1788 beginnt Goethe die reichste und reiffste Periode seines dichterischen Schaffens. Der Aufenthalt auf dem classischen Boden hat ihn zur gesunden Natürlichkeit geführt; das Sinnliche behauptet fortab sichtlich einen größeren Raum bei ihm, und auch in seinem Verhalten zu anderen streift er alles Gequälte und Unklare energisch ab. Ehe er unwahr sein soll, will er lieber natürlich sein, bis zum Cynismus; er nennt das selbst gelegentlich Frechheit; — aber frivol ist er nie. Mit festen, markigen Knochen steht er auf der wohlgegründeten, dauernden Erde; er will sich gar nicht aufwärts heben. „Das Drüben kann mich wenig kümmern; schlägst du erst diese Welt zu Trümmern, die and're mag danach entsteh'n. Aus dieser Erde quillen meine Freuden, und diese Sonne scheinet meinen Leiden, kann ich mich erst von ihnen scheiden, dann mag, was kann und will, gescheh'n. Davon will ich nichts weiter hören, ob man auch künftig haßt und liebt, und ob es auch in jenen Sphären ein Unten und ein Oben gibt." In Rom entsteht — nicht zufällig — die Hexenküche des Faust mit seiner Kritik der kirchlichen Dreieinigkeitslehre: „So schwatzt und lehrt man ungestört, wer will sich mit den Narr'n befassen? Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen —" und wird das Wort gesagt: „Sie schnappen nach Wundern, um nur in ihrem Unsinn und ihrer Albernheit beharren zu dürfen und um sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können." — Goethe schließt die Gewissensehe mit Christiane Vulpius und läßt sie nach achtzehn Jahren kirchlich legalisieren — was sie nicht besser macht. Der Geistesbund mit Schiller (seit 1795) beruhte auf tiefer seelischer Harmonie, bei aller Verschiedenheit der Charaktere. Beider Ideal war ein ästhetischer Humanismus, der die Menschennatur nicht für gottverlassen ansieht, sondern als gotterfüllt, im Sinne des Spruches: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken; lebt' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken?" — der freie und vollkommene Mensch der schönen Sittlichkeit. Aus der trüben Politik flüchteten sie ins Reich der Ideale („Schatten") und halfen so dem deutschen Geiste zur Genesung.

Die venetianischen Epigramme — besonders die unterdrückten — zeigen einen „wahrhaft julianischen Hass“ gegen das Christenthum, wie Goethe selbst gestand. Ihn verdross es, der Gotteserde lichten Strahl zum Jammerthal verdüstert zu sehen, nur um alles Licht von einem einzigen Punkt ausgehen zu lassen. Der Contrast der classischen Schönheit Italiens mit dem leeren Pomp des römischen Kirchenwesens kam verschärfend dazu. „Natur ist Sünde, Geist ist Teufel.“ Als die sittliche Convenienz Weimars seiner Geliebten ihr Haus verschließt, da pfeift der Gekränkte das Schelmenlied vom Reineke Fuchs und zeigt in dieser „unheiligen Weltbibel“, wie unter der Pfaffen- und Schranzenherrschaft die scheinheilige Lüge triumphiert über die ungeschlachte Ehrlichkeit.

In „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ spielt die Religion eine bedeutende Rolle. An der wichtigsten Stelle des Romans — da, wo sich Meister der Familienkreis öffnet, in dem er sein Glück findet, — stehen die berühmten „Bekenntnisse einer schönen Seele“ als die innere Geschichte der Herrnhutischen Susanna Katharina von Klettenberg, voll Zartheit und Tiefe. Das Seitenstück zu diesem leidenden, „gelassenen“ Pietismus der Brüdergemeinde ist die praktisch thätige Frömmigkeit Nataliens; auch der durch Gebet Wunder wirkende Graf sei nicht vergessen. Der Wahlspruch des weitschichtigen Werkes von der irdischen Vorsehung — die Gesellschaft des geheimnisvollen Thurmes spielt sie —: vivere memento, mündet in die Mahnung: „Nehmt den heiligen Ernst mit hinaus! Denn der Ernst des Heiligen macht allein das Leben zur Ewigkeit.“ Es ist ein Wort der schönen Seele. Mignon, Goethes Lieblingsgestalt, verklärt sich religiös angesichts des Todes. Den Knoten der Verwickelung in „Hermann und Dorothea“ löst seelsorgerisch weise der würdige Pfarrherr. Die „Xenien“ von 1796 theilen kräftige Hiebe aus an Goethes fromme Jugendfreunde, auch sein Schwager Schlosser und der Aufklärer Nicolai werden mitgenommen. Die „Braut von Korinth“ — aus dem Balladenjahr 1797 — zürnt dem neuen Glauben, der die alte schöne Sinnlichkeit gefesselt; „keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft“; und in der gleichzeitigen Cantate „Die erste Walpurgisnacht“ stehen die altdeutschen Priester mit dem Volk zusammen und überlisten die Pfaffenchristen mit einem angeblichen Teufelsspectakel. Die indische Legende „Gott und die Bajadere“ geleitet die echte Liebe eines verirrten Menschen zum Himmel empor, mit der evangelischen Anleihe in den Schlusszeilen: „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder.“ Jedes ideale Streben, so betont Goethe 1800, wo er es auch antreffe, sei ihm lieb und wert. Die Philosophie Schillers und Kants haben an dieser edlen Würdigung auch ihm entgegenstehender religiöser Anschauungen ihr Verdienst. Durch

sie wie durch Spinoza und Leibniz nähert er sich wieder dem Christenthum. Die Umbildung des „Faust“ ist die Folge. Aus der Gretchentragödie wird ein Himmel, Erde und Hölle umfassendes Mysterium; der Prolog im Himmel wandelt das symbolische Gedicht zu einer Theodicee mit alttestamentlicher Färbung. Wir erhalten die Tragödie des philosophischen Zweifels; der Zauberer des sechzehnten Jahrhunderts wird zum Forscher des achtzehnten Jahrhunderts, der selbst Naturgeist werden möchte, genießen, ohne doch die Herrschaft über die Welt zu verlieren. Faust ist beides: der Römische und der Weimarer Goethe! Der Erdgeist weist ihm seine Schranke, die Osterglocken und der fromme Chor retten ihn vom Selbstmord, und vor die Entscheidung gestellt, paktiert er mit dem Bösen. Auch die reinste Liebe darf den teuflisch geleiteten Titanen nicht befriedigen, in allem, was er unternimmt, scheitert er an seiner Doppelnatur. Goethes Optimismus vertrug diesen tragischen Ausgang nicht; an Hiob sich anlehnend, gestaltet er den höllischen Cavalier um zum Knecht des Herrn, zu einem Theil von jener Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Fausts Ideal liegt durchaus im Diesseits; zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden hat er die Wahl. Bewahrt er im Kampf um das Ideal seine sittliche Würde — und gienge auch das Gottvertrauen in die Brüche —, so wird ihn die göttliche Vorsehung doch zum Ziel geleiten. Die Kirchenlehre ist überall bestimmt verneint: Der Teufel ist die im Weltganzen nothwendige Kraft des forschenden Zweifels, Gott gegenüber ein Separatist, der keine Autorität anerkennt und ihr doch unterliegt; Mephisto ist die kritische Seite Goethes. Gott aber ist der Abgrund alles Seins und Werdens, in dem auch Liebe und Güte nur Bestimmungen seines grenzenlosen Wesens sind.

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, umfass' euch mit der Liebe holden Schranken, und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken.“ Goethes Weltanschauung ist eine von der Kunst genährte Ästhetik. Der Mensch, der Gott dieser Erde, und doch Bürger einer höheren Welt. „Frömmigkeit ist nicht Zweck, sondern Mittel, um durch reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen.“ — Im Epilog zur Schiller'schen „Glocke“ preist Goethe (1806) am höchsten des Freundes Glauben: „Nie glühte seine Wange roth und röther von jener Jugend, die uns nie entfliegt, von jenem Muth, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt — von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter, bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt, damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag des Edlen endlich komme.“

Seit 1806 wird Goethe alt; den Einschnitt macht Schillers Tod. Kein Ebenbürtiger stellt ihm künftig Aufgaben. Die Schlacht bei Jena zertrümmert den Staat des großen Friedrich, unter Napoleons Protectorat

ersteht der Rheinbund —: die humanistische Zeit kosmopolitischer Selbstbildung weicht dem neuen Ideal einer religiös-nationalen Existenz, das seine Feuertaufe empfieng in den großen Befreiungsschlachten der norddeutschen Stämme. Aber Goethe blieb der Prophet auch des neuen Deutschland; er hat in stiller, ernster Arbeit ihm die Bildungsideale geschliffen. Er war sein klares Auge, die neue Bahn ihm mit der Sonnenkraft beleuchtend, die in ihm lebte. 1816 wurde in Berlin zuerst das Festspiel aufgeführt „Des Epimenides Erwachen". Epimenides (Goethe) spricht, bevor er einschläft: „Der Jugend Nachtgefährt ist Leidenschaft, ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad; der Greis hingegen wacht mit hellem Sinne und sein Gemüth umschließt das Ewige." Ja, der Alte hatte sogar romantische Anwandlungen, wenn er im damaligen Geschmack ein Märtyrerdrama schreiben will, das wir als Entwurf eines „Trauerspiels in der Christenheit" fragmentarisch besitzen. Aber er blieb, der er war.

Die glänzendste Leistung seiner allegorischen Dichtung ist „Pandora" (1807); das Ganze sollte Pandoras Wiederkunft heißen. Prometheus, der Meister der Schmiede, hat die Allbeglückerin (Pandora) bei sich aufgenommen. Sie öffnet das Gefäß, das die Götter ihr gegeben, und die Träume eines höheren Lebens entschweben ihm. Hin und her weben die Geschicke, bis Eos das Los der Titanen und der Götter dahin kündet: „Was zu wünschen ist, ihr drunten fühlt es, was zu geben ist, die wissen's droben; groß beginnet ihr Titanen, aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen ist der Götter Werk, die lasst gewähren!" Pandora ist das Ideale im Menschenleben; das wahrhaft Gute produciert nicht der Titane, sondern die Götter spenden es dem empfänglichen Menschen. Damit ist der Prometheus des jugendlichen Goethe definitiv abgelegt; der Trotz ist der frommen Ergebung in das göttlich Gefügte gewichen. — Die gefühlig reflectierenden „Wahlverwandtschaften" (1809) bekennen sich zur christlich-germanischen Auffassung von der Heiligkeit der Ehe; Eduard und Ottilie, die sich am meisten vorgewagt, gehen zugrunde, der Hauptmann und Charlotte, die Stärkeren und Klügeren verfallen einem freudlosen Dasein. Die Moral des Werkes steht hoch: „Was ein paar Gatten einander schuldig werden, ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeiten abgetragen werden kann. Unbequem mag's manchmal sein, dies glaube ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet? Dass wir oft gern los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?" —

Goethe, „sich selber historisch geworden", verlangte nach einer Verjüngung. Seit 1797 hatte er Deutschland nicht mehr verlassen. So reist er auf den Schwingen der Phantasie in den reinen Osten, dort Patriarchenluft zu kosten. Er dichtet den „West-östlichen Divan". Eine

tiefe Frömmigkeit durchweht das Buch, auch die Dinge des täglichen Lebens sind auf den religiösen Ton gestimmt. „Lange hab' ich mich gesträubt, endlich gab ich nach, wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach. Und so lang du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde — bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde." Keine Umgebung, auch die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Er ist ausgesöhnt mit jeder Art von Glauben — „bei dem Glauben kommt alles darauf an, daß man glaubt; was man glaubt, ist völlig gleichgiltig. Der Glaube ist ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, sie entspringt aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens kommt alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, das hängt von unseren übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab und ist ganz gleichgiltig. Der Glaube ist ein heiliges Gefäß, in welchem ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut er's vermag, zu opfern bereit steht. Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber." Und in der Abhandlung zum Divan steht das berühmte Wort: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auf einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." Er glaubt an die Vorsehung — „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident, Nord und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände"; er verehrt den Menschen Jesus: „Jesus fühlte rein und dachte nur den einen Gott im Stillen; wer ihn selbst zum Gotte machte, kränkte seinen heil'gen Willen"; er betet: „Mich verwirren will das Irren, doch du weißt mich zu entwirren; wenn ich handle, wenn ich dichte, gib du meinem Geist die Richte!"

Das Reformationsjubiläum 1817 feierte Goethe mit einer Festcantate — Zeller sollte sie componieren —, die ein rein biblisches Christenthum preist. „Wir wissen gar nicht", sagt er, „was wir Luther und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth,

mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen."

Die Bildungsgeschichte Wilhelm Meisters war noch nicht beendet; den Lehrjahren folgen Wanderjahre. Mag die Composition noch so brüchig und durchsichtig sein — bedeutend bleibt der Plan: Erziehung des Mannes für die Gesellschaft durch sie. Die pädagogische Provinz ist durchaus socialistisch organisiert. Die innige Beziehung zwischen Industrie und Frömmigkeit in ihr ist wohl den Herrnhuter Einrichtungen nachgebildet. Ein Programm religiöser Jugenderziehung wird aufgestellt; das Christenthum ist die höchste Religion, aber nicht die einzig berechtigte — „in unseres Vaters Apotheke sind viele Recepte" —; eine dreifache Ehrfurcht gilt es pflegen: gegen das, was über uns, was neben, was unter uns ist: die Religionsgeschichte, die philosophische Religion der Weisen und Heiligen, die Religion Jesu selbst, die helfen will und leiden kann. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Aber wir ziehen einen Schleier über seine Leiden, eben, weil wir sie so hoch ehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint."

Der zweite Theil des „Faust" reift; er ist eine große Oper, die sich auflöst in ein noch großartigeres Oratorium. Der tüchtige Mensch soll sein Leben würdig vollenden. Er beschließt es nach allen Irrfahrten im Culturdienst für die Menschheit. Um seine Seele tobt der Kampf; die Engel schreiben ihm ein gutes Zeugnis, das die ewige Liebe versiegelt, die Teufel unterliegen. Fausts Verklärung, mittelalterlich gedacht durch Gretchens Fürbitte bei Maria, bestätigt der erhabene chorus mysticus: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das Unzulängliche, hier wird's Ereignis; das Unbeschreibliche, hier ist's gethan, das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Die hingebende Liebe, im Weibe verkörpert, hat triumphiert. Der Himmelsstürmer des ersten „Faust" ist ein Mensch geworden, wie andere; die himmlische Hierarchie rettet ihn, der immer strebend sich gemüht.

„Im Alter wird man mystisch", sagt Goethe in den Maximen und Reflexionen; „am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geist Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen." Wie ein Testament klingt es: „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die

Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird es nicht hinauskommen." Sein Glaube war Ehrfurcht und Vertrauen, war Harmonie von Natur und Geisteswelt, war unbegrenzte Toleranz, die niemand in seinem Glauben stört, aber die gleiche Rücksicht auch für sich fordert. Er begehrt nicht Erlösung, aber er erwartet Vollendung. Er war bis ans Ende kirchlich-confessionslos — „wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, wie Frankreich und Deutschland in dem Wesen eines Menschen" —; aber er hatte und übte allzeit Religion.

Ich fasse zusammen — aber nicht, ohne dankbar für viele Anregung zu dieser Studie die Arbeiten von Eugen Filtsch, Karl Sell, Otto Harnack und Wilhelm Scherr zu nennen —: Der junge Goethe gehört der Aufklärung, ein Genosse von Sturm und Drang; die frohe Selbstgewissheit macht ihn zum religiösen Separatisten. Der reife Mann bekennt sich zum Evangelium der Humanität und wird Pantheist; der älter werdende, von Kant beeinflusst, kritischer und religiös-sittlicher Idealist. Der alte Goethe in der Zeit der Freiheitskriege, der Romantik, des öffentlichen Lebens, der Restauration kommt zur Harmonie von Glauben und Wissen und wird Theist. „Wenn im Unendlichen dasselbe, sich wiederholend, ewig fließt, das tausendfältige Gewölbe sich kräftig in einander schließt, strömt Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten, wie dem größten Stern, und alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn."

(„Zeitgeist.")

Vom Künstlerelend.

Von **Anna Behnisch.**

Ich besitze einen kleinen, munteren Zeisig, der im Zimmer herumfliegen darf. Es ist ihm sogar in Gestalt eines Kiefernastes hoch über einem Schrank ein „Grunewald" zurechtgemacht, und mit besonderem Vergnügen klettert das Thierchen an einem kahlen, senkrecht aufwärts ragenden, bindfadendünnen Zweiglein empor, um auf dessen äußerster Spitze viertelstundenlang zu balancieren. Und dabei schmettert's, als wohnte es im meilenlangen Forste unterm lachenden Himmel und berauscht sich an der Illusion der Freiheit — bis es beim Dunkeln in seinen engen Käfig zurück muss.

Ergeht's der Mehrzahl der Künstler und Dichter besser als dem armen Vogel? An der Gedankenkette ihrer eigenen Phantasie klimmen sie waghalsig bis zur höchsten, gefährlichen Spitze empor, wiegen sich in

eingebildeten Welten, berauschen sich in Schöpferwonnen, spielen Fangball mit Tod und Leben, Leid und Lust und allen Leidenschaften und Conflicten, die sich ersinnen lassen, um von dem Hochgefühl ihrer Gottähnlichkeit immer wieder herabgestoßen zu werden in die Sclaverei der Wirklichkeit.

Da liegt das Ungesunde im künstlerischen Schaffen. Alle Gegensätze, die unvermittelt auf den Menschen wirken, sind ihm schädlich. Kein Auge verträgt den jähen Wechsel von Licht und Finsternis, kein Organismus die unausgeglichene Aufeinanderfolge von Hitze und Kälte; plötzliche Gemüthserschütterungen, wie Schreck oder selbst große Freude vermögen zu tödten. Und die Nerven sollten unbeschadet zu zahllosenmalen das künstliche Anspannen zum Auf und Nieder der stärksten Affecte aushalten, das das künstlerische Schaffen zumeist doch bedingt?

Sittlich berechtigt im strengsten Sinne ist deshalb allein dasjenige Künstlerschaffen, welche diese „Überstunden" der Phantasiearbeit entbehren kann, weil ihm die Wirklichkeit seines täglichen Lebens die nothwendigen Affecte ungesucht bietet. Zwei Drittel der literarischen Production unserer Tage würde vermuthlich nicht vorhanden sein, wenn die Schaffenden dieses Sittengesetz respectierten, und das Lesepublicum, das sich am Kleinen, Krankhaften so sehr überreizt, dass es den Geschmack am Großen und Gesunden verliert, würde dafür dankbar werden lernen — aber die Kunst geht nach Brot.

Man schaffe sociale Zustände, in denen sie das nicht nöthig hat, und ein gut Theil sittlicher Fäulnis und seelischen Elends unter den geistigen Arbeitern wird verschwinden. Darum sollte man milde sein gegen die Verkehrtheiten, die einem begegnen. „Nichts führt leichter zur Unfreiheit, als das freie Künstlerthum." Noch mehr: es gibt dem Künstler oder dem Dichter, mit dem wir's hier zuerst zu thun haben, naturnothwendig ein schiefes Lebensbild, es steigert die Sensibilität, die jeder echten Künstlernatur eigen ist, ins Ungemessene und führt zu steter Über- und Unterschätzung der objectiven Werte, denn in den Welten der Phantasie gebietet die Willkür und subjectives Ermessen bestimmt die Werte. Das wird der Dichter in tausend Fällen peinvoll selbst erkennen und unter seinem „freien Künstlerthum" seufzen wie unter einem Joch. Doch nicht in jedermanns Macht steht es, sich die geeigneten, unentbehrlichen Gegengewichte zu schaffen. Alle Berufe sind überfüllt und bis sie Brot geben, dauert es lange. Da drängt der Federgewandte zur Schriftstellerei, die ohne feste Gesetze dem Talent alle Möglichkeiten schnellen Emporkommens gewährt. Der Erfolg stellt sich ein — einmal, zweimal. Der Beglückte wirft sich angesichts seiner glänzenden Aussichten ganz der Kunst in die Arme. Aber sie ist treulos. Die völlige Hingabe lohnt sie ihm nicht. Man weiß ja, wie allenthalben die geistige Arbeit bezahlt wird. Die wenigen Dichter, die

reich geworden sind durch ihre Werke, sind nicht maßgebend. Ein Feuilleton von Fritz Mauthner im „Berliner Tagblatt“, das für einen unserer angesehensten und fleißigsten Romanschriftsteller gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages discret die Mildthätigkeit auffordern musste — der Ehrensold, den kaiserliche Gnade der Witwe eines Fontane ausgesetzt, und die interessanten Angaben über seine Honorare, die dieser selbst in einigen kürzlich veröffentlichten Briefen gemacht hat, beweisen, wie die Dinge liegen. So kommt's, dass aus dem Dichter der Vielschreiber wird. Er muss doch leben . . .

Und wenn einmal, wie jüngst das Abscheuliche geschehen ist, dass jemand Weib und Kind in Elend ließ und noch im Augenblick schmählicher Flucht für den Druck seiner Gedichte sorgte, so geschieht es unendlich oft, dass einer, um Weib und Kind zu ernähren, das Heiligthum der Kunst mit Füßen tritt und mit Kopf und Feder Fabrikarbeit besorgt. Denn jene Productivität, die unerschöpflich wie ein Bergquell rinnt und niemals krankt, ist eine seltene Gottesgabe. In den meisten Fällen führt die Vielschreiberei von der Kunst zum Handwerk. Wessen Seele aber trotzdem eine Künstlerseele bleibt, der wird in diesem Widerspruch von Wollen und Müssen keine Versöhnung finden, und wenn er Kraft genug besitzt, sich in seinem Zwiespalt moralisch zu behaupten, so wird er doch seelische Nöthe ausstehen, die wohl zumeist unausgesprochen bleiben, die aber in ihrer Grausamkeit manche Unglaublichkeiten im Künstlerleben begreiflich erscheinen lassen und die oft zur Gemüthskrankheit und Zerrüttung des Nervensystems führen. Zahlreiche Selbstmorde unter den Künstlern, die Überfüllung der Nervenheilanstalten und Irrenhäuser beweisen das.

Die Freunde der Literatur stehen noch unter dem erschütternden Eindruck des Selbstmordes einer jungen Wiener Schriftstellerin. Ich habe Juliane Dery nicht gekannt und kann mich kaum besinnen, etwas von ihr gelesen zu haben. Erst bei der Kunde von ihrem schreckensvollen Ende fieng ich an, mich für die Collegin zu interessieren, und als ich zufällig zur Stunde ihres Begräbnisses über den Friedhof in Berlin schritt und so Gelegenheit fand, die mit feinem psychologischem Verständnis abgestimmte Grabrede anzuhören, ergriff mich als weibliches Wesen eine lebhafte Theilnahme für das unglückliche Weib — am meisten, als ich ein paar Umstehende kopfschüttelnd über die „excentrische Person“ aburtheilen hörte. Eben, dass sie excentrisch war, dass sie, das Herz voll leidender Liebe, noch Zeit fand, an „die jämmerlichen Kleinigkeiten von Dichtungen“, wie jemand richtend sagte, zu denken und dass sie sogar mit ästhetischem Behagen den düsteren Charfreitag als stimmungsvollen Hintergrund für ihre That ausgesucht: die ganze Seltsamkeit, die sich hierin im Bunde mit der tiefen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens be-

kundet, beweist mir, dass sie unglücklich, weil innerlich zerrissen, war. Und der Fall Dery ist mir eine Illustration zur Frauenfrage, wie die geistige Erkrankung eines weiblichen Doctors der Rechte vor etwa Jahresfrist. Unter der Noth des Daseins bricht die Frau, die sich zur geistigen Höhe entwickeln will, doch leichter zusammen als der Mann, weil diese geistige Entwicklung durch ihr Temperamentsleben ein stärkeres Gegenspiel erfährt als das des Mannes. Das stärkste natürlich bei der Künstlerin, bei der Schriftstellerin. Und eben diese vermag sich noch seltner als der Mann in einem geregelten Beruf das entsprechende Gegengewicht zu schaffen. Denn alle weiblichen Berufe außer dem der Lehrerin beanspruchen so sehr die Kraft, dass zum künstlerischen Schaffen überhaupt keine Zeit übrig bleibt. Ich sehe hier ab von den Verheirateten, die im umfriedeten Heim nur mittelbar vom Lebenskampf berührt werden und die in Familienglück und häuslicher Sorge das natürlichste und gesundeste Gegengewicht finden. Ich meine diejenigen, die im feindlichen Leben für sich allein einstehen müssen, deren Talent nicht groß genug ist, um zu siegen, und die von ihrer mittelmäßigen Begabung leben müssen, weil sie nichts gelernt haben, was sie auf anderem Gebiet selbständig macht. Bei unsern Honorarverhältnissen muss ihr Kopf so viel arbeiten, dass ihnen zu dem erforderlichen Gegengewicht etwa in körperlicher Bethätigung im Hause absolut keine Zeit bleibt. Sie müssen schreiben, schreiben — und natürlich Stoff dazu finden. Da liegt der wunde Punkt. Das Leben der meisten arbeitenden Mädchen ist, wenn sie nicht emancipiert und excentrisch sind, nicht zu den Bohemienkreisen gehören, einförmig. Das des Mannes bringt ihm bunte Bilder von Jugend an durch Gymnasialbildung, Studienjahre und all die gesellschaftlichen Freiheiten, die er genießt. Dementsprechend besitzt er einen Vorrath an Modellen für Menschen- und Milieuschilderung. Und eben jene gesellschaftlichen Freiheiten ermöglichen ihm, mit leichter Mühe und immer in den Grenzen seiner sonstigen Lebensführung neue Modelle zu finden. Die Dame hingegen, wenn sie nicht über Geldmittel verfügt, mit denen sie etwa reisen kann, hat diese Möglichkeit nicht. Nun tritt das Ungesundeste am Künstlerschaffen, das Gefährliche ein: sie sucht Conflicte. Sie muss ihre Phantasie zwingen, Blasen zu schießen, um aus diesen Luftgebilden Geld zu machen; sie muss ihre gesunde, geklärte Lebensauffassung verschieben, um hinter den Dingen Geheimnisse und Räthsel aufzuspüren, die vielleicht gar nicht da sind, muss jeden Menschen vivisecieren wie ein Versuchskaninchen, um etwas Interessantes an ihm zu entdecken, und verliert dabei alle harmlose Freude und Unbefangenheit; sie muss — und das ist vielleicht das Bedenklichste — sich selbst beobachten wie ein Detectiv, sich behorchen und beklopfen, jeden eigenen Herzschlag studieren,

jede Stimmung ausbeuten — und so werden die flüchtigsten Regungen mit Bleigewichten behängt und das Seelenleben wird entweder, erschöpft von den aufgezwungenen, eingebildeten Sensationen, unempfindlich für die echten Gefühle, die die Ereignisse der Wirklichkeit hervorrufen sollten, oder so mimosenhaft reizbar, dass jede leis erregende Berührung durch die Wirklichkeit wie ein Sturm in den Saiten zittert, dass ein mäßiger Schmerz sich als Verzweiflung reflectiert und eine kleine Freude schon in Extase versetzt. Das gibt dann jene traurigen ästhetischen Verbildungen und moralischen Verirrungen . . .

Ich gebe zu, dass die reine Kunst, die echte Kunst, solch krampfhaftes Suchen nach Sensationen nicht bedingt. Dem guten Schilderer wird die schlichteste Lebensform, wenn er sich in sie vertieft und wenn er mit feinen Fühlfäden der Seele ausgestattet ist, Stoff genug bieten. Aber wo findet die reine Kunst eine Stätte und wer hat heutzutage Muße seine Schöpfungen ausreifen zu lassen, wenn er nicht mit Glücksgütern gesegnet ist, nach der Forderung des Horaz „Nonum prematur in annum“? Es wird für den Tag geschrieben und gelesen. Das moderne Zeitschriftenwesen mit seinem „Fortsetzung folgt“ an den spannendsten Stellen hat das Publicum von zusammenhängender, gesammelter Lectüre entwöhnt, zumal in der Großstadt, wo die stillen Feierstunden, die einem guten Buch gehören, zu zählen sind. Ein Theil der Familienblätter bringt „Lesefutter“, höherstehende Journale bieten literarische Akrobatenkunststücke an Stimmungsmalerei und psychologischer Analyse. Die Skizze ist Parole. Sie ist die gangbarste Ware. Sie wird auch schneller gedruckt als der Roman oder die Novelle, die durch Monate laufen, und da die meisten Blätter nicht, wenn ein geistiges Product als ihr Eigenthum an sie übergeht, sondern erst nach erfolgtem Abdruck desselben — und manchmal sehr lange danach — zu honorieren pflegen, so muss der Schriftsteller, der von der Hand in den Mund lebt, sich auf das Fabrikat von Skizzen verlegen — zweihundert bis dreihundert Zeilen Länge, je nach Bedarf . . . Dass er sich dabei geistig verbrauchen muss, liegt auf der Hand. Jede Skizze braucht einen Stoff, gibt gewissermaßen den Extract eines Romans, und so saugt diese Arbeitsweise eine Unsumme von Stoffmaterial auf, wie ein Schwamm das Wasser.

Nur die paar Großen — oder die Modegötzen, deren Similifeuer von der Menge mit dem Glanz des echten Steines verwechselt wird, dürfen sich erlauben zu erzählen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Die andern haben sich, wenn sie gedruckt sein wollen, dem Schema zu fügen: Spannung und guter Ausgang. Wie verblüffend sie dabei gegen die inneren Gesetze des Schaffens freveln müssen und wie sie mit ihrer Eigenart zurechtkommen, ist ihre Sache.

Ich spreche hier absichtlich nur vom Epiker; denn der Dramatiker hat's leichter als jener insofern, als es zehnmal schneller bekannt wird

durch gute oder böse Kritik, sowie er überhaupt aufgeführt ist. Und der Lyriker scheidet von vornherein aus, wenn man vom berufsmäßigen Schriftsteller spricht. „Echte Lieder werden nicht gemacht, sondern empfangen", sagt der Verfasser der „Frommelerinnerungen". Ein Lied soll sein wie ein Gebet, das von der Tagesarbeit aufschwebt wie ein weißer Falter. Die Lyrik zum Beruf zu machen, wäre ein Nonsens.

Was nicht besagen soll, dass der Lyriker, der sein Persönlichstes gibt, nicht den Drang nach Wiederhall — also nach Druckerschwärze besitzt. Doch lyrische Gedichte werden entweder garnicht, oder schlecht bezahlt, und manch einer muss die Druckkosten zu seinem Gedichtbändchen — das nachher niemand kauft — gar selbst bestreiten, wenn er damit ans Licht will. Um sich auf anderem Wege bekannt zu machen, damit er endlich auch mit seinen Liedern Anerkennung findet, wird auch der Lyriker zum Romancier und quält sich in dieser Verkleidung wie in einer fremden Jacke, die ihm überall zu lang oder zu kurz ist. Aber unsere literarischen Verhältnisse zwingen ihn zu der unglückseligen Maskerade. Denn es wird leider immer wieder vergessen, am meisten vom Publicum, dass auch der Schriftsteller leben will. Der Schuster, der einen Stiefel mit geringerem Leder flickt, weil er das bessere nicht erschwingen kann, der Kaufmann, der „der schlechten Zeiten wegen" für gutes Geld mangelhafte Ware liefert, wird allenfalls entschuldigt — „die Leute wollen doch auch leben" — der Dichter wird in weiten Kreisen unseres Volkes noch immer für eine höhere Art von Clown gehalten, an dem sich auch der Unfähigste erlaubt herumzukritisieren, weil er glaubt, ihn nicht ernsthaft nehmen zu brauchen.

Erst wenn das Publicum zu einem geläuterteren Geschmack erzogen ist, darf über die Mehrzahl der Schriftsteller mit Strenge gerichtet werden, denn die Mehrzahl unter ihnen ist pecuniär vom Publicum abhängig. Der Verleger ist ja nur Mittelsperson, und wer will's ihm verargen, wenn er, der doch auch im Daseinskampfe steht, oft gegen seine bessere Einsicht dem Publicum Concessionen macht?

So wie die guten, reifen Schöpfungen nach ihrem Wert gewürdigt werden, wird die Überproduction des Mittelmäßigen von selbst verschwinden und der weise Salomo, der da meint, „viel Predigen macht den Leib müde und des Büchermachens ist kein Ende", nicht mehr Recht behalten. Denn der echte Dichter wird sich immerhin gern an Goethes Wort halten, dass alle echte Dichtung Gelegenheitsdichtung sein soll; der rechte Dichter wird die Mittelmäßigkeit in gesundem Wettkampf aus dem Felde schlagen und, in gesunden Verhältnissen stehend, seine Kunst wie sein Leben gesund, also sittlich entwickeln können.

Folgen einer Confiscation.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Bisweilen ist auch das Kranksein ein Vergnügen. Und zwar dann, wenn man sich eins daraus macht.

Im letztvergangenen Winter hielt mich eine ausgiebige Influenza drei Wochen auf dem Krankenbette fest. Als die Tage der Betäubung vorüber waren und die wiedererwachende Seele nach einer passenden Beschäftigung fragte, rieth ich ihr eine besonders interessante Lectüre an. Sie möchte doch wieder einmal das Evangelium lesen. Nicht in Bruchstücken und Auszügen, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegte, sondern alle vier Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes rasch nacheinander und das Ganze gleichsam in einem Zuge. — Und meine arme Seele hat es so gethan.

Zur Erbauung wollte sie das hochheilige Buch lesen, zum Vergnügen ist es ihr geworden. Denn während dieses Lesens, das etwa vier Tage gedauert hat, kam eine solche Frohheit, eine solche Christusfreude in sie, dass schließlich allerdings das Wort Vergnügen durchaus nicht dafür passt, wenn nicht so, als ob dieses Kranksein ein Vergnügen gewesen, weil es mich genügend losgehakt hatte von irdischer Oberhoheit, um ganz den Vorstellungen der heiligen Botschaft leben zu können.

Ich las die Übersetzung ins Deutsche von Dr. Leander von Eß, die von vielen katholischen Kirchenfürsten approbiert und empfohlen ist. Zum Vergleichen benützte ich die Übersetzung von Allioli und die Volksbibel von A. A. Waibel, alle von katholischen geistlichen Gelehrten.

Was war das für ein Christus, der mir da entgegentrat! Ein gottfreudiger, menscheninniger, weltfroher Christus, voll gewaltiger Thatkraft, voll hingebender Liebe, voll feurigen Zornes zu rechter Zeit. Der Übermensch, der Gottmensch im höchsten Sinne. So hatte ich ihn bisher noch nie gesehen. Meine Kinder rief ich ans Bett, meine Frau rief ich und erzählte ihnen von dem großen Christus, den ich gefunden, mit dem zu gehen, auf den sich zu verlassen eine Befreiung von aller Sorge und Weltlast bedeutet. Auch sie mussten mir nun ganze Abschnitte laut lesen, und wie sie anfangs wohl gestaunt haben mochten über das Aufhebens von wegen einer so uralten Sache, endlich begriffen sie meinen Jubel und freuten sich mit mir.

Und in einer der schlaflosen Nächte machte ich Licht, nahm Papier und Stift und schrieb raschhin die Skizze des Jesus Christus, wie er mir aus dem Evangelium so unmittelbar entgegengetreten war.

In späteren Monaten, als der „Heimgarten" Manuscripte forderte und meine Mappen durchstöbert wurden, fand sich auch die Skizze mit der Überschrift: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke." Die Sache betrachtete sich nun mit ruhigem Blute. Das war schließlich ja nichts Neues, war schon tausendmal weit gründlicher und besser gesagt worden, auch konnte man es gelegentlich, wenn zwar vielleicht mit anderen Worten, von der Kanzel hören. Und doch, so dachte ich, was kann es denn schaden, wenn ein knapper Umriss der herrlichsten Gestalt, sei er noch so flüchtig, auch einmal im „Heimgarten" erscheint. Es gibt ja so viele Christen, die ihren Christus nicht kennen.

Die Skizze wurde in das Maiheft 1899 des „Heimgarten" gedruckt. Und wurde sofort von der Polizei in Graz mit Beschlag belegt. Wegen dieses Artikels über Jesu.

Ich traute meinen Ohren nicht, als es mir der Verlag mittheilen ließ; ich traute meinen Augen nicht, als die Männer die ganze Auflage in ihre Gewalt nahmen, den angeklagten Artikel aus allen Exemplaren herausreißen ließen, um denselben hinter Schloss und Riegel zu legen und gelegentlich von Gefangenen vernichten zu lassen.

Eine Stunde lang habe ich mit dem Beamten in seiner Stube conferiert und es ist nur zu wundern, dass er mir weder die Thüre gewiesen, noch den Ausgang unmöglich gemacht hat. Bekennen muss ich, dass der Polizeibeamte unvergleichlich höflicher mit mir war, als ich mit ihm. Aber gezeigt hat sich mir bei diesem Gespräch eine höllentiefe Kluft, die zwischen uns lag, in Bezug auf Auffassung von Religion und Christenthum. Nicht etwa, dass in meinem Aufsatze einzelne Stellen, unüberlegte Ausdrücke, historische Unrichtigkeiten beanständet worden wären, nein, der ganze Aufsatz von der ersten bis zur letzten Zeile wurde verboten, mit Ausnahme der Überschrift, die denn auch in dieser Erinnerung wieder abgedruckt werden darf.

Unterwegs nach Hause war mir zum Lachen und zum Weinen. Zum Lachen, weil ich dachte, es sei vielleicht gut, dass diese unbedeutende Arbeit über den hochbedeutenden Gegenstand gar nicht in den „Heimgarten" kommt. Man wäre wohl doch nur gleichgiltig darüber hinweg zur Tagesordnung gegangen. Zum Weinen, weil — na, man kann sich's denken.

Mittlerweile war der Aufsatz der Zeitschrift „Die Zukunft" in Berlin zugegangen. Als nun derselbe in Graz so scharf verboten worden war, dass davon nicht ein Exemplar und nicht eine Zeile in die Öffentlichkeit treten durfte, depeschierte ich sofort nach Berlin, dass man den dort beabsichtigten Abdruck unterlasse. Es war zu spät, das Verhängnis nahm seinen Lauf. Mein Aufsatz über die Persönlichkeit Jesu war bereits gedruckt und überflutete an einem Tage in Tausenden von Exemplaren die arglose Welt.

Sofort habe ich nach vielen Seiten hin meinen Wunsch geschrieben, von dem Aufsatze nicht Notiz zu nehmen. Erstens musste doch die Confiscation respectiert werden, und zweitens hatte ich nun die Absicht, den Gegenstand, der so viel Interesse erregt hatte, gründlicher und ausführlicher zu behandeln. Doch der Aufsatz griff weiter und weiter.

Aus der „Zukunft" druckten ihn zahlreiche andere Blätter ab, Tagesblätter, Wochenblätter, Monatsschriften, zumeist evangelische, aber auch katholische, so dass der in Graz so streng bewachte Artikel in vielen hunderttausend Exemplaren durch die Länder flog. Und mir flogen die Zuschriften ins Haus. Eine einzige war darunter aus dem Welfenlande, die den Arm verfluchte, der den Artikel geschrieben und das Auge, das dabei zugeschaut. Alle anderen der zahllosen Zuschriften freuten sich entweder, dass in dem Aufsatze so viel „freimüthiger Christussinn" zum Ausdruck kam, oder bedauerten, dass eine mit so viel Reclame (mancher hielt thatsächlich die Confiscation für eine Reclame!) betriebene Sache nur etwas so allgemein Bekanntes, so ganz Selbstverständliches enthalte und demzufolge auch die Enttäuschung eine allgemeine sei. Wieder andere Zuschriften sagten ihre Meinung über die österreichische Censur — „ja, wenn es so sei, da begreife sich manches!" — Was die gescheiten Herren da draußen an unseren Zuständen so viel Begreifliches finden, das weiß ich nicht. — Nebst solchen Briefen kamen mir Zeitungen, die den Fall besprachen, Streitschriften mancher Art, endlich umfangreiche Werke über die Evangelienforschung und die Persönlichkeit Jesu. Alles las ich mit großer Spannung, immer befürchtend, mein kleiner Aufsatz würde in einem wichtigen Punkt ins Unrecht gesetzt werden. Allein außer einem chronologischen Fehler und ein paar unbedeutenden Nebensächlichkeiten stimmte alles mit den Forschern überein. Nur dass viele — ich rede von Renan und Strauß nicht — den geschichtlichen Christus weitaus realistischer, weltlicher zur Darstellung gebracht hatten, als ich es gethan. Und zu den realistischesten gehören die Evangelisten Matthäus und Lucas.

So wurde ich bei dieser Gelegenheit in ein förmliches Bibelstudium hineingedrängt, das für mich umso wertvoller geworden ist, je unmittelbarer es sich an die Evangelisten anschloss. Was ich vorher theils noch instinctiv geschrieben, dem stand ich nun mit Wissen gegenüber. Allerdings kam mir gleichzeitig etwas anderes zum Bewusstsein. — — Dass man sich offen in den Gegensatz zu dem evangelischen Christus stellen sollte, war nicht zu fassen. Das „man" bezieht sich auf jene Blätter, die sofort lebhaft gegen einen confiscierten Aufsatz Partei ergriffen, ja sogar einen Artikel öffentlich kritisierten, den sie gar nicht kennen konnten und kennen durften. Freilich, auch das Publicum kannte ihn nicht, und so mochte man immerhin was ahnen lassen von den scheußlichen „Gotteslästerungen", die derselbe enthalte.

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn einer aus unserem katholischen Clerus gesagt hätte: So lasset ihm doch den Christus, der ihn selig macht. Und sollte der auch nicht ganz stimmen mit unserer Tradition, er drängt ihn ja niemandem auf, erzählt bloß, wie er sich die Persönlichkeit Jesu denkt!

Irgend ein clericaler Witzbold behauptete damals, dass ich mir für den täglichen Gebrauch einen sehr „famoden Christus zusammengeschneidert" hätte. Das ist nun allerdings nicht der Fall. Die Evangelisten lassen mit sich nicht viel handeln. Mein Christus ist ein strengerer Mann, als der, den sie uns manchmal vom Predigertisch vorführen; er begnügt sich nicht mit den sogenannten guten Werken, beten, fasten, wallfahren, Almosen geben u. s. w., auch nicht mit der Verehrung der Heiligthümer, mit dem Empfang der Sacramente. Er läßt sich nicht abfertigen damit, dass man sich auf die Gnade Gottes allein verlasse, er verlangt mehr. Er verlangt vieles, was mir sehr sauer ankommt, zu thun, ja was ich in meiner armen Menschlichkeit gar nicht zu leisten vermag. Aber seine starke, frohe Persönlichkeit erfüllt mich mit Zuversicht, dass das, was nicht ist, noch werden kann. Eine Weile vorher hatte ich die Schriften des großen Kirchenlehrers Augustinus gelesen, die brachten mich in Conflict. Im Mittelalter hätte ich wahrscheinlich bedingungslos zu ihnen geschworen, mit der jetzigen Art und Weise des Menschen wollten sie mir nicht stimmen; diese Bücher hatten mich verwirrt und muthlos gemacht. Umso größer, freier war nun das Aufrichten durch Christus selbst. Fürs erste empfand ich eine größere Neigung zu den Mitmenschen, die ich oft geflohen hatte und nur noch aus größerer Entfernung ein wenig lieben konnte. Ich erinnerte mich daran, so oft ein Mensch mir begegnete, welch einen unermesslichen Wert Christus auf jede einzelne Persönlichkeit legt, und wäre sie auch arm und verachtet, und wäre sie auch ein tiefgefallener Sünder. Und dass er gerade nach den Verlorenen am liebevollsten niederlangt. Da haben wir die Socialdemokraten, die allerrothesten, die Gott verneinen und die unsterbliche Seele leugnen, die voller Hass der Gesellschaft gegenüberstehen und am liebsten durch eine ungeheure Revolution die ganze Cultur vernichten möchten — ich fühlte mit ihnen nicht bloß das menschliche Erbarmen, ich fühlte Neigung zu ihnen, ich verstand ihr Denken und Wollen, ich entschuldigte es als ein Product ihrer Verhältnisse, ich empfand eine große Sehnsucht, ihnen zu helfen, sie emporzuretten auf das Niveau, wo wir alle gemeinsam für eine bessere Zukunft, für ein glücklicheres Seelenreich — das Reich Gottes — ringen könnten. Die Werke der Barmherzigkeit, sagte ich mir, müssten freilich geübt werden, aber nicht in Form von Almosen und milden Einzelwerken, wie in der Vorzeit, sondern in einheitlichem, großem Stile der socialen Reform. Wir wollen niemanden mehr, der aus Betteln und Bitten ein Geschäft macht, wir wollen ein

großes, organisiertes Arbeiten. Zum alten Gottesglauben muss sich ein moderner Welt- und Menschenglauben gesellen, um im christlichen Sinne ein Reich Gottes zu schaffen. — Ob ich aber zu den großen persönlichen Opfern bereit bin, die Christus von uns verlangt? Wie es heute steht, nein. Sie würden, als von einem einzelnen geleistet, nichts nützen. Wenn aber viele, genügend viele Menschen aus der Gesellschaft freiwillig ihren Besitz hingeben, ihre persönliche Kraft aufopfern zum gemeinsamen Wohle, dann bin ich unter ihnen. Wenn kein Herr ist, dann will ich Diener sein. Wenn kein Schwelger ist, dann will ich entbehren. — Einstweilen gilt es immer noch, im engen Kreise weltlich frisch das Göttliche zu fördern.

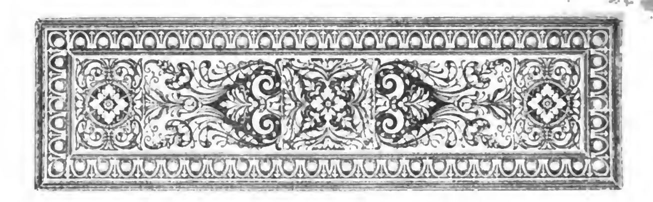
Ich bin von Natur aus geneigt zur Menschen- und Weltflucht. Seit mir der evangelische Christus gegenwärtig ist, freue ich mich der Schönheit und Kraft der Welt, ohne Gefahr, ihr zu verfallen; suche ich frohe Gesellschaft auf, ohne Angst, mich zu verlieren. Die Unbefangenheit einer größeren Freiheit ist in mir. Und meine grenzenlose Unzulänglichkeit, die mich sonst so tief verzagen machte, ich fühle sie heute nicht minder, ja noch mehr, aber ich fühle mich geborgen in der Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes und getröstet in dem Glauben, dass der Herr seine Kinder nicht verloren sein lässt und in jedem einzelnen die gute Absicht segnet.

In meiner Evangelienfreudigkeit empfinde ich oft den Hang, mit anderen über das Evangelium zu sprechen und also bei einzelnen Sätzen das Verständnis zu klären und zu vertiefen, aber ich finde niemanden dazu. An solche, die jetzt zum Protestantismus übertreten, wendete ich mich fast allemal vergebens. Sie haben — mit wenigen Ausnahmen — für religiöse Fragen keinen Sinn und kein Verständnis, ihr Confessionswechsel entsprang zumeist anderen Beweggründen.

Oft habe ich es mündlich und auch schriftlich versucht, mit katholischen Geistlichen mich über das Evangelium auszusprechen, doch, wenn sie sich überhaupt in ein Gespräch einließen, so kamen sie gleich auf die Kirchengebote. Die Leser meiner Schriften braucht man kaum zu erinnern, in welchem Verhältnisse ich zum katholischen Gottesdienste stehe. Allein auch Betrachtungen über das Evangelium mit Rede und Gegenrede hätten mich gefördert. So weit kam es mit Priestern nie; sie verwiesen mich auf die Predigt, bei der man kein Zwiegespräch führen kann, auf die Beichte, bei der kein Einwand geduldet wird, im übrigen wichen sie stets aus, als ob sie selbst nicht Bescheid wüssten, oder als ob ein Laie nicht würdig wäre, über so hochstehende Sachen mit ihnen zu reden. Es hat Zeiten gegeben, da ich nach ihrem Zuspruch lechzte, doch Misstrauen und nichts als Misstrauen haben sie mir geschenkt. Einen Verirrten und Verlorenen haben sie stets an mir gesehen, aber keiner kam, um mich

liebreich zu suchen. — Hingegen habe ich Anregung und Erhebung gefunden im Gespräche mit evangelischen Geistlichen. Ohne zu protestantisieren, haben sie sich gerne finden lassen, mit einem Katholiken gemüthlich und innig über unseren Heiland zu sprechen und über seine göttlichen Lehren, die immer tiefer und höher werden, je mehr und vielseitiger man sich mit ihnen befasst. Zudem hat sich eine Bibliothek über den evangelischen Christus um mich aufgehäuft, Betrachtungen und Studien beschäftigen die dürstende Seele und je mehr sie schöpft, desto unerschöpflicher ist der Gegenstand.

Diese Wendung ist gekommen durch jene Beschlagnahme des belanglosen Jesu-Aufsatzes. Eine geringe Ursache zu einer für mich bedeutsamen Entwickelung. Und doch ist ein schwerer Conflict in mir. Ein Conflict, den mir gewiss nicht alle nachempfinden können, der manchem ganz überflüssig und thöricht erscheinen wird, weil eben mancher keine Ahnung hat von der Macht der Gottessehnsucht. Ich bin von meinen Vorfahren her Katholik, ich bekenne und ehre so Vieles der katholischen Kirche, sie ist meinen Kindeserinnerungen, meiner Mystikneignng und meiner Sinnenfreude eine Heimat. Und doch zieht es mich hinüber zu den Evangelischen, weil dort nach meiner Erfahrung und Überzeugung die Lehre Christi reiner verkündet wird, als gemeiniglich in den katholischen Kirchen. Besonders in unseren Tagen ist eine evangelische Predigt eine wahre Labnis. Es kommt selten vor, dass man dort schimpft, poltert, hetzt, andere Bekenntnisse verflucht und deren Seelen verdammt. Käme es aber vor, so liefe ich aus einer protestantischen Kirche so rasch davon, als aus einer katholischen. — Mir würde es bitter hart ankommen, aus der katholischen Kirche zu treten, und doch muss ich so oft die Partei der Protestanten nehmen, ihre christlichen (nicht etwa politischen) Bestrebungen unterstützen, wie und wo ich nur kann. Das ist nun der Zwiespalt. Ich warte immer darauf, dass die katholische Kirche sich von der Weltlichkeit, der Macht und Politik mehr abkehre und der Lehre Jesu sich zuwende. Einstweilen muss ich es mit meinem Gewissen vereinbar finden, als Katholik dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen, dort Trost und Kraft für das Leben zu holen. Manchmal ist mir in solchen Stunden, als gienge mir ein neues Leben auf. Und doch zittere ich. Denn wer kann wissen, wie weit die Gnade gehen wird? Wenn Noth und Jammer kommt, ob die Zuversicht vorhalten wird? Wenn dauerndes Unheil Körper und Geist niederdrückt, ob die göttliche Stärke da sein wird? Und wenn's zum Sterben kommt —! Es ist wohl mein Gebet jeden Tag um Gnade, so zu denken und so zu sein, dass Christus der Heiland neben mir stehen bleiben kann. Ein Verdienst habe ich ja doch auch selbst, ein einziges: den guten Willen. Sonst habe ich nichts. — Im ganzen gehöre ich halt auch zu jenen Leuten, die gerne besser und christlicher werden möchten, heißt das, wenn es — der Censur recht wäre.



Kleine Laube.

Ein nationaler Vorschlag.

Nun werde ich etwas Wichtiges sagen. Wenn wir Deutsche in Österreich endgiltig zum Siege kommen wollen, so dürfen wir uns nicht verlassen, auf politische Wendungen. Wir müssen eine That vollbringen. Wir müssen unvergleichlich opferwilliger sein, als wir's bisher gewesen. Was wir heute treiben, das ist viel Geschrei und wenig Wolle. Wenn wir nicht mehr ideal genug sind, empfindliche Opfer zu leisten für unser Volksthum, dann sind wir verloren, trotz alledem! Unser Blut zu opfern für unser Volksthum, dafür ist jetzt keine Gelegenheit. Aber einen Theil unseres Gutes müssen wir hinzugeben bereit sein. Mit Geld geht vieles, wenn nicht alles, es muss nur genügend sein und richtig angewendet werden. Ich bin ein deutscher Schriftsteller und das lässt auf die Höhe meines Vermögens ungefähr schließen. Außer dem von mir persönlich Verdienten habe ich nichts. Von diesem Vermögen bin ich unter Zustimmung meiner Familie bereit, den zehnten Theil für unsere nationalen Zwecke zu opfern. Aber nur dann, wenn alle Deutschen in Österreich, die national zu sein vorgeben, im Verhältnisse dasselbe Opfer bringen. Nach flüchtiger Schätzung glaube ich in der deutschen Bevölkerung Österrreichs doch mehrere hunderttausend Personen annehmen zu dürfen, denen es mit ihrem Deutschthum ernst ist. Die Nationalen, die Minderbemittelten wie die Reichen, sie mögen sich nun unter einander verständigen, dass sie bereit sind, für den großen geschichtlichen Zweck, der unseren Nachkommen von höchster Wichtigkeit ist, das Opfer zu bringen. Stammesgenossen! Wenn ihr einverstanden seid, den zehnten Theil eures bürgerlichen Vermögens für die heilige Sache zu opfern, so mache ich mit meinen paar tausend Gulden gerne den Anfang. — Wenn heute einer für nationale Zwecke von mir tausend Gulden haben will, so kann und werde ich ihm sie nicht geben, weil das Opfer für mich zu empfindlich ist im Verhältnisse zu seinem Erfolge. Es gibt nichts aus. Wenn ich aber weiß, dass tausende und tausende im Vergleiche dasselbe geben, dass damit ein Agitationsvermögen von vielen Millionen Gulden zusammenkommt, das für die späteste Zukunft vorhält und für nationale Zwecke wirken wird, kurz, dass damit ein- für allemal eine große nationale Macht geschaffen wird, — dann wird sich keiner von uns besinnen, das große Opfer zu leisten.

Ich glaube, es werden viele so denken. Also, darum auf, zum Opferfeste!

Graz, im October 1899. Peter Rosegger.

Finlands Natur und Volk im Spiegel seines größten Dichters.

Von Rudolf Eucken.

Das finländische Volk, das eben jetzt seine nationale Art schwerer bedroht sieht als je im Lauf der Geschichte, hat das Glück gehabt, in diesem Jahrhundert einen großen Dichter zu finden, der alle Seiten seines Wesens und zugleich die umgebende Natur mit wunderbarer Kraft zur Darstellung bringt.

Runeberg (1804—1877) bildet zunächst eine eigenthümliche Verschmelzung des schwedischen und des finischen Elements, das in jenem Volke zusammentrifft. Schwedisch gebildet und lediglich in schwedischer Sprache schriftstellerisch thätig, hat er sich mit größter Hingebung in das eigenthümlich finische Land und Wesen eingelebt, seine Probleme, seine Erlebnisse sind es, die seine Dichtung erfüllen; mit dem menschlichen Thun verschlingt sich ihm aber stets aufs engste das Bild der eigenthümlich finischen Natur. So gehört er nicht diesem oder jenem Theil, sondern er gehört dem ganzen Finland; die gesammte Art dieses tüchtigen, kernhaften Volkes fasst sich in ihm zusammen und erlangt zugleich eine künstlerische Verklärung.

Runebergs Dichtung ist durchaus Kunstdichtung, und sein Schaffen ruht auf einer, wenn auch nicht technisch durchgebildeten, so doch mit hinreichender Kraft und Klarheit ausgeprägten Welt- und Lebensanschauung; auch vom Wesen und der Aufgabe der Kunst hat er seine eigenen principiellen Überzeugungen. Aber bei aller kräftigen Entfaltung seiner Individualität bleibt er zugleich in engstem Zusammenhang mit seinem Volke; es ist augenscheinlich eine innere Verwandschaft, welche die geistige Art dieses Volkes in dieser Persönlichkeit zu einem künstlerischen, ja man darf sagen classischen Ausdruck gelangen läſst. Das hätte nicht geschehen können, wäre nicht in Runebergs Art eine große Universalität gewesen, die ihm ein Verständnis für alle Interessen gab und ihn allen Lebenskreisen nahe brachte. Seine Lebensart war zunächst der Wissenschaft und der gelehrten Erziehung zugewandt (den Hauptheil seines Lebens verbrachte er als Lector (Oberlehrer) erst für die lateinische, dann für die griechische Sprache am Gymnasium zu Borga), aber zugleich war er von früh auf Meister im Sport, seine Mußestunden wurden ausgefüllt durch Wanderungen, Segelfahrten, Fischfang und Jagd, am liebsten auf Auerwild; so blieb ihm alle Stubengelehrsamkeit fern, und der unablässige Verkehr mit einer stillen und großen Natur verlieh seinen Dichtungen eine zauberische Frische. Es geht durch Runebergs Dichtungen ein großer sittlicher Ernst und eine tiefe Religiosität; wie sehr sein Volk dies an ihm schätzt, bezeugt der Umstand, daſs von ihm in das neue finländische Gesangbuch nicht weniger als 62 Lieder aufgenommen wurden. Aber die Religion dieses Mannes hat nichts Weltflüchtiges und Kopfhängerisches, sie sucht das Göttliche zunächst innerhalb dieser Welt, sie sieht seinen Widerschein in der Natur, sie findet seine Spuren auch in solchen Äußerungen des Menschenherzens, die von den herkömmlichen Formen der Religion weit abweichen. Nicht anders steht es mit der moralischen Überzeugung: sie hat nichts Lehrhaftes und Aufdringliches, sie vermag auch in solchen Gesinnungen und Handlungen Gutes zu erkennen, die den conventionellen Formen direct widerstreiten. So verbindet sich hier mit dem Ernst der Gesinnung eine große Weite und Freiheit, und es wird damit eine Empfänglichkeit für Eindrücke der mannigfachsten Art gesichert. Durch alle Bethätigung des Mannes geht eine kräftige Lebenslust, eine jugendliche Freude am Wirken und Sein. So konnte er sagen: „Das Älteste in der Welt ist die Freude am Sein, das Zweitälteste die Angst vor dem Nichtsein.“ Aber solche Lebenslust überspannt sich nie zu leidenschaftlicher Wildheit und formlosem Ungestüm, immer bleibt sich der Mensch seiner Schranken bewuſst, immer wahrt das Individuum die Zusammenhänge, in welche Natur und Schicksal es gesetzt haben.

So gleichzeitig mit innerer Festigkeit und frischer Beweglichkeit ausgestattet, konnte Runeberg der Dichter und Dolmetsch seines Volkes werden, konnte er seine eigene Forderung erfüllen, „die wahre Poesie müsse aus dem innersten Wesen der Nation entspringen". Runebergs Schilderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse sind mannigfach durch die auch in Finland rasch fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung überholt, das Leben hat die alten patriarchalischen Formen abgestreift und ist voll neuer Probleme. Aber das Bild der Volksart und der Natur ist heute gerade so zutreffend wie damals, als es entworfen wurde. So dürfte es gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht unwillkommen sein, aus Runeberg eine deutlichere Vorstellung der finländischen Art zu erlangen, als sie uns gewöhnlich vorschwebt; wir halten uns dabei vornehmlich an die ausgezeichnete Übersetzung der Dichtungen Runebergs von Dr. Eigenbrodt, die auch durch eine lichtvolle Einleitung das Verständnis erleichtert. (Halle, Niemeyer, 1891.)

Wie Runeberg die eigenthümliche Natur Finlands zu schildern versteht, dafür sei eine Stelle aus seinem Aufsatz „über Natur, Volk und Leben im Kirchspiel Saarijärvi (einem Ort im Innern Finlands)" mitgetheilt. „Nichts kann auf das Gemüth einen gewaltigeren Eindruck machen, als das Innere der unermeßlichen Wildniswälder. Man wandert darin wie auf dem Boden eines Meeres und hört nur hoch über sich den Wind in den Wipfeln der Tannen oder in den Kronen der zu den Wolken aufragenden Föhren. Hie und da zeigt sich, gleich einem Eingang zur Unterwelt, ein Waldsee, zu dessen steil abstürzendem tannenbewachsenem Bett sich noch nie ein Windhauch verirrt hat, und dessen Spiegel von nichts anderem bewegt worden ist, als von dem Spiel der Barsche und dem Schwimmen eines einsamen Tauchervogels. Tief zu Füßen sieht man einen Himmel sich wölben, der ruhiger erscheint als der in der Höhe, und als stehe man am Eingang zur Ewigkeit, fühlt man sich umgeben von Göttern und Geistern, deren Gestalten das Auge sieht und deren Flüstern das Ohr jeden Augenblick zu vernehmen erwartet. — Gelangt man schließlich nach langem Wandern, stets zwischen einförmigen Bäumen über die Heide hin, an deren Grenze, so stellt sich wie mit einem Zauberschlage ein Bild von gewaltigem Umfang und großartiger Mannigfaltigkeit dem Auge dar — so weit man sieht, See an See, mit laubreichen Inseln und Landzungen, und ringsum weithin Stromzüge, Felder und Hügel. Staunenerregend sind die wechselnden Massen von Licht und Dunkel, die man mit einem einzigen Blick umfaßt, von den nächsten schwarzen Tannen im sumpfigen Thalgrund an zu dem Kiefernwald empor, der oberhalb der Mulde beginnt, und zu den lichten Birken hinauf, welche den Fluss und die Seiten des droben aus dem Walde aufsteigenden Berges wie mit einem Kranze umgeben. Seine höchste Schönheit empfängt alles dieses, wenn an einem Sommertage der Sonnenschein, von Wolken unterbrochen, in beständig wechselnden Lichtern darüber hinspielt."

In seinen Dichtungen behandelt Runeberg die Natur nicht sowohl als einen selbstständigen Vorwurf, als er sie vielmehr in ihren Beziehungen zum menschlichen Leben und Streben schildert. So bringt er uns z. B. die Größe, aber auch die Einsamkeit und die Gefahr der finischen Seen nahe, indem er in einem Gedicht „Die Kirche" schildert, wie ein alter verarmter Mann am Mittsommer-Morgen den Gottesdienst besuchen will, zur entfernten Kirche aber nicht anders gelangen kann als durch eine Fahrt über den See, den noch grauer Nebel bedeckt. Der Alte verirrt sich, aus immer größerer Ferne hört er das Läuten der Glocken, seine Hand droht zu erschlaffen. Da läuft das Boot auf einer Felsenplatte auf, er erkennt eine ihm von früher Jugend her wohlvertraute Insel, er ersteigt die kahle Höhe des Felsens. Und während er dort sitzt, beginnt Licht den Nebel zu durchbrechen, erst glänzt hochblau ein Saum durch die Wolken, endlich

„stieg aus des Ostens
Wolkenbett die Sonne, goss ein Lichtmeer
Auf des Landes, auf des Wassers Nebel.
Stiller ward der Raum; der Lüfte Scharen
Suchten Ruhe, jedes Wesen wollte,
Schien es, jetzo schauen, nicht singen.
Und der Alte folgte mit den Augen
Andachtsstumm des Lichtes Bahn. — Was dunkel
Jüngst erschien, stand bald verklärt. Aus Nebeln
Tauchte Zunge auf nach Zunge, Insel
Trat an Insel; eine Welt von Schönheit
Wuchs allmählich aus des Schattens Leere,
Nahm Begrenzung, Farben, Glanz.“
(Nach der Übersetzung von Dr. Eigenbrodt.)

Aber Runeberg schildert nicht nur Licht und Glanz, er schildert noch mehr den großen Ernst und die überlegene Gewalt der nordischen Natur, jener Natur, wo mühsam der Landmann dem Granitboden eine Krume abringt und wo oft eine vorzeitige Frostnacht den ganzen Ertrag harter Arbeit vernichtet. Aber eben in Arbeit und Kampf verwächst der Mensch eng mit der Natur, und seine Heimat wird ihm besonders lieb in ihrer herben Größe und gewaltigen Einsamkeit:

„Wir lieben uns'rer Ströme Braus
Und uns're Bäche Sang,
Des dunklen Waldes düst'ren Saus,
Das ew'ge Licht am Himmelshaus.“

Wie aber die Natur den Dichter vornehmlich als Umgebung und Reflex des Menschenlebens anzieht, so bildet die Schilderung des finländischen Volkscharakters die Seele seiner Arbeit: alle Mannigfaltigkeit des Stoffes wird ihm zum Mittel, die verschiedenen Seiten dieses Charakters zur Anschauung zu bringen. Als besonders hervorstechende Züge erscheinen dabei Kraft und Mannhaftigkeit, ein zähes Festhalten der einmal ergriffenen Ziele, auch unter den widrigsten Verhältnissen, „eine vertrauensvolle Geduld im Warten auf bessere Zeiten“, wie sie Prof. Estlander als das Glückliche im finländischen Nationalcharakter bezeichnet. Charakterstisch ist dafür bei Runeburg die Schilderung des Bauern Pavo, dem Triebschnee die halbe Keimsaat fortführt, dem Hagelschauer im Sommer und Frost im Herbst den Rest vernichten, der aber dann seine Gattin zur Hälfte Rinde in das Brot mischen läßt, und der zugleich die Anstrengungen seiner Arbeit verdoppelt. Aber im nächsten Jahre geht es nicht minder schlecht, und nun gilt es, das Brot doppelt mit Rinde zu mischen, zugleich aber noch weiter die Arbeit zu steigern. Dann endlich kommt der Erfolg, aber nun heißt es, für den Nächsten zu sorgen, dessen Acker erfroren steht.

Der harte Kampf mit einer rauhen Natur stählt aber nicht nur die Kraft, er verbindet auch die Mitmenschen miteinander, er wirkt zur Erzeugung eines Gefühls der Solidarität aller. Finland ist noch immer menschenarm und muss jede Arbeitskraft verwerten, weit sind die Kirchspiele und Behausungen von einander entfernt, der Mensch sieht hier im Menschen noch weniger den Mitbewerber als den Gehilfen im Kampf ums Dasein. In Runebergs Schilderungen erscheint das beste Verhältnis der verschiedenen Stände: Wohlwollen und Fürsorge einerseits, Treue und Anhänglichkeit andererseits. Die patriarchalischen Formen dessen mussten in der Gegenwart zurücktreten, aber Runeberg schildert hier etwas Bleibendes, wenn er das freudige Wirken und Leben miteinander, die gemeinsame Anhänglichkeit an das geliebte Vaterland, die großartige Gastfreundschaft, die hilfsbereite Fürsorge für die Armen darstellt.

Unter den Tugenden wird hier besonders hochgehalten die Mannhaftigkeit und die Tapferkeit; in dieser Richtung hat Runeberg namentlich in den Erzählungen

des „Fähnrich Stahl" der Schätzung des persönlichen Muthes, des tapferen Lebens und treuen Sterbens für das Vaterland, wie sie sein Volk bewährt hat, einen oft tief ergreifenden Ausdruck gegeben. Kein Geringerer als der große Moltke hat diesem Cyklus von Gedichten eine warme Sympathie geschenkt. Aber wie das nordische Leben nicht nur zum Kampfe nach außen auffordert, sondern zugleich den Menschen auf sich selbst und seine Innerlichkeit verweist, so findet sich zusammen mit der Kraft eine zarte, ja weiche Empfindung, ein in sich selbst ruhendes Seelenleben; ja, es zeigt sich das ganze Wesen des Finländers mehr nach innen als nach außen gewandt. Eine Innigkeit der Empfindung durchdringt alle Verhältnisse von Mensch zu Mensch in Liebe und Freundschaft, sie zeigt sich auch in der tiefen und echten Religiosität, die bei voller geistiger Freiheit und ohne eng confessionelle Färbung dieses Leben durchdringt. Auch verhindert der Ernst, der hier auf dem menschlichen Dasein liegt, keineswegs fröhlichen Scherz und die liebenswürdige Schalkhaftigkeit. Runebergs Dichtungen sind reich daran, und man empfindet deutlich, dass er auch hier aus dem wirklichen Leben seines Volkes schöpft.

Was aber alle einzelnen Züge der finländischen Volksart zusammenhält und erhöht, das ist die Liebe zum Vaterlande. Sie klingt durch alle Lieder Runebergs hindurch, sie hat den großartigsten Ausdruck gefunden in dem Lied „Unser Land", das zur Nationalhymne der Finländer geworden ist, und das sie nicht anders als stehend singen.

„Unser Land! unser Land! unser Vaterland!
Kling' laut, du theures Wort!
Es steigt kein Fels zum Himmelsrand,
Es ruht kein Thal, es braust kein Strand,
Geliebet mehr als unser Nord,
Der Väter Heim und Hort."

Die Vaterlandsliebe, wie sie hier auftritt, ist durchaus frei von allem Chauvinismus und aller künstlichen Dressur, sie ist der Ausdruck echter Gesinnung eines mannhaften, treuen und freien Volkes, das sich für Leben und Arbeit eng zusammenschließt und sich in solchem Zusammenschluss auch den schwersten Aufgaben gewachsen fühlt.

„Hier war ein Volk in Suomis Land,
Hier ist es noch: an Leides Hand
Erlernt' es Lose tragen.
Kein Opfer ihm zu schwer sich weist,
Sein Muth ist stumm, stillhart sein Geist,
Es kennt kein Todeszagen.
Das ist das Volk, das unser heißt."

Mit solcher kraftvollen Gesinnung wird Finland sicherlich auch den schweren Prüfungen gewachsen sein, womit der Fanatismus russischer Parteimänner jetzt das aufstrebende Land bedroht. Wir Deutschen aber können nur aufrichtigste Sympathie mit jenem kernhaften Volk haben, das dazu sich unserer Cultur mit besonderer Liebe anschließt; wir können nur einen schreienden Widerspruch darin finden, dass mächtige Strömungen desselben Landes, von dessen edelgesinntem Herrscher die Friedensconferenz ausgeht, jenem tüchtigen und gegen Russland durchaus loyalen Stamme nicht eine eigene Art und eigene Entwicklung gönnen wollen.

Papst Leo XIII. in seinem Privatleben.

Der jetzt im neunzigsten Lebensjahre stehende Papst ist ein Mann der peinlichsten Ordnung. In seinem Haushalt ist alles bis aufs kleinste streng geregelt. Jeden Morgen um sechs Uhr betritt der erste Kammerdiener das Schlafzimmer des Papstes, um dessen Befehle zu empfangen. Dieser liest zunächst eine heilige Messe in seiner Privatkapelle, nach deren Beendigung das aus Kaffee und Brot bestehende erste Frühstück eingenommen wird. Während desselben öffnet Leo XIII. die eingelaufenen Briefe und Telegramme, liest Zeitungen und empfängt seine Geheimsecretäre.

Nach dem Frühstück setzt sich der Papst an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Nur nebenbei sei bemerkt, dass dem Papste das Schreiben Schwierigkeiten bereitet, weshalb seine Hand durch eine sinnreiche Erfindung unterstützt wird.

Harrt nun seiner am Schreibtische die Ausarbeitung einer Encyklika oder eines wichtigen politischen Documentes, so geht er mit der größten Sorgfalt und Überlegung zu Werke. Zunächst wirft er einzelne, ganz kurze Noten auf große Bogen Papier; sind diese Noten beendet, nimmt er dann mehrere kleine Streifen Papier und beginnt sein Schriftstück auszuarbeiten; Phrase auf Phrase, Idee auf Idee werden auf die schmalen Papierstreifen geschrieben, diese dann sorgfältig numeriert und in einer Schublade verschlossen, deren Schlüssel der Papst immer bei sich trägt. Ist die Zeit zur Veröffentlichung des Documentes gekommen, so befiehlt er einen seiner Secretäre zu sich und dictiert ihm das auf die Papierstreifen Geschriebene.

Der Secretär arbeitet dann das Dictat aus, gibt ihm einen guten Stil und unterbreitet dann das Ganze dem Papste zur Revision; es muss meistens mehrmals umgeschrieben werden, bis es die päpstliche Gutheißung erhält. Ursprünglich in italienischer Sprache abgefasst, wird darauf die Übertragung ins Lateinische vorgenommen, und da der Papst ein classisches Latein schreibt, so erhält das endgiltige Schriftstück jene vollendete Form, der man es nicht ansieht, wie mühevoll die Arbeit war.

Eine Viertelstunde nach zehn Uhr beginnen die Audienzen.

Nachdem der letzte Besucher gegangen, werden Vorbereitungen zu einem Spaziergange in den vaticanischen Gärten getroffen. Die Schweizergarde tritt unters Gewehr, die Sänfte, begleitet von Dienern in roter Livree, erscheint unter der Thüre. Des Papstes Hut, ein rother Mantel und ein Spazierstock werden in Bereitschaft gehalten. Der Papst besteigt die Sänfte, welche von etwa einem Dutzend Schweizergardisten und Bedienten umgeben ist, und der kleine Zug setzt sich in Bewegung. Von Zeit zu Zeit verläßt Leo XIII. die Sänfte und geht zu Fuß.

In Zurückgezogenheit nimmt der Papst hierauf sein Mittagessen ein, das aus Suppe, Braten, Gemüse, Früchten und einem Schoppen Rothwein besteht. Den Schluss bildet ein Täßchen schwarzen Kaffees.

Nach einer halbstündigen Ruhe wird die Thätigkeit am Schreibtisch wieder aufgenommen und bis Sonnenuntergang nicht mehr unterbrochen. Dann empfängt der Papst gewöhnlich ein paar intime Besucher, denen er sich bis gegen halb zehn Uhr widmet, um welche Zeit er den Rosenkranz betet. Das Abendessen folgt, und alles begibt sich zur Ruhe, bis auf Leo XIII., der seine Thätigkeit am Schreibtisch wieder aufnimmt. Die Bewohner Roms können oft noch nach Mitternacht ein Fenster des Vaticans erleuchtet finden, welches ihnen sagt, dass ein großer Mann noch an der Arbeit ist in so später Stunde.

Das ist die in täglicher Einförmigkeit sich wiederholende Lebensweise des Oberhauptes der katholischen Kirche. Trotz dieser Einförmigkeit bietet sein Leben täglich des Interessanten genug. Denn der Papst ist trotz seiner Abgeschlossenheit stets in

reger Verbindung mit der ganzen Menschheit; alle Fragen, die sie interessieren, interessieren ihn auch. Der „Figaro“ schildert dies unter dem 29. Juli d. J.: „Obwohl der Papst im Gefühle der Unfehlbarkeit als oberster Lehrer der Kirche sich in eine stolze Isolierung zurückziehen könnte, so besitzt er doch in unvergleichlich hohem Grade den Muth, vom rein menschlichen Standpunkt aus sich über aufgeworfene Fragen zu verbreiten, in innigen Contact mit den Menschen zu treten. Ja, entschlossen setzt er vielleicht sogar etwas von dem ihn als obersten Hirten umgebenden Prestige in den Augen seiner Gläubigen aufs Spiel, indem sein Rath ihnen eine polische Stellungnahme empfiehlt, die im Gegensatz zu den überkommenen clericalen Anschauungen stehen mag, die aber doch dem Geiste der Heilslehre sich mehr nähert. Wie ein angesehener Italiener, der mehr als einmal mit dem Papste Unterhaltung gepflogen, dem römischen Correspondenten gegenüber vor einigen Tagen sich äußerte, trägt dieser ‚Unfehlbare‘ ein förmliches Verlangen nach widersprechenden Äußerungen in sich; er ist darüber ganz entzückt; sie lassen sein Auge aufleuchten. Leo XIII. liebt nicht eine Unterredung mit Leuten, welche schon von vornherein eine Anschauung haben, die sich mit der seinigen deckt. „Er ist ein großer, freier Geist. Man hat gemeinhin keine Ahnung von der Tiefe und Höhe seiner Ideen. Diese verdienten besser gekannt zu werden.“

Diese Ideen scheinen den Körper des Papstes noch aufrecht zu halten; denn wer den hageren, gebrechlichen, auf den Stock gestützten Greis einherwandeln sieht, glaubt nicht, dass in einem solch gebrechlichen Gefäße ein so starker Geist enthalten sei.

Und doch ist Leo XIII. gesund und fühlt sich wohl, auch wenn Rom unter der drückenden Glut der Hundstage seufzt. Das Geheimnis dieser wunderbaren, unverwüstlichen Lebenskraft Leos ist seine asketische Bedürfnislosigkeit. Als Erzbischof rühmte er sich einst, für seinen Gaumen täglich nicht mehr als eine Lira zu brauchen, und als er später als Kämmerer der römischen Kirche für seine Mahlzeiten drei ganze Lire ausgab, klagte er sich fast der Hoffart an. Wie er als Papst lebt, ist bekannt. „Meine Wünsche“, schreibt er in einem seiner unzähligen Distichen, „finden an einem spiegelnden Tischgeschirr, einem blendenden Linnen und zwei frischen Eiern reichlichste Befriedigung.“ Seinen Kammerdiener Pio, der ihn am Tage seiner Erhöhung mit einer besonderen süßen Zugabe überraschte, tadelte er darüber mit den Worten: „Pio, der Magen des Papstes ist nicht größer geworden. Bleiben wir bei dem alten Brauch; ich will nicht an einer Verdauungsstörung erkranken.“

Bei dieser seltenen Anspruchslosigkeit ist es kein Wunder, wenn er, obschon fast neunzigjährig, die kernige Lebhaftigkeit eines gesunden alten Mannes sich bewahrt hat. Er liebt das Leben, vielleicht nicht um seiner selbst willen, aber er liebt es stark und unerschütterlich. Er ist nur noch ein Geist, aber dieser Geist will sich auch fortan an irdischen Dingen messen. „Wie lange“, fragte er unlängst den Professor Mazzoni, „wie lange glauben Sie wohl, dass ich noch auf Erden wandeln werde?“ — „Ich habe kein Recht“, antwortete der Chirurg, „dem Spruche des Schicksals vorzugreifen; aber Eure Heiligkeit sind gesund und Ihr Geist so jugendfrisch, dass er dem Körper leicht über das hundertste Jahr hinweghelfen wird.“ — „Das ist wahr“, meinte sinnend der Papst, „der Geist ist frisch und rüstig . . . Mein langes Leben liegt in allen Wandlungen klar vor mir, als sähe ich es in einem blanken Spiegel. Es ist eine Gnade Gottes, für die ich demüthig danke, die mir aber große Freude bereitet und mich, ich bekenne es, auch mit Stolz erfüllt. Ich fühle mich jung.“

Professor Mazzoni sagt, gegenüber diesem Phänomen der Unverwüstlichkeit eines mit Arbeit und ernsten Sorgen gewürzten Menschenlebens dürfen die Ärzte

beruhigt die Hände in den Schoß legen. Papst Leo XIII. werde nicht sterben wie andere Menschen, er werde erlöschen wie eine Lampe, die nach Aufsaugung des letzten Öltröpfchens langsam verglimmt. Eines Morgens aber werde ihn der treue Pio todt finden, über einem Sendschreiben oder mit gefalteten Händen, als wäre er in Gebet versunken. L. H.[1])

Poetenwinkel.

Lied der Braut.

Und heut' ist er gekommen,
Und endlich ward er mein!
Nun ist in Glück erglommen,
In Lust mein tiefstes Sein!

Nun sprießen rothe Rosen
Ringsum aus Stein und Sand,
Es kam der liebe Frühling,
Der Frühling heut ins Land!

Und schöner find' ich wieder,
All was ich je verlor,
Und lichte Flügel tragen
Mein zitternd Herz empor!

Reinhard Volker

* * *

Gott sei's geklagt!

O weh', mein Schatz ist gangen
Wohl in die weite Welt,
Hat's Ränzel umgehangen,
Die Treu' beiseit' gestellt!
Und hat mir nicht einmal Lebwohl gesagt --
Gott sei's geklagt!

In Leid nun muss ich leben,
Will's tragen mit Geduld,
Will ihm ja gern vergeben,
Vergeben seine Schuld.
Doch dass er mir nicht Lebewohl gesagt —
Gott sei's geklagt!

Reinhard Volker.

* * *

Die Heimat.

Sang eines elegischen Naturkindes.

Still friedlich in den Bergen,
Umragt von Schnee und Stein,
Da liegt, der Welt verborgen,
Ein Thal, die Heimat mein.
Man hört hier kein Getöse,
Wie es die Welt gewohnt,
Und auch des Zeitgeist's Walten
Hat es bis heut verschont.

Kein Eisenhammer dröhnet
Noch durch die stille Nacht,
Kein Dichter, noch Gelehrter,
Kein Schloss und kein Palast,
Noch was man sonst hoch schätzet,
Hat es berühmt gemacht,
Nur seine hohen Berge,
Wo manches Schneefeld lacht.

[1]) Entnommen der Monatsschrift „Der Türmer", Octoberheft 1899. Diese vornehme Zeitschrift empfehlen wir bei solcher Gelegenheit auf das wärmste; sie ist wie eine goldene Brücke zwischen dem nord- und dem süddeutschen Volksgemüth. Die Redaction.

Kein Dampfross hört man brausen
Da ist's noch unberührt,
Kein Bau nach neuen Stilen
Ist hier noch aufgeführt.
Und auch der Streit der Völker,
Des Unmuths Wiederhall,
Ist hier noch nicht zu finden,
Nur Friede überall.

Die Leute schlicht und bieder,
Wie noch in alter Zeit,
Auch brüderlich gesinnet,
Zu helfen stets bereit.
Nicht arger Wahn und Tücke
Bestrickt das treue Herz,
Da liegt die Wahrheit offen,
Wie ein geläutert Erz.

Drum lieb' ich meine Heimat,
Weil ich ihr ferne bin,
Und manches hab' erfahren,
Was trübte meinen Sinn.
Ich hab' in dem Getriebe
Der Welt mich oft gesehnt
Zurück zu deinen Bergen,
Wo man die Welt nicht kennt.

Und ja, ich würde kommen,
Hätt' ich noch etwas dort,
Was mich noch könnte fesseln
An meinen Heimatort.
Was nenn' ich noch mein eigen
Komm ich jetzt zu dir hin?
Es sind nur ein paar Gräber
Und meine Lieben drin.

Drum denk ich in der Ferne,
Mit Wemuth nur an dich,
Du stilles Thal der Berge,
Warst Heimat doch für mich.
Und glücklich war'n die Stunden,
Die ich in dir verlebt
Drum hat, was ich empfunden,
Ein Band hier festgewebt.

K. Maderbacher.

* * *

Zum ersten Schnee

Vom ersten Grün zum ersten Schnee ist nur eine kurze Spanne Zeit,
Dazwischen aber liegt des Sommers ganze Pracht und Herrlichkeit.

Vom ersten Kuss zum letzten Kuss ist nur eine kurze Spanne Zeit,
Dazwischen aber liegt des Lebens ganze Liebesseligkeit.

Genieß des Sommers Herrlichkeit, dann siehst getrost du ersten Schnee, —
Und schwelg' in Liebesseligkeit, dann thut der letzte Kuss nicht weh! —

Gusti Hadel.

Licht.

Wenn man im Frühjahr so hinausfährt aus der meilenweiten Scheibe, wo mehr als eine Million Menschen in unterschiedlichen Steinzellen wohnt, übersponnen von einer schmutzig grauen Schichte von Staub und Rauch, wenn das Gelände immer freier und grüner, der Himmel immer blauer wird, bis endlich die stillen frischen Matten und Wälder und der reine sonnige Himmel da sind ringsum — da schreit das im Jauchzen ungeübte Menschenherz auf: Heute freut's mich!

Unser vier Personen saßen im Wagengelass, einander fremd und wortlos gegenüber, aber jede hatte Freude in den Augen, sogar die alte Frau mit dem grünen Schirm vor der Stirne, obschon sie unter uns doch die einzige vom Lande zu sein schien. Mit der einen Hand ihren Armkorb auf dem Schoße festhaltend, hob sie mit den mageren Fingern der anderen manchmal ein wenig den Lederschirm, um recht viel lebendiges Grün zu sehen, und doch legte sie wieder die flache Hand an den Kopf, damit nicht allzuviel hartes Licht ins Auge falle. Hartes

Licht! Es schlägt uns anfangs, es verwirrt uns, es reizt uns bis zu jenem Grade, wo die Lust zum lachenden Schmerze wird, bis erst allmählich die Beruhigung eintritt und wir es empfinden, dass dieses grelle, bunte Lichtmeer nicht die Ausnahme, sondern das Allgemeine ist.

Wer ein Fenster hatte, der blickte hinaus, und ich wunderte mich über die Leute, die dort so gleichgiltig ackerten, als ob es etwas so Selbstverständliches wäre — das freie weite Gelände mit seiner Sonntagsstimmung. Eher dem dummen Eisenbahnzuge glotzten sie nach, als dass sie in den klaren, wallenden Bach schauten zu ihren Füßen, oder in die blauen Höhen der Ferne, hinter denen erst die neuen Geheimnisse anfiengen.

Öde Quadernmauer, die auf einmal am Bahnrande aufstieg und uns alles wegnahm, so dass jedes wieder in sein armes Selbst zurückgeschleudert war, während der Zug durch den Tunnel rollte.

„Jesses! — Herr Jesses und Anna! — — — Jessus und Josef!“ So kreischte plötzlich im Finstern die alte Frau auf, die mir gegenüber saß. „Was ist das lauter!“ jammerte sie. „Maria Mutter Gottes, ist's denn wieder da! Ist's wieder da? — Auweh, auweh, jetzt ist alles wieder hin!“

Der Handkorb war ihr zu Boden gefallen, der Inhalt kollerte zu unseren Füßen herum. Sie tastete im Finstern um sich, nach dem Fenster, nach mir, und jammerte und stöhnte und weinte.

„Frau, was ist Ihnen?“ fragten mehrere zugleich, „ist Ihnen etwas geschehen? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Mein Augenlicht ist wieder hin! O weh, o weh, mein Augenlicht!“ klagte sie laut schreiend.

„Ist Ihnen etwas ins Auge geflogen? Ein Funke?“

„O weh, o weh! Sehen thue ich wieder nichts, gar nichts. Nicht den Tagschein. Noch schlechter als früher. Auweh, mein liebes armes Augenlicht! Meine lieben Leute! Wie in der stockfinsteren Nacht, so finster!“

„Finster? Natürlich ist es finster unter der Erde!“

„Ach, mein guter Gott, wenn ich nur schon unten' thät liegen! — Was ich glückselig bin gewesen, wie im Himmel, mit dem Augenlicht! Mit dem lieben Augenlicht! Und jetzt auf einmal wieder wie früher — wie früher! Aber noch schlechter!“

Als sie noch klagte und weinte, hub an den Fenstern die vorüberfliegende Quadernmauer wieder an zu grauen, licht wurde es, und draußen sonnige Matte.

Nun musste man sich aber unser altes Weiblein ansehen. Das war plötzlich stumm, schlug die Hände in der Luft zusammen, der grüne Schirm war weg, die grauen Äuglein standen weit offen und starrten voll höchster Verblüffung in den wiedergefundenen Tag.

Wir hatten viele Fragen an sie, und was ihr denn gewesen sei? Sie antwortete nicht, faltete die Hände und schien in einer verzückten Andacht zu sein.

Aber bald sprudelte es jählings hervor. Aus der Augenklinik kam sie, wo ihr der Star gestochen worden war. Auf der Heimreise das erstemal im Leben sehend durch einen Tunnel gefahren, glaubte sie neuerdings und plötzlich erblindet zu sein. Wir hatten keine geringe Mühe, ihr die Sache zu erklären: sie meinte immer wieder, es müsse halt wohl doch ein Anfall gewesen sein.

Da sagte einer von uns andern: „Frau, erschrecken Sie nicht. In einer Minute werden Sie den Anfall neuerdings erleben und wir alle werden erblinden, etwa zwanzig Secunden lang.“

War der nächste Tunnel auch schon da und wir lachten in der Nacht.

Wir lachten in der Nacht! — Es gibt allerhand Möglichkeiten. Wenn es nicht mehr Licht geworden wäre! Wir lachten . . . . !

Im neuerlichen Scheine blickte unser Weiblein nicht müßig mehr ins Weite. Sie nutzte das Augenlicht für praktische Zwecke. Sie suchte die aus dem Korbe gefallenen Paketlein und Schächtelchen zusammen unter den acht Beinen, darunter auch einige umhergekollerte Orangen, die sie mit einem Tüchlein säuberlich abwischte.

„Bitt' schön! Bitt' gar schön!“ sagte sie und bot jedem von uns eine Orange an. So wusste sie ihrer Freuden kein Ende. Wir nahmen die Früchte gerne und hielten mit ihr ein Liebesmahl. Das kleine Erlebnis hatte uns, die vorher so verschlossenen Reisegenossen, nahegebracht, wir waren froh, wir scherzten laut — und insgeheim dachte jedes in Wonnen und Bangen — an das Licht.

Der Mann, den seine Frau betrog.

Aus dem Dänischen des Karl Ewald. Übersetzt von Bernhard Jolles.

Und sie erzählte: Vor einigen Jahren lebte hier in der Stadt ein Mann, der eine Frau hatte; er gab ihr die schönsten Kleider, und niemals bekam sie ein hartes Wort zu hören. Auch achtete er sie, wie er es vor Gott und Menschen schuldig war, und sie beschenkte ihn jedes zweite Jahr mit einem lieblichen Kinde.

Aber, ob er nun dennoch ein Geringerer war, als man annehmen konnte, oder ob sie mehr wert war als die meisten, kurz, es geschah, dass sie ihre Augen auf einen anderen richtete, der ihr besser schien denn irgend einer.

Diese Thatsache erschien allen höchst seltsam, selbst ihrem Ehegemahl. Er aber war ein verständiger Mann, der nicht wider den Stachel leckte, sondern seine Sache in Gottes Hand vertraute und die Zeit ruhig zu Ende wartete.

So gieng alles seinen Lauf zur Freude für die bösen Zungen, bis das Unglück eines Tages wollte, dass er die zwei zu einer ungelegenen Stunde überraschte. Da dies nun durchaus nicht in seiner Absicht gelegen hatte, zog er sich Hals über Kopf zurück in seine Stube, um sich wieder an seine Arbeit zu setzen, als wenn nichts geschehen wäre. Wie er aber so dasaß, eine heitere Melodie durch die Zähne pfeifend, trat der Liebhaber ein und geberdete sich wie einer, der weiß, dass die Stunde der Abrechnung gekommen sei. Er steckte seine Hand in die Rocktasche, zog sie wieder heraus, zupfte sich an seinem Barte, setzte den Fuß hart auf den Boden nieder und kreuzte die Arme über der Brust.

Der Ehemann seufzte tief und sah ihn theilnehmend an, nach einer Weile aber nahm er ihn bei der Hand, führte ihn zum besten Stuhle in der Stube und sagte: „Lieber Freund! Ich begreife deine Lage und habe aufrichtiges Mitleid mit dir.“ Der andere wollte ihn unterbrechen, doch er legte ihm seine Hand auf den Mund und schüttelte sanft den Kopf. „Sag' mir nichts!“ sprach er. „Was soll das? Meinst du, ich wäre blind, oder hältst du mich für einen Unmenschen? Das darfst du mir glauben, dass ich wohl gesehen habe, wie du littest!“ Er klopfte ihm auf die Schulter, und seine Stimme klang weich und traurig, während er fortfuhr: „Du bist hier ein- und ausgegangen, hast von meiner Speise gegessen, von meinem Weine getrunken und dich aufrichtig geschämt. Welche Demüthigungen hast du nicht ertragen müssen! Beständig warst du gezwungen, mir Höflichkeit, ja Ehrerbietung zu zeigen, obwohl du mich sehr gering schätztest. Du musstest ernsthaft auf jedes meiner Worte hören, obwohl du mich lächerlich und dumm fandst. Du musstest dich benehmen, als wenn du dich in meiner Gesellschaft wohl fühltest, und hättest mich am liebsten über alle Berge gewünscht. Du spieltest Schach mit mir und verlorst immer, obgleich du ein besserer Spieler bist als ich. Du warst gezwungen, meiner

politischen Meinung beizupflichten, während doch die deine eine ganz andere ist. Ja, du trankst Brüderschaft mit mir und konntest mich nicht ausstehen."

Der Liebhaber wollte sich erheben, doch der Mann drückte ihn wieder auf den Stuhl und beruhigte ihn: „Gewiss, gewiss, ich weiß das alles; jedesmal, wenn du kamst, sahst du mir ins Gesicht, um darin zu lesen, ob ich von etwas ahnte, und jedesmal, wenn ich dich besuchte, warst du voller Furcht."

Der Liebhaber sprang auf und versetzte ihm einen Stoß, dass seine Augengläser zur Erde fielen. Der Mann nahm sie wieder auf, putzte sie und sagte freundlich: „Mach' dir nichts daraus, es ist nichts geschehen! Ich verstehe dich wohl, du denkst an die Kinder. Glaubst du, ich weiß das nicht? Die drei, die nicht deine sind, und das vierte, das dein ist, aber dich nie ‚Vater' nennen soll! — Ach, du bist freilich schlimm daran, aber was soll ich wohl für dich thun?" —

Da nahm der Liebhaber seinen Hut und gieng auf die Thür zu.

„Ich will dich nicht halten", sagte der Mann und reichte ihm seine Hand zum Abschiede. „Worte spenden nur geringen Trost, und du hast es nöthig, allein zu sein. Aber warte einen Augenblick!" — Er öffnete ein Fach seines Schreibtisches und nahm eine feine Cigarre heraus. „Ich habe noch eine von denen, die du mir gabst. Ja, eine von den deinen! Steck' noch ein paar von meiner Sorte in die Tasche; sie sind zwar nicht so gut, aber man kann sie immerhin im Freien rauchen! Keinen Dank, lieber Freund! Besuche uns mal wieder, wenn du die Geschichte verwunden hast!"

Er begleitete ihn zur Thür, drückte ihm nochmals die Hand und entließ ihn mit freundlichen Worten.

Das neue Theater.

Ein neues Theater! Das ist für jede Stadt ein Ereignis. Das Theater ist den Städtern für gar vieles gut, ja es ist für diese Menschengattung so nothwendig, dass man nicht sagen kann, es sei eine Luxussache. Das Theater als Kunstinstitut wird sogar gefährdet, wenn zuviel Luxus dazukommt.

Für Graz war der Eröffnungstag des neuen Stadttheaters ein Festtag geworden. Diese Stadt war in Bezug auf das Theater etwas weit zurück gewesen, und jetzt sollte sie plötzlich ganz voranstehen! „Allen Ansprüchen der Neuzeit entsprechend!" hieß es, und das war viel gesagt. Das neue Grazer Stadttheater soll hier weiter nicht beschrieben werden. Den Stil, in dem es gebaut ist, nennt man den Fischer von Erlach-Stil, einen deutschen Stil für die deutsche Stadt. Ich halte allerdings dafür, dass der Barock-, der Rococo-, der Zopfstil aus Frankreich eingewandert sei. Das Theater fasst über 1700 Personen, gehört also zu den größten der Monarchie. Das Innere des Gebäudes, besonders der Zuschauerraum im hellen elektrischen Lichte, hat für den solcher Pracht nicht gewöhnten Grazer etwas Berauschendes. Zu denken gab mir aber der Ausspruch meines Sitznachbars bei der Eröffnungsvorstellung. „Ein merkwürdiger Contrast", sagte er, „in der modernen Theaterwelt. Man führt die prachtstrotzendsten Häuser auf und gibt darin — Proletarierstücke. Das sind die Theater reicher Leute, die sich an dem Elende der Armen ergötzen." — Ein böses Wort! Ein sehr böses Wort! Wenn es nur nicht manchmal so wahr wäre! Der Prunk im Theater hat ja überhaupt etwas Missliches, er zieht die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab. Man konnte leicht beobachten, wie bei unserer Eröffnungsvorstellung der „Wilhelm Tell", besonders der erste Theil desselben, fast ganz kalt ließ. Die Zuschauer waren im glänzenden Raume mit all seinen

gar schönen Sächelchen zu arg zerstreut. So wird es jedem gehen, der das erstemal ins Theater kommt, oder der — etwa auf dem Lande wohnend — selten ins Theater geht. Solche Leute waren sonst das beste, empfänglichste Theaterpublicum. Die alten Theater waren recht bescheiden ausgestattet, sie waren nicht zu groß und legten ihr Hauptgewicht auf gute Akustik, wenn auch nicht immer auf ein gutes Sehen zur Bühne hin. Die Akustik soll übrigens nicht in der Menschen Macht liegen, vielmehr von theils noch unbekannten Gesetzen abhängen. Die neuen Theater setzen vieles dran, um den Zuschauer von der Hauptsache abzulenken. Ein besonders glanzvolles Theater legt schon im vorhinein die Befürchtung nahe, dass auf der Bühne selbst das Homunkelthum einzieht. In Graz trifft das allerdings nicht zu, so viel bis jetzt zu merken ist. Doch ist es etwas bedenklich, denn auch hier werden die Künstler ihre Noth haben, seelische Kunst zu entfalten, das große Haus mit ihrer Stimme zu beherrschen und den Sinn stets auf der Bühne festzuhalten.

An den ersten Abenden herrschte im Publicum viele Hochstimmung und ein gar lebhafter Verkehr der Leute unter einander. Das hatte ich schon oft dort bemerkt, wo die Leute im Festgewand erschienen waren. Je schlichter und bescheidener das Kleid, je ruhiger bleibt man auf seinem Platze sitzen; erst das Sichsehenlassendürfen macht die Leute lebhaft und führt sie gesellig zusammen. Da im neuen Grazer Theater künftig ein festlicheres Gewand bei den Zuschauern Brauch werden dürfte, so wird es immer mehr Leben und Bewegung geben als früher. Da im Theater selbst sozusagen drei Wirtshäuser (Buffet sagen die Deutschen) sich befinden, so wird es längere, zerstreuende Zwischenacte geben, und wird auch das die künstlerische Sammlung beeinträchtigen. Kurz, es wird nicht leicht sein für die wahre Kunst die Seele des Publicums an sich zu ziehen und festzuhalten. Für den Zeitvertreib in den Zwischenacten sorgen auch die Deckengemälde, die plastischen Bildwerke, besonders aber der Hauptvorhang, der für manche ein Entzücken und für andere ein Ärgernis sein wird. Unverständlich für viele, interessant für jeden, der sich bemüht, den Knoten Ärgernis im Vordergrunde zu entwirren, die Seligen im Hintergrunde zu suchen und alle Einzelnheiten zu betrachten.

Verführt durch die Phrase von „allen Anforderungen eines modernen Theaters“ hat mancher bei der ersten Vorstellung zuviel erwartet und ist enttäuscht worden. Die Bühnenausstattung und Maschinerie war so, als ob nie eine Meiningertruppe mit ihren überraschenden Nebenkünsten durch das Land gezogen wäre. Bei dem Sturm am Vierwaldstättersee regte sich kein Baum, es fehlten die bewegten Wogen, die fliegenden Wolken, die elektrischen Blitzstrahlen. Mir war es ganz recht, dass alle Aufmerksamkeit auf die Schauspieler und ihre Kunst vereint werden konnte. Man kommt eigentlich nicht ins Theater, um leinwandene Hochgebirge und künstliche Stürme zu sehen, auch nicht, um historische Costüme und moderne Schneiderwerke zu bewundern; derlei thut, wenn es sich nicht vordrängt, zum Gelingen der Darstellung wesentlich mit, die Hauptsache aber — und immer wieder muss man das sagen — bleibt im Schauspielhause die Schauspielkunst, im Opernhause die Musik.

Unser neues Haus lacht. Dieser lichte, bunte Glanz — er ist ein freundliches Lachen, womit es den begrüßt, der nach den Mühen und Sorgen des Tages Erholung suchend eintritt. So ist es recht. Die eigentliche und nachhaltige Erholung aber kann nur von jenseits des Vorhanges kommen. Wir nehmen den Glanz und die Pracht unseres Theaters an, ohne leidenschaftlich dafür zu danken. Mit größerer Freude jedoch darf uns der Umstand erfüllen, dass man von allen Plätzen des Zuschauerraumes aus möglichst gut sieht und hört. Das Weitere ist Sache der Theaterleitung und ihrer Künstler. Der Anfang ist passabel.

Graz, im September. M.

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Der Zufriedene ist reicher als der Reiche.

*

Ein Haus und eine Frau soll man allein besitzen.

*

Unnütze Worte bringen manchmal unnütze Thaten.

*

Tiefer und nachhaltiger als stete Anregung von außen, wirkt innere Sammlung.

*

In seinen Kindern findet man sich wieder.

*

Der Vater ist das Haupt der Familie und die Frau ist das Kapperl darauf.

*

Des Menschen Wille ist nicht nur sein Himmelreich, sondern auch seine — Hölle; wie er es eben haben will.

*

Rufet doch: Vater! Mutter! — Man sagt ja auch nicht „Papaland“ und „Mamasprache“.

*

Versage dir täglich einen Wunsch, das wird zur Kräftigung deiner Charakterstärke beitragen.

*

Für gewisse Leute gibt's außer Politik keine Cultur.

*

Der Wein macht die Mäßigen stark, die Unmäßigen schwach.

*

Es gibt vielleicht mehr Menschen, als man meint, die vor sich selbst auf der Flucht sind.

*

Alles mit Dampf und Elektricität,
Daher des Jahrhunderts Nervosität!

*

Wenn du nicht weißt, was schreiben,
Dann lasse es lieber bleiben.

*

Weit fort von der „gesegneten Cultur“ zu weilen, ist manchmal auch ein Segen.



Ein gebeizter Schurke. Übermüthige Geschichten von Adolf Flachs. (Berlin. Georg Minuth.)

Wer da etwa glaubt, dass in Leben und Literatur die humoristischen Seiten erschöpft seien, der gönne sich dieses Büchlein. Er gönne es sich, sage ich, er wird an ihrer Originalität, an ihrer Frische und bizarren Keckheit einen Genuss haben. Es sind zumeist amerikanische Geschichten von liebenswürdiger Überlegenheit. Um sie zu kennzeichnen, will der „Heimgarten" demnächst ein paar Proben geben und damit der Sammlung Freunde werben, deren sie würdig ist. M.

Entehrende Arbeit. Drama in vier Aufzügen von Erich Larsen. (Dresden. Pierson. 1899.)

Mit dem Titel „Entehrende Arbeit" bezeichnet Erich Larsen (unter welchem Pseudonym sich ein in Dresden lebender, auf dramatischem Gebiete schon mehrfach mit Erfolg aufgetretener Schriftsteller verbirgt) die alltägliche und nothwendige, mühsame und den Menschen nährende, aber Körper, Seele und Geist niederdrückende Arbeit, welche dem Individuum keine Zeit übrig läfst, seine sittlichen und geistigen Kräfte zur menschenwürdigen, geschweige vollsten und schönsten Erfüllung zu bringen. Aus einem solchen Zustand, der im ersten Aufzug in Ernst und Scherz vor Augen geführt wird, streben die Helden des Stückes, ein Mädchen und ein junger Mann, mit aller Kraft heraus. Ihr Hoffen und Leiden, ihr äußerer Übergang und innerer Sieg bilden den Inhalt der in vier Acten in kunstvoller Steigerung und fester Scenenführung aufsteigenden Handlung. V.

Vincenz Prießnitz. Sein Leben und sein Wirken von Philo vom Walde. Zur Gedenkfeier seines hundertsten Geburtstages. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Über dieses Werk schreibt die „Zeit": In den Culturgeschichten, die wir bis jetzt haben, würde man den Namen Prießnitz vergebens suchen. Aber es wäre nicht unmöglich, dass spätere Culturhistoriker diesen Namen zur Bezeichnung eines Wendepunktes gebrauchten. Über die Stellung der Hydrotherapie in der allgemeinen Heilkunde und über den Wert oder Unwert der verschiedenen Methoden wird ja unter den Fachleuten endlos weiter gestritten werden, aber drei Dinge stehen heute für alle Vernünftigen, Mediciner wie Laien, zweifellos fest: dass Wasser und Luft von großer Bedeutung bei vielen Heilprocessen sind, dass eine naturgemäße Lebensweise die erste Vorbedingung für das Gelingen jedes Heilverfahrens ist, und dass eine naturgemäße Lebensweise die meisten Krankheiten beseitigen und den größten Theil der Ärzte in Ruhestand versetzen würde. Die Anerkennung dieser drei Wahrheiten kann aber nicht ohne Einfluss auf das Volksleben im ganzen bleiben und muss eine Menge Änderungen in der Volksmoral, in den Volksgewohnheiten, in der Technik (man denke einerseits an das Schwinden des Alkoholverbrauches und anderseits an die Wasserversorgung der Städte und die Ausbildung des Badewesens) und Ästhetik (Bekleidung, städtische Promenadenanlagen!) hervorbringen. Diese drei Wahrheiten haben nun freilich auch unzählige andere, und zwar schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende vor Prießnitz eingesehen; ihm aber gebürt das Verdienst, ihnen in unserer Zeit weithin bei den höheren Classen Anerkennung verschafft zu haben, unter denen ihm seine Wundercuren eine große Zahl begeisterter Jünger geworben hatten. Prießnitz ist am 4. October 1799 geboren worden. Sein Schwiegersohn, Hauptmann Ripper, hat diesen Anlass benützt, dem großen Wasserdoctor ein biographisches Denkmal setzen zu lassen, und hat das Material dem auch als Dialectdichter bekannten Philo vom Walde übergeben, der zu den eifrigsten Begründern, Leitern und Förderern der Vereine für Gesundheitspflege und Naturheilkunde gehört. Warme Begeisterung für die Wasserheilkunde, aufrichtige Verehrung für Prießnitz und gründliche Sachkenntnis vereinigen sich, ihn für die gestellte Aufgabe zu befähigen. Auf die Biographie folgt eine Auseinandersetzung mit solchen Wasserärzten, die als Gegner und Verkleinerer Prießnitz, aufgetreten sind, wobei der Pfarrer Kneipp nicht zum besten wegkommt, dann eine Darstellung seiner Krankheitstheorie und seiner Curformen und eine Würdigung seines Lebenswerkes von philosophischen und culturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus. Den Schluss bildet eine Reihe von Urtheilen bedeutender Zeitgenossen, unter denen nur die vom Cardinal Diepenbrock und von Hieronymus Lorm am meisten Beachtung zu verdienen scheinen. Die sehr guten Illu-

strationen stellen uns den Ort Gräfenberg in der Zeit, wo er weltberühmt war, wie er leibt und lebt vor Augen. —e—

Wetterlannen, Grenz- und Berglandsgestalten von Adam Albert. (Bad Reichenhall. Zugschwerdts Nachfolger. 1899.)

Die Erzählungen, durchweht von religiöser Anschauung, sind dem Volksleben entnommen. Inhalt des Buches: Der Hias vom Schmittenstein. – Die Marketenderin. – Jochpaulis Ivo. – Der Wachtmeister vom Pongau. – Der Haldenlenz. – Der Seebauer.

Büchereinlauf:

Lilien auf dem Felde. Roman von Arthur Zapp. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Bänden von Karl Baron Torresani. (Dresden. E. Piersons Verlag.)

Im bunten Rock. Novellen aus den österreichisch-ungarischen Garnisonen von Alfred Söhnstorff. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Paula. Roman von Valerie Grey Stipek. (Leipzig. August Schulze.)

Ein Alpenmärchen. Dramatische Dichtung in sechs Bildern von W. K. A. Nippold. Bern. K. J. Wyß. 1898.)

Julius Mosen, ausgewählte Werke. Herausgegeben mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Dritter Band. (Leipzig. Arend Strauch.)

Gedichte von E. Viereck. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Cyanen und Jasmin. Gedichte von Egon Hugo Strassburger. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

Lieder von W. K. A. Nippold. (Bern. K. J. Wyß. 1898.)

Jungbrunnen des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Förderung nationaler und socialer Gesinnung und Erziehung von Paul Matzdorf in Cöthen. (Leipzig Robert Friese.)

Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend von Heinrich Wolgast. (Hamburg. 1899.)

Über Bilderbuch und Illustration von Heinrich Wolgast. (Hamburg.)

Pole Poppenspäler. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Theodor Storm. Mit einer Begleiterrede für Eltern und Erzieher von Heinrich Wolgast. (Braunschweig. G. Westermann. 1899.)

Grausame Genüsse von Graf Leo Tolstoi. (Berlin. Otto Janke.)

Finlands Vereinigung mit dem russischen Reiche. Anlässlich der Arbeit von K. Ordin „Finlands Unterwerfung". Von J. R. Danielson. (Helsingfors. 1891.)

Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen von Aug. Löwenstimm. (Berlin. Johannes Räde. 1899.)

Frauenberufe. (Die Comptoristin.) Von Jenny Schwabe. (Leipzig. E. Kempe. 1899.)

Allgemeine Sammlung niederdeutscher Räthsel. Herausgegeben von Rudolf Eckart. (Göttingen. Franz Wunder.)

Die diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten. Von Dr. H. Lamann. (Leipzig. O. Spamer. 1890.)

Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz. Verdeutschung der hauptsächlichsten in der Tonkunst, der Schauspielkunst, dem Bühnenbetrieb und der Tanzkunst vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. Im Auftrage des Vereins zusammengestellt von Prof. Dr. A. Denecke. (Berlin. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins [F. Berggold]. 1899.)

Der ambulante Gerichtsstand der Presse. Referat des Rechtsanwalts Dr Benedict Bernheim (München), erstattet am 1. Juli 1899 in der Tonhalle zu Zürich gelegentlich des VI. allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertages 1899. (München. Knorr & Hirth.)

Verzeichnis sämmtlicher Postorte in Deutschland und Österreich-Ungarn. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Zweierlei Zinsfuß und Zinsfußwechsel im Conto-Corrent. Von Eduard Grohmann. (Leipzig. Handelsakademie.)



Postkarten des „Heimgarten“.

* Die Wiener Wochenschrift: „Die Zeit“, überhaupt reich an glänzenden Artikeln, bringt in ihren Nummern 257 bis 260 einen Aufsatz von Karl Jentsch über „Sexualjustiz und Sexualpolizei“. Der modernen Prüderie, die eine natürliche Tochter der modernen Unzucht ist, kann man diese Ausführungen nicht genug empfehlen. Vielleicht führt sie sich eins oder das andere davon zu Gemüth. Denn wie heute von Gesetz und Sitte die geschlechtlichen Angelegenheiten behandelt werden, das zeugt von sehr geringer Natur- und Menschenkenntnis.

F. K., Wien: Das in Hamerlings „Teut“ eingeschobene Liedchen „Heimatland, Heimatland“ ist, wie andere Verse und Sprüche auch, ja doch nur da, um deutsche Volkskreise und ihre Sänger zu charakterisieren. Bei einigem Verständnis für dieses Satirenspiel kann von einem Plagiat wohl keine Rede sein.

Z. B., Linz: Das einzig und ewig Richtige ist, was Adolf Pichler sagt:

„Wie zu den Semitenfragen
Ich mich stelle, wollt ihr hören?
Auf die einen, auf die andern
Mag ich unbedingt nicht schwören.
Gründlich hass' ich jeden Christen,
Der ein Jud' in Wort und Handeln,
Und ich liebe jeden Juden,
Den ich seh' als Christen wandeln.“

K. W. Wien: Das war kein „Finden nach Jahrzehnten“, wie Sie den Zeitungen nach schließen. Seit der Lehrjahrenzeit stand ich mit meinem Lehrmeister bis heute ununterbrochen in persönlicher und freundschaftlicher Beziehung. Also nichts mit der Romantik. R.

Aus dem Fremdenbuch in Heiligenblut:

Geh', Peterl, thua Wolk'n schiab'n,
Geh', Peterl, mach' auf;
D' Sunn wart' schon, g'wiss wahr is,
Kreuz sacra! thua auf.
Schau! that so gern d' Bergwelt seg'n,
Han mi so g'freut.
Geh', muasst nöt so zwida sein,
Geh', Peterl, sei g'scheidt.

Einer Rosenspenderin:

Ehret die Frauen,
Sie heben und betten
Auf liebliche Rosen
Die alten Poeten.
Die Lorbeer'n stechen,
Die Kränze brechen,
Der Vampyr „Ruhm“
Saugt tückisch das Blut.
Auf dornenlosen
Holdduftenden Rosen
Der Freundschaft ruht es sich gut.

R.

* Ein französischer Gewerbsmann kommt zum Richter:

Gewerbsmann: „Herr Richter, ich bin von einem meiner Concurrenten böswillig verleumdet und geschädigt worden; ich bitte um mein Recht.“

Richter: „Lieber Freund! Da kann ich Ihnen nicht helfen, Frankreich hat in diesem Moment nicht um fünf Francs Recht vorräthig; bei der Dreyfus-Affaire ist alles verbraucht worden.“

Gewerbsmann (erhebt drohend die Faust): „So will ich mir mein Recht selber verschaffen.“

Richter: „Mann, das ist verboten.“

Gewerbsmann: „Toute même chose“ — rast davon.

M. Z., Wien: „Westermanns Illustrierte Monatshefte“ werden Ihren Ansprüchen sicher genügen. In dieser Zeitschrift sind Sie auch sicher vor Gedichten.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.



Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Die letzte Rast.

Ein Weihnachtsgesicht von **Peter Rosegger.**

Nun rasteten sie. Unter einer alten, wetterstarren Ceder. Durch die millionen borstigen Büschel des dunkelgrünen Genadels tropfte der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hüte, unter deren breiten schwammigen Krempen die Gestaltlein hockten, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und missmuthig schauten sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die näherstehenden Wipfel und graue Felsgebilde noch hervortraten. Weiterhin war nichts mehr zu sehen — und es lag doch zu ihren Füßen die Welt.

Ihrer zehn oder zwölf Männer mochten es sein, mancher mit grauendem Barte, andere aber mit schwärmerischen Glutaugen und in jugendlicher Kraft. Lange Stecken hatten sie bei sich, die Säcke aber, die einigen am Rücken hiengen, waren runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig war, dass ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und eine so rissige, knorpelige Rinde hatte, dass es schier war, als wären in ungeläutertes Silber allerlei geheimnisvolle Gestalten eingemeißelt. An diesem Stamme saß, von den anderen etwas abgesondert, ein schlanker, noch jugendlicher Mann. Auf seinem Haupte

war kein Hut, es hatte ein üppiges, nussbraunes Haar, das in weichen Wellen über Schultern und Nacken niedergieng. Das blasse Gesicht wurde von einem jungen, dünnen Bart umrahmt. Er lehnte sich an den Stamm und schloss die Augen.

Seine Genossen glaubten, er schlafe, und um ihn nicht zu wecken, sahen sie sich manchmal an, einer den andern, und redeten schweigend miteinander. Ihre Seelen waren voll von Eindrücken der Erlebnisse aus letzter Zeit. Hinter ihnen lag eine beschwerliche Reise und ein fernes Heimatland. An das dachten sie nun, hoch im Gebirge des Libanon.

Wer wird jetzt meinen Fischerkahn führen auf dem See? dachte der eine. Wer wird den Acker unter den Ölbäumen pflegen? dachte der andere. Der dritte erinnerte sich des einträglichen Mauthauses, das er einst gehabt, der vierte des weinenden Weibes, der treuherzigen Kinder, die er verlassen hatte. Alles, was sie besessen, hatten sie im Stich gelassen und waren dem Meister gefolgt. Und ein Siegeszug war es gewesen am See und durch Galiläa, und ein noch größerer Siegeszug soll es werden, wenn er sich ganz zu erkennen gibt, als der er ist, der sehnlich Erwartete, der Retter des Volkes, der König! — Einstweilen freilich sah es etwas zweifelhaft aus. Sie stellten ihm nach und verschlossen sich dem Herrlichen, das er voraussagte. Nicht die Fremden, die Römer, die heimischen Priester und Gelehrten selbst huben an, ihn zu verfolgen; sie sagten, er wäre ein Aufwiegler, Verführer, ein Antijude, der neue Gesetze aufbringen wolle. Wie soll der Antijude König der Juden werden? Den einen, den Propheten hatten sie schon enthauptet auf dem Wüstenschlosse. Freilich, der hatte den Fürsten beleidigt, hatte ihm vor allen Leuten gesagt, er solle sein Hurenleben aufgeben. Das hatte ihn den Kopf gekostet. Aber der Meister hatte es nicht viel anders gemacht, er hatte den Herrenstädten ein schreckliches Ende vorausgesagt und dem Fürsten sagen lassen, mit seiner Macht würde es sich schlimm erfüllen, denn er tödte die Diener des Herrn. Und wie die Volksmenge, die ihn immer begleitet hatte, gemerkt, es könnte schief gehen, hat sie sich nach allen Seiten zurückgezogen und ihn allein gelassen mit seinen wenigen Freunden. Dann waren sie davongezogen in fremde Gegenden hin. Auf dieser Flucht waren sie über die Berge von Obergaliläa gegangen bis zur alten Stadt Tyrus, die dort liegt, wo schon das unendliche Gewässer beginnt. Weil er daselbst erkannt worden war als der Wunderthäter, die Leute an ihn herankamen und allerhand Heilungen, selbst Todtenerweckungen von ihm begehrten, so zog er rasch weiter, am Meere entlang bis Sidon. Als sie dieses emsigen Krämervolkes zahlreiche Schiffe im Hafen sahen, hielten die heimatlosen Männer untereinander Rath, ob sie nicht hinüberreisen sollten zu den Heiden von Athen und Rom, oder zu den wilden rothhaarigen Völkern in den nordischen Wildnissen.

Der Meister aber hatte das Haupt geschüttelt — ob es nach Gottes Willen zum Wirken sei, oder zum Sterben, auf seiner Heimat Erde wolle er es thun, für sein Volk, das in schwerer Entartung lag und das er so sehr liebte. War es, was er gab, für alle, dann würden sie es schon hinaustragen in alle Welt.

Also doch wieder zurück an den See in Galiläa. Aber nicht mehr auf demselben Wege, der immer gefährlicher wurde, schon deshalb, weil das Volk ungestüm Wunder über Wunder haben wollte von dem Gottesmanne. Seine Lehre lehnten sie ab, aber seine Kraft wollten sie nützen.

Nun denn — so hatten sie die Reise antreten müssen übers Hochgebirge des Libanon. Auf dem Leontes lag noch Schnee, denn es war im ersten Frühjahre, vom hohen Hermon herab starrten die Eiswüsten. Blickten sie aufwärts, so sahen sie starrendes Gewände in wilder Zerrissenheit; schauten sie niederwärts, so erblickten sie Abgründe, in denen stürzende Wasser krachten. Über dieser starren Einsamkeit schwamm bisweilen ein Adler, und auf den verwitternden Cedern pfiffen Geier. Die Männer von den blühenden Gestaden des Jordans und des galiläischen Meeres hatten dergleichen Schrecknisse noch nie gesehen. Sie schauerten und wollten den Meister zur Umkehr bewegen. Dieser aber wies mit der Hand gegen das Hochgebirge und sprach: „Was zaget ihr Kinder? Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird diese Wildnis zur Freude des Menschen sein."

Sie hüllten sich enger in ihre Mäntel und stiegen an, wo kein Weg war. Der Herr war vorausgegangen, sie folgten ihm nach; dass er sich verirren könne, kam ihnen nicht in den Sinn.

Dann hatten sich um die Berghäupter graue Nebel gelegt, an den Wänden waren sie niedergeflossen tiefer und tiefer, und endlich waren unsere Wanderer eingehüllt und sahen nichts mehr, als die verschwommenen Umrisse der nächststehenden Felsen und Wipfel. So hatten sie sich unter die Ceder gesetzt, um ein wenig zu rasten. Während nun der Meister im Halbschlummer am Stamme saß, langte einer, den sie Matthä nannten, in seinen Hanfsack, zog ein kleines Stück Brot hervor, zeigte es den Genossen und flüsterte: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstatt finden, so müssen wir verschmachten."

Hierauf ein anderer, Simon genannt: „Ihr erinnert euch doch am See, als er fünftausend Mann gespeist hat?"

Auf das sagte ein Jüngling mit Namen Johannes: „Sie hungerten nach dem Worte."

„Heute machen uns die Worte nicht satt", entgegnete Simon unmuthig, dann brach er ab, als erschrecke er vor seiner Bemerkung. Der Meister pflegte derlei übermüthige Äußerungen strenge zu rügen. Nun legte Simon dem Matthä die Hand auf den Arm und sagte: „Bruder, dein

Brot darfst du nicht essen. Seine Kraft ist zarter, als die unsere, er ist erschöpft, ihm musst du es geben."

„Glaubst du, ich sei ein Thor!" begehrte Matthä auf, denn er empfand die Zumuthung, als ob er den letzten Vorrath selber aufessen wolle, als eine Beleidigung. Er stand auf, schritt zum Meister hin, und da er sah, dass dieser wachte, gab er ihm das Brot.

„Habt ihr schon gegessen?" fragte dieser.

„Meister, wir sind alle satt," versicherten sie.

Da nahm er es an.

Und in dem Augenblick war's, dass unter den Männern ein Freudengeschrei ausbrach. Es hatten sich plötzlich die Nebel zertheilt und der Blick war frei hinaus in die sonnige Welt. Und da unten — tief, tief — lag sie dahin die blaue Fläche, bis hinaus, wo sie in gerader Linie den Himmel schnitt. Und im fernsten Himmel luftig leuchtend standen Wolken, wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am Strande die weißen Punkte und Kettchen der Ortschaften, und draußen ausgesät die funkelnden Sternchen der Segelschiffe. Das Meer. — Das Bild war so weit und heiter und sonnig, dass sie jubelten.

„Von daherein über das Wasser sind die Heiden gekommen", sagte Matthä.

„Und dahinaus werden die Nazarener ziehen", setzte Simon bei.

„Und werden die Römer mit dem Schwerte vernichten!" sprach Jakobus.

„Pst!" flüsterten sie und legten ihre Finger an den Mund, „solche Reden gefallen dem Meister nicht."

Er hatte es nicht gehört. Er war aufgestanden und hatte schweigend hinausgeblickt, dann war er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, ob sie denn schon muthlos wären — da sie doch die Herrlichkeit Gottes um sich sahen.

Simon kümmerte sich wenig um die Bergschönheit, er hatte sich seitwärts gewendet und nickte manchmal bedenklich mit dem Kopf.

„Was man doch mit seinen eigenen Leuten für Kummer hat!" murmelte er.

Da lachte Jakobus und sprach: „Mit deinen eigenen Leuten? Mit welchen nur, da du ja allein bist und niemanden hast als dich selber!"

„Und eben dieser eine macht mir Sorge!" sagte Simon. „Denn wisse, der Racker ist feige. Das kann ich ihm nicht vergessen, wie er davonlief gleich einem Gassenjungen, der etwas angestellt hat, als die Soldaten des Herodes ihn fragten, ob er zum Nazarener gehöre! — Freund und Bruder! Ich glaube, Muth, dauernden Muth aufzubringen, wenn es darauf ankommt, Tag um Tag für den Meister die größten Drängnisse, Leiden und alle Schmach auszuhalten, bis zum letzten Tage,

da man langsam entkräftet und gestorben auf den Erdboden fällt. Aber in eine plötzliche Gefahr, in den jähen Tod sich stürzen, dazu fehlt mir das Herz. Ist so einer denn wert, mit dem Meister zu gehen?"

„Wir sind Fischer, aber keine Helden", entgegnete hierauf Jakobus. „Man weiß nicht, welcher Muth größer genannt werden muss, der zu einem elenden Leben oder der zu einem raschen Tode. Muss dir nur gestehen, Bruder, seit einiger Zeit — ich werde nicht klug darüber, was das mit uns werden soll . . ."

Simon wurde abgelenkt. Philippus war herangekommen und zupfte ihn am Ärmel. Ein Stück Brot steckte er ihm zu. Simon nahm es und wollte es dem Matthä reichen.

„Was soll denn das?" fragte Matthä.

„Mir hat es Philippus geschenkt; ich bin nicht hungerig, iss es nur du."

„Aber Mensch!" sagte Matthä, „das ist ja das Brot, das ich vorhin dem Meister gegeben habe."

Dann haben sie es sich gereimt, wie das kam. Der Herr hatte das Brot dem Johannes geschenkt, dieser dem Zebedäus, und jeder hat es weiter gegeben, bis es schließlich wieder bei Matthä anlangte.

Als sie völlig verblüfft waren darüber, dass keiner des Brotes bedürfe, musste der Meister lächeln.

„Nun", sagte er, „ihr habt ja so gerne Wunder. Da sehet ihr wieder eines. Zwölf Mann mit einem Brote gespeist!"

„Das hat nicht das Wort gethan!" entgegnete Simon.

„Nein, Simon, das hat die Liebe gewirkt."

Vom Baume fielen noch einzelne Tropfen. Andere hiengen an den langen Nadeln und funkelten gleich Edelsteinen. Wie das Meer weithin ausgebreitet lag, so hatten sich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille war und milder Hauch, so dass es den Männern traumhaft werden wollte auf dieser Bergrast. Einige begannen zu schlummern, andere sannen immer wieder nach, was sie in der letzten Zeit erlebt und was ihnen etwa noch bevorstehen würde.

Und auf einmal, da hob der Meister ein wenig sein Haupt und sagte leise, aber so, dass es die nächsten hören konnten: „Wer sagen die Leute, dass ich sei?"

Fast erschraken sie über diese sonderbare Frage und wussten kaum zu antworten.

Er blickte sie fragend an, da sagte einer: „Die Leute reden allerhand. Sind alle schon todt, für die sie dich halten. Sie glauben immer nur das Unerhörte." Er hatte noch den fragenden Blick.

Da wurden die Männer gesprächig und redeten: „Der sagt, du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, du wärest der Elias, der auf

feurigem Wagen in den Himmel gefahren ist. Oder gar der Johannes, den sie enthauptet haben."

Da hob der Meister sein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und sprach: „Und ihr? Wer glaubet denn ihr, dass ich bin?"

Das war wie ein Blitzschlag. Sie schwiegen alle. Eine solche Frage hatte er bisher nie gethan. Er weiß doch, dass sie ihm gefolgt sind, und warum! Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder war er es selbst nicht? Bange wollte ihnen werden.

Er aber fuhr fort zu sprechen: „Ihr habt euch mir angeschlossen, als mein Leben arglos war, als ich euch das Reich Gottes verkündete und als die Menschen ihre Mäntel ausbreiteten zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias gaben. Und als sie sich von mir zurückzogen, weil Drangsal und Gefahren nahten, und als meine Worte sich anders erfüllten, als ihr sie anfangs verstanden habet, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da seid trotzdem ihr mit mir gegangen zu dem Volke der Heiden und in diese Bergeswüsten. Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort nicht auf Kissen ruhen. Ich werde leiden und allen, die mit mir sind, Verfolgung bringen. Denn ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigen Feinde sind. Diese werde ich richten mit der Schärfe des Wortes, aber sie werden mein Fleisch in ihrer Gewalt haben und mich dem schimpflichen Tod des Missethäters überantworten. Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt euere Zuversicht? Wer glaubt ihr denn, dass ich bin?"

Jetzt rief Simon laut aus: „Du bist der Christus Gottes!"

Da richtete sich der Meister auf. Sein Antlitz war belebt von einer großen Überraschung, seine Stirn strahlte. Eine Weile stand er so. Dann legte er jenem die Hand auf die Achsel und sprach: Simon, das hast du nicht von dir selbst, das hat dir ein Höherer gesagt. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes. Siehe, du hast die Schlüssel des Himmelreiches, denn du hast den Glauben. Erde und Himmel ist dir eins, und die Gesetze des Himmels sind dir auch die Gesetze der Erde."

Mit Staunen blickten sie zu ihm auf. Wie gerne hörten sie ihm zu, wenn er vom Himmel sprach, obschon ihnen manches Wort dunkel war. Nun stand er wieder so vor ihnen, voll von jener Herrlichkeit, die ihnen ein Grauen und ein Entzücken war. Hinter ihm glänzten hoch herab die Schneefelder des Hermon, gleichsam wie das offene Thor des Himmels, also leuchtend.

Der Meister trat ganz zu ihnen und sagte: „Ruhet und stärket euch. Heute noch das Licht, morgen das Leiden. Sie werden sagen, ich sei der Lügner und Verführer und werden mich tödten."

Da faßte ihn Simon mit beiden Händen rasch am Arm und sagte leise: „Sprich nicht so, Meister. Da sei Gott vor, daß dir solches geschehe!"

Da wurde der Herr strenge und fuhr ihn an: „Geh hinter mich, Satan! Was weißt du von Gottes Rathschluss!"

Gar erschrocken ob solch plötzlichen Umschwunges zog sich Simon hinab hinter die jungen Cedern, dort weinte er und zitterte vor Herzweh, daß der Meister ein so hartes Wort zu ihm gesagt hatte.

„Johannes, er haßt mich", murmelte er und barg sein Gesicht in das Kleid des Genossen, der herbeigekommen war, um ihn zu trösten.

„Er haßt dich nicht, Simon, er liebt dich. Erinnere dich doch, was er vorhin zu dir gesagt hat — daß du das Himmelreich hättest. Du weißt es ja doch, wie er ist. Kalte Wasser muss er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du hast etwas berührt, womit er vielleicht selbst schwer fertig wird. Denn mich dünkt, er sieht seit einiger Zeit den Willen des himmlischen Vaters, daß er leiden und sterben soll. Davor entsetzt sich sein junges Fleisch, und nun kommst auch noch du und erschwerest ihm den Kampf. Simon, steh auf. Wir wollen stark und wohlgemuth sein und bei ihm aushalten, was auch kommen mag." — —

Solches ist geschehen auf einer Berghöhe des Libanon, als der Meister mit seinen Jüngern von der Flucht umkehrte, um seinen Feinden entgegenzugehen. Eine Woche später waren sie nach Beschwernissen, die sie nicht fühlten, nach Mangel, den sie nicht empfanden, hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Rosen und der Mandelblüte war. Als sie in der Nähe der Ortschaft Nazareth durch eine Felsschlucht giengen, unter dem Schatten von Ölbäumen, da hielten sie an. Sie waren sehr müde und meinten, der Meister würde in die Stadt gehen, um seine Familie zu besuchen. Als ob er ihre Gedanken errathen hätte, sprach er: „Meine Familie seid ihr. Unter diesen Bäumen wollen wir uns ausruhen, bevor wir weiterziehen nach dem Jordan."

Nun hatte aber die Zimmermannswitwe davon gehört, daß ihr Sohn draußen sei in der Schlucht. Eilig gieng sie hinaus. Seine Begleiter lagen auf dem Rasen herum und schliefen. Er saß an einem Felsen und legte sein Haupt auf den Stein. Die Mutter stand hinter ihm, ihr langes blaues Obergewand hatte sie so um ihren Kopf gelegt, daß das Gesicht vor der Sonne geschützt war. Es war ein blasses, abgehärmtes Gesicht, über die eine Wange gieng ein Strähn ihres dunklen Haares, den sie zurückschob und der doch wieder hervorquoll. Sie schaute fast beklommen hin auf den am Steine. Sie zögerte, ihn anzusprechen. Dann nahte sie ihm noch einen kleinen Schritt und ohne alles Weitere, als wäre seit ihrer letzten Begegnung nichts vorgefallen,

sagte sie: „Ganz nahe ist dein Haus, mein Sohn, und hier rastest du so unbequem."

Er hob den Kopf und schaute sie ruhig an. Dann gab er zur Antwort: „Frau, du weißt, ich will allein sein."

Sie sagte leise: „Bei mir daheim ist jetzt die größte Einsamkeit." — Und setzte bei: „Der Vater ist zu den Vätern gegangen."

„Und die Brüder?"

„Sind seit Wochen auf dem Weg, um dich zu suchen."

Der Herr wies mit einer Handbewegung an die Jünger und sprach: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden."

Als wollte sie ablenken davon, dass er wieder auf die Klage kam, die Brüder verstünden ihn nicht, sagte nun die Frau: „Die Leute sind unwillig, dass in dieser Werkstatt keine Arbeit fertig wird, und sie wollen zum Neuen gehen, der sich angesiedelt hat."

„Warum nimmst du keinen Werksgesellen auf?"

Sie antwortete: „Zu wundern ist es nicht, dass keiner bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen."

Da sprach er kräftig: „Ich sage dir, Weib, verschone mich mit deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Lasse mich meiner Wege ziehen!"

Sie wendete sich gegen die Felswand, um ihr gramentstelltes Antlitz zu verhüllen, und schwieg. Erst nach einer Weile sprach sie leise: „Kind! so hart bist du gegen mich. Alle bringst du ins Unglück. Nicht um meinetwegen ist es, das kannst du mir glauben. Mir ist alles vergangen auf dieser Welt. Aber du? So jung bist du noch und willst dir alles zerstören. Noch einmal, mein lieber Sohn, bittet dich deine Mutter: Lass den Glauben der Väter stehen! Ich weiß ja freilich wohl, dass du es gut meinst, aber andere fassen es nicht, und es taugt nimmer, was du thust. Lass doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu Abraham gekommen, so werden sie auch künftig den rechten Weg finden, auch ohne deiner. Lasse dich mit den Pharisäern nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Johannes, der getauft hat! Man hört, dass sie auch dir schon nachstellen. — Mein liebestes Kind — sie werden dich zu schanden hetzen, sie werden dich umbringen." An die Wand klammerte sie sich mit starren Fingern und konnte nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

Er hatte den Kopf nach ihr gewendet und sah sie an. Und als sie so heftig schluchzte, dass ihr ganzer Leib schütterte — da stand er auf und trat zu ihr hin. Und nahm ihr Haupt in seine beiden Hände und zog es an sich.

„— Mutter! — Mutter! — — Mutter!" Tonlos, gebrochen war seine Stimme, in der er es sprach: „Du meinst, ich hätte dich

nicht lieb? Weil ich manchmal so herb sein muss, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Fleisch und Blut. Aber es muss erfüllt werden der Willen des himmlischen Vaters. Trockne deine Zähren, siehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden größer als das desjenigen, der für viele sich opfern muss. — Mutter, setze dich auf diesen Stein, dass ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es ist die letzte Rast. Von nun an kommt die ruhelose Kette der Qualen, von einer bis zur andern, bis zur letzten . . ."

So legte er sein Haupt auf ihre Knie und sie strich mit zarter Hand über sein langes Haar. So glückselig war sie mitten in ihrem Schmerz, so namenlos glückselig, dass er wieder an ihrer Brust ruhte, wie einst als Kind. — —

Er aber setzte nun seine leise Rede fort: „Dem Volke habe ich gepredigt den Glauben an mich. Die Mutter aber glaubt an ihr Kind, und sollten alle Schriftgelehrten von Judäa dagegen sein. Höre nicht, Mutter, was sie dir auch mögen sagen wider mich. Und wenn die Stunde kommt, da ich dir erscheinen werde mit ausgespannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — verzage nicht. Wisse, dass dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach dein Auge klar. Dein Tag wird ewig sein. Es werden dich preisen alle Geschlechter." — Er küsste ihr Haar, er küsste ihre Augen und weinte dabei. — „Mutter, und nun geh. Diese da beginnen zu erwachen und die Leute dort kommen mit Körben, dass wir essen und trinken. Sie sollen nicht sehen, dass du trauerst."

Aufgestanden war er von seiner letzten heiligen Rast. Die Jünger erhoben — einer nach dem andern — ihre Köpfe.

„Hast du auch ein wenig geruht, Meister?" fragte ihn Simon.

Er antwortete: „Besser als ihr."

Dann hielten sie Mahlzeit im heiteren Preise Gottes und brachen auf zur neuen weiten Wanderschaft nach der Königsstadt Jerusalem.

Hinter dem Steine aber stand die Witwe und blickte ihm nach, so lange er zu sehen war im Flimmer der galiläischen Sonne.

Noch eins von mei'm Dirndl.

Von Josef Wichner.

Ich hab's mit meinen Augen gelesen, und ich hab's mit meinen Ohren gehört von Leuten, die einem schriftlich oder mündlich auch ein gutes Wort gönnen, dass mei' Dirndl[1]) sich viele Freunde erworben hat.

Hat die kleine Hexe sogar Ansichtskarten erhalten, richtig erhalten, nur mit der Aufschrift „An die Pipi in Krems", und sogar Fürsten und Minister wissen von ihr und haben über die Philosophin in der Kinderstube mit einiger Rührung gelächelt ..... so berühmt ist sie geworden!

Darum will ich von mei'm Dirndl noch einiges erzählen.

Die Pipi ist nunmehr schon recht groß und gescheit .... ja, sie ist sogar bereits eine Sünderin.

Am 17. Juni 1899 hat sie nämlich zum erstenmale gebeichtet.

War das eine Aufregung!

Einmal war es zweifelhaft, ob der Religionslehrer sie und ihre noch viel zu jungen Freundinnen, die ja alle keine ordentliche Todsünde zusammen brachten, zum Sacramente zulassen würde; aber da haben die Kinder, die merkwürdigerweise viel lieber beichten gehen, als die erwachsenen Sündenböcke, so lange gebeten und gebettelt, bis der gute Herr nachgab.

Am Vorabende konnte das Kind, das stets mit den Vögeln zu Bette geht, kaum einschlafen; denn die Gewissenserforschung hatte ein kleines Fieber erzeugt, und am wichtigen Tage selbst hatten sogar die Lieblingsspeisen keinen rechten Geschmack, da der Augenblick näher rückte, in dem sie den lieben Gott und, was noch schwieriger schien, uns um Verzeihung bitten sollte.

Völlig beschämt war aber die Pipi, als des Nachbarn Kind, die quecksilberne Annerl, ins Zimmer hüpfte und voll Freude ausrief:

„Du ... ich hab' zwölf Sünden ... wie viele hast du?"

Ach, mei' Dirndl hatte trotz des eifrigsten Nachdenkens und trotz der Beihilfe der Tante kein Dutzend zusammengebracht und sah sich nun von der Freundin ganz aus dem Felde geschlagen!

---

[1]) Vergleiche „Heimgarten", 22. Jahrgang, Seite 19 ff.

Aber eine Sünderin war sie immerhin, obschon ich kaum glaube, dass der Priester nach dem Bekenntnisse der Absolutionsformel bedurfte.

Als das Kind glückstrahlend und rein wie ein Engel nach Hause kam, sagte ich in einem Anfluge von Wehmuth zu meiner Frau:

„Du . . . jetzt, wenn ich 's Dirndl erschlagen thät', käm's vom Mund auf in den Himmel . . . wer weiß, was aus ihm wird . . . was ihm bevorsteht?!"

Die gute Frau entsetzte sich . . . sie meinte, die Kinder kämen auf die Welt, um zu leben, nicht um gleich wieder zu sterben u. s. w. . . . und also hab' ich 's Dirndl halt nicht erschlagen!

Ich nannte die Kleine eine Philosophin in der Kinderstube; ich will einige Beweise ihrer eigenartigen Logik bringen.

„Du, Onkel", fragte sie mich eines Tages, „haben die Berge auch einen Mund?"

„Wie kommst du zu dieser Frage?"

„Weil du gesagt hast, es gebe Berge, die Feuer speien." —

Einst warnte ich sie vor dem Umgange mit Knaben:

„Traue den Buben nicht, sie sind alle schlimm und roh!"

Darauf sie:

„Aber, Onkel, du bist ja auch einmal ein Bub gewesen!" —

Das Dienstmädchen des Nachbarn hatte an einem Sonntag, da in ihrem Kopfe der Gefreite und der Tanz alle Plätze besetzt hielten, die Herrschaft eingesperrt und war mit zwei Wohnungsschlüsseln im Sacke bis tief in die Nacht hinein dem Vergnügen nachgegangen. Natürlich wurde die für die Herrschaft unangenehme Vergesslichkeit viel besprochen. Auch die Pipi mischte sich ein mit der überraschenden Bemerkung:

„Ei . . . die Hanni muss an dem Tage schön schmutzig gewesen sein unter der Nase!"

„Was hat denn das mit den Schlüsseln zu thun?"

Antwort: „Hätte sie sich einmal die Nase geputzt, so hätte sie die Schlüssel im Sacke doch merken müssen, und dann wäre sie heimgegangen, um die eingesperrten Leute auszulassen." —

Natürlich bekommt die Kleine auch ihr „Ausgemachtes"; denn sie ist manchmal „schlimm", übermüthig, naseweis, voll weiblicher Neugierde, ein Plappermäulchen.

Einmal ward ihr erlaubt, um drei Uhr zu den Nachbarkindern zu gehen. Kurz vorher gab sie, ihres Vergehens sich freilich nicht bewusst, eine etwas kecke Antwort. Meine Frau stellte sie zur Rede:

„Pipi . . . das war garstig! Du musst ganz anders werden, sonst darfst du nicht zu den Kindern!"

Da traten ihr die Thränen in die Augen, und sie schluchzte:

„Aber Tante . . . wie soll ich in einer Viertelstunde ganz anders werden?"

Das war eigentlich wieder etwas naseweis .... aber hätten wir sie deshalb strafen sollen? —

Ein Geheimnis zu bewahren, das fällt ihr gerade so schwer, wie .... wie jedem Weibe!

Zur Weihnachtszeit, der Zeit der Überraschungen, kam ich mit einem Packe heim und wollte ihn hinter dem Rücken meiner Frau in irgend einen Kasten oder hinter eine Bücherreihe schmuggeln. Hiebei überraschte mich die neugierige Kleine und musste deshalb verwarnt werden:

„Das ist ein Geschenk für die Tante; aber dass du ihr ja kein Sterbenswörtchen davon sagst!"

Zwei Tage wahrte sie das Geheimnis; am dritten gieng's nimmer .... sie wispelte der Tante ins Ohr:

„Du, der Onkel hat dir etwas gebracht, aber ich darf nichts davon sagen!"

Ebenso sollte sie verschweigen, dass wir eine neue Wohnung zu beziehen gedachten; aber das Verbot brannte auf dem beweglichen Zünglein, und sie bat:

„Gelt .... dem Mäderl, das in der Schule neben mir sitzt, darf ich's doch sagen; es ist ganz arm und wohnt weit weg von hier .... da erfährt's der Hausherr nicht!" —

Wie ihr einmal die Lebensfreudigkeit gar zu pudelnärrisch in die Beine und in die Kehle schoss, dass sie wie toll herumsprang und vor Wonne krächzte, ließ ich sie etwas herb an:

„Kind .... dein Übermuth kennt keine Grenzen!"

Sie schaute mich ob des strengen Tones betroffen an; dann meinte sie:

„Du .... ich weiß, was Grenze ist; das ist, wenn's aufhört."

Und wie sie, klug ablenkend, den Streitpunkt verrückte und den Professor mit der Deutung eines ihr neuen Wortes entwaffnete, so gibt ihr die deutsche Sprache überhaupt genugsam Anlass zu drolligen Bemerkungen und volksthümlichen Deutungen.

Das Wort „Christkind" hat im Volksmunde eine doppelte Bedeutung; es bezeichnet sowohl den Erlöser der Welt, als auch die Weihnachtsgabe. Daher die drollige Frage:

„Du, Onkel, kriegt das Christkind auch ein Christkind?" —

Um sie im Gebrauche des bestimmten Artikels und der drei Geschlechter zu üben, stellte ich nach dem Vorgange des Sokrates meine Fragen:

„Der Onkel .... was ist das für ein Geschlecht?"

„Das männliche ...."

„Die Tante?"

„Das weibliche ...."

„Das Kind?"

„Das sächliche ...."

„Die Pipi?"

Jetzt wird's schwierig; denn die Pipi ist ein Weiberl und ein Kind zugleich, also weiblich und sächlich .... was soll eins da antworten?

Sie denkt über dies schwere Problema nach; dann erfahre ich die Neuigkeit:

„Die Pipi .... ist ein kindliches Geschlecht." —

„Verliebt" und „verlobt" sind die Redewendungen, die — leider — oft ans Ohr des Kindes tönen, deren Sinn es aber, gottlob! noch nicht zu erfassen vermag.

Sie erzählte eines Tages, da sie die Lehrerin am Arme eines Herrn gesehen hatte:

„Unsere Lehrerin ist verliebt."

„Verlobt ... willst du sagen", besserte die in solchen Dingen erfahrene Tante.

Bald darauf sieht die Kleine in der Auslage eines Ziergärtners einen herrlichen Blumenstrauß, und sie sagt:

„Tante, in diese Blumen bin ich ganz verlobt."

„Verliebt ... mein Kind."

Da zieht die Pipi ein Mäulchen:

„Bald muss ich sagen verliebt, bald verlobt... nie ist's recht!" —

In der Deutung der Fremdwörter hat sie weitere Fortschritte gemacht. Jene Schlittschuhe, die von ihrem Ursprungsorte den Namen „Halifax" führen, nennt sie „faule Haxen", den „Stationschef" „Tant Josef", die „Generalprobe" einer Musikaufführung, da ihr der General entfallen war und doch etwas Hohes dabei sein musste, „Baronprobe".

Merkwürdigerweise nannte sie den Hof an der Furt oberhalb Krems, den die Karte als „Förthof" bezeichnet, wiederholt „Pferdekirchhof". —

Jerusalem ist für sie der Ort, wo der liebe Gott allweil in die Kirche gegangen ist. —

Auf einem kleinen Missverständnisse beruht Folgendes:

Ich erzählte ihr von meiner Jugend, dass ich schon mit acht Jahren meine Mutter verloren hatte, und sie berichtete den Freundinnen:

„Dem armen Onkel ist seine Mutter schon mit acht Jahren gestorben." —

Natürlich sind Kinder als Spielgenossen ihr Lebenselement. Daher ihre erste Bitte, als sie zu uns, dem kinderlosen Ehepaar, kam:

„Tante, ich bitte dich, gib mir Kinder!"

Bei der leichten Art, wie Kinder Bekanntschaften schließen, fehlt es ihr schon lange nicht mehr an Gespielen.

Gleich in den ersten Tagen hatte sie bereits mit einem Tonerl angebandelt. Die Vermittlerin war ... eine Eidechse, die der Bub in

einer Papierschachtel gefangen hielt. Dieser Eidechse musste die Pipi eine Fliege bringen, und so schwärzte sie sich ins Nachbarhaus ein und fand den Freund.

Im allgemeinen sind ihr aber die Knaben, vorab die ganz kleinen, nicht besonders wert. Sie sind noch zu unverständig und zu selbstherrisch; ja der dreijährige Fritzi hielt die Pipi für ein Reitpferd und bearbeitete sie mit der Peitsche. Weinend kam sie und beklagte sich über den rohen Buben; „aber", fügte sie mit einem Aufleuchten ihrer großen Schwarzaugen bei, „wartet nur, wenn ich einmal besser mit ihm bekannt bin, dann hau' ich ihm auch eine 'runter!" —

Aus dem Gebaren der Kinder kann man die sichersten Schlüsse auf das Gebaren der Eltern ziehen; denn das Wort „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" lässt sich auch wenden: „Wie die Jungen zwitschern, so singen die Alten."

Einst spielte die Pipi mit einer Schulkameradin in unserem Gartenhäuschen, und sie warteten ihrer Holzkinder.

Ich lauschte unbeachtet dem Gespräche der beiden „Mütter".

Das fremde Kind riss die Puppe, die etwas angestellt hatte, aus dem Bettchen, legte sie auf den linken Arm, bearbeitete mit der rechten Hand die geduldige Rundung und schrie in gut gespielter Wuth:

„Wart' du S . . mensch, du Fratz, du Bankert, du Wechselbalg . . . . rein zerreißen könnt' ich das miserable L . . . r!"

Wo das Kind wohl diese „wunderschönen" Ausdrücke gehört haben mag?!

Unsere Pipi streichelte ihren Liebling und meinte sanft:

„Ach, auch meine Lori ist manchmal schlimm; aber geschlagen habe ich sie deshalb doch noch nie!" —

Ihr gutes Herz offenbart sich zu unserer größten Freude bei den verschiedensten Gelegenheiten.

Da habe ich ein Buch, das bietet lauter Schlachtenbilder. Ist nichts für Kinder, aber einmal gab ich's ihr, um den Eindruck zu beobachten.

Sie sieht das erste Bild, stutzt und sagt:

„Da thun sich die Leute ja umbringen . . . . ja . . . darf man denn das?!"

Sie blättert weiter und weiter . . . . immer dasselbe . . . Brudermord . . . Massenmord der gräslichsten Art . . . . mit allen Mitteln der modernen Kriegskunst . . . . mit Anspannung aller Kräfte des gewaltigen Menschengeistes!

Entsetzt legt sie das Buch weg. Sie ist blass, sie stammelt:

„Geh mir fort mit dem schrecklichen Buch . . . . das mag ich nimmer anschauen!"

Gott bewahre dich, mein unschuldiges Kind, dass die Menschentiger nicht einmal deinen Gatten . . . deine Söhne zerreißen! —

Meine Frau findet in dem Dirndl, so jung's auch ist, doch schon eine Pflegerin, wenigstens eine Trösterin.

War ihr recht unwohl letzthin .... sie musste sich erbrechen.

Da tröstete das Kind:

„Schau, Tante, mach' dir nichts draus, das ist gesund! Weißt, die sechs Katzen der Frau Nachbarin sind heute auch alle der Reihe nach auf dem Gartenzaun gesessen und haben ihren .... Frühlingsspeib g'macht!"

Da möcht' eins wohl unter Thränen lachen!

Vor einem bangt mir ... dass sich die Knospe allzufrüh der Liebe erschließen könnte.

Ein schreckliches Ereigniß, das einen tiefen Eindruck auf das Kind machte, lässt mich's ahnen ... fürchten.

Ein Mädchen, das der ungetreue Geliebte verlassen hatte, hatte sich in die Donau gestürzt. Es gelang jedoch, die bereits Ohnmächtige zu retten. Sie wurde unter dem Zulaufe der Menge in unser Haus getragen und lag nun bis zur Ankunft eines Wagens, der sie ins Krankenhaus bringen sollte, auf einem Ruhebette ... das todtenblasse, ohnmächtige Weib in den am schöngeformten Leibe klebenden, durchnässten Kleidern!

Es war nicht zu verhindern .... auch unser Kind sah die Unglückliche, das bemitleidenswerte Opfer eines jener Wesen, die sich Männer nennen und gar oft nur Buben sind!

Das Kind kam nach Hause, es bebte am ganzen Leibe, es erzählte stammelnd, was es gesehen, was es gehört hatte.

Da sagte das Dienstmädchen:

„Ei, was versteht denn du davon! Was ist denn ein Geliebter?"

Darauf das Kind sehr ernst:

„Ein Geliebter, das ist einer, den man gern hat und wegen dem man ins Wasser springt, wenn er einen nimmer mag!"

Nun .... letzthin hat sich mei' Dirndl bereit erklärt, mich zu heiraten, wenn die Tante sterben sollte, und also ist die Sache einstweilen noch nicht gefährlich; aber ... wenn einmal die Zeit kommt, vor der mir bangt, möge Gott mei' Dirndl behüten; denn

„die Liebe bringt groß Leid, bringt groß Leid,
das wissen alle Leut'",

und das ist auch des Nibelungenliedes tragischer Gehalt:

„Als ie die liebe leide zaller iungeste git."

Schließlich gestatte mir der Leser noch die Bemerkung, dass ich „mei' Dirndl" keinesfalls als ein Wunderkind auf den Jahrmarkt des Lebens gestellt habe. Es ist ein Kind wie jedes andere, es hat Fehler und Vorzüge wie jedes andere, und Äußerungen rührender Naivität, wie ich deren hier

einige verzeichnet habe, wird jeder Vater und jede Mutter am eigenen Kinde beobachten können.

Der einzige Unterschied ist vielleicht der, dass ich über mei' Dirndl eine Art Tagebuch führe, indes die meisten Eltern sich mit der Freude des Augenblickes begnügen. Mögen sie meinem Beispiele folgen! Die durch den Stift gekräftigte Erinnerung wird ihnen nach Jahren noch eine Quelle reinster Wonne sein!

Man pflegt ja auch des Kindes Körper von Zeit zu Zeit durch den Photographen festzuhalten — warum soll man nicht auch des Kindes Seele photographieren?!

Übermüthige Geschichten.

Von **Adolf Flachs.**[1])

Ein gebeizter Schurke.

Das Geheimnis der Journalistik besteht darin, aus nichts etwas, aus etwas sehr viel zu machen ... ich bitte euch, schweigt! Was versteht denn ihr europäischen Journalisten davon. .... Wickelkinder seid ihr, Kalbsköpfe! Verstanden? Jungens, nach Wild-West müsst ihr kommen. Ha, ha! Da ist die Hochschule für Journalistik. Passt 'mal auf, Jungens! Will euch 'was erzählen, könnt 'was dabei lernen.

Ich befand mich einmal in großer Verlegenheit. Mangel an Stoff. In meinem Blatte „Die Keule" hatte ich bereits alle angesehenen und ehrenhaften Bürger unserer Stadt bekämpft und beleidigt, und auch mit meinem Vorrath an Schimpfwörtern gieng es zu Ende. Man kann doch nicht jeden Augenblick sagen: „Unser ehrenwerter Bürgermeister ist ein infamer Geselle", oder „dem Vorsteher des löblichen Polizeiamtes eine Tracht Prügel zu verabreichen, würde sich gehören und wäre ein löbliches Thun ...." Solche Redewendungen verlieren nach zehn- bis zwanzigmaligem Gebrauch ihre Wirkung, man muss sie sechs bis acht Monate ruhen lassen, dann klingen sie wieder wie neu.

Da stehe ich denn eines Tages — neun Uhr abends — neben meinem Redactionsbureau. Was glotzt ihr mich denn so an? Ja, neben meinem Redactionsbureau. Drinn war es nämlich zu heiß, und dann hatte mich gerade der verdammte Wirt rausgeschmissen mit der Moti-

[1]) Aus dem neuen, überaus lustigen Büchlein: „Ein gebeizter Schurke." Übermüthige Geschichten von Adolf Flachs. Berlin. Georg Minuth. Siehe „Heimgarten", Seite 158. Für Freunde weltüberlegenen Humors ist die Sammlung wirklich zu empfehlen.

Die Red.

vierung, ich hätte seit einem Jahre die Miete nicht bezahlt. Eine stumpfsinnige Begründung; ein anderer, der das dumpfe Zimmer gemietet hätte, wäre doch auch das Geld schuldig geblieben. Und ob ich oder ein anderer nicht zahlt, kann ihm doch gleich sein. Na, lassen wir das. Also, ich stehe neben dem Bureau an einem Tisch unter einer Eiche, in der Rechten die Feder, in der Linken die Flasche Whisky, im Munde meine Pfeife und denke bei Mondenschein über einen geeigneten Stoff für die nächste Nummer nach. Ich finde nichts.

Da klopft es ... an dem Baum nämlich.

„Herein!“ rufe ich, blicke auf und sehe vor mir einen dromedarartigen Menschen.

„Sind Sie der Redacteur von diesem Schundblatt ‚Die Keule‘?“ fragt er.

„Bin's“, sage ich, fahre fort: „Bitte, setzen Sie sich!“ und zeige höflich mit dem linken Fuß nach der Stelle, wo ein Stuhl gestanden haben würde, wenn ich einen gehabt hätte.

Der Fremde ignoriert meine Höflichkeit und fragt: „Warum haben Sie mich in der letzten Nummer Ihres Käseblattes einen ‚gebeizten‘ Schurken geheißen?“

„Ach so, das also sind Sie?“ erwidere ich. „Sehr erfreut, Mr. Anthony Dusing, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie sind wohl aus Europa, weil Sie sich solcher Kleinigkeiten wegen aufregen?“

„Aus dem ‚Schurken‘ mache ich mir nichts, aber warum ‚gebeizt‘?“

Warum „gebeizt“, ist leicht zu fragen, aber schwer zu sagen, denke ich; weiß selber nicht warum ... habe keine Ahnung, was das eigentlich bedeuten könnte.

Mr. Dusing fährt fort:

„Warum ‚gebeizt‘, frage ich Sie!“ Und das brüllt er mit solcher Lungenkraft, dass mein altersschwacher Tisch in schankelnde Bewegung geräth, wovon ich seekrank werde, — dass die Eiche wie eine Weide sich winselnd windet. Meine Lage ist gefährlich, nicht wahr? Und deshalb besonders gefährlich, weil mir der Kerl von einem Wirt den Revolver gestohlen hat, unter dem Vorwand, aus dem Erlös einen Theil des Mietzinses zu decken. Ihr, meine lieben Collegen, hättet unter diesen Umständen de- und wehmüthig um Verzeihung gebeten oder Reißaus genommen. Das thut aber ein Redacteur in W. W. nicht — W. W.? Kameele, Wild-West heißt es — und das thue ich, Daniel Moody, am allerwenigsten. Im Gegentheil, ich denke sofort daran, dass dieses gebeizte Mammuth ein interessanter Fall werden soll. Und um es zu reizen, antworte ich:

„Mr. Dusing, das ‚warum‘ ist nicht Ihre Sache. Ich halte Sie einmal für einen gebeizten Schurken und in der nächsten Nummer wiederhole ich das mit Lettern groß wie die Ewigkeit, — verstanden?“

Ob der Mensch mich verstanden hat oder nicht, weiß ich nicht. Bloß das ist mir bekannt: Ich fühle mich plötzlich gehoben und geschüttelt, dann fliege ich auf den Tisch, dass dieser entzwei bis -drei geht,* hierauf schwebe ich mit Expresszugsgeschwindigkeit an den Baumstamm, der härter ist als mein Leib, weshalb letzterer im Hinblick auf die physikalischen Gesetze zurückfliegt, und zwar an die Mauer des Hauses, wo er einigermaßen plattgedrückt wird. Wie ich mich nach dem Interviewer umsehe, ist er nicht mehr da.

Die ganze Affaire berührte mich insofern etwas unangenehm, als mein Tisch caput gieng, einige meiner Rippen zerstückelt waren und meine linke Hand sich darüber ärgerte, dass sie den Mittelfinger verloren hatte. Im übrigen war mein Körper jetzt um zwölf bis zehn Beulen reicher, auch etwas platter.

Ihr wäret nun natürlich zum Arzt gerannt, — ich aber gieng in ein Wirtshaus und machte mich an die Arbeit. Es galt, aus der Besprechung mit Mr. Dusing — an sich bloß „etwas“ — „sehr viel“ zu machen.

Und ich schrieb:

Ein gebeizter Schurke.

Ein interessanter Fall.

Ein halbtodtgeschlagener Redactor.

In meiner letzten Nummer hatte ich mir die Freiheit genommen, unseren ehrenwerten Mitbürger Mr. Anthony Dusing einen „gebeizten Schurken“ zu nennen. Diesen schien die Sache ein wenig geärgert zu haben, denn er sprach heute in unserer Redactionsstube vor und behandelte mich etwas unhöflich. Er hieb mit seiner centnerschweren Faust dermaßen auf meinen Kopf, dass der Hals um fünf Centimeter tiefer in meinen Rumpf hineinrückte. Hierauf erfasste er mich an den Beinen und schlug mit meinem Körper so heftig auf den Redactionstisch, dass diesem nichts übrig, als in mehrere Theile zu zerspringen — selbstverständlich behalte ich mir vor, Mr. Dusing auf Schadenersatz hinsichtlich der Bureau-Einrichtung zu verklagen; dann presste mich der Interviewer mit solcher Kraft an eine Eiche, dass diese ein Loch bekam. Endlich schleuderte mich der ehrenwerte Mr. Dusing an eine weiße Mauer, an der ich kleben blieb und die dann schön roth aussah... wahrscheinlich von meinem Blute. Bei dieser Debatte büßte ich in Summa ein:

den Mittelfinger der linken Hand,
das rechte Bein,
das linke Ohr.

Wie bekannt, spreche ich nicht gerne von meinen persönlichen Angelegenheiten. Indessen glaubte ich, dieses Factum meinen verehrten

Abonnenten (alle Nichtabonnenten sind in meinen Augen ganz erbärmliche Wichte) nicht vorenthalten zu sollen, da ich sehr wohl weiß, wie sich meine Anhänger freuen werden, wenn sie erfahren, dass ich bei der Unterredung mit dem ehrenwerten Mr. Dusing, der aber doch ein gebeizter Schurke ist und bleibt, den kürzeren gezogen habe.

Als ich soweit gekommen war, spürte ich das Herannahen einer Ohnmacht — wahrscheinlich eine Folge der Freude über den interessanten Fall. Ich fügte also nur noch hinzu:

Ich muss abbrechen. Bin schwer verletzt, und es ist wahrscheinlich, dass ich bald sterbe. Sollte dies nicht der Fall sein, dann werde ich in der nächsten Nummer das Ereignis ausführlich besprechen. Adieu, ich muss in die Druckerei und dann ins Spital.

Und so machte ich's auch. Ich bestellte in der Druckerei eine riesige Auflage und begab mich ins Spital, wo ich bald curiert wurde.

Ich wurde dann noch öfter verhauen und machte jedesmal glänzende Geschäfte. So wurde ich reich.

Wie gesagt, das Geheimnis der Journalistik besteht darin, aus nichts etwas, aus etwas sehr viel zu machen. Davon versteht ihr freilich nichts, meine Herren Collegen aus civilisierten Gegenden. Ha, ha... Wickelkinder seid ihr, Kalbsköpfe! Verstanden?

Praktische Menschen.

„Edward, bemüh' dich nicht weiter um Fräulein Susan. Ich liebe sie seit acht Tagen, du erst seit sieben, folglich habe ich ältere Rechte, folglich werde ich sie heiraten .... Also, 6 mit 16 macht 22, 14 Ass dazu 96, 14 Könige ... 110, match ... 125 ... 250 ... 1250 ... 100 dazu ... 1350 .... So! Spielst du noch eine Partie?"

„Danke Daniel!" Mehr als 67 Partien Piquet vertrage ich nicht. Du bekommst sechs Dollars. Was Susan betrifft, so bedauere ich, dir diese Gefälligkeit nicht erweisen zu können ... ich brauche ihr Vermögen dringender als du!"

Daniel Dodge schnitt ein ärgerliches Gesicht.

„Weißt du, Edward, loyal ist das von dir nicht! Ich werde also leider gezwungen sein, dir Unannehmlichkeiten zu bereiten ..."

Edward Pingree sah seinen Freund erstaunt an.

„Daniel! Du ... mir ... Unannehmlichkeiten?"

„Ja. Ich habe einmal beschlossen, Susans Gemahl zu werden, und wenn du nicht nachgiebst, bleibt mir nichts anderes übrig, als dich niederzuschießen ... das wäre für uns beide recht peinlich, nicht wahr?"

„Für dich mehr als für mich“, versetzte Pingree, „der Richter wird deine nähere Bekanntschaft machen wollen ...“

„Ah, bah! Ich werde den Nachweis liefern können, dass ich dir aus Versehen den Leib durchlöchert habe. Aber wenn man einen lieben Freund ins Jenseits expediert, hat man sechs bis acht Stunden lang unangenehme Gewissensbisse.“

„Ja, das ist möglich, Daniel. Im übrigen, das Todtschießen eines Hindernisses in solchen Fällen ist gar nicht mehr modern.“

„Richtig, aber was thun, Edward?“

„Weißt du, was mir einfällt? Bist du denn ganz gewiss, dass Susan dich nimmt und dass Mama Wadden sich von den Geldsäcken ihres seligen Gatten erhebt, um dir einige davon zu überlassen?“

Daniel Dodge lächelte überlegen.

„Dessen bin ich ganz sicher. Susan liebt uns beide, und wenn einer von uns wegfällt, den andern. Und Mama Wadden braucht man nur zu sagen, sie habe die niedlichsten Hände, die herrlichsten Augen, den schönsten Wuchs — und man hat sie für sich gewonnen. Also, entschließe dich, Edward ... ich gebe dir 90 Secunden Bedenkzeit.“ Dabei zog Daniel Dodge die Uhr hervor und legte sie vor sich auf den Tisch.

Edward Pingree kraute sich nachdenklich mit der Rechten hinterm linken Ohr, kratzte sich mit der Linken am rechten Fußknöchel und zupfte sich schließlich abwechselnd mit den Fingern beider Hände an der Nase. Eine Minute war verstrichen.

„Daniel, ich entsage vorläufig meinen Ansprüchen auf Miss Susan Wadden, behalte mir aber vor, mich an dir irgendwie zu rächen ... ohne Revolver!“

„All right!“, entgegnete Daniel Dodge.

* *
*

Daniel Dodge begab sich mit seiner jungen Frau auf die Hochzeitsreise, die sechs Monate in Anspruch nehmen sollte; Frau Susan Dodge wollte keine einzige Stadt besuchen, die Reise sollte von Dorf zu Dorf durch ganz Nordamerika gemacht werden; Daniel bewilligte ihr den Wunsch. Bei der Rückkehr sollte Daniel Dodge in den Besitz der Mitgift — rund zwei Millionen Dollars — gelangen und damit eine Fabrik von schmerzlosen Selbstmordrevolvern, System Dodge, gründen. Während das junge Paar sich auf der Hochzeitsreise durch die langweiligsten Dörfer und Weiler befand, unterhielt sich Edward Pingree ganz angenehm mit Frau Sarah Wadden. Er betrachtete mit Aufmerksamkeit ihre derben Hausknechthände und sagte ihr, sie seien edel geformt, er strich vertrau-

lich mit der Hand über Frau Waddens runden, fetten Rücken und betheuerte ihr, sie gleiche an Wuchs und Schönheit der Venus von Milo, er blickte in deren Schweinsäuglein und lobte deren geistreichen Ausdruck.

Drei Wochen später fand die Trauung Pingrees mit Frau Wadden statt, eine Stunde vorher hatte letztere ihr ganzes Vermögen — sechs Millionen Dollars — Edward Pingree zum unwiderruflichen Geschenk gemacht.

Pingree telegraphierte seinem Freunde: „Komm zurück. Frau Wadden ganzes Vermögen verloren."

Dodge kam mit seiner Frau abends nach Hause.

„Edward, wie hat meine Schwiegermutter ihr ganzes Vermögen verlieren können?"

„Sehr einfach, Daniel, ein anderer hat's gewonnen!"

„Wer, Edward?"

„Ich, Daniel!"

„Wieso, Edward?"

„Indem ich sie heiratete unter der Bedingung, dass sie mir ihr Vermögen vorerst schenkte!"

„Bravo, Edward! Aber ich bin nun unglücklich, ich kann Susan nicht ausstehen und sie liebt, wie ich erfahren habe, eigentlich dich! Was lässt sich da thun?"

„O, die Sache ist sehr einfach. Ich lasse mich von meiner Frau scheiden, du von deiner, dann heirate ich meine jetzige Tochter und du deine jetzige Schwiegermutter!"

„Wie — gratis?"

„Ich gebe dir zwei Millionen Dollars!"

„All right!"

* * *

Edward Pingree suchte sofort seine Frau auf und sagte ihr, sie sei ein hässliches Ungethüm, habe Hände wie ein Hausknecht, Augen wie ein Schwein, und ihr Buckel verleihe ihr das Aussehen eines Dromedars. Frau Sarah schäumte vor Wuth, sechs Stunden später waren sie geschieden.

Daniel Dodge erzählte seiner Frau: „Edward Pingree ist so sehr in dich verliebt, dass er sich heute abend um 6 Uhr 42 Minuten erschießen wird, — vorerst will er noch das Katzenasyl besuchen, für welches er sich lebhaft interessiert; von seiner Frau hat er sich scheiden lassen." Und Daniel Dodge fügte hinzu:

„Was meinst du, Susan, möchtest du nicht drei Leute auf einmal glücklich machen, indem du Edward heiratest?"

„Drei Leute? Ich verstehe nicht!"

„Erstens Edward, zweitens dich und drittens mich!"
„Wieso dich?"
„Nun, weil ich dich nie leiden konnte!"

* * *

Am darauffolgenden Morgen traten zwei neue Ehepaare eine Reise um die Erde an: Herr Daniel Dodge fuhr mit seiner Gattin Sarah, geborene Plumps, verwitwete Wadden, geschiedene Pingree nach Westen ab und Herr Edward Pingree mit seiner Gemahlin Susan, geborene Wadden, geschiedene Dodge, nach Osten.

„S."

Miss Minnie Darling, Doctor der Psychologie, saß in ihrem Studiersalon nachdenklich rauchend auf dem Divan und blickte dabei beharrlich in den großen Wandspiegel, der über dem Studiertisch hieng.

Da pochte es an der Thür.

„Herein!" rief Miss Darling und legte die kurze Pfeife auf das Tabouret, auf dem ein Aschbecher, eine Puderschachtel, ein Päckchen Streichhölzer, ein Fläschchen mit Parfum und eine Tabaksdose in reizender Unordnung umherlagen und -standen.

„Miss Minnie Darling", sagte nach höflicher Begrüßung der eben erschienene Mr. Jway kaltblütig, „ich bitte um Ihre Hand!"

„Oh! So?" machte Miss Minnie.

Der junge Mann machte sich aber gar nichts daraus, dass die junge Dame scheinbar so gleichgiltig „Oh! So?" gemacht hatte und fuhr fort:

„Wir kennen uns jetzt" — er zog die Uhr heraus -- „genau 3 Jahre, 7 Monate, 5 Tage, 4 Stunden, 37 ½ Secunden . . . das genügt. Also — ja oder nein?"

„Vor allem, Mr. Jway, nehmen Sie gefälligst an dem Tisch dort platz und tragen Sie Ihre Personalien in jenes Buch ein."

Mr. Jway setzte sich an den Tisch, las „Register der Heiratsanträge" und füllte hierauf in dem Buche die Rubriken, und zwar ad Nr. 1135, gewissenhaft aus.

„Also, Miss Darling, Sie haben wirklich bisher 1134 Körbe ausgetheilt!"

„Ja, Mr. Jway. Keiner wollte oder konnte die Liebesprobe bestehen."

„Welche?"

„Bitte, nehmen Sie vorerst platz, hier, neben mir . . . so . . . Eine Pfeife gefällig? Oh, Sie rauchen nicht! Nun hören Sie!

Ich habe einen Hass gegen den Buchstaben S, aber nur dann, wenn ein anderer ihn ausspricht — ich selbst verwende ihn sogar ganz gern. Nun sehen Sie mich an, als wäre ich verrückt. Bin's wahrhaftig nicht, bin bloß Psychologin, Autopsychologin. Sie wissen doch, es gibt Idiosynkrasien gegen Äpfel, Schwiegermütter, Wasser u. s. w. Die meine entstand vor etwa sechs Jahren. Da machte mir ein alter, widerlicher Herr einen Heiratsantrag . . . es war das erstemal, dass um mich gefreit wurde . . . dieses alte Haus sprach das S so hässlich aus, dass es mir recht unangenehm in die Ohren klang. Seither ist bei mir der Widerwille gegen diesen verd . . . Consonanten immer größer geworden. Denn jetzt macht er mich geradezu nervös. Und bisher haben, wie das Buch beweist, 1134, pardon — 1135 Herren um meine Hand angehalten. Ich weiß, keiner hat mich, alle haben meinen Reichthum geliebt, und doch wollte kein einziger sich das S abgewöhnen, keiner wollte es auch nur ein wenig versuchen, ob er die Liebesprobe bestehen wird . . . o Gott, wie unpraktisch sind doch die jungen Männer von heute! . . . Also, mein Freund, Bräutigam, beziehungsweise Gatte muss sich durch Vertrag verpflichten, in meiner Anwesenheit unter keinen Umständen den ominösen Consonanten über die Lippen zu bringen."

„Miss Darling, leicht ist das aber nicht."

„Gewiss nicht; aber ein Beweis großer Aufopferungsfähigkeit wäre es doch."

„Erlauben Sie, ich würde mich zu einem Versuche entschließen, wenn es sich um einen anderen Buchstaben handelte. Etwa X, Z oder K! Aber gerade das S, das ich so sehr liebe . . . es liegt etwas von Musik darin . . . bald ein angenehm sanft surrender, bald ein energisch rasselnder Ton."

„Mr. Iway, und ich hasse gerade diesen Buchstaben. Leise, zart ausgesprochen erinnert er mich an das Summen einer zudringlichen Fliege; und wird er scharf hervorgestoßen, so ist es, als sause ein Säbel durch die Luft. Brrr! Für mich liegt einmal etwas Unangenehmes, meine Nerven empfindlich Schmerzendes in jedem S, das ein anderer ausspricht. Und wer mich liebt, muss die conditio sine qua non annehmen, ich bin einmal psychologisch so veranlagt."

Eine Weile herrschte vollständige Stille im Studiersalon; nicht einmal das leiseste S ließ sich hören.

Miss Darling brach zuerst das Schweigen.

„Mr. Iway, ich nehme Ihnen hiermit das heilige Ehrenwort ab, dass Sie von dieser meiner Eigenheit, sagen wir selbst: Schrulle, keinem Menschen ein Sterbenswörtchen sagen. Sie sehen, Ihre 1134 Vor-

gänger haben ihr Wort auch gehalten, sonst wüsste man davon etwas in New-York."

Der junge Mann versprach ihr das und meinte schließlich, er wolle es versuchen, ob er auf das S werde verzichten können.

Miss Darling war zufrieden.

Drei Wochen später waren sie Verlobte. Der Bräutigam konnte bereits ziemlich flüssig ohne S sprechen; hier und da stockte er freilich und half sich durch mimische Bewegungen. Das Opfer, das der Bräutigam brachte, rührte die Braut und erwarb ihm deren volle Liebe. Die beiden Brautleute schlossen schon jetzt einen Vertrag ab, der unter anderem folgende Bestimmungen enthielt:

„Mr. Iway verpflichtet sich, an Miss Minnie Darling, seine jetzige Braut und binnen vierzehn Tagen legitime Gattin, aus seinem eigenen Vermögen eine Conventionalstrafe von je 100.000 Dollars für jedes S, das er ausspricht, zu entrichten; dagegen verpflichtet sich Miss Darling, an Mr. Iway die Conventionalstrafe von 500.000 Dollars in dem Augenblick zu bezahlen, da sie ihn zum erstenmal auffordert, den Buchstaben S wieder in Verwendung zu nehmen."

Das New-York der guten Gesellschaft war über das zärtliche Verhältnis, welches zwischen diesen Brautleuten bestand, außerordentlich erstaunt. Es gibt also auch außerhalb der Bühne und der belletristischen Literatur wirkliche, wahre Liebe? Am meisten Verwunderung erregte Mr. Iway, den man als einen sonst ganz normalen Menschen kannte.

* * *

Auf dem Standesamt fragte der Beamte:

„Mr. Iway, Sie sind also willens, Miss Minnie Darling zu heiraten?"

„Ye . . ."

„Was heißt das? Warum sagen Sie nicht ordentlich ‚Yes'?! Also?"

„Ye . . ."

„Mr. Iway, versetzte gereizt der Standesbeamte, „ich gebe Ihnen zu bedenken . . . also bitte, sagen Sie ‚Yes' . . ."

„Darf nicht!" replicierte Mr. Iway.

„Ach Unsinn!" rief Minnie nun ungeduldig und unmuthig dazwischen, „für diesesmal entbinde ich dich dieser Conventionalstrafe!"

„Oh, Minnie, mein Darling!" jauchzte Iway, ich danke für die halbe Million . . ."

„Ja, ja . . . aber sprich doch endlich einmal das ‚Yes' aus!"

„Nicht hier, nicht vor dem Beamten — überall, nur nicht jetzt und nicht hier. Nun habe ich eine halbe Million gewonnen und nun

verzichte ich auf die Ehre, Ihr Gemahl zu werden." — „Good bye", schloss Mr. Iway und gieng mit langen Schritten und glückstrahlend fort.

Miss Minnie sandte ihm einen bösen Blick, dann eine Revolverkugel nach, keines von beiden richtete einen Schaden an; dann fiel die Geprellte ohnmächtig dem Standesbeamten in die Arme.

Briefe von Ludwig Anzengruber an Josefine Gallmeyer.

Mitgetheilt von **Anton Bettelheim.**[1])

Im Jahre 1878 schrieb Anzengruber für die dazumal vom Carl-Theater an das Wiedener Theater übergesiedelte Gallmeyer eine Virtuosenrolle: „Die Trutzige"; der Dichter verleugnete sich nirgends in dieser Charakteristik einer bäuerlichen Widerspenstigen; wie sorgsam und erfolgreich der Bühnenkenner zugleich bemüht war, der künstlerischen Persönlichkeit der großen Volksschauspielerin gerecht zu werden, bezeugen die folgenden Briefe (die mir der Freund und Rechtsanwalt der Gallmeyer, Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Gustav Trebitsch, gütigst zur Einsichtnahme überlassen hat):

1.

Wien d. 9/8 878.

Verehrte Gnädige!

Es hat mich außerordentlich erfreut, dass Sie der 1. Act angesprochen hat. Hier folgt der 2. — möge er auch Ihren Beifall gewinnen.

Der 3. geht in wenigen Tagen zur Copiatur.

Um das Entrée der Liesel thut es mir leid, jedoch aus einem Grunde, den Sie wohl nie errathen würden, nämlich, weil da ein paar Minuten von der Dauer der Comödie in Wegfall kommen und sie „is eh' nit lang".

Ich sende Ihnen, selbstverständlich, sofort auch den 3. Act, sobald ich selben zu Handen habe, dann sind Sie im Besitze eines Buches.

Ich werde daher veranlassen, dass Ihnen hier die Rolle ausgeschrieben wird; nicht wahr?

Ich bin so sehr beschäftigt, dass mir die Zeit — aber nicht in angenehmem Sinne — zu kurz wird. Gestatten Sie daher, dass ich Sie bitte, das „Stuck" für den Autor sprechen zu lassen, der sich nennt

mit ungeheuchelter Verehrung

Ihr ergebener L. Anzengruber.

2.

Wien d. 28. Aug. 878.

Verehrteste!

Ich habe mir's aber gedacht, dass Sie irgend etwas aus Ihrer Laune gebracht haben musste; da das einem anderen Autor mit 18 Bogen starker

[1]) München. „Allgemeine Zeitung."

Leistung gelungen ist, so berührt es mich allerdings nur insofern, als immer die Verflüchtigung Ihrer prächtigen Laune zu bedauern ist und dass ich dadurch länger auf Ihre Antwort warten musste.

Diese selbst hat mich indes in hohem Grade erfreut, denn hinterher kann ich es Ihnen ja sagen, ich habe die Aufgabe, für Sie zu schreiben, durchaus nicht auf die leichte Achsel genommen, und so einfach sich das Stück ansieht, so steckt doch ein ganz nettes Theil Arbeit gewissenhaftester Art darin. Es macht mir nun außerordentliche Freude, dass ich das Richtige getroffen habe. Sie dafür zu interessieren, mir ist das immer der Erfolg, den ich in erster Linie anstrebe; der Künstler muss sich bei mir und zwar in der Eigenart, wie die Rolle bei mir liegt, dafür interessieren, dann ist mir für den Erfolg in 2. Linie — beim Publikum — nicht mehr bange. Wäre auch hier ganz lächerlich, ich bitte Sie, wenn wir beide wollen, was wollen dann die armen Hascher in Parterre, Loge und auf der Gallerie machen, als entzückt oder gerührt sein, wie es uns eben ansicht — und applaudiren?! Dö g'hör'n uns!

Und wir haben sie uns redlich erworben.

Ich war gestern gleich nach Empfang Ihres Schreibens, bei Steiner[1]), sagte ihm, dass er die Rolle sofort an Sie schicken möge und beantragte die Besetzung der Rolle der Johanna durch Frl. Jules.

Was Szika anlangt, so haben Sie vollkommen recht, dass dieser Ihren Brief zu lesen bekommen hätte, so gut wie er den meinen zu lesen bekommen hat. Ich habe eben mit der Besetzung — wie ich sie mir gedacht — nicht hinter dem Berge gehalten, natürlich habe ich dadurch keine geringe Verstimmung hervorgerufen. Da ich übrigens in meinen Besetzungsvorschlägen nur von der Rücksicht auf die Harmonie des ganzen Bildes ausgehe und keine persönlichen Motive mir maßgebend sind, so bescheide ich mich ruhigen Gewissens über den etwaigen Effect meiner Offenheit.

Selbstverständlich habe ich Ihre leider sehr zutreffenden Zeilen über den „Muth" der Directoren den Steiner nicht lesen lassen, sondern Ihren Brief in der Tasche behalten.

Dass Sie sich entschlossen haben, das Entréelied zu singen, danke ich Ihnen auf das herzlichste.

Ich bin so ein sparsamer Autor, dass wenn man mir etwas ausfallen lässt, gleich der Abgang sich bemerkbar macht. Ich werde Ihnen diese Ihre Freundlichkeit nicht vergessen.

Wir sind einig und wollen es auch bleiben. Gewiss! Das Interesse, das wir aneinander nehmen, ist das rein künstlerische, ich finde bei Ihnen ein so freundliches Eingehen auf meine Intentionen, dass ich bestrebt sein werde, Ihnen nur künstlerisch würdige Aufgaben zu stellen, und dass es mir nie einfallen wird, Ihre außerordentliche Darstellungsgabe zu missbrauchen; dass ich Ihre Eigenart jederzeit berücksichtigen werde, das ist etwas anderes, Derartiges hat schon der Herr Theaterdirector Shakespeare vor 200 Jahren gethan, als er seine Dramen dichtete und für seine Bühne und deren Kräfte berechnete.

Das war auch kein schlechter Autor, aber Bauernkomödien konnte er doch nicht schreiben und Soubrette, wie Sie, hatte er, so viel bekannt, auch keine.

Sie fürchten, dass die Comödie zu kurz wird. Sie wird nach dem Maßstab, den ich dafür habe, um 1/210 Uhr aus sein und das ist gerade recht. Nicht nur der Galleriebesucher fühlt bei uns mit freundlichem Behagen den ersparten Sperrgroschen in der Tasche, sondern auch unsere nobleren Theaterbesucher sind nicht

[1]) Dazumal Director des Theaters an der Wien.

böse, wenn sie vor der 10. Stunde aus unseren etwas warmen Kunstinstituten entlassen werden. Auch bin ich für einen ganzen Eindruck, den ein Nach- oder Vorspiel, das außer den Rahmen fällt, abschwächen muss.

Natürlich darf ich mich aber da in meiner Berechnung nicht geirrt haben, um 9 Uhr etwa, darf es noch nicht schließen, und in diesem Studium will ich mich nun betreffs der „Dauer" ergehen. Geht es mit den verschiedenen Entreacts, Musiknummern etc., gut, geht es nicht, dann werde ich auch gerüstet sein. Ich habe das Ding, wie ich sonst immer thue, noch nicht laut in einem Strich weg vorgelesen, darnach hab' ich immer das richtige Maß, lese ich 2 Stunden, dann dauert's sicher bis 1/2 10. Das Resultat dieser Special-Untersuchung werde ich Ihnen, sobald ich sie angestellt, vermelden.

Was das Costüm der „Liesel" anlangt, so rede ich da nicht gerne etwas darein, sollten Sie sich vielleicht schon ein Bild geschaffen und vor Augen haben, so wird's das richtige wohl sein.

Ebenso verhält es sich mit einem Umzug, derselbe kann ganz unterbleiben oder es kann das im 1. Act etwas gewählte Costüm im 2. gegen ein einfacheres vertauscht werden, das dann bis zum Schluss beibehalten wird.

Ich halte die Costümfrage besonders in einer Rücksicht für nebensächlich.

Nehmen wir z. B. an, Sie hätten sich eine ganze Scene zurechtgelegt, sie zu Faden geschlagen und endlich in Ihrem Zimmer theilweise agiert, und nun oktroierte man Ihnen, der Costumerichtigkeit halber, einen Hut, der Sie aber absolut genierte?

Ich sagte natürlich, weg damit, und wenn alle anderen Hüte tragen würden, die „Trutzige" trägt keinen.

Ich habe übrigens schon lange die Absicht, mir von Freund Rosegger die Tracht der Gebirgsbäuerinnen beschreiben zu lassen in Detail, denn für Toiletten, sei es bei Damen oder Bäuerinnen, hab' ich kein Auge.

Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen auch das Resultat dieser Erkundigung bekannt zu geben, und wir acceptieren dann, denke ich, das Acceptable und scheiden aus, was etwa hindernd der freien Beweglichkeit entgegentritt.

Übermorgen fahre ich auf 14 Tage zur Erholung nach Marienbad.

Erhalten Sie sich bei guter Laune und seien Sie herzlichst gegrüßt

Von Ihrem Sie hochschätzenden

L. Anzengruber.

3.

Wien, den 21/9 1878.

Verehrte gnädige Frau!

Von Marienbad heimgekehrt, erhielt ich Ihre freundlichen Zeilen. Es freut mich, dass Sie bald nach Wien kommen. Wir werden dann auch die Costumfrage etc. etc. mündlich besser und eingehender erörtern können, als das brieflich angehen will, wo oft jede Beschreibung eine Erklärung hinterher fordert.

War ich schon recht vergnügt, Sie für die Rolle und das Stück gewonnen zu haben, so bin ich es jetzt in ungleich höherem Grade, wo Sie mit dem Studium der Partie bereits auf den „G'schmack kommen sind", dieselbe nicht leicht zu finden. Mir wird dabei ungemein leicht. Nein, leicht ist sie nicht zu spielen, die „Trutzige", aber nicht wert wollte ich sein, die Feder zu führen, wenn ich Ihnen eine leichte Rolle schriebe, das hab' ich eben nicht nöthig. Sie werden fertig damit, mit noch ganz anderen Aufgaben, und so viel an mir liegt, will ich das auch beweisen. Ich komme immer zurück auf das, was ich schon gesagt habe über Sie, ich weiß nicht hinter Ihrem Rücken oder auch Ihnen ins Gesicht, Sie können viel mehr als bis jetzt das Publicum von Ihnen gesehen hat, das weiß es noch gar

nicht, was Sie eigentlich können. Dabei schlage ich Ihre bisherigen Leistungen so hoch an, wie es dieselben verdienen.

Wenn ich für eine Hauptpartie eine solche Kraft habe, wie Sie, da schreibe ich immer so, dass diese Gelegenheit findet, sich voll zur Geltung zu bringen, dass sich im Hause jenes ungemein behagliche und anmuthende Gefühl verbreitet, das man immer einer Kunstleistung gegenüber hat, jenes den kleinsten Zug genießende Verständnis, das der dümmste Zuschauer mit einem Male findet, wenn er einem begnadeten Talente gegenüber sitzt. Das ist dann erst Comödie gespielt, wenn der Kerl auf der Gallerie und der in der Loge nicht aus dem Bann der Bühne herauskann.

Ich bin außerordentlich für solche Vorstellungen und für solche Kräfte eingenommen, und daher werden Sie schon entschuldigen, dass ich aus Achtung diese „Trutzige" zu einer „trutzigen" Rolle geschaffen habe. Sie kriegens schon unter, wie die andern in der „Provence" damit fertig werden, das müssen wir beide, Gott sei Dank, nicht mit ansehen.

Ich bitte Sie, mich nach Ihrem Eintreffen in Wien zu benachrichtigen, wo und wann ich Sie treffe.

Besten Gruß.

L. Anzengruber.

„Die Trutzige" wurde am 6. October 1878 im Theater an der Wien zum erstenmal aufgeführt, von der Kritik wohlwollend aufgenommen, vom Publicum ziemlich fleißig besucht, so dass der mir vorliegende eigenhändige Einnahmen-Nachweis Anzengrubers vom October bis zum December 1878 einen Tantièmen-Betrag von 1844 Gulden 81 Kreuzer verzeichnet. Es war für lange Jahre der letzte Cassenerfolg des Dramatikers Anzengruber in Wien. Die Stücke des Jahres 1879 („Faustschlag", „Alte Wiener," „Aus'm g'wohnten Gleis") machten wenig Eindruck. Das für die Geistinger 1880 geschriebene Wiener Stück „Brave Leut' vom Grund" wurde von der Operetten-Diva so schnöde abgelehnt, dass der tiefverstimmte Dichter sich für Jahre vollkommen von der Bühne zurückzog und in sauren Tagewerken als Erzähler und Herausgeber der illustrierten Wochenschrift „Heimat" für seinen bescheidenen Haushalt aufkommen musste.

Auch die Gallmeyer hatte mittlerweile die Wandelbarkeit der Gunst der von ihr allerdings oft muthwillig gereizten Theaterleiter erfahren. Jahrelang war in Wien kein Raum für sie. Die Grazer bereiteten ihr indessen — zumal in Anzengruber-Rollen — gastlichen Empfang. Als nun Anzengruber gelegentlich in die Hauptstadt der Steiermark zu einer Vorlesung geladen wurde, beeilte sich die Gallmeyer, sein Pult mit einem Lorbeerkranz zu schmücken, für den der Dichter brieflich in seiner schnurrigen Art dankte:

4.

Redaction der „Heimat",
I. Seilerstätte 2, Wien.

Wien, den 6/11 1883.

Vielverehrte!

Ich danke Ihnen für Ihre mich ehrende Aufmerksamkeit und bedauerte recht lebhaft, dies nicht persönlich thun zu können, da die Abhaltung, die Sie hatten und die Sie ferne hielt, eine so betrübende war.

Hoffentlich treffen Sie diese Zeilen bei Wohlsein.

Übrigens hätte es Sie vielleicht noch kränker gemacht, wenn Sie meinen „Umgang mit Lorbeerkränzen beobachtet hätten. Ich trennte die Schleife ab, brach den Draht und rollte das Grünzeug zusammen in meinen kleinen Koffer.

Und was sagen Sie — ich wusste, dass mein Lorbeer was aushält — nix is gschehn! In Wien angekommen, schickte ich sogleich nach einem kunstfertigen Rastelbinder und ließ den Kranz wieder zusammenfügen und nun hangt derselbe so frisch und grün, als wäre er nie in gedrückter Lage gewesen über einem Bilde von mir und erweckt Bewunderung und Neid. Er ist also echt.

Ich bin von meiner Reise — neun Stunden Fahrt — noch nicht recht zu mir gekommen. Verzeihen Sie also die Kürze dieses selbigen Schreibens und nehmen Sie nochmals meinen Dank und verbleiben Sie gewogen

Ihrem Sie hochschätzenden

L. Anzengruber.

5.

Wien, d. 11/11 883.

Verehrteste!

Für Ihren Schreibebrief besten Dank. Von mir aus hätten Sie schon längst nicht nur in meinen Stücken spielen sollen, sondern müssen!

Es wird mich sehr freuen, davon zu hören. Die Vroni, die Gelbhofbäuerin, die Horlacherlies dürften Ihnen nach meinem Dafürhalten liegen. Auch in „Doppelselbstmord“, „Jungferngift“ sind Rollen Ihrer Beachtung wert.

Was den hiesigen „Cyclus“ [1]) anlangt, so gehört auch Martinelli zu den Übergegangenen, bei ihm fand ich das entschuldigt, da der Cyclus kein eigentlicher ist und die Stücke erst vorab einzeln einstudiert werden müssen, und erst wenn sie im Repertoire des Theaters stehen, ein Gast in einer Reihenfolge derselben auftreten kann, bei Ihnen aber ist's ein anderes, ob Sie in Graz oder Wien säßen, ab und zu als Gast auftretend, zählte gleich.

Sie wissen, dass ich mich in Cliquen- und Claquen-Geschichten nicht einlasse, daher auch selben gar nicht nachfrage, so bleibt mir dann Manches unerklärlich, aber ich will mir durch solches Wissen nicht Kopfweh machen lassen.

Besten Gruß von Ihrem aufrichtig ergebenen

L. Anzengruber.

Stuck schreib ich kein's!
Die Zeit is mir nit darnach.

6.

Wien, d. 18/12 883.

Verehrte Frau Gallmeyer!

Gewiss macht es mir Freude, wenn Sie mit Rollen meiner Stücke Triumphe feiern, ich wusste das lange, dass es so kommen würde, sobald Sie sich damit befassen, daher stimmt es mich ein wenig wehmüthig, denken zu müssen, dass Sie es nicht früher gethan, es ist dies allerdings eine eigennützige Regung, aber verzeihlich.

Es macht mir Freude, meine Stücke jetzt noch wirksam zu sehen, nachdem sie doch schon ziemlich alt geworden; neun Jahre hat der „G'wissenswurm“ hinter sich, und lebendig wird er unter geschickten Händen, unter Ihrer Darstellung muss er packend wirken.

Ich aber stehe neun Jahre gealtert, ich bin nicht mehr der, der dieses Stück schrieb, mir fehlt die Lust des Schaffens, und da hilft auch keine Ermunte-

[1]) Im Wiener Stadttheater unter der Direction Karl v. Bukovics.

rung; damals galt mir das Theater, die Bühne, nicht nur für mich als der Weg aus Drang und Noth, sondern überhaupt als solcher für das zeitgenössische Publicum; mälig drängte sich mir die Überzeugung auf, es sei eben die Schaustellung von Stücken ein Geschäft wie jedes andere u. s. w. u. s. w. Es sind diese Lamentationen ernüchterter Dichter ja bekannt; ob und bis wann ich aber wieder einmal einen Rausch haben könnte, das weiß ich doch nicht vorauszusagen.

Es grüßt Sie bestens, vergnügte Feiertage und ein frohes Neujahr wünschend
Ihr aufrichtig ergebener
L. Anzengruber.

Es ist der letzte Brief des genialen Dichters an die congeniale Schauspielerin. Wie La Roche und Bauernfeld, hat Anzengruber nie ein Hehl daraus gemacht, dass er die Gallmeyer für das stärkste, echteste Talent der Volksbühne seiner Tage halte. Und als sie jählings starb, wurde sie nicht, wie sie das auf ihrem Sterbebett verlangt, „wie eine Bettlerin begraben": als Erster hinter ihrem Sarge schritt Ludwig Anzengruber einher.

Gotteslästerer, Umstürzler und Curpfuscher.

Unter dieser Marke bringt die „Kritik" einen bemerkenswerten Aufsatz, dem Folgendes entnommen ist:

Da es für den Menschen nichts Heiligeres gibt, als seine Religion und seinen Gott, so hat von jeher die Lästerung von Religion und Gottheit ihn aufs tiefste verletzt.

Da ferner die Sicherheit unseres gesellschaftlichen Lebens sich auf die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, genannt Staat, gründet, so müssen die, welche diese Ordnung bedrohen, jedem Ordnungs- und Friedliebenden als die gefährlichsten Menschen erscheinen.

Da endlich unsere Gesundheit die unentbehrliche Grundlage eines glücklichen Lebens ist, und der Kranke, der sich dem Arzt anvertraut, damit sehr häufig Leben und Tod von ihm abhängig macht, so müssen die, welche dieses Vertrauen missbrauchen, welche durch ihre Curpfuscherei die Menschen mit lebenslänglichem Siechthum, mit verfrühtem Tode bedrohen, nicht minder, als die Gotteslästerer und Umstürzler furchtbar erscheinen.

Nieder mit den Gotteslästerern! Hinaus mit den Umstürzlern! Weg mit den Curpfuschern!

Was ist Gotteslästerung? Nun, Gott ist die personificierte oder nicht personificierte Idee der höchsten Vollkommenheit, so gut sie sie ein jeder zu denken vermag. Wenn eine niedrige Idee von einzelnen Menschen sollte verkörpert, zur Gottheit gemacht werden; wenn diese Menschen

sodann jemanden der Gotteslästerung anklagen, weil er jener niedrigen Idee die göttliche Ehrerbietung versagt habe, so darf der Gesetzesvertreter auf eine solche Auffassung nicht eingehen. Denn, wenn beides, das Gute und das Schlechte, göttlich verehrt werden soll, wer wäre dann nicht auf die eine oder andere Weise ein Gotteslästerer?

Gott ist, wie Johannes sagt, die Liebe, und, wie Paulus sagt, die Wahrheit. Dieses höchste, heiligste Wesen, welches die ganze Welt durchdringt, und sich da am schönsten offenbart, wo seelische Reinheit ist, lästert man nicht durch gesprochene oder gedruckte Worte, sondern durch schmerzlichst empfundene Thaten — durch wissentliches Unrecht, durch Vergewaltigungen an der schwachen Unschuld, durch Unterdrückung von Wesen, die die Natur zur Freiheit geboren hat, durch Unterdrückung der Vernunft, durch Verwandlung des natürliches Recht in juristisches Unrecht und des natürlichen Unrechts in juristisches Recht, durch Verfolgung derer, die von ihrem fühlenden Herzen getrieben werden, einzutreten für die Beseitigung der Ursachen des Elends. Es ist Gotteslästerung, zu verhindern, daß die Menschen ihre Zustände verbessern und sich fort und fort aufklären, indem jeder das, was er dazu beitragen kann, den andern mittheilt. Es ist Gotteslästerung, denen, die ihren leidenden Mitbürgern Verbesserungsvorschläge machen, den Mund zu stopfen. Es ist Gotteslästerung, andere hievon durch allerlei Drohung zurückzuschrecken. Es ist Gotteslästerung, die Natur zum Stillstande oder gar zum Rückgange zu verurtheilen. Das ist Gotteslästerung — wenn anders Gott dasjenige ist, was in reiner Freude in uns aufjauchzt und in edlem Schmerze in uns aufzuckt, wenn Gott die Wahrheit, die Freiheit, die Liebe ist. Oh, wie selten wird wahre Gotteslästerung geahndet! (Siehe Johannes Guttzeit: „Wer lästert Gott“, dritte Auflage, Selbstverlag, Schmargendorf bei Berlin.)

Und wer sind die Umstürzler, die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung? Etwa jene, welchen die hergebrachten Zustände, die sich von Jahr zu Jahr verschlimmern und die sociale Frage immer brennender werden lassen, eine Unordnung erscheinen? Etwa jene, die auf möglichst friedliche Weise, aber doch um jeden Preis, der unsäglich qualvollen Selbstpeinigung und dem langsamen Selbstmorde der Völker, ausgeübt durch ein überaus künstliches Staatssystem, zum Segen aller ein Ende bereitet sehen möchten? Etwa jene, welche eine von Grund aus neue Ordnung wollen, gegründet nicht auf überlieferte Vorrechte und papierne Gerechtsame, sondern auf die wahre Natur des Menschen?

Der Staat, als der organisierte Wille des Volkes, verdient höchste Achtung. Die Gesetze, die sich ein Volk gibt und aufrecht erhält, dürfen innerhalb der Grenzen des Landes nicht verletzt werden. Eine Partei aber, die unter der Gunst morscher Zustände ihren Sondervortheil sucht, ist nicht der Staat. Der Staat wohnt nicht in Büchern und verstaubten

Schreibstuben, auch nicht in den Gewehren der Soldaten oder den Säbeln der Schutzleute, sondern er wohnt in den Herzen seiner wackeren Bürger.

Darum sind nicht jene die Umstürzler, die eine beständige Vervollkommnung der staatlichen Ordnung aus dem Gesichtspunkte der Beglückung aller anstreben, sondern die, welche eine solche naturgeforderte Weiterentwicklung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln aufhalten. Sie stürzen Tag für Tag die wahre gesellschaftliche Ordnung um, indem sie, gestützt auf Standesvorrechte und Paragraphen-Buchstaben, unschuldige und wohlgesinnte Menschen belästigen, in Erwerb und Ansehen schädigen, einkerkern und auf die verschiedenste Art maßregeln. Und wenn, herausgefordert durch diese beständigen Umstürze, die noch nicht gebrochene Naturkraft der noch nicht geknechteten Menschen sich endlich entschieden zur Wehr setzt, um die umgestürzte Ordnung wieder auf die Füße zu stellen, und eine solche Umwälzung sich nicht mit den sanftesten Mitteln vollzieht, dann tragen die Schuld allein die, welche gegen die ewigen Naturgesetze verblendet waren und die große Mehrheit ihrer Mitmenschen als eine ererbte Pfründe ausbeuten wollen. Das ist Umsturz. Es ist mit einem Wort Umsturz der wahren staatlichen Ordnung, etwas als Gesetz aufzustellen und mit Strafen aufrecht zu erhalten, was dem thatsächlichen Willen und Wohle des Volkes entgegen ist.

Und wie steht es mit der Curpfuscherei? Welche Sicherheit bieten die Gesetze gegen diese Gefahr?

Deutschland hat Curierfreiheit. Das Gewerbe der Krankenbehandlung ist so frei wie irgend ein anderes. Der Kranke darf sich einen Arzt mit und ohne Doctortitel erwählen. Der Arzt ist gesetzlich nicht mehr verpflichtet, zu helfen. Er darf die Bezahlung mit dem Kranken vereinbaren. Er darf sich niederlassen, wo's ihm beliebt.

Haben diese Bestimmungen das Curpfuscherthum verhütet? Ganz und gar nicht!

Doch weiter. Nur der gedoctorte, genauer: der approbierte Arzt, darf sich Arzt nennen. Nur er darf von den Behörden als Arzt angestellt werden. Nur seine Krankenatteste und Todtenscheine sind maßgebend; nur er darf „Heilmittel" verordnen, die dem Handverkauf und freien Verkehr entzogen sind.

Ist durch die Maßregel der Curpfuscherei wirksam entgegengetreten worden? Noch weniger! Täglich wird unter dem Vorgeben, die ärztliche Kunst oder Wissenschaft auszuüben, Unzähligen im Lande für ihr saures Geld statt Gesundheit Krankheit, Jammer, Elend, händeringender Schmerz, wird hoffnungsvollen jungen Menschen das Grab bereitet.

Es muss also mehr oder etwas anderes gegen das Übel gethan werden. Das hat man auch in immer weiteren Kreisen längst einzusehen begonnen. Nun gehen die Ansichten über das, was zu thun sei, ebenso weit aus-

einander, wie über die Frage, welches denn eigentlich die Curpfuscher seien. — Nun, wer sollte dies anders sein, als alle die, welche Kranke behandeln, ohne den Doctortitel zu führen und von staatlich angestellten Prüfungscommissionen den Segen, genannt Approbation, als Arzt erhalten zu haben! Hm — — —

Was ist denn eigentlich wahre Curpfuscherei? — Wenn ein Schäfer oder ein Gärtner oder auch ein altes Mütterchen einem Kranken zu einem Mittel rathen, welches nach ihrer allerdings nicht von Professoren dictierten, sondern aus der Erfahrung des Lebens geschöpften Überzeugung heilt, so ist das noch keine Curpfuscherei, selbst wenn sie für diesen Dienst etwas erhalten. Wenn ein Kranker sich von dem an der Krankencasse angestellten Doctor der Medicin behandeln läſst, schon weil er dessen Attest braucht; wenn ihm aber die Curvorschriften des Doctors nichts helfen, sondern mehr schaden, und wenn in der Stille ein anderer Mann ohne jenen Titel ihm an die Seite tritt und ihn naturgemäß, durch Beseitigung der Krankheitsursachen und Anregung der Selbstheilkraft thatsächlich heilt: dann ist dieser der Arzt und jener der Curpfuscher. Wenn jemand ein kleines Übel hat und der Mediciner macht mit äußeren und inneren Giften ein großes Übel daraus; wenn der so erst recht krank Gemachte zu einer „Autorität“ nach der anderen reist, hunderte von Mark zahlt, und doch immer kränker wird, bis alle ihn aufgeben — und wenn dann der verachtete Naturarzt gerufen wird und mit anscheinend unbedeutenden Mitteln, wie sie eigentlich der Instinct eingeben sollte, den Todescandidaten wieder auf die Füße stellt und wieder des Lebens froh macht — was in unzähligen Fällen erfolgt ist —: dann ist dieser der wahre Arzt und sind jene die Curpfuscher.

Es ist Curpfuscherei, einen Menschen, der sich den Fuß verstaucht hat und mit Umschlägen in einigen Tagen könnte geheilt werden, „wissenschaftlich“ so zu misshandeln, daſs er die fürchterlichsten Schmerzen erleidet und lebenslänglich auf Krücken einhergeht — auch wenn man Dr. med. ist. Es ist Curpfuscherei, die Krankheitserscheinungen mit giftigen Mitteln zu bekämpfen, statt die Ursachen der Krankheit mit unschädlichen. Es ist Curpfuscherei, eine Vernichtung der Bakterien zu unternehmen, wobei der gesammte Organismus geschädigt wird, statt den Zustand zu beseitigen, welcher allen jenen Bakterien den Nährboden darbietet. Es ist Curpfuscherei, an armen, wehrlosen Krankenhaus-Insassen gesundheits- oder lebensgefährliche Versuche vorzunehmen, nach dem Grundsatze, daſs jedes neu entdeckte Gift auf seine Wirkungen hin müsse probiert werden. Es ist Curpfuscherei, einen nervösen, zur Geisteskrankheit neigenden Menschen so ungeschickt zu behandeln, daſs er davon vollends geisteskrank wird, oder gar einen vernünftigen Menschen, etwa, weil er eine Postkarte unbeachtet gelassen, „ärztlich“ für geisteskrank zu erklären, und aus diesem oder ähnlichem Grunde

ins Irrenhaus zu sperren. Es ist arge Curpfuscherei, den schmutzigen Eiter aus dem aufgeschnittenen Bauch eines Kalbes den Menschen ins Blut zu spritzen und das mit dem Namen Schutzimpfung zu belegen, wo kein Arzt einen Schutz, ja nicht einmal die Unschädlichkeit gewährleisten kann. Es ist doppelte Curpfuscherei, wenn damit fortgefahren wird, nachdem das Gefährliche der Sache ein Verbot bei den Schafen erforderlich machte und auch immer neue empörende Schädigungen und Tödtungen durch diese Art von „Gesundheitspflege" verübt werden. Aber diese Curpfuscherei wird zum Gesetze gemacht, indem man das Volk wahl- und willenlos diesem Verfahren unterwirft, wie denn schon Müttern gewaltsam ihre Kinder entrissen und geimpft wurden, während der Vater wegen Verweigerung dessen eingesperrt war. Und das alles, ohne dieses Verfahren wissenschaftlich irgendwie begründen zu können! (— ? —)

Wenn obige Zeilen die rechten Begriffe von Gotteslästerung, Umstürzelei und Curpfuscherthum klargelegt haben, so wäre damit viel gewonnen. Denn auf die Klärung der Begriffe kommt es in allen Dingen zuerst an.

Sterben und erben.

Wenn Leute sterben, da kann man manchmal Wunder erleben! Es ist so merkwürdig, dass der eine stirbt und der andere leben bleibt. Leben bleibt mit allen seinen Kleinlichkeiten, Eitelkeiten und Niederträchtigkeiten. Die Liebe, wenn eine vorhanden ist, schreit freilich auf, schwer getroffen durch den Verlust, die Freundschaft schreit auf, das Mitleid schreit. Aber die Selbstsucht daneben, die bleibt unberührt, bleibt die kalte, berechnende Selbstsucht. In dieser befangen, sieht der eine den andern hinsterben und denkt an seinen Vortheil. Täglich kommen Nachrichten von gestorbenen Bekannten, täglich begegnen ihm auf seinen eigennützigen Wegen die Leichenzüge solcher, die vorgestern noch Lebemänner, gestern noch Egoisten gewesen sind und die ihm nun dahinschwankend zuwinken: Heute mir, morgen dir! Aber seinen Egoismus erschüttert das nicht im Mindesten. Wieso auch! Der Mensch stirbt, der Egoismus ist unsterblich, der braucht kein memento mori zu fürchten.

Ich aber hasse dieses unsterbliche Ungeheuer, es verhindert die Erlösung der Menschheit, weil es ihre Auflösung hindert. Und an Sterbebetten tritt es manchmal in seiner ganzen teuflischen Dämonie hervor.

Sie hatten sich doch ein Leben lang geliebt, dieser alte Mann, der hier mit dem Tode ringt, und diese Frau, die weinend an seinem Bette sitzt und seine stiller und stiller werdenden Athemzüge beobachtet! Er

hatte doch für sie gelebt und sie für ihn und hundertmal hatte eines zum andern gesagt: Schatz, ich möchte dich nicht überleben! Obschon es ihre Mittel recht gut erlauben, auch ohne einander zu existieren. Sie haben stets ihr besonderes Geld in ihrem gesonderten Kasten gehabt. Nun labt sie ihn mit Essig und murmelt leise Gebete und merkt, dass sein Leib sich krampft und dass seine Auge erstarrt. Sie eilt zur Lade, um eine Wachskerze anzuzünden, und es kommt ihr zufällig sein Casseschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann klemmt sie dem Sterbenden die brennende Kerze zwischen die Finger, das will nicht halten, sie krümmt seine Finger zusammen. Das Röcheln wird leiser, sie betet, sie schluchzt, sie ruft ihn zärtlich bei seinem Namen, zuckt ab und horcht, ob er noch athmet.

Wieder einmal hebt sich die Brust, so hoch, dass sich das Haupt nach rückwärts neigt. Sie beginnt neuerdings laut zu beten, sie sagt alle Gebete her, die ihr einfallen und wiederholt sie. Das Vaterunser kann sie nicht mehr ganz, aber sie betet darüber hinweg und muss weinen bei dem Gedanken, dass der Arme so hart stirbt. Als es an seinen Mundwinkeln hervorschäumt, denkt sie: das ist das Ende! und fährt mit dem Tuche über sein Gesicht, da sind gleich die Augenlider zugedrückt. Aber es schöpft sich noch ein Athemzug und — endlich noch einer. Dann lauert sie mehrere Minuten hin — nichts mehr. Es ist vorbei! murmelt sie und springt rasch auf. Zur Casse. Man muss nicht überall andere zuvorkommen lassen. Man muss sich doch kümmern um seine Sachen. Es kommen schon andere und starren mit großer Verblüffung jetzt auf den Todten, jetzt auf den Kasten.

Die Leiche ist noch nicht kalt, so nahen die Doctoren und die Notare, der Staat wie die Familie langen mit der gleichen Gier nach der Hinterlassenschaft, der Todesfall ist ja ein Glücksfall, ein Fälligwerden des Erwarteten. Es ist über Erwarten gut bestellt und nun erst kommt die Trauer. Sie weinen so kläglich, er war so gut, sie sind ihm so dankbar und können sich so fest verlassen auf den Tod, der keinen wieder wachwerden lässt.

Ich habe schon geifernde Kinder gesehen am Todtenbette eines theuren Vaters, einer lieben Mutter. Die Liebe wurde zu Hass, wenn sich eines verkürzt sah. Jenes Mädchen war eine Ausnahme, das auf Befragen der Geschwister, was sie sich an Wert- und Schmucksachen wohl wünsche von der Mutter Hinterlassenschaft, vor Schmerz gebrochen die Antwort gab: „Daran kann ich nicht denken. Wenn ihr mir was geben wollt zum Andenken, so bitte ich um das hölzerne Kreuz, das sie beim Sterben in der Hand gehabt hat.“ Solche Erbgenossen sind freilich bequem. Sie gaben ihr das Kreuz und lachten sie aus. Sie selber huben untereinander einen langen herz- und lebenvergiftenden Streit an um Gut und Geld,

das Mädchen mit dem Kreuze lebt still und im treuen Gedenken arm und ruhig für sich hin.

Es hat ja überhaupt etwas Missliches, als reicher Mann zu sterben. Es ist eine rechte Calamität, alles, was man mit Sorgen erworben, mit Sorgen geliebt hat, auf einmal fremder Willkür überlassen zu müssen. Sonst ist das Rauben und Tödten verboten; dafür zahlt man seine Steuern, dass der Staat den Privatbesitz beschütze. Der gewöhnliche, landläufige, zutäppische Tod aber hat offenen Zutritt in jedes Haus, und selbst wenn er der Polizei den Ärmel streift mit seiner Hippe, sie rührt sich nicht, läßt den braven Staatsbürger ruhig hinmorden und berauben bis auf den letzten Knopf. Das ist eine schreckliche Misswirtschaft! Und erst gar, wenn kein Mensch weiß, ob die Thränen, die dem Todten so rührend nachgeweint werden, Schmerzens- oder Freudenthränen sind. Das könnte einem wahrlich alle Freude am Sterben verleiden!

Beim Armen hingegen geht alles so wahrhaftig und einfach her. Wird auf seinen Tod gelacht, so ist's echt, wird geweint, so ist's auch echt.

Widerlicheres jedoch kenne ich nicht, als wenn neben dem kaum noch erstarrten Gestorbenen die Kästen und die Cassen sperrangelweit aufgerissen werden, mit krampfigen Fingern die Pakete und Papiere und Rollen herausgenommen. Misstraurisch lauern sie einander auf die Hände, fieberhaft springt der Athem der Betheiligten und der Notar inventiert mit dem ganzen Froste einer Bureaukratenseele die Hinterlassenschaft. Und der arme Tode liegt da und ist so recht der Hopf, der um und um gründlich Betakelte. Jawohl, meine lieben Reichen, das Sterben ist eine unangenehme Geschichte, und ich wette, es thut euch weniger leid um eure bluteigenen Hände und Füße, dass sie schäbig vermodern müssen, als um euer liebes Sacherl, das nicht die Würmer, sondern die lachenden Erben kriegen!

Da denke ich gerne an Jesus, der ein eigenthümlicher Kopf war. Der ist ein solcher Lebemann gewesen, dass er nicht einmal die Sorge für den morgigen Tag leiden mochte. Wie wird er erst die armen reichen Erblasser auslachen, die sich das ganze Leben sauer werden lassen dafür, dass ihnen das Sterben erst recht sauer werden soll! Oder gibt es so einer im Sterben aus reiner Liebe für die Seinen hin? Na, prosit Mahlzeit! Wer seinen Kindern just erst durch fette Erbschaften aufhelfen will, der ist, Gott verzeih's, ein vollendeter Tropf. Ererbtes wie gewonnenes Geld hat kein Glück in sich. Zehntausend ererbte Gulden machen dem blasierten Eigner nicht so viel Freude, als einem andern zehn verdiente. Dazu verhindert das Geld, wenns man's mühelos hat, an der Übung persönlicher Fähigkeiten, an der Darbringung ersprießlicher Leistungen, an der Wertschätzung eigener Arbeit und der Arbeit überhaupt. Im Gelde liegt ein hoher materieller und ein noch höherer moralischer Wert, aber den findet und empfindet nur der, der es mit eigener Anstrengung redlich erworben hat.

Seinen Nachkommen, die man ohne ihr Wissen und vielleicht gegen ihren Willen zum Dasein gerufen hat, möglichst Genugthuung dafür bieten, das ist man schuldig. Aber sich schließlich bloß mit Geld abfinden wollen, das ist auf ihren Schaden obendrein der Spott! Gibt es nicht genug Gelegenheiten, ihnen die Wege anderswie zu ebnen, das Leben anderswie interessant zu machen, als durch Papiere von hunderttausend Gulden? Der Pädagoge soll übrigens heute daheim bleiben, das ist auch ein fader Patron. Ein gescheidter Mann, der als solcher überhaupt nicht übermäßig reich wird, muss auch ohne Pädagogik so raffiniert sein, um seinen Besitz so für die Kinder anzuwenden und aufzubrauchen, dass ihr ganzes Wesen schon frühzeitig zum Edelmetalle wird und er schließlich nicht nöthig hat, ihnen das Silber scheffelweise vorzuschütten, wie man den Schweinen das Abfallet vorschüttet.

Leichter getraue ich mir freilich aus armer Familie tüchtige Kerle, die für die Welt taugen, hervorzustampfen, als aus einem reichen Hause. Dort hilft die Lehrmeisterin Noth tüchtig mit, hier frisst Verweichlichung und Überfluss in die jungen Seelen, wie Rost ins Eisen.

Weise Nationalökonomen sagen, die Sammlung des Geldes auf große Haufen wäre nöthig zur Entwickelung der Civilisation, für große Unternehmungen, für Erstarkung der Staaten u. s. w.

Ich bin ein alter Widersacher und sage immer den gleichen Spruch — er ist schon gar verwetzt vom vielmaligen Gebrauch, aber doch noch immer ein redliches altes Hausgeräth, — den Spruch nämlich, dass es mir nicht um Civilitation, nicht um große Unternehmungen, nicht um mächtige Staaten geht, sondern um tüchtige Menschen. Weil sie nun aber bei vielem Gelde selten tüchtig und charakterfest werden, fast noch seltener als bei gänzlichem Geldmangel, so kann ich halt durchaus nicht dafür stimmen, dass das Geld in großen Haufen zusammengetragen werden soll und dass diese Haufen dann auf wenige vererbt werden können.

Der Staat wird die Zerstreuung des Geldes in kleine Theile allerdings nicht in die Hand nehmen dürfen, denn der macht solche Sachen gewöhnlich höchst ungeschickt, so dass das Gegentheil erreicht wird von dem, was zweckmäßig ist. Es handelt sich auch gar nicht um die Zerstreuung der großen Geldhaufen, etwa wie man mit der Streugabel auf dem Felde den Dünger zerstreut, wenn dann die Frucht doch wieder gesammelt und zu großen Geldhaufen gemacht wird. Es handelt sich vielmehr um die Erkenntnis, die in den Menschen aufstehen muss, dass wir nicht leben und wirtschaften, um Geld zu erwerben, sondern dass Geld nur als Mittel gelten darf, um zu leben und zu wirtschaften. Dieser einfältige Gedanke ist ganz salonunfähig — vor lauter Wahrheit. Mit nichts macht man den modernen Menschen wüthender, als wenn man sein Geld angreift. Wenn man vom Überfluss des Geldes spricht und

denselben einen Fluch nennt. Denn Geld ist sein Leben, sein Lieben, sein Gott. Nicht das Geld, das er zu seinem täglichen Sein und Leisten braucht, sondern das Geld schlechthin als Selbstzweck. Dem opfert er alles. Das heutige Geschlecht ist wirklich noch in dem Aberglauben befangen, dass großer Geldbesitz den besten Lebenszweck ausmache. Das nächste Geschlecht wird durch Erfahrung schon klüger geworden sein, denn es wird das Massenverderben erlebt haben. Und ein übernächstes Geschlecht wird allgemein zur Erkenntnis gekommen sein, dass es kein größeres Gift für das menschliche Wesen und Gedeihen gibt, als eine Geldgier, wie sie heute grassiert. Oder nicht? Soll's so fortgehen mit der dummen Gier?

Sonst würde die Volkswirtschaft auch ohne das oberste Princip: „Geld" blühen und man würde sagen können, das sei die beste Unternehmung, bei der die meisten Leute leben, körperlich und geistig gedeihen können und das sei der beste Staat, der nicht wegen der Macht nach außen hin da ist, sondern zum Wohle seiner Staatsbürger. Das alles, der Socialismus wie die Politik, hängt damit zusammen, in welches Verhältnis der Mensch sich zum Gelde stellt.

Aus diesen Betrachtungen geht ja, wie schon angedeutet, nicht hervor, dass das Geld überhaupt zu verwerfen sei. Ich habe es oft genug gesagt, wie segensreich das Geld sein kann, wenn es brav verdient, entsprechend vertheilt und weise angewendet wird. Es sei auch nicht gesagt, dass ein Familienvater nicht sorgen solle für die Zeit, da kein Erwerb da sein wird, da die Seinen verlassen sind. Es ist nachgerade seine erste Pflicht, an das Schicksal seiner Witwe zu denken, wenn er nicht mehr sein wird, die Kinder zu stützen, so lange sie noch unmündig und erwerbsunfähig sind, ja ihnen in ihrem künftigen Berufe den Anfang zu erleichtern und gleichsam noch mit seinem Arm ihr Führer und Mithelfer zu sein, auch wenn er schon im Grabe ruht. In dieser natürlichen und mäßigen Weise wird der Mensch ein Stück seiner Verdienste und seiner Kraft vererben dürfen auf die nächsten Verwandten, und Weib und Kinder werden Anspruch haben auf eine solche väterliche Fürsorge, die noch über den Tod hinausgeht. In diesem Sinne wird die redliche Hinterlassenschaft zu einem moralischen Gute, zu einem Werke der Nächstenliebe. Wer sich selber eine große Bedürfnislosigkeit angewöhnt hat, um nach seinem Hingange die Hinterbliebenen mit dem Nöthigsten versorgen zu können, der handelt ganz anders, als der Geizhals, der sein Lebtag knauserig gegen sich und andere ist, weil er sich von seinem Gelde nicht trennen mag, und der nur den einen Lebenszweck kennt: sein Geld zu vermehren. Sein Erbe ist zweimal ein Fluch: für den, der es läßt und für den, der es antritt. An seiner Bahre steht anstatt der Liebe die Heuchelei, anstatt der Pietät die Geldgier in ihrer widerlichsten Gestalt. R.

Seltsame Christkinder.

Eine Weihnachtserinnerung von **Emil Frommel.**[1])

Selbst recht geben zu können, ist eine Kunst, die gelernt sein will. Denn mit dem bloßen Greifen in die Tasche ist's noch nicht gethan. Man gibt so oft, nur um die Leute los zu sein, aber Gott gibt immer, um uns an sein Herz zu binden; wir sagen so oft: „Hier haben Sie etwas, aber kommen Sie mir nie wieder", und Gott sagt: „Hier hast du etwas, damit du wiederkommst." Man studiert am Geben und Wohlthun sein Leben lang herum. Dazu ist die Sache noch gefährlich, denn, wie der Apostel sagt, könnte man ja auch sein ganzes Hab und Gut nach und nach verschenken und doch selber in Gottes Augen nichts sein. — Aber ebenso schwer ist es, andere zum Geben zu bringen und die Seligkeit des Erfreuens zu Gemüth zu führen. Da ist's denn nicht damit gethan, dass man die Leute drangsaliert zum Beitrag und nicht locker läſst, bis sie bezahlen; oder dass man einen quält zu einem Bazar, oder wenn einer eine schöne Tenorstimme hat, zu einem Wohlthätigkeitsconcert — davon haben all die Leute keine Freude, als höchstens die, dass sie ihren Namen im Jahresbericht oder auf dem Concertzettel schwarz auf weiß gedruckt sehen. Das ist zwar auch etwas wert, aber leider nicht viel. Nein, aus der warmen, reichen Hand in eine arme, kalte etwas legen, um sie zu wärmen; ein fröhliches Auge hineinblicken lassen in ein thränenvolles, so dass man reicher, freudevoller durch die Freude, die man gemacht hat, heimkehrt, das ist etwas, was man die Leute lehren soll. Ich hab's einmal versucht mit meinen Tertianern, denen ich im Gymnasium Religionsunterricht zu geben hatte. Das waren ihrer ungefähr vierzehn Jungen. Ich hatte sie die schönsten Weihnachtslieder dreistimmig singen gelehrt, und nun sagte ich zu ihrem größten Erstaunen kurz vor Weihnachten, wenn's ihnen recht wäre, so wollten wir einmal dieses Jahres Weihnacht feiern, wie sie's vielleicht bis jetzt noch nicht gefeiert hätten, nämlich so, dass sie selbst arm und andere reich würden. Da schauten mich die Bubenaugen groß an. „Ja, ja", sagte ich —

[1]) Aus „Lenz und Herbst". Erinnerungen von Dr. Emil Frommel. (Bremen. C. Ed. Müller.)

„wer nicht mit will, braucht nicht mit und kann allein bei seinen Sachen bleiben und seinen Kuchen allein aufessen. Aber wir wollen's so machen: Jeder von euch gibt einen Theil von dem, was er geschenkt bekommen hat, her, und das schenken wir armen Kindern, die nichts kriegen. Aber — wir lassen sie nicht zu uns kommen, sondern wir gehen zu ihnen hin, damit ihr auch einmal lernt, Katzentreppen steigen und eure Köpfe bücken." Es waren lauter reiche, vermögliche Jungen, die staunend vor mir standen. „Also auf Wiedersehen am ersten Weihnachtstag, abends um fünf, und die Weihnachtslieder mitgenommen und die Kehlen recht brav eingeölt, und dann wollen wir losziehen." Sie kamen alle, keiner fehlte. Drei hatten gezierte Christbäume mit, die anderen große Körbe, die ihnen ihre Bedienten nachschleppten, neue Silberstücke in Menge, Äpfel und Nüsse und Zucker- und Spielwerk, alte und neue Kleider. Sie mussten wohl zu Hause eine ordentliche Razzia gehalten haben. Da gieng's durch den dichten Schnee in die dunkle Stadt, fast bis ans Ende, wo die ärmsten Leute wohnten. Mancher war in seinem ganzen Leben noch nicht dahingekommen, und die dortige Welt war ihnen so unbekannt wie Central-Afrika. Aber je unbekannter die Gegend, desto fröhlicher wurden die Jungen. Endlich hielten wir still an einem Hause. Unten wurde ein Licht angesteckt, und nun gieng's hinauf über die halsbrechenden Stiegen. Vor der Thür der Dachkammer sangen wir unser erstes Weihnachtslied, und derweil hatte einer von den Jungen einen Christbaum angezündet. Es waren zwei alte Leute, die da oben wohnten, von denen der Mann fast erblindet war und nur noch einen schwachen Schein hatte. In die Kirche konnten sie schon lange nicht mehr, da auch die Frau gebrechlich war und den Mann nicht verlassen durfte. Aber sie hatten ihre zwei Enkelkinder bei sich, denen die Eltern weggestorben waren, und da die armen Alten nicht ausgehen konnten, so hatten eben die Kinder nichts. Denn dazumal gab's noch keine Sonntagsschulen, wo heutzutage manchmal „unsichtbare" Sonntagsschüler um die Weihnachtszeit herum sich pünktlich einzufinden wissen. So saß denn der kleine Enkel, ein Junge von acht Jahren, und las holprig und stockend dem blinden Großvater ein Weihnachtslied vor. Aber wie flog die Thür auf, als sie unseren Gesang hörten und der Lichterglanz ihnen entgegenstrahlte! „Großvater, Großvater", rief der eine, „das Christkindle kommt!" Wir hatten allerhand warme Sachen für den Großvater gefunden, und auch für die Großmutter und die Enkel war reichlich gesorgt. Wir stimmten nun noch ein Weihnachtslied an, und einer der Jungen sagte die Weihnachtsgeschichte mit solchem Ausdruck her, dass dem alten Großvater aus den erloschenen Augen die hellen Thränen rannen. Wir ließen ihnen noch ein paar Geldstücke da, und dann gieng's wieder die Treppe hinunter, was noch schwerer war als das

hinaufkommen. Meine kleine Gruppe sammelte sich unten — sie waren alle so feierlich still, und keiner sagte ein Wörtlein. Nun gieng's durch ein dunkles Gäßlein, durch den Hof hinauf in den dritten Stock. Wir machten's wieder wie bei den anderen, und wieder gieng die Thür auf, und ein Mann trat zu uns — es war ein schöner, ausdrucksvoller Männerkopf mit langem Bart, wie ihn die Zimmerleute in meiner Heimat tragen. Aber das Gesicht war sorgenvoll und vergrämt; acht Tage vorher hatte ich ihm sein liebes Weib begraben, die schnell an einer Lungenentzündung gestorben war. Das bißchen, was er erspart hatte, war durch die Beerdigung draufgegangen, und im Herzen war's dunkel. Und doch war's keine Nacht, sondern Weihnacht, weil er ein gottergebener Mann war. „Wo sind denn Ihre Kinder", fragte ich. „Ach", antwortete er, „die habe ich schon alle ins Bett spediert, wiewohl's erst halb sieben Uhr ist. Die sollen sich ihre Traurigkeit verschlafen, ihre selige Mutter hat sonst alles besorgt, dass jedes was kriegte, aber diesmal geht's halt arm her." — „Wir wollen sie wecken", sagte ich zu meinen Jungen, „kommt, singt noch einmal und zündet schnell den Baum an." Der Vater weckte sie, und da kamen sie denn alle heraus, alle sieben, in elegantesten Nachtcostümen, lauter Barfüßer, warm wie die frischen Wecken aus einem Bäckerladen. Sie rieben sich die Augen und konnten sich nicht satt sehen. Das jüngste Kind, Nr. 8, das etwa ein Jahr alt war, hatte der Vater auf den Arm genommen. Wir konnten ihnen allen bescheren, und die Kinder wurden so zutraulich, es fror sie gar nicht an ihren nackten Füßen vor lauter Freude. Da sagte der Vater: „Nun, ihr Herren Buben, wollen wir Ihnen auch einmal etwas singen, denn wir haben uns die Traurigkeit vom Herzen weggesungen." Und nun fieng der Vater an den Ton zu geben, und alle Sieben sangen so schön und rein, dass meine Jungen nur staunten. Des Alten Sang klang wunderbar dazwischen, und jetzt kamen die Thränen an meine Herren Buben. Als gar die Kinder der Reihe nach ihnen dankten und der Vater sagte: „Es fehlt nur noch unsere gute Mutter, dann wär's so schön gewesen wie noch nie — aber gelt, Kinder, das hat uns doch unsere selige Mutter geschickt, damit wir nicht so traurig sein sollten — da wurde es ihnen vollends wunderbar warm ums Herz herum, dass ich sie drängen musste zum Weitergehen; sie wären gar zu gern noch geblieben. Unser kleiner Nabob, den wir bei uns hatten, der Inhaber der neugeprägten Silberstücke, wollte sie alle hergeben, aber wir brauchten noch etliche für den letzten Gang. Das Häuschen, wohin wir giengen, lag nahe am Kirchhof, und meine Jungens wollte ein Gruseln ankommen, als sie aus dem Schnee die Marmorkreuze schimmern sahen zwischen den hohen, dunklen Cypressen, die scharf gegen den weißen Schnee abstachen. Es gieng auch diesmal hinauf in schwindelige Höhe.

Nachdem wir gesungen hatten, öffnete uns die Frau. Sie war eine Witwe, deren Mann wenig Jahre nach der Ehe gestorben, sie war zurückgeblieben mit ihrem einzigen Sohn, einem Jungen von vierzehn Jahren. Der lag über Jahr und Tag schon krank und lahm, sein rechtes Bein war nur wie eine große Wunde. Trotz der Armut war alles so sauber, und das Linnen, worin er gebettet war, schneeweiß wie der frischgefallene Schnee draußen. Die großen Augen des Knaben funkelten, und über seine blassen Wangen zog eine dunkle Röthe, als er die vielen Knaben sah, die sein Bett umstanden. Auch ihm zündeten wir den Christbaum an und rückten ihn nahe an sein Bett. Für ihn hatte ich die besten Sachen zurückbehalten und zwei Flaschen guten Rothwein, die uns ein Vater noch mitgegeben, und das Eingemachte und den Himbeersaft, um seinen brennenden Durst zu stillen. Nie werde ich den dankbaren Blick des Knaben vergessen, und wie er seine weiße abgezehrte Hand den Jungen entgegenstreckte. Die Mutter sagte nichts, aber ihre Augen sagten alles. — Wir sangen ihnen noch ein paar Lieder, und dann gieng's nach Hause. Unsere Körbe waren geleert, das Geld war fort. Als ich von ihnen Abschied nahm, trat einer hervor, der einen schönen violetten Sammetkittel anhatte, und sagte: „Das war das allerschönste Weihnachten in meinem Leben", und die anderen nickten dazu und drückten mir die Hand. — Das sind jetzt alles große Männer geworden, denn es ist bald vierzig Jahre her, dass ich mit meinen Jungen ausgezogen bin. Als ich vor Jahren einen von ihnen wieder traf — es war gerade der Sammetkittel — sagte er: „Wenn ich hundert Jahre alt werde, vergesse ich jenen Abend nicht. Da hab' ich zum erstenmal eine Ahnung bekommen, wie wahr das Wort ist: Geben ist seliger als Nehmen.

Krippenlieder der Hirten.

Das allerliebste der kirchlichen Feste ist dem deutschen Alpenbauer das Weihnachtsfest. Keines beseelt ihn sosehr als dieses. Keinem gibt er so viel als diesem. Des Weihnachtsfestes wegen wird er sogar zum Dichter. Der Krippenlieder gibt es in den Alpenländern von Steiermark bis Vorarlberg unzählige; die meisten, dünkt mich, hat Ober-Österreich und die nördliche Steiermark. Die Verfasser sind in den meisten Fällen unbekannt. Diese Krippenlieder sind stets in Bauernmundart verfasst und durchaus örtlich gedacht, so als ob sich die Geburt Christi in dem Gebirgsdörfchen ereignet hätte und die Hirten lauter Älpler wären. Ein oft recht derber Humor einigt sich mit inniger Frömmigkeit in diesen Liedern,

die ihre ganz eigenthümlichen Melodien haben und in den langen Abenden der Weihnachtszeit gesungen wurden. Ja um die Dreißigerjahre noch sollen sogar in den Kirchen zur Christmette diese Bauernpoesien gesungen worden sein, nicht weniger zur Andacht, als zur Heiterkeit der Gemeinde. Damals stand die Religion noch so fest, dass sie auch einen Spass vertrug. Heute ist das alles aus und die kümmerlich gesammelten alten Handschriften oder gedruckten und mit Vignetten gezierten fliegenden Blätter dieser Krippenlieder gelten als Curiosum, als uns wehmüthig berührende Überreste aus der großen untergegangenen Idylle.

Eine Sammlung solcher Gesänge hat vor kurzem Fannie Gröger bei H. V. Theodor Dieter in Leipzig herausgegeben. Unter dem Titel „Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge“ bietet das Büchlein an vierzig Stück und einen kleinen Anhang von Marienliedern. Die Auswahl ist, im Verhältnis zur einstigen Unerschöpflichkeit dieser Poesien, klein aber gut. Der „Heimgarten“ hat in früheren Jahren manche Probe geboten. Für solche Leser, denen die Art dieser Dichtungen bisher unbekannt gewesen, sollen hier einige Hirtenlieder folgen.

„Baltl, liaber Baltl mein,
Steh auf, leg d' Joppen an;
Dö Schuach und Strümpf, dö lass nur sein,
I geh derweil voran.
A Schaff voll Wasser nimmst mit dir,
Und bleib nur glei net hint,
I nimm an Topf voll Aschen mit mir,
Zu löschen dort, wo's brinnt.“

„„Is dös der Stall vom Stöfl net?
Du liabe Noth, o mei!
Wer hat das Feuer zintelt wohl?
Ös müassen Fremde sein!
Am End hams dö vom Himmel than;
Na hörst! dös war net schlecht!
I siach so an gflüagelten Lausbuabn hithan,
Der's, ziemt mi, löschen möcht.““

„„Jetzt schaut ma nur dö Engeln an,
Was das für Tapeln sein,
Hiazt, seits 'n Stall angfeuert ham,
Hiazt laufens um und schrein.
Mir scheint, sö thant ja tanzn gar,
I hör ja Spielleut a?
I nimm, mein' Seel, oan her bein Schopf
Und frag eahm, was das war.““

„Baltl, liaber Baltl mein,
Du thatst di irren weit.
Es werdn halt guate Zeitn sein,
Drum singens voller Freud.
Gott sei die Ehr am höchsten Thron,
Ist Gott und Mensch zugleich
Und schickt auf diese Welt sein' Sohn,
Dass er uns d' Sünd verzeicht!“

„„O großer Gott, bist du so kloan
Und narisch a danebn?
Dei Vatter hätt di do net solln
Vom Himmel abagebn.
Und gar no in an alten Stall
Bei kalter Winterszeit;
Warum denn net in Königssaal? —
Er is wohl net recht gscheidt?““

„„A Lampl hätt i da bei mir,
Dös will i schenka dir,
Und wanns der recht is, stich i's a,
Und roath der nix dafür.
Do oans, dös trag i mir no aus:
Dass du nach meinem Leben,
In einer Zeit in deinem Haus
A Herberg mir möchst gebn!““

* * *

„Mei, was gibt's den Nois meh heuer?
Is denn der Himmel net lauter Foier?
Is denn der Himmel net lauter Gold? —
Mir is, als ob i aufstehn sollt.“

„Buam, stehts auf, legts enk net niader,
's fliagn ja d' Engeln hin und wiada;
Auf den Almen is 's so liacht,
Dass ma alli Lampeln siacht.“

„„Mei, was habts denn heunt zon schaffa,
Is denn meh koa Ruah zon Schlaffa,
Mei, habts ös a narrisch Rand,
Hat enk gwiss was Seltsams tramt.““

„Uns thuat wohl nix Seltsams trama,
Gehts, stehts auf und richts enk z'samma;
Denn auf Bethle'n müass mehr gehn,
Dorten spielt die Musi schön.“

„Buam, ziagts d'Strümpf aus, laufts in Socken,
Suchts das Kindl, bleibts net hocken.
Dorten leucht der Stern so schön, —
Der Hiasl, der Bua will a mitgehn.“

„Da, da liegt das Kind das arim,
Liagts net da, dass Gott erbarim,
Schaut ei'm gar so freundla an,
Ob ma eahm net helfa kann!“

* * *

Erster Hirt:
„Stacherl, sollst gschwind aufftehn!“

Zweiter Hirt:
„Ja, was denn thoan?“

Erster Hirt:
„Mi wundert's dass d' schlaffn magst!“

Zweiter Hirt:
„Ja, i schlaf schon!“

Erster Hirt:
„Geh mit mir schaun auf d' Weit,
Was' für a Musi geit,
Liacht is, als wia bein Tag!“

Zweiter Hirt:
„Ja, was war das?“

Erster Hirt:
„D'Musi is gar so schön!“

Zweiter Hirt:
„Ja, i hör nix!“

Erster Hirt:
„Nimm du a 's Pfeiferl mit!“

Zweiter Hirt:
„G'richt bin i fix!“

Erster Hirt:
„Buamer thoant singen vorn:
Es war a Kind geborn;
Wanns der Messias war!“

Zweiter Hirt:
„Bua, das war rar!“

Erster Hirt:
„Dort in alten Stall, —“

Zweiter Hirt:
„Ja, wer hat's gsagt?“

Erster Hirt:
„Han i an Engel gsehn, —“

Zweiter Hirt:
„Hättst eahm do gfragt!“

Erster Hirt:
„A Jungfrau, gar keusch und rein,
Dö sollt sei Muader sein;
Dort, wo der Stern schön brinnt —“

Zweiter Hirt:
„Dort liegt das Kind?“

Erster Hirt:
„Wann mir a Opfer gabn?“

Zweiter Hirt:
„Das war net schlecht?“

Erster Hirt:
„Wann er a Fleisch wollt habn?“

Zweiter Hirt:
„Wann er ans möcht?“

Erster Hirt:
„Er is ja voller Noth
Und is der wahre Gott;
Hat net amal a Wiagerl[7]) mit!“

Zweiter Hirt:
„Loig du do nit!!“

Beide:
„Is koans so hoch geborn
Als wia das Kind,
Muass auf'n Heu daliegn,
Is' net a Sünd?
Bald mer vom Stall gehn 'naus,
Streckt er die Handerl aus,
Lacht uns so freundla an,
Der kloane Mann!“

* * *

„Schau, schau, was gibt's denn da im Haus,
Was hat si da zuatragn,
Wer stellt mir Ox und Esel 'naus,
Und thuat mi gar net fragen?
Der Stall, der g'hört mein' Schafeln zua,
Und selm i a darin schlaffa thua;
Wer is denn so verwegn
Und traut si einiz'legn?“

„„Ha, Lippl, was hast für a Gschrei
Und für a Plarament?
Wer sollt' denn da im Stall drin sei,
I mein, du bist anbrennt!
Macht d' Äugeln auf und nimm das Glas
Und setz ders auf dei bucklet Nas',
Aft wirst es secha gwiss,
Dass neamd in Stall drin is?““

„Höllteufl, dort siach i a Kind
Trin liegen in den Stall;
Geh, Bruada, than mer's nehma gschwind,
Wolln's tragen ins Spital!
Damit es hat a guate Wart,
In Krippel liegt's ja viel zu hart,
Ach weh, dass Gott erbarm —
Bin selber bettelarm!"

„Ja, Bruada, du redst mir scho recht,
Dass's kloan' Kindl net vül mag,
Bei mir is aber d' Herberg schlecht,
Das is mei größte Klag'!
I lieg' ja selm auf ledign Heu;
Koa Kindswei han i a net glei,
Koa Dirn kann i net kriagn,
Die mir das Kind that wiagn."

„„Du hast do Kas und Buttern gnua,
Dazua a Gerstenbrod;
Das kloni Kind, das isst net vül,
Wann's nur a Köcherl hat.
Es nimmt ja gern vorlieb damit,
Ko schweiners Bratl isst's ja nit,
Koa Knödl oder Sterz
Bringt's a net übers Herz!""

„„Ja Lippl, willst a Kindswei haben,
Hast selm dahoam a Frau;
Dei Wei thut do ka Gräfin sein,
Kann do aufs Kindl schaun!
I b'haltets Kindl glei bei mir,
Wann g'höret's Häusl mein;
Es is zon narrischwern mit dir,
Wia neidig du thätst sein!""

* * *

Gott grüaß enk beisamma!
Vazeichts ma dö Frag:
I kann mir's net rama,
Is' Nacht oder Tag?
Warum dass ma denn gar koa Feuer net siacht,
Und 's is do bei enk a so schön und so liacht!

Es nimmt mi groß Wunda,
Dass ös, meine Leut',
Im Stall da hiezunder
Beisammen all' seid?
Mei, sagts ma, was fallt enk denn da dalkerts ein,
Dass' mit dem kloan Kind in der Kält' da mögts sein?

Magst du's kam daleidn,
Du stoanalter Greis;
Hast Haar wia a Seidn,
Es schimmert schneeweiß.
Du, Muada, bist a ziemla zärtli und fein,
Kannst a von kan Hirten- und Bauerng'schlecht sein!

Lassts enk net laug bitten
Und eilts fein a weng!
Gehts hoam in mei Hütten,
Nehmt's Kindl mit enk.
Geh, Muada, nimm's Buaberl, heb's auf auf dein Arm,
Bei mir is' schön eing'heizt, ganz windstill und warm.

Han z'haus guete Sacha
Zon essen, laufts gschwind!
Das Büaberl wird lacha,
Das herzige Kind!
O himmlischa Vatta, i möcht frei vergehn,
Is das net a Schatzerl, so lieb und so schön!

I bleib bei enk dada
Weil's Kind a so lacht.
O Vatta, o Vatta,
Gibt du nur recht acht!
Wann du's wirst daziehaª), wird's no zu an Herrn,
Mag a schriftg'lehrter Mann und a Richter draus wer'n.

Soll's aft dazu kemma,
Du herzigs, liabs Kind,
Zu dir thua mi nehma
Und lass mi net hint'.
Thua mi net verdamma und denk ma fein dran,
Wia i di bein Krippel schön beten drum han!

Ein Bergstieg auf den Loser.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Wenn man von der Hochebene des Hinterberger Landels hinabfährt durch die Kainischschlucht, so tritt auf einmal rechterhand ein Gebirgskessel mit vielgestaltigen Felsbergen hervor. Einer dieser Berge, der sich im Hintergrunde blauend erhebt, spielt in seinem oberen Theile wie eine ungeheuere Schildkröte, deren Kopf sich hoch über den Hängen hinausreckt in die Lüfte. Näher hin verwandelt sich dieser Schildkrötenkopf zu einem Riesenohre, mit dem das Bergeshaupt herabzuhorchen scheint in das Thal von Alt-Aussee. Wahrscheinlich dieses Ohres wegen ist der Berg „der Loser" (der Horcher) genannt. Er überragt die umliegenden hohen Berge nicht, zieht aber seiner auffälligen Form wegen die Augen, seiner schönen Almen, seiner großartigen Aussicht wegen die Füße der Touristen an sich. Ich kenne den Berg seit fünfunddreißig Jahren, hatte mich bisher vor ihm erwehrt und endlich musste ich doch dran. In touristischer Bummelwitzigkeit könnte ich sagen: Mir lag der Loser so lange im Kopf, bis ich ihm endlich auf dem Kopfe stand. Doch nein, solche Angelegenheiten entweihe man nicht mit Trivialitäten.

Mir war die Sache eine Herzensangelegenheit, die mich die Nacht zuvor nicht mehr schlafen ließ.

Mit meinem Freunde Emil, in dessen Sommerhause zu Alt-Aussee ich gastliche Hut gefunden, war eine Partie auf den Loser verabredet. So zitterte ich die ganze Nacht dem Morgen entgegen. Ich zitterte vor meinem Asthma, das sich bei solchem Vorhaben gerne einzustellen pflegt, aber es kam nicht, es kam nur der Morgenstern. Über der Trisselwand, die finster und hoch in mein Fenster hereinstand, schwebte die dünne Sichel des Mondes. Ich läutete verabredetermaßen das Glöcklein — da knatterte bald auf dem Herde das Feuer, in der Veranda deckte sich das Tischlein, Emil erschien munter und ausgerüstet für den Bergstieg.

Und nachher in der kühlen feuchten Morgendämmerung dem rieselnden Augstbache entlang. Hier heißt nämlich alles, was sonst keinen Namen hat, Augst: Augstbach, Augstwiese, Augstalm, Augsthütte,

Augststein, Augstsee u. s. w., ohne dass man weiß, was das Wort bedeutet. Wenn etwa kein August dahinter steckt, dem die Örtlichkeiten alle einmal gehört haben, so ist dieser Ausdruck vielleicht der Stammvater des Wortes Aus — Aussee. Man müsste einen Gelehrten fragen. — Dem Augstbache entlang also giengen wir eine halbe Stunde bis zu dem Anstiege, links durch den Wald. Und nun eine angenehme Enttäuschung. Ich hatte erwartet, dass der einzige und bequeme Aussichtsberg des (sagen wir dreist) weltberühmten Curortes mit einem fein angelegten Promenadeweg ausgestattet sein würde bis hinauf zur Spitze, und dass dieser Spaziergang reich besetzt sein müsste mit feinen Herren und Damen, die ja doch nicht aufs Land gehen, um die köstliche Stunde des Tages, die Morgenstunde, zu verschlafen und dann in staubiger Niederung herdenweise sich aneinander zu langweilen. Aber gottlob, sie schliefen und sie langweilten sich unten; unser Bergsteig war steil, rauh und einsam, kaum viel anders als in den Vorzeiten, da die ganze Gegend den Salzern, den Hirten und den Jägern allein gehört hatte. — Der schmale Steig gieng durch Wald und über steile Wiesen bergan. Der Duft thaufeuchter Blumen, die Cyklame voran, das Gezwitscher einzelner Vögel auf den Wipfeln machte unsere Sinne lustig, überall regte sich Leben. Aus den Heuhütten krochen Hirten und Mähder hervor und tauchten ihr Gesicht ins kalte Wasser, das in Cascaden von den Hängen hüpfte. Uns gegenüber stand der Sandling, über und über grau und schwarz gesprenkelt von kahlem Gestein und wucherndem Knieholz. An seinem Fuße steht das Salzhaus, in dessen Umgebung die Schachte und Stollen in den Berg gehen, aus dem seit uralten Zeiten das gelöste Salz hinabrinnt in die Sudhäuser zu Aussee. Die gesammelten Wässer besorgen im Berge das Lösen, in den Canälen den Transport, und wenn sie ihre Aufgabe vollbracht haben, müssen sie das trockene Salz den Menschen und Thieren überlassend, im Sudhause verdunsten, um in den Lüften neue Arbeit zu suchen. Freund Emil, der Auge und Interesse für alles menschliche Schaffen hat und der es klar und einfach darzustellen und zu erklären weiß, ist schon auch deswegen ein guter Wandergenosse.

Uns gegenüber, hinter dem Sandling, starrte die gewaltige Pyramide des Sarsteins. Ein trotziger Geselle. „Gehts her, wer a Schneid hat!“ prahlt er von seiner wüsten Spitze hinab in die Thäler. Aber sie getrauen sich nicht recht an ihn und er bleibt von den wilden Bergen der Ausseergegend der wildeste. Nachdem wir nun aber an unserem Loser empor ein paar Stunden gestiegen waren, erhielt dieser Sarstein eine ganz eigenthümliche Gloriole, die ihm nicht wohl bekam. Hinter seinem Haupte stiegen nämlich die leuchtenden Eisfelder des Dachsteins auf; höher und immer höher wuchs die blauende Wildnis mit

den Gletschertüchern und den von Wolken umflorten Spitzen, vor denen der Sarstein dastand wie der gedemüthigte Knabe vor Männern.

Mittlerweile waren auch auf unserem Berge Veränderungen vorgegangen. Der grüne Wald war zurückgeblieben, die fahlen Gerippe durch den Sturm zerrissener, abgestorbener Riesentannen standen am hohen Hange und darüber ragte die Felsenburg des Loserkopfes. Was da an Wüste und Zerstörung ist, zeugt von dem Kampfe der Elemente, der sich nicht sosehr in grausen Katastrophen, als vielmehr unablässig und allmählich vollzieht, auch während dieses lieblichen Sommermorgens — dem offenbar, der das Bohren des Wurmes im morschen Holze beobachtet, das Graben der Wässerlein in den Runsen sieht, das leise Sandrieseln in den Felsen hört. Die schrecklichen Tage des Gerichtes sind selten, aber sie sind doch. Emsig ist die reiche Alpenflora bestrebt, die niedergebrochenen Felstrümmer zu verhüllen, damit den fröhlichen Wanderer nichts erinnere an wilde Gewalten, die ringsum schweigend lauern.

Wir sind bei den Hütten der Augstalm; da schellen die „Kuhlein", da wird gebuttert, da lugen vorwitzige Touristen nach huldvollen Senninen aus und darüber hängt der Loserkopf, von Augenblick zu Augenblick in Bereitschaft .... Aber der Spaſs, frohes harmloses Leben hundert Meter tief in Schutt und Stein zu begraben, ist ihm doch zu dumm. Er bleibt oben überhängen, kecke Leutlein auf seinen Scheitel steigen zu lassen — und so will er's halten noch manches Jahrtausend. — Nach dreieinhalbstündigem Stiege sind wir zum Touristenhause gekommen, das am Hange über dem höchsten Waldsaum steht, haben ein zweites Frühstück genommen und hinabgeschaut auf die weiße Nebelschichte, die über Alt-Aussee lag und ihrem See. Die ostseits stehende Trisselwand legte ihre zackigen Schatten auf den lichten Nebelgrund, der mählich anhub zu verdunsten und die weit hingesäete Villenstadt freizulegen. Wie niedliches Kinderspielzeug — die Gruppen der winzigen Häuschen mit den weißen Fäden der Straße verbunden — so liegt der Menschen Werk da unten in der großen Tiefe. Klein auch das sonst so stattliche Fürstenhaus der Hohenlohe, wo ich selbst den Abend zuvor noch so erhaben gestanden hatte. Als ich nämlich in der Nähe der Villa Hohenlohe wegshin geschritten war, kam vom Parke her ein feines schwarzbärtiges Jüdlein gegangen. Schon von ferne hatte es mich ins Auge gefaſst, nun gieng es auf mich zu, blieb aber drei Schritte vor mir stehen, zog den Hut vom Kopf und sagt bescheidentlich: „Durchlaucht möchten mir gnädigst gestatten, gleich bei dieser Gelegenheit bitten zu dürfen um gütigen Entscheid wegen des Fischwassers. Ich bin Herr Amsel Levy." — Im Augenblick wuſste ich nicht wie das war, doch als er sein Anliegen wiederholte, fand ich mich unschwer in die fürstliche Position, klopfte dem Manne gnädigst auf die Achsel und

sprach sehr wohlwollend: „Ah, Sie sind der Herr Amsel Levy! Na, schön, schön! Haben Sie doch nur die Gewogenheit, sich an meinen Verwalter zu wenden.“ — Ein tiefer Bückling, und fort war er. — Ich blickte in meinen Handspiegel, sah aber nichts besonders Fürstliches an mir, als etwa die große, vom Sonnenbrand hübsch braun gefärbte Nase und darüber das grüne Ausseer Hütlein, wie ein solches allerdings — so mir später gesagt wurde — auch der Prinz Hohenlohe zu tragen pflegt. Nun, der Mann wollte angeln, ich aber gebe mich mit solchen Sachen nicht ab, verweise die Bittsteller einfach an den Verwalter. Da unsereiner nun doch auch gerne eine hochstehende Persönlichkeit sein möchte, so heißt's halt auf die Berge steigen.

Also begann jetzt die steile sonnige Lehne. Der Steig ist rauh, stellenweise sind ins Gestein Stufen gehauen. Auf dem letzten Drittel eines hohen Berges wird man nicht mehr müde, mich trug schon die Luft. Durch eine mattige Hochschlucht und dann links hinan kommt man von hinterwärts auf den Bergrücken. Nach einer gemächlichen Gesammtwanderung von vier Stunden standen wir auf dem Loserkopf, der sich gegen Norden und Osten sanft abdacht, gegen Süden und Westen aber in schroffem Gewände niederstürzt. Bevor man noch zur höchsten Spitze kommt, öffnet sich rechterhand ein schauriger Riesenkamin, in welchem der Loserzahn steht, eine senkrecht aufstehende Felszinke, vom Thale zu sehen, wie ein zartes Thürmlein, von hier wie der colossale Wandrest einer Riesenfestung. Alte Leute wissen zu sagen, dass dieser Loserzahn während ihres Lebens eine andere Gestalt bekommen hat, der unsichtbare Zahn der Zeit ist eben stärker, als der härteste Fels.

Wir standen 1836 Meter hoch, eine Höhe, die mitten im Gebirg nicht die glänzendste Fernsicht bietet, wohl aber die so malerischen Formen der Umgebung am besten zeigt. Eine Aussicht verliert an Wirkung, wenn die näheren Hochgipfel nicht mehr in den Himmel hineinstehen, sondern von einer fernen Hintergrundlandschaft überragt werden. So sieht man auch die schönen Formen des eigenen Berges nicht mehr, wenn man auf dessen Spitze steht. Auf allen diesen Bergen die gewaltigste Schönheit ist die Ansicht des Dachsteingebietes in seiner schauerlichen Großartigkeit. Nur von einem dieser Berge sieht man den Dachstein nicht, — von seiner eigenen Spitze. Für den vollsten Einblick in den Dachstein, diesen urgewaltigen Gothendom mit den himmelaufragenden Spitzen und dem silbernen Dache, wüsste ich keinen günstigeren Standpunkt, als die Höhe des Losers; es müsste nur der ihm näherstehende Sarstein den Vorrang behaupten. Obschon noch meilenweit im Süden entfernt, scheint dieses Hochgebirge doch als nächstes Gegenüber, trotz des Alt-Ausseer Thals, des Sandling- und Sarsteinstockes und der lange ausgreifenden Koppenschlucht, die dazwischen liegen.

Links vom Dachstein reihen sich unserem Blicke der Karstein, die Scheichenspitze, näher der Zinken, dann der Kamp, der Grimming, über dessen Gesenke die Tauern herüberblauen, dann der Labornenstein, der Türkenkogel, die Trisselwand und endlich die weiße Karstwüste des Todten Gebirges, die den ganzen Osten einnimmt und sich in den Norden hin erstreckt beinahe bis zum Höllengebirge. In Nord und West hinter den Ausläufern der Rettenbachberge das breite Thal von Ischl bis zum Wolfgangsee, der mit seiner grauen Tafel und seinem spitzen Schafberge noch fern herübergrüßt. Dann reihen sich die Berge des Weißenbach- und des Gosauthales mit ihren weniger charakteristischen Spitzen, zweitausend Meter nicht überragend. Mit den Donnerkögeln und den Zacken der Bischofsmütze sind wir wieder am Dachstein.

Der Dachstein und das Todte Gebirge sind die Glanznummern des Losers.

Dann aber senkt der im Fliegen gleichsam müde gewordene Blick zu Thale, das knapp unter unseren Füßen liegt mit seinem Curorte und seiner glatten Spiegeltafel, dem Alt-Aussee See, der nicht mehr wie einst so mit leichten Kähnen befahren wird, seitdem das Zweirad der Mode Königin geworden ist. Aussee selbst wird uns vom waldigen Tressenstein und der Grundelsee vom Felsenstock der Trisselwand und des Klammkogels verdeckt. Und auf der anderen Seite bleibt uns der nahe Hallstätter See verborgen hinter dem Sarstein. Hingegen blickt man hinab auf den mit dunklem Waldsammte bedeckten Petschenpass mit seiner schönen Straße von Aussee nach Goisern.

Wir hatten uns auf der Höhe ins kurze duftende Gras gelegt und waren wohl so auch einmal hinausgekrochen an die äußerste Kante, wo kaum eine Meterlänge von uns der Abgrund gähnte. Im Boden steckt ein Holzblock, in dessen Höhlung ein Fremdenbuch eingeschachtelt ist. Über den Inhalt solcher Fremdenbücher scheinen in den Alpen die Abgründe zu gähnen — aus Langweile.

Wir genossen die herrliche Höhe schweigend. Dann kam in der sonnigen Stille, wo kein Lüftchen sich regt und kein irdischer Wunsch, ein traumhafter Zustand. Der Fels, auf dem ich lag, wuchs hinaus wagrecht über den Abgrund, der Loser spitzte sein Ohr. Er wollte einmal hinablosen, was denn eigentlich die gescheiten Leute sagen da unten im Curort. Sie würden doch wohl — so meint der Loser — die Bergnatur preisen und in so großer Umgebung große Gedanken haben. Dummer Berg! In Scharen und Rudeln stecken sie beisammen, plaudern von städtischen Dingen, denen sie mit so viel Umständlichkeit entflohen sind, trinken, rauchen, lesen Zeitung, treiben Gesellschaftsspiele wie im Prater, treiben Medisance, girren und flierten wie auf dem Balle, sagen sich allerlei Höflichkeiten, die nichts gelten, damit sie wieder Höflichkeiten

gesagt bekommen, die sie nicht glauben. Ei doch, sie sprechen auch von den Bergen, aber die in der Schweiz seien unvergleichlich schöner. Der Dachstein, er sei ja nur ein Hügel im Vergleiche mit dem Montblanc, und der See sei nur eine Lache, und der Loser? Den Einen ist er zu „bös“, sie gehen nicht hinauf, den anderen ist er zu zahm, sie gehen nicht hinauf. Übrigens, wenn er in der Schweiz stünde, führe schon längst eine Zahnradbahn hinauf und oben stünden einige Hotels ersten Ranges mit allem Comfort! Aber hier? Hier sei ja alles noch so altväterisch verlottert. — Siehst du! Der Loser an der Wand hört seine eigene Schand.[1])

Anrückende Touristen weckten uns auf. Herren in Lederhosen, mit Schiangenschuhen, Eispickeln und Zwickern auf der Nase. Damen im Dirndlg'wand. Die Bauern tragen sich „herrisch“, die Herrenleute „bäuerisch“. Loser, du solltest eigentlich auf dem Kopf stehen und mit den Füßen den See in die Lüfte aufstrampeln, bei dieser verkehrten Welt. Hörst du, jetzt singen und juchzen sie sogar, die Insassen der Ringstraße und der Leopoldstadt. In Ermanglung von Baumwolle stopft sich der Loser das Ohr mit einem Nebelfetzen zu.

Doch, was verschlägt das am Ende? Der Culturmensch bringt trotz aller Verkehrtheiten immer noch mehr wahre Begeisterung mit auf die Höhen, als der Bauer und der Hirte, denen die Naturschönheit alltäglich ist und die sich eines gesteigerten Wohlbehagens auf den Bergen oft kaum bewusst werden.

Nach gethaner Arbeit mundet das Mahl, aber auch nach genossener Freude. Emil hatte in seinem Rucksack einen Laib Brot mit hinaufgetragen, der blieb unversehrt. Hingegen gab es um drei Uhr nachmittags im Sommerhause zu Alt-Aussee ein köstliches Tafeln und ein scharfes Trinken.

---

[1]) Um übrigens noch einen besonderen Blick auf Alt-Aussee zu thun, hat dieser schöne Ort in der Hochsaison ein hochwohlprotziges Publicum, vor dem sich ein bescheidener Arier immerfort entschuldigen zu müssen glaubt, dass er existiert. Wenn er der Promenade unbedingt nicht ausweichen kann, so muss er bei den heranrauschenden Colonnen stets gefasst sein, von einer Sonnenschirmzacke zerkratzt oder von einem auslümmelnden Ellbogen in den Graben gestoßen zu werden Die Budapester Großstadtflegel beiderlei Geschlechtes geben unserem schönen steirischen Alpenwinkel um die Sommerszeit leider ein recht fatales Gepräge.

A Feuersbrunst in da Woldhoamat.

Gschichtl in da steirischn Gmoansproch.

A wunderschöni Nocht is s gwen. In unsern Woldbauernhaus is olls in tiafn Schlof glegn. Togs vorher hobn ma s lekti Troad unter Doch brocht und a so a stilli Hirbstnocht is wiar a rechter Feierobnd vorn großn weißn Sunta der Winterszeit.

Do klopft's af oanmol bau Fenster: „Wer in kloan Marxl sei Haus brena sechn will, der sul gschwind auffstehn!"

„Sas Maria!" Mei Voda springg aus n Bett. D Muada will Liacht mochn und findt ka Feurzeug. Ih will in d Hosn und kim ollaweil in die unrechtn Löcher, koan Strumpf find ih, koan Schuach — und hot's doh a rothi Liachtn in da Stubn, von großn feurign Stern her, der afn ondern Berg entn aufleuchtt.

„Auweh!" sogg mei Voda, „s is schon olls hin, 's gonzi Haus steht in Feur!"

Oll zwen laufn ma davon, da Voda mit ar a Wosserkübel, ih mit ar a großn Ongst, as kunt s Feur überaspringa bis zan unsern Haus. „Bist a dumer Bua!" sogg mei Voda, „siachst as dan nit, dass da weiti Grobn dazwischn is? Ober ollsoans is s, obs unser Haus is, oder in Marxl sein — Betler is Betler.

's schöni neugi Haus, däs erst an etla Wochn vorher fiatigwordn is! Wiar an Ölwickel brents, sa still und liacht, kirzngrod steign d Flomen auf in die finster Nocht und tiaf in Himel eini steign d Funkn und die bluatrothn Rauchwulkan. Weider gegn Birchfeld aussi hot's ghimlazt, oba däs is n i x gwen gegn an liachtn Schein va da Feuersbrunst.

„Wan an Ondern s Haus niederbrent", sogg da Voda während n Laufn, „sa brent n holt s Haus nieder".

„Is s bau Marxl nit ah a so?" frog ih.

„Na, mei du. In Marxl brent o l l s nieder, olls, wos er gestern ghobb hot und heint hot und morgn hobn kunt."

„Voda! Wan da Marxl selber vabruna war!

„War's besti, mei du, war s besti. Ih vergun eahm s Lebn. Ober wer zwoanzg Johr long baut, wer sih zwoanzg Johr gfreut af sei Haus und hot af oanmol an Haufn Aschn — mih zimbb, es war nit zan datrogn."

Drauf mei Weisheit: „Und wan er vabruna war, sa war er hiaz schon in Himel."

„Watsch nit a so in nossn Gros! Geh gleim hinter mir afn trucknen Weg. Wos woaßt dan du!"

Und wia ma durchn Wold auffi gehn, gor gstickel is er nit, dazählt ma mei Voda gschwind awenk wos von Marxl.

„Da Marxl —" und schnaudn mochts n dabei, is an orma Hulzknecht, z hort Kräftn vadean olli Tog, wos oaner olli Tog braucht. Oba da Fleiß: Da Fleiß wirkt Mirakl, mirk da s, Pederl. Olli Tog za da Feierobndstund, wan die ondern Hulzknecht eahneri Spotzn und Hirschn kochn in da Hüttn und olli Vieri ausstreckn afn Stroh, hot da Marxl noh fleißi gorbat't auf sein kloan Gründl. A kloans Sumpfwiesel hotn da Woldherr derlabb, dass er's af sei Leppa derf nutzn. So hot der Marxl s Wosser ohgloadt, hot s Moos druckn glegg, hot s Unkraut ausgrodt, hot unverdrossn gorbat't olli liabi Tog — heili Zeit ausgnoma —. Aftn hot er s schlecht Wurznwerch verbrent, hot a Brondkorn onbaut af sein Fleckl Erdn. Olls um die Feirobndzeit. Aftn hot er va sein Waldhern gstott Hulzknechtlohn an etla Stam Hulz gnoma, hot imeramal an Kamerodn vazohlt, dass er eahm hilft und hot onghebb, afn Wiesl a Haus aufzbaun. — Ausglocht hobn ma n, oll mitanonder hobn ma n ausglocht. Wia wirst dan du mit an Haus zstond kema, du orms kloans Woldmandl, däs wirst du nit dawortn und wern mir nit dawortn. — Losst's ma Zeit, hot er gsogg, da Marxl, wan ihs na daleb, dawortn will ihs. Und hot sei Tabakpfeifel gstopft. — Guat aufglegg, wiar er ollaweil gwen is, hot er holt gorbat't ba seiner freien Zeit, hot grobn, hot ghockt, hot gschnidn, hot zimert, hot gnoglt, hot gsungen und gwischbelt dabei, dass man frei gern zuagschaut und zuaghört hot. Nochn erstn fünf Johrn is er mit da Zimmerei af d Höch kema bis zan Trambam. Noch n zweitn fünf Johrn is s doch fürti gwen, s Fensterwerch und die Thür. Und wieder zehn Johr später zwoa schöni Stubn mit Tisch, Bänk und Kastn, und an Kuastohl und an Saustoll und a murtsprächtigs Kucherl daher, dass an iadi Großbäuerin ihr Freud dron hät ghobb. — Olls däs hot er zwegnbrocht, da Marxl, ruck dei Hüatl, Bua, vor a so an Mon! — Hiaz wiar er firti is gwen, hot er heiratn wölln — gor viel zfrua is s neama, wan da Mensch ins Funfzigsti geht. Und hiaz däs Malär!"

A so hot mei Voda dazählt. Und nochher wia mar af d Höch kemen und 's Feur sa nohend vor uns hobn, dass ma scha d Wangl sein hoaß worn, kemen von olln Seitn Leut daher mit Wosserkübeln und Krompn und Loatern, und schrein und komadirn und sechn, es is nix meh zmochn.

„Onzundn is s worn!" schreit da Schauderer Michel, „den, wan ma dawischadn!"

„Willst n nit nochlassn?“ sogg der Moasn-Simerl, „selm über Birchfeld hin zündelt er noh.“

Do sechns erst s Himlazn in Gwölk, an Krocher vorher wöllns ah ghört hobn und hiaz hobn mas gwisst: da Blitz hot zundn.

Selm afn Stoanhausn is da Marxl gsessn. Ohni Schuach und Jangger is er dagsessn, hotn Kopf af d Hand gspreizt und hot zuagschaut, wia da Dochstuhl is eingstürzt, wia d Wänd sein zsombrochn, wia's dabei ollamol frisch aufgfluckt hot und die Gaan sein af d Höch gfohrn, wiar a fueriger Regn, der himelwärts geht.

Und wiar er so still und ernsthoft dagsessn is, da Marxl, hot sih neamb traut, dass er eahm zuagonga war, dass er n tröst' hät. Ins Herz eini dabormb hot uns däs guati, ormi Mandl, däs so viel und so viel Jahr lang umsist glebb und gorbat't hat. Und hiaz und hiaz, hot ma gmoant, wird die Verzweiflung ausbrechn, dass er gor af d letzt mit an wildn Fluacher gegn Himel ins Feuer springg.

Und wia da Marxel long a so dogsessn is, do hot er aus n Hosn-säckl wos fürazogn, is a Tabakpfeifel gwen. Für morgn früa war's schon ongstopft gwen. Hiaz steht er auf, geht stad zu da Brondstot hin, hebb a glosends Prügerl auf, zünd die Pfeifn on, setzt sich wieder hin und thuat gmüatlich — tabakrachn.

Va weitn hobn ma n zuagschaut und hobns nit kinen begreifn.

„Schwochsini is er worn“, hot da Schauderer Michel gsogg. Und mei Voder hot gonz töwi dazuagsetzt: „Leut, der is stirker wia mir!“

Und daweil s Pfeiferl noh brent, redt da Marxl holblaut mit eahm selber: „Hiazta wort ih daweil, bis s zsombruna hot. Aftn kral ih s olt Eisn ausser aus der Aschn. D Hulzhockn, wan ih find. Aftn stiel ih ma s wieder on. Aftn ram ih de Schlomperei weck. Aftn schau ih, dass ma da Woldherr wieder a Bauhulz gibb, mit da Zeit dean ih eahms oh. Is mar eh s hinteri Stübl nit gonz guat grothn gwen. Noh vor an etla Togn hon ih gsogg: Wan ih nohamol bauad, hiaz wissad ihs besser. — Und aftn fong ih holt in Gottsnom wieder on.

Erklärungen. Ölwickel: ein mit Öl getränktes Werg; himlazn: blitzen; gleim: nahe; Spotzn, Hirschn: Mehlnocken in Schmalz geschmort; sei Leppa: sein Lebtag; Jangger: Jacke; Gaan: Funken; kraln: kratzen.

Klärchen.

Aus „Dichterlings Traum“, Märchenspiel in fünf Aufzügen.

Von **Robert Plischke.**

Klärchen. (Sie ist barfuß, barhäuptig, und trägt ein einfaches weißes Kleid. In der Hand hält sie einen Kranz, der sich halb aufgelöst hat.) — **Schunde.**

Klärchen (zutraulich zu Schunde).
Grüß Gott dich! Mußt nicht böse sein,
Dass ich mich auf dein Bänkchen setze. (Setzt sich.)
Doch ist mein Kranz mir aufgegangen
Ob meiner Schritte eil'ger Hast;
Wollt' schnell den Berg empor gelangen,
Nun zwingt der Kranz mich erst zur Rast.
Ich will ihn hier aufs neue binden
Und fester auch, damit er hält
Und nicht den hämischen Waldeswinden
Aufs erste Weh'n zum Opfer fällt.

Schunde. Wem bringst du, Kind, das zart' Gewinde
Von Blumen aus dem Waldgefild
Und Rosen, keusch, voll süßer Düfte?

Klärchen. Nah einem stillen Kreuzesbild!
Es steht allein, abseits vom Wege,
So weltvergessen, weltentrückt,
Im lausch'gen dichten Waldgehege,
Wo es die Neugier nicht erblickt.
Dort geh' ich hin in freien Stunden
Und bete Herz mir leicht und Sinn,
Und für den Trost, den ich gefunden,
Leg' dankbar meinen Kranz ich hin.

Schunde. Und fasst nicht Furcht dich an, im Walde,
In dieser Schlucht so ganz allein?
Kennst du sie nicht, die grause Sage:
Dies soll des Teufels Abgrund sein?

Klärchen. Hier? Ei! — Schon oft klomm ich hernieder
Zur Schlucht und jenseits dann hinan,
Doch and'res niemals meine Augen
Als diese holde Wildnis sah'n. —
Und mag auch hier der Böse weilen,
Mich schreckt ein armer Teufel nicht;
Da droben Gott lenkt meine Schritte!
Und ihn bezwingt die Hölle nicht.

Schnuke. Allein, der Wald ist nicht zum Beten;
Siehst nichts als Laub und Grün darein.
Was betest du nicht in den Kirchen
Und still daheim im Kämmerlein.

Klärchen. Ich bete gern in stiller Kammer
Und bete auch in Kirchen gern;
Allein, ich denke allerorten,
Bet' ich nur fromm, gefällt's dem Herrn. —
Und gibt es herrlichere Kirchen
Als dieses Waldes Majestät?
Wo durch die Wipfel, durch die Kronen
Ein ew'ges frommes Beten geht,
Wo alles preiset seinen Schöpfer
So andachtsvoll und hold dabei,
Dass durch die Blätter stets ein Klingen
Wie Musik zieht und Melodei. —
Und dann: Hier sieht mich niemand beten! —
Ach, Herr, du lachst mich jetzt wohl aus? —
Doch bin ich so: Werd' ich beachtet,
Ist's auch mit meiner Andacht aus.
Fühl' ich auf mir die Blicke haften,
Seh' links und rechts ich und zurück,
Und rücke hin und möchte fliehen
Und vom Altar schweift ab mein Blick. —
Dann kommt ein Armer auch zur Kirche
Und knieet gramvoll neben mich,
Und weint und seufzet seinen Jammer
Und betet heißer wohl wie ich,
Dass es wie Frevel mir will scheinen,
Wenn ich mein Leid, das kaum besteht,
Zu klagen wag', indes vor Jammer
Der Arme neben mir vergeht.
Und drum bin lieber ich im Walde.

Hier bin zum Beten ich allein
Und denke, Gott, zu dem ich bete —
So neidisch bin ich! — ist nur mein.
Und denk', dass er auf mich nur achtet
Und alle Wünsche mir erfüllt,
Und selbst mein kindisches Verlangen
Nach Erdenglück und Frohsinn stillt.

Schnude. Und hat er immer sie erfüllet,
Die Bitten und die Wünsche dein?

Klärchen. Die Bitten denk' ich wohl! — Die Wünsche? (Sinnt.)
Nicht immer! Mochten kleinlich sein! —
Doch sieh: Als jüngst mein liebes, einz'ges
Großmütterchen mir wurde krank
Und still mir dalag, fast ohn' Athem,
Und mir da ward so sterbensbang,
Da holt' ein Weilchen ich die Freundin
Zur Wach' und lief den Berg hinan
Und bat vor meinem Kreuzesbilde
Und flehte Gott um Hilfe an.
Da ward so leicht mir gleich ums Herze;
Und siehst du, als ich heimwärts kam —
Da saß Großmütterchen ganz aufrecht
Und tüchtig es am Ohr mich nahm
Und schalt, wo ich so lang geblieben.
Und zwei, drei Tage noch, sie gieng
So munter wieder auf und nieder,
So leicht, als wär's ein junges Ding.
Da lief ich froh zur Bergeshöhe
Und lacht' und weinte voller Glück
Und dankte Gott; ich weiß es sicher,
Er wacht ob uns mit treuem Blick.

Schnude. Das mag wohl sein; allein erfüllen
Kann auch ein Gott nicht immerdar.
Du sagtest selbst, dass oft dein Wünschen
Nicht immer ihm gefällig war?

Klärchen. Ach Gott, wir Menschen sind mit Wünschen
Zu unbescheiden und begehren
Zu vieles uns. Da kann nicht alles
Und kann nicht jedem er gewähren. —
Oft kam ich hin mit schwerem Herzen

Und dacht', wer weiß was für ein Leid
Ich trüg' und welche großen Sorgen.
Ich betete so eine Zeit
Und leichter ward es mir im Herzen,
Und als ich vollends mich erhob,
Der letzte Rest von Sorg und Leide
Wie Spreu im Winde da zerstob,
Dass ich mich selbst erstaunt befragte,
Was denn mein Kummer nur gewesen?
Und als zum Heiland ich erhob
Den Blick, mocht' er darein wohl lesen,
Was ich gedacht, und lächelt' sanft,
Als wollt' er leise zu mir sagen:
Und ob solch' kleinen nicht'gen Kummers
Da kommst du, Kind, mir auch noch klagen?
Dass roth ich ward und gleich entwich
Und ganz beschämt von dannen schlich.

Schnude. Du bist genügsam, leicht zufrieden.
Wer bist du, Kind?

Klärchen. Ich heiße Klärchen! Und im Dörfchen,
Der Stadt nicht fern, bin ich daheim,
In einem trauten Häuschen lebe
Ich still mit dem Großmütterlein.

Schnude. Und deine Eltern, Kind, wo sind sie?
Von ihnen sagst du mir kein Wort?

Klärchen. Sie ruh'n schon lange alle beide
Auf jenem stillen Kirchhof dort!

Schnude. Du armes Kind!

Klärchen. Ich bin so arm nicht, wie du wähnest!
Blieb mir noch mein Großmütterlein,
Ein Häuschen, welches unser eigen, —
Und viel Erinnerung darein.
Wie viele sind, die nichts besitzen
Und irren müssen durch die Welt;
Bin ich nicht glücklich noch dagegen?
Nicht reich und neidenswert bestellt?
Ich kann im trauten Gärtchen sitzen,
Großmutter kramt Geschichten aus,
Bald ernst, bald heiter, von den Eltern
Und sich und unserm kleinen Haus.

Dann streichelt sie mir leis die Wange
Und sieht mich an voll Lieb' dabei
Und küßt mich heimlich, sagt: Mein Klärchen!
Und tändelt so noch vielerlei,
Und reicht mir Leinwand hin und Wolle
Und legt mir alles hübsch bereit,
Was ich benöth'ge zu der Arbeit —
Und wie im Flug vergeht die Zeit.
Dann kommt ein Vöglein noch geflogen,
Das zwitschert uns ein reizend Lied.
Und setzt aufs Haupt sich mir, die Schulter
Und mir gar keck ins Auge sieht,
Als wollt' es jeden Tag mich fragen:
Du, Klärchen, gelt, die Welt ist schön?
Und mir vom Himmel Schönes sagen
Und lichten, sonn'gen, blauen Höh'n.
Ich könnt' das traute Vöglein greifen
Und sperren es ins Vogelhaus,
Allein, es wär' uns Herz mir wehe,
Könnt' es nicht, wie es wollt', hinaus.
Sa lass' ich's; und wir sitzen alle
So recht vergnügt im Garten dann,
Bald reden wir und bald das Vöglein —
Wie schon ein Vöglein reden kann.
Und du, das solltest du nur sehen,
Wie flink mir dann die Arbeit geht!
Wie flink die Nadel und geschäftig
Und wie dann Stück um Stück entsteht!
Und was für Geld ich uns verdiene
Mit meiner lieben Näherei!
Und wenn ich Samstag liefern gehe,
Wie wohl mir ist und stolz dabei!
Dann gibt es Dinge dir zu schmausen!
Ein kräftig Süpplein, Fleisch und Wein
Und Obst — sie ißt es gar so gerne —
Für mein herzlieb Großmütterlein.
Und Milch für mich die allerbeste. —
Nicht wäss'rig wie am Wochentag! —
Und weißes Brot mit süßer Butter,
Und Beeren, die ich pflückt' im Haag.
O ja, wir leben dir gar prächtig!
Und was ich bitte, ist allein,

Es möge stets so gut uns gehen,
Es möge niemals anders sein.

Schnude (bewegt).
Du trautes Kind! Dein froh Gemüthe,
Dein heit'rer Sinn, er ist dein Glück;
Doch hegtest nie du heimlich Wünsche
Nach einem besseren Geschick?

Klärchen (aufstehend).
Ich kann es mir nicht besser wünschen.
Doch wünsch' ich noch, wünsch' ich allein,
Dass stets wir satt zu essen haben —
Und dass mir bleibt Großmütterlein.

Schnude (küsst sie tiefbewegt auf die Stirne).
Gott segne dich!
Willst du schon gehen?

Klärchen. Mein Kranz ist fest und gut gewunden. —
Wie ich doch gleich geschwätzig bin! —
Ich will nun eilen, aufwärts klimmen
Zu meinem Kreuzesbilde hin. —
Wenn du am Dorf vorüber gehest,
Dann tritt in unser Häuschen ein; —
Ach, ich vergaß, auch eine Ziege,
Die Liese ist ja noch darein! —
Ich will Großmütterchen dir zeigen
Und meinen Garten, reich bestellt,
Und dir ein schönes Sträußchen winden,
Das sicher dir gar wohl gefällt,
Mein trautes Vöglein und ein Nestchen,
Das Schwälbchen sich bei uns gebaut
Und — — kurz, was immer du willst sehen.
Leb' wohl! Muss eilig nun hinauf.

Der Dichter dieser Idylle lebt arm und unbekannt, gegenwärtig in Sternberg (Mähren). Wenn Zeitungen und Zeitschriften manchmal etwas von ihm abdrucken wollten, so wäre das eine Ermunterung für das unzweifelhafte Talent. **Die Red.**

Der Briefträger.

Aus dem Ungarischen.

I.

Ihr fragt, warum ich meine lohnende Stellung verließ, warum ich nicht auch ferner die Briefe austrage.

Wenn es keine Augen gäbe, wenn mich die Blicke nicht so anstarren würden . . . aber so, es geht nicht. . . . Nun warum seht ihr euch so an? Glaubt ihr, dass ich nicht sehe und nicht wisse, was es bedeute: „Der arme Toni ist verrückt geworden!“ Das sagen eure Augen. . . . O, ich weiß schon in den Augen zu lesen und solange ich das weiß, solange mein Erinnerungsvermögen gesund ist, solange bin ich nicht verrückt, ihr mögt euch anschauen, soviel ihr wollt. In meinem Dorfe, wisset ihr, dort am Fuße des hohen Blegyasza, war ein Irrsinniger . . . in jedem Dorfe ist ein Irrsinniger, allein der wusste sich an nichts zu erinnern.

Ich aber — höret nur zu — wie gut ich mich an alles entsinne. Auch daran erinnere ich mich, dass mich anfangs die auf mich gerichteten Blicke sehr interessierten und dass ich in jedes Haus gerne Fröhlichkeit gebracht hätte. Doch geschah dies nur selten und ich weiß nicht, ob andere Briefträger fröhlichere Briefe austragen. Die meisten Leute nahmen die Sache sehr gleichmüthig auf, indessen das war ja weder mein Leid, noch meine Freude. Es gab aber auch solche, die mich so anschauten, dass ich ihnen gern gute Briefe gebracht hätte. . . . Gut, dass ich diese erwartungsvollen und dann traurig werdenden Augen nicht mehr sehe. . . . Ein Augenpaar aber sehe ich dennoch; wohin ich auch blicke, sehe ich dieses, und dann erst etwas anderes. . . .

Habet ihr Tibor Erdössy gekannt? Ich kannte ihn schon als kleinen Knaben, waren wir doch in einem Dorfe geboren, und sein Vater gab den kleinen Junker gerade zur selben Zeit ins Militär-Institut, als er mir in diesem Städtchen zu der Briefträgerstelle verhalf; denn der gutherzige Herr verhalf jedem zu etwas. Er besaß ein gutes Herz, und dennoch! . . . Allein ich will die Sache in der Reihenfolge erzählen, denn ich bin nicht verrückt, so sehr ihr es auch glauben möget. Aus dem kleinen Junker wurde ein so stattlicher schöner Jüngling, wie es alle Burschen in meinem Heimatsdorfe waren, nur war er noch viel schöner. Als man ihn hieher in dieses Städtchen versetzte, wurde er Oberlieutenant, und

bloß seine Augen waren glänzender als die zwei Sterne. . . . O, mein Gott, diese Augen!

Seine Gestalt war hoch und schlank wie die Platane, nun, ihr wisset ja, wie die Platane in meinem Heimatsdorfe, welche vor der Schmiede stand. Kann ich denn dafür, dass, was an diesem guten, lieben Oberlieutenant gut und schön war, alles dem ähnlich war, was in meiner Heimat ist? Selbst der über seinen Divan gebreitete große Bär schien mir in einer der Höhlen des Vlegyasza geboren zu sein. . . . Dann diese Briefe — diese Unmenge Briefe, die er erhielt — sie dufteten alle wie unsere heimatlichen Wiesen nach der Mahd. Er war mir gegenüber immer sehr freigebig, und seine rothen Lippen fragten lächelnd: „Nun, Jancsi, gibt es noch etwas?“ Er schenkte den duftigen Briefchen nicht viel Beachtung, er warf sie über die Schulter hinweg auf ein kleines glänzendes Tischchen. Auch nach den Geldbriefen langte er nicht so hastig, wie andere junge Officiere, aber er warf sie dennoch nicht über die Schulter hinweg auf das glänzende Tischchen, sondern steckte sie in die Tasche seines straff anliegenden Beinkleides.

Oft kam es vor, dass er mir ein Glas Champagner anbot; aber ihr wisset ja nicht, was Champagner ist. . . . Für ihn war das ebenso, wie für unseren Pfarrer das Quellwasser. Er saß damals mit einigen jungen Herren Officieren beim Kartenspiel, als er auch mir einen Trunk von dem feurigen Schaumwein zutheil werden ließ. Wie prächtig sah er dabei aus! Fröhlichkeit blitzte aus seinen Augen, und sein schönes Gesicht strahlte vor Gesundheit. Niemals habe ich jemanden so geliebt, als diesen theuren prächtigen Oberlieutenant, und als ich hörte, dass er viel verliere, hatte ich die Empfindung, als ob man mir einen Stich ins Herz versetzt hätte; dann aber dachte ich, dass man ja nicht in allem glücklich sein könne, und das tröstete mich.

II.

Es kam mir vor, als ob er in der letzten Zeit die Briefe nicht so ruhig betrachtete, und während er die duftigen beiseite warf, blickte er forschend auf meine Hand; er erwartete einen anderen; ich errieth, dass er einen mit fünf Siegeln erwartete. Das ging so zwei Wochen hindurch, und da erfasste die heftige Erwartung auch mich. Ängstlich betrat ich die Post und empfand Lust, den Postmeister niederzuschlagen, wenn er mir dennoch keinen Geldbrief übergab. Dann aber überlegte ich mir die Sache, und mein ganzer Zorn wendete sich gegen den alten gnädigen Herrn, ich war so erbost über ihn, als ob nicht er es gewesen wäre, der mir mein Brot verschafft hatte. . . . Warum hatte er es auch gethan! Dieses Brot gebar jenen Blick . . . nun, nicht wahr, jetzt sehet ihr ihn auch, wie er mich anstarrt? Dort, dort ist er!

Ihr redet mir zu, ich möge nur fortsetzen, gut, ich fahre fort, ich entsinne mich ja an alles. . . . Nur die Irrsinnigen haben keine Erinnerung. . . . Briefe gab es wieder ganze Stöße, allerlei, blassrothe und nach Wiesen duftende, lauter Weiberschriften; das ist gar kein Briefträger, der nicht sofort erkennt, ob der Brief von jungen oder alten Frauen kommt. . . . An einen Oberlieutenant schreiben alte Frauen keine Briefe. Schweren Herzens näherte ich mich der Wohnung des Oberlieutenants. Er stand beim Fenster, und als ich an demselben vorbeigieng, blickte er mich so erwartungs- und hoffnungsvoll an, dass mir dabei das Blut erstarrte und dass ich Lust empfand, davonzulaufen. Er wendete sich im Fenster um, und während er mir einige Schritte entgegengieng, sah mich sein Blick wahrhaft flehend an, dann lag wieder Vertrauen und Güte in seinen schönen Augen — genau so strahlt unser blauer Himmel vor Sonnenuntergang, ihr wisst ja, dort oberhalb des Fichtenwaldes? Nur ist dort in jener Bläue außer den Strahlen nichts enthalten, während in seinem Blicke alles lag: Hoffnung, Bangen, Vertrauen, mit einem Worte sein ganzes Herz. Und in diesem Augenblicke hätte ich, ohne zu zaudern, mein Leben für einen Brief mit fünf Siegeln hingegeben.

Zögernd zog ich die abscheulichen schlanken Briefe hervor. Er sah auf meine Hand und schaute mir dann wieder in die Augen.

„Sonst ist nichts?"

Einen solchen Ton hörte ich noch niemals; der hätte selbst einen Stein erweicht. Zitternd sagte ich: „Nichts." Darauf wurde er so bleich, wie die Rosen im Garten der Lehrerin, und in seinen schönen, strahlenden Augen blitzte ein entsetzlicher Schmerz auf; es gieng mir durchs Herz, und ich wendete mich der Thür zu. Als ich eben aus dem Zimmer treten wollte, berührte der Oberlieutenant meine Schulter und, über diese hinweglangend, ließ er mir eine Fünfguldennote in die Hand gleiten.

Du, mein Gott, wie viel Geld muss derjenige erwarten, für den fünf Gulden gar kein Geld sind!

Endlich am Morgen des nächsten Tages langte der Brief mit fünf Siegeln an. Ich seufzte erleichtert auf. Dass du nur endlich da bist! Und ich stürmte fort. So bin ich noch niemals gelaufen.

„Herr Oberlieutenant, Herr Oberlieutenant! Hier ist das viele Geld!" rief ich, alle Schicklichkeit vergessend. Der Oberlieutenant lag auf dem Divan, sein schönes Haupt war auf dem zottigen Halse des großen Bären etwas zurückgesunken. Er schläft. Ich trat zu ihm hin. . . . Nun, jetzt seht ihr doch aber selbst auch schon den Blick? Sehet, sehet, wie er mich anstarrt mit seinem verschleierten Glanze und spricht — du hast dich verspätet!

O, du mein Gott, wie bin ich zu ihm hingestürmt . . . wenn er das irgendwie erfahren könnte, dann würde er mich nicht so anschauen!

O. K.

Ein Liedchen klingt mir …

Ein Liedchen klingt mir immer,
Wenngleich die Jugend schied;
Die Mutter sang es leise —
Mein liebes Wiegenlied:
„O schlafe, Herzchen, schlafe ein,
Die Liebe wacht und wartet dein.
Schlaf' ein!"

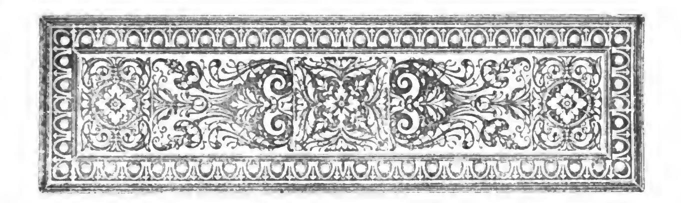
Nun bin ich oftmals müde
Vom harten Lebensstreit;
Da klingt das Liedchen wieder
Als Gruß aus gold'ner Zeit:
„O schlafe, Herzchen, schlafe ein,
Die Liebe wacht und wartet dein.
Schlaf' ein!"

Schon neigt mein Gang zur Rüste,
Es geht dem Scheiden zu;
Da wiegt mein kleines Liedchen
Mich so wie einst zur Ruh':
„O schlafe, Herzchen, schlafe ein,
Die Liebe wacht und wartet dein.
Schlaf' ein!"

Auf seiner trauten Weise
Wird meine Seele zieh'n,
Zum blumenreichen Garten
Der ew'gen Kindheit hin. —
„O schlafe, Herzchen, schlafe ein,
Die Liebe wacht und wartet dein.
Schlaf' ein!"

Karl Krobath.





Kleine Laube.

Wandern.

Eine Weihnachtsskizze aus dem niederösterreichischen Volksleben.

Von Hans Kerschbaum.

Es erscheint doch als etwas ganz Abnormes, wenn man die Wanderzeit mitten in den rauhen Winter hinein verlegt, wo Wege und Landschaft verschneit sind und das weltvergoldende Sonnenlicht sich oft tagelang nicht sehen läßt. Diese Dinge, vermeint man, wären zum Wandern doch sehr nothwendig; und in der Regel hält man aus diesen Gründen den Sommer als die geeignetste Jahreszeit zum Wandern, wo allerwege die Bahn frei ist und der Tag frühzeitiger erwacht und später schlafen geht, damit sich das Wandern auch verlohnt.

Hernach ist es also ein ganz eigenartiges Wandern, worüber wir da sprechen wollen. Dieses Wandern hat nicht den Zweck, um mit dem gespickten Ränzlein auf dem Rücken und dem Frisch-froh-fröhlich-frei in der Brust in die herrliche Gotteswelt hinauszumarschieren, um sein Herz an den Reizen der Natur zu erquicken, sondern ist vielmehr das gerade Gegentheil von solch lustigem Wandern und hat eine ganz andere Bedeutung.

Zur Weihnachtszeit, vornehmlich am Stephani- und Johannitage, kann man auf dem Lande dies eigenartige Wandern beobachten. Burschen und Mädchen wandern zu dieser Zeit von Ortschaft zu Ortschaft, auf dem Rücken große Bündel tragend oder solche auf einem Schlitten geladen. Diese Burschen und Mädchen sind solche Dienstboten, welche „ausstehen", wie der Dienstaustritt bei den Bauern bezeichnet wird, und zu einem anderen Bauer übersiedeln, was das „Wandern" heißt.

Das Dienstjahr endet bei den Bauern in der Regel zu Weihnachten, wo die Dienstboten, welche im Verlaufe des Jahres das Dienstverhältnis durch Kündigung gelöst, den bisherigen Dienstplatz verlassen.

Aus ökonomischen Gründen hat sich der Landwirt den Dienstbotenwechsel mitten in den Winter hinein verlegt, denn zu dieser Zeit sind die landwirtschaftlichen Arbeiten fast alle beendet; das Getreide ist ausgedroschen, der Flachs ist gebrechelt, vielleicht auch zum Theil schon gesponnen, und das übrige drängt nicht.

Dagegen würde der Dienstbotenwechsel während der „gnädigen Zeit", im Sommer, leicht eine Störung in der Landwirtschaft verursachen, weil mit dem „Ausstehen" zugleich eine längere Urlaubszeit, die sogenannten „Schlankeltage", der Dienstboten verbunden ist, welche sich in der Regel bis Heiligen drei König, mitunter auch bis Maria Lichtmess erstreckt.

Während dieser Zeit sind viele Bauern ohne Dienstboten, weil sie gewöhnlich auch jenen mehrere Tage Urlaub geben, die für das nächste Jahr bleiben.

Vielerlei Umstände gibt es, die ein solches „Ausstehen" verursachen.

Da ist der Großknecht am Kirchtagsonntag des Nachmittags vom Hause fortgegangen und einmal am Kirchtagmontag des Vormittags heimgekehrt; der Bauer ist darüber ein klein wenig verdrießlich, will aber weiter nichts merken lassen; der Mensch muss einmal eine Freud' haben und Kirchtag ist nicht alle Tage. — Auf der Wiese ist das Heu draußen und dazu der schönste Sommertag; aber der Großknecht hat jetzt kein Heu im Kopf, sondern beschäftigt sich ausschließlich mit dem Gedanken, wo er den Kirchtag weiter austräumen könnte; er hat ja noch nicht geschlafen, und jetzt gleich wieder an die Arbeit gehen? Da müsste einer rein nicht gescheit sein; also legt sich der Großknecht ins Bett.

„Oho, mein Lieber, so gut sind wir nicht!" spricht der Bauer, als er die Sache bemerkt; „die Heuarbeit läszt nicht warten auf sich; heut' ist der schönste Tag und morgen kann's regnen."

„Geht mich gar nichts an!" erwidert ihm der Knecht, „ob's schön ist oder ob's regn't — ich hab' einen Schlaf!"

„Zum Schlafen ist die Nacht und jetzt ist es hellichter Tag!"

Der Bauer mag sagen, was er will; der Knecht schweigt; die Kirchtagsgeister sind aus seinem Haupte noch nicht verflüchtigt und sie sitzen ihm so schwer auf der Zunge, dass ihn alles Reden verdrießt, und er schläft auch schon.

Am nächsten Tag war der Knecht ausgeschlafen und da kam die Moralpredigt: reumuthsvoll hat er sich diese angehört und hernach hat er es dem Bauer geschworen, dass das nicht wieder passieren werde.

Aber schlecht hat er Wort gehalten, der Bursch!

Im Herbst war Schnittertanz, da hat er es gerade wieder so gemacht wie zum Kirchtag, und das hat den Bauer höllisch aufgebracht. Zu Michaeli rief sich der Bauer den Knecht in die Stube. Das wusste der Knecht, was es für eine Bedeutung habe, wenn einem der Bauer zu Michaeli in die Stube ruft — also gieng er.

„Musst dich um einen andern Dienst umschau'n", sagt der Bauer.

„Ist mir auch recht!" So der Knecht, und die Sache ist abgethan.

So hat es sich zugetragen, und zu Weihnachten am Christtag isst der Großknecht das letzte Bratel auf dem alten Dienstplatz. Am Stephanitag muss er wieder zum Bauer in die Stube. Auf der Tischplatte liegt der Jahrlohn aufgezählt, von dem öfters die Halbscheit fehlt, die sich der Knecht während des Jahres vorschussweise herausgenommen: sein Dienstbüchel liegt auch daneben, worin es eingetragen ist, dass der Knecht „treu" und „fleißig" ein Jahr gedient hat. Die Bäuerin kommt mit einem Laib „Kletzenbrot" und einem weißen „Rauwuzel" und gibt dies dem scheidenden Knecht als Wegzehrung auf die Wanderung mit.

Der gegenseitige Groll wird in diesem Augenblicke vergessen und mit einem „Vergelt's Gott" bedankt sich der Knecht für alles, was er von Bauer und Bäuerin an etwaigen Wohlthaten im Verlaufe des Jahres empfangen. Das Geld mit dem Dienstbüchel hat er eingesteckt. Dem Bauer reicht er die Hand zum Abschied und wohl auch gleichzeitig zur Versöhnung hin. Er möge ihm nicht übel nachreden

und ihm verzeihen, wenn er ihn beleidigt habe. Dann nimmt er seine zwei Brotlaibe und geht zur Thür hinaus.

Wenn zu Michaeli die Kündigung auch so kalt war, im Augenblicke des Scheidens wird sehr oft geweint; besonders bei Dienstboten, welche schon mehrere Jahre im Hause waren, denn in der Regel führt der Bauer mit seinen Dienstboten ein patriarchalisches Verhältnis, das sich mit der Zahl der Jahre immer familiärer gestaltet. — Und im übrigen muss das Dienstverhältnis nicht immer unter solchen Umständen gelöst werden.

Es bangt dem Bauer nicht weniger, ob er mit dem neuen Dienstboten zufrieden sein wird, wie den Dienstboten vor den neuen „Herrenleuten“, die sie oft noch nicht wissen, wer sie sein werden, und bis sie den neuen „Hausbrauch“ wieder in Übung haben.

Draußen in der Kammer, auf dem Dachboden oder im Viehstall, wo eben die Dienstboten ihre bescheidene Garderobe untergebracht haben, ist der „Wanderbinkel“ in Bereitschaft; das „Kletzenbrot“ und der „Rauwuzel“ kommen noch hinein, ein Paar feste Stöcke über die Achseln, die das große Bündel zu halten haben, und ein Weihbrunnen an der Thür, dann geht es hinaus, stundenweit und tagelang oft durch's tiefe Schneefeld, dass gar manchmal der Träger mitsammt seinem großen Bündel stecken bleibt in den Schneemassen und sich den Weg mühsam bahnen muss. Vom Morgen bis oft in den finsteren Abend hat mancher zu wandern, bis er das Elternhaus erreicht, wenn er noch einen „Heimgang“ hat. Ist dies nicht der Fall, so „steht“ er gewöhnlich gleich beim neuen „Herrn“ ein, dass heißt, wenn er schon einen solchen besitzt. Es kommt auch häufig vor, dass der Bauer seinen neuaufgenommenen Dienstboten mit dem Fahrzeuge abholt, um diesem das mühsame Wandern zu erleichtern. Jugendliche Dienstboten und Mädchen werden meistens von ihren Angehörigen aus dem Dienstplatze abgeholt.

Für jene Dienstboten, welche vor Weihnachten noch keinen Dienstplatz gefunden haben, bietet sich auf den Märkten, die unmittelbar nach Weihnachten abgehalten werden und als Dienstbotenmärkte bekannt sind, Gelegenheit, Dienstverträge mit den Bauern abzuschließen, die zu diesem Zwecke solche Märkte besuchen.

Es entspinnt sich oft ein längerer Handel zwischen Bauer und Dienstbote wegen des Jahrlohnes und sonstiger Bedingungen.

„Hast noch keinen Dienst?“ fragt der Bauer einen Burschen.

„Noch derweil keinen solchen, wie ich einen will!“

„Vielleicht magst d' zu mir kommen?“

„Wär' mir schon recht!“

„Was verlangst denn nachher?“

„Lohn einen Hunderter . . .“

„Bist hübsch theuer!

„Und drei rupferne Hemden, ein habenes, eine Mischlinghosen und ein Paar Fürta!“ [1])

„Hast eine gute Kost bei mir, die Arbeit g'rad' nicht zu viel, halt wie's recht ist; ich gib dir neunz'g Gulden für's Jahr; wennst mir auf die Ochsen brav schaust, kriegst ein gutes Trinkgeld, wenn ich's verkauf'; und 's andere sollst alles hab'n; auf eine Mischlinghosen mehr oder weniger kommt es mir nit an, wenn eine bei der fleißigen Arbeit vorzeit hin sein sollt!“

Ein wenig um die Arbeiten auf dem Feld und im Stall forscht der Bauer den Knecht noch aus; und ist der Knecht mit dem Antrage des Bauers einver-

[1]) Rupfen = grobe Leinwand; aaberne = feine Leinwand; Mischling = Zwilch; Fürta = Vortuch (Schürze, gewöhnlich von blauer, grober Leinwand).

standen, so wird der Dienstvertrag als abgeschlossen betrachtet; schriftliche Formalitäten gibt es dabei nicht. Der neu aufgenommene Knecht erhält sein „Drangeld", etwa einen Silbergulden, und trinkt mit dem Bauern einen Liter Wein auf „Gesundheit und langes Beisammensein" und die Zwei gehören für ein Jahr zusammen; wenn sie sich gut vertragen, gibt der Bauer dem Knecht zu den nächsten Weihnachten ein paar Gulden mehr auf den Jahrlohn und von der Bäuerin bekommt er zum „Christkindl" zwei „haberne" Hemden, und der Knecht bleibt weiter.

Im Elternhause kommen da zu Weihnachten die Kinder alle wieder zusammen, die das Jahr über in den verschiedenen Gegenden beim Bauer im Dienste waren. Die „Wanderbinkel" werden aufgethan und da gibt es dann „Kletzenbrot" und „Rauwuzel" auf Wochen hinaus, und nach diesen Brotlaiben, das heißt nach dem Wohlgeschmack derselben, wird der Dienstplatz beurtheilt.

Zu Heiligen drei König kann man dasselbe Wandern mit den großen Bündeln wieder beobachten, nur mit dem Unterschiede, dass das „Kletzenbrot" und der „Rauwuzel" nicht mehr im „Wanderbinkel" sind. — Wieder heißt es „einstehen" und ein Jahr Herrendienen.

Mäuserlstill sein!

Ein Bildl aus vergangener Zeit.

Ist ein vielthätiger Mann gewesen, der alte Schulmeister von Sanct Johann. Heben wir aus seinem Leben nur einen einzigen Sommertag. Um ein oder zwei Uhr in der Nacht hat er endlich das jüngste Kind glücklich zur Ruhe gebracht. Um vier Uhr muß die Gebetglocke geläutet werden; darauf geschwind noch ein paar ausgebrochene Knöpfe ins Beinkleid heften, dann Anziehen in Gottesnamen; das Morgengebet wird erst draußen auf dem Felde beim Erdäpfelauswühlen gethan. Sind die Erdäpfel im Sack und daheim, so etwelches Holz spalten, dass sie auch gekocht werden können. Dieweilen Weibchen das Frühstück macht, muss Schulmeisterlein die Kinder wiegen; hingegen besegnet Gott den Appetit. — Und nach all' diesen Verrichtungen endlich kommt des Schulmeisters wichtigste Tagesfunction, die Messe. Die Kirche dazu ist bald ausgekehrt, die paar Kerzen sind bald angebrannt; dann steht schon der Herr Pfarrer in der Sacristei, will die lange weiße Pfaid über den Kopf haben. Der Ministrant klingelt; der Blasebalgtreter auf dem Chore lässt schon pfauchen, aber der Schulmeister ist noch unterwegs und stoßt sich schier die Beine ab über die finstere Stiege, bis er zu seiner Orgel kommt und dem großen Gott das Loblied singt für ein so glorreiches Schulmeisterleben. Hierauf Vormittag ein wenig schulhalten bis zur Eilfglocke und dann „Kinderlocken", dieweilen Weibchen das Mittagsmahl kocht. Sind Nachmittags Schulkinder da, so ein bischen Lesen und Katechismus lernen lassen; sind keine Schüler da, so geht der Lehrer auf die Lend und weidet die Ziegen. Später kommt das Kirchenuhraufziehen, das Hostienbacken und der Herr Pfarrer schafft auch bisweilen was an; und wenn Zeit bleibt, so will der Schulmeister mit einer Kraxe zu den Bauern herumgehen und seine Feldfrüchte sammeln, die ihm als Meßner zukommen. Etwelche häusliche Arbeiten lassen sich noch am späten Abend verrichten, und so ist der Tag wohl schön und zu Gottes Ehr' zugebracht.

Wenn dann aber doch einmal etwas Menschliches passiert, so ist dabei gar nichts zu lachen; es kann Jedem passieren.

Auch in Sanct Johann gibt es heiße Sommertage. An einem solchen saß unser Schulmeister in der Schulstube auf dem Kathederchen und ließ die Kinder,

eines um's andere, aus dem „Namenbüchel“ lesen. Das „Namenbüchel“ erzählt zwar schöne Geschichten vom guten Karl, vom frommen Paul, vom schlimmen Fritz — aber der Schulmeister hatte sie auch allzuoft schon gehört, als dass immer noch ein besonderes Interesse für diese Historien wach geblieben wäre. Geschah es denn, dass der Mauthofer Karl eine ganze halbe Stunde laut buchstabierte und las, ohne durch des Lehrers Befehl: „Weiter der Andere!“ vom Nachbar abgelöst zu werden. Das hub die Leutchen schon an, zu befremden; Kreuzbauers Lieschen aber hob den Zeigefinger, spitzte den kleinen Mund lispelte: „Pst! mäuserstill sein!“ — Da hörte der Franzl mählich auf zu buchstabieren, und dem Schulmeister war es recht, er rief kein: „Weiter der Lenzl!“ oder wie sie hießen, die Bank hinan. Der Schulmeister saß hinter seinem Tischchen und schlief.

Und als er eine Weile so geschlafen hatte und als die Kinder eine Weile „mäuschenstill“ gewesen waren, da gieng draußen der Herr Pfarrer vorüber. — Was machen denn Die da drin? denkt er sich, dass Eins kein Sterbenswörtel hört, wo das doch sonst immer ein Heidenlärm ist. Als Schulaufseher und Katechet tritt er ein. Die Kinder erheben sich, aber des Kreuzbauers Lieschen weist mit dem Blick auf den schlummernden Lehrer, legt seinen Finger an den Mund: „Mäuserlstill sein!“

— Ah! denkt der Pfarrer, Der macht's gut! Jetzt will ich aber doch einmal sehen, wie lange so eines sauberen Schulmeisters Mittagsschläfchen währt! — und setzt sich hin auf die Ofenbank, hört dem schnarchenden Schulmeister zu, lugt vor sich hin — und die Kinder sind mäuserlstill.

Nach etlichen Minuten schnarcht auch der Pfarrer.

Die Kinder sitzen und gucken und schmunzeln. Schließlich erhebt sich eines um's andere und schleicht auf den Zehenspitzen — die Meisten haben ohnehin keine Schuhe an — zur Thür hinaus.

Da wird endlich der Schulmeister wach, reibt sich die Augen — was?! leer?! — wo sind sie denn, die kleinen Racker? Ist ja die Schule noch nicht aus! — Da sieht er auf der Ofenbank den Herrn Pfarrer schlummern. „Pst!“ flüstert er sich zu: „Mäuserlstill sein!“ und schleicht davon.

Als die Mittagsglocke läutet, erwacht der Pfarrer — sieht sich im Schulzimmer mutterseelenallein. — Na, denkt er sich, das ist schon eine halbe Narrheit; jetzt, wie bin ich denn da hereingekommen. An so schwülen Tagen taumelt man schlaftrunken umher in der Welt und träumt einen hellen Unsinn zusammen. Muss nur sehen, wie ich mich hinausbring', ehe mir der Schulmeister dahinter kommt — und schleicht davon.

„Mäuserlstill sein! vielleicht geschieht's öfter!“ haben sich die Kinder verabredet; aber später thäten sie es dem Pfarrer doch beichten: „Dem Herrn Lehrer und dem Herrn Katecheten sind wir einmal aus der Schule fortgeschlichen.“

Wie man achtzig wird.

Von jeher war ich der Überzeugung, dass wir klugen Städter von den schlichten Landleuten manches lernen könnten. Wenn ich daher manchmal mit einem Stadtherrn über Land ziehe, so geht's nicht ganz ohne Tendenz ab. Ich will ihm — so unauffällig als möglich, das wohl — Lebensseiten und Charaktereigenschaften zeigen, die anstrebenswert wären. Besonders die Arbeitsamkeit, Bedürfnislosigkeit und Nüchternheit des Waldbauernvolkes trachte ich als gutes Vorbild ins rechte Licht zu rücken.

So konnte man im vorigen Sommer, als ich mit meinem Freund, dem stets ess- und trinklustigen Professor G., Bergwanderungen machte, eines Tages nicht

vorübergehen an einem alten Holzknecht, der im Wald mit frischem Schwung die Scheiter klob. Haar und Bart waren weiß wie Eis; aus seinem gerötheten Gesicht und lebhaftem Aug' aber blickte so viel Gesundheit und schlichte Bravheit, dass er nach meiner Meinung wohl geeignet sein mochte, mit kleiner, unmaßgeblicher Anwendung auf meinen Professor als Beispiel, wie man auch ohne allzuhäufige lukullische Genüsse stark bleiben und alt werden könne.

„Alleweil fleißig, fleißig!" sprach ich den Mann an.

„Passiert!" antwortete er und senkte seine Axt zu Fuß.

„Ist wohl ein etwas hartes Lärchenholz", redete ich weiter.

Worauf er entgegnete: „Hart ist's schon, aber Lärchenholz ist's keins. Aus Lärchen macht man sein Lebtag keine Brennscheiter."

Mein Begleiter klopfte mir auf die Achsel: „Siehste, siehste! Man braucht just kein Professor zu sein, und kann von der Waldwirtschaft doch nichts verstehen."

Warte nur, du alter Heide, dachte ich, man soll dich schon noch abführen. Und fragte hierauf den Holzknecht: „Sagt mir einmal, Freund, wie alt seid Ihr denn?"

Der antwortete: „Wie alt? Ich thät's wohl nicht wissen, wenn mir's nicht erst vor etlichen Tagen unser Herr Pfarrer gesagt hätte. Ein Achtziger thät ich halt schon sein. Na, einem Pfarrer muss man glauben."

„Ein Achtziger! und so rüstig noch! Ei, da möchte man von Euch schon was lernen. Wir von der feineren Gattung, wir! Uns thät's nicht schaden, wenn uns einmal wer sagen wollte, wie man leben soll, um so alt zu werden. So stockerngesund mit achtzig Jahren noch. Was thut Ihr denn?"

Er hat sich auf seinen Axtstiel gestützt und schreit lustig her: „Ich? dass ich so alt und gesund bin? Was ich thua? Saufen thuar ih!"

— — — Man kann sich's denken, wie jämmerlich ich dagestanden bin mit meinem Naturmenschen vor dem Professor, dem höhnisch lachenden. — Doch es war natürlich so schlimm nicht gemeint. Nur zu dick aufgetragen hatte er, dieser ungeschickte Waldmensch. Es stellte sich ja bald heraus, was er unter Saufen verstand. Wenn in der Gegend der Typhus drohte, oder die Cholera, oder die schwarzen Blattern grassierten, da gieng der Mann her und soff. Nämlich er trank Wacholderbrantwein, welcher im Volke als bestes Schutzmittel gegen Ansteckungen beliebt ist.

Ob er sich auch vor anderen Ansteckungen manchmal mit Wacholderbeeren schützt, etwa, wenn dies und das ihn bekümmern wollte, wenn ihn sein Weib zu ärgern suchte, oder so — ich weiß das nicht. Möglich ist es schon und glaube ich selber, dass ein heißes Glas Schnaps der Gesundheit weniger schadet, als ein Wurmen und Giften tief in die Nacht hinein. Das aber weiß ich, in Gegenwart meines lukullischen Professors frage ich keinen schlichten Naturmenschen mehr, wie er lebt.

Poetenwinkel.

Der wilde Mohn.

Sieh dort im wogenden Ährenfeld
Ein rothschimmernd Köpfchen zum andern gesellt,
Das neigt sich und beugt sich und flattert davon:
Heil dir, du wilder, rothblühender Mohn!

Heiß lockt und windet voll sehnender Lust
Im Winde die schwellende Blumenbrust;
Dein Feuer spricht brennendster Liebe Hohn,
Du rother, du wilder, du flammender Mohn!

Den Zagen schreckt wohl dein Glühen zurück,
Denn kurz ist das Leben und karg ist das Glück;
Sie sprechen vom Unheil und Todesdrohn,
Doch ich muss dich pflücken, du minniger Mohn!

Aus deinem glühenden Blumengesicht
Leuchtet in flammendem Purpurlicht
Sehnender Liebe berauschender Lohn, —
Nun halt' ich dich fest, du mein wonniger Mohn!

Ich halte dich fest und lasse dich nicht,
Dem bist du zu eigen, der kühn dich bricht;
O weh, deine Blätter, sie welken schon,
Du willst doch nicht sterben, mein blühender Mohn?!

Die Blätter welken und sinken dahin, —
Mir greift ein Schauer durch Herz und Sinn;
Es läuten die Ähren in bebendem Ton:
Gestorben ist heute der wilde Mohn!

Gusti Hackel.

* * *

Die Weiden.

Es stehen drei Weiden am Weiher,
Im Weiher das Wasser ist tief;
Ich träume davon im Wachen,
Weil ich schon lange nicht schlief.

O Weiden, ihr Weiden am Weiher,
Habt ihr's nicht auch geseh'n?
Ich sah am Rande des Weihers
Ein bleiches Menschenkind steh'n.

Ich sah die Wasser sich theilen
Und wieder zusammen geh'n —
Ihr Weiden, o Weiden am Weiher,
Habt ihr es auch geseh'n?

Es stehen drei Weiden am Weiher,
Im Weiher das Wasser ist tief;
Ich träume davon im Wachen,
Weil ich schon lange nicht schlief.

E. Winkl.

* * *

Auf der Straße.

Dünne, lange, schlanke Pappeln
Stehen an der weißen Straße,
Ihre schiefen Schatten liegen
Weit darüber hin im Grase.

Violette Salbeirispen
Nicken an dem Straßenrande
Honigschwer, und weiße Dolden
Wiegen sich im Sonnenbrande.

Zwischen Bäumen winkt ein Kirchthurm,
Rothe Dächer sich d'rum breiten;
Auf der langen, graden Straße
Muss ich einsam weiter schreiten.

Endlos dehnen bis zum blauen
Streifen, den die fernen Wälder
An dem Horizonte bilden,
Grüne Wiesen sich und Felder.

E. Winkl.

* * *

Im Taglohn.

Du bist um deine Arbeit zu beneiden!
Darfst nutzen deine Zeit, am Werk zu weben,
Für das Natur dir Schaffens Macht gegeben,
Darfst am Gelingen dich befriedigt weiden.

O Seliger! Kennst nicht das herbste Leiden:
Nicht Tages Nothdurft zieht herab dein Streben,
D'rin, was du kannst, dich schaffend auszuleben!
Musst nicht dein Brot in kargem Taglohn schneiden!

Doch sie, die von bezahltem Zwangesschaffen
Die Kraft, den Feuerfunken sehen raffen,
Die goldne Schaffenszeit so karg bemessen —

Für Kreuzer müssen geben, um zu essen,
Und ums verkaufte Leben weinend trauern:
Nur sie kann ich von allen tiefst bedauern!

Sidonie Grünwald-Zerkowitz.

* * *

Einsam sein.

Wüsst' ich ein Eiland nur
Für mich allein,
Um in der Gottnatur
Einsam zu sein.

Hört' ich die Menschen nicht
Lärmen und schrei'n,
Hätt' ich nur eine Pflicht:
Einsam zu sein.

Ach, die erfüllt' ich treu,
Übte mich ein,
Täglich am Eiland neu —
Einsam zu sein.

Robert Plischke.

* * *

's armi Dirnderl.

(Volkslied.)

Tiaf unt'n im Thol
Rinnt a Wasserl so kolt,
Wohnt a wundaschens Dirnei,
Möcht heirat'n bold.

So hot's holt jetzt g'heirat,
Wos hot's denn davon!
A Kind in da Wiag'n
Und an rauschig'n Mon.

's schön Dirnei hot g'heirat
In hoaß'n Suma;
Jetzt schwimman ihri Äugerl
Im Wossa uma.

In traurig'n Eh'stand
Wirds neamameh froh,
Und singt ihr und pfeift ihr
Koa Bua nima noh.

Dr. Lecher über den czechischen Clerus.

Gelegentlich der Besprechung eines bemerkenswerten Buches von dem Prager Theologie-Professor W. Fried über das sprachliche und sprachlich nationale Recht charakterisiert Dr. Otto Lecher den czechischen Clerus in Böhmen und Mähren, und sagt von diesen Geistlichen unter anderem:

Ihr Verhältnis zur deutschen Sprache ist nicht das der Gleichgiltigkeit und Lernfaulheit, sondern direct jenes der Feindschaft. Sie sind slavisch-nationale Fanatiker, stehen mitten drin im nationalen und politischen Kampfe, inscenieren Boycotts, schreiben Zeitungen, halten Versammlungen ab, candidieren in die Vertretungskörper und das alles im Namen der slavisch-nationalen Sache. Der Führer der unterdreiprocentigen slavischen Minorität im rein deutschen Sprachgebiete, der Verkünder der Unduldsamkeit gegen die allgemeine Verkehrssprache ist in der Regel der Herr Kaplan. Auch damit noch nicht genug. Nicht allein, dass der slavische Hetzkaplan in der Bethätigung seiner politischen Rechte viel weiter geht, als es mit der durch sein Amt ihm gebotenen Unparteilichkeit und selbst mit dem Scheine christlicher Liebe vereinbarlich ist, wird nur allzu häufig der slavisch-nationale Fanatismus ohne Scham und Rücksicht auf das religiöse Gebiet selbst ausgedehnt. Bei Begräbnissen und Seelenmessen für deutsche Familien werden absichtlich nur czechische Gebete gesprochen; in deutschen Schulen wird der Religionsunterricht — trotz aller Weisungen der vorgesetzten Behörden — czechisch ertheilt; bei Inspectionsprüfungen an deutschen Schulen wird czechisch examiniert; in überwiegend deutschen Gemeinden werden ausschließlich czechische Predigten gehalten; deutsche Schüler werden zu czechischem Kirchengesang gezwungen; der Beichtstuhl selbst wird dazu verwendet, um deutschen Beichtkindern den Gebrauch der czechischen Sprache aufzudrängen.

Auf diesem Boden gedeiht die Los-von-Rom-Bewegung. Man tröstet sich: es sind ja nur ein paar Tausend Leute, die es ohnehin nicht ernst mit der Religion gemeint haben. Darin liegt aber eine große Täuschung. Gerade den Menschen mit tiefer wurzelndem religiösen Gefühle wurde die Antheilnahme am kirchlichen Leben durch den slavischen Fanatismus der Hetzkapläne verleidet, gerade der Übertritt ist ein Beweis regeren religiösen Bedürfnisses und Interesses. Der Indifferente und, wer sich sein Verhältnis zu Gott ohne Sonntagsmesse und Abendmahl geregelt hat, der steht aller positiven Glaubensbethätigung gleichgiltig gegenüber, führe sie nun hin zu oder los von Rom. Abgesehen von dieser Seite der Abfallsbewegung dürfte es eine recht leichtfertige Politik sein, wollte die Kirche nur jene zählen, die ihren Schoß bereits verlassen haben. Vielhundertmal größer ist die Zahl der unzufriedenen, der in ihrem nationalen Recht sich durch die Kirche gekränkt und zurückgesetzt fühlenden Katholiken. Kommt es der Kirche denn bloß darauf an, dass

die Leute dem katholischen Pfarrer die Stolagebüren bezahlen? Oder darauf, dass sie in und durch ihren Glauben sich gehoben und gestärkt fühlen und dass sie zu ihrem Seelsorger wirklich wie zu einem geistlichen Vater emporblicken? Man gehe einmal hinaus in die deutschen Dörfer Böhmens und Mährens, welche czechischen Priestern anvertraut sind; man höre, wie bedrückt sich die Bauern fühlen und wie sie jede Zurücksetzung ihrer Sprache gerade auf religiösem Gebiete mit Entrüstung und Schmerz empfinden. Man wird dann begreifen.

Theatervorstellungen für Arbeiter.

Im neuen Grazer Stadttheater sind besondere Vorstellungen für Arbeiter zu außerordentlich billigen Preisen eingeführt worden. Das ist, wenn sie bestehen bleiben, eine bedeutungsvolle That. Aus den Kreisen der Arbeiter kommt wirkliches Theaterpublicum, und zwar eins im besten Sinne. Nicht eins, das wegen pikanter Schauspielerinnen oder Schauspieler hineingeht, mehr an diesen Interesse nimmt, als am Stück, mehr an die Costüme u. s. w. denkt, als ans Spiel, und sich dann, anstatt in Betrachtung über das Stück, in Klatsch ergeht. Nein, von dieser Gattung „Kunstfreunde" kommt aus der Arbeiterschaft keiner her. Das Volk hat noch wirkliche Begeisterung für Kunst und große Ideen, und wenn die Arbeiter anfangen, an unserer Kunst, an unseren edelsten Idealen theilzunehmen, so ist damit ein neues Verständigungsmittel gefunden und von den Arbeitern eine neue Stufe erstiegen zu dem gesellschaftlichen Range, den sie das Recht haben einzunehmen. Wahrlich, das Herz hat mir gelacht, als ich in der Aufführung des „Wilhelm Tell", des „Pfarrers von Kirchfeld" die leuchtenden Augen, die erregten Gemüther beobachtete, die Freude und das Verständnis merkte dieser Zuschauer, die man noch vor kurzem als „culturfeindliche Bande" bezeichnet hat! Diese Leute können noch redlich weinen und lachen! Lachen sie manchmal an unrechter Stelle, so sehe man zu, ob es nicht ein weinendes Lachen ist!

Gefallen hat's mir, dass die Arbeiterschaft von Graz bei solchen ihnen gewidmeten Theaterabenden gleich das ganze Theater für sich in Beschlag genommen hat. Ihr Verein „Arbeiterbühne" soll vorwegs alle Plätze angekauft und dann unter den Arbeitern vertheilt resp. verkauft haben. Da waren sie unter sich gut aufgehoben und konnten auch einmal empfinden, wie gut es die reichen Leute haben.

Möge sich der Brauch der Vorstellungen für Arbeiter nur einbürgern. Das neue herrliche Haus, das aus der Steuer Aller gebaut wurde, soll auch Allen gehören, und der ehrliche Arbeiter soll sich darin so heimisch fühlen wie der Bürger und Aristokrat. Die Kunst ist demokratisch geworden. Und unser Theaterdirector, dessen ernster Wille und eifriges Streben, Gediegenes zu bieten und Bedeutsames zu leisten, doch nicht mehr bestritten werden kann, wird für dieses gute Publicum die richtige Auswahl von Stücken treffen. Das Beste ist gerade gut genug! R.

Die Armen.

Eine Zuschrift.

Hochgeehrter Herr!

Bin eine einfache alte Frau, habe keine große Bildung, und deswegen bitte ich vielmals um Verzeihung, wenn ich es dennoch wage, Ihnen meine Betrachtungen hinzustellen, die mir nur so in den Sinn gekommen sind beim Lesen Ihres menschen-

freundlichen Aufsatzes im Septemberhefte des lieben „Heimgarten“: „Versöhnung zwischen Bürger und Proletarier.“ Thränen traten mir in die Augen und meine alten Hände zitterten. Goldene Worte sind in dem Aufsatze ausgesprochen; unendliche Hoffnungen werden Sie damit erwecken; in so manchem vom langen Weinen getrübten Auge wird es wieder aufleuchten, und mehr als eine Lippe wird Sie segnen und für Sie beten. Wenn diese Worte zur That werden könnten, dann wäre eine brennende Frage, die der Menschheit so unendlich weh thut, gar so einfach und schön gelöst; dann wäre nicht nur ein Schritt auf dem Wege zur menschlichen Vollkommenheit gethan, sondern wir ständen schon gleich auf der himmlischen Höhe; dann könnte man sagen, dass das Reich Gottes schon hier auf Erden anfange!

Glauben Sie aber, hochgeehrter Herr, dass diese Ihre Worte jemals zur That werden werden?? — — — — ach du mein lieber Gott! ich alte, lebenserfahrene Frau, die so viel gesehen, so viel gelitten und so bitter viel geweint hat, ich sage es Ihnen: Niemals!

Es wird wohl viel, unendlich viel über und für die Armen, die Unglücklichen geredet und geschrieben; alles spricht von Menschenliebe, von gleichem Menschenrecht; ein jedes Herz quillt über von Nächstenliebe, von Barmherzigkeit; so wunderschöne Bücher werden da geschrieben, dass wir alle gleich sind auf Erden, alle Brüder einer Familie, so dass einem beim Lesen das Herz vor Freude zittert. Aber soll sich nur so ein Unglücklicher, so ein Elender, bethört von den schönen Worten, trauen, sich diesen seinen Brüdern zu nähern, nicht um eine Unterstützung bettelnd, nur nach einem Trostesworte lechzend, nach einer liebevollen Hand, die ihm brüderlich helfe, sein bitteres Schicksal zu tragen!

„Man hat keine Zeit“, wird es heißen, „soll nur schauen, dass er weiter kommt!“ — — — ja freilich! das ist es eben, keine Zeit! Die Reichen, die Glücklichen, sind mit der Armenfrage viel zu viel beschäftigt, haben viel zu viel darüber zu studieren, zu debattieren, als dass sie ihre kostbare Zeit damit vergeuden sollten, einen einzelnen dieser Armen zu trösten, ihm mit der That zur Seite zu stehen und nach Möglichkeit seinen dornenvollen Weg zu ebnen!

Ich kenne ein liebes, sanftes, stilles Mädchen, reinen Herzens und hohen Sinnes, das trotz großen Leides, das über es gekommen, für alles Gute und Edle glüht; fein gebildet und einst sehr wohlhabend, steht es jetzt gänzlich verarmt, allein auf der weiten Welt, ohne Freunde, ohne Verwandte, verlassen von denen, die ihm im Glücke geschmeichelt, nur auf das angewiesen, was es mit der Arbeit seiner Hände für sich und für seine alte Mutter verdient.

Und doch hat sich ein wenig schulgebildeter, dem Arbeiterstande angehörender junger Mann in seinem einfachen Sinne die Sache so menschlich schön anders ausgelegt. In seinem Herzen trug er die Liebe zu dem höher stehenden Mädchen und als er sah, dass es nun so arm, so verlassen da steht, kämpft dieser arme Mensch heldenmüthig, um sich eine Stelle im Leben zu verschaffen, um die Braut heimführen zu können. Wird es nicht vergebens sein?

Hochgeehrter Herr! eine demüthige Bitte hätte ich an Sie. Wollen Sie mir sagen, ob Sie glauben, dass ich irre, wenn ich meine Mitmenschen so bitter beurtheile?

Graz, am 17. October 1899. Anna Müller.

Liebe, gute Frau!

Sie irren nicht und Sie irren doch. Es ist ja, wie Sie sagen. Aber kann es heute in der allgemeinen Verfahrenheit anders sein? Ist es möglich, allen zu helfen, die arm sind und Hilfe verdienen? Hat nicht jeder Bessergestellte seinen

Kreis nothleidender Menschen, die er oft reichlich unterstützt, denen er ein gütiger Freund ist, und denen er doch nicht so zu helfen vermag, wie er es wünscht und wie sie es erwarten? Der gute Wille — das glaube ich fest — ist im Menschen vorhanden, seinem nothleidenden Menschen beizustehen, es fehlt nur sehr oft die Möglichkeit, ihm aufzuhelfen, es fehlt noch die Organisation zu einer allgemeinen durchgreifenden Thätigkeit. Vielfach ist wohl auch noch ein dummes Vorurtheil da gegen die Armen. Diese Organisation anzustreben, dieses Vorurtheil zu brechen, das Vertrauen der Armen zu den Wohlhabenden und die Güte der Wohlhabenden zu den Armen zu wecken, ist auch seit vielen Jahren das Bestreben des „Heimgarten" gewesen. Jeder in seiner Art soll trachten, den socialen Jammer zu lindern, der Schriftsteller mit der Feder, der Schuster mit dem Leder, der Bäcker mit dem Brot. Das walte Gott! R.

Abgeblitzt.

Lied aus dem Zillerthale. Mitgetheilt von **Franz Goldhann.**

Bin ins Zillasthal kema
Hab d' Dirndeln ang'schaut
Und hob a der Schönsten
Mei Herzal vertraut.

I hätt' nachts gern zuchaplauscht,
Recht zuatati g'macht,
Glaub's aber, dass gonga is?
Na, na, sie hat g'lacht.

Von der Liab hob i g'redt
Und von die Erdäpfl sie,
Aft is der Plausch z'lang worn,
Sogt's: Gib dach ka Müah!

A Dirndl vom Zillasthol
Und du a fremd's Bluat,
Dös thut in Ewigkeit
Niamals recht guat.

Und so bin is holt gonga,
Wia is kema bin,
Und hob von de Dirndeln
Ganz g'ändert mein Sinn.

Die Fremden, de kriag'n nix,
Dös hab' i erfah'n,
Weil's für die Almerbuam
Olles aufspar'n ....



Bücher.

Ein Humorist. Juchuchu! ich hab' wieder einen! Aber einen Gefährlichen. „Ernsthafte Predigt vom Commersieren." Ich dank schön für diese ernsthafte Predigt, wo man sich bei dem einen Humoristen todt lachen kann, während es noch andere gibt, die auch ein Lachen beanspruchen, oder wenigstens ein mitleidiges Lächeln.

Ich spreche von Otto Ernsts neuem Buche: „Ein frohes Farbenspiel" Humoristische Plaudereien. (Leipzig. L. Staackmann. 1900.) Einen erquicklicheren Humor habe ich meiner Tage noch nicht gefunden, als der ist, etwa in den Abschnitten „Wenn Kinder spielen", „Die Hosentaschen des Erasmus", das Wintersonnenmärchen." Es wird oft vom deutschen Humor gesprochen. Nun, wer wissen will, was darunter zu verstehen ist, der lese Obiges. Von goldener Harmlosigkeit, in entzückendem Stile und sprühendem Geiste sind die Plaudereien über das Wandern in der freien Natur. Verwegener ist das Capitel über die Frauen, doch der Verfasser wird sie sich nicht zu Todfeinden machen, des bin ich überzeugt. Die Bekenntnisse einer schönen Seele über das Essen und Trinken sind ein Genuss, wie der Gegenstand selbst. Und „Asmodi, oder der hinkende Teufel im Theater" — nein, man lese nur selber, wie es aussieht, wenn einer im Theater bei

„Faust“ den Zuschauern die Schädeldecke abnähme und in ihr Hirn schaute! Ich habe bei dem Lesen dieser Sachen eine Seelenbehaglichkeit empfunden, wie noch selten bei unseren jüngeren Humoristen. Fast unbehaglich wurde mir nur bei der ernsthaften Predigt vom Commersieren, und zwar — wie schon gesagt — vor lauter Lachen. — Ich schweige. Die Blume des Rheinweins kann man nicht schildern. Trinken! das ist der beste Rath. R.

General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang. 1899.)

Im Juni dieses Jahres vollendete Martin Greif sein sechzigstes Lebensjahr. Kurz vorher erschien sein Schauspiel „General York“, in dem der Dichter den Conflict zwischen strenger Soldatenpflicht, die den General auf Befehl seines Königs an Napoleon fesselt, und dem sehnsüchtigen Wunsche, das Vaterland von dem französischen Joche zu befreien, behandelt. York wagt es endlich nach langem, innerem Kampfe, doch sich von den Franzosen zu trennen und mit den Russen einen Waffenstillstand zu schließen, ohne hiezu die Genehmigung des Königs zu haben. Er spielt ein gewagtes Spiel, das ihm leicht den grauen Kopf kosten kann. Aus Gründen der Staatsraison muss ihn der König vor ein Kriegsgericht stellen lassen, doch bald billigt auch er die Handlungsweise seines treuen Generals. — Der Stoff war dem Dichter in der Geschichte fertig geboten, und Greif folgte auch den gegebenen Umrissen, ohne sich jedoch in seiner dichterischen Freiheit beengen zu lassen. Der Charakter Yorks ist sehr genau und glücklich entwickelt; die ersten drei Acte zeigen den Helden anscheinend passiv — den treuen Diener seines Herrn —; im vierten erfolgt die Wandlung. York ist ganz der Repräsentant der guten alten Zeit; und die Art, wie ihn der Dichter schildert, lässt uns die Begeisterung begreifen, mit der sich alt und jung um seine Fahne scharte, den Erbfeind zu bekämpfen. Über dieses Schauspiel lagern sich die Schleier einer schweren, drangvollen Zeit, aber wir spüren auch schon den Hauch der Begeisterung, die die Befreiung bringen wird.

Die Sprache des Dramas ist edel und von dem Wohllaute, der alle Schöpfungen Greifs auszeichnet. Die Erzählung des Lieutenants Canitz von dem schrecklichen Rückzuge der Grande Armée ist von packender Wirkung.

So findet sich in diesem Schauspiel der alte Greif mit seinen Vorzügen, aber es ist kein alternder Dichter, im Gegentheil, die Kraft ist jung und frisch geblieben.

Emil Soffé.

Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Zehntes bis fünfzehntes Heft, oder erstes bis sechstes Heft des zweiten Bandes. (Kempten. Kösel. 1899.)

Obgleich der erste Band dieser Sammlung schon 1895 zu erscheinen begann und es sich hier um eine volksfreundliche Arbeit handelt, welche ein kleineres deutsches Gebiet umfasst, so glauben wir doch den Dank jedes Kenners derartiger Arbeiten zu erwerben, wenn wir auf dieses treffliche Werk aufmerksam machen, da eben einige neue Lieferungen davon erschienen sind, die übrigens das Ganze noch nicht abschließen. Das bayerische Gebiet des Allgäus erstreckt sich im Süden Bayerns von nahezu ganz ebenem Lande bis über die Allgäuer Alpen mit ihren stattlichen Berghäuptern und hat außerordentlich viel von alter Sitte und Sage sich bewahrt, zumal dem eigentlichen Alpenboden noch kein Bahnstrang allzunahe gekommen ist. Es war daher ein für die Kenntnis echten deutschen Volksthums überaus schätzbarer Gedanke, das alte Sagenmaterial dieser Gegend, die Volkssitten und Gebräuche zu sammeln und als Beitrag zur Volkskunde eines Theils unseres deutschen Bodens vorzulegen. Dieser nicht geringen Mühe hat sich Dr. Karl Reiser in einer so außerordentlich fleißigen und gewissenhaften Weise unterzogen, dass man seine Arbeit als eine geradezu musterhafte bezeichnen und sie den Forschern auf anderen Gebieten zum Vorbilde aufstellen kann. Aus diesem Grunde möchten wir anlässlich der jüngst erschienenen neuen Lieferungen auf Dr. Reisers Sammlung besonders hinweisen. Nachdem der abgeschlossene erste Band in übersichtliche Gruppen zusammengefasst den ganzen Sagenschatz des Allgäus in geradezu erschöpfender Weise zur Darstellung gebracht hat, die jedem Leser und auch den eingehenden Forscher befriedigen muss, bietet der zweite Band in ähnlicher Art die Sitten und Volksgebräuche zunächst in der Anordnung nach den Kalenderfesten, woran sich Kinder- und Volksfeste überhaupt reihen, sodann die verschiedenen Bräuche betreffend die Lebensabschnitte: Geburt, Hochzeit und Tod, sowie jene Übungen, die aus anderen Anlässen stattfinden, z. B. solche in der Kunkelstube, Dreschsitten, Alpen-Auf- und Abzüge u. dgl. Der Sammler und Aufzeichner geht auch hierbei mit der größten Genauigkeit vor und führt gewissenhaft seine Quellen an, sowie das bestimmte locale Gebiet, auf welchem der eine oder der andere Gebrauch herrscht, oder bis vor kurzem noch geherrscht hat, denn leider macht sich auch in diesen Gauen und Thälern die Abnahme alter Volksübung immer mehr bemerkbar, welche beklagenswerte Thatsache wir so vielfach zu beobachten Gelegenheit haben. Umsomehr muss man dem fleißigen Sammler dankbar sein für derartige Arbeiten. Die Verlagshandlung hat auch einen hübschen

äußeren Schmuck durch gute Illustrationen beigefügt, die nicht nur in hübschen Arabesken und allegorischen Darstellungen bestehen, sondern uns auch Scenen der verschiedenen Volksbräuche und zahlreiche Landschaftsbilder von Örtlichkeiten des Allgäus vorführen, wo die genannten Übungen im Schwange sind. Es handelt sich, wie nochmals betont sei, nicht nur um eine für weitere Leserkreise entsprechende, sondern für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde auch höchst brauchbare und überaus verlässliche Sammlung, wie sie nicht viele deutsche Gebiete in ähnlicher Ausführlichkeit besitzen. Mit dem Erscheinen noch einiger Lieferungen dürfte das Werk wohl zu Ende geführt sein, dem jedenfalls, wie schon der abgeschlossene erste Band den Beweis liefert, auch gute Verzeichnisse und Register nicht fehlen dürften, um es in aller und jeder Hinsicht brauchbar zu gestalten. So manches in dieser Sammlung gemahnt uns an ähnliche Volkssitten und -Sagen unserer steirischen Heimat.

Anton Schlossar.

Monographien zur deutschen Culturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1899.)

Die Monographien zur deutschen Culturgeschichte sind ein nationales Unternehmen. Dem deutschen Volke die Kenntnis seiner früheren Culturverhältnisse durch Wort und Bild zu vermitteln und dadurch deutsches Volksthum und nationale Eigenart zu stärken und zu neuer Blüte zu erwecken, ist der Grundgedanke des Unternehmens. Die Illustrationen sind systematisch durch den Verleger aus ganz Deutschland zusammengetragen und sowohl nach culturhistorischen, als auch künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählt. Das Material von circa 5000 Illustrationen ermöglicht es, die besten Holzschnitte und Kupferstiche unserer alten Meister zu billigem Preise im Volk zu verbreiten und eine große Anzahl von Unica ihrer Verborgenheit zu entreißen.

Nicht für Gelehrte, nicht für Geschichtsliebhaber allein, nicht für eine Berufsclasse nur sind die Monographien geschrieben, sondern für jedermann. Sie sollen zum Volk sprechen, wie Gustav Freytag es in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit gethan hat. Wenn ein jeder Stand einzeln behandelt wird, geschieht es nicht, um Berufseinzelheiten zu erörtern, sondern es wird nur gezeigt, wie er sich im Zusammenhang mit dem ganzen Leben der Nation entwickelt. Das Unternehmen gliedert sich in folgende Abtheilungen: Stände, Berufe und Volksgruppen: Arzt, Bauer, Buchhändler und Buchdrucker, Fahrende Leute, Geistlicher, Gelehrter, Handwerker, Jagd und Fischerei, Judenthum, Kaufmann, Künstler, Lehrer und Unterrichtswesen, Richter, Soldat; Sitten- und Zeitbilder: Ehe und Familienleben, Geselligkeit, Hexenwahn und Aberglauben, Hofleben, Kinderleben, Mode und Tracht, Musik und Tanz, Reformationszeitalter, Rococo und Zopf, Sittlichkeit, Städtewesen, Turniere und Schützenwesen, Theater, Trinksitten.

Jeder Gebildete kennt wohl die Namen unserer deutschen Meister wie Baldung Beham, Burgkmair, Dürer, Holbein, Schäuffelein, Schongauer ꝛc. und ist stolz auf sie, während er oft genug kaum etwas von ihren Werken kennt. Denn theils sind die Publicationen über dieselben zu theuer, theils geben sie kein erschöpfendes Bild, oder sind zu klein reproduciert. Daher ist für dieses Unternehmen das Bedeutsame und Charakteristische unserer alten Meister, da wo sie die Sitten unserer Zeit schildern, in möglichster Vollständigkeit gesammelt und in entsprechender Größe durch Zinkätzung mit fast völligem Ausschluss der Autotypie facsimiliert worden. Denn jeder Holzschnitt, jeder Kupferstich hat seine durch das Material hervorgerufene eigenthümliche Schönheit, die sowohl durch das Reproductionsverfahren, als durch die Farbe des Papiers entsprechend festgehalten werden muss.

Der erste Band, „Der Soldat in der deutschen Vergangenheit", von Georg Liebe liegt bereits vor. Er rechtfertigt das angedeutete Programm vollkommen. V.

Das Alräunchen. Eine Dichtung aus dem sechzehnten Jahrhundert von Franz Mahler. (Wien. A. Hartleben.)

Das „Alräunchen" ist eine anmuthige, poetische Erzählung mit Humor und deutschem Gemüth. Auf die in dem Werkchen zahlreich enthaltenen graziösen Spielmanns-, Liebes- und Schelmenlieder möchten wir die Componisten aufmerksam machen. V.

Die Memoiren der Gräfin Potocka 1794 bis 1820. Veröffentlicht von Kasimir Stryienski. Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelica Kauffmann. (Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.)

Die Feinheit der Gräfin Potocka, ihr einfacher Stil, der den Geist des achtzehnten Jahrhunderts mit dem des Empire zu angenehmem Duft vereinet, vor allem ihr großes Erzählungstalent werden ihr eine gute Stelle in dieser kosmopolitischen Galerie der Schöngeister sichern.

Ihre Schilderung über Madame Walewska, die Geliebte Napoleons, über Prinz Murat, der in Warschau in ihrem Palais wohnte und sich die größte Mühe gab, ihre Liebe zu gewinnen, über Madame Davout, die niemals ihre Marschallswürde aus den

Augen verlor, über Pauline Borghese, den Fürsten von Ligne &c. sind köstlich.

Die kaiserliche Familie ist treffend porträtiert. V.

Die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Halle a. S. Otto Hendel.) bringt in ihrer neuesten Serie zunächst Kants Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Dr. Karl Vorländer. Die Unterhaltungsliteratur ist diesmal vertreten durch zwei Bändchen von Adalbert Stifter, enthaltend „Die Narrenburg“, „Die drei Schmiede ihres Schicksals“, „Brigitta“ und „Der Waldsteig“. Des Märchensammlers Ludwig Bechstein historisch-romantischer Roman „Das tolle Jahr von Erfurt“ beschließt die Serie. Dieser in Buchform seit Jahrzehnten zu den größten literarischen Seltenheiten zählende Roman des berühmten Märchendichters dürfte den Reiz einer völligen Novität für sich beanspruchen können. V.

Die **Allgemeine National-Bibliothek** (Wien. Taberkow) kommt mit zwei interessanten Werken: „Die Dialectdichtung der deutsch-österreichischen Alpen. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Bienenstein.“ Das Bändchen ist eine Sammlung Dialectgedichte der bekannten, dem bezeichneten Gebiete angehörigen Dialectdichter. In der Einleitung spricht der Herausgeber über den Wert des Dialects und beschreibt kurz die Dichter. — Das zweite Werkchen ist eine Posse Nestroys: „Theater-g'schichten durch Liebe, Intrigue, Geld und Dummheit“, die im Jahre 1854 im Carltheater „zum Vortheile des Schauspielers Herrn Johann Nestroy“ das erstemal aufgeführt wurde, aber trotz seinem frischen Humor und einer gewissen Originalität keinen nachhaltigen Erfolg erzielte. Die Freunde der Nestroy'schen Muse werden über das Werk erfreut sein. V.

„**Die Cultur.**“ Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst. Herausgegeben von der Österreichischen Leo-Gesellschaft. (Wien. Josef Roth'sche Verlagsbuchhandlung.)

Sechsmal des Jahres erscheint ein Heft dieser Zeitschrift, die, auf katholischem Standpunkte stehend, ein höheres Geistesniveau einzunehmen scheint (nach dem ersten Hefte zu schließen), als man das sonst von der katholischen Literatur gewohnt ist. Besonders fällt uns angenehm auf der Artikel von Karl Muth: „Unser Verhältnis zu Goethe“, in welchem ein freier, edler, christlicher Standpunkt sich offenbart. Möchte in diesem Geiste die Zeitschrift sich gestalten, dann könnte man ihr Glück wünschen. M.

Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Kunst. Herausgegeben von E. und G. Elsner. (Berlin. Otto Elsner.)

Für den neuen Jahrgang ist seitens der Redaction für schnelle und umfassende Berichterstattung aus allen wichtigeren Theaterplätzen Vorsorge getroffen worden. Die beliebte Serie illustrierter Monographien über einzelne Hof- und Stadttheater des In- und Auslandes wird fortgesetzt werden. Scenenbilder von den verschiedensten großen Theatern werden classischen Bühnenwerken und hervorragenden Novitäten des modernen Repertoires in reicher Abwechslung entnommen werden. Eine Reihe hervorragender belletristischer Arbeiten, Novellen, Skizzen, Einacter, Theaterhumoresken, Plaudereien &c., ermöglichen es, sowohl den Freunden einer gediegenen modernen Production, wie den Liebhabern des leichten Genres der Unterhaltungslectüre mit unseren Darbietungen gerecht zu werden. V.

Los von Rom? Eine Studienreise nach Österreich. Von Pfarrer Everling in Krefeld. (J. F. Lehmann.)

Pfarrer Everling, der auf seiner Reise verhaftet und alsdann ausgewiesen worden ist, gibt hier ein Bild von den Eindrücken und Erfahrungen, die er in Österreich gesammelt hat. Er schildert seinen Verkehr in Pfarrhäusern und Familien, bei Studenten und Zeitungsredactionen und zeigt, dass es nöthig ist, die Leute besser mit dem Evangelium vertraut zu machen. V.

Büchereinlauf:

Über Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Sechste, stark erweiterte Auflage. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1900.)

Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Österreich und Amerika. Von Anton E. Schönbach. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1900.)

Der französische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker **Stefan Heuß.** Ein Lebensbild von Wilhelm German. (Schwäb. Hall. Verlag German.)

Erzählungen und Märchen in Schweizer Mundart. Für Kinder von vier bis sieben Jahren von L. Müller und H. Blesi. (Zürich. Artist. Institut Orell Füßli.)

Der dumme Teufel. Ein satirisch-komisches Epos von Adolf Bartels. (Leipzig. Eugen Diederichs.)

Traumgestalten. Von Leopold Weber. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1900.)

Menschenleid. Skizzen und Dichtungen von Paul Quensel. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1899.)

Ut Noalange. Plattdütsche Spoaßkes, vertellt von W Reichermann. Örschtet Bandke. Fünfte Auflage. (Königsberg i. Pr. Ferdinand Beyer.)

Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. Mit einem Vorwort von Stefan Milow. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Morgenlieder und Gedichte von Otto Falckenberg. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1899.)

Aus der Tiefe. Gedichte von Fritz Stier-Somlo. (Berlin. Johann Sassenbach. 1899.)

Unsere Töchter und die Landwirtschaft. Eine Anregung von Frau R. Gutersohn-Lnigg. (Luzern. H. Keller. 1899.)

Gedichte von August Püringer. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Neue Balladen von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung)

48 Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet von Gaudenz Sparagnapane. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Culturleben. Von Dr. Franz Martin Mayer. Erster Band. Von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1526. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1900.)

Unter Habsburgs Kriegsbanner. Feldzugserlebnisse aus der Feder von Mitkämpfern und Augenzeugen. Vierter Band. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Opfer. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. E. Staackmann. 1900.)

Aus dem Tagebuch eines letzten Lebensjahres. Roman von Ludwig Hirsch. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Erreichte Ziele. Von Hugo Schramm-Macdonald und Bruno Judeich. (Heidelberg. Georg Weiß. 1900.)

Eine Orientreise. Von Dr. med. Max Jäger. (Schwäb. Hall. Wilh. German)

Eine Philosophie für das zwanzigste Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Ronald Keßler. (Berlin. Konrad Skopnik. 1899.)

Ludwig Gabillon. Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit sechs Portraits und sieben Abbildungen. (Wien. A. Hartleben.)

Nach Feierabend. Sieben Unterhaltungen über die Schwarzen und die Rothen. (Wien. Wiener Volksbuchhandlung. 1899.)

Weisheit und Schicksal. Von Maurice Maeterlinck. (Leipzig. Eugen Diederichs.)

Moses. — Dein Reich komme. — Zwei Vorlesungen. Von Henry George. (Berlin. J. Harrwitz Nachfolger.)

Frauenberufe. Die Lehrerin, die Schriftstellerin, die Schauspielerin, die Kindergärtnerin u. s. w. (Leipzig. E. Kempe. 1899.)

Die deutsche Frau in der Friedensbewegung. Von Hermine Diemer, geb. Hillern. (München. Lehmann.)

Häusliche Kunstpflege. Von Paul Schultze-Naumburg. (Leipzig. Eugen Diederichs.)

Das erste Jahr im neuen Haushalt. Eine Geschichte in Briefen von R. Artaria. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Das Benehmen bei Tisch. Von Irène de Raleçz. (Regensburg. E. Stahl.)

Kleine Anstandslehre. Von Franz Mohaupt. Zweite Auflage. (Böhmisch-Leipa. Selbstverlag des Verfassers. 1899.)

Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Von einem deutschen Fabrikanten Böhmens. Der Reinertrag ist für das Warnsdorfer Arbeiter-Reconvalescentenheim bestimmt. (Warnsdorf. Verantwortlicher Herausgeber und Verleger: Moriz Schnitzer.)

Opfer der Wissenschaft. (Wien. P. Stellbogen.)

Abseits vom Culturkampf. Von Friedrich Nippold. (Jena. Hermann Costenoble. 1899.)

Unsere wichtigsten Culturpflanzen. Von Dr. Giesenhagen. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. „Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig B. G. Teubner)

Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda, im besondern der Anzeige- und Reclamekunst. Praktischer Rathgeber für Kaufleute, Zeitungsverleger, Annoncenacquisiteure. Von T. Kellen. (Leipzig. Handelsakademie.)

Südmark-Kalender für das Jahr 1900, geleitet von Karl Wihelm Gawalowski und Aurelius Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Deutschvolkliches Jahrbuch für 1900. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. (Prag.)

Österreichischer Arbeiter-Kalender für das Jahr 1900. Herausgegeben im Auftrage der Parteivertretung der österreichischen Socialdemokratie. (Wien. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.)

Kochbuch von Elise Hannemann. (Berlin Oswald Seehagen.)

Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen für 1899. 48. Jahrgang. Herausgegeben von Dr Fr. von Juraschek. Der Inhalt umfasst: Name, Regierungsform, Staatsober-

haupt, Flächeninhalt, Bevölkerung, Volksdichtigkeit, Ein- und Auswanderung, Nationalitäten, Religionsbekenntnisse, Staats-Einnahmen, -Ausgaben und -Schulden, Staatspapiergeld, Banknotenumlauf, stehendes Heer, Kriegsflotte, Handelsflotte. Für sämmtliche Staaten Europas Vergleiche über die Volksbewegung und Volksbildung, die Elementarschulen, Boden- und Industrieproducte, Hausthiere, per tausend Einwohner versendeten Briefe, Zeitungen, Telegramme u s. w., endlich auch für die Großstädte Europas.

Jahresbericht des deutschen Volksgesangvereines in Wien über das neunte Vereinsjahr. Von Dr. **Karl Preißecker**. (Wien. (Deutscher Volksgesangverein. 1899.)



Postkarten des „Heimgarten".

E. S. E., Graz: Ihrer Weltanschauung würde besonders ein Büchlein entsprechen, das im Verhältnisse zu seinem Werte hier zu wenig bekannt ist, während es in den Kreisen der Denker viel Anerkennung gefunden hat. Wir meinen Anton Gansers Werk: „Das Weltprincip und die transcendentale Logik." (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1897.) Der „Heimgarten" kann sich auf rein philosophische Fragen, sofern sie nur theoretisch behandelt sind, nicht einlassen. Interessieren dürfte es Sie dann, dass der Verfasser des genannten Werkes in Graz lebt.

A. R., Linz: Der „Heimgarten" hält es mit dem Guten der alten Zeit, hat aber auch kein Vorurtheil gegen neue Geister und Richtungen, sondern erkennt das Bedeutende derselben mit Freude an. Der „Heimgarten" ist keine starre Steinwüste, sondern ein Garten, in dem der organischen Entwickelung freien Lauf gelassen wird. Also ist der von Ihnen angezogene Artikel nicht ganz so schlimm gemeint.

J. B. P., Linz: Niemandem ist der orthographische Schnitzer leichter zu verzeihen, als dem Schriftsteller. Seine Seele geht während des Schreibens ganz in Stil und Inhalt auf, ist während des Durchlesens seines Manuscriptes ganz in Stil und Inhalt befangen, und er weiß, dass die richtige Durchführung der einzelnen Wörter wohl unseren geschulten Schriftsetzern anvertraut werden darf. Übrigens, müsste nicht selbst Goethes Orthographie für heute corrigiert werden? Also lassen Sie sich des Versehens wegen kein graues Haar wachsen.

* Die an den „Heimgarten" „zur gefälligen Prüfung, resp. Veröffentlichung" einlaufenden Manuscripte zählen jährlich nach tausenden, darunter pfundschwere Pakete, was wohl die Brief- und Paketträger dürften bezeugen können. Es wäre undenkbar, dass diese Schriften eine einzige Person bewältigen könnte, selbst wenn sie täglich zwölf Stunden läse. Es müsste ein Bureau geschaffen werden, mit einigen Kritikern besetzt, mit so recht scharfsinnigen Talentjägern. Denn unter hunderten von Einsendern, die Genies zu sein glauben, ist kaum ein Talent. Eine zweite Aufgabe des Bureaus wäre, all die noch unbekannten Genies an Mann zu bringen, an Zeitungen, an Verleger, an Bühnen. Es gibt ja solche Anstalten, literarische Bureaux, aber der „Heimgarten" ist keins und er wird sich ein solches Bureau nicht einrichten. Der „Heimgarten" hat seinen engen Kreis von Mitarbeitern und deutet es in jeder Nummer an, dass unverlangte Einsendungen nicht erwünscht sind und nicht berücksichtigt werden können. Auch sonst ist heutzutage, wo so viele Tausende um den dichterischen Lorbeer ringen, die Protection fruchtlos geworden. Bei dem Mangel an wirklichen Talenten aber wäre es unverantwortlich, wenn eins oder das andere unerkannt verkümmern müsste. Da aber die Zeitungsredactionen nicht die Aufgabe haben, über ihren Bedarf hinaus Anfänger und Dilettanten zu berücksichtigen, und sie überhaupt ein sehr unverlässlicher Prüfungsfactor sind, so möchte ich einen Vorschlag machen. Es soll (vielleicht von literarischen Vereinen gemeinsam gewählt und fondiert) ein ständiges deutsches Prüfungscollegium für literarische Arbeiten Unbekannter eingesetzt werden, mit der Pflicht, alle Einsendungen soweit zu prüfen, dass ein etwaiges bedeutendes Talent nicht übersehen werden kann. Die Mittelmäßigkeit dürfte natürlich nicht protegiert werden. Ergäbe sich in einem Jahrzehnt auch nur ein bedeutsames Talent, das sonst unbeachtet geblieben wäre, so würde sich der große Apparat gelohnt haben.

(Redactionsschluss dieses Heftes am 6. November 1899.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger**. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Herrgott's Schwiegermutterl.

Von Karl Schönherr.

Die Mutter hatte Kinder und fühlte sich einsam.

Der „Jüngere“ war jahraus jahrein auf der „hohen Studi“; und wenn er in den heißen Tagen des Hochsommers auf Ferien kam, fragten die guten Bekannten immer: „Alsdann, Herr Schriftgelehrter, wie viel Papier ist denn heuer wieder d'raufgegangen?“

Im Lauf der Jahre aber lernten sie vernünftiger fragen, indem sie am Papier die erste Silbe verschluckten.

Dann der „Ältere“ — der war gar schon Gesellpriester zu hinterst im „Pseir“ und hatte jeden Samstag einen Gulden und noch drei Zwanziger bar auf die Hand, Woche für Woche. Also der saß in der Wolle und stak im Winter im Schnee. Zum Glück dauert so ein Winter im Passeier nicht ewig, höchstens dreiviertel Jahr.

Dann wurde eines Tages der große braune Holzkoffer mit den drei Fächern und dem kunstvollen Vexierschloss vom Unterdach herabgeholt und sorgsam vollgepackt für eine weite Reise. Nesthockerl, das liebe, lustige, rosige Mädl gieng fort, um niemals wiederzukehren; wollte sich verschließen in ein Frauenkloster und gar außer Land, weil wir in Tirol daheim keine Klösterlein haben.

Die Mutter weinte bitterlich, da sie wieder ein Kind verlor und sie freute sich königlich, dass wieder eins aufgehoben sei für Leib und Seele und sich nicht auf Glück oder Unglück herumzuschlagen brauche in dieser lumpigen, elenden Welt.

Nun konnte sie ihre Kinder nimmer segnen, wie sie es daheim jeden Abend gethan. So machte sie allabendlich drei Kreuze in die Luft und sandte sie auf gut Glück in die Weite. Das eine, größte, mit einem leisen Seufzer vom Stubenfenster aus der Universität zu, eins gegen das felsige, windige „Pfeirthal" und das dritte über die Grenz' in die Fremde.

So oft nun dem Mutterl etwas glückte und ausgieng, schob sie den Erfolg stets auf das Kind in der Ferne.

„Dös hat's miar wieder erbetet, 's Kind!"

Der Gesellpriester im „Pfeir" hätte Grund zur Eifersucht gehabt.

Aber zu verwundern braucht es einen nicht, wenn die Mutter dem Gebet eines jungen fröhlichen Kindes, das sich dem Herrgott freiwillig zwischen vier Mauern gefangen gibt, besondere Kraft zuschreibt.

Und als einmal die schier unglaubliche Kunde ins Haus drang, der Student auf der Universität habe Bücher auf seiner Bude liegen und hatte sogar schon ein leibhaftiges Examen bestanden, da wurde das Mutterl ganz wirr vor freudigem Staunen.

„Gott! Was hab' i die Jahr her betet und alls umsonst! Und jetzt macht er gar a Prüfung", rief sie aus und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Er werd do nit übergschnappt sein!"

„Bin halt g'stieg'n im Anseh'n bei unsern Herrgott", erklärte sie sich dieses Wunder. „Seit mei Kind a Braut Christi is, bin ja i armes, sündhaftes Weib'l eigentli unser lieben Gottes Schwiegermutter word'n! D'rum — d'rum — d'rum — nickte sie begreifend und kicherte selbstgefällig in sich hinein.

Freilich, wenn sie abends, nachdem sie den Kindern die Kreuze nachgesandt, anstatt zu schlafen, in der leeren Kammer herumsaß und längste Weile auf das viereckige Himmelsfleckchen starrte, welches das kleine Stubenfester in das mächtige Firmament schnitt, musste sie oft mitten in aller Glückseligkeit weinen; nur zum Zeitvertreib.

Wenn man halt Kinder hat und fühlt sich mutterseelenallein!

Als wieder einmal der Winter kam und der Holzbauer mit kothigen Stiefeln ins Haus tappte, ob „Lang's oder Kurzg'schnittn's" in den Schuppen komme, herrschte sie ihn an:

„Nix kommt eini! Koa Lang's und koa Kurz's! Gar nix!"

„Afin hoazt's meintweg'n mit der Böttgstatt!" murrte im Gehen der Bauer.

„Wie i will, thu i! d' Schuach besser abputz'n ein andersmal, ja?" rief sie ihm noch für seine Keckheit nach.

Aber seinen Rath befolgte sie. Allgemach wurde das alte Gerümpel im Hause kurz und klein gehackt. Mit dem Bügelladen kochte sie Kaffee und wärmte mit den alten „derlatterten“ Stühlen den Ofen. Die guten Schränke und Kasten verkaufte sie den Nachbarsleuten.

Als auch die ewig „raunzende“ Bettstatt verheizt war, da schlich sich das eisgraue, einschichtige Mütterlein bei Nacht und Nebel aus dem Heimatl fort über die Grenz'. . . . .

* * *

Kling . . . kling! — Und noch einmal kling . . . kling!

Wieder nichts! — Ja! Auf den Steinfliesen hinter der Klosterpforte wird ein müdes Geschlürfe vernehmbar.

„Grüaß Gott! Jetzt bin i da“, lacht unser Mütterlein die Pförtnerin mit hellen Augen an. „Und jetzt bringt's mi von da mit sechs Rošs nimmer weg! Aber weit — aber weit — bis man da ist! Mein Gott! Bin nit gern weg von daheim — gar nit gern — aber oansam ist's mir mit der Zeit word'n — oansam — bringt's mi nimmer weck.“ — Das Weiblein wischte sich über die Augen, wie in Erinnerung an viel überstandenes Leid. „Oansam ja! Jetzt lassen's mir's aber nur glei rufen!“

Die Wärterin machte große Augen, als wollte sie sagen: Gott, ist das Weiberl närrisch! — „Was denn! Wen denn rufen?“ fragte sie dann zweifelnd.

„D' Schwester Dominika!“

„Nicht zu sprechen!“

„Nit? Da kimm i halt a bissl später! Wenn's etwan im Chor ist, will i nit stör'n! Na! Na! Sie soll nur fleißi bet'n! Der Jüngere hat eh bald wieder a Prüfung! Aber dös Körb'l lassen's mi derweil einstell'n! Da hab' i für sie Äpfel drin — Tiroler Maschanzger — die ißt's so viel gern —“

„Ja, wer denn?“

„Wer denn! Wer denn! D' Schwester Dominika — mein Kind!“

Diese Worte zaubern plötzlich Leben in das welke Mienenspiel der Wärterin.

„Ach, du lieber Gott“, seufzte sie auf. „Geduldens nur an Augenblick! Gleich werd' ich die ehrwürdige Mutter rufen!“

Hastig schob sie das Mutterl in das Sprechzimmer und trippelte eilig davon. Sie schien froh, so schnell aus der beklemmenden Nähe zu kommen. Bald war in dem abgegitterten Raum des Sprechzimmers ein Rauschen vernehmbar und gleich darauf schob sich die behäbige, ehrwürdige Gestalt der Oberin mit dem weitausladenden, blühweißen Kopfschleier ans Sprechgitter vor.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit Amen!“

„So? Also d' Mutter seins, liebe Frau? Gehns, nehmens Platz, ja?“

Und dann fieng sie gedrückt an, während ihre Finger verlegen mit dem an der Lende hängenden Rosenkranz spielten:

„Denkens Ihnen nur g'rad — so ein braves Kind — die Schwester Dominika — blühend wie eine Rose — und vor drei Tagen fallt sie Ihnen plötzlich beim Frühchor zusammen wie ein Kartenblatt — und jetzt liegt sie in der Zellen mit einer Lungenentzündung und hat Fieber über Fieber! Aber thuns nur nit so weinen, lieb's Mutterl — es wird schon wieder gut werden — wir steh'n alle in Gottes Hand — ich selber hab' schon zwei Lungenentzündungen durchgemacht — und jetzt schauens mich an —“

Und sie setzte ihre breite Gestalt in eine demonstrative Kraftpose, um das laut aufschluchzende Mütterlein von der Machtlosigkeit zweier Lungenentzündungen zu überzeugen.

„Und der Doctor hat auch gute Hoffnung — er ist gerad' jetzt im Moment bei ihr droben.“

Draußen wurden grobe Tritte hörbar. Die Priorin lauschte gegen den Gang hinaus.

„Mir scheint, er kommt eben zurück!“

Sie verschwand auf einen Augenblick durch die kleine Seitenthür, um gleich darauf wieder mit dem Doctor einzutreten.

„Gerad' sagt mir da die Frau Oberin“, begann dieser, „Sie seien die Mama von der — na Teufel, wie heißt's denn gleich — Dominika, ja! Ja—a! Schwer — schwer — schwer —“

„Herr Jesus“, schrie die Mutter auf und starrte mit ihren graublauen Augen in unsäglicher Angst den Doctor an: „Moanens am End . . . gar . . .“

„Papperlapapp!“ wehrte der ab. „Ich mein' gar nichts! Wer wird denn gleich was meinen! Junges Blut . . . junges Leben vertragt schon einen Puff! Nur nicht gleich verzagt! Abwarten . . . abwarten!“

Und summend trollte er sich zur Thüre hinaus.

Das Mutterl schien sich längste Weile unter Weinen und Schluchzen mit einem schüchternen „dürft i nit“, oder „i möcht halt bitten“ um irgend ein Anliegen herumzudrücken.

„Aber ja, lieb's Mutterl“, drang die Oberin in sie. „Redens nur — was denn — genierens Ihnen nur nicht. —“

Und da rückte sie endlich mit einem dünnen Stimmchen heraus:

„A Sprüngl aufi machen zu ihr — möcht i!“

„Aber von Herzen gern — wenn nur die Clausur nit wär! Sie wissen, wie haben strenge Clausur — leider — schad! Wenn wir nur

die Clausur nicht hätten! Also geduldens Ihnen acht, vierzehn Täg! Bis dort ist das arme Kind hoffentlich aus dem Ärgsten heraus und da lassen wir's auf einem Sessel zu Ihnen heruntertragen ins Sprechzimmer und da könnens dann mit ihr reden den ganzen Tag! Schauens, was hättens denn jetzt bei ihr droben, wo das arme Schwesterl im Fieber liegt und niemanden kennt, und nicht einmal weiß, ob's Nacht ist oder Tag! Also Geduld, Mutterl — Geduld!"

Die Mutter seufzte ein schweres „In Gottsnam'" und fügte sich frommgläubigen Sinnes.

„Aber beten will i", fuhr sie plötzlich heftig auf, während ihr die Zähren über die Wangen liefen. „Tag und Nacht werd' i dem lieben Gott in die Ohren liegen und koan Fried gib i ihm und seccant werd' i sein, wie noch keine Schwiegermutter seccant g'wesen ist, bis er endlich sagt: Thun wir ihr den G'fallen, sonst werd' i ja den Müdsack nit los! — — —

Die Oberin hatte der Mutter das an das Sprechzimmer stoßende Gastgemach als Wohnraum angewiesen. Es war ein freundliches, helles Stübchen mit blühweißen Gardinen und Blumen am Fenster. Darin richtete sie sich häuslich ein, spann und nähte, schluchzte und betete und malte sich das Wiedersehen aus, wenn sie ihr das abgezehrte Kind zum erstenmal auf einen kleinen Plausch von der Zelle herunterbrächten.

So wie sie den Doctor an die Pforte kommen hörte, warf sie flugs alle Arbeit weg. Da nähte sie keinen Stich mehr zu Ende und strickte keine Masche aus. Im Nu war sie aus dem Stübchen und hinter ihm her. Während der vor der kleinen Clausurthüre ungeduldig aufs „Aufsperren" wartete, musterte sie ihn mit neidischen Blicken von oben bis unten.

„Mei, haben Sie's guat, Herr Doctor!"

„So?" lachte der ärgerlich. „Die Gutigkeit vergönn' ich kein' Hund. Tags nicht Zeit zum Essen, Nachts kein Friede! Teufel, Teufel, Teufel — hab' ich's gut!"

Wenn sich dann die Clausurthüre in den Angeln drehte, starrte sie mit gierigen Augen durch den Spalt in den dämmerigen Gang hinein und lauschte und lauschte, so lange noch des Arztes schwerer Tritt auf der Holztreppe hallte, die zu den Zellen führte . . .

„Der hat's guat!"

Und sie stand auf den kalten Fliesen des Klosterganges und harrte mit klopfendem Herzen knapp vor dem „Thürl", wie ein ausgesperrter Hund, bis der Doctor zurückkam. Dann durchsuchten ihre guten grauen Äuglein jedesmal angstvoll seine Miene und durchstöberten jedes Fältchen auf seinem Gesicht . . .

„Frischauf, Mutterl! Wir bringen sie durch! Sie werden schon sehen!"

Solche Worte malten eine jähe Röthe auf ihre verhärmten Wangen. Und dann gieng ein Fragen an, dass es nur so sprudelte.

„Ist's recht bleich, das armselige Kind? Kein Tropfen Blut wird's mehr im G'sicht haben, was? Und früher hat's allweil so a schönes Farb'l g'habt! Und geduldig wird's drinnen liegen — nie klagen, ha? Und halt vom Fleisch g'fallen, was? A Häuferl Elend halt, nit? Aber sie hat doch a kernige Natur, geltens? Ist's Fieber allweil noch so mächtig? Thut's noch irrred'n? Fragt's gar nie nach mir? Mei ja, geltens, Sie woll'n mir's halt nit sag'n!"

Der vielbeschäftigte Arzt sagte nur immer: Ja, ja! — Na, na! — Papperlapapp! — Freilich! — Mhm! und schielte sehnsüchtig nach der Thüre. Das Mutterl hielt ihn immer wieder am Ärmel fest und fragte und klagte. Er musste sich Schritt für Schritt bis zur großen Pforte durchkämpfen. Noch auf die Straße rief sie ihm nach.

Dann schlürfte sie wieder fürchtend und hoffend in ihr Stübchen und bearbeitete den Herrgott bis tief in die Nacht hinein:

„I gib ihm koan und koan Fried!"

Später zu wurde der Doctor immer verdrießlicher und endlich so borstig wie ein Igel. Er konnte die „ewige Fragerei" nicht leiden.

„Machens mich nit z'wider", fuhr er das Mutterl an und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. „Verdammte Medicin! Ich hau noch alles zum Teufel, meiner Seel — lieber Steinklopfen" —

Und einmal kam er aus dem „Thürl"; er sah nicht rechts und nicht links. Er sagte nichts, und die harrende Mutter fragte nichts. Es war im Vorraum mit den kalten Steinfliesen mäuschenstille. Und doch schrie etwas so fürchterlich auf aus todtwundem Herzen . . . .

Die Mutter lief zur Klosterglocke und riss an dem rostigen Griff, dass es läutete wie zum Sturm.

Erschrocken eilte die Wärterin herbei.

„Dös kann i ja niamer dertragen", schrie sie auf. „Dös frisst mir's Herz ab!"

Dann stürzte sie ins Sprechzimmer zur Oberin und bat mit gefalteten Händen:

„Ehrwürdige Mutter! 's Thürl aufmachen! Es geht zu End'! — Nur amal sehn noch — aufsperrn!"

„Arme Mutter! Es ist hart — hart! Aber wir dürfen nit! Gehns, thun Sie's aufopfern — "

„I kann halt nimmer — i kann halt gar nimmer", wehrte die gepeinigte Mutter.

„Schauns, Sie sind ja so ein frommes Mutterl! Denkens an die Schmerzensreiche, was die gelitten hat — das Herz mit sieben Schwertern durchstochen" —

„Die Gebenedeite hat's leichter g'habt, als i", wimmerte die Gemarterte. „Hat unter'm Kreuz stehen dürfen! Hat ihr Kind g'sehn und hör'n dürfen seine letzten Wort'! Aufsperrn — um Christiblut willen — aufsperrn!"

„Aber schauns, wenn wir nit dürfen! Sie haben's ja früher gewußt, daß unser Orden so streng ist! Sie haben Ihr Kind dem Herrgott geschenkt! Opfern Sie's auf! Thun Sie's aufopfern und ergeben Sie sich in Gottes heiligsten Willen . . ."

„I kann halt nimmer — — — —"

Das „Thürl" blieb verriegelt.

So umkreiste „Herrgotts Schwiegermutter" wie eine Diebin lauernd und spähend das Klösterlein mit den hell getünchten, schneeweißen Mauern und schlich das kleine, blinde Gäßchen entlang, an dem sich die Seitenfront dehnte.

Dort oben rechter Hand das schmale Fenster mit dem herabgelassenen Vorhang aus grauem Tuch und dem matt durchschimmernden Lichterschein — — — kaum zwölf Schuh weit, da oben wollte der Mutter ihr blühendes Kind versterben. — — —

Es trieb sie wieder ruhelos hinab, hinein in den Schuppen. Und sucht da herum, ganz wirr und verloren, bis endlich der halbblöde Klosterknecht fragt:

„Wa — was sucht denn d' Frau Mu — Mu — Muater?"

„A Leiter such i, Jakob! Grad' a Leiter thu i such'n! Zum Fensterln a Leiter!"

Wieder irrt sie im dunkelnden Abend aufwärts, gefolgt vom neugierigen Knecht. Und starrt mit zwei großsternigen gierigen Raubthieraugen zum Fenster empor.

„Hörst's achzen, Jakob? Hörst's?"

„Ni — ni — nix hör' i!"

Aber nachdem er eine Weile mit der Hand vor dem Ohre gelauscht, gab er zu, „schware Schnaufer" zu hören.

„Am End' liegt's Häuterl recht schlecht", schluchzt die zermarterte Mutter. „Vielleicht macht's Leintuch Falten! Werdens wohl nit d'rauf vergessen, ihr den Angstschweiß weg'zwisch'n! Wenn i nur dürft' die Kopfpölster z'recht richten! Dö wissens ja nit, wie sie's gewohnt ist! Allweil so mehr links ist's Kind g'legen, so halb hoch — und den untern Polster so a kleins bißl vorg'schoben! So gut thät' i's wissen — o — —"

Mit einem Male schien es hinter dem Fenster ungewöhnlich lebendig zu werden, nach den Schatten zu schließen, die rasch wechselnd in grotesken Verzerrungen an der grauen Gardine hinhuschten. Und horch! Eine sonore Männerstimme — ernstes Beten! Eine männliche Stimme in einem

streng versperrten Frauenkloster — wird wohl ein Geistlicher sein. Und das unstete Flackern eines Kerzenlichtes — — —

Über Mutterls Gesicht zog es wie Geisterlicht. Mit zuckenden Gliedern fuhr sie empor. Sie dehnte den Hals und stellte sich auf die Zehenspitzen, als wollte sie sich recken und strecken bis an das Sims des schmalen Zellenfensters hinan — — — — — — — — — —

In Nachbars Hofe winselte ein langohriger Jagdhund, der an der Kette lag, die steigende Mondsichel an; droben zog man den grauen Vorhang auf und öffnete die Fensterflügel. Es wurde gelüftet.

* * *

Im kleinen Klosterkirchlein liegt Schwester Dominika aufgebahrt, der schmucklose Sarg nach Ordensbrauch auf ebener Erde, der Deckel offen. Drinnen ruht sie im blühweißen Ordenskleid, an dem Kopfschleier ein kleines Myrthensträußel, um die wächsernen, ineinandergeschlungenen Finger den Rosenkranz gewunden, im Tode noch jung und schön.

So haben sie der Mutter das Kind herabgebracht „auf einen kleinen Plausch“. Mit tiefliegenden, brennenden Augen und vorgebeugtem Oberkörper schlich sie in das dämmerige Kirchlein zum ersten Wiedersehen; verhärmt zum Gotterbarmen, leise auftretend wie ein Geist. Die Leute, welche scharenweise zum „Weihbrunn' geben“ gekommen waren, stießen sich mit den Ellbogen an und drückten sich scheu zur Kirchthür hinaus. So fürwitzig war von den neugierigen Menschenkindern keines, dass es sich verlangt hätte, diese Mutter mit ihrem Kind zu belauschen.

Wie sie sich auf die Todte warf, wie sie die hageren Arme herumschlang und Kind und Sarg hob zugleich und wie sie aufschrie:

„Grüaß Gott! Jetz' hab i di!“

Und wie sie zu dem Kinde sprach:

„Hab di schon achz'n hör'n! Aber sie hab'n mi nit einiglass'n!“

Das Echo weinte mit der Mutter. Aus den Heiligennischen wimmerte es hervor: „Nit einiglass'n!“ Von der Decke vom Chor herab, aus dem Beichtstuhl, von der Kanzel, hinter dem Hochaltar, aus jedem Winkel der Kirche schluchzte es heraus und klagte die Menschen an:

„Nit einiglass'n! Nit einiglass'n!“

Heute noch gellt mir das furchtbare Echo in den Ohren!

Denn ich bin damals hart an dem Sarg gestanden, nicht aus Fürwitz — nein — nein — nein — —

Die da drinnen lag in wächserner Bleiche war meine liebe, leibeigene Schwester und die andere — o du gekreuzigte Mutter! — —

Ich als junger Student hatte zu meiner kranken Schwester in die Zelle gedurft; da ich Mediciner sei, hieß es. Der Doctor durfte hinauf

als Doctor, der Geistliche als Geistlicher — nur das alternde, gramdurchfurchte Mütterlein musste vor der Thüre stehen, denn sie war bloß die Mutter.

Ein Geschichtenerzähler hätte vielleicht so ein Mutterl den Verstand verlieren, oder Hand an sich legen lassen; aber ich erzähle keine Geschichte, ich berichte nur in schlichten Worten eine Begebenheit aus unserem Familienleben. Mütterlein wurde nicht irre, das sagte sie wohl hundertmal: „'s freut mi nix mehr recht!“ Aber sie trug es mit Heldenmuth. So ein tief innerliches, frommgläubiges Weib, wie sie war, verzweifelt nicht, jedoch — —

Gottes Schwiegermutterl liegt schon manch ein Jahr neben ihrem Kind begraben. Wie sie starb, daran darf ich gar nicht denken — es ist alles noch zu frisch — zu frisch — das verspür' ich beim Schreiben — vor sieben Jahren lebten noch beide!“

Der Nagelschmied von Osterstadt.

Eine fast närrische Geschichte von einem Jungen.

(1868.)

Meister Taube.

Johannes Georgius Taube war Nagelschmiedmeister zu Osterstadt. Er wurde geboren den 23. April 1819 in obgenannter Stadt und musste nach dem Tode seines Vaters in seinem zwanzigsten Jahre das Geschäft übernehmen, ohne seinen Herzenswunsch, einige Jahre Wanderleben, erfüllt zu sehen.

Er war ein viel belesener Mann und ließ sich von Handwerksburschen gerne Wanderschaften erzählen; auch dämmerte in ihm die zur damaligen Zeit allgemein erwachende Idee der Freiheit, Umstände, die ihn in seiner Werkstatt nicht recht ruhig und zufrieden sein ließen. Er hatte ein äußerst wohlwollendes Herz, viel Sinn für das allgemeine Beste und einen gewissen Hang zur Romantik. Er war aber noch nie über den Horizont seiner Vaterstadt hinausgekommen und hatte sich all das, was er von der Welt gelesen oder gehört hatte, in einem ganz besonderen Lichtschein vorgestellt.

Der Weisesten war er keiner — berichtet die Chronik — aber ein guter Geschäftsmann konnte er nach der Meinung seines Vormundes werden. Mit letzterer Hypothese war Johannes nach und nach auch selbst einverstanden, denn es dünkte ihm alles gut, was er that.

Er nahm sich zwei Gesellen, hämmerte und hämmerte und nagelte durch die Zeit hin so ziemlich das ganze Städtchen zusammen; traf auch sonst nicht selten den Nagel auf den Kopf, wenn er in der Gaststube oder im Rathe saß. Einmal hatte gar nicht viel gefehlt, dass er Schultheiß geworden wäre; er wäre auch nicht völlig abgeneigt gewesen, das Amt anzunehmen und hatte oft die Überzeugung ausgesprochen, wie die Welt ganz anders gehen müsse, wenn er sie drehen und wenden dürfte. Sein Vormund war ihm einst mit Heiratsgedanken gekommen und hatte gesagt:

„Hans, du musst einen Amboss haben, auf dem du dir dein Lebensglück schmieden kannst."

„Geht, geht mir, Vormund", antwortete Johannes immer mit Entrüstung, „ein rechter Mann hat was Besseres zu thun auf der Welt!"

Nun fieng er schon an, fett zu werden. Da kam eine unruhige Zeit; in allen Ländern gährte es und Meister Taube kam auf den Gedanken, anstatt Nägel — Schwerter zu schmieden.

Und eines Tages gieng es seltsam im Städtchen zu. Alles Volk war auf der Gasse, auf freien Plätzen wurden Ansprachen gehalten. Taube begriff gleich, um was es sich handelte und er wollte auch reden, aber man beachtete ihn nicht. Da bestieg er von innen den Schornstein seines Hauses und hielt von diesem Piedestal eine gewaltig politische Rede an das Volk. Wie ein Cicero sprach er, und von Freiheit sprach er. Das Wort lässt sich laut und kräftig aussprechen, und der Nagelschmied sprach es gut aus.

Wie schön und sinnig bemerkte er, die Freiheit müsse mit Feuer und Schwert errungen werden, man müsse die Menschen zur Freiheit zwingen, ja, gleichsam in der Freiheit gefangen halten!

Da erscholl plötzlich ein ungeheures Gelächter — nicht der gefangenen Freiheit wegen, sondern des blauen Rauches halber, der plötzlich in lustigen Wölklein rings um den Redner hervorkam und die herrlichen Worte des neuen Cicero elendiglich ausräucherte. Ein Schusterjunge soll es gewesen sein, der die jungaufkeimende Freiheit erstickte — erstickte durch einen schnöden Bund Stroh, den er unter dem Schornstein in Flammen setzte.

Dieser Vorfall kränkte den Meister unsagbar. Sich selbst indes hatte er durch seiner Worte Kraft überzeugt, dass er ein großer Mann und berufen sei, ein erklecklich Stück Welt — vielleicht die ganze, was ihm vorläufig noch nicht klar — sehr bedeutend zu verbessern oder ganz gutzumachen.

Dem Städtchen predigte er nicht mehr; er schmiedete von dieser Zeit ab auch keinen Nagel, desto eifriger aber an einem Plan, den er vorderhand trotz der politischen Bewegung, die in demselben Jahre alles durchzitterte, sorgsamst verwahrt hielt.

Dieser Plan war ein merkwürdiger und konnte offenbar nur im Geiste eines Johannes Georgius Taube zur Reife kommen. — Die Zeit ist groß, sie ruft ihre Männer zu gemeinsamen Thaten. Ruhen möge das kleinliche Treiben des täglichen Lebens; wer nicht gelernt mit dem Schwerte zu kämpfen, der nütze die Zunge, der walle als Wanderapostel von Land zu Lande und künde den Menschen die göttlich erhabene Freiheit im heiligen Kreuzzug! Und nebenbei, Meister Taube, gibt's ein lustig, ritterlich Burschenleben — dein angebornes Ideal — bist ja kaum an die Dreißig!

Ein weiterer Grund zu seinem Plan war ferner auch der, dass der Umfang seines Körpers immer größere Dimensionen annahm; ein fetter Demokrat, das wäre zu komisch! Wohl richtete der Meister sein Augenmerk auf die Bezähmung des Fleisches, aber das beste Mittel dafür war doch unstreitig eine Burschenwanderschaft. Und das Bild eines romantischen Wanderlebens, reich an ritterlichen Thaten zum Wohle der Menschheit, stand so hellfarbig vor ihm da, dass er sich dazu nichts sonst gewünscht hätte, als einen massiven Goldrahmen.

Eines Tages schlachtete er ein weißes Lämmlein und aß es zum Abendmahle. Er aß es stehend. Zu seinen Gesellen sagte er, sie mögen hingehen woher sie gekommen, die Werkstatt werde gesperrt, es käme eine andere Zeit, und diese andere Zeit brauche keine eisernen Nägel mehr, Liebe und Einigkeit sei nun der Kitt, welcher alles zusammenhalten müsse.

Hierauf gieng er an demselben Abend noch ins Freie — es gab noch manches zu überdenken.

An der Weglehne saßen die Kinder des Nachbars, der kleine Josef und die kleine Anna. Sie hatten das Namenbüchlein vor sich und sollten nachdenken über manches Wort, das sie morgen dem Schullehrer zu erklären hätten.

„Wahrheit haben wir auch auf", sagte Josef, „aber das kann ich nun nicht sagen. Was ist denn das, Wahrheit, Anna?"

„Du einfältiger Josef, Wahrheit, das — das ist ein Ding — halt ein Ding, das man reden muss."

„Und Freiheit hat er uns auch noch angestrichen, siehst du? Wie muss man aber da sagen?"

Darüber wusste das Mädchen keine Auskunft. Meister Taube aber, der die Worte gehört hatte, trat nun hiezu und belehrte:

„Freiheit, Kinder, ja, das müsst ihr verstehen, das ist das Wahre. Freiheit hat der Vogel in der Luft, der durch die ganze Welt fliegen kann; Freiheit hat der Fisch, der ungehindert durch alle Wasser schwimmen kann, und Freiheit haben sogar die Thiere des Waldes. Nur der Mensch hat sie nicht — aber er muss sie erlangen, so vollständig wie das Thier sie besitzt. Freilich, freilich. Gescheit sein, Kinder!"

„Das ist schön“, rief der Knabe, „und das werde ich mir merken und es morgen dem Lehrer sagen und ihn bitten, dass er uns die Freiheit gibt. Dann“, lispelte er zum Mädchen, „dann müssen wir auch nicht mehr in die Schule gehen.“

Taube gieng davon und an demselben Abend hatte man ihn zum letztenmal in dem Städtchen gesehen. Die Schmiede blieb zu, der Meister war verschwunden.

Die Leute erklärten sich das auf die verschiedenste und albernste Weise.

Der alte Vormund des Vermissten ließ nachsuchen in der Gegend, in den Teichen, auf den Baumästen — verrückte Köpfe seien alles imstande — aber der Johannes Georgius war nicht zu finden.

Nur ein Hausierer erzählte, dass er draußen auf der Landstraße einen Mann in wunderlicher Kleidung gesehen habe — die Gestalt aber habe ihn erinnert an den Nagelschmiedmeister von Osterstadt.

Viele lachten, viele schüttelten ernsthaft die Köpfe — und die Dinge giengen wie sie giengen.

Der erste Tag auf der Wanderschaft.

Jetzt beginnt die Wanderschaft. Ich erzähle sie; sie ist eine närrische Geschichte. Ich denke dabei an so manch ehrsamen Mann, der es zwar redlich meint mit den großen Fragen der Zeit, aber sie — weil er doch nach einem alten verrosteten Modell aufgewachsen ist — gänzlich missversteht und in denselben — gar zum Schaden der guten Sache — eine lächerliche Figur spielt. Wir haben solche Käuze leider gar so weit nicht zu suchen. Ich habe Lust, sie ein wenig grell und boshaft zu zeichnen und führe den Leser also wieder zu unserem Meister Taube zurück. Wir wollen sehen, wie weit ein Mann kommt, der planmäßig handelt nach einer fixen Idee.

Als der Halbmond unten war und der Nachtwächter im Städtchen die letzte Laterne ausgelöscht hatte, verließ der Nagelschmied Johannes Georgius Taube sein Haus. Auf der Anhöhe blieb er noch einmal stehen, blickte zurück in das nächtliche Thal und schwenkte den Hut seiner Vaterstadt zum Lebewohl. So machen es alle Bursche, wenn sie in die Fremde wandern. In dieser Stunde fiel ihm auch ein, wie herrlich es wäre, wenn er ein Liebchen hätte, das gäbe einen romantischen Abschied in stiller Sternennacht!

Als nachher Sternschnuppen und Sternschnuppen in alle vier Weltgegenden hinabpurzelten, begann dem Junggesellen — von einer Meisterschaft wollte er nun nichts mehr wissen — das Herz zu „pumpen“. Vor dem Herzen, im dickwattierten Brustfleck, trug er eine schweinslederne hoffnungsvolle Brieftasche, dergleichen sich flotte Handwerksburschen sonst

nur selten erfreuen. Auf ein weißes Blatt der Brieftasche hatte er gestern die Worte geschrieben:

„Hans Taube, reisender Nagelschmied aus Osterstadt."

Hans hatte sich auf der Anhöhe einen Stock geschnitten und wanderte nun damit der Straße entlang gegen Abend hin.

Als die Sonne aufgieng, war er schon weit draußen im Lande. Er ließ sich in das feuchte Gras nieder, um zu ruhen, und sich das schöne frische Thal anzusehen, das ja doch eigentlich schon die Fremde war.

Was den guten Jungen — er will von seinen dreißig Jahren nichts mehr hören, er ist ein klein wenig über zwanzig — heute ärgerte, das war sein Spießeranzug.

Wo fändest du in der ganzen Burschenwelt auch nur einen solchen Brustfleck und eine Joppe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts?

Unmuthig dachte Hans über diese Missverhältnisse nach, als er ein trillerndes Bürschchen mit Felleisen und Wanderstock des Weges heranschlendern sah.

„Hedan, servus, servus!" schrie Hans.

Der Nahende grüßte sehr ehrerbietig.

„Woher des Weges? He, Landsmann! Was?" rief Hans lustig.

„Nix deutsch. Böhm!" war die Antwort.

Fatal. Hans verstand kein Wort böhmisch. Allein er besann sich nicht lange, schlug seine Hand hin:

„Ich auch Böhm, ich! Junger Handwerksbursch, ich; auch nix deutsch, nix."

Der Junge schüttelte den Kopf und wollte weiter.

„Ich auch mit, Kamerad, he!"

Der Junge schüttelte wieder den Kopf.

„Ich ja auch böhmisch Bursch!"

Der Junge schüttelte zum drittenmal den Kopf.

„Nix?"

„Nix", sagte er traurig.

„Nein, das ist mir ein schöner Böhm", dachte sich Hans, „der versteht nicht einmal deutsch, wenn man's auch böhmisch sagt."

Plötzlich durchzuckte ihn eine Idee.

„Auch so nichts deutsch?" frug er, indem er seinen altväterischen Filzhut hinhielt und auf das braune Käppchen des Fremden deutete.

„Nix."

„Ich dir Kappel abkaufen!"

„Nix deutsch, Böhm."

Alle Conversation abgeschnitten; der Worte waren genug gewechselt — nun die That!

Hans kaufte für ein Dutzend Silberstücke von dem Jungen seine Kleidung und die Kopfbedeckung, das blaue Spenserchen, das Felleisen und den knotigen Wanderstock. Der Ankauf der Weste war unausführbar, weil der Bursche von einer solchen nur die Knopflöcher besaß.

Dann hüpfte das böhmisch Bürschlein in seiner neuen bürgerlichen Kleidung von hinnen.

Hans war hochvergnügt.

Das Käppchen mit dem glänzenden Schild war für ihn wie gemacht und im Felleisen fanden sich hochschätzbare Güter. Da war färbige Wäsche, ein leinenes Beinkleid, ein Paar Stiefelchen und eine Bürste.

In einem Lodensack lag ein vollständiges Schneiderwerkzeug, nebenan eine Porzellanpfeife mit einem gemalten „Weibsbild" und einem langen Rohre.

Noch anderes war da und Hans sagte in seinem Gewissen:

„Bursche, du hast den andern Burschen betrogen!"

Er hätte den „Böhm" noch einmal zurückrufen mögen.

Nun begann er sich einzurichten, schnitt mit der Scheere sich Haar und Bart nach Burschenart, blickte dann in den kleinen Handspiegel und schmunzelte.

Ich sehe ihn noch stehen, den wohlbeleibten Meister Taube auf dem Hügel am Saum des Waldes. Er steckt in dem engen lichtgrauen Beinkleid, in dem blauen, viel zu engen Spenserchen, eine breite, blaugestreifte Schleife um den dicken Hals, mit Stock und Felleisen, mit der Porzellanpfeife und dem Käppchen auf dem Haupte, das da sitzt wie ein Suppentopf auf dem Kohlenmeiler, und wie sich das glänzende Sturmband desselben mathematisch um das Weltreich der Backen schlingt, wie der Äquator durch die Tropenländer. — So sehe ich ihn noch stehen, den Kämpen, der in die Weite zieht, um, wenn auch ein wenig verspätet, die goldene Zeit der Jugend zu genießen und voll Begeisterung im Lichte der Zeit die Welt zu befreien.

So steht er da und — setzt sich endlich nieder.

Die erste Reformation fand Hans im Gebiete seiner Juchtenstiefel nothwendig, die schon während der heutigen ersten Wanderung mörderische Ausfälle gegen die Hühneraugen gemacht hatten. Dann aß er ein Stück Brot, welches er im erstandenen Felleisen aufgefunden hatte, und fühlte zum erstenmal, wie süß ein trocken Stücklein Brot im Reiche der Freiheit ist!

Und nun?

Ach, ich fürchte, der Leser hält mir die ganze überaus wahre Geschichte für erdichtet und nimmt sich nicht die Mühe, aus der Spreu die guten Körnchen Wahrheit herauszupicken, die unstreitig darin sind. — Ich erzähle aber fort.

Hans wanderte weiter. Er gieng auf Fußsteigen über das Gebirge, denn auf der Landstraße zog allerlei Volk, und wohl auch solches, das den Burschen Hans mit einem gewissen Johannes Georgius Taube, Nagelschmiedmeister zu Osterstadt, verwechselt und ihm die Wege in die weite Welt streitig gemacht hätte.

Die Sonne stand hoch am Himmel und schwächte die frischen grünen Farben, die im Thale lagen, und zog einen leichten blauen Dunst um die fernen Berge von Osterstadt. Die Gegend war heiß und öde.

Hans pfiff ein Burschenlied und hätte auch den Gleichschritt dazu gemacht, wenn seine Lunge nicht ohnehin so lächerlich eingebildet beschäftigt gewesen wäre.

Was sich Hans unterwegs dachte, sei übergangen; Böses war es nichts.

Am hohen Nachmittag, als der Wandersmann zu einem Bauernhause gekommen war, steckte er den Kopf durch die halbgeöffnete Thür und sprach die geflügelten Worte:

„Ich bitt', ein reisender Handwerksbursche!"

Die Bäuerin brachte Milch und Schwarzbrot und Hans setzte sich im Vorhause über der Hühnersteige und aß.

Die Bäuerin stand hinter der Bodenstiege und sagte zu sich:

„Wo soll ich den Menschen nur hinthun? Es ist kein Handwerksbursch und kein Bettelmann. Und wenns am Ende Viehhändler auch keiner ist?"

Nach dem Mahle erkundigte sich Hans um den Weg und schritt dann rüstig weiter. Die treffliche Milch hatte ihm gemundet, zudem kam auch die Abendkühle. Am Abend, wenn er in ein Dorf kam, wollte er sich einen Kälberschlägel mit sauren Ochsenaugen vergönnen, das war seine Lieblingsspeise.

Mit solchen Ideen menschlicher Vervollkommnung hatte er den Weg über die Felder zurückgelegt und nun kam er in einen Wald. Zuerst war junger Lerchenanwachs, dann kamen Fichten, dann kamen riesige Tannen, dann kam die Nacht. Hans hatte poetische Gedanken. Da draußen leben die Menschen und schmieden Schwerter und gießen Kanonen und leben im Überfluss trotzdem; und ich bin der Edle, der Humane und muss irren durch einen finsteren Wald. Ich bin zu gut für die Menschen, ich gehöre unter die Thiere. Die Thiere schmieden keine Schwerter und gießen keine Kanonen. Die Freiheit ist's, und darum muss die Freiheit auferstehen unter den Menschen. Ich bin frei, ich fürchte mich weder vor Menschen, vor Königen, noch vor Gespenstern. Lehren will ich, dass man anstatt Schwerter Pflüge schmiede und anstatt Kanonen Glocken gieße.

Es wird sich doch lohnen, dass ich diese Geschichte schreibe!

Hans hatte den Weg verloren und irrte durch Gesträuche und Geäste; dann und wann sah er durch die Stämme ein Licht schimmern.

Er freute sich darüber, denn gerade so hatte er es oft in Büchern gelesen, dass es ritterlichen Helden ergangen. An einem Hang kroch er dahin; da glitt er plötzlich aus und rutschte hinab und stieß an rauhes Gestocke.

Hans hielt sich an einem Ast, dann horchte er.

Er hörte in der Nähe ein Wässerlein rauschen. Der Mond schien, hohe Felsen ragten auf; Eulen lachten: Hu, huhuhu!

Hans war unruhig und sagte zu sich:

„Die Geschichte nimmt sich schier besser aus, wenn man daheim am Kamin sitzt und sie liest, als wenn man selbst mitten drin steckt. Bei alldem ist's aber doch ein merkwürdiges Abenteuer — allein so mitten in einem fremden Wald, und die Nachtvögel jauchzen: Hu, huhuhu!

Endlich fand Hans das Licht, welches ihm schon lange entgegengeschimmert hatte.

Es kam aus dem Fensterlein einer Köhlerhütte. Er trat ein, sah drei wilde rußige Gesellen um ein Herdfeuer herumsitzen und Späne klieben. Finster sahen sie drein, als unser Wanderer eintrat; als er aber unterthäniglich um Herberge bat, sagten sie, er möge dableiben und sich auf die Bank setzen.

Er sah aber keine Bank, sondern nur einen ungehobelten Holzstrunk, der an der Wand lag. Sogleich setzte er sich auf diesen, denn wenn er stand, schlug ihm der Rauch des Herdfeuers so sehr in die Augen.

Die Männer fragten ihn, von wannen er komme und wohin er gehe. Hans antwortete, er sei ein reisender Handwerksbursche und habe den Weg verfehlt. Und als sie fragten, ob er Hunger habe, entgegnete er, dass die Menschen doch nirgends in der Welt glücklich seien; in den Städten versage man einander die Freiheit und hier in den Waldhütten habe man den fürchterlichen Rauch.

Sie setzten ihm eine Milchsuppe vor, brachten ihm gedünstete Schwämme und zündeten am Tischchen einen Span an, dass er zum Essen sehe. Dann trugen sie Moos in die Hütte und bereiteten dem Gaste ein Lager. Als dieses fertig war, hiengen sie über dasselbe ein Amulet an die schwarze Wand und stellten ein Weihwassergefäß dazu.

Zuletzt, als alle Spanscheiter gekloben waren, knieten die drei Männer auf dem Lehmboden nieder und beteten zur Abendandacht laut eine Litanei und noch viele andere Gebete, so dass darüber eine ganze Stunde hingieng.

Hans war zum Gebete nicht niedergekniet, sondern auf seinem Strunke sitzen geblieben und er hatte dem Gesumme nur schmunzelnd zugehört.

„Ihr habt Euer Abendgebet 'leicht früher schon verrichtet?“ sagte einer der Köhler nach der Andacht.

„Kenn' das nicht“, gab Hans kurz zur Antwort.

„Auch gut; ihr werdet wohl selber wissen, was euch noththut."

„Bin kein Betbruder". versetzte Hans, „und Fabelpeter bin ich auch keiner. Ich bin frei von solchen Dingen; mein Gott ist kein Bild, das ich anbettle und vor dem ich herumrutsche auf den Knien wie ein Halbnarr. Ich versteh' meine Aufgabe besser: Mein Gott ist die Natur, und meine Religion ist die Menschenliebe. Das ist die rechte gebildete Welt, die Schulen und Vereine und Schriften gründet, um euch von eurer verrotteten Dummheit zu erlösen. Es ist eine Schande, dass ihr so alt werdet, ohne was zu wissen. Euer Rosenkranz hat zweiundsiebzig Grallen; ich aber sage euch, die Welt hat zweiundsiebzig Wissenschaften, hat zweiundsiebzig Sprachen, hat zweiundsiebzig Religionen. Und von diesen Religionen ist eure eine der — na, ich will nicht sagen, was. Ihr seid nicht besser wie eure Eltern, und eure Kinder werden nicht besser wie ihr; ja dümmer werden sie noch, weil sie immer mehr verstockt werden gegen die Aufklärung. 's ist dann kein Wunder, wenn es so einem Volke elend geht, es hat's verdient, aber es hat auch nicht zu klagen, nicht gegen sich und nicht gegen andere. Ich sage euch, das darf nicht so bleiben und euer armseliger Köhlerglaube muss vertilgt werden von der Erde und Aufklärung und Humanität und Freiheit muss sein, das ist das Wahre!"

Das war eine wackere Sprache, aber sie war leider nicht unseres Mannes eigene, er hatte die Worte eben gehört und gelesen. Und zudem war sie hier noch übel am Platze.

Einer der stämmigen Köhler hatte sich bei den Worten erhoben und trat nun knapp vor den Redner:

„Ihr müsst jetzt die Hütte auf der Stelle verlassen. Ihr seid einer von den Gesandten des Antichrist, die in der Welt herumgehen, um die Leute zu verderben. Wir haben Euch als Gast behandeln wollen, jetzt haben wir schon genug von Euch. Macht nur gleich, dass Ihr fortkommt — nur gleich! Wenn der Claus zornig wird, schlägt er Euch nieder. Da ist's Loch hinaus, Himmelsaggra!"

Der Mann war fürchterlich; seine Finger zuckten nach einem Besen am Herde, und in dem Augenblicke, als Hans durch die Thür floh, sauste der Besen über seinen Kopf und schlug an den Pfosten.

Ein edler Jüngling.

Nach Tagen finden wir unsern Wandersmann in einer großen Ebene, an einem blauen Strom dahinziehen. Menschenwohnungen waren selten, nur Wegmacherhäuser standen an der Straße. Es war heiß und still, nur viele Mücken summten. Hans hatte schon manches erlebt, an was er sonst in seinem Leben nicht gedacht hätte und was auch in

keinem Buche gestanden war. Einmal aber, in einem Flecken, hatte er einen Kälberschlägel mit sauren Ochsenaugen gegessen!

Anfangs waren ihm die Füße wund geworden, weil die Stiefel widerspenstig waren, aber er gieng barfuß. Die Sonne hatte sein Gesicht männlicher gefärbt und die Wärme musste seine Kleider ausgedehnt haben, sie waren ihm gar nicht mehr so sehr zu eng. Statt des Käppchens, das sich auf dem Kopfe immer nicht recht halten wollte, schlang Hans sein rothes Sacktuch als Turban um und dann und wann steckte er gar eine Rabenfeder auf. Gerne gieng er auf Fußsteigen am Flusse entlang, auf der Heeresstraße zogen Kriegsleute und anderes Volk.

Die Krieger waren nicht nach seinem Sinn; diese schwangen ihr Schwert nicht für die Freiheit, sondern aus egoistischen Zwecken, am liebsten, um einem gebratenen Schwein ihr gutes Theil abzuhauen. Und die Zunge, zur heiligen Begeisterung für die Freiheit geschaffen, tauchten sie in die unlautere Pfütze wüster Reden und Lieder und bespritzten damit auch andere. So war es, das Gesindel, wie es auf der Heeresstraße zog, und darum wollte Hans, seiner Sendung eingedenk, nichts mit demselben zu thun haben nnd wanderte am stillen Strome.

Seit zwei Tagen indes wanderte er gar nicht mehr allein. Er hatte im Straßengraben einen jungen Mann gefunden, den er mitnahm. Der junge Mann war noch ganz gut erhalten, nur die Kleider waren sehr schadhaft, dem aber durch den Inhalt von Hansens Felleisen bald abgeholfen wurde. Die Haare des Findlings waren schwarz, sein Gesicht einnehmend, seine Zunge deutsch. Seines Metiers war er fechtender Handwerksbursche; nebstbei betrieb er Schönfärberei und andere Künste, denn er hatte von der Gesellschaft der stillen Brüder eine treffliche Erziehung genossen.

Hans hatte beschlossen, an dem harmlosen, unverdorbenen Jüngling sein Werk zu beginnen und diese junge Seele mit den Ideen der Freiheit und Wahrheit zu erfüllen und sie dadurch hoch über andere Menschen emporzuheben.

Wohl hielt der Jüngling anfangs treu und fest an den Lehren seiner Erzieher und er trug auch ein beinernes Gedenkringlein um den Hals. Doch bald begann er zu begreifen und war sehr gelehrig, so dass Hans ihn nmarmend ausrief:

„Spundloch, Spundloch, du bist mein edler Freund!“

Der Jüngling hieß nämlich Julius Spundloch.

Fröhlich und heiter war er von den düstern Mauern in die lichte, klingende Welt hinausgezogen bis zu jenem Straßengraben.

Sein kindlich Gemüth hatte sich bisher über die großen Weltfragen leicht hinweggesetzt und in seiner harmlosen Einfalt glaubte er, dass die ganze Welt so gut sei wie er selbst.

Wohl, wohl, so gut, wie er selbst! Hans hatte an ihm einen wahrhaften Diamant aufgelesen.

Als Julius nun aus dem Munde des erfahrenen Mannes vernahm von Zwist und Hass und Unheil, so auf der Welt walte, da war sein Frohsinn dahin; düster schritt er neben seinem väterlichen Gefährten einher, und einmal, als sie auf einem kühlen Rasen zusammensaßen, legte er seinen Arm um Hansens Nacken und sagte die schmerzlichen Worte:

„Ach, wie ist es so schwer, ein Mensch zu sein!"

Dieses Wort des Jünglings brachte in Hans alle Geister in Alarm, er sprang auf und rief:

„Freilich schwer! Der Mann der es vermag, sich zum Menschen emporzuringen, wahrhaftig, der muss ein Held sein. Leute gibt es genug, Menschen wenige. Der wahre Mensch steht in der Nähe Gottes. Aber schon ganz nahe, zum Greifen! Von dieser Höhe blickt er nieder auf die Völker der Erde, die bei all ihrem Drang nach dem Glücke einander und sich selbst unglücklich machen. Aber der wahre, gottähnliche Mensch wird endlich niedersteigen vor Liebe, wie ein Erlöser, und er wird den Völkern die Augen öffnen, wird sie vereinigen um die heilige Höhe — wird sich selbst opfern. Ja wohl! Julius, wir haben die Erkenntnis und sind in der Nähe; steigen wir denn erlösend nieder zu den unglücklichen Völkern! Hier, mein Spundloch, hier auf dieser einsamen Stätte, wo die Lüfte wehen, die Gewässer vorüberziehen und die Hechte nach den Mücken schnappen, hier lass uns schwören den feierlichen Eid: Unser Lebensziel sei, die Menschheit zu erlösen! Hast gehört?"

Und sie schwuren den feierlichen Eid.

Julius war begeistert und sprach:

„Hans, du bist ein edler, ein ritterlicher Mann, mir fällt was ein. Kein Freund von Formeln sonst und Ceremonien, hege ich in tiefster Verehrung für dich einen Plan."

„Was willst du, Julius?"

„Zum Großmeister der Welterlösung dich ernennen!"

Darauf entgegnete Hans:

„Mein Sohn, dein Eifer rührt mich und ist mir ein neuer Beweis deines edlen Sinnes. Auch ich bin kein Freund von Formeln sonst und Ceremonien, aber die Großmeisterschaft war allemal meine Passion. Komm auf jenen Hügel denn und ernenne mich!"

Sie stiegen auf den Hügel.

Da sah man weit hinaus ins Land; dort des herrlichen Stroms Silberband, dort der Sonne gold'nen Kuss, dort das sinnige Kartoffelfeld.

Johannes Georgius Taube ließ sich nieder auf ein Knie.

Wohl war Julius einen Augenblick verlegen — der Einkleidung wegen. O Gott, der du die Blumen kleidest auf dem Felde, woher den Großmeistermantel und woher die Kappe?

„Doch wozu die Formen", sagte er, „du, Hans, trägst ja den Großmeistermantel nnd die Kappe im Geiste!"

Johannes war tief ergriffen.

Und Julius ernannte ihn zum Großmeister der Welterlösung.

Darauf erhob sich dieser, umarmte den Jüngling und rief:

„O, mein Spundloch!"

Und der andere hauchte:

„Meister!"

Noch meldet die Historie, dass nun auch Hans seinen Freund zum Meister machen wollte, zum Meister der Freiheit und der Wahrheit; dieser aber sagte:

„Herr, noch bin ich es nicht würdig! Noch ist mein Geist gebunden, und verschleiert mein Auge. Prüfe mich aber, und dann mache aus mir, was dir gutdünkt."

Und als sie sich niedergesetzt hatten, sagte der Großmeister:

„Ich will dich schon prüfen. Jetzt habe ich Hunger."

„Ich auch, Meister."

„Was ist zu machen?"

„Wir müssen Brot suchen."

„Wo finden wir Brot?"

„Wir müssen weiterziehen."

„Junger Freund, du hast die Prüfung nicht bestanden. Wozu denn in die Ferne schweifen, o sieh, das Gute liegt so nah'. Hier ist ein Feld, komm, graben wir Erdäpfel aus und machen wir Feuer!"

„Du scherzest, Meister, das hieße gestohlen."

„Wie bestehst du deine Prüfung schlecht, o Jüngling! Was ist das Grundgesetz der Freiheit? Gleiches Recht für alle. Darum gehört uns dieses Kartoffelfeld so gut wie jedem andern."

„Weiser Meister, ich neige mich in Staub!"

Lassen wir den Dingen freien Lauf. Der eine machte Feuer, der andere grub Kartoffeln, vielleicht mehr, als von diesem Äckerchen ihr Theil der ganzen Menschheit gegenüber ausmachte.

Während die Erdäpfeln brieten, saßen die Männer im hohen Rath.

„Wie ist nun die Veredlung der Menschheit anzufassen?"

„Vor allem müssen die Völker der Erde germanisiert werden", rief Hans.

Julius schreckte zusammen unter der Wucht dieser Worte.

„Dann muss ihnen der Waffenpass abgenommen werden!"

„Meister, dein Plan ist groß, zu groß!"

„Alles ist möglich, was sich denken läßt, er herrscht der Wille!"
„Und die Kraft."
„Die der Wille gebiert!"
„Meister, die Erdäpfel!"
„Der Mensch, der über den Völkern steht, wird sie beherrschen ..."
„Sie werden gebraten sein."
„Wird sie emporheben."
„Werden verbrennen."
„Julius, sei ein Sohn der Zeit!"
„Meister, ich bin es."
„Julius, vernimm die große Mission. Es ruft der Geist uns auf zum Werke."

Jetzt aßen sie die Kartoffeln. Und als Hans von dem ersten die verkohlte Haut herabschälte, sprach er das geflügelte Wort:

„Wir müssen zuerst über das Meer zu den wilden Völkern."
„Bin dabei."
„Müssen sie germanisieren, civilisieren und —"
„Rasieren."
„Julius, fühlst du dich stark?"
„Wie ein Prophet."
„Und erleuchtet?"
„Wie ein Bär."
„O, dann sei mir gegrüßt, Völkerapostel Spundloch!"
„Sei mir du auch gegrüßt! Mir munden die Erdäpfel."
„Dein sei die Wahl, willst du nach Süden oder nach Osten? Jüngling, wähle!"
„So nehm' ich mir dort den braunen, bauchigen."
„Wähle den Himmelsstrich!"
„Meister, ich ziehe in das wunderbare Amerika."
„So will ich in die stillen Sandwüsten Afrikas. Julius, ich verspreche mir viel von jenen Naturvölkern, sie sind noch nicht verkünstelt und verhärtet; sie sind fähig der Veredlung, sie sind sanft, hab' ich mir sagen lassen, sie haben starke Seelen."
„Ja, das hab' ich auch gehört."
„Und dort wird mein göttliches Amt beginnen. O, mein Spundloch, wie ich selig bin!"
„Meister", sprach nun der Jüngling und sein Auge leuchtete klug und verständig, „erlaube mir ein freies Wort."
„Sprich es aus, es ist der erste Schritt zur freien That."
„Ich werde mich mühlos durchbringen in Amerika, ernster aber ist deine Mission; sei es zu Wasser oder zu Land, unter Menschen oder Thieren — deine Gefahren sind unzählig. Die Natur wird sich gegen

dich verschwören, tausenderlei Entbehrungen wirst du erfahren; und in ganz Afrika kein kälberner Schlägel! Meister, du dauerst mich!"

Hans seufzte und sagte leise:

„Das sind eben die großen Opfer eines großen Werkes!"

„Wenn sie doch theilweise zu vermindern wären! — Ich wüsste wohl was, Meister, und das wäre gar sehr zu deinem Vortheile, aber — es wird nicht gehen."

„Junge, wenn du eine gute Idee hast, so ernenne ich dich zum Meister!"

„Wisse, Herr, ich habe eine, aber sie ist ein bisschen heiklich durchzuführen. Wisse, Herr — —"

Die nächsten Blätter dieser Geschichte werden nun etwas unglaublich, aber ich als Autor bin verpflichtet, die Autorität derselben aufrechtzuerhalten. So sagte denn Spundloch:

„Wisse, Herr, wenn wir hier noch eine Zeit stromaufwärts gehen, so werden wir zu jenen Mauern kommen, in welchen ich meine Erziehung genoss. Nun ferne den Principien der stillen Brüder muss ich doch gestehen, dass ich gerne an das Oberhaupt zurückdenke, dessen Liebling ich war. Wir schieden weinend, als ich vor zwei Jahren in die Fremde zog, und der gute Mann sagte: ‚Zieh mit Gott, und wenn du ein Anliegen hast in der Welt, so schreibe mir oder komme selbst.' — Ich war bisher, Gott sei Dank, nicht auf ihn angewiesen, denn mein Grundsatz ist, so lange du dir etwas verdienen kannst, musst du nicht betteln.[1]) Ich denke aber oft zurück an das stille Haus, besonders erinnere ich mich gerne der Bibliothek. Diese ist eine der größten und merkwürdigsten und wird von vielen Fremden besucht. Eines nur ist charakteristisch: man findet in der ganzen Sammlung kein Buch mit Schweinsledereinband. Das Oberhaupt der stillen Brüder hat nämlich gegen Schweinsleder eine unerklärliche Abneigung. In dieser Bücherei nun befindet sich auch ein Manuscript, welches ein Missionär in Afrika geschrieben hat und in dem das Leben, die Verhältnisse und die Arten, wie man mit den Bewohnern dieses Welttheils zu verkehren hat, auf das genaueste dargestellt sind. Nebstdem befindet sich in besagten Papieren eine gründliche Anweisung, wie man die Sprachen der Wilden in wenigen Tagen vollständig erlernen kann, kurz, Afrika in der Westentasche. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach handelt es sich nun darum, dir das Manuscript zu verschaffen, es als Eigenthum zu erwerben oder wenigstens für dein Vorhaben Notizen daraus zu machen. Das geht nun eben nicht leicht, denn die stillen Brüder sind gegen Fremde sehr misstrauisch. Ich selbst würde in betreff des Manu-

---

[1]) Ein ganz trefflicher Bursche! Der Setzer.

scripts mit dem Oberhaupte verkehren, aber bei Gott, Hans, es ist mir unmöglich, einen Schritt in das Haus zu thun. Meine Abneigung gegen die finstern Grundsätze der Bruderschaft ist zu mächtig geworden. Zudem würde man mir das freiheitliche Streben, dem ich mich aus ganzer Seele weihe, gleich auf den ersten Blick ansehen, ich habe eben nicht die mindeste Verstellungsgabe; ich gebe mich, wie ich bin, ich kann mir einmal nicht helfen."

Darauf entgegnete Hans:

„Auch ich besitze wenig Verstellungsgabe, aber beim Geist der Zeit, Junge, ich gehe hin und verschaffe mir das Buch."

„Ein Empfehlungsschreiben kann ich dir mitgeben; dadurch wird dir eine gute Aufnahme und der Eintritt in die Bibliothek gesichert sein. Der alte Herr, das Oberhaupt, ist zwar ein Sonderling, aber wer ihn kennt, der kommt mit ihm gut aus. Ich rathe dir nur, mit ihm so wenig als möglich zu sprechen, denn das Reden kann er an Fremden nicht leiden. Sie sagen doch alle das Gleiche, meint er, nichts als Höflichkeiten und Schmeicheleien und Beschönigungen. Der Mann sagt, er ziehe die That dem Worte vor, und erst wenn jene geschehen, lege er auf dieses Gewicht. Am besten ist es schier, man bleibt dem Alten gegenüber stumm wie eine Maus, und die Leute, die ihn kennen, thun es auch. Er liest doch jedem die Wünsche von der Stirne."

„Sonderbarer Mann!" versetzte Hans. „Doch mir ist das ja eben recht, ich spreche nicht gerne mit solchen Leuten, und ein Empfehlungsschreiben von dir macht ja jede Rederei überflüssig."

„Ja, und des Schweinsleders wegen; gib acht, dass du nichts dergleichen bei dir trägst, das brächte den Alten geradehin in Wuth. Drei Dinge gibt es, die er über alles hasst: den Teufel, die Juden und das Schwein. Den Teufel benützt er nur als Schreckbild, die Juden als Beispiel menschlicher Verworfenheit, und vom Schweine genießt er bloß den Braten. Alles übrige vom Schweine macht ihn rasend und er riecht es auch von weitem."

Julius fuhr fort:

„Die Annalen des Hauses erzählen ein Beispiel. Einst machte ein Verwandter dem Oberhaupte ein Kistchen mit Champagner zum Geschenk. Der Alte ist ein Kenner und Liebhaber von Schaumwein, aber kaum hatte er die Sendung von ferne gewahrt, so ließ er wuthentbrannt die herrlichen Flaschen in den Graben schleudern, wo sie, erbärmlich in ihrem Blute liegend, den Geist aufgaben. Was war's? Die Verkorkung der Flaschen war mit Schweinsblasen überspannt. Darum sieh' dich weislich vor, Meister, ob nicht etwa in deinem Stiefel oder Felleisen —"

„Schweinsleder steckt — ja wohl! Es lässt sich indes leicht machen. In den Stiefeln — ja doch, das Besetzleder; ich lass sie dir zurück, du borgst

mir deine Schuh'; das Felleisen lass ich dir auch zurück. O, mein junger Freund, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

„Und die Tochter der Schlauheit!"

„Und die Weisheit ist die Ahnfrau der Freiheit!"

„Und die Dummheit ist ihr Stiefkind!"

„Es lebe die ganze Familie!"

So hatten die erleuchteten Männer gesprochen und der Leser wird nun offenbar den Hans auch in Verdacht haben, dass er geistreich ist. — Dann zogen sie stromaufwärts.

Eines Abends sahen sie in goldigem Sonnenstrahl die glänzenden Thürme des Gebäudes.

Julius war tief ergriffen und rief aus:

„Ich grüße dich, du liebe Stätte meiner Kindheit!"

Dann giengen sie in das Dorf, das an der Anhöhe des Gebäudes lag, und kehrten beim Postwirt ein. Dort zog Julius verschiedene Erkundigungen ein und nun wurde der Plan vollends beschlossen.

Am andern Morgen, als die aufgehende Sonne in das Zimmer fiel, legte Julius die Feder aus der Hand und weckte seinen Gefährten. Er beugte sich ehrfurchtsvoll über das geliebte Antlitz des Meisters und lispelte: „Hansjörgl!"

Der Schläfer fuhr empor, und zwar so heftig, dass die Gesichtsvorsprünge der beiden Freunde entschieden feindselig aneinanderpiepten.

„Meister, der Tag der Thaten ist gekommen!"

„O, wie feierlich!" rief Hans. „Und draußen im heiligen Morgenstrahle schreien die Gänse!"

Und Hans erhob sich, zog seinen braunen Brustfleck an, den er sonst als Kopfkissen zu benützen pflegte. Und als dies geschehen war, trat Julius vor ihn hin, reichte ihm ein versiegeltes Schreiben und sprach:

„Hier der Empfehlungsbrief, und halte dich wohl an die Weisung, edler Meister! Ich harre dein in diesem Hause, Nimm wohlwollend den Wink deines treuen Schülers und sei vorsichtig des Schweinsleders wegen!"

„Der Donner, ja!" rief Hans, that einen entschlossenen Griff in seinen Brustfleck, zog die Brieftasche heraus und legte sie in die Hand des Freundes.

Sie war ja von purem Schweinsleder.

Dann folgte der Abschied. Julius brach in Thränen aus und schluchzte:

„Bei Gott, Hans, ich möchte dich beinahe begleiten!"

„Nein, edler Jüngling, bleibe!" sagte der Ritter gerührt. „Dein Gemüth ist für so schwierige Rollen noch zu kindlich. Ich gehe hinauf ins Stift. Erwarte mich hier und bereite dich zum großen Werke. Servus!"

Julius sprach kein Wort mehr, und als Hans fort war, warf er sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Antlitz und begann laut und heftig zu — lachen.

Bei den stillen Brüdern.

Hans gieng dem Gebäude zu. Am steinernen Johannes von Nepomuk stand er still und sah hinab in das friedliche Dorf und auf die unfriedliche Heeresstraße. Er gedachte der Tage, wo die Heeresstraßen grün und die Schlachtfelder gelb sein würden und belebt von fröhlichen Hirten und Schnittern.

Endlich stand Hans am Thore des Gebäudes.

Er war entschlossen, er erhob den daranhängenden Hammer und ließ ihn niederfallen schwer auf das Holz, dass es innen mächtig wiederhallte.

Bald nahten Schritte, und eine Stimme rief:

„Wer ist es, der herein will?"

„Ein Freund Gottes und der Menschen", antwortete Hans der Weisung gemäß kurz.

Jetzt öffnete sich ein kleiner Schuber und zwei graue Äuglein machten Miene, herauszuhüpfen. Bald darauf gieng die Pforte auf.

„Was können wir unserem Freund in Gott Gutes thun?" frug der Pförtner demüthig.

„Oberhaupt!" stieß Hans heraus, der Weisung gemäß.

Nun wurde er über einen großen Hof geführt; dieser war grün, wie es einst die Heeresstraßen werden sollten. Dann gieng's durch einen dunklen Gang in verschiedenen Wendungen. Manche schwarze Gestalt huschte vorüber. Endlich stand Hans in einem hohen Saal. An den Wänden hiengen Männer in priesterlicher Kleidung, alle gewissenhaft haltend an dem unverbrüchlichen Gelöbnis des Beichtsiegels. Draußen klang ein Glöcklein. Endlich wurde Hans bei einem alten Mann in Talar, der eifrig in einem Buche las, vorgelassen.

Hans machte unterschiedliche Verbeugungen, die jedoch alle jämmerlich erstarben, ohne von dem alten Herrn bemerkt zu werden. Nun aber wendete sich dieser um und sagte mit einer Fistelstimme:

„Was begehrt Ihr?"

Hans überreichte stumm den Brief von Julius.

Lange las der Alte, und als er fertig war, stellte er sich mit übereinander geschlagenen Armen vor unseren Ritter und sprach nichts. Wir zweifeln nicht, dass der Mann etwas dabei gedacht, was jedoch, das ist in den Urkunden der stillen Brüder nicht zu finden. Indes liegen uns die Gedanken unseres Meisters vor:

Was bist du denn für ein kluger Herr, dass du mich so dumm anglotzest?

Endlich fasste der Mann Hansens Hand und sagte:

„Eure Bitte sei gewährt, Gott segne das Beginnen."

Der Begleiter erhielt von dem Oberhaupte einen lateinischen Befehl und führte hierauf unseren Hans wieder durch dunkle Gänge und abwärts über mehrere Treppen.

An einem riesengroßen Crucifix zündete der Begleiter eine Lampe an, und wieder gieng es abwärts.

Wenn mich der Mann statt in die Bibliothek irrigerweise in den Weinkeller führt, ich bin unverantwortlich! dachte sich der Meister.

Nun legte der Begleiter einen Schlüssel an eine enge Pforte, diese gieng knarrend auf und ein Blick bedeutete Hans, dass er eintreten möge.

Er that es, die Thür fiel zu und er war im dunkeln Gewölbe allein.

Durch ein einziges hohes Fensterlein kam Tageslicht, und genug Tageslicht, um zu sehen die kahlen Wände, einen Tisch, einen Stuhl, eine breite Bank. Auf dem Tische lagen ein paar Bücher, ein Wachsstock und Feuerzeug. In diesem Gewölbe war also weder der Geist des Menschen in dickbändigen Büchern, noch der Geist der Traube in dickbäuchigen Fässern aufbewahrt. Hans rüttelte an der Thür; sie war verschlossen. Dann sann er nach, ob das ein Kerker, eine Mönchszelle oder ein schlechter Witz sein sollte. Er machte Licht und stellte Untersuchungen an. Er entdeckte einen Wandschrank mit einem Laib Brot und einem Krug Wasser. — Wasser und Brot! Brot und Wasser!

Später schrie der Meister um Hilfe und polterte an der Thüre; noch später lärmte er am Tisch und schleuderte den Stuhl in Trümmer, und endlich ergriff er wüthend ein Messer und schnitt sich ein derbes Stück Brot.

Als er es gegessen hatte, horchte er, ob man denn gar nirgends etwas höre.

Er hörte gar nirgends etwas.

So blieb es den ganzen Tag. Am Abend, als das hohe Fensterchen unbemerkbar geworden war, starrte er in die Wachsflamme und murmelte:

„Die Menschen auf Erden, das sind rechte Teufel; jetzt haben sie mich eingesperrt auch noch!"

Dann weinte er wie ein Kind.

Die Bücher, die auf dem Tisch lagen, waren in lateinischer Sprache geschrieben; Hans zerknitterte mit Herzenslust die Blätter. Ein einziges in deutscher Sprache lag da: „Einleitende Erbauung für Laien, die sich der stillen Bruderschaft widmen wollen." Hans suchte sich zu trösten;

eine Nacht auf der breiten Bank, und morgen müsse es anders werden. Oder sollte das Oberhaupt wirklich etwas — „Schweinisches“ an ihm entdeckt haben?

Noch bevor sich der Ritter zur Ruhe begab, machte er eine neue Bekanntschaft. In einer Nische stand ein hölzerner Klosterbruder. Er hätte den Mann anfangs schier nicht erkannt, denn dieser war voll Schmutz und Staub.

„Da sieht man's gleich, Alter, dass dir ein Weib fehlt“, sagte Hans. „Das Cölibat ist ein erbärmlich Ding?“

Dann gieng er schlafen.

Noch auf der Bank seufzte er:

„Ach, wäre ich doch endlich einmal in meinem Afrika!“

Um Mitternacht war ein eigenthümliches Tönen und Murmeln, dann alles still.

Auch am zweiten Tag kam keine Erlösung. Hans schrie und polterte wieder; er gieng mit Brandleger- und Selbstmordgedanken um, damit er Gesellschaft habe; aber diese finsteren Gesellen wurden ihm doch auch bald zuwider und er aß Brot und trank Wasser. Dann gieng er zum hölzernen Kameraden, staubte ihn ab und sagte:

„Alter, wir sind zwei arme Teufel, bald werde ich auch so ausgedorrt sein wie du.“

Hans musste in der That den Leibriemen enger schnallen, denn das Beinkleid drohte mit einem Abfalle.

So vergieng der zweite Tag und die zweite Nacht, und am dritten Tage war es unserem Meister klar, sonnenklar, dass er der Freiheit willen gefangen sei. Zuletzt kam ihm gar der gottlose Gedanke, sein Freund habe ihn hintergangen und er fluchte über seinen Argwohn.

„O Simplicitas von Osterstadt!“

So rief er aus und zerrte an seinen Haaren. Dann riss er die Geißel mit den drei Riemen an sich, die er hinter dem Schrank aufgefunden hatte, und geißelte sich mit Wollust und knirschte:

„Wart', ich will dir deine Erzdummheit austreiben! Fort jag' ich dich!“

Gegen Abend fieng er sogar mit dem Hölzernen Händel an. Zuerst gab er ihm Ohrfeigen, dann packte er ihn an den Schultern und schleuderte ihn mit solcher Gewalt durch das Gewölbe, dass der Ärmste in tausend Scherben gieng. Als der Mord geschehen war, sank Hans erschöpft auf die Bank. Später dachte er an die Bestattung des hingeschlachteten Leidensgenossen. Als er die Trümmer in die Nische werfen wollte, endeckte er in derselben alte Papierstücke und andere Kleinigkeiten, wie sie in einer Rumpelkammer zu Tausenden liegen; und wirklich sah er in der Wand halbmorsche Bretter, die er herausriss und hinter

denen ihm Staub und Lappen und Papier und altes Eisen aus der angrenzenden Rumpelkammer entgegenraschelte. Aber Brauchbares — gar nichts.

Ein alter, zersprungener Siegelring war da, den Hans in ein verknittertes Papier wickelte und zu sich steckte. — Die drüben in Afrika lieben solche Dinge.

Neue Freiheitspläne wurden in dem Manne wach; vielleicht ist ein Entkommen durch die Rumpelkammer! Schon wollte er in die finstere Öffnung steigen, da hörte er an der Thür den Schlüssel rasseln.

„Werden sie mich befreien oder erwürgen?“ sagte Hans mit hohler Stimme.

Auf alle Fälle fasste er den Fuß des zertrümmerten Stuhles. So stellte er sich an die Thür.

Der Schlüssel steckte bereits im Schloss, da rief es draußen:

„Seid Ihr bereit?“

„Ja!“ antwortete Hans so gefasst als möglich und umklammerte fester das Holz.

„Habt Ihr abgeschlossen mit der Welt?“

„Ja!“ stöhnte der Meister bebend.

„Und werdet Ihr ewige Treue schwören unserem heiligen Orden und Euch begeben in den Dienst desselben zur Ehre Gottes und zu Nutz und Frommen der Mitmenschen?“

Auf den Tod war Hans gefasst gewesen, auf diese Wendung nicht. Er ließ seine Waffe sinken und begann zu begreifen.

„Seid Ihr bereit?“ rief draußen die Stimme.

„Bitte, einen Augenblick!“ sagte Hans, eilte um die Geißel mit den drei Riemen und stellte sich wieder an die Thür. „So, jetzt bin ich's!“

Die Pforte gieng auf, Hans stürzte hinaus und ließ die Geißel mit bewunderungswürdiger Fertigkeit auf dem Rücken des Bruders tanzen, der in dieser Lage aus einem stillen Bruder ein ganz erklecklich lauter wurde. Endlich schupfte ihn der Ritter ins Gewölbe, schlug die Pforte zu und eilte hinauf in den Hof. (Schau', das hatte er gut gemacht. Das freut mich!) Er wollte sogleich durch das Thor in das Freie, allein er wurde zum Oberhaupte gebracht.

Dort klärte es sich nach und nach auf. Hans erzählte von dem Burschen, der ihn geschickt hatte.

Julius Spundlochs Empfehlungsbrief enthielt eine aus der Luft gegriffene Lebensbeschreibung unseres Meisters mit folgendem Schluss:

„Und so, hochwürdigster Herr, habe ich das Glück gesucht und nichts gefunden, als die Überzeugung, dass alles eitel Trug auf Erden. Und so habe ich den Entschluss gefasst, der Welt zu entsagen und mich sowie meine irdischen Güter dem heiligen Orden der stillen Brüder zu weihen und fürder unter diesen in beschaulicher Abgeschiedenheit meinem

Gott zu dienen. Das ist mein letztes Wort und ich gelobe hiemit zum Beweis, wie ernst mir die Sache ist, keinen Laut der Zunge von mir zu geben, als die Bitte um den Einlass in diese Mauern — bis zu jener Stunde, die mir die ersehnte Aufnahme verbürgen wird. Deswegen habe ich hier zur Feder die Zuflucht genommen und ich bitte euch, vorläufig nicht näher in mich zu dringen. Vor allem verlangt es mich nach strenger dreitägiger Abgeschlossenheit im Bußsaale dieses Hauses, wie sie jedem Laien, der sich der Bruderschaft einzuverleiben wünscht, ja gewährt wird."

Als Hans dieses und noch manch anderes in dem Briefe gelesen hatte, rief er:

„Der Bursch ist imstande und lügt mich noch ins Himmelreich hinein. Ist er denn wirklich einmal bei Euch gewesen? Je nun, der halt diesen Brief da schrieb. Ich selbst hab's bei Gott ja nicht gethan!"

Nun, und wie heißt denn dieser Euer sauberer Gefährte, von dem Ihr so viel Rühmliches zu erzählen wisst?"

„Julius Spundloch."

Das Oberhaupt wendete sich unwillig zur Seite und winkte mit der Hand gegen Hans:

„Hab' schon genug. War drei Jahre bei uns, ist elendiglich durchgegangen. Adieu!"

Der Alte schritt aufgebracht in das anstoßende Zimmer, Hans eilte von hinnen.

Zum Thorwart sagte er:

„In eurem vermaledeiten Bußloch unten thut einer unfreiwillige Buße. Grüßt ihn und sagt, die nähere Berührung mit seiner werten Persönlichkeit war allhier mein einzig Vergnügen.

Im Posthause ließ er sich einen kälbernen Schlägel mit sauren Ochsenaugen geben. Während des Essens frug er so nebenhin nach seinem Gefährten. Dieser war schon seit drei Tagen fort und mit ihm unerklärlicherweise auch Hansens Felleisen und volle Brieftasche.

Es sei ihm nichts Ungebürliches nachgesagt, er gieng sicher nach Amerika an seine Mission.

Nun fragt es sich, was der Verfasser mit diesem Capitel gemeint hat. Sollte das eine Anspielung gewesen sein, wie so mancher Weltverbesserer betrogen wird und trotz seiner zeitgeistigen Ideen in die Hände der — stillen Brüder fällt?

Der Mann am Waldsee.

Also wieder einsam und allein des Weges in fremden Landen!

Oft und oft dachte Hans an Julius. Das war doch ein herrlicher Mensch, der hat die Ideen der Menschenveredlung klar aufgefasst; der

hat ein wahrhaftiges afrikanisches Manuscript und ein ganzes sprach- und schweinslederscheues Oberhaupt erfunden eines armseligen Felleisens, einer schwindsüchtigen Brieftasche wegen. Zu viel der Ehre! Über eine Erziehung bei den stillen Brüdern steht doch nichts auf!

Sehr unerquicklich war der Umstand, dass unser Wanderer nun „fechten“ musste, nicht aber mit der Klinge aus dem Leder, sondern mit der Klinke an den Thüren. Das war nicht ohne Bitterkeit, und es kam ihm einmal der Gedanke: kehre um nach Osterstadt. Er widerstand aber der Anfechtung. Einmal saß er auf dem Rain, zog sich eine Feldrübe aus und führte folgenden Monolog:

„Hans, du bist ein verfluchter Kerl! Ich seh' es schon, führst deinen Plan aus, gibst früher keine Ruh' — ein verfluchter Kerl! So ein Kreuzkopf, wie du, ist mir noch nicht vorgekommen, bei meiner Treue nicht! — Unscheinbar zwar bist du der Menschheit gegenüber, und wenn diese glaubt in ihrer Verblendung, du sitzest auf einem Esel, so reitest du das hohe Schlachtross der Philosophie und bist ein Ritter des Geistes!“

Schamroth wurde die Rübe bei diesen Worten; sie glaubte, das Lob gälte ihr.

Hans war in ein Bergland gekommen, die Straße war von hohen Fichten beschattet. Es zog auch kein Kriegsvolk mehr auf derselben, und von den Burschen und Bettlern, die draußen die Wege füllten, war er hier der einzige. Nur ein Bäuerlein oder ein Holzhauer kam dann und wann des Weges. An den grauen Felsen hinter dem Hochwalde standen Gemsen.

Der Himmel war heute tiefblau. Der Weg führte an einem schroffen Abhang vorüber, in dessen schattiger Tiefe ein Wildbach brauste.

Hans war für Naturschönheiten nicht allzu empfindsam, an solchen konnte er sich in Afrika laben. Selbst ein klarer Waldsee, der nun plötzlich vor ihm lag mit all seiner großartigen Schönheit, vermochte ihm nichts anderes zu entlocken als die Worte:

„Ist sonst nett, aber langweilig zu passieren.“

Plötzlich sah er zwischen den Bäumen des Hanges eine Gestalt stehen.

Es war ein Mann in städtischer Kleidung, mit langen dunklen Haaren und einem sehr bleichen Gesicht, der in den See starrte und dann unruhevoll umherblickte.

„Der braucht sicher Geld“, murmelte Hans, „wenn das ist, so ist er ganz am rechten Mann, ich brauche auch Geld.“

Er hob einen Stein auf.

Als dieses der Fremde sah, gieng er Hans entgegen; dann blieb er vor diesem stehen und sagte:

„Nun erschlagt mich, ich verachte so sehr den Selbstmord.“

„Seid Ihr ein Narr?“

„Vielleicht“, entgegnete der Fremde dumpf.

„Kommt denn mit mir. Ich seh's, Ihr seid unglücklich, auch Euch hat die Welt betrogen. Kommt, wir gehen nach Afrika.“

„Zu Fuß?“ frug der andere in bitterer Ironie.

„Ja, das ist es eben, worin ich noch unentschlossen bin“, sagte Hans. „Wisst, ich bin ein großer Freund von Fußpartien und dachte, ich nehme den Weg über das östliche Deutschland, über Russland und den romantischen Kaukasus nach Asien. Von dort dringe ich über den Berg Sinai und durch Egypten in das Innere Afrikas ein. Sollten — ließ ich mir sagen — Prachtpartien sein. Auch könnte ich unterwegs unter den wilden Volksstämmen Russlands und Asiens viel Gutes wirken. Allein wie ich vernahm, soll diese Richtung bedeutend weiter sein, als die Reise über das Meer; sohin gedenke ich mich in der nächsten Seestadt einzuschiffen.“

Hans erzählte nun mit sichtlicher Begeisterung sein Weltverbesserungs-Project.

„Ihr seid auf dem besten Weg, mein Freund“, sagte der Fremde tonlos, wie für sich, „auf dem besten und kürzesten Weg zum Verderben. Ich gieng auch einen ähnlichen Weg; Ihr seht, ich bin noch jung und doch schon — am Ziele. Einem Ideale bin ich gefolgt — oder nennt es ein Irrlicht; die Ichliebe und das Vorurtheil habe ich aus dem Menschen bringen wollen; Nächstenliebe und Weisheit habe ich in dieselben legen wollen. Was erreichte ich? Gemordet hätten sie mich, die Menschen, wenn ich nicht geflohen wäre. Ein armer Schelm bin ich nun, alles verachtend, an allem verzweifelnd. Ich selbst kenne keine Nächstenliebe mehr; und die Erkenntnis — o, die kalte, starre Erkenntnis ist der Grabstein des Gemüths und des wahren menschlichen Glückes. Die Menschen sind all zurückgeblieben von mir, die Erkenntnis hat mich von ihnen fortgedrängt und die Erkenntnis ist mir gefolgt bis hieher, aber als mein Feind. Zur ewigen Ruh' möcht ich eingehen nach all meinen misslungenen Thaten, Friede wäre da unten im tiefen Grunde, aber die Erkenntnis hält mich starr zurück. Was will sie noch von mir? Spielen will sie mit mir, mein Herz will sie verzehren, mein Thränenauge trocknen, dass ich nur noch mehr die Nichtigkeit sehe, und zuletzt wird sie mich doch noch hinabstoßen in die Tiefe.“

Der Fremde starrte zu Boden.

„Zum Glücke habt Ihr mich getroffen“, sagte Hans, „und nun, da wir zu zweien sind, machen wir jedenfalls die Fußpartie über Russland.“

Der Fremde starrte zu Boden.

„Ich versichere Euch, Freund“, fuhr Hans fort, „die Afrikaner sind ganz andere Leute als die verschlagenen Europäer. Die Afrikaner

sind noch Ur- und Naturmenschen, die nehmen viel eher Vernunft an, als diese halbcivilisierten, eingebildeten Europäer. Vor allem, wenn wir nach Afrika kommen, lehren wir den Einwohnern die germanische Sprache und führen das Bekleidungssystem ein. Wir sagen ihnen, dass die menschlichen Blößen nur europäische Moden sind, wir sagen ihnen, dass sie den geschmacklosen Schmuck und die hässliche Schminke ablegen sollen, denn sonst sähen sie aus wie ein Stadtfräulein von Paris oder Wien. Dann kommt erst die Schulbildung. Ketten und Gefängnisse führen wir nicht ein, etwaige Verbrecher werden des Landes verwiesen. Die Weisen und Edlen stellen wir an die Spitze der Gesellschaft, die Dummen sollen zur Brandmarkung auf der Brust einen rothen Stern zu tragen gezwungen sein. Sind diese allgemeinen Bestimmungen durchgeführt, so gehen wir an das Einzelne. Wir gründen Actien-Gesellschaften, legen auf den Sandwüsten deutsche Wälder, Felder und Wiesen an, fördern die Agricultur und gründen glanzvolle Städte. In allen Thälern soll die Eisenbahn und über alle Berge der Telegraph gehen. Die Industrie soll blühen; besonders ist es zum Wohle des Volkes nothwendig, dass jede Stadt ihre Bier- und Schaumweinfabrik hat und dass diese Getränke durch Röhren brunnenartig in alle Theile der Stadt geleitet werden können. Siehst du, Freund, dass ich Pläne habe! Und so soll sich von diesem gesegneten Lande aus die wahre Civilisation verbreiten über alle Völker der Erde. Und wie wird Europa und unser Vaterland staunen, wenn es sich plötzlich von Afrika überflügelt sieht, und dann, Freund, ist für uns der Tag der Genugthuung gekommen!"

Der Fremde hatte endlich forschend in das leuchtende Gesicht des Sprechenden geblickt und sagte nun:

„Wenn das Ihr Ernst, wie mich Ihre Begeisterung beinahe vermuthen lässt — o, das wäre kläglich, lieber Mann!"

„Nicht wahr? Und ungeheuer schwierig", versetzte Hans rasch, „aber der freie Mann ist mächtig, ist — möcht' ich sagen — ein Gott der Erde!

„Und wenn mir noch einmal der Gedanke käme, einen Menschen zu retten und ich trüge ihm eine Bitte vor — "

„Nur keine Höflichkeiten, lieber Freund; die ist der erste Schritt zur Sclaverei. Ich weiß es ja, was Ihr sagen wollt: Unsere Schicksale sind ähnlich, unser Ziel ist eins und dasselbe — wir gehen zusammen!"

„Eine innige Bitte, dass Ihr ablasset von Eurer außerordentlich lächerlichen Idee und heimkehret — "

„Lä — lächerlichen Idee?!"

Hans schnappte nach Athem.

„Ihr habt vielleicht noch verwandte Herzen zu Hause, darum dürft Ihr nicht zugrunde gehen auf der Straße oder in einem Irrenhaus."

„Lä — lächerlich — außerordentlich lächerliche Idee!“ schnaufte Hans noch immer, und wenn sich einer in den See stürzt aus feigem Gram, kommt der wieder heim? (Ganz vernünftig bemerkt. Der Verfasser.) Und Irrenhaus! — Da sieht man gleich Eure freiheitliche Gesinnung, aber welche? Und da wundert es mich nicht mehr, dass Ihr so herabgekommen.“

Der Fremde starrte über das Geländer in den See.

„Alles verloren!“ murmelte er. „Die ganze Menschheit hab' ich glücklich machen wollen, und nun vermag ich nicht einmal einen einzigen zu retten. Aber — mich selbst. Da erfahre ich jetzt aufs neue wieder, es gibt endlich doch noch Menschen voll aufopfernder Liebe, und wer da unten liegt im See, der kommt nicht mehr heim zu den Menschen. Er hat es gesagt. Die Weisheit hätte mich nicht gerettet, aber die Narrheit hat's gethan:

Voran, voran
Mit frischem Muth
Auf neuer Bahn!
— Die Narrheit hat's gethan.

Hans hatte den Fremden immer misstrauischer beobachtet. Endlich entfloh er.

Der Fremde blickte nicht mehr in den See, er schritt von dannen und weiter hinein in das Gebirge.

(Schluss folgt.)

Friedrich von Hauseggers Briefe

an den Herausgeber dieser Zeitschrift.

Wenn es je gerechtfertigt ist, persönliche Briefe abzudrucken, so ist das bei den Briefen unseres vor Jahresfrist heimgegangenen Friedrich von Hausegger der Fall. Denn diese Correspondenzen behandeln fast nie Privates, Kleinliches, Alltägliches; immer von einem großen Standpunkte aus ergehen sie sich über allgemeine, interessante Dinge. Die Persönlichkeit tritt deshalb durchaus nicht zurück, denn der Standpunkt ist stets ein eigenartiger, von einer starken Individualität bedingter und daher von doppeltem Werte.

Der Herausgeber stand seit Beginn der Achtzigerjahre, bis in Hauseggers letzte Zeit mit ihm in Verkehr, der von Jahr zu Jahr inniger wurde. Und man weiß kaum, was anregender war, seine vom Augenblick geleiteten persönlichen Gespräche, oder seine wohldurchdachten und fein gefügten Briefe. Von den letzteren soll hier eine Reihe der Öffentlichkeit übergeben werden.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ihr liebenswürdiges Schreiben verpflichtet mich ebensosehr zu voller Aufrichtigkeit, als auch zu möglichstem Entgegenkommen. Ich bin ein großer Verehrer des Volksliedes. Aus ihm hat alle unsere Musik ihre Kraft und Entwicklungsfähigkeit geholt. Um Sie zu überzeugen, wie aufrichtig diese meine Äußerung ist, werde ich mir erlauben, Ihnen ein eben vollendetes Buch aus meiner Feder „Die Musik als Ausdruck", wenn es erschienen ist, zu verehren. Ich bin aber auch der Ansicht, dass nichts der Entwickelung des Volksliedes so schädlich war und ist, als die Verbreitung des Männergesanges. In dem Bünkel, welcher da gepflegt wird, erhält das Volk ein verderbliches Surrogat für die Töne des Gemüthes, welche dem Volksliede entströmen, die leicht fassliche aber gehaltlose Phrase nistet sich statt dessen ein und umspinnt mit ihren erstickenden Geweben die Quellen des ersten Volksgesanges, so dass sie entweder versiegen oder verunreinigt werden. Der erste Volksgesang ist wie erste Mädchenschönheit; er weiß gar nicht, wie schön er ist, und darum wirkt er so bezaubernd. Seine Tonfolgen haben etwas Schlichtes, ja selbst zuweilen Unbehilfliches an sich; damit ist aber bei seiner Ursprünglichkeit ein unnachahmlicher Reiz verbunden. In höhere Kunstsphären kann er meiner Meinung nach nur durch einen dem schaffenden Volksgenius ebenbürtigen Geist gehoben werden. Nicht präpariert darf er werden, sondern aus gleicher Quelle wie das Volk schöpft der echte Künstler des Volkes, in gleichen Formen wird da ein gleiches Ausdrucksbedürfnis laut. Und darum sind Sie (ich mache keine Complimente) mir ein echter Volksdichter, ein Berufener, Gottbegnadeter r. Ich kann aber nichts Todtes leiden; das ist etwas Schauerliches, namentlich auf dem Gebiete der Kunst. Und etwas Todtes sind mir die nach dem Zuschnitte des Männerbünkelgesanges präparierten Volkslieder. Warum haben wir in Obersteier keine oder so wenige echte Volkslieder? Fragen Sie irgend einen Sängerbund, der überall hin die Bierphrase trägt, wo tonliches Leben aufkeimen will. Mir imponieren die Erfolge dieser „Kunst"übung nicht. Viele nehmen für bare Münze das, womit leicht gezahlt werden kann und allgemein gezahlt wird. Auch manches edle Herz wird dadurch getäuscht; fordert doch auch die Heuchlermiene das gläubige Gemüth zum Mitleiden heraus. Allein der wahren Menschlichkeit und damit der wahren Kunst (ich kann diese Begriffe nicht trennen) ist damit geschadet. Das Kind ist reizend; der Mann, welcher sich wie ein Kind benimmt, läppisch; er müsste denn selbst sein und fühlen wie ein Kind; dann freilich, — dann ist er eben ein Genie. Und ein solches Genie ist unser Schmölzer wahrlich nicht. Ich kann ihn nicht als Retter und Förderer des Volksliedes betrachten — im Gegentheil!

Ich habe Ihnen aber auch entgegenzukommen, und thue es umso lieber, als Sie in Ihrem lieben Schreiben Saiten berühren, welch stets klingen. Das Volkslied hat ja in neuerer Zeit noch eine andere Bedeutung gewonnen. Es ist ein Luxusartikel für geistige Feinschmecker (ich nehme dies im besten Sinne des Wortes) geworden. Das in den Concertsaal verpflanzte präparierte Volkslied hat meiner Meinung nach mit dem Volke so wenig zu schaffen, als das gebratene Rebhuhn mit dem Walde. Am allerwenigsten wird es meiner Meinung nach einen günstigen Rückeinfluss auf das Schaffen des Volkes üben können. Dieser Rückeinfluss kann nur wieder vom echten Dichter, vom ursprünglich schaffenden Künstler kommen, nicht aber vom künstlerischen Sonntagsschützen. Doch hat auch das gebratene Rebhuhn seine Vorzüge. Man darf Koch und Kellner für ihre appetitreizende Thätigkeit loben. Auch am präparierten Volksliede kann die Menge gut, der Vortrag entsprechend sein Man wird es, wenn auch nicht als Kunstproduct, so doch als Product einer Kunst fassen können. Von diesem Standpunkte aus wird sich dafür wohl auch ein

gerechtes Lob erschließen dürfen. Und sicher werden Ihre warmen, auch auf die Person Schmölzers in echt menschlicher Güte hinweisenden Worte nicht verfehlen, alle dem Lobe zugänglichen Seiten der von Ihnen erwähnten Unternehmung mir doppelt sympathisch zu machen. Kann ich daher mich auch nicht der Ansicht anschließen, dass durch solche Unternehmungen idealeres Wesen und Gemüth gefördert werden, so können Sie, der sich in ganz anderer Weise um echtes Volksleben verdient gemacht hat, doch versichert sein, dass ich, falls ich diesem Unternehmen gegenüber zu irgend einer Äußerung berufen bin, nach Möglichkeit Ihren Intentionen entgegenkommen werde. Mit dem herzlichsten Gruße

10. October 1883. Dr. Hausegger.

* * *

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ihre Zeilen haben mich eigenthümlich berührt; ich sah nicht die Worte, sondern ich sah denjenigen, welcher sprach; und so war mir der Eindruck ein sympathischer, wohlthuender. Ich fühlte den Händedruck des Idealisten. Es scheint mir ein Kennzeichen ehrlich denkender Menschen zu sein, dass ihre Persönlichkeit uns sogleich das gibt, was sie sind, während das geschriebene Wort Deutungen zulässt. Das ist gerade das Umgekehrte, wie bei hinterhältigen Naturen, die gar süß schreiben und gar widerwärtig handeln. Nicht mit Ihnen will ich daher polemisieren, sondern nur gegen einiges, was Sie geschrieben haben.

Sie sind, Sie sagen es ja selbst, auch ist das durchaus kein Fehler — Sie sind kein Politiker. Eines aber musste Ihnen doch als Menschen aufgefallen sein. Die Sache, welche die „Deutsche Presse“ — allerdings nur so gut und so schlecht, als es ein politisches Tagblatt überhaupt kann — vertreten hat, muss doch etwas für sich haben, nachdem sich für sie eine Opferwilligkeit und Hingabe gefunden hat, wie sie vielleicht in Österreich einzig ist. Aus einer großen Zahl kleiner Beiträge, die mit größter Willigkeit und Opferfreude von Leuten, die keine Capitalisten sind, beigesteuert worden sind, hat sich der Fonds für die „Deutsche Presse“ gebildet. Dass sie zugrunde gegangen ist, liegt in Verhältnissen, die ich nicht näher erörtern will. Gar so reactionär, humanitätswidrig und ich weiß nicht was alles, kann eine Sache denn doch nicht sein, für welche so viel Opferwilligkeit zu finden ist. Wie dürfen also ein gewisses Maß von Achtung von jedem ernst Denkenden beanspruchen, wenn er auch unsere Wege für irrige hält. Unter Corruption verstehe ich das Verfolgen egoistischer Zwecke. Ich kann Sie versichern, dass es sich gerade bei dieser Gelegenheit wieder bewährt hat, dass den Hervorragenden unserer Gesinnungsgenossen jeder Egoismus in einem Maße ferne liegt, welches in unserer Zeit Staunen erregen muss. Was Sie da von „antisemitisch sein“ und von dem, was Sie gehört haben, reden, verstehe ich nicht. Gehört hat man gar manches, wer bliebe denn unverleumdet, der den Kampf mit den Großmächten der Corruption aufzunehmen wagt? Allein glauben darf man nicht alles, was man da hört. Was meinen Sie damit, dass die Corruption der Nichtjuden nicht bekämpft worden sei? Welchen Fall meinen Sie? Mir ist gar kein solcher bekannt, wenngleich mir einige Verleumdungen crassester Art bekannt geworden sind, welche ihre gebührende Züchtigung finden werden. Mit vielem im Blatte war auch ich nicht einverstanden. Corruption aber ist demselben ganz fremd geblieben — es wäre denn, dass ich davon etwas nicht wusste, was Sie wissen — dann muss ich aber um bestimmte Mittheilungen bitten. Was den Artikel vor vierzehn Tagen betrifft, so meinen Sie wahrscheinlich den Leitartikel, welcher vom Liberalismus und Nationalismus handelt. Sie wünschten infolge desselben, dass das Blatt zugrunde gehe. Ich hätte gewünscht, dass noch recht lange Gelegenheit gewesen wäre, solche Artikel zu bringen. Er

gehörte zu dem Allerbesten, was im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der Politik geschrieben worden ist. Sie verstehen aber unter dem Schlagworte Liberalismus und dergleichen etwas ganz anderes, als der Politiker darunter verstehen muss. Was die Verantwortlichkeit des Redacteurs betrifft, so haben Sie ganz recht. Allein es gibt eben zwingende Verhältnisse in einem Blatte, welche es gegenwärtig noch unmöglich machen, dass jeder Artikel von seinem Verfasser unterschrieben werde. Dies ist ja sogar in nicht politischen Blättern der Fall. Ich kenne sogar ein mir sehr nahe stehendes und in allen nicht politischen und nicht musikalischen Augen sympathisches Blatt, in welchem das Pseudonym eine große Rolle spielt. Sie kennen es wohl auch? Darum nicht allzustrenge![1])

Da Sie so strenge ins Zeug gehen, muss ich doch auch etwas erwähnen. Halten Sie es nicht für ein Erfordernis eines die Bildung des Volkes fördernden Blattes, dass es beitrage, Achtung und Liebe für die Großen des Volkes, für seine Künstler, Dichter und Dulder zu erwerben? Gewiss! Was wollte denn der hässliche Artikel „Die Wagnerfurie“ von Scherr in Ihrem Blatte? Er ist weder witzig, noch zutreffend, noch Bildung fördernd; er geißelt auch nicht etwa eine Thorheit, sondern spricht am Schlusse über das große Werk eines großen Mannes in sehr herabsetzender Weise. Muss so etwas aufgewärmt werden? Und zwar von einem Dichter wie Sie, einem Künstler gegenüber wie Wagner? Sie werden vielleicht sagen, Sie verstünden nichts von Musik Umso schlimmer, denn dann darf ein Artikel, welcher ein abfälliges, ja ein schmähsüchtiges, herabwürdigendes Urtheil enthält — eigentlich nicht einmal ein Urtheil, denn ein solches könnte man sich ja noch gefallen lassen, sondern eine ganz abscheuliche jüdisch witzelnde Schimpferei — in Ihrem Blatte keinen Eingang finden. Überlassen Sie die Wagnerfurienliteratur doch der „Freien Presse“ und derlei Blättern. Dem „Heimgarten“ steht sie schlecht an.

Damals war ich wirklich böse auf Sie. Ich dachte mir, wie liebenswürdig könnte dieser Mann sein, wenn er sich nur nicht in Musik und Politik mengen würde.

Ja, ja, so habe ich damals wirklich gedacht. Und dass ich recht wild wurde, hat mir den Beweis davon gegeben, wie hoch Sie mir stehen. Denn auf solche, welche mir gleichgiltig sind, werde ich nicht wild.

Sie sehen, ich gebe Ihnen den Händedruck zurück — der Idealist dem Idealisten. Mögen wir uns recht oft begegnen, öfter als in letzter Zeit — Idealisten finden sich ja doch so selten — öfter als bis nun, im Leben, seltener aber, oder am besten gar nie mehr auf dem Gebiete der Politik. Im ersteren werden wir uns stets verstehen, auf letzterem ganz sicher nie. Da werden wir wohl jeder auf Treu und Glauben von anderen annehmen müssen, dass er das Beste wolle, — und das ist auch etwas.

„Heute sind die Menschen so hart gegeneinander“ — Sie haben recht. C'est la guerre. Ich bedaure es, ich table es. Sind Sie es nicht auch gewesen, gegen den großen edlen Künstler Wagner, obschon Sie ihn nicht kannten? Sind Sie es nicht auch gewesen gegen Betheiligte der „Deutschen Presse“, denen Sie Corruption vorwerfen!?

Seien wir nachsichtig gegen einander. Für den Kampf gibt es noch Gegner genug. Leider kann und darf man vor der Front die Waffe nicht strecken, daher aufgeschaut, wer hieher gehört und wer dorthin. Jeder merke sich das, mich selbst natürlich nicht ausgenommen.

Mit bestem Gruße

Graz, 9. März 1885. Hochachtend Dr. Hausegger.

* * *

---

[1]) Wer Hans Malser ist, war übrigens nie ein Geheimnis. Die Red.

Geehrter Herr! Lieber Freund!

Die mir von Ihnen erzählte Genesis der Antisemitenangelegenheit erklärt mir Ihre Stimmung psychologisch vollkommen. Dass Studenten Heißköpfe sind, die das Kind mit dem Bade verschütten, ist bekannt. Das Verschweigen der „Unverfälschten" will ich auch durchaus nicht billigen. Es liegt mir auch ungemein ferne, mich mit den „Unverfälschten" indentificieren zu wollen. Ich bin mit dem Vorgehen derselben nicht einverstanden und war es nie. Sie haben nur das Eine vor vielen anderen Blättern voraus, dass sie der Bestechlichkeit durch Geld und der Vertretung rein capitalistischer Interessen ferne stehen. Sie sind kein „Geschäft". Der menschlichen Leidenschaft dienen sie, wie leider fast alles im menschlichen Leben.

Ebensosehr, als Ihnen daran liegt, mir ein klares Bild dessen, was in Ihnen und mit Ihnen vorgegangen ist, zu bieten, ebensosehr liegt es mir daran, mich Ihnen über meine Stellung verständlich zu machen. Dieses mein Bedürfnis entspringt meiner aufrichtigen Hochachtung und wirklichen Sympathie für Sie.

Wenn man die Anschauungen, welche bei den Deutschen in Österreich jetzt vorkommen, in ihrer Tiefe und in ihrem Gehalte prüft, wird man finden, dass es zwei grundverschiedene sind, welche sich im Kampfe mit einander befinden. Die eine sagt, es käme nur darauf an, dass wir wieder die Majorität im Parlamente und die Regierungsfähigkeit erlangen, und wir Deutsche hätten wieder das, was wir brauchen. Die andere dagegen meint, das haben wir alles schon gehabt; es ist aber mit unserem Deutschthum dabei nicht besser gewesen. Wir müssten vorerst wissen, für welche nationalen Güter wir eintreten, dann erst werde man ein kräftiges Einstehen dafür erwarten können. Wir sollen daher auf äußere Machtstellung verzichten; wir sollen unsere Eigenart erkennen und schätzen lernen; wir sollen was deutsch ist, lieben lernen, weil wir in ihr einen Gehalt erkennen, den wir sonst nicht finden.

Die erste ist die Anschauung der sogenannten deutschliberalen Partei, die zweite die der deutschnationalen. Sie werden es begreiflich finden, dass, wenn ich mich einer politischen Anschauung anschließe, es die letztere sein wird.

Nun aber kommt etwas ganz anderes, nämlich der politische Kampf. Mit dem verhält es sich genau so, wie mit der Schlacht. Die Sache, für welche da gekämpft wird, kann eine sehr gute und edle sein; doch wird sie vielen der Söldner, die da kämpfen, gar nicht bewusst sein; es werden in der Schlacht Grausamkeiten von beiden Seiten, ja auch Gemeinheiten verübt, denn die Menschen sind immer dasselbe, ob sie hüben oder drüben stehen. Das Traurige dabei ist eben, dass gute, edle Dinge mit schlechten vermischt werden, dass das Gute nicht rein zum Durchbruche kommt, und dergleichen. Dabei frägt es sich nun, ob man um dessentwillen den Kampf überhaupt meiden soll, oder ob nicht schon dieser Kampf selbst etwas Schädliches ist. Darüber können die Meinungen auseinandergehen. Es wird darauf ankommen, ob durch den Kampf etwas erreicht werden kann, was eine gedeihlichere Entwicklung möglich macht. Wenn ich mir nun eine Gestaltung denke, in welcher für die Zukunft die Nothwendigkeit von Conflicten zwischen den Völkern vermindert wird, also eine Gruppierung nach Nationalitäten, — dass dadurch der geistige Verkehr und damit die Verbreitung der Güter der Menschheit nur gefördert werden kann; dass Elemente, die vorwiegend durch ihre Vorgeschichte, ihre Grundsätze, ihre Gewohnheiten einen innerlich verderblichen Einfluss auf die geistige und gemüthliche Entwicklung, sowie auf den materiellen Wohlstand des Volkes üben müssen, allmählich oder in irgend einer Weise ihren Einfluss verlieren — dass endlich einmal bei ruhendem Kampfe die geistige Kraft des Volkes wieder mit größerer Concentration sich der inneren Ausgestaltung wird widmen können — wenn

ich mir das alles erreichbar denke durch einen allerdings unerquicklichen, persönliche Opfer fördernden Kampf, oder wenn ich nur denke, dass ein kleiner Schritt dem Ziele zu gemacht werden kann, dann werde ich nicht anstehen, mich nach meinen Kräften am Kampfe zu betheiligen und den Henkel zu ergreifen, wenn er auch schmutzig ist. Meine Sache wird es sein, mich dabei persönlich rein zu erhalten, und wer sich darnach angethan fühlt, der hat, glaube ich, umso größere Verpflichtung, der Partei treu zu bleiben, weil das Beispiel von Reinheit allmählich veredelnd wirken kann, und dadurch höhere Ziele auch anderen zugänglich gemacht werden können.

Sie werden vielleicht einwenden, was nütze das, wenn die Ziele den Kämpfenden nicht allgemein bewusst sind? Ich muss antworten, dass sich im geschichtlichen Leben ebenso wie im Naturleben wenig Bewusstes vollzieht. Wenn man warten wollte, bis allen eine Idee bewusst geworden ist, so ließe sich gar nichts erreichen. Jeder thut in seiner Art, nach seiner Intelligenz mit, und handelt vielleicht bewusst selbst aus schmutzigen Motiven, während er unbewusst doch dafür thätig ist, ein edles Ziel zu erreichen. Wie viele von den Aposteln Christi wussten, was er wollte, und was sie anzustreben hatten?

Der Politiker muss eben mit den vorhandenen Mitteln vorlieb nehmen, sowie der dramatische Künstler sein Werk von Darstellern muss geben lassen, die vielleicht gar keinen Begriff von dessen Bedeutung haben. Die Frage ergibt sich allerdings, ob es bei diesen Verhältnissen nicht besser ist, allein zu wirken, wobei man doch alles verantworten kann, was man gethan hat. Nun, die menschlichen Naturen und Anlagen sind verschieden. Ich kann Sie versichern, dass mir die Politik widerwärtig ist; sie entspricht durchaus nicht meiner Anlage, doch habe ich vortreffliche Männer in unserer Partei kennen gelernt, uneigennützig, edel und tief veranlagt. Ich halte mich für berufen, nach Möglichkeit auf eine Vertiefung des Strebens desselben hinzuwirken, und in dieser Richtung gewährt man mir auch Einfluss. Ich habe also vielleicht eine Aufgabe zu erfüllen, die für mich umsomehr Pflicht ist, je mehr sie Opfer ist. Anwidern thut mich dabei viel; eine Vergiftung fürchte ich nicht. Ich habe mich stets nur in mir selbst gesucht und nicht außen, und bin vollständig frei von allem politischen Ehrgeiz. Ich werde nie eine officielle politische Stellung einnehmen; ich hätte sie ja haben können, wenn es mich darnach gelüstet hätte.

Und jetzt habe ich wohl genug von mir gesprochen. Ich möchte nur von Ihnen nicht verkannt werden, wie auch ich Sie *sicher* nicht verkenne. Wenn Ihnen an meiner unbegrenzten Hochachtung und Freundschaft gelegen ist, so kann ich Sie versichern, dass dieselbe im Wesen nie getrübt war. Nur „wild“ bin ich einmal gewesen — wegen der Wagnerfurie.

Mit freundschaftlichem Gruße

10. März 1887. Dr. Hausegger.

* * *

Geehrter Herr und Freund!

Ihnen ist Unrecht geschehen, Sie sind bitter verletzt worden, und das können Sie nicht verwinden. Das Politische daran war aber einzig und allein Ihr Angriff auf die Studentenschaft, welcher vorhergieng, und leider hätte jede Einmischung einer Parteinahme für oder gegen gleich gesehen. Der Angriff auf Sie war rein persönlicher Natur, er hatte mit der Partei nichts zu schaffen, ist von ihr nicht veranlasst, noch gebilligt worden, ist auch nicht von einem Parteigenossen ausgegangen, sondern von Dr. H., den wir durchaus nicht zu den unsern rechnen. Auch W.

hatte gar keine Ermächtigung, noch einen Auftrag. Beide haben einzig und allein persönlich zu verantworten, was sie gethan haben. Das der Partei zur Last zu schreiben, wäre eine Ungerechtigkeit. Mit jeder Erklärung, welche die Partei abgegeben hätte, würde sie einen Antheil an der Sache zugestanden haben, den sie nicht hatte und nicht haben wollte. Und ich kann mir doch nicht denken, dass Sie die Politik einzig und allein vom Standpunkte persönlicher Streitigkeiten auffassen und darnach Ihre Sympathien und Antipathien bestimmen. Die Politik, für welche sich meiner Meinung nach der Poet interessieren sollte, hat große Ziele im Auge, von denen der eine meint, sie könnten so, der andere sie könnten anders erreicht werden. Eine solche Politik müsste aber mit Verständnis der Wege und Ziele, nicht aber vom Standpunkte rein persönlicher Gereiztheit beurtheilt werden.

Und nun Wagner! So, wie Sie meinen, kommen Sie mir nicht aus. Ich glaube, dass das wagnerisch musikalische Ohr noch viel mehr gequält wird von der Clavierpest, als das unmusikalische. Deshalb aber auf Wagner und seine Werke losschlagen, scheint mir ebenso unbegründet, als wenn jemand deshalb, weil er bei den Almbrüaderln des steirischen Dialectes satt geworden ist, auf Sie und ihre Werke losschlagen würde. Bei wem soll denn der Künstler und sein Streben Achtung und Schutz finden, als wieder beim Künstler?

Sie sind nicht gegen Sachen und Richtungen, die Ihnen nicht gefallen, hart, sondern rächen sich an Sachen und Richtungen, weil Ihnen einzelne Personen nahegetreten sind, die die Züchtigung verdient hätten.

Nun habe ich aber alles los, was ich gegen Sie auf dem Herzen hatte. Lassen wir daher die „Partei“, lassen wir die Politik. Mit Recht sagen Sie, wir wissen ja nicht, wo die Menschheit hinaus will. Wir folgen einem dunklen Drange. Beide können wir uns auf die Ehrlichkeit unseres Strebens berufen. Sie freilich können in viel größerem Umfange wirken als ich; ich habe nur die Ehrlichkeit meines Wollens für mich. „Wer immer rastlos sich bemüht, den können wir erlösen.“ Und darum hoffe auch ich auf eine Erlösung. Wo es große, edle Ziele gibt, da werden Sie mich, freilich als den viel Kleineren, stets mit Ihnen einig finden. Lassen wir uns doch durch Niedrigkeit und Gemeinheit der Menschen, die nie und nirgends, in keiner Partei und in keinem Kampfe fehlen, nicht hinreißen, ungerecht zu sein, die Macht und den Einfluss, welchen die Bedeutung und die Ehrlichkeit unseres Strebens uns eingeräumt haben, auf Dinge auszudehnen, die ihrer nicht würdig sind; den ersteren gelte die Freiheit des Wortes.

Sie sprechen von einem Aufsatze gegen die sittliche Freiheit in der „Deutschen Presse“? Ich weiß da wirklich nicht, welchen Sie meinen. Auf eine mündliche Besprechung freue ich mich sehr und umsomehr, je weniger Politisches und dergleichen sie enthalten wird. Mit treuem Gruß

(1887.) Ihr aufrichtiger Dr. Hausegger.

* * *

Verehrter Freund!

Sie können gar nicht glauben, wie ungemein sympathisch mich der Ernst berührt, mit welchem Sie die Frage behandeln, welche seit einiger Zeit Gegenstand unserer Meinungsäußerungen ist. Ihr Seelenkampf ist mir ein heiliges Zeugnis für die Tiefe Ihres Fühlens in Dingen, welche gar viele heutzutage nur als einen Sport aufzufassen pflegen. Ihre Mittheilungen darüber sind mir aber auch eine Gewähr dafür, dass Sie mir den gleichen Ernst zutrauen, und das berührt mich sehr wohlthuend. Denn heftigen, wenn auch meist verschwiegenen Kämpfen, sind auch meine Anschauungen entsprungen und so betrachte ich sie als einen unveräußerlichen Theil meines

innersten Wesens. Die ganze Gewalt dieser Kämpfe drängt sich oft in einen Augenblick, wenn ich diese Anschauungen äußere oder bekämpft sehe, und so kommt es, dass mir dabei nicht selten die Ruhe und Duldsamkeit abhanden kommt, welche man bewahren sollte. Am allermeisten aber freut es mich, dass wir den Boden der vollen Verständigung gefunden haben. Um das Wohl der Menschen handelt es sich zuletzt, und um nichts anderes; jeder andere Preis wäre nur Trug und Schein. Gewiss preisen wir die Familie nicht darum, weil wir Menschen ausgeschlossen haben wollen von ihren veredelnden Wirkungen, sondern weil wir eben noch nicht fähig sind, eine große Familie zu sein und so, in eine solche aufgehend, die veredelnden Wirkungen aus ihr zu empfangen, welche uns im kleinen Kreise Zusammenlebender und Leidender zutheil werden. So ist es auch mit der Nation. Jeder genieße die Wohlthaten solch einer großen Verbrüderung; jeder schließe an ein Ganzes sich an; jeder aber sei zurückgewiesen, der in ein solches Ganzes Disharmonie bringen will, weil er sich ihm nicht aus Liebe, aus Noth, oder aus sonstigem Bedürfnisse, sondern aus Eigennutz, nicht mit dem Sinn, mitzuhelfen, sondern in der Absicht, sich auf Kosten der Gemeinschaft zu bereichern, anschließt. Ist dies ein Einzelner, so fällt er unter das Gesetz, welches zur Hintanhaltung solcher Ausschreitungen geschaffen wurde; ist es aber eine innerlich organisierte, durch die Gemeinsamkeit der schlechten Bestrebungen bewusste oder unbewusst verbundene Masse, dann wird die Abwehr zum förmlichen Kriege. Dann tritt die Kehrseite des nationalen Principes hervor, der Kampf. Leider lehrt uns die Gegenwart zumeist nur diese Kehrseite kennen, wenngleich nicht zu leugnen ist, dass Deutschland uns in mancher Beziehung bereits ein schönes Bild positiver Entwicklung bietet.

Sie achten die Ideen des Antisemitismus und des Nationalismus und sehen sie als Stufen an zu höheren Zielen. Um das, einzig um das handelt es sich. Die Sünden haben mit diesen Ideen nichts zu schaffen, gar nichts! Die gehören der schwachen, menschlichen Natur an. Wie herrlich ist das Christenthum, und wie scheußlich das Pfaffenthum! Dass das letztere gegeißelt werde, ist recht, ja es ist unsere Pflicht, dies zu thun. Nur müssen wir bei dem Unverstande der Menschen dafür sorgen, dass sie nicht etwa eine solche Geißelung für einen Tadel des Christenthums selbst nehmen. Daher müssen wir höchst vorsichtig sein. Wir geißeln menschliche Schwächen und man meint, wir geißelten Ideen, und Freund und Feind ziehen ihre falschen Folgerungen daraus.

Der Nächstenliebe steht die Nation nicht im mindesten im Wege. Je mehr ich lieben kann, desto besser; der in seinen Gefühlen Beschränkte liebe aber mindestens dort, wo er gemeinsame Interessen, gemeinsame Noth, gemeinsame Freude findet — kann er sonst niemanden lieben, so liebt er Weib und Kind; reicht sein Fühlen weiter, so liebe er die ihm sonst am nächsten, Sippe, Heimat, endlich Nation, das sind alles Schulen der Menschenliebe. Wenn wir hören von gemeinsamen Schicksalen, gemeinsamem Leid, gemeinsamem Jubel, dann wird unser Herz erweitert zu einer über den Einzelnen hinausgehenden Liebe. Auf das kommt es an, auf das hat es die Natur abgesehen. Alle Menschen zu lieben, das wäre eben das höchste Ziel, und wenn es Einzelne vermögen, so sind sie der allgemeinen Entwicklung weit vorangeschritten. Dies hat die nationale Idee mit der Liebe zu schaffen. Die Liebe des Einzelnen zum Einzelnen wird im übrigen dadurch gar nicht berührt. Ich finde nicht den mindesten Grund, der nationalen Idee wegen jemanden von meiner Liebe auszuschließen, oder in derselben zu bevorzugen. Als Mensch gilt mir der Czeche und der Jude das Gleiche, wie der Christ und der Deutsche. Den Menschen in ihm würde ich nie verfolgen. Soweit er aber der Entwicklung meiner Nation feindlich ist, überschreitet er die Sphäre des reinen Menschenthums und wird, als Gegner der Ent-

wicklung meiner Nation, auch Gegner der Entwicklung des Menschlichen in ihr, Gegner ihres Menschenberufes.

Sie sagen mit Recht, für den Dichter sei es am besten, in manches gar nicht eingeweiht zu sein. Ganz richtig! Nur muss er dann auch die Möglichkeit jedes Missverständnisses vermeiden, damit das rein Gemeinte auch rein aufgefasst werde. Versuchen Sie es, heute einen Antisemiten anzupreisen, oder einen Juden, und keiner, weder Freund noch Feind, wird die hohe, edle Absicht erkennen. Beide werden darin eine Parteienunciation erkennen, die einen für, die andern gegen. Was ist damit für die Wahrheit gewonnen? Sie können sagen: Lügt nicht, verdächtigt nicht, raubt, stehlt und betrügt nicht! Man wird es verstehen, und bei der eindringlichen Weise des Dichters vielleicht auch etwas wie Besserung empfinden. — Damit geht es freilich sehr langsam, wenn einer den predigenden Dichter nicht zugleich in sich hat. — Sagen Sie aber einmal: Die Antisemiten, oder die Juden betrügen nicht, verleumden nicht u. s. w., so wird jeder in der vorgeworfenen Eigenschaft nur eine Specialität des Bezeichneten erblicken und jubeln, dass er nicht so verworfen ist, wie jener, kurz, er wird eine Parteinahme darin erblicken.

Die Verlästerung N.s ist eine Gemeinheit ohne Gleichen. Ich lese seit längerer Zeit die „Unverfälschten Worte" nicht mehr. Sie sind mir zuwider. Ihr Redacteur ist ein bornierter Kopf.

Leider ist niemand sicher, niemand, vor der Gemeinheit der Menschen in bewegten Zeiten. Denn im Kampf wird die Bestie im Menschen brauchbar, und darum entfesselt man sie. Das war in allen Kämpfen so, und nicht nur in den heutigen, und dafür müssen wir die menschliche Natur verantwortlich machen, nicht aber die menschlichen Ideen. Wir aber, die wir mit der Menschenliebe als Ziel im Auge den Kampf nicht mit unseren Fäusten, sondern mit unseren Herzen auskämpfen, wir dürfen uns ja abwenden von den Gräueln der Schlacht, wir dürfen uns ja erheben und das gelobte Land schauen und uns an seinem Anblick wieder Stimmung holen zum Ertragen des Gemeinen, das uns umgibt. Nicht gleichgiltig gegen die Bewegungen des Tages, die ja nur die Schaumwellen der großen, mächtig durch die Sonnenkraft bewegten Flut sind, aber erhaben über ihnen, die Sonne im Auge, wollen wir unser Schiff lenken und mit Freuden jeden grüßen, den wir an der gleichen Arbeit sehen. Und so grüße ich Sie auf das herzlichste und innigste und drücke Ihnen die Hand als Ihr aufrichtiger Freund

21. März 1889. Dr. Hausegger.

* * *

Verehrter Freund!

Es ist wahr! Unsere Mittwochszusammenkünfte werden nun das Bedürfnis nach lebhafterem und innigerem Gedankenaustausch. So vieles von Wichtigkeit, über welches man sich ausbreiten möchte, kann nur flüchtig berührt werden und weckt den Wunsch eingehenderer Behandlung. Unser Briefwechsel hat bis nun ein mir sehr bedeutsames Ergebnis gehabt. Wir sind in der Hauptsache einig. Ja, wir stehen uns in unserem Denken und Fühlen viel näher, als es für den ersten Augenblick scheinen möchte; was insbesondere das Fühlen betrifft, habe ich bei wenigen Menschen noch eine solche Übereinstimmung mit dem meinigen gefunden, wie bei Ihnen. Ich bilde mir nun gar schon ein, manchmal in Ihrem Gemüthe prima vista lesen zu können, was den meisten andern verborgen ist und verborgen bleiben wird. Sollte das auch auf meine Leichtgläubigkeit zurückzuführen sein? Es ist doch merkwürdig, kein Vorwurf berührt mich tiefer, als der der Leichtgläubigkeit. Vielleicht gerade deshalb, weil er etwas Wahres für sich hat. Ich beziehe ihn aber unwillkürlich stets auf den Ernst und die

Wahrheit meines Strebens. Und diese bilden das Beste meines Wesens. Sie sind mir unverwüstliches Gut seit den Zeiten, wo ich zu zweifeln und zu lieben angefangen habe, und diese reicht weit zurück. Bin ich wirklich leichtgläubig? Ich sage mir in meiner Eitelkeit: Ich bin empfänglich, ich bin ziemlich vorurtheilsfrei, ich bin noch nicht erstarrt in vorgefassten Meinungen und eingelernten Voraussetzungen. Ich bin mir im großen und wesentlichen keines bedeutenden Irrthums bewusst, wenngleich ich wiederholt in meinen Ideen Mitgenossen voraus war. Solange sie mit mir nicht in Übereinstimmung waren, war ich der Leichtgläubige, der Vorwärtsdränger; als sie dann endlich auch dahin kamen, da war das eine selbstverständliche Sache. Natürlich! Stets hieng das Gewicht der Majorität, der öffentlichen Meinung an diesen Ansichtsäußerungen und verlieh ihnen einen gewissen Aplomb; solche Leute haben es daher leicht, recht zu haben. Dasjenige, was für uns maßgebend ist zum rechthaben, ist ihnen meist gleichgiltig.

Doch, ich bin vom beabsichtigten Thema abgekommen. Ich wollte Ihnen nämlich noch etwas mittheilen, was Zeugnis für die Übereinstimmung unserer Ansichten gibt. Auch ich habe mich, wie Sie, von manchen Erscheinungen in unserem Parteileben abgestoßen gefunden und habe mich, nach verschiedenen, sehr scharfen Auseinandersetzungen, schon vor ziemlich langer Zeit von demselben vollständig zurückgezogen Meine ganze Person für alles und jedes einzusetzen und auch der Gemeinheit mein Opfer darzubringen, dazu fühle ich mich nicht berufen. Dennoch betrachte ich den Entwicklungsprocess des Parteilebens, wie er sich neuerlich gestaltet hat, mit großem Interesse, etwa wie ein Arzt einen Heilungsprocess, der sich auch in garstigen Geschwüren äußern kann; im Grunde ist es doch die heilende Mutter Natur, deren Äußerungen wir sehen. Wir fühlen, dass sie recht hat und vermengen das Unrecht der Krankheit nicht mit ihren Anstrengungen, ihrer loszuwerden. Ich werde nie mit Antifibrin und wie diese schönen Giftmittel alle heißen, eingreifen wollen, um den acuten Heilungsprocess zu hemmen und für einige Zeit den trügenden Schein der Besserung, der Milderung des Fiebers zu erzeugen. Was aber Schlimmeres vorkommen mag, das schreibe ich nicht der Heilungsthätigkeit, sondern dem auch sonst kranken Körper überhaupt zur Last. Concret gesagt: Unser Widerwille gegen die jüdische Herrschaft ist berechtigt, ist edel, wir müssen uns gegen sie auflehnen, das verlangt die Selbsterhaltung unseres besseren Wesens. Ausschreitungen, die dabei vorkommen, wurzeln in der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschennatur und in ihrem beschränkten Auffassen; sie sind zu geißeln, soweit sie dadurch gebessert werden können, ja nicht aber das edlere Grundgefühl, dessen Missverständnisse sie entsprungen sind, das heißt ja nicht so, dass dritte dies glauben könnten.

Was die „Familie“ betrifft, so habe ich Sie anfangs wirklich nicht richtig verstanden und erst nach Ihrem lieben Schreiben beim abermaligen Durchlesen entnommen, dass Sie nur ironisch gesprochen hatten. Ich bin nun vollkommen beruhigt.

Eines fiel mir auf! Warum sprechen Sie von sich immer nur als von einem kleinen Dichter? In meinen Augen sind sie ein sehr bedeutender, der hoch über die meisten Zeitgenossen hinausragt, nicht nur durch das, was er schreibt, sondern auch durch das, was er ist. Sie sind eben das, was Sie schreiben. Ich schätze Ihre Werke sehr hoch und so können Sie daraus entnehmen, wie hoch ich Sie selbst schätze.

Noch etwas! Vergessen Sie nicht auf Morre? Der arme Buwa liegt mir am Herzen. Er wird sich natürlich selbst an Morre wenden, wenn dieser principiell nicht abgeneigt wäre. Mit herzlichen Grüßen freundschaftlichst

28. März 1889. Dr. Hausegger.

* * *

Verehrter Freund!

„Ihre Eitelkeit gienge fast lieber darauf aus, ein bedeutender Mensch zu sein, als ein bedeutender Dichter.“ Sie gebrauchen das Wort Eitelkeit, wie mancher das Wort Egoismus, wenn Sie sagen, es sei auch Egoismus, wenn man anderen aus innerem Bedürfnisse wohl thut. Was ist ein bedeutender Mensch, wie wir ihn auffassen! Ein guter Mensch — gut freilich nicht im vulgären Sinne, wie man etwa sagt: ein guter Hascher, ein guter Kerl. Einen guten Menschen nenne ich einen solchen, welcher, wenn andere ihm ein Leid thun, noch immer Gewissensvorwürfe empfindet, ob nicht er jemandem ein Leid gethan, ein solcher, welcher stets mehr an seiner Besserung arbeitet, als an der der Welt, ein solcher, welcher sich dessen bewusst geworden ist, dass manches, was er harmlos meint, andern wehe thun könnte, ein solcher, welcher es wie eine brennende Wunde im Herzen empfindet, dass auch er andern nachthun müsse, und es gar nicht merkt, dass andere für das Weh, welches er ihnen zumuthet, gar kein Organ haben; ein solcher, welcher mit Sorgfalt einen kleinen Stein vom Wege rollt, damit nicht etwa ein anderer, ihm sonst ganz Gleichgiltiger darüber stolpere; ein solcher, dessen schönstes Glück das Vorgefühl einer Freude ist, welche er einem andern bereiten kann, ein solcher, welcher sein ganzes Thun und Denken in eine Unzahl kleiner Wohlthaten zerlegt, die er andern erweist oder zudenkt; ein solcher, welcher den ganzen Tag glücklich ist, wenn ihn am Morgen ein freundliches Gesicht gegrüßt hat; ein solcher, welcher mit Kindern ein Kind werden kann und über die lächelnde Miene eines herzigen Goldjungen Thränen weinen muss, von denen er nicht weiß ob sie der Wonne oder dem Schmerze entstammen; ein solcher, welcher die Vergangenheit stets in schönerem Lichte betrachtet, als die Gegenwart, weil er jene mit dem Golde seiner edlen Phantasie verschönen kann, während diese sein Wesen mit brüsker Gewalt übertäubt; ein solcher, in dessen Gemüth die guten Eigenschaften der Menschen einen viel helleren Wiederhall finden, als die schlechten, daher er stets mehr geneigt ist, zu entschuldigen, als zu richten; ein solcher, dem sich der Begriff „schlecht“ stets mit dem mildernden Beisatze „unglücklich“ darstellt; ein solcher, der auch sich nur, wie einen dritten, betrachtet, wenn ihm Handlungen anderer als Gemeinheit erscheinen — nun, es gäbe noch viele solche Symptome für einen guten Menschen. Eine Begriffsbestimmung halte ich für unmöglich, da sich kein Lebendiger zwischen die vier Bretterwände einer Begriffsbestimmung einschließen läßt. Gute Menschen dieser Art habe ich aber selten getroffen. Wären sie die Regel, wie schön könnte das Leben sein! Ist es doch schon schön, wenn man nur einen Guten gefunden und sich mit ihm verstanden hat. Ja lieber Freund, es ist schön, es ist herrlich, dass ich Sie gefunden habe! Jetzt kommt meine Leichtgläubigkeit wieder zum Vorschein! Dass nämlich auch Sie einen kleinen Wert darauf legen, dass wir uns genähert haben. Vielleicht hängt diese Leichtgläubigkeit auch mit einem gewissen Grade von Güte zusammen. Sie sehen, wie eitel auch ich bin. Was sind wir doch für eitle Menschen und für Egoisten! Und für Optimisten, bei allem Pessimismus! Und für Kinder, bei aller Erfahrung! Und für Einfältige bei allen Studien! Lassen Sie mich Ihre liebe treue Hand drücken, denn nun befinden wir uns hoch über allem Parteigetriebe, hoch über aller menschlicher Niedrigkeit und Kurzsichtigkeit, hoch über den Zufälligkeiten der Ereignisse und Leidenschaften. Recht oft, recht oft wollen wir uns in dieser Sphäre finden.

In warmer Freundschaft Ihr

Graz, 31. März 1889.

Dr. Hausegger.

* * *
*

Lieber Freund!

Was ich mit diesen Zeilen will? Nichts anderes, als Sie herzlichst begrüßen, und Ihnen glückliche Feiertage wünschen, und Ihnen sagen, dass es mir nicht eine Phrase ist, wenn ich Sie lieber Freund nenne, und Ihnen erklären, dass der nähere Umgang mit Ihnen sehr beruhigend auf mein von vielen Stürmen bewegtes Innere gewirkt hat, und Ihnen aussprechen, dass es mir ungemein wohlthut, einen Charakter gefunden zu haben, dessen Grundton die Liebe zu den Menschen ist, und Ihnen eröffnen, dass ich doch nicht in allen Dingen mit Ihnen eins bin, und Ihnen gestehen, dass dies gerade recht ist, und — was denn noch? Gar vieles, so viel, dass es noch gar zahlreicher Mittwochabende bedürfen wird, bis wir das alles ausreden, ja, dass die Mittwochabende gar nicht dazu ausreichen werden, und dass ich durchaus nicht ablassen will vom trauten Verkehr mit Ihnen, bis nicht das alles ausgeredet ist, was also voraussichtlich lange dauern wird, sehr lange, vielleicht länger als wir leben.

Mehr hab' ich heute nicht zu schreiben; also meinen Handschlag und treuen Gruß! Ihr aufrichtiger

Graz, 24. December 1889. Dr. Hausegger.

(Schluss folgt.)

Schlaf' ein, mein Herz!

Schlaf' ein, mein Herz, hast genug gewacht.
Du hast gezittert manch' dunkle Nacht,
Du hast gejubelt manch' sonnige Zeit,
Schlaf' sorglos nun in die Ewigkeit!
Schlaf' ein, mein Herz!

Du hast in der Liebe Zauberland,
In der Leidenschaft glühendem Sonnenbrand,
Von deiner durstigen Sehnsucht berückt,
Die rothen Blumen der Wollust gepflückt;
Die Höhen und Tiefen menschlicher Lust,
Du hast sie erforscht in der eig'nen Brust;
Du fandest Verrath, wo du Treue geheischt,
Dich haben der Eifersucht Tatzen zerfleischt.
Schlaf' ein, mein Herz, wie bist du so müd!
Fühlst du es nicht, wie die Sonne verglüht?
Schlaf' ein, mein Herz!

Bald fällt der Schnee ganz sachte und leis,
Ein Todtenleilach, so weiß — so weiß —
Er deckt dich zu — du merkst es kaum,
Du träumst noch einmal den schönsten Traum,
Den schönsten, der dich einst bethört — —
Und hast zu schlagen aufgehört!
Schlaf' ein, mein Herz!

Jenny von Reuß.

Ein Hauptbegründer des Katholicismus.

Die katholische Kirche, deren Studium man sich in unseren Tagen wieder vielfach zuwendet, hat ganz besondere Eigenschaften und Merkmale, deren Schlüssel oft weder im alten, noch im neuen Testamente gefunden werden kann. Diese Eigenschaften gründen im Mittelalter und sind ein nothwendiges Resultat desselben. So wie jede bestimmte Geistesrichtung, die einem Bedürfnis der Menge entsprang, ihre großen beredten Apostel findet, so fand sie auch die Kirche in ihren Lehrern und Kirchenvätern. Wir wundern uns so oft der Abweichung des katholischen Princips von dem Evangelium und vergessen, dass große Philosophen, innige und leidenschaftliche Religionsgründer dazwischen stehen, die ihr System allerdings auf das neue Testament gegründet, dann aber selbstständig weitergebaut und in ihrer Art vollendet hatten.

Die katholische Kirche könnte beziehungsweise auch die augustinische Kirche genannt werden, denn ihr Geist, ihre Weltanschauung, ihr Verhältnis zu Gott ist seit dem frühesten Mittelalter augustinisch. Und das Bedürfnis nach den augustinischen Offenbarungen war so groß, dass sogar der Protestantismus vielfach und in einer Hauptsache sich zu ihnen bekannt hat.

Augustinus (354—430 nach Christus) war ein Afrikaner, ein geborener Heide, der ein wüstes Jugendleben geführt hatte. Dann wandte er sich dem Studium alter Philosophen und kirchlicher Gelehrten zu und ließ sich in seinem dreißigsten Lebensjahre taufen. Er gab seine Besitzthümer hin, ward Priester und Bischof und als Schriftsteller einer der größten Kirchenlehrer aller Zeiten. Seine Werke sind grundlegend geworden für die katholische Kirche, für das ganze Christenthum des Mittelalters und der neueren Zeit. Unter den zahlreichen Abhandlungen, die über Augustinus geschrieben wurden, findet sich in dem neuen Werke von Rudolf Eucken: „Die Lebensanschauungen der großen Denker“ (Leipzig. Veit & Comp. 1899) eine Arbeit, die gedrängt und klar die Lehre Augustins kennzeichnet. Es dürfte für die Leser dieses Blattes ein Interesse haben, die charakteristischesten Stellen des Kirchenlehrers kennen zu lernen, denn sie geben Aufschluss über manches, was manchem unbegreiflich erschien.

An Widersprüchen fehlt es nicht, und schon darin besteht einer, dass ein Kirchenmann, der ganz in die Herrschaft des alles nivellierenden

Katholicismus aufgeht, so viel Gewicht auf die Persönlichkeit legt, auf das unmittelbare persönliche Leben des Einzelnen. Alle Arbeit dient im Grunde nur der einen Aufgabe, das eigene Sein zu entfalten und zu befriedigen, dem Menschen inneres Glück, Seligkeit zu geben. — Unermeßliche Folgen, sagt Eucken, hat es gehabt, daſs Augustin das Unvermögen des Menschen gegenüber den höchsten Aufgaben und zugleich die Schranken aller bloßen Natur, die Unentbehrlichkeit freier Gnade mit so ursprünglicher Tiefe erfaſst und mit so hinreißender Kraft geschildert hat. Der Lebensproceſs bedeutet dann nicht mehr ein bloßes Fortspinnen eines naturgegebenen Fadens, er wird zum Kampf um die Erhaltung der Seele, und bei solchem Kampf gibt es keinen Sieg ohne eine durchgreifende Erneuerung, ohne eine Wiederherstellung durch eine höhere Macht. Aber bei Augustin bleiben meist Göttliches und Menschliches, Gnade und eigenes Vermögen in starrem Gegensatz; was der einen Seite gegeben wird, das scheint der anderen genommen. Gott scheint um so mehr geehrt, je mehr der Mensch herabgesetzt wird. Möglichst gering vom Menschen zu denken, ihm alle Selbständigkeit, alle eigene Kraft zum Guten, alle und jede Freiheit abzusprechen, das gilt als das Kennzeichen echter Frömmigkeit. So kann sich Augustin in der Herabsetzung des Menschen, einem nicht selten raffinierten Ausmalen seiner Nichtswürdigkeit gar nicht genug thun; er wird zum classischen Vertreter jener Art der Frömmigkeit, welche die Größe des Göttlichen nach dem Abstande des Menschen bemiſst, während die griechische Art den Einklang des Göttlichen und Menschlichen gesucht und in der Höhe des Menschlichen selbst das Göttliche gefunden hatte.

In nichts anderem, lehrt Augustin, besteht die Sittlichkeit, als in der vollen und freien Hingebung an Gott; alle guten Handlungen, besonders die Werke der Barmherzigkeit — hier das Hauptstück der praktischen Sittlichkeit —, erscheinen als ein Gott dargebrachtes Opfer; nur was wegen der Gemeinschaft mit Gott geschieht, ist wahrhaft gut, bildet ein „wahres“ Opfer. Die rechte Liebe hat nicht, wer sich, seine Angehörigen, sein Vaterland liebt um ihrer selbst willen, sonder nur wer sie Gottes wegen und von Gott aus liebt, wer in ihnen Gott liebt; denn er allein liebt an ihnen, was wesenhaft und gut ist. „Aus derselben Liebe lieben wir Gott und den Nächsten, aber Gott um seiner selbst, uns aber und den Nächsten um Gottes willen.“

„Was nicht aus dem Glauben entspringt, ist Sünde.“ Es erscheint als eine eitle Selbstüberhebung, aus eigenem Vermögen leisten zu wollen, was in Wahrheit allein bei der Macht und Gnade Gottes steht; ja dieses Selbstvertrauen der Creaturen, die Anmaßung, aus bloßer Naturkraft ohne Gott etwas erreichen zu wollen, gilt als die tiefste Wurzel alles Bösen.

Augustin interessiert nicht sowohl die Welt als das Wirken Gottes in der Welt und vornehmlich an uns selbst; Gott und die Seele, das sind die einzigen Gegenstände, deren Erkenntnis uns reizen muss; alles Wissen wird moralisch-religiöses Wissen oder vielmehr moralisch-religiöse Überzeugung, hingebender Glaube des ganzen Menschen. Statt über die Geheimnisse des Himmels und der Erde, den Lauf der Gestirne und den Bau der Thiere nachzugrübeln, soll der Christ sich genügen lassen, die Güte Gottes als die Ursache aller himmlischen und irdischen, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge gläubig zu verehren. Eine nähere Beschäftigung mit dem reichen Inhalt der Welt, namentlich der Natur, erweckt dagegen die mannigfachsten Bedenken. Sie erscheint als überflüssig, weil sie unser Glück nicht erhöht, als unstatthaft, weil sie die zu nothwendigeren Dingen erforderliche Zeit verbraucht, als gefährlich für die Überzeugung, weil die Richtung der Gedanken auf die Welt die Meinung nahelegt, nur das Körperliche sei wirklich, als schädlich für das moralische Verhalten, weil sie eine stolze Selbstüberhebung des Menschen erzeugt. So heißt es unser Nichtwissen geduldig zu ertragen und die Begier nach Erforschung überflüssiger Dinge, das eitle Erkenntnisverlangen zu unterdrücken. „Des Menschen Weisheit ist Frömmigkeit."

Dass alle Mannigfaltigkeit des Seins und Lebens sich zu einer großen Harmonie des Alls verbindet, das ist ein Hauptpunkt der augustinischen Überzeugung. Und alles ist voller Wunder, wunderbar ist auch das alltägliche Geschehen, z. B. das Hervorgehen eines Wesens aus dem Samen, nur hat uns der stete Anblick, die Gewohnheit dagegen abgestumpft. Das Wunder ist nichts Widernatürliches und Willkürliches, sondern eine tiefere Natur und Gesetzlichkeit; es gibt keinen Zufall, nur wir Menschen nennen zufällig, wessen Ursachen sich uns verbergen.

Selbst in den Übeln der Welt empfindet Augustin keine Störung der Harmonie. „Wäre nicht das gut, dass es auch Übel gäbe, so würden sie auf keine Weise von dem allmächtigen Guten zugelassen sein."

Ganz unvereinbar mit den humanitären Anschauungen späterer Zeiten ist Augustins Lehre von der Vorherbestimmung menschlicher Seligkeit oder Verdammnis. Der Mensch kann für sich gar nichts zu seiner Seligkeit thun, auch ist er persönlich unschuldig an seiner Verdammnis, er wird selig oder verdammt ganz nach dem Rathschlusse Gottes. Denn das fordert der Grundgedanke des ausschließlichen Wirkens Gottes, dass nicht eine unterschiedliche Leistung der Individuen die Wahl zur Seligkeit oder Verdammnis bestimmt, sondern lediglich und allein das Wohlgefallen, der nicht weiter begründete Wille der göttlichen Allmacht. Der menschlichen Freiheit irgend eine Mitwirkung zugestehen, das scheint das göttliche Werk zu mindern. So wird die Freiheit, die dem

ältesten Christenthum so wert war, jetzt der unbedingten Abhängigkeit des Menschen von Gott aufgeopfert. Alles Gute, so heißt es hier, wirkt nicht der Mensch, sondern Gott: „Was von dir geschieht, das wirkt er selbst in dir."

„Gott erachtete es für besser, an dem Bösen wohl zu thun, als das Böse überhaupt nicht zuzulassen." Demnach ist die Welt „auch mit Sündern schön", selbst das ewige Verderben der Unerlösten gehört zur Vollkommenheit des Ganzen.

Gott könnte alle Menschen retten, hat das jedoch, um die verschiedenen Seiten seines Wesen gleichmäßig zu entfalten, nicht gethan, sondern die große Mehrzahl in alle Ewigkeit hoffnungslos verdammt, ohne dass diese Unseligen irgend mehr gesündigt hätten, als die zur Seligkeit Erkorenen.

Diese schreckliche Lehre würde nach unserer Empfindung eine directe Gotteslästerung bedeuten, wenn Augustin nicht wieder Gegensätze aufgestellt hätte, die freilich der Einheit der Lehre schaden, sie aber erst für den praktischen Gebrauch herrichten.

Die Gnadenwahl hat auch der Protestantismus aufgegriffen, und zwar hie und da so stark betont, dass man meinen könnte, mit dem Glauben allein wäre schon alles gethan, was ein Mensch thun könne; das sittliche Leben im besten Falle ganz unzulänglich. Diese Lehre von der absoluten Gebundenheit des Willens, die Vorstellung, dass der Mensch aus sich nichts vermag, kann ganz unmöglich erzieherisch und veredelnd wirken — weil sie ja durchaus folgerichtig Erziehung und Veredelung selbst verneint. Hat der Mensch kein Verdienst an seiner guten That, so hat er auch keine Schuld an seiner schlechten — beides geschieht ja doch nur nach Gotteswillen. Und wenn die Kirchen heute noch mit dieser Lehre einverstanden sind, dann ist es nicht zu verstehen, weshalb man materialistische Werke über die Unfreiheit des Willens so strenge verurtheilt.

Seinen großen Geist offenbart Augustin wieder in dem Ausspruch von der Allgemeinheit dessen, was wir Christenthum nennen: „Was jetzt christliche Religion genannt wird, das war auch bei den Alten und fehlte nicht seit Beginn des Menschengeschlechts, bis Christus selbst im Fleisch kam. Seitdem begann die vorhandene wahre Religion die christliche zu heißen."

Christus unterscheidet sich freilich in vielen von anderen, besonders auch dadurch, dass er das geadelt hat, wovor dem Menschen graute: Schmach, Schmerzen und Tod, und dass er entwertet hat, worauf der weltliche Mensch sein Heil gebaut, nämlich, reich, angesehen zu sein, zu genießen und stets sein Recht zu behaupten.

Augustin ist übrigens nicht grundsätzlich gegen das, was man „Welt" nennt. Er kann es weit bewunderungswürdiger finden, die

irdischen Dinge zu besitzen, ohne ihnen anzuhangen, als ihnen völlig zu entsagen.

Aller Schwerpunkt aber liegt im Jenseits. Die Richtung der Gedanken auf das Jenseits stempelt alle Freude an den Gütern des Diesseits zu einem Unrecht. Der Besitz dieser Güter gilt hier als eine Hemmung des sittlichen Lebens, eine Minderung der Hingebung an Gott. Nun erhebt sich in voller Stärke das Lebensideal der Askese; das Privateigenthum erscheint als eine Hauptquelle des Weltelends; wer den Besitz thatsächlich aufgibt, übertrifft den, der nur die Liebe zu ihm aufgibt. Die Ehelosigkeit wird ein höherer Stand als die Ehe; selbst ein bei allgemeiner Ehelosigkeit erfolgendes Aussterben des Menschengeschlechts würde der Denker mit Freude begrüßen. So gehören schließlich der Affect wie die Hoffnung des christlichen Lebens durchaus dem Jenseits.

Alles ist diesem Kirchenlehrer die Autorität der Kirche, in welcher er — entgegengesetzt Früheren — den einzigen Hort des Christenthums sieht. Mit den anderen Kirchenvätern erblickt Augustin den Hauptvorzug des Christenthums darin, nicht bloß einigen wenigen, sondern der ganzen Menschheit Rettung zu bringen. Der Höherstehende bedarf ihrer nicht für sich selbst, aber auch er muss sich unterwerfen, um nicht durch den Gebrauch seiner Freiheit den Glauben der Menge zu erschüttern; wenn sie sich selbst nicht schaden, so werden sie durch ihr Beispiel den Übrigen schaden. „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche bewöge."

Ohne die katholische Kirche kein Christenthum, ohne Christenthum keine Religion, ohne Religion kein Vernunftleben. Danach entscheidet das Verhalten zur Kirche letzthin über den Wert des Menschen und seine Seligkeit.

Im Ganzen ist Augustin ebenso voller Widersprüche, als je ein weltlicher Denker es war. Nach ihm ist das Christenthum bald die ewige, alle Zeit durchdringende Offenbarung Gottes, bald diese besondere und begrenzte geschichtliche Ordnung, die anderes neben sich hat; die Kirche bald die unsichtbare Gemeinschaft der von Gott Erwählten, bald diese sichtbare Verbindung mit einem menschlichen Oberhaupt; der Glaube bald die demüthige Hingebung des ganzen Wesens an die göttliche Wahrheit, bald ein bloßes Annehmen der Kirchenlehre ohne eigene Prüfung; das Wunder bald die Erweisung übersinnlicher Kräfte in allem Geschehen, bald eine seltene Durchbrechung des regelmäßigen Naturlaufs, der Gewohnheit des göttlichen Handelns. Solchen Doppelsinn zu deutlichem Bewusstsein bringen, das heißt einen Grundpfeiler des augustinischen Systems und der mittelalterlichen Ordnung erschüttern.

Über alles hoch stellt Augustin den Priesterstand. Der Priester ist — unabhängig von seinem sonstigen Charakter als Mensch — voll-

kommen wie Gott. Dementsprechend die Wichtigkeit der Sacramente. Die erforderlichen guten Werke aber sind nach Seite der Religion die Theilnahme an den kirchlichen Einrichtungen, besonders den Sacramenten, nach Seite der Ethik hauptsächlich die Erweisung der Barmherzigkeit, die Sorge für die Armen und Nothleidenden. Augustin beschränkt sich dabei nicht auf die Förderung der Individuen, er preist die Wirkung des Christenthums und der Kirche auf den Gesammtstand der Gesellschaft: die Besserung des Verhältnisses von Herren und Sclaven, die Verbrüderung der Stände, Nationen, aller Menschen, die innere Verbindung von Herrschern und Völkern.

So gibt es sittlich gute Handlungen in wahrem Sinne nur innerhalb der katholischen Kirche; den Nichtkatholiken nützen auch die aufopferndsten Werke der Liebe und der Entsagung nicht das mindeste, sind sie doch, weil außerkirchlich, überhaupt keine guten Handlungen.

Alle Abweichung und Absonderung von kirchlichen Einrichtungen erscheint nach Augustin als eine Sache bösen Willens, hochmüthiger Selbstüberhebung; der Ungläubige (infidelis) — niemand mehr als Augustin hat diesen Namen in Schimpf und Verruf gebracht — ist ein solcher, der dem göttlichen Wort nicht glauben will, ein Häretiker, einer, „der um eines zeitlichen Vortheils und namentlich um seines Ruhmes und Vorranges willen falsche neue Meinungen entweder aufbringt oder annimmt".

Der Mann, dem die Liebe zur Seele des Lebens, ja zur weltbewegenden Gotteskraft wurden, hat mit seiner Steigerung des Fanatismus gegen Andersgläubige unsäglichen Hass entzündet. —

Man sieht aus diesen Streiflichtern, dass Augustin der Begründer des mittelalterlichen Katholicismus geworden ist. Seine Philosophie in ihrem geschlossenen Ringe aber ist zu klein, um den ganzen großen Geist des Mannes in sich fassen zu können, dieser Geist quillt vielfach über seine Form hinaus und, auf moderne Basis gestellt, wäre er wohl selbst heute noch imstande, eine reale Welt zu bewegen, eine ideale Welt zu bauen.

Beim Pastor.

I.

Junger Mann: Herr Pastor, ich bitt', ich möcht' übertreten!

Pastor: Übertreten? Von was zu wem?

Junger Mann: Na, wissens eh. Halt zum Protestantismus. Da wär' die Willenserklärung.

Pastor: Muss es gleich sein?

Junger Mann: Wenn's möglich wär'. Dass ich mit dem Nachmittagszug wieder nach Hause fahren könnte.

Pastor: Was wollen Sie denn mit der Schrift hier?

Junger Mann: Willenserklärung, dass ich in dieser Volksverdummungsanstalt nicht mehr länger bleiben will.

Pastor: Das geht mich nichts an. Welches ist Ihre bisherige Confession?

Junger Mann (schmunzelt): Na, das können Sie sich doch denken, Herr Pastor, wenn man übertreten will.

Pastor: Also wahrscheinlich Katholik.

Junger Mann: Leider, muss ich sagen.

Pastor: Und Sie wollen zur evangelischen Kirche übertreten?

Junger Mann: Nein, zum Protestantismus. (Pause.)

Pastor: Sagen Sie mir, junger Mann, was stellen Sie sich unter Protestantismus vor?

Junger Mann: Nun ja. So eine andere Religion wird's halt sein. Wegen der Bültung, sagen sie.

Pastor: Was haben Sie denn für eine Beschäftigung?

Junger Mann: Gerbergehilfe.

Pastor: Wie alt?

Junger Mann: Es geht schon, sagen sie; ich wär' so weit schon selbständig und könnt' mir's niemand verbieten.

Pastor: Und warum wollen Sie aus der katholischen Kirche austreten?

Junger Mann: Weil man da alleweil beten soll und in die Kirche gehen und beichten und so. Und sonst auch.

Pastor: Gehen Sie also oft in die Kirche?

Junger Mann: O nein, Herr Pastor!

Pastor: Aber jährlich wohl einmal zur Beichte und Communion?

Junger Mann: Seit ich freigesprochen worden bin, nimmer.

Pastor: Dann, mein Lieber, können Sie nicht aus der katholischen Kirche treten.

Junger Mann: Ja — warum denn nicht?

Pastor: Weil Sie eigentlich gar nicht drinnen sind.

Junger Mann: Ich brauch's nur der Bezirkshauptmannschaft anzuzeigen, haben sie gesagt.

Pastor: Und haben Sie sich für den Eintritt in die protestantische Gemeinschaft vorbereitet?

Junger Mann: Jawohl!

Pastor: So will ich Ihnen vorerst einige Fragen aus dem Katechismus stellen.

Junger Mann (lacht): Über diese Geschichten sein mer hinaus.

Pastor: Wenn Sie in unsere Kirche eintreten wollen, so müssen Sie vor allem den evangelischen Volkskatechismus lernen, sich mit den besonderen Pflichten und Handlungen unseres Glaubens bekannt machen. Von einer Vorbereitung zur Confirmation kann erst später die Rede sein.

Junger Mann (blickt unsicher um sich): Ich bin doch beim protestantischen Herrn Pastor?

Pastor: Ganz vermuthlich.

Junger Mann: Und da thät's auch solche Geschichten geben, dass man allerhand so Sachen thun soll. Und was glauben soll?

Pastor (ernst): Ich weiß nicht, sind Sie wirklich so thöricht, oder wollen Sie mich bloß zum besten halten! (Da der junge Mann peinlich verlegen wird.) Glauben Sie, wir sind Schlaraffen, die bei ihren Versammlungen nur Erholung und Kurzweil suchen? Oder Leute, die thun und lassen dürfen, was ihnen beliebt? Oder deren Amt darin besteht, gegen die Katholiken feindselig zu sein?

Junger Mann: Aber, Herr Pastor, es treten doch andere auch über, und weil ich deutschnational bin.

Pastor: Dass Sie deutschnational sind, ist ganz schön von Ihnen, hat aber mit der Religion nichts zu thun. Nicht das mindeste. Wer allein aus nationalen Gründen übertreten will, oder weil es jetzt der Brauch und ihm sonst alles gleichgiltig ist, den nehme ich nicht an. Wir haben indifferente Protestanten schon genug, wir brauchen nicht noch neue dazu. Und wenn Sie meinen, junger Mensch, dass die evangelische Kirche weniger streng ist, als die katholische, so irren Sie sehr. Sie schreibt vielleicht weniger Kirchengebote vor, um so unbedingter jedoch besteht sie auf der Erfüllung der Gebote Gottes.

Junger Mann (beiseite): So, da hat man's. Jetzt hab' ich alleweil gemeint, bei den Protestanten gibt's gar keinen. Keinen Gott nicht. Wenn die auch so Sachen haben, nachher mag ich eh nicht.

Pastor: Gehen Sie heim, mein Guter, und werden Sie erst einmal Katholik. Wir sind so, dass uns gerade solche Leute am liebsten wären, die auch in einer anderen Kirche das Ihre gewissenhaft leisten. Vor allem verlangen wir die Sehnsucht nach Gott, wenn Sie mir so weit folgen können, und den Glauben an Christus, seine Lehre und seine Gnade. Wir verlangen unter allen Umständen den festen, aufrichtigen Willen, nach der Lehre Christi zu leben. — Gehen Sie mit Gott. Wenn Sie auch nichts von ihm wissen wollen, er führt Sie doch. Dieses Büchlein können Sie mitnehmen (er reicht dem jungen Mann das Evangelium.)

Junger Mann: Dank schön. Sind Geschichten drin? Schöne Geschichten?

Pastor: Wenn's Ihnen einmal schlecht gehen sollte, dann lesen Sie drin. Vielleicht gefällt's Ihnen mit der Zeit. — Und Ihren Genossen wollen Sie sagen, wenn einer von ihnen etwa ähnliche Anwandlungen, wie Sie, haben sollte, der alte evangelische Pastor wäre sehr ungnädig.

Der junge Mann (macht eine Wendung und vor der Thür brummt er): Ein Pfaff wie der andere.

II.

Alter Mann: Wenn man nicht stören würde, hochwürdiger Herr Pastor.

Pastor: Nur immer voran.

Alter Mann: Nämlich, ich komme mit einem Anliegen.

Pastor: Ich stehe gerne zu Diensten.

Alter Mann: Aber Sie dürften es kaum errathen, was hier einen Mann mit einundachtzig Jahren vor Ihre Thür führt.

Pastor: In allem Anliegen ist der Weg des Menschen zum Menschen ein guter Weg.

Alter Mann: Ich besorge nur eins, Herr Pastor, dass Sie am Ende glauben könnten, mich ließe die Übertrittsbewegegung nicht schlafen. Darf Sie wohl versichern, dass ich auch ohne diese endlich einmal an dem Punkte stehen musste, wo ich stehe, obschon nicht zu leugnen ist, dass die Bewegung mich aufgemuntert hat, mein langes Vorhaben auszuführen. Denn es ist ein langes Vorhaben, hochwürdiger Herr, aber man kommt schwer dazu. Sehen Sie, in jüngeren Jahren ist man für solche Sachen überhaupt gleichgiltig. Als Kind, allerdings, da steht die Religion obenan. Im Gymnasium beginnt's schon zu hapern. Es wird nicht gar viele gläubige Abiturienten geben, Herr Pastor. Und viele behaupten, die Art des Religionsunterrichtes wäre daran schuld.

Pastor: Leider, man hört das so vielfach. — Nehmen Sie doch Platz!

Alter Mann: Zu meiner Zeit zwar, aber das ist schon lange her, konnte ich mich darüber nicht beklagen. Unser Religionslehrer hat die Glaubensgeheimnisse nicht zu beweisen gesucht, sein Unterricht war — ich möchte sagen — mehr evangelisch und gottinnig, und so kam er über manche Klippe hinaus, an denen heutzutage der Glaube scheitert. Meine Söhne haben in den Mittelschulen so viel Dogmatik und Scholastik gehört, bis sie Atheisten geworden sind. Ganz atheistisch bin ich eigentlich nie gewesen, aber gleichgiltig. Gott, Unsterblichkeit — es kann sein und auch nicht. Meinetwegen. Greifen wir halt einmal zu, was da ist.

Pastor: Wollen Sie sich denn nicht setzen, lieber Herr!

Alter Mann: Schön Dank derweil. Würde sogleich wieder müssen aufstehen. Es ist eben eine wichtige Sache. Erst wenn nach und nach das Alter kommt, wird man nachdenklich. Man beginnt Kirchen zu besuchen, Predigten anzuhören. Wenn in thatkräftigen Jahren die Confessionen oft nur von politischem oder socialem Standpunkt aus erwogen werden, später prüft man sie nach dem religiösen und moralischen Wert und nach der Gemüthsrichtung hin. Nun, und da —. Recht oft, Herr Pastor, bin ich während Ihres Gottesdienstes in einem versteckten Winkel Ihrer Kirche gestanden und habe — möcht' ich sagen — nach dem Worte Gottes gedürstet. Und habe die Gemeindemitglieder manchmal fast beneidet darum, dass sie im Frieden des Christenthums sitzen, während die Angehörigen anderer Kirchen immer in Conflict sind zwischen Denken und Glauben, ja sogar — wie es jetzt wieder ist — zwischen ihrer Kirche und ihrer Nation. Andere Gründe gab es auch noch, und so habe ich mir's endlich vorgenommen, aber immer aufgeschoben und immer aufgeschoben. Es ist nicht so leicht, wie man meint, es ist Gewohnheit, Vorurtheil zu überwinden und endlich ist immerhin auch noch ein bisschen Pietät vorhanden. Und wie nun diese Zeit kommt, wo so viel von Kirche und Übertritt die Rede ist, da habe ich mir gedacht: Musst doch Ernst machen. Brauchst ja nicht erst eine Weile abzuwägen, ob hier das Bessere, oder dort das Bessere sei, nur das lasse entscheiden, was nach deiner Überzeugung für dich das Bessere und Richtigere ist. — Und deswegen wäre ich halt jetzt da, Herr Pastor.

Pastor: Nun, so brauche ich bei Ihnen wohl nicht erst zu fragen, ob Sie sich den wichtigen Schritt gut überlegt haben. Ihr stattliches Alter — einundachtzig haben Sie gesagt — wird Sie wohl auch in Bezug auf unsere kirchlichen Lehrbücher der Pflicht entlasten —

Alter Mann: Bitte, so weit wäre ich allerdings vorbereitet. Wenn ein kleines Examen beliebt aus dem Katechismus?

Pastor: Das gibt sich, das gibt sich, lieber Herr. Wenn Sie den ernstlichen Willen haben, in unsere evangelische Kirche einzutreten, und behördlich wird ja auch nichts einzuwenden sein, sobald Sie die nöthige

Anzeige gemacht haben — so nehmen wir Sie gerne auf. Am Tage der Confirmation werden Sie auch in aller Form eintreten in die Gemeinde.

Alter Mann (läßt sich nun nieder in den ihm angebotenen Lehnstuhl und schweigt. Er schweigt, weil er vor Rührung nicht sprechen kann).

Pastor (reicht ihm bewegt die Hand).

Alter Mann: Ein Stein ist mir vom Herzen. Dass ich endlich auf gleich bin. Dass ich das Evangeliumbuch kann in die Hand nehmen und sagen: Jetzt bin ich ganz dein.

Pastor: Ihnen brauche ich es auch nicht zu sagen, Freund, was ich anderen zu sagen pflege, wenn sie aufgenommen werden: Nur die Liebe bringet mit, und allen Hass lasset draußen. Lasset draußen auch das bittere Gefühl gegen die römische Kirche, das euch ja manchmal beschlichen haben mag. Ein wenig Verdienst hat wohl auch sie um euer Christenthum. Auch wir fühlen uns mit ihr, soweit sie das Evangelium predigt, gemeinsam. — Stellet euch auch nicht vor, dass sie eures Übertrittes wegen euch lästern und verfolgen werden, denn sie selber sagen, wer es aus Überzeugung thut, dem sei nichts einzuwenden. Und wenn ihr vorübergeht an dem katholischen Friedhofe, wo eure Eltern ruhen und andere liebe Menschen, so schauet auf zu dem am Kreuze. Er streckt die Arme aus nach beiden Seiten! — Freuet euch nun der Ruhe in Christo, unserem Heilande. Und wenn die Einsamkeiten des Alters kommen, Jesus, den ihr freimüthig bekennt, steht bei euch. In allen guten und schlimmen Tagen betet ihr mit der Gemeinde, und die Gemeinde mit euch: Eine feste Burg ist unser Gott!

Alter Mann: O schönes Leben! Ich umarme die ganze Christenheit!

Über den Reinlichkeitssinn in unserer Bevölkerung.

Dreißig Jahre lang habe ich gezaudert mit diesem Capitel. Mittlerweile ist das Bauernvolk doch so weit hinauf und die Literatur so weit herabgekommen, dass man's wagen darf. Und kann ich als Präludium gleich jenen Stallknecht als Muster der Reinlichkeit anführen, welcher sich das ganze Jahr lang nicht wusch, weil er der Meinung war, erst das Wasser mache die Krusten zu Dreck. Diese Stalldungrusten schälten sich denn zeitweise auf das allerreinlichste von der Haut los, während das Wasser ein Jauchenbad angerichtet haben würde. Diese besondere Auffassung von Reinlichkeit darf nicht verallgemeinert werden. In den meisten Gegenden der Alpen, besonders gegen Westen hin, — wenigstens heute schon — ist das Wasser nicht allein als „Weihbrunn“,

sondern wohl auch als Reinigungsmittel der begehrteste Gegenstand. Da herrscht oft die wahre Scheuerwuth, aber in manchem Hause bekommt man den Fußboden, „auf dem man Strudelteige ausziehen könnte", wochenlang nicht zu Gesichte, weil er der Schonung halber mit Fetzen bedeckt ist. Diese Fetzen bleiben oft so lange darauf liegen, bis unterhalb der Fußboden wieder schmutzig ist, dann neuerdings gescheuert und neuerdings verdeckt wird — so dass die schöne Reinlichkeit ein Geheimnis bleibt. Mit nichts kann man das Herz einer echten Hausfrau tiefer verwunden, als mit schmutzigen Stiefeln, die plump in ihr Heiligthum treten. Dass in einem solchen Hause auch alle Geräthe blinken, dass die hölzernen Milchbehälter jeden Tag in Kesseln ordentlich gargekocht werden, um in den Fasern und Fugen nicht die geringste Unreinlichkeit aufkommen zu lassen, ist Regel. Mit der Kleiderwäsche dasselbe Verhältnis, und die Kinder werden an Samstagen nur gleich in Laugebottiche geworfen und mit Strohwisch und Sand abgerieben, so rücksichtslos, als ob es Sachen wären und nicht kreischende Wesen. In manchen alten Häusern vertritt Sand und Asche die Seife; der Sand soll, will man wissen, die Poren viel tiefer packen, die Haut viel frischer machen, als Seife. Der alte Pechölmann zu Strahlwand, wenn er boshafterweise befragt wurde, weshalb er denn schon wieder ein so zerkratztes Gesicht hätte, antwortete allemal: „Weil ich mich halt mit Bachsand thu' waschen!" Das war nicht richtig, ein weit schärferes Mittel als Sand, hatte er zu Hause, das ihm alle egoistische Unlauterkeit abscheuerte — ein kratzendes Weib.

Aber mit dieser besonderen Reinlichkeit in unserem Volke springt man nicht allzuweit. In Gegenden, wo große Armut ist oder wo die uralten Häuser stehen, sieht es anders aus. Ich weiß noch sehr viele jener alten hölzernen Bauernhäuser, in welchen Wohnstube, Küche, Schlafkammer, Vorrathskammer und Hühnerstall ein einziger Raum sind. Die Stubendecke ist überzogen mit einer Rußkruste, der Fußboden mit einer feuchten Schmutzschichte, auf die man wie über einen Lederteppich schreitet. Herd und Tisch müssen vor jeder Mahlzeit von Katzen- und Hühnerspuren gereinigt werden. Von anderem kleinen und kleinsten Gethier aller Art nicht zu reden. Ich habe an den Bewohnern solcher Häuser immer den Heroismus bewundert; wer ihn nicht hat, wie ich ihn in meiner Lehrlingszeit nicht hatte, der führt ein qualvolles Dasein. Was half es, wenn die Bäuerin überlaut ausrief: „Der Mensch muss nit so grauslich sein. Man weiß ja nit, wovon man fett wird!" Und sie gedeihen wirklich in ihren Schmutzhöhlen, während unsereiner vor Ekel die Auszehrung bekommen könnte. Fragt nicht an, wie oft Hemden, Hosen und Bettzeug in die Wäsche kommen, wenn sie aber einmal an den Ort der Reinigung anlangen, dann ist es gleich ein fermes Fegefeuer. Die Pfaiden, Plachen und Bettdecken werden gekocht

wie Sauerkraut, oder im heißen Ofen gründlich geschmort und gebraten. Eine radicale Selbsthilfe, zu der sie sich nur in äußerster Noth emporraffen.

Bad? In Tirol hat die Bauernschaft ihre Badeanstalten, in denen sie es manchmal fast den Stadtleuten nachmacht. Bei uns im Osten ist diese „Hoffart“ unbekannt. Da gibt es alte Leute, die seit ihrer Säuglingszeit nie in ein Bad gekommen sind. Sich nackt ausziehen und ins Wasser legen, gilt nicht bloß für höchst ungesund, sondern geradezu für sündhaft. Im Stifte A. sind einmal am heißen Sommertage drei junge Priester in den Teich gestiegen, haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, dass sie schwimmen konnten und sich vorwitzig wie muntere Fischlein herumgetrieben. Der Guardian, der im Parke lustwandelte, drückte zwar ein Auge zu, anfangs eins, dann alle zwei. Aber Landleute, die am Ufer dahinschlichen, machten die ihren umsoweiter auf. Sie hatten heimlich eine rechte Freude über die Erscheinung; als sie aber sahen, dass die jungen Leute beim Aussteigen ein geistliches Gewand anzogen, fasste sie Entsetzen „über die Sittenverderbnis des Clerus“ und wollten von da ab gar nicht mehr in die Stiftskirche gehen. Nur einer der Waldkerle sagte: „Bin schon lang nimmer beim Beichtstuhl g'west, wenn's aber noch einmal muss sein, dann mach' ich's mit einer der Forellen ab (er meinte jene, die im Bade waren), vor denen fürcht' ich mich nit um ein Batzen mehr.“ Ich hörte das von dem Manne, weiß aber nicht, wie es gemeint war. Genug, die kleine Wassertour hatte das Verhältnis verrückt.

Lieber als ein nasses, nehmen die Leute ein trockenes Bad, doch nicht aus Reinlichkeits-, sondern aus Gesundheitsrücksichten. Sie legen sich nackt in die heiße Sonne oder graben sich in junges Heu, das striegelt die Haut auf das allerwohlthätigste und wirkt berauschend, so dass manchmal ein richtiger Katzenjammer nachfolgt.

Unter den jüngeren Ärzten gibt es ihrer, die bei gewissen Leiden oder nach Krankheiten thatsächlich Bäder verordnen. Das sind auch solche, die man —! So kommt die Schlechtigkeit ins Land! — So weit sind sie, diese „Naturkinder“, dass ihnen der nackte Menschenkörper ohne lüsterne Vorstellungen nicht mehr denkbar ist. Woher haben sie denn das?

Sitte ist soviel ich weiß überall, dass die Leute an jedem Morgen Gesicht und Hände waschen. Mancher thut's am Brunnentrog. Andere sparen mit Wasser, das im Überfluss am Hause vorbeifließt und machen es so, dass sie das Wasser zuerst in den Mund nehmen, einen ordentlichen Backen voll, dasselbe dann auf die hohlen Hände sprudeln und sich so das Gesicht waschen! Ist das nicht sinnreich? Erstens wird das Becken entbehrlich, zweitens das Wasser leicht erwärmt, drittens wird gleichzeitig der Mund ausgespült — und wenn du ihnen sagst, das Ganze sei

eine Schweinerei, glotzen sie dich an — was dir denn schon wieder nicht recht sei! Zum Abtrocknen haben alle Hausgenossen ein gemeinsames grobes Tuch, wenn man es nicht vorzieht, das Gesicht sich mit den Hemdärmeln abzuwischen. Das Haar strählen sich die Männer mit den ausgespreiteten fünf Fingern durch, und die Toilette ist gemacht. — Ein besonderer Tag ist der Christabend. Da gibt's großes „Kopfwaschen", da wird das ganze Haupt einmal gründlich in Arbeit genommen und bei dieser Gelegenheit auch Brust und Rücken mit Wasser bedacht. Das geschieht aber weniger aus Reinlichkeitsgründen, als des Festbrauches wegen und weil es heißt, dass am Kopf, der am heiligen Abend gewaschen wird, das ganze Jahr sich kein Grind ansetzen kann. Sie haben, wenn sie sich putzen, allerhand Gründe, nur den der Reinlichkeit nicht.

Wer in einem unserer alten Bauernhäuser essen will, der thut gut, wenn er vorher der Bäuerin nicht zu aufmerksam zuschaut beim Kochen. Ich möchte dasselbe übrigens auch in den Stadtküchen rathen, in den Gasthöfen, Fleischereien, Bäckereien u. s. w. Man muss es nicht just immer wissen, wie's gemacht wird. Die Leute haben übrigens ein trostreiches Sprichwort. Schmutziges Wasser, das über neun Steine rinnt, ist wieder rein, und neun glühende Kohlen brennen allen Unrath aus der Pfanne weg.

Mit Misstrauen sind Bauernhöfe zu betrachten, in denen gar zu großer Kunstsinn herrscht. Da ist alles mit Farbe bemalt, Tisch, Bank und Schrank, Kübel und Kegel, damit das öftere Abscheuern überflüssig wird. Ich weiß ein Haus, wo sogar das Nudelbrett und der Strudelwalzer mit schönen Blumen bemalt sind! — Die bunten Strümpfe, die gestreifte oder geblümte Wäsche ist auch Blümel-Blamel; derlei soll nur den daranhaftenden Schmutz unbemerkbar machen.

Man muss jedoch die andere Seite auch ein wenig ansehen und lustig war es, als jenes Stadtschulmeisterlein den alten Dungführer erziehen wollte. Saß der alte Krauterer an seiner Mistfuhre, hatte in seinen krustigen Händen ein Stück Brot und ließ es sich schmecken.

„Vetter", redete ihn das vorüberwandelnde Schulmeisterlein an, „wolltet Ihr vor Eurem Imbiss Euch denn nicht die Hände waschen?"

„Ist eh wahr, das kann ich eh thun", antwortete der Bauer und wusch sich an der braunen Jauche behaglich die Hände. „Darf ich vielleicht auch ein Stückel aufwarten, Herr?"

Der andere dankte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit. Als Philosoph hätte er allerdings die tiefsinnige Frage an sich stellen können: Was ist unrein? Ist dem Bauern der Dünger unrein? Der ist ihm unrein, wenn etwas anderes dazukommt, er will nicht Zusatz von Sand oder Moor oder Scherben, er will reinen Dünger haben. Jetzt bekommt die Sache ein anderes Profil, allerdings nur für den Philosophen.

Als Moralisten könnten wir beisetzen, dass den Reinen alles rein sei, wenn dieselben Schmutzhammel, die mit gewerbsmäßigem Behagen sich im Koth wälzen, anderseits nicht oft den größten Ekel von einer todten Fliege oder einem Haar in der Suppe hätten. Mir war ein wulstiger Schustergeselle bekannt, der gestaltete sich so, dass ihm die Leute nur gerade gern auf zehn Schritte auswichen, wenn es möglich war. Dieser hielt sich in den Bauernhäusern über jedes Fleckchen im Tischtuche auf und rieb den Löffel unzähligemal mit seinen schmutzigen Fingern ab, bis er es wagte, ihn in den Mund zu stecken. Endlich kaufte er sich einen Silberlöffel, von dem ihm gesagt wurde, dass er im Gegensatz zu den Blechlöffeln nichts Unreines annehme, sondern alles Ekelhafte von sich stoße. Aber auch mit diesen Grundsätzen des Silberlöffels musste es nicht weit her sein, denn der Löffel ließ sich den Schustergesellen ruhig gefallen und wurde bei ihm bald so unsauber, wie das gemeinste Blech.

Habe ich nicht schon zu lange verweilt? Sollen wir nicht lieber umkehren, bevor es noch dicker kommt? Ich habe meinen Zweck erreicht. Es soll nicht gesagt sein, dass es unserem Landvolke im ganzen etwa an innerer Reinheit fehlt. Das ist ein Capitel für sich und wird kaum zu Ungunsten meiner Landsleute ausfallen. An äußerer Reinlichkeit aber fehlt's, wenn's auch nicht mehr so schlimm ist, als früher. Und da sollten halt wieder die bekannten Leiter und Lehrer des Volkes fegen und scheuern. So weit, wie manche Nachbarvölker sind, wird unser tüchtiges lenkbares Volk wohl auch zu bringen sein. Ich als Volksschriftner thue für die Reinlichkeit das meine, indem ich den Leuten manchmal tüchtig die Köpfe wasche. R.

Die Hosentaschen des Erasmus.

Plauderei von Otto Ernst.[1])

Erasmus ist nämlich mein Sohn. Ich schicke voraus, dass er gesund und normal gestaltet ist. Aber in bekleidetem Zustande zeigt er von Zeit zu Zeit an den Oberschenkeln unförmliche, bedrohlich anwachsende Wülste. Wenn diese eine gewisse Ausdehnung erreicht haben, pflegt meine Frau sehr vergnügt zu mir hereinzukommen und zu sagen: „Du, wir müssen mal wieder seine Hosentaschen ausräumen; es hat sich schon wieder ein ganzes Museum darin angesammelt!"

Ich darf voraussetzen, dass meinen Lesern die Hosentaschenzustände eines achtjährigen Buben im allgemeinen bekannt sind. Es gibt eigentlich kaum einen beweglichen Gegenstand, der sich nicht ganz gut in solch einer Tasche unterbringen ließe, und es gibt auch schwerlich einen Gegenstand, der nicht das Interesse solch eines verschwiegenen kleinen Weltbetrachters anregte. Nun muss man sich außerdem

---

[1]) Aus „Ein frohes Farbenspiel", humoristische Plaudereien von Otto Ernst. Leipzig. L. Staackmann. 1900. Siehe „Heimgarten", Seite 235.

den jungen Herrn Erasmus als einen entschiedenen Sanguiniker vorstellen, der mit Hilfe seiner Phantasie an das Bruchstück eines Korkziehers die verwegensten Hoffnungen knüpft.

Da uns bei den bisherigen Untersuchungen manches dunkel blieb und wir manchen Gegenstand nicht zu bestimmen vermochten, haben wir diesmal den geehrten Hosenbesitzer selbst zur Besichtigung mit herangezogen. Meine Frau hat das Kleidungsstück auf dem Schoße; für die Vertreter der öffentlichen Moral bemerke ich, dass der Knabe währenddessen mit einer anderen Hose bekleidet ist.

Was meine Frau zunächst aus der Tasche hervorzieht, ist Bindfaden. Ich darf ebenfalls als bekannt voraussetzen, dass dieser Gegenstand sich bei der männlichen Jugend einer besonderen Beliebtheit erfreut und alle übrigen Objecte, die aus solch einer Tasche ans Licht gefördert werden, in einer mehr oder minder interessanten Verwickelung mit jenem Gegenstande zu erscheinen pflegen. An der Hand des Bindfadens — um mich gewählt auszudrücken — gelangen wir sodann zu einem stark verrosteten, ovalen Blechschildchen, das die Inschrift „Patent" trägt. Das ist schon gleich ein wertvolles Stück. Ich weiß das. Ich habe den Maßstab für dergleichen noch ziemlich gut im Gedächtnis. Ich kann den Maßstab natürlich nicht so genau bestimmen; es handelt sich eben um Liebhaberwerte.

„Was heißt denn das: ‚Patent'?" frage ich.

„Wenn einer sich so fein angezogen hat."

„Rrrich—tig!!"

Wir verfolgen weiter den Ariadnefaden und fördern aus dem Labyrinth ein Notizbuch zutage. Das ist nun etwas ganz besonders Hervorragendes. Notizbücher sind in diesem Alter von ganz besonderem Wert und Nutzen. Es ist wohl selbstverständlich, dass man sich in erster Linie das notiert, woran man Tag und Nacht denkt, z. B. dass man für den 9. October zur Apfelernte bei einem Spielkameraden eingeladen ist, oder dass am 25. December Weihnacht gefeiert wird. Auch die zehn Pfennige, die man geschenkt erhielt, werden ordnungsgemäß als Grundstock eines zu sammelnden Capitals gebucht, leider aber gewöhnlich nicht wieder ausgestrichen, wenn sie nach zehn Minuten in Chocolade umgewandelt wurden. Freilich sind Stift und Papier bei diesem Büchelchen von einer Güte, die sich in Geldeswert nicht mehr ausdrücken und es immerhin noch rathsamer erscheinen läfst, mit einer spitzen Stahlfeder auf ein Flanellhemd zu schreiben; aber Erasmus verfolgt es mit sorglich behütenden Blicken.

„Woher hast du denn das?"

„Das hat Hein Stieglitz mir geschenkt."

„Weshalb denn?"

„Och — wenn ich mit ihm spielen wollte."

„Warum wollte er denn mit dir spielen?"

„Och — die andern wollten nicht mit ihm spielen."

„Warum nicht?"

„Weil er der erste geworden ist."

„Aha. — Aber was bedeutet denn das hier?" Ich habe nämlich das „Notizbuch" aufgeschlagen und lese auf einer Seite die höchst räthselhaften Worte „Käs Käse Käse la".

„Das ist Französisch", erklärt er mit einem Anflug von Gelehrtenstolz.

„Französisch??" — — — Aaaaaah — jetzt geht mir ein Licht auf! Er hat heut seine erste französische Stunde gehabt! Nach der neuen Methode! Der Lehrer hat gesprochen, aber nicht angeschrieben. Erasmus aber, seines Notizbuches stolz sich bewufst, hat sich's notiert. Qu'est-ce que c'est que cela!

Voilà ce que c'est!

Mit Hilfe des Bindfadens fördern wir nunmehr ein kleines Charnier von einem Deckelseidel in inniger Verbindung mit einem Stück Schusterpech zutage.

„Aber Erasmus! Ferkel!“ ruft meine Frau und betrachtet nasrümpfend ihre Finger.

Er aber starrt sie an mit schuldlos-erstauntem Blick, als wollte er sagen: „Wieso — Was ist denn los?“

Denn er lebt und webt ja noch im lautersten ursprünglichsten Pantheismus; aus allem, was die Erde bietet, athmet ihm — in der Wärme des Herzens und der Wangen nur erst ahnungslos gefühlt — der unbekannte Schöpfer entgegen, und das gewaschenste Kätzchen wie den pfützenbewandertsten Straßenköter drückt er mit gleicher Liebe an sein glückliches Herz und sein reinstes Chemisett. Er steht noch auf dem naivgenialen Standpunkt der Gleichberechtigung aller chemischen Verbindungen, und die paradiesische Unschuld, die noch nicht weiß, was rein und schmutzig ist, ist noch nicht ganz durch unsere ästhetischen Engherzigkeiten verscheucht.

„Was willst du denn mit diesem Stück von einem Bierglasdeckel machen?“

„Och — wenn ich den Scherben dazu finde, dann mach' ich das auf mein Milchseidel.“

„Das 's 'ne Idee! Famos! — Aber sag mir Bescheid, wenn du den Scherben gefunden hast! — Kannst du denn überhaupt so was machen?“

„Jaaa — das ist man ganz leicht!“

„Mmmm.“

Das ist richtig. Ich hab auch als kleiner Junge sämmtlichen Handwerkern ihre sämmtlichen Künste abgeguckt. Es gieng alles so nett und leicht. Ich wäre so gern Tischler, Schlosser, Schmied, Schuster, Maurer, Hutmacher, Maler und alles andere außerdem gewesen. Wenn meine Phantasie ein Werk entworfen hatte, so war's auch schon fertig und ich spielte damit. Ich hobelte ohne Hobel, klebte ohne Leim, malte ohne Pinsel, lötete ohne Kolben und Flamme und beschlug die wildesten Pferde, alles in Gedanken. Und die Werke unserer Phantasie spielen anmuthiger mit uns, als wir mit den wirklichsten Dingen. Auch mit Ruhm und Macht und Geld spielt es sich ja hübscher in der Phantasie, als in Wirklichkeit. „Alles wiederholt sich nur im Leben —“

Also freu' dich nur an deinem Deckelglas.

Nachdem wir nun noch aus dieser Tasche eine Mundharmonika, ein kleines Weingeistthermometer und einen Soldaten von der bleiernen Cavallerie gehoben haben, bemerken wir an der Lanze dieses Ulanen eine deutsche Fünfpfennigmarke — pardon: — eine norddeutsche Fünfpfennigmarke!

Eine furchtbare Ahnung spannt meine Nerven.

„Was soll die denn?“ frage ich.

„Die sammel ich“, erklärt er ganz unschuldig.

„Mein Sohn“, spreche ich und lege mit ehrwürdig-großer Geste die Vaterhand auf seine Schulter, „ich will es keineswegs als unmöglich hinstellen, dass die Sammler von Briefmarken und Trambahnbillets irgend einen Gedanken daneben haben. Der Mensch soll nicht hochmüthig sein: was wissen wir z. B. vom Seelenleben des Meerschweinchens oder des Laubfrosches! Aber bei einem Erben meines Blutes dulde ich Briefmarkensammeln nicht. Darin erlaube ich mir nun Despot zu sein. Willst du schöne Dinge sammeln — sehr gut! Willst du lehrreiche Dinge sammeln: Thiere, Pflanzen und dergleichen — auch gut! Aber Briefmarkensammeln ist ausgesprochene Anticultur, und darauf steht bei mir Enterbung.“ (Der Junge verfärbt sich.) „Man weiß ja, wie's geht: Erst kommt das Cricri und das Monocle, dann

das Sammeln von Briefmarken und Pferdebahntickets, und schließlich der Clericalismus, ohne dass man die Übergänge merkt!“

Meine Frau hat sich inzwischen an die Erschließung der anderen Tasche gemacht und mit diversen Muscheln und Hosenknöpfen auch eine zusammengedrückte Kapsel von einer Weinflasche an den Tag gebracht.

„Und was willst du damit?“

„Die will ich verkaufen.“

„Verkaufen?“

„Ja, Willy Steinmann sagt, wenn man 'n Pfund davon hat, dann kann man sie verkaufen, und das Geld will ich mir dann aufsparen, und dann seh ich zu, dass ich immer mehr dazu krieg, bis ich fix reich bin.“

Aah — daher pfeift der Wind! Er hat offenbar von jenen „gemeinnützigen“ Geschichten gekostet, in denen immer erzählt wird, wie irgend jemand schon als sechsjähriger Knabe jede Stecknadel aufhob, jede Gänsedaune für ein künftiges Kopfkissen reservierte und so schließlich ein ungeheuer großer, reicher und berühmter Kaufherr wurde. Ich habe nie die Überzeugung los werden können, dass diese Geschichten von Speculanten, Bankdirectoren, Testamentsvollstreckern, Schwankdichtern und ähnlichen Leuten erfunden worden sind, um die andern Leute von der Fährte abzulenken. Mein Junge — wenn du der Sohn deiner Eltern bist, so wirst du diesen „fremden Tropfen in deinem Blute“ bald wieder hinauswerfen, davor ist mir nicht bange. Stecknadelnsammeln liegt nicht in der Familie.

„Na, und wenn du nun ‚fix reich‘ bist — was dann?“

„Dann kauf ich mir Kühe und Ochsen und 'n Geographiebuch.“

„So.“ Bei mir war es immer ein Schloss. Das wollt' ich mir bauen, wenn ich reich wäre. Ich sehe noch heute die breite, schimmernde Marmortreppe, auf deren oberster Stufe ich stehe als ein Grand Seigneur, um im nächsten Augenblick mit vornehmer Gelassenheit hinabzusteigen. Oder ich lag auf einem Ruhebett dahingestreckt und sah durch hohe Bogenfenster weiße Wolken durch blaue Himmelsfluren ziehen — langsam — so langsam. Oder ich hielt auf der Zugbrücke hoch zu Pferd, die Faust auf den Schenkel gestemmt, und sah in einem Blick Thäler und Berge, Wälder und Ströme. Ich möchte fast mit Lessing glauben, dass es eine Wiedergeburt in dieser Welt gibt, dass wir mehr als einmal auf dieser Erde erscheinen. Vielleicht daher diese leisen, fernen, geheimnisvollen Erinnerungen, die wir uns nicht erklären können. Und ich fürchte, ich fürchte: ich bin — vielleicht im dreizehnten Jahrhundert oder so — ein wenig beschäftigter Junker gewesen. Ich habe seitdem noch immer eine merkwürdige Neigung, mit dem Schauen nach schwebenden Wolken und mit dem Reiten durch rauschende Thäler meinen Unterhalt zu verdienen.

Während diese Erinnerungen schnell wie Schwalbenflug vor meinem inneren Blick vorüberziehen, stößt meine Frau plötzlich einen heftigen Schrei aus und springt vom Stuhl empor. Sie muss auf etwas Entsetzliches gestoßen sein; denn sie ist von Natur sehr muthig. Sie würde ihr Kind aus dem Rachen des Löwen reißen wie jene berühmte Mutter von Florenz. Es muss etwas Furchtbareres sein als ein Löwe. Und so ist es. Es ist ein „Gemeiner Mistkäfer“, Geotrupes stercorarius, den meine Frau von ihren Fingern fortgeschleudert hat und jetzt langsam auf den Dielen dahinkriecht.

„Ooh, mein Käfer!“ jammert Erasmus.

Das Krabbelthier ist aus einer Streichholzschachtel entwischt und hat sich frei in der Hosentasche ergangen. Während meine Frau noch immer ein bisschen weiß um die Nase ist, hat Erasmus das Thierchen aufgenommen und läßt es mit geradezu wissenschaftlicher Kaltblütigkeit und Vorurtheilslosigkeit über seine Finger krabbeln.

„Wozu hast du denn den gefangen?"

„Für 'ne Käfersammlung."

„Na — weißt du — das halt ich eigentlich für unnöthig. Du kannst ihn dir auch so ordentlich ansehen. Und dann kannst du ihn jedes Jahr in ungezählten Mengen wiederfinden. Wenn's was Seltenes wäre, wollt' ich nichts sagen. Was selten ist, muss immer dran glauben. Aber das verstehst du noch nicht. Also: ich denke, du läßt ihn laufen, he? Andere Mistkäfer wollen auch leben."

Mit schnell aufblitzendem Blick sieht er mir forschend in die Augen, dann lächelt er und betrachtet verstohlen seine Hände. Sie sind heute zum zweitenmal gewaschen und zum drittenmal schmutzig. Er gebraucht sie ungeniert und fleißig, wenn er in Haus und Garten, Wald und Feld naturforschend sich ins All versenkt.

An den Gegenständen, die der zweiten Tasche entstammen, zuletzt an der Streichholzschachtel, sowie an der rechten Hand meiner Frau ist uns mehr und mehr eine merkwürdig übereinstimmende Röthe aufgefallen. Jetzt kommen wir auch dem Ursprung dieser Farbe nah: ein beträchtliches Stück Röthel hat offenbar schon ein paar Tage in diesem Raume zugebracht und dessen Wände mit einem gleichmäßigen Roth bedeckt. Endlich findet sich noch ein schön abgeschliffenes, eirundes Rollsteinchen vom Meeresufer.

„Was ist denn das?"

„Das ist 'n Glücksstein."

„Ein Glücksstein?" —

Das kann stimmen. Wer sich an solch einem Steinchen freut, der ist glücklich.

„Wo hast du denn die hübsche kleine Silbermünze gelassen, die du neulich hattest?"

„Och, die hab' ich Georg Petersen gegeben, der will mir 18 Fahnen und 25 Lanzen dafür geben."

Seine Augen leuchten.

— —

Ja, das sind so Augenblicke, in denen einem das Herz ein wenig groß und das Auge — pardon — ein wenig warm wird. Denn man denkt an die vielen Male, dass dieser junge Mann in seinem Leben noch betrogen werden wird. Was wird dem sein guter Glaube noch kosten! Man fragt sich, ob man nicht unrecht thut, wenn man einem Kinde sagt: „Sei immer wahr!" — ob man es nicht wehrlos macht? Man säh' es so gern das Gebot der Wahrhaftigkeit befolgen, und man sieht dabei alle die Leiden voraus, die dann seiner warten. Also dem Achtjährigen schon sagen: „Pass auf, das du nicht betrogen wirst!?" — Nein.

Nein. Es lieber der Zeit überlassen, die schließlich doch den Arglosesten warnt. Bei manchem braucht's freilich viel Zeit. Und dann ist ja auch der Mensch so genial construiert, dass er einen merkwürdig großen Wert darauf legt, nicht aus fremdem Schaden zu lernen, sondern *selbst* betrogen zu werden. Und dann ist es ja auch vortheilhaft, sich mäßig betrügen und belügen lassen. Zuviel ist freilich hier wie überall vom Übel. Wer gar zu leicht zu betrügen ist, der verleitet auch schließlich honette Leute. Die sagen dann: „Na, wenn er selbst nicht anders *will* — —" Man glaubt nicht, wie verderblich ein *einziger* Vertrauensseliger für ein ganzes Rudel von ziemlich anständigen Menschen werden kann! Aber sonst—: Die Leute vom Adel haben ganz recht: Sich mäßig betrügen zu lassen, gehört zum Adel. Wer einen Rock zu vierzig Mark für fünfzig Mark verkauft, wer im niederen oder höheren Pferdehandel einen Gentlemann hineinlegt oder wer das Drama eines Rivalen aus dem Spielplan hinausintriguiert, damit er noch ein bisschen mehr Ruhm mit Tantièmen ergattere — und wer sich bei alledem steif und fest einredet, Klugheit und

Vortheil seien auf seiner Seite und nur auf seiner Seite — ja, wer wollte solch einem armen Teufel das kleine Vergnügen des Betruges nicht gönnen?! Man zahlt je nach seinen Verhältnissen die zehn Pfennige oder die zehn Goldstücke oder die zehn braunen Scheine, und wenn man den Betrug merkt, lacht man sich ins Fäustchen und freut sich, dass man keine Wanze ist; und was einem leid thut, ist nur der arme Kerl, der nun womöglich ganz stolz ist auf seinen „Coup“ . . .

Meine Frau und ich haben beschlossen, dem jungen Herrn ein eigenes Schubfach zur Verfügung zu stellen, damit er darin seine Kinderwelt baue. Nach meinem eigenen Jungenthum zu schließen, wird er allerdings die Hosentasche vorziehen. Das Verhältnis zu den Dingen ist hier ein intimeres. Man hat auch alles für den ersten Griff bereit und nett beisammen: Kreisel, Mistkäfer, Äpfel und Schusterpech. Und dann — die Hauptsache! — es liegt nicht offen vor aller Augen da. Obwohl wir höchst discret verfahren sind mit dem Geheimschatz des Prinzen Erasmus und uns das Lachen tapfer verbissen haben — er schien unser Vorgehen doch als eine Indiscretion zu empfinden. Es war eine Sache der Scham für ihn. Und man soll auch nicht einfallen ins Land der Kinderseele, man soll es behutsam anstellen, dass sie einen selbst hereinziehen. Wenn ihr Entzücken einmal recht groß ist, thun sie's schon.

Eine zartgebaute Welt, das Kinderparadies! Ein einziger rauher Hauch aus der kalten Welt der Erwachsenen — und tausend Blüten fallen auf einmal von seinen Bäumen. Es gibt ein Wunder, das ist so groß wie ein Pfennig, rund wie die Sonne und mildglänzend wie der Mond; du bewegst es ein wenig — und versteckte Farben leuchten daraus hervor: das durchsichtige Grün des Nordmeers, die Röthe des Abendhimmels . . . Lass aber ein paar unrechte und grobe Finger darüber kommen und es verächtlich auf den Tisch werfen — so ist es ein armseliger Perlmutterknopf! — — —

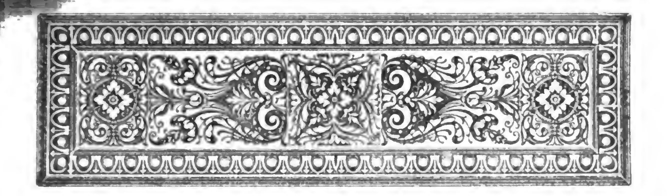
Im Hüttlein am Feld.

Wie hauf' ich so gern
Im Hüttlein am Feld
Da bist du mir fern,
Du lockende Welt.

Hier halte ich Rast
Und suche — nicht dich.
Behalt', was du hast,
Und lasse mir — mich.

R.





Kleine Laube.

Eine National-Casse.

Zu dem „Nationalen Vorschlag" im „Heimgarten", Novemberheft 1899.

Nun, haben Sie Ihre fünfundzwanzig Millionen schon beisammen?" Mit diesen Worten klopfte mir auf der Straße jemand die Achsel. — Millionen? Ich? — Ach ja so, die Frage bezog sich auf meinen „Nationalen Vorschlag" dass jeder in Österreich, der sich als deutschnational bekennt, für deutschnationale Zwecke seines Vaterlandes den zehnten Theil seines Vermögens opfern solle.

„Haben sie tüchtig geopfert?" fragte jener weiter und um seine Mundwinkel spielte diabolischer Hohn.

Nein, geopfert haben sie nicht, die lieben Deutschen, bloß geschwiegen haben sie. Geschwiegen, da sie doch sonst so gerne reden. — Etliche Zuschriften sind mir zwar ins Haus gekommen. Der eine fragte mich besorgt, wie es mit meiner Gesundheit stünde? Ob ich denn wirklich glaube, dass politische Fragen Herzens- und Gewissensfragen wären, denen man solche Opfer bringt? Politik und Geldhergeben! — Ein zweiter zieh mich schwarzer Bosheit. Mein Vorschlag wäre ironisch gemeint und wolle nur zeigen, dass die Liebe zur Nation nicht ganz bis zum Geldsack reicht.

Eine dritte Zuschrift fand, dass es von mir sehr großmüthig gewesen sei, für den Zweck selbst einen wesentlichen Theil meiner Habe beizutragen, falls es auch die anderen thun, sehr großmüthig und — ganz gefahrlos. Nur in zwei oder drei Zuschriften fand ich die begeisterte Bereitwilligkeit, mitzuthun. Wäre unter diesen ein Millionär gewesen, ich hätte ihn gleich abgefangen, aber es waren arme Leute. Ein kleiner Beamter aus Wien schrieb, dass er mit seiner Familie ein Vermögen von 2000 fl. besitze und fragte gleich an, wohin er den zehnten Theil davon schicken dürfe. Von unseren deutschen Großleuten, Politikern und Parteimännern hat mich keiner mit seiner Zuschrift beehrt.

Mehrere Blätter haben meinen Vorschlag abgedruckt, wohl vielleicht nur als Curiosum, etwa wie man ein auftauchendes Seeungeheuer oder eine weiße Gemse im Flachlande in die Zeitung druckt. Eine Bemerkung zu meinem Vorschlag, eine Kritik desselben, hat meines Wissens nur eine tirolische Zeitung gebracht, aber auch

diese im pessimistischen Sinne. Hätte doch nicht einmal der deutsche Schulverein, der ebenfalls einen großen nationalen und ethischen Zweck verfolgt, die nationalgesinnten Deutschen zur gemeinsamen mäßigen Unterstützung begeistern können. Wie würde erst eine so gewaltige Forderung die Leute kopfscheu machen! — So und ähnlich lauteten die Entgegnungen.

Das war eigentlich wohl zu erwarten. Und doch hatte ich es anders erwartet — wie, das will ich schon noch sagen.

Ich halte die Durchführung meines Vorschlages trotzdem für möglich, denn die Geschichte lehrt, dass starke Völker in Zeiten der Noth sehr opferfroh werden können. Die Gefahr für uns ist leider nur eine schleichende; in Kriegszeiten besinnen wir uns keinen Augenblick, Gut und Blut für Vaterland und Volk hinzugeben. Allerdings gibt es Leute, die weniger gern ihr Geld, als ihr Blut geben, aber auch über diese Schwäche, dächte ich, ließe sich hinauskommen. Man gibt so ungern in der Vorstellung, dass mit der einen Gabe nichts gethan ist, dass es auf sie schon nicht mehr ankommt. Ich glaube, man gibt lieber hundert Gulden, die unter Umständen eine Million bedeuten, als fünf Gulden, die wie ins Wasser geworfen zu sein scheinen. Und anderseits haben die kleinen Gaben wieder das Schlechte, dass wir damit unser Gewissen betrügen, als hätte man nun für sein Volk etwas geleistet. Der deutsche Schulverein, die Südmark, sie wirken gewiss bedeutsam, dort wo sie wirken können. Allein dieses Wirken im Kleinen, Zerrissenen, was bedeutet es gegenüber der furchtbaren Gefahr, die uns bedroht, der ungeheuren Arbeit, die geschehen muss, um uns zu behaupten.

Jemand hat mich in tiefem Brustton gefragt, ob ich denn glaube, dass man ein nationales Volksthum mit Geld retten könne? Meine Antwort, dass es ihm ja frei stehe, es mit seinen eigenen Händen zu retten, wenn er wisse, wie das anzufangen sei. Die nationalen Vereine appellieren ja doch auch auf Geldbeiträge, ohne der persönlichen und moralischen Opferwilligkeit Schranken setzen zu wollen. Natürlich ist für große Zwecke der Einsatz der vollen Persönlichkeit das Wichtigste, ja ganz unerlässlich. Doch wer nicht einmal einen Theil seiner Habe geben mag, der gibt seine Person schließlich auch nicht. Übrigens geht mein Vorschlag schon so nahe an die Haut, dass es sich gar nicht mehr um ein gewöhnliches Geldopfer, sondern geradezu um eine Heldenthat handelt. Wer den zehnten Theil seiner schwer erworbenen Habe hingibt, der setzt wirklich ein Stück seiner Kraft, seiner Persönlichkeit mit ein. Mit einer solchen Hingabe eines Theiles seiner wirtschaftlichen Existenz verschreibt der Mann demselben Zweck auch einen Theil seiner Seele. Wer sein Geld im Deutschen Haus anlegt, der wird sicherlich auch in seiner übrigen Lebensführung trachten, dieses Haus zu stützen und zu fördern. Sein ganzes Streben wird ein nationales sein. Mit dem Opfer kommt erst die rechte Liebe.

Unzähligemale werden wir angegangen um Beiträge für nationale Zwecke. Wir geben Schundbeträge, und selbst die nicht einmal gerne, weil wir eben empfinden, dass die tausend Kleinigkeiten doch nicht klecken. Auch ich bin so ein Knauser. Käme es jedoch darauf an, mit einem großen, schweren Opfer ein- für allemal eine entscheidende nationale That zu vollführen, dann wäre ich dabei ohne jedes Bedenken. Und wenn man soll glauben dürfen an die Echtheit unserer nationalen Begeisterung, so müssten Hunderttausende dabei sein[1]).

---

[1]) Das sollte überhaupt festgehalten werden:
Seine Kraft für kleine Almosen zu vertrödeln, anstatt sie einheitlich einem Großen, Gemeinsamen zu weihen, heißt so viel, als das Öl eines Leuchtthurms, das den Ocean erleuchten sollte, an die Armen der benachbarten Hütten zu vertheilen. Während die Armen ihr sicheres Stübchen beleuchten, geht draußen das Schiff zugrunde.

Die Bedeutung und die fruchtbare Eigenart meines Vorschlages liegt in der Gegenseitigkeit, in der Gemeinsamkeit. Ein Soldat wird sich nicht allein vor den Feind stellen, doch gemeinsam mit der Armee schlägt er sein Leben muthig los. Es gibt ja zwar unter den Deutschnationalen einzelne, die sich persönlich ganz für die große Sache hingeben, mit ihr stehen und mit ihr fallen. Mit ihr fallen! weil die übrigen Gesinnungsgenossen wohl mitschreien, aber nicht mitwirken. Es mag auch schon geschehen sein, dass einer sein Hab und Gut für die nationale Sache gespendet hat — ein schweres und doch fruchtloses Opfer, weil er beim Opfertisch — vereinsamt blieb.

Ganz anders, wenn einer für alle und alle für einen stehen, wenn jeder weiß, dass gleichzeitig mit ihm alle Gesinnungsgenossen die große Gabe hinlegen — so dass mit einemmal eine gewaltige Kraft aufgespeichert wird für die unbeschreiblich wichtige Sache. Ich meine, da könnte es doch keinem so furchtbar schwer fallen, sein Sparcassenbüchl ein wenig zu reducieren, oder den zehnten Theil seines Feldes, seiner Fabrik, seiner Ware der Nationalcasse zu verschreiben. Und wenn die Männer ihre Bier- und Tabakfreuden, die Frauen ihren Schmuck darbringen, so entspricht das nur der so oft proclamierten nationalen Gesinnung.

Denn ich halte diese jetzt so allgemein betonte Gesinnung wirklich für ernst, und so habe ich angenommen, dass bei Durchführung meines Vorschlages in Österreich nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen Gulden zusammenkommen dürften. Sollte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben, dann könnte es sein, dass dieser Wirt auch nicht auf seine Rechnung käme! Und doch rechnen die Deutschen auf ein starkes, einiges, treues Volk der Zukunft.

Nun aber die wichtige Frage, wie müsste das Geld angewendet werden? National — das ist ein gar weiter Begriff, es fehlt an einem streng bestimmten Zweck. Der eine würde dies, ein anderer das durchgeführt haben wollen, da würden die lieben Deutschen sich wieder streiten und die Nationalcasse könnte erst recht ein beständiger Zankapfel werden. — Nun, ich denke vorläufig, was der deutsche Schulverein, die Südmark im kleinen thun, das könnte die Nationalcasse im großen leisten. Mit einer Million fälliger Zinsen jährlich würde man recht vielseitig auf ein und dasselbe Ziel hinarbeiten können. Und jedem stünde es wohl frei, seine Spende innerhalb des nationalen Gedankens einem besonderen Lieblingszweck zu widmen, so dass er klar sieht, wofür er gibt. Die Thätigkeit der Nationalcasse wäre etwa: Gründung deutscher Schulen, deutscher Kirchen, Verbreitung deutschen Schriftthums, Fondierung der deutschen Presse, besonders aber auch Bodenankauf und deutsche Ansiedlung an den Grenzen, Unterstützung deutschen Bauernthums in gefährdeten Gegenden, Errichtung von Erziehungs- und Ausbildungsanstalten für Dienstboten, Gewerbsarbeiter, damit auch unsere deutschen Leute anspruchsloser und für alle Arbeit tüchtig werden und wir nicht nöthig haben, die Deichgräber, Bergknappen, Maurer, Köchinnen u. s. w. aus fremden Völkerschaften zu beziehen. — Schon nach wenigen Jahren würde es anders aussehen; so bedeutende Hilfe müsste das nationale Bewusstsein in alle Theile des Volkes tragen, die deutsche Cultur müsste sich vertiefen, die deutsche Volkswirtschaft sich heben, und der Verlust der zehn Procente würde bald verschmerzt sein. —

Ich habe ja allerdings nicht erwartet, dass mein nationaler Vorschlag sofort begeisterte Annahme finden würde. Aber ich hatte gedacht, dass er in Blättern besprochen und kritisiert werden dürfte. Pessimisten wäre es frei gestanden, seine Unmöglichkeit zu beweisen und dabei sehr ironisch und witzig zu sein. Ernster Denkende hätten den Vorschlag verbessern oder einen ganz neuen machen können, da die Sache schon einmal angeregt wäre. Praktische Männer hätten über die Höhe des Opfers, über die Verhältnismäßigkeit desselben, über die Art der gegenseitigen Vereinbarung,

über die Eintreibung des Geldes, dann über die Organisation und die Verwaltung einer solcher Nationalcasse zu sprechen gehabt. Die Sache hätte möglicherweise Eingang in die nationalen Vereine finden können, selbst Parlamentarier und Politiker hätten sich fragen dürfen, ob der Vorschlag nicht einer Beachtung wert wäre.

Nichts von dem. Man zankte zur Zeit mit den Ungarn, man schimpfte über die Czechen, man fluchte über die Clericalen, man schalt über die Juden, man polemisierte gegen die Liberalen; die Deutschen entzweiten, beleidigten, verleumdeten sich wieder einmal gegenseitig — da war ihnen freilich der Gedanke an eine positive nationale That zu geringfügig.

Wenn euch zur That der Glaube fehlt, mir fehlt er zum Worte. Mir fehlt der Glaube, als ob mit dem Reden allein alles gethan sei. Ich habe jetzt freilich auch nichts anderes als das Wort, um euch, die national gesinnten Deutschen Österreichs, noch einmal einzuladen, über den Vorschlag zur Gründung einer Nationalcasse nachzudenken, beziehungsweise einen besseren zu machen. Dass unseren vielen Worten endlich einmal eine That folgen muss — das liegt auf der Hand.

Peter Rosegger.

Poetenwinkel.

Das Volkslied.

Wie die gold'ne Sonne scheinet
Über Gipfel, Wald und Flur,
Oder rasch ein Regen weinet,
Und der Saat ist's Freude nur —;

Wie der Falter um die Zweige
Trunken eine Stunde kreist
Und schon taumelt in die Reige
Seiner Wonnen, eh' du's weißt —;

Wie das Leben bei dem Tode
Treu im Brautgewande steht,
Ahnungslos das morgenrothe
Mit dem blassen Burschen geht —;

All das unbewusst vereinet
Und dazu der Menschenklang —
Ob gejauchzet, ob geweinet,
Dieses ist des Volkes Sang!

Hermann Hango.

* * *

Das Verlangen.

Die Liebe kam des Weg's gegangen
Und kehrt' in mir verstohlen ein,
Mit ihr das Glück; — doch das Verlangen
Es folgte dräuend hinterdrein.

Die Liebe blieb, das Glück bestehen,
Doch das Verlangen harrte aus;
Ein jedes Ding, es muss vergehen,
Auch Lieb' und Glück zieh'n einst hinaus.

Doch als sie in dem Herzen blieben,
Kam das Verlangen rauh heran,
Heischt' Einlass sich und seinen Trieben;
Und zitternd ward ihm aufgethan.

Bald war die Lieb', das Glück entschwunden
Und das Verlangen blieb allein;
Als ich es endlich überwunden,
Da kam die Pein!

Robert Plischke.

* * *

Wandlung.

Als noch die Lieb'
Mich vorwärts trieb,
Träumt ich so gerne
Von meinem Sterne.

Als sie entschwunden,
Stillt' ich die Wunden,
Sucht' Trost zu träumen
An Waldessäumen.

R. Seidlich.

* * *

An meinen Stern.

Aus finst'rer Nacht hab' ich geblickt zu meinem Stern
Und hab' dem gold'nen Glanz getraut von meinem Stern,
Und angezogen von dem Licht, flog ich durch Äthers Höh'n
Auf leichten Liebesschwingen hin zu meinem Stern.
Nun bin ich ihm so nah, mich wärmt der holde Schein,
Und meine Wangen jugendlich erglüh'n von meinem Stern;
Er küsst der Freuden Kelch in meinem Herzen auf,
Und meine Arme strecken sich nach meinen Stern. —
Werd' jemals ich, vergessend allen Erdenschmerz,
In sel'ger Lust umarmen können meinen Stern?
Und meine Träume offenbaren können ich
Der einz'gen treuen Menschenseele, meinem Stern?
Werd' ich, berauscht von seinem süßen Himmelslicht,
Ihm Liebeslieder singen können meinem Stern?
In denen sich der Seele reinste Liebe malt,
Die aufgesauget ward von meinem Himmelsstern?
O werd' einmal zum Lohn für meine Lieder all
Die Lippen küssen dürfen ich von meinem Stern?
Ich hab' — er weiß es nicht — in stiller Mondesnacht
Das Bild in Wonnen oft geküsst von — meinem Stern!

* * *

Am Friedhof entlang.

Die Mauer ist kahl und grau und hoch,
Die hunderte Gräber umheget.
Nun dunkelt es überm Gräbergefild,
Die Ruhe ist tief, ein Lüftchen nur spielt
Im Laub, das leise sich reget.

Die Straße ist breit und sonnig noch,
Obwohl es schon Abend will werden.
Ich schreite der Friedhofmauer entlang:
Sie schlafen so still, sie schlafen so lang.
Die Tausende unter der Erden.

Hans vom Haselgraben.

* * *

Auf das Grab eines Vogelfreundes.

Wer treu geliebt die Creatur,
Die Gott in Lieb' erschaffen,
Der wird, ein kurzes Weilchen nur,
Bewacht von Liebe, schlafen.
Wie muss es wonnig in die Gruft
Des theuren Schläfers dringen,
Wenn Vöglein in der Himmelsluft
Vom ewigen Leben singen.

* * *

Bleamerl va dohoam.

Himmelschlissl guldgelb
D' gonzi Schlosswiesen vull!
Mitn Kepferl thoans nicka,
Dass ich's obrockn sull.

Vielleicht is oans drunter,
Des taugli sein wird,
Dass's mir und meiner Gredl
In Himmel auffspirrt.

Und wonn an iadi Kirchn
Zwanzg Glockenthirm het,
So vül Glecklern, wia der Kuhlgrobn
Hetns ollizsomm net.

So a Gleckerl is weiß
Wia der frischgfollni Schnee,
Unds Glockensal grean
Wia da softigste Klee.

Wia ih zletzt hon mein Derndl
Ans Herz drückt mit Gwolt,
Do hobns wunderbor zsommgleit
Olli Glecklern in Wold.

Joh. Friedrich.

Neujahrsgebräuche im badischen Schwarzwald.

Im Jänner-Heft 1897 hat der Herausgeber des „Heimgarten" das Weihnachtsingen in den Alpengegenden beschrieben. Auch auf dem Schwarzwald herrscht heute noch der ähnliche Gebrauch zum Neuen Jahre. Viele schöne Gebräuche hat aber auch die „moderne Cultur" in unseren einsamen Gebirgsgegenden verdrängt, und ist damit ein schön Stück Volkspoesie untergegangen. Doch das Neujahrsingen, im Volksmund kurzwegs Schnitzsingen genannt, hat sich trotz den polizeilichen Verordnungen bis heute erhalten. Freilich wird den letzten Sonntag vor Neujahr bekannt gemacht: Das Singen und Schießen in der Neujahrsnacht ist bei fünf Mark Strafe verboten, aber das kann die jungen Burschen nicht davon abhalten.

Wohl hat unsere Zeit manches nicht mehr gegen früher. Die jungen Burschen, welche das Singen veranstalten, ziehen am Sylvesterabend von Haus zu Haus, wo sie das nacher beschriebene Lied zum besten geben. In der Regel erhalten dieselben an jedem Haus ein Geldgeschenk, worauf dann ein Danklied gesungen, und um ein Haus weiter gegangen wird. In früherer Zeit gab es wenig Geld, sondern „Schnitze" (gedörrtes Obst), daher der Name „Schnitzsingen". Die wohlhabenden Bauern gaben nicht allein Schnitze, sondern auch Speck, ja manchmal sogar einen Schinken. Doch wie gesagt, dieses ist vorüber. Am Dreikönigstag wurde dann ein Schnitzessen in einer Wirtschaft veranstaltet, wo es nicht selten hoch her gieng und bei den Klängen einer Mundharmonika und Schwegelpfeife das Fest seinen Höhepunkt erreichte. Selbstverständlich ließen sich dabei die frischen Schwarzwaldmädchen nicht fehlen.

Nun wollen wir den verehrten Lesern das Schnitzlied zum besten geben:

„Heute ist ja die kälteste Nacht,
Das Kindelein Jesu geboren war,
Es ist geboren und das ist wahr,
Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr,
Ein neues gut's Jahr und auch viel Glück,
Drum beten wir an Herrn Jesu Christ.

Jetzt steh'n wir um den achten Tag,
Das Kindelein Jesu beschnitten war,
Es ist beschnitten und das ist wahr,
Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr u. s. w.

Jetzt steh'n wir um den zwölften Tag,
Die heiligen Dreikönig, die reisen allda,
Die heiligen Dreikönig die reisen all,
Die brachten dem Kinde das Opfer sobald,
Sie brachten ihm Silber und rothes Gold,
Sie sein's dem Kinde von Herzen so hold,
Sie sein's ihm hold und das ist wahr,
Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr u. s. w.

Jetzt steh'n wir um den zwanzigsten Tag,
Das Kindelein Jesu verrathen war,
Es ist verrathen und das ist wahr,
Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr u. s. w.

Jetzt steh'n wir um den dreißigsten Tag,
Das Kindelein Jesu entflohen war,
Es ist entflohen und das ist wahr,
Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr,
Ein neues gut's Jahr und auch viel Glück,
Drum beten wir an Herrn Jesu Christ, Herrn Jesu Christ."

Dann thut ein Bursch den sogenannten Spruch, welcher also lautet:

„Jetzt haben wir dem Hausvater gesungen zu einem neuen guten Jahr, was er uns gibt, wollen wir von ihm tragen, er soll uns ein paar rostige Thaler schießen, nicht zu klein und nicht zu groß, dass es den Schnitzsack nicht verstoßt.

Hausvater steig ins Dach, hol' runter ein Stück Rippbach (Rippchen), nit zu klein und nit so groß, dass es den Schnitzsack nit verstoßt. Hausvater, steig weiter nauf in First, hol' runter von deine Bratwürst, nimm von denen langen und lass die kurzen hangen. Nimm eine, die dreimal langt um den Kachelofen herum zum Fenster hinaus, zur Hausthüre herein, das muss eine herrliche Bratwurst sein. Oder gib uns ein Glas Schnaps, den trinken wir auf dem Platz, gib uns eine Platte Schnitz und Speck, so gehen wir vor der Thüre weg, oder hole uns ein Krüglein Wein, so gehen wir zu dir hinein."

Jetzt folgt eine Pause, während der Bauer Licht macht und gewöhnlich ein Geschenk hinaus reicht. Oft ladet der Hausherr auch ein, in die Stube zu kommen, wo er ein Glas von dem bekannten Kirschenwasser, sowie ein Stück geräucherten Speck auftischt.

Nun wird das Danklied gesungen, welches folgendermaßen lautet:

„Ihr habt's uns redlich und ehrlich gegeben, ihr sollet das Jahr mit Freuden erleben, wir wünschen dem Bauer ein goldenen Wagen, damit er kann ins Himmelreich fahren, wir wünschen der Bäuerin eine goldene Kron', Gott geb' ihr dafür den ewigen Lohn."

Ist der Bauer aber geizig, so läßt er sich für alles Wünschen doch nicht stören und gibt nichts, dann wird ihm zum Spott noch gesungen:

„Du hast uns redlich nichts gegeben, der Teufel soll dir den Hals runtersägen."

Oder es wird ihm zu Abschied ein glückseliger St. Johannestag gewünscht, welcher Tag nach altem Aberglauben ein Unglückstag sein soll.

So wird die ganze Nacht fortgewandert von Haus zu Haus, am Morgen wird dann der Erlös vertheilt und am Neujahrstag gewöhnlich vertrunken.

Distichen.

Von Adolf Pichler.

Schlägst in die Kohlen du, so steigen leuchtend die Funken:
Reine Flammen erweckt oft aus der Asche das Leid.

*

Herrliche Sonne, du strahlst auch für die Mücken, sie tanzen
Lustig im warmen Licht. — Wirst du sie zählen? — O nein!

*

Anstatt sittlich zu werden, seid ihr moralisch geworden:
Hinter dem Fächer schielt ihr nach dem Teufel der Lust.

*

Nützen die Blumen am Berg? — Was suchst du sie zu zertreten!
Dass sie fröhlich gedeih'n, spendet der Himmel den Thau.

*

Reute das Unkraut aus, doch darfst du nimmer ermüden,
Wächst es unter der Hand immer von neuem dir nach.

Der Weltuntergang.

Wer den Weltuntergang erleben will, der muss alt werden. Und wer alt wird, der kann manchen Weltuntergang erleben. Solche Weltuntergänge sind freilich keine natürlichen, bloß künstliche, sie werden gemacht. Es ist in den Leuten ein Bedürfnis vorhanden nach dem Gruseln des Weltunterganges. Wenn Astronomen einmal etwas von Kreuzungsstationen am Himmel fallen lassen, oder von einem himmlischen Vagabunden munkeln, alsbald wird von bevorstehenden Zusammenstößen gesprochen. Nun sind aber solche Zusammenstöße, von denen im voraus gesprochen wird, nie gefährlich, nur solche sind schlimm, von denen erst nachher gesprochen wird. Aber der Weltuntergang hat schon auch sein Missliches und der allgemeinen Sicherheit wegen müsste er eigentlich polizeilich verboten werden. Schon der Selbstmorde und schlechten Witze wegen, die seinethalben verübt werden. Ich würde sogar die Sternschnuppen und Meteore beanständen, erstens weil es nicht ausgeschlossen ist, dass sie jemanden treffen können, und zweitens weil sie manchmal momentan ein grelles Licht verbreiten, das in unserem dumperen Mittelalter verwirrend wirken könnte. Wirkt doch schon die bloße Kenntnis des Gestirnlaufes verwirrend, weil sie Galileis „Und sie bewegt sich doch!“ bestätigt, während Millionen von Menschen täglich mit eigenen Augen sehen, dass die Erde bumfest steht und die Sonne auf und nieder geht. Freilich gibt es auch solche Leute, die sich weder um Himmel, noch Sternschnuppen bekümmern, weil ihnen die ganze Welt schnuppe ist. Mir für meinen Theil war wieder der Weltuntergang schnuppe, und während Tausende in der Nacht darauf aus waren, um den Untergang dieser Welt zu beobachten, lag ich im Bett und träumte mir bereits eine bessere.

Da nicht einmal der Sternschnuppenfall in seiner von Gelehrten vorausgesagten Mächtigkeit und Herrlichkeit eingetreten ist, so dürfte man fürs nächstemal den Propheten wohl mit einigem Misstrauen entgegenkommen? Nein. Wenn sie demnächst verkünden, dass am 1. April 1900 die Sonne herabfallen wird wie eine Hängelampe, an der die Maus den Strick abgebissen hat, so werden die einen darüber wieder ihre Witze machen, die andern sich halb zu Tode ängstigen, und etliche sicher ihre Wassereimer füllen, falls die Sonne gerade auf ihr Hausdach fallen sollte.

M.

Skilauf-Lied.

Der Winter kam, tief liegt der Schnee,
Bereitet ist die Bahn,
Hinaus, hinauf auf Bergeshöh'
Längst brach der Tag schon an.

Die Luft ist ruhig, rein und klar,
Es lacht der Sonnenschein,
Hellt lockt der Meisen emsige Schaar
Im dunklen Fichtenhain.

Der Hase spitzt das scheue Ohr,
Der Falk' streicht über's Feld,
Macht auf, schnell auf, die Thür, das Thor!
Wie schön ist doch die Welt!

Die Skie her! nun steckt den Fuß
Leicht durch den Riemengurt,
Doch nicht zu weit er sitzen muss,
Sonst hindert er im Spurt.

Zur Rechten dann den langen Stock,
Zum Stützen und zum Stoß,
Für manchen noch ein kurzer Rock,
Der nur reicht bis zum Schoß.

Jetzt langsam gleiten, Schritt für Schritt,
Die Skie parallel,
Doch nehmt mir auch die Handschuh' mit,
Dass später euch nichts fehl'.

Still ist es rings, fern Menschenschwarm,
Entschwunden Hof und Haus,
Wird euch beim Laufen allzu warm,
Zieht nur den Rock euch aus.

Am Fuß des Hügels steh'n wir nun,
Jetzt heißt es traversier'n,
Ganz oben können wir dann ruh'n,
Und auch im Frei'n dinier'n.

Juchhei! juchhe! das wär' gethan,
Wie weit streift hier der Blick,
Doch kommt der Abend bald heran,
Wir müssen noch zurück.

Drum ausgepackt den Proviant,
Die Flasche munter kreis',
Sie schlingt um uns ein Freundschaftsband,
Macht uns die Wangen heiß.

So, fertig alles! rüstet euch
Zur Abfahrt in das Thal,
Und stürzt ihr auch, der Schnee ist weich,
Drum bangt nicht vor dem Fall.

Hei! wie es sausend geht bergab.
Der Schnee stäubt wild empor.
Die Füße fest! ein nasses Grab
Steht euch sonst leicht bevor.

Nur nicht verzagt, es naht das End',
Schon langsam wird die Fahrt,
Den Stock zum Steuern wohl verwend't
Nach kräftiger Flößerart.

Und jetzt nach Haus auf neuem Weg,
Nicht lieb' ich alt' Geleis,
An Baum und Strauch auf schmalem Steg,
Vorbei an dürrem Reis.

Es dunkelt schon, die Sonne sank,
Leis knirscht der Schneebelag,
Heil sei dem Ski! ihm unser Dank
Für diesen frohen Tag.

W. Büsing.

Ein Zweikampf.

Von F. Hornig.

Den Kampfplatz bildet ein Stück tannenumsäumte Landstraße, und als Tribüne kann man mit einiger Berechtigung den weißen Feldstein ansehen, auf dem ich nach langer Wanderung ein wenig ausruhte und dabei die kleine Welt zu meinen Füßen betrachtete. Da liefen und schwirrten sie denn emsig an mir vorüber, die winzigen Bewohner von Wald und Feld, die kleinen Waldameisen, Käferchen, Fliegen und Wespen; ein jedes gieng seinem „Broterwerb" nach, gerade wie wir Menschen auch.

Mein besonderes Interesse fesselte aber schon seit geraumer Zeit eine schwarzbraune, mit weißen Beinen gezierte Labyrinthspinne (Agelena labyrinthica), deren aufgespanntes Netz ich an einem nahen, niederen Gebüsch entdeckte, während sie selbst in scheinbarer Unthätigkeit am Rande des Straßengrabens im kurzgeschnittenen Grase saß. Spinnen gehören zwar durchaus nicht zu meinen Lieblingsthierchen, dennoch widmete ich ihr meine Aufmerksamkeit, denn ich dachte mir: „Aha, die hat etwas am Rohre!" — Und so war es auch.

Nicht allzuweit entfernt von ihr tummelte sich eine große, schwarze Ameise (Formica herculanea) in „verdächtiger" Weise und rückte langsam, aber dessenungeachtet sicher in immer kleineren Kreisen der Spinne näher. Beide Thierarten leben bekanntlich in demselben freundschaftlichen Verhältnisse wie Hund und Katze, und ich war daher gespannt auf einen sich etwa entspinnenden Kampf. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, so stürzte die Ameise ganz urplötzlich in gerader Linie auf die Spinne los, die ihrerseits der längst gesehenen Gegnerin auch schon auf halbem Wege kampfbereit entgegenkam. Im Nu begann ein erbittertes Ringen, wobei die Ungleichheit der streitenden Parteien in interessanter Weise zutage trat. Hier die schlanke, verhältnismäßig kleine, aber ungemein gewandte Ameise — dort die wohl mindestens ums Vierfache größere und demzufolge stärkere Spinne! Aber die Ameise ging mit glänzender Bravour vor — bald von dieser, bald von jener Seite erneuerte sie ihre wüthenden Angriffe, und alle Versuche der Spinne, die Gegnerin mit den Füßen und Fresswerkzeugen zu erfassen, scheiterten an der geschickten Abwehr der Ameise. Schließlich bewahrheitete sich wieder einmal der schon oft bewährte Kämpferspruch: „Gewandheit geht vor Kraft!" und die Spinne fiel nach mehrere Minuten langem Kampfe er-

mattet der Ameise zum Opfer. Diese packte nun mit den vordersten Beinen die Spinne, und rückwärts laufend zog sie die Besiegte hinter sich her, die ihre letzten Kräfte noch dazu benutzen musste, der Siegerin zu folgen, wenn sie sich nicht erbarmungslos über die Steine schleifen lassen wollte. Erstaunlich rasch aber kam die Ameise trotz ihrer Last und dem Rückwärtslaufen vom Fleck, und ich entschloss mich, dem Triumphzug der Siegerin zu folgen, denn ich war wirklich neugierig geworden, wie weit entfernt der Ameisenbau wohl liegen mochte, zu dem unzweifelhaft die „Partie“ nun gieng. Nach vollen 20 Schritten machte die Ameise Halt, ließ ihre Gefangene frei, und nachdem sie sich überzeugt, dass diese völlig entkräftet und ein Fluchtversuch unmöglich war, lief sie seitwärts in den Straßengraben und war bald meinem Blicke im Grase entschwunden. Dass die Ameise ihre Beute im Stiche lassen würde, war nicht gut anzunehmen, ihre Entfernung musste darum einen anderen Beweggrund haben. Ich legte mich also von neuem aufs geduldige Abwarten, denn es war mit ziemlicher Gewissheit darauf zu rechnen, dass die „Entschwundene“ über kurz oder lang zurückkehren würde.

Unterdes betrachtete ich mir die arme Besiegte, die, bereits halbtodt, sich nur noch ganz schwach einmal bewegte. Da wandelte mich die Lust an, die Spinne an einen etwas entfernteren Ort zu legen, und ich war boshaft genug, der Ameise diesen Streich zu spielen. Alsdann schaute ich mich nach der „Heldin des Tages“ um, und es mochten wohl einige Sekunden verstrichen sein, als ich endlich — genau an derselben Stelle, wo sie im Graben verschwunden war — eine — zwei — drei — nein, einen ganzen kleinen Trupp Ameisen herankrabbeln sah, der sichtlich von einer Führerin geleitet wurde.

In directer Linie gieng es auf den Platz zu, wo die Spinne niedergelegt worden war — aber wie groß mag wohl die allgemeine Enttäuschung gewesen sein! Da war nichts mehr zu finden! Anscheinend rathlos liefen die Ameisen ein Weilchen hin und her, bis auf einmal eine von ihnen — jedenfalls die schnöde um ihre Beute gekommene Kämpferin — sich weiter und weiter von ihren Genossinnen entfernte, um schließlich, wenn auch nach einigen Abweichungen, an den Fleck zu kommen, wohin ich die Spinne getragen. Sogleich stürzte sie sich auf die Wiedergefundene und schleppte sie zu ihren Hilfstruppen, die alsbald herbeieilten und sich diensteifrig am Transport der besiegten Gegnerin betheiligten. Es formierte sich ein richtiger kleiner Zug, der — die Spinne in der Mitte — sich nun den Straßengraben hinunter, auf der anderen Seite hinauf und dann nach dem Walde zu bewegte. Ich schloss mich dem Trupp an und stand nach etwa acht Schritten vor einem mindestens zwei Fuß hohen, sogenannten „Ameisenhaufen“, in dessen Innerem binnen kurzem die Ameisen sammt der Spinne verschwunden waren.

Jedenfalls ist die erbeutete Feindin dann gar bald von den Siegern als leckeres Mahl verzehrt worden und hat somit das kleine Trauerspiel von der Landstraße einen endgiltigen Abschluss gefunden. („Deutscher Thierfreund.“)

Werden große Männer alt?

Man ist versucht, nein zu sagen, wenn man an Schiller, Byron, Mozart und Rafael denkt. Und doch erreicht fast die Hälfte aller „Führer der Menschheit“ das vom Psalmisten besungene Alter von 70 Jahren. Aus folgender Zusammenstellung ist dies zu ersehen: Heerführer: Moltke wurde 91 Jahre alt, Wellington 83, Bernadotte 80, Blücher 76, Dschingis Khan 72, Tilly 72,

Marlborough 72, Marius 71, Timur 68, Themistokles 65, Hannibal 63, Napoleon 51, Alexander der Große 32; Gelehrte: Humboldt 89, Newton 84, Plato 82, Kant 79, Galilei 78, Copernicus 70, Linné 70, Leibniz 70, Sokrates 68, Aristoteles 62, Hegel 61, Descartes 53, Spinoza 44; Staatsmänner: Talleyrand 84, Bismarck 83, Augustus 76, Disraeli 75, Friedrich der Große 74, Karl der Große 71, Washington 67, Cicero 63, Cromwell 59, Richelieu 57, Cäsar 55, Alfred der Große 52, Pitt 47, Mirabeau 42; Dichter und Schriftsteller: Sophokles 90, Xenophon 86, Voltaire 84, Goethe 83, Victor Hugo 83, Corneille 78, Herodot 76, Euripides 74, Thukidydes 70, Petrarca 70, Rabelais 70, Aeschylos 69, Cervantes 68, Milton 65, Scott 61, Hamerling 59, Racine 59, Horaz 57, Dickens 57, Dante 56, Shakespeare 52, Virgil 51, Molière 51, Anzengruber 50, Schiller 45, Byron 36; Maler: Tizian 99, Michel Angelo 89, Rubens 63, Rembrandt 63, Velasquez 61, Holbein 57, van Dyck 52, Correggio 40, Raphael 37; Religionsstifter: Confucius 71, Luther 66, Mohammed 62, Calvin 54; Musiker: Haydn 77, Händel 75, Spohr 75, Palestrina 70, Wagner 70, Bach 65, Beethoven 56, Schumann 41, Weber 39, Chopin 39, Mendelssohn 38, Mozart 35, Schubert 31. Die Musiker weisen von allen Berufsarten der Zusammenstellung das niedrigste Durchschnittsalter auf. Soll man daraus schließen, dass Musik die ungesündeste Kunst sei? Oder ist sie die himmlische, die den Menschen am ehesten von der Last der Scholle erlöst?



Spielhagens neuer Roman.

Opfer. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staakmann. 1900.)

Die neueste Gabe Spielhagens ist ein socialistischer Zeitroman. Schauplatz Berlin. Ein Aristokrat, Graf Wilfried, aus fürstlichem Geblüte, der mit einer schönen Dame aus der Gesellschaft verlobt ist, eine Erbtante hat und überhaupt sehr warm in seinen Kreisen sitzt, lernt ein armes Mädchen, Tochter wirthschaftlich und moralisch ganz herabgekommener kleiner Leute kennen, verliebt sich in dasselbe, gewinnt dadurch Einblick in das Elend der Proletarier, wird Socialdemokrat, bricht mit seiner Braut, seiner Goldtante, seinem fürstlichen Bruder, macht Arbeiterfeste mit, hält socialdemokratische Reden, derthalben sogar Versammlungen aufgelöst wurden, verkauft seine vornehmen Einrichtungsstücke und Kunstsachen, um mit dem Erlös der Familie seiner Geliebten aufzuhelfen, bezieht selbst eine ärmliche Kleinbürgerwohnung und will als Schreiber bei einem Advocaten seinen Erwerb suchen. Er ist der Abscheu der „guten Gesellschaft“ geworden. Seine Geliebte jedoch merkt, dass er nicht glücklich ist, dass er in solchen Verhältnissen zugrunde gehen muss. Weil sie sich als die Ursache weiß, dass er Proletarier geworden ist und sie aus wahrer Liebe zu ihm seine Rückkehr zum glänzenden Leben der Vornehmen wünscht, die sie anders nicht erreichen kann, verlässt sie ihn und geht nach Amerika. Der Graf kehrt in seine angestammten Kreise zurück, wo er mit offenen Armen aufgenommen wird, bekommt aber wegen eines ihm zugeworfenen Ausdruckes: „Salonsocialist“ ein Duell an den Hals und fällt.

Das ist die Geschichte des Grafen Wilfried. Sein Charakter ist durch das ganze Buch so gezeichnet, dass man ein tragisches Ende voraussieht in dem Sinne, dass er seinem Ideale zum Opfer fällt. Seine sofortige Rückkehr nach der Flucht des Mädchens zu den aristokratischen Fleischtöpfen und zu all der Schalheit, die er früher so sehr gehasst, belehrt uns peinlich, dass wir es mit einem zwar edelangelegten, aber doch schwachen Menschen zu thun haben, dessen Leben mit dem Ideale nicht übereinstimmt.

Es liegt aber eine große Feinheit des Werkes darin, dass dieser Mann, der sich untreu wurde, zuliebe dem Adel, in einer Un-

sitte gerade dieses Standes, im Duell zugrunde geht. Mir jedoch wäre es lieber gewesen, wenn der Roman sich gänzlich in das sociale Problem vertieft hätte, die Liebe hierin wohl eine treibende Kraft wäre, nicht aber die Hauptrolle spielte. Denn das großartige Zeitbild Spielhagens scheint wahrlich dazu angelegt. In der Schilderung der verschiedenen Gesellschaftskreise und einzelner Charaktere ist unser genialer Autor nie größer gewesen als diesmal. Fürst Dagobert, vornehm im edelsten Sinne, die Erbtante Adele, eine stets ästhetisierende alte Dame, die nur von Goethecitaten lebt, die Banquiers Bielefelder, Elba, die junge herzlose Weltdame, Frau Doctor Brandt, der Tafeldecker Schultz, sein Sohn Hermann, der mit den Millionen durchgeht, was sind das für Gestalten! Nicht Romanfiguren: Lebensgestalten. Man glaubt, sie steigen aus dem Buche heraus. Lotte, die arme Geliebte des Grafen, ist allerdings zu engelhaft gerathen, als dass sie mit voller Lebenswahrheit wirken könnte. Aber wenn es lediglich das ewig Weibliche sein soll, was den Aristokraten hinan, nein, hinabzieht, so muss solches allerdings mit den größten Vorzügen ausgestattet sein. Der Roman ist auf das höchste spannend, stellenweise geradezu erschütternd, und seine Vorgänge dürften dem Leser lange in der Seele haften bleiben. R.

Ludwig Gabillon. Tagebuchblätter, Briefe und Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit sechs Porträts und sieben Abbildungen. (Wien. A. Hartleben. 1900.)

Gleich das erste Capitel dieses Buches zeigt uns den unvergessenen Hofschauspieler von einer neuen Seite: als Schriftsteller. In dem Abschnitte offenbart sich ein eigenartiger dichterischer Genius. Der Lebenslauf dieses urgesunden Kraftmenschen, den weder die Großstadt-Cultur noch die Schauspieler-Eitelkeit unterkriegen konnte, bietet auch für Leute, die der Theaterwelt fern stehen, viel des Interessanten. Gabillons Briefe, Tagebuchaufzeichnungen u. s. w. zeigen, wie weit und breit er das Leben genommen. Am Grundlsee bei den Bauern war er so gut daheim, wie in der glänzenden Künstlerwelt, in der er oft so lustige Allotrias trieb. Auf den Alpenhöhen schritt er so sicher dahin, wie auf den Brettern des Burgtheaters. Der unerschöpfliche Humor verhüllte und entschleierte ein tiefes Weltherz. Wir sehen sein glückliches Familienleben, seinen Freundeskreis, sein künstlerisches Streben, seine Erfolge, und wie er sich über alles hinaus die Liebe zur Natur bewahrt. — Seine Tochter hat mit Herausgabe dieser Erinnerungen nicht bloß treuer Pietät entsprochen, sie hat die Memoirenliteratur um ein prächtiges Buch vermehrt. R.

Dragan Bratow. Von Adolf Flachs. Ein Zeitroman aus Bulgarien. (Berlin. Johannes Räde. 1899.)

Der Verfasser geleitet uns in das an sensationellen Ereignissen so reiche Bulgarien und entrollt eine lange Reihe von farbenbunten Bildern, — in ihrer Gesammtheit ein großes Culturgemälde, welches gleichsam den Hintergrund bildet für den im Vordergrunde der spannenden Handlung stehenden jugendlichen Helden Dragan Bratow und alle die eigenartigen Figuren, zu denen er in feindlichen oder freundschaftlichen Beziehungen steht. Bratow, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, hat es sich zur Aufgabe gestellt, Bulgarien zu regenerieren. Dieses Ziel vor Augen, schreitet er rüstig vorwärts auf dem geraden Wege; das Schicksal will es, dass sich sein Lebenslauf in einer seltsamen Zickzacklinie bewege, und Bratow nimmt ein erschütterndes Ende. Seine wechselnde Liebe zu zwei Mädchen von gegensätzlichem Charakter erhöht noch das Interesse, das man für diesen eigenartigen sympathischen Typus des südöstlichen Europa empfindet. Neben ihm treten einige nicht minder originelle Figuren auf. Zu den besten Partien in diesem Buche gehören die knappe, anschauliche Schilderung einer stürmischen Volksversammlung in Philippopel, die Darstellung eines Abends im Café chantant in Sophia und die große Wahnsinnsscene. V.

Auf der Wildbahn. Ferienabenteuer in deutschen Jagdgründen. Für jung und alt nach eigenen Erlebnissen erzählt von A. Becker. Reich illustriert von Prof. Woldemar Friedrich. Mit Karte des Schauplatzes. (Trowitzsch & Sohn, Berlin.) Aus einer edlen Seele heraus geschrieben, welche die verständnisvollste Vertrautheit mit der Waldnatur verräth, athmen diese Erzählungen und Schilderungen die ganze zarte Innigkeit, mit der das deutsche Gemüth am Waldleben hängt. Gymnasiasten und ein alter Jägersmann sind die Hauptheldendieses Buches, das demnach wohl vorwiegend in den Kreisen der reiferen Jugend seine Leser finden wird.

Sohnrey.

Weihnachtsbüchlein. Herausgegeben vom österreichischen Bund der Vogelfreunde in Graz. Redigiert von Sophia von Khuenburg. (Was du nicht willst, dass dir geschieht, das thue auch dem Thiere nicht.)

Ein neues Bilderbuch. Die rührige Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien versendet an die Buchhandlungen ein neues Bilderbuch. Die originellen Zeichnungen auf achtzehn farbigen und achtzehn schwarzen Bildseiten des Künstlers Alexander Pock werden

den Kleinen gewiss viel Freude bereiten, schon aus dem einen Grunde, weil ihren Lieblingen, den Thieren, ein nicht zu unterschätzendes Vorrecht eingeräumt ist. Jedem Bildchen ist ein Gedichtchen angefügt. V.

In der Collection **„Wiener Humoristica“**, die seit sechs Jahren nunmehr allweihnachtlich zur Freude aller Freunde eines gesunden Humors erscheinen, sind soeben drei neue Bändchen erschienen.

Ed. Pötzl, der ausgezeichnete Humorist, bringt eine „neueste Skizzensammlung“ unter dem Titel „Mitbürger“, zu der Koloman Moser eine Titelzeichnung geliefert hat. „Bisgoterl“, „Mein seliger Friseur“, „Ein Gemüthsmensch“ u. a. gehören wieder zu den besten Skizzen, die Pötzl je gelungen sind.

Paul von Schönthan bringt unter dem Titel „Ernst bei Seite“ Humoristisches und Ironisches bester Prägung, besonders der „Leitfaden der Liebe“ dürfte ein beliebtes Vortragsstück für Salon- und Vereinshumoristen werden.

Ottokar Tann-Bergler hat nach längerer Pause wieder eine Sammlung echter Wiener Typen unter dem Titel „Pomeisl & Comp.“ herausgegeben; es ist ein Büchlein, das dem Autor viele neue Freunde gewinnen wird. (Wien. Robert Mohr.)

Steirisches Tanzalbum. (Fünfzehnter Jahrgang. Franz Pechel.)

Dasselbe enthält zwölf melodische Tonstücke, durchwegs heiterer Natur, und wird den Clavierspielern dieser Muse gewiss willkommen sein. Es hat durch Aufnahme von echt „Steirischen“ eine glückliche locale Färbung bekommen. V.

Die alte Stiege. Novelle von Susi Wallner. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1898.)

Eine einfache traurige Geschichte, aber stimmungsvoll, mit einer gewissen Eigenart erzählt. M.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung).

Mit dem 8. Heft wird der Schluss des ersten Bandes der im ganzen sieben Bände umfassenden Sammlung erreicht. In ihrer Vollendung wird diese einen Hausschatz edelster Art darstellen.

Nicht leicht lässt sich ja an schalkhafter Anmuth, neckischer Gutmüthigkeit, keuscher Sinnigkeit den Seidel'schen Erzählungen etwas in unserer Literatur an die Seite stellen. Die Perle solcher Kunst ist „Leberecht Hünchen“, unter den Seidel'schen Originalen ohne Zweifel das köstlichste. V.

„Der junge Bürger“, herausgegeben vom Vorarlberger Lehrerverein. Von dieser bekannten Zeitschrift für die reifere Jugend erscheint soeben das erste Heft des zwölften Jahrganges. Wir machen unsere geehrten Leser darauf besonders aufmerksam.

Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der culturgeschichtlichen und politischen Entwicklung für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Albert Pfisters Art, die geschichtlichen Ereignisse als die natürlichen Folgen bestimmter Zustände und Verhältnisse erscheinen zu lassen und so die wissenschaftlich unhaltbare Schranke zwischen politischer und Culturgeschichte zu beseitigen, gibt den Lesern stets ein klares und fassliches Zeitbild. Dazu schreibt der Verfasser mit einem seltenen Freimuth, zu allen Fragen einen selbständigen Standpunkt einnehmend und sich erforderlichenfalls ebenso entschieden gegen rechts wie gegen links wendend. V.

Kalender in durchgehends hübscher und schöner Ausstattung liegen uns in allen möglichen Formen aus der Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz vor. Da ist vor allem der Grazer Schreibkalender, welcher in seinen 116. Jahrgang trat; derselbe enthält wieder wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze von Peter Rosegger, Dr. Franz Martin Mayer, Hans Fraungruber, Ferdinand Ebhardt, M. v. Lettkow, Gustav Budinsky, Anna Werchota, Alois Taucher, Josef Schweizer, Rosalia Fischer, Josef Jahn &c. Dann ist der Blockkalender zu erwähnen, der mit seinem farbenprächtigen Hintergrundbilde jeder Zimmerwand zur Zierde gereicht. Der Wochen-Notiz-Block-Kalender, gleichfalls äußerst geschmackvoll ausgestattet, mit seinen Vormerkblättern, die Notizraum für jeden Tag des Jahres auf bestem Schreibpapier und außer dem vollständigen Kalendarium für Katholiken und Protestanten, die Ziehungen aller österreichisch-ungarischen Lotterieeffecten, die Coupons-, Stempel-, Post- und Telegraphentarife enthalten (sowohl zum Aufhängen als Aufstellen gerichtet), ist für jeden Schreibtisch ebenso praktisch als zierlich. Der Grazer Taschen-Kalender — ein nettes kleines Büchelchen im Futteral einfach ausgestattet, aber sehr bequem. Leykams eleganter Taschen-Kalender ist ein vornehm ausgestattetes Notizbuch in Goldschnitt mit dem wohlgetroffenen Portrait des Schriftstellers Hans Grasberger. Der Brieftaschen-Kalender, welcher auf einem einfachen Blatt Papier vollständigen Kalender, die Stempelscalen und das Verzeichnis der Ziehungen

bietet, der große und der kleine Wandkalender, sowie der zum Aufstellen hergerichtete Leykams Blattkalender, der besonders hübsch aussieht und der wie ein Täschchen schließende Grazer Taschen-Kalender verdienen weiteste Verbreitung. Wunderschön sind auch die Portemonnaie-Kalender, welche mit gut ausgeführten Photographien versehen und mit Goldschnitt ausgestattet sind. Dieses elegante Kalenderchen liegt uns nett broschiert, in Ledereinband mit Goldschriftaufdruck und in Bronzeeinband vor. Auch als billige Festgeschenke eignen sich wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung die Leykam'schen Kalender.

Büchereinlauf:

Oberlehrer Müller. Von Wolfgang Lenburg. Mit Zeichnungen von Josef Sattler. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1899.)

Verflogene Rufe. Novellen von Philipp Langmann. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1899.)

Die drei Kürassiere. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit von Hans Lange. Mit Bildern. (Graz. Ulrich Moser.)

Gesprengte Fesseln. Erzählung von Guido Ritter Gebell von Ennsburg. (Basel. Alkoholgegnerbund.)

Fähnrich Stahls Erzählungen. Eine Sammlung Gesänge von Johann Ludwig Runeberg. Deutsch von Wolrad Eigenbrodt. (Halle a. d. S. Max Niemeyer. 1900.)

Christus. Eine epische Dichtung von Paul Friedrich. (Berlin. J. Harrwitz Nachfolger. 1899.)

Der liebe Heiland. Sonntagsgeschichten für Christenkinder, erzählt von Hans von Wolzogen. (Carlshorst-Berlin. Hans Friedrich.)

Predigten von Volkmar Theodor Harig. (Großenhain. Hermann Starke. 1899.)

Der Menschheitlehrer. Ein Lebensbild des Weisen von Nazareth von George Paul Sylvester Cabanis. (Berlin. Ferdinand Dümmler.)

Das Gebet des Herrn, nach der heiligen Schrift ausgelegt von W. J. Thiersch. Mit Vorwort von C. von Orelli. (Basel. Felix Schneider.)

Hirtenstimmen. Epistelpredigten von Karl Gerok. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Das Evangelium. Monatshefte zur Wiederherstellung der Lehre Jesu. Von Gottfried Schwarz. Vierter Jahrgang. (Dresden Friedrich Jacobi.)

Der Werkmeister. Trauerspiel in fünf Acten von Josef Bendl. (Brünn. Friedrich Irrgang. 1899.)

Heinrich Heines sämmtliche Werke. Mit einem biographisch-literargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holthof. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Julius Mosen, ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Vierter Band. (Leipzig. Arnold Strauch.)

Früh- und Abendroth. Gedichte von Julius Duboc. (Dresden. C. A. Koch. 1899.)

Hagrosen. Gedichte von Sophie Winz (Glarus. Schweizer Verlagsanstalt.)

Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. Mit einem Vorwort von Stefan Milow. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Die Lieder eines jungen Deutschen. Von Eberhard Gaupp-Wagener. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1900.)

Wie Hans die Weiber kennen lernen wollte. Von Hermann Bardach. (Wien. Karl Konegen. 1899.)

Nach der Natur. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. (Wien. Karl Konegen. 1900.)

Kindermund in Dichtungen von Eugen Hané. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1900.)

Jugendstürme. Gesammelte Dichtungen von Karl Buschhorn. (Paderborn. Westfalia-Verlag. 1899.)

Der Liebe Zaubermacht. Dämone. Von Louise Hackl. (Wien. Georg Szelinski. 1900.)

Bleamelblattln. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Wilhelm Schidl. (Wien. Georg Szelinski. 1900.)

Mehr Goethe. Von Rudolf Huch. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1899.)

Der Gemsenkaiser. Epische Dichtung mit freier Benützung einer Sage aus dem Berner Oberland von Ferdinand Ebhardt. (Zürich. Caesar Schmidt. 1900.)

Von der Wasser- bis zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Officiers. Mit achtzehn Illustrationen. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Halle a. d. S. Otto Hendel.) Die neueste Serie der Sammlung enthält: Hölderlins Gedichte, der Classiker unter den Romantikern; dann „Der Graf von Monte Christo" von Alexander Dumas, mit Bild und Vorbemerkung.

Recht und Frieden. Aus der Wende des Jahrhunderts. Vorgetragen von A. Schimmelpfeng. (Melsungen. W. Hopf.)

Kleines Kochbuch von Elise Hannemann. (Berlin. Oswald Seehagen. 1900.)

Von **Christof Schmid** erscheint soeben eine neue Gesammtausgabe im Verlage von Otto Maier in Ravensburg.

Die Revolution des Jahres 1848, nach historischen Daten verfaßt von Gustav Adolf Herns. (Wien. Ignaz Brand. 1899.)

Der Kampf um die Handels-Hochschule. Von R. Beigel. (Leipzig. Handelsakademie.)

Jugendschriften aus dem Verlage A. Pichlers Witwe & Söhne. Wien:

Allerlei Schwank. Heitere Erzählungen.

Deutsche Volksbücher von Ferdinand Frank.

Lehr- und Wanderjahre. Eine Erzählung für die Jugend von Adolf Brunnlechner.

Wahr und treu. Von Johann March.

Garnhändler und Fabrikant. Zwei Lebensbilder für Knaben über zwölf Jahre von Ferdinand Thomas.

In Nacht und Schnee. Erzählungen und Märchen von Auguste von Kriesch.

Wohlthun bringt Segen und andere Erzählungen von Hermine Möbius.

Aus alten Chroniken. Geschichtliche Erzählungen von Ferdinand Neidhardt.

Unter dem Tannenbaum. Weihnachtsgeschichten von Ferdinand Neidhardt.

Kunterbunt. Allerhand Geschichten von Ferdinand Neidhardt.

J. Frischs gesammelte Erzählungen. **Salfelde Rittler. Unterwegs.**

Was d' Nandl verzählt. G'schichtn und G'sangln in obersteirischer Mundart von Anna Werchota. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1900.)

Sigurd Eckdals Braut. Roman von Richard Voß. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1900.)

Österreichisches Proletarierliederbuch. Lieder für das arbeitende Volk. (Wien. Moriz Brand. 1899.)

Das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich und Deutschland. Von Dr. Hanno Svoboda. (Prag. R. Schoefl.)

Die täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüder-Gemeine für das Jahr 1900. (Gnadau. Unitats-Buchhandlung.)

A-B-C-Buch der Socialdemokratie von einem praktischen Geschäftsmann. (Leipzig. E. F. Tiefenbach.)

Wie heißt der Hund? Internationales Hundenamenbuch von Dr. Rudolf Kleinpaul. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther.)

Zionisten-Congress in Basel und Reden auf dem Zionisten-Congress. (Wien. Verlag „Erez Israel".

Grundriss des Urheberrechtes. Von Dr. H. M. Schuster. (Leipzig. Duncker & Humblot. 1899.)

Frauen im Reiche Aeskulaps. Ein Versuch zur Geschichte der Frau in der Medizin und Pharmacie von Hermann Schelenz. (Leipzig. Ernst Günther. 1900.)

Familien-Almanach. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. W. Hamann. (Wien. Josef Roth'sche Verlagshandlung. 1900.)

Kalender und Lesebüchlein des Deutschen Lehrer-Thierschutzvereins und Berliner Thierschutzvereins. (Berlin. Königgrätzer Straße 108.)

Der Wanderer, ein neuer Kalender für das Jahr 1900. (Verfasser: U. Kollbrunner in Zürich-Enge.)

Rohrers Kalenderhandbuch 1900. (Brünn. Adolf Rohrer.) Dieser eigenartig und geschmackvoll ausgestattete Kalender enthält alles, was man in einem guten Nachschlagebuch sucht, und bildet nebenbei eine hübsche Zimmerzierde.

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".

Aus meiner Galgenstrick-Mappe. Ich habe in Graz einen reizenden Anonymus. Eine nothige Sauerampfer-Seele, die sich bei unterschiedlichen Gelegenheiten rührend um mich kümmert. Sie schillert in schönen Farben, wie ein Chamäleon: einmal schreibt sie latein, einmal deutsch, einmal ohne Namensunterfertigung, einmal unter falschem Namen, einmal in Prosa, dann wieder in blühenden Versen. Aber der Inhalt bleibt sich gleich: Lieblicher Hohn wechselt mit grinsender Verdächtigung. Gedachte Verwandlungen sollen die schöne Seele nicht bloß vor Entdeckung schützen, sondern auch bezwecken, dass ihre Herzensblüten gelesen werden, denn ich habe einmal gesagt, Briefe, die gleich als anonym erkennbar wären, fielen bei mir ungelesen in den Ofen. Dieses edle Wesen scheint sich bis heute einzubilden, unerkannt zu sein. Würde der Name gerufen, so verschwände der Spuk und ich wäre um ein Vergnügen ärmer. Anfangs hatte ich solche Briefe achtlos verbrannt. Seit einiger Zeit jedoch sammle ich diesen sich unbewussten kostbaren Schurkerl-Humor in eine künstlerisch ausgestattete Mappe, welche voran die Photographie des lieben „Anonymus" enthält und mit einem Galgen-

strick zuzubinden ist.[1]) Daran habe ich denn mein Vergnügen und bin heikelig damit. Aber eine der wertvollen Nummern aus dieser Galgenstrick-Mappe muss ich meinen Lesern doch zum besten geben, damit sie von der geistigen Persönlichkeit in der Tarnkappe einen kleinen Begriff bekommen. Das zufällig herausgegriffene Schriftstück hat einen schwarzen Rand, zum Zeichen der Trauer über den Elenden, den es behandelt, ist aber ausnahmsweise nicht direct an mich adressiert, sondern an einen bekannten Literarhistoriker, der vorher mein neues Buch „Erdsegen“ besprochen hatte. Dieser herzige Brief, den die anonyme Seele ganz schelmisch mit dem Namen „Koller“ unterzeichnet hat, lautet:

„Werter Herr!

Was hat Sie den bewogen, sich für den Halbpölzer Rosegger in der Grazer Tagespost so wichtig zu machen und seine blöden, Volkverdummenden Dichtungen über den grünen Klee emporzuheben? Da muss man Ihnen Ihre Belesenheit gänzlich absprechen, wenn Sie solche Werke als Wunderwerke anpreisen die leider nur einen Erdgeruch — in sich haben. Der gute Mann möchte besser thun zu seinem Vieh auf die Alm und zu seiner Schneiderei zurückzukehren, als mit seinen albernen Dichtungen eine Nation geradezu zu beleidigen, indem er dessen Dummheit und Schwächen in Dichtungen für die Welt lächerlich macht, dies aber nur in egoistischer Absicht, denn in einer Zeit wo alle Landschulen sich bemühen den Aberglauben und die Dummheit auszuroden damit sich die Menschheit cultiviert und vernünftiger wird so auch das ländliche Rohe — abstreifet, ist dieser Dummkopf aus purem Egoismus — bestrebt, die Dummheit fortzupflanzen aus purer Unverschämtheit. Wenn man für so etwas noch Worte der Anerkennung findet — da steht die Welt nicht mehr lange!

Koller.“

Koller, v. Leithner, Khuenberg, Teischinger u. s. w. nennt sich abwechselnd jetzt die ehrenwerte Seele. Aber es ist erst noch die Frage, ob die rechtmäßigen Besitzer dieser Namen nichts dagegen einzuwenden haben.

R.

Den Zionisten:

Wer sich einen Deutschen nennt,
Und die Heimatsehnsucht kennt,
Und die Völkerfreiheit preist:
Ach, der muss doch fördern, segnen
Euren Zionistengeist.

[1]) Dieser Galgenstrick ist die finnige Widmung eines anderen Anonymus, der, in der Absicht, mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, sich seines schönsten Schmuckes beraubt hat.

A. A., Innsbruck: Mich dünkt, Sie haben recht mit ihren Gründen, dass und weshalb unsere deutsche Jugend im allgemeinen die griechische und lateinische Erziehung nicht mehr bedarf, dass sie für unsere Verhältnisse eher schädlich, als nützlich ist. Aber fragen Sie hierüber — keinen Gelehrten.

Z. L., Berlin: Sie fragen um Rath, welche Prämienbeilage Sie Ihrem neuen Kochbuche mitgeben sollten. Wir denken, die praktischeste und sinnigste Prämienbeilage für ein neues Kochbuch wäre — eine gute Köchin.

W. Z., Krallsdorf: Sie haben neun falsche Kronenstücke in Händen und möchten dieselben wegbringen. Wir sind gerne bereit, sie als Jahresabonnementsbetrag für den „Heimgarten“ anzunehmen, wenn Sie uns die neun falschen Kronen per Postanweisung einzuschicken die Güte haben.

* Im eigenen Interesse der Schriftsteller und auch der Dilettanten werden wir nicht müde zu bitten, uns keinerlei Manuscripte einzuschicken. Wir haben keine Verwendung und wenn unsere inständige Bitte nicht befolgt wird, so kommt für beide Theile nur Ärger heraus. Es gibt in Österreich und Deutschland tausende von Blättern, die allerhand Beiträge brauchen, Honorare zahlen und obendrein noch sehr höflich sind.

Z. D., Graz: Lesen Sie doch einmal „Uli den Knecht“ von Jeremias Gotthelf, eine Dorfgeschichte, an die kein anderer deutscher Volksdichter bisher hinanreicht. Diese classische Erzählung wird Sie auch zwingen, die Gattung in der Literatur gelten zu lassen.

P. G., Düsseldorf: Über solche Dinge lässt sich nicht streiten, sie sind zu persönlich. Jeder wird für sich recht haben.

Mehreren Herren in Radstadt: Für die dreisprachigen „Roseggeransichtskarten“ ist der Herausgeber verantwortlich, nach dessen eigenen Plänen diese Karten ausgeführt worden sind.

An meine Correspondenten: Habet Nachsicht. Ich vermag die Zuschriften nicht mehr zu beantworten, noch weniger die unzähligen kleinen, größeren und großen Ansinnen zu erfüllen. Es wäre das ja ein Vergnügen, doch ich muss meinem Beruf leben, endlich wieder eine größere Arbeit unternehmen. Habe mich daher entschließen müssen, mindestens für ein Jahr lange allem brieflichen Verkehre zu entsagen. Wichtigere Zuschriften werden im „Heimgarten“ kurz beantwortet, wo auch die Büchereinläufe Bestätigung finden. Sonst bitte ich nichts zu schicken und nichts zu schenken. Wer arbeitet, kann nicht angreifen. Für alle freundliche Absicht bin ich ja herzlich dankbar. Dabei habe es sein Bewenden.

Rosegger.

(Geschlossen am 10. December 1899.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Anbandeln.

Eine unmoralische Geschichte, zu Nutz und Frommen erzählt von **Rosegger.**

Die Gimpelpichlerin stand bittweise vor der Gamsmaierin; über dem blaubeschürzten Bauch hatte sie die fettstrotzenden Finger aneinandergeschlungen: „Gelt du, Nachbarin, ich darf dich heut' um was anhalten."

„Wenn's geschehen kann, von Herzen gern", sagte die Gamsmaierin, denn die beiden Nachbarshöfinnen waren gar verträglich und aushelferisch, bei jedem Mangel und bei jedem Anliegen kam eine zur andern. Fehlte es der Gimpelpichlerin augenblicklich an Kochsalz, so kam sie zur Nachbarin; versagte der Gamsmaierin das Feuerzeug, so gieng sie zur Nachbarin. War ein Gewandstück auszuborgen, war ein Kind krank, oder gar ein liebes Vieh, so kam eine Nachbarin zur andern um Rath und Hilfe. Stand bei der einen das Ferkel, bei der andern der Fock, so gab's auch nothwendigen Verkehr. Und allemal höfliche Ansprache, demüthiges Bitten und bereitwilliges Gewähren.

„Lachen wirst, was ich heut' möcht haben, du meine liebste Gamsmaierin. Eine Katz' wenn du mir thätest leihen auf paar Tag. Gelt, dass du lachst! Hab's ja gesagt. Aber es ist aus der Weis', uns fressen frei die Mäus über und über. Schon drei Speckfallen hat er aufgestellt,

mein Mann. Gar schad, es fangt sich keine. Und was das für ein Umkratzen und Poltern ist in der Hinterkammer, just in der Hinterkammer ist's am ärgsten, dass die Mali schon gar nit kann schlafen vor lauter Mäus. Gelt, Nachbarin, du lasst sie uns ein wenig her, deine Katz."

„Aber Narrl, was denn lauter! Hast einen Korb bei dir? Nit? Na, nachher bringst sie nit in dein Haus. Wart', ich leih' dir einen Buckelkorb, da thun wir den Grauen hinein und binden ein Tuch darüber. — Na freilich, Katzerl, meins, jetzt gehst ja auf die Jagd!"

Die letzten Worte der Gamsmaierin waren schon zum Kater gesprochen und bald nachher trug die Gimpelpichlerin den Mäusetod in ihr Haus.

Aber der Kater musste weidlich zu fett sein, zu fett und zu faul, die Mäuse polterten wie vor und eh'. Ja, nach dem Lärm, den sie machten, mochten es sogar Ratten sein, so dass Vater und Mutter ihre tapfere Mali nicht genug loben konnten, weil sie sich trotzdem nicht ängstigte in ihrer Schlafkammer. Und war doch als Kind so schreckig gewesen und hatte grausig aufgekreischt, wenn ihr ein Ameislein über die Beine gelaufen. — Nun hätte die Mali sich wohl auch jetzt noch gefürchtet vor den Ungeheuern, kleinen oder großen, wenn ihr in finsteren Nächten nicht heimlicher Beistand geworden wäre. Einer um den andern der braven Nachbarsburschen hielt Wacht an ihrem Fenster, und war es kalt, so hatte das Mädel Barmherzigkeit. Und weil Liebesleute gar fleißige Lichtsparer sind, so mag es ja sein, dass so ein Gast dort und da anstieß und dass nachher ob des Lärmes die armen Mäuse Schuld austragen mussten und schließlich — so leise und bescheiden sich die paar etwa wirklich vorhandenen Thierchen auch verhielten — ihres Lebens nicht mehr sicher waren, als der schreckliche grünäugige Kater im Hause herumstrich.

Nun hatte die Gamsmaierin nicht bloß einen grünäugigen Kater, sondern auch einen braunäugigen Buben. Dieser hatte kaum erwarten können aufs Großwerden, hatte seit langem seine Jahre an den Fingern und Zehen abgezählt und war damit ausgekommen. Jetzt musste er schon auch die Nase zu Hilfe nehmen beim Zählen und die jungen, mit Lärchenharz gesteiften Schnurrbartspitzen. Bei solch hohem Alter wird auch der kleinste Kerl so hoch, dass er bequem an die Fensterlein zu langen vermag, hinter denen etwas Herziges schläft. Oder auch nicht schläft, sondern sich in seiner Einsamkeit kläglich vor Mäusen und Ratten fürchtet. Solchen Wesen muss man fürchten helfen, dachte der Bursch in seiner großen Nächstenliebe. Und er that's. Auch voreinander hatten sie sich zuerst ein wenig gefürchtet, die jungen Leutchen, aber das wurde sehr bald besser und die Mali gefiel dem Steffel in all ihren Gewohnheiten so gut, dass er auf den unerhörten Gedanken kam, sie zu heiraten. Denn er sollte

von seiner Mutter, der Witwe, bald den Gamsmaierhof antreten, was am besten mit vier Füßen geht, ohne deshalb gleich ein derartiges Geschöpf zu werden. Die Mali hatte sich recht gerne bereit erklärt, zum Antreten des Hofes das zweite paar Füße leisten zu wollen, und der Steffel hatte nur zwei Kleinigkeiten von ihr verlangt: A bissel a Liab und a bissel a Treu. — Damit konnte das Mädel dienen, denn an Liebe und Treue — däuchte es ihr — besitze sie einen solchen Vorrath, dass sie leicht ein halb dutzend Bursche damit versehen könnte.

Als nun die liebe Nachbarschaft in der Runde schon anhub, von der bevorstehenden Heirat zu sprechen, und zwar selbstverständlich mit allen Mänteln der christlichen Liebe, die sie dem verlobten Paare sachte, ganz sachte herabzog, kam eines Tages auf die Tenne des Gamsmaiers der Franzel, ein Kamerad des Steffel, und sagte: „Mensch, du derbarmst mir."

„So! Gib acht, dass nicht du mir derbarmst! Wenn du im Garbenwinkel liegst, deine Knochen zusammensuchen und im Schneuztüchel heimtragen musst!"

„Lass das gehen, Steffel. Du bist mir alleweil ein lieber Kamerad gewest, und wegen einem Maulvoll Übermuth, den du jetzt auf mich herpfnausest, verlass ich dich nicht in der wichtigen Sach'. Dass ich mit meiner Rosel fest bin, das weißt, also eine Eiferei oder anders Teufels-g'spiel ist's nicht. Ich hab gar nichts gegen die Gimpelpichlerleut' und hätt' eine rechte Freud' gehabt, wenn du mit der Mali gut angekommen wärst. Wird aber lei nicht möglich sein, mit der! Da kämest du höchstens alle Wochen einmal dran."

Jetzt lag er aber auch richtig schon im Garbenwinkel. Knochen hatte er glücklicherweise keine zusammenzusuchen, denn die waren über und über noch gut gefügt. Seinen Hut hob er auf, das Nasenblut trocknete er mit dem Hemdärmel.

„Nachher kann ich ja wieder gehen", sagte er gelassen, „gesagt hab' ich dir's, glauben oder nicht glauben, das steht dir frei."

Der Steffel aber verstand ihm den Weg: „Jetzt red'! Was weißt!"

„Reden? Ah na, dafür ist mir der Garbenwinkel nicht kamodt genug zur Liegerstatt. Ich denk', du überzeugst dich selber. Alle Mittwoch und Samstag, glaub ich, gehst zu ihrem Fenster. Sei so gut, geh' einmal an einem Freitag, oder an einem Montag. Schon von auswendig kannst es sehen, wie sie am Fenster steht und mit dem Greißl-Sepp scharmiert, oder mit dem Stegbaumerischen, oder mit dem Holzknecht-Anderl. Recht gut wirst dich unterhalten daneben in der Hollerstauden."

Da sagte der Stefan: „Heut' ist Freitag. Und wenn's nicht wahr ist, Franzel, nachher g'freu' dich!"

So sind die zwei Burschen auseinander gegangen. — Der Gamsmaierische war sehr beunruhigt. Am Fenster mit einem andern? Das

Fenster hat ein Gitter, das schon, aber Verliebte sind wie die Mäuse — ist die Fuge noch so klein, sie kommen überall hinein. Übrigens ist auch der Umweg durch die Thür keine Tagreise lang. Das wusste der Steffel recht gut.

Der Franzl war nachdenklich. Er fürchtete, zu viel gesagt zu haben. Nicht zu viel auf das Was, sondern zu viel auf das Wann. Kommt der Steffel um eilf Uhr ans Fenster, so kann's um eine Stunde zu spät oder zu früh sein und — „ich kann mich g'freu'n!" Die Augen müssen ihm aber unter allen Umständen aufgemacht werden, dem stockblinden Gänserich! So eine ist gut für den Zeitvertreib. Weil sie fein plaudern kann. Aber heiraten! Da hört der Spass auf. Die Kameraden müssen bei so was zusammenhalten und einer für den andern gescheit sein. — Der Kohlenbrenner Dusel hat vorigen Sonntag erst beim Wirt vom schönen alten Brauch erzählt. Vom Anbinden! — Das Sicherste wär's. Und gehören thät' sich's, für die!

Beim Gimpelpichler gehen sie zeitlich schlafen. Heute war der Kater den ganzen Tag in der Kammer, heute wird doch Ruh' sein. Die Alten hofften es.

Der Franzel hatte einen weichen Ledergurt hervorgesucht, den sein Vater sonst an der Mühlkraxe verwendete. Also ausgerüstet schlich er gegen das Gimpelpichler-Haus. Und als es still geworden war im Hause und dunkel in Malis Kammer, da klopfte es ans Fenster.

Das tapfere Dirndl erschrak nicht, sondern fragte flüsternd, wer es sei.

„Ein alter Bekannter!" sagte der Bursche leise hinein — da erkannte sie auch schon den Franz.

„Uh!" flüsterte sie, „das ist ein Seltsamer. Der hat wieder einmal lang warten lassen, jetzt soll er selber warten." Und that, als ob sie sich, unbekümmert um ihn, auf die andere Seite legen wollte.

„Freilich hab' ich warten lassen", sagte er — alles natürlich ganz leise — „weil ich ja gar nicht mehr hab' kommen wollen. Aber, du Teuxelsmädel, du bist nicht zum Vergessen."

„Du wirst so laut schwatzen, bis die Mutter kommt!" sagte sie, stand leise auf und in der Pfaid, wie sie war, gieng sie ans Fenster.

„Da bricht einem ja der Buckel", flüsterte er und streckte ihr seine Hand hinein. „So ein verschwefelts Fensterl, zum Stehen ist es zu nieder und zum Knien zu hoch. Und das dumme Gatter. Muss denn das sein?"

„Freilich muss es sein", sagte sie. „Was gehst aber nicht zu der Deinigen, da wär' kein Gatter vor."

„Weißt, Mali, eine ist einem nicht alleweil seltsam."

„Gelt ja!" gab sie bei.

„Bist du's noch, wie du's warst?" sagte er, streckte zwischen dem Gitter seinen rechten Arm hinein und legte ihn um ihren Leib.

Sie ließ es geschehen, schmiegte sich ans Fenster und meinte, was jetzt für schöne warme Nächte wären.

„Sind beim Fensterln auch kamodter, wie die regnerischen. Oder wär's Thürl offen?"

„O Gott nein, das ist fest zu", kicherte sie, „und ein bissel gernhaben kann man sich ja auch beim Fenster."

„Ei das wohl", sagte er, streckte auch seinen linken Arm hinein und in derselben Hand hielt er den Gurtriemen verborgen. „So komm doch gleim her, Dirndl!" Und dieweilen er so mit beiden Armen ihre Mitte zu umfangen schien, legte er heimlich den Riemen um.

„Gleimer? Noch gleimer? Aber was glaubst denn, Bübel, noch gleimer geht's ja gar nicht. Pick' eh' schon so fest beim Fensterrahm', dass ich gar keinen Athem mehr kann kriegen. Geh', Narrl, dass du mich gar so fest haltst! Du ziehst mich heilig schon zum Fenster hinaus. Gleimer geht's ja nimmer!"

Die Nacht war kohlrabenfinster.

Er hauchte ihr Koseworte zu, dass sein warmer Athem an ihren Hals strich, er legte sein Gesicht an ihren zarten Busen — während solchen Schmeichelns knüpfte er unvermerkt am Fenstergitter den Riemen fest, während sie glaubte, von seinen Armen noch umschlungen zu sein.

„Na, heb' mich doch nicht so!" kicherte sie, „gleimer geht's ja nimmer. Was fallt dir denn ein, Franzl! Wenn der Steffel kommt!"

„Der Steffel? Mag schon sein, dass er kommt. Hast ihn denn alleweil noch gern, den Steffel?"

„Das schon. Gern schon. Aber den werd' ich noch lang genug haben und mir geht's halt wie dir, immerfort ist einem sein' eigen Sach' nicht seltsam."

Der Franzl schwieg jetzt.

„Verrathen thun wir uns einander eh' nicht, gelt?" fuhr sie flüsternd fort. „Und derweil der Pfarrer noch nicht copuliert hat, kann eins eh' noch thun, was man will, gelt?"

Er schwieg. Er hielt sie fest umschlungen, so meinte sie, und schmiegte sich warm ihm entgegen — bis sie plötzlich einen angstvollen Athemstoß that. Er war gar nicht mehr da, und doch hielt er sie noch umfangen. Oder nicht? War er denn nicht mehr da? Mit ihren Händen wollte sie tasten, vermochte dieselben jedoch bei dem festen Anschluss nicht durchs Fenster zu bringen und trotz der finsteren Nacht war's ihr gräßlich klar: Angebunden war sie, ans Fensterkreuz angebunden, so grausam fest, dass sie kaum Athem zu holen vermochte. —

Der Franzl ließ sie hängen, ging treulos davon und lachte. Und begegnete bald dem Steffel, der auf dem Wege war, sein liebes Bräutel zu besuchen.

„Sie wartet schon auf dich!“ redete ihn der Franzl an und schlug sich rasch auf einen Seitenweg. Denn schließlich, meinte er, wär' es auf der Gasse nicht viel linder zu liegen, als im Garbenwinkel. Und wehren mag er sich nicht, der Franzl, weil der andere sein guter Kamerad und — stärker ist.

Als der Steffel ans Fenster kam, hörte er da drinnen ein heftiges Schnaufen und Pfauchen. Und ein Knirschen und ein Wimmern. — Die Mali war vergeblich bemüht, sich freizumachen.

Der Bursche erschrak, beruhigte sich aber wider Erwarten rasch. Ein einziger Blitzgedanke zeigte ihm zwar einen ganzen Lebenspurzelbaum, jedoch so ein Bauernkerl fasst sich und denkt: Gut ist's gangen, nix ist 'brochen!

„Ja, Dirndl, liebes!“ rief er ihr lustig zu, doch wesentlich lauter, als es sich vor einem verschwiegenen Fensterlein schickt. „Was machst denn da? Mir scheint, du hast eine große Anhänglichkeit ans Fenstergatter!“

Sie wimmerte und stöhnte und mühte sich verzweifelt ab, dem Bande zu entkommen. So lange dieser Brauch, mit dem leichtfertige Dirnlein gerichtet werden, auch schon nicht mehr aufgeführt worden war in der Gegend, seine Bedeutung verstanden die beiden sofort.

„Wem hast denn so schön still gehalten, dass er dich so gut hat können anbinden?“ fragte sie der Steffel mit niederträchtig süßlicher Stimme. „Schau, schau! Wenn du ans Fensterkreuz angebunden bist, so muss ich dich schon von einer anderen Seite loslösen. — Gern haben, wenn du willst, meinetwegen, dazu bin ich gestellt, aber heiraten — nicht wahr, das wollen wir sauber sein lassen. Weil du ein Luderl bist, meine liebe Mali.“

Während sie noch mit aller Kraft arbeitete, um sich zu befreien, fuhr er mit dem Streichholz über sein Hinterbein und hielt ihr dann das Lichtlein vor. Über ihr pfauchendes geröthetes Gesicht hiengen die schwarzen Haarfetzen und sie schüttelte den Kopf, dass noch mehr Haar über das Antlitz herabfallen sollte; seinen Blick konnte sie nicht vertragen.

Er machte seinen Taschenfeitel auf, um den Riemen zu durchschneiden, hielt aber inne und sagte: „Weißt du, 's ist eigentlich schade um den Gurt, dass man ihn zerschneidet, ist noch ein ganzer Gurt, den kann man öfter noch brauchen. Ich glaube, es wird am gescheitesten sein, wenn du wartest, bis es licht wird, nachher lösen wir den Knoten kamodt auf — gelt!“

Vor Wuth scharrte sie mit den Zähnen, und dass sie zusammengespielt wären, er und der Spitzbub Franzl, um ein armes Mädel in Schand und Unglück zu bringen, hielt sie ihm vor. Je mehr sie wüthete und sich von dem Fensterkreuz loszuringen trachtete, je lustiger kam es

dem betrogenen Burschen vor. Er sah sich nicht einmal als der Betrogene, er merkte nur, dass die Liebe, die er sich ein paar Wochen lang eingeredet hatte, zu diesem Mädl, gar nicht da war. Und den Franzl, dachte er, müsse man noch einmal fest auf den Erdboden schmeißen, weil er dem feinen Dirndl so etwas anthut, und ihm nachher eine Maß Guldenwein zahlen, weil er die Falschheit hat aufgedeckt. Er that nun, als wolle er davon gehen und das Dirndl hängen lassen. Dieses hub wieder an zu weinen, aber nicht so laut, dass Vater und Mutter hätten geweckt werden können. Dann versicherte sie, geglaubt zu haben, er, der Steffel, sei am Fenster und wollte sie um die Mitte nehmen, sonst wäre sie ja nicht aus dem Bette gestiegen. Der Bursche lachte nur dazu, und er wolle sich schon darum bald davon machen, dass in dieser Nacht noch andere dran kommen könnten. Einer würde doch dabei sein, der das Riemlein abschnitte.

Rasend über solchen Hohn that sie einen Ruck, da war das Band entzwei und sie kollerte auf das Fletz der Kammer hin. Der Steffel aber fand hier nichts mehr zu thun, gieng nach Hause und legte sich schlafen. Am andern Tage ließ die Gamsmaierin der Gimpelpichlerin sagen, sie wolle ihren Kater zurück, für solche Mäuse, wie sie in der Dirndlkammer des Gimpelpichlerhofes ihr Unwesen trieben, helfe ja doch weder Katze noch Kater. —

Dieses Geschichtlein ist erzählt zu Nutz und Frommen leblustiger Bauerndirnlein, welche noch nicht wissen, wie gefährlich es ist, wenn eine auf jeden Lockruf ans Fensterlein kommt. Und dass sie sich fein sittlich zurückhalten, wenn die schlimmen Burschen — anbinden wollen. Denn es geschieht sogar manch einem braveren Dirndl, als die Gimpelpichlerische war, dass es nach der Anbandlerei der Burschen hängen bleibt — am Kreuze.

Der Nagelschmied von Osterstadt.

Eine fast närrische Geschichte von einem Jungen. (1868.)

(Schluss.)

Der Minnesänger.

Als Hans in einer der nächsten Nächte auf einem Stallboden im Stroh lag, unter sich Schweine, neben sich Ratten und über sich den Regen hörte, dachte er bei sich:

„Wie doch das alles so sonderbar ist. Wenn ich morgen wieder so glücklich bin wie gestern und einen gefälligen Leiterwagen treffe, so mag ich bis zum Abend wohl schon in der Seestadt sein. Dann ist meine Reise aber auch so viel als zu Ende und übers Wasser sitz' ich mich hinüber. Wenn die Schiffer nur humane Leute sind und mich nicht etwa nach Passierschein oder Geld fragen. Ich würde ihnen zwar vorstellen: Liebe Freunde, befassen wir uns nicht mit solchen Kleinigkeiten, wir haben im ernsten Leben etwas besseres zu thun, und vorläufig bin ich verwendbar für Matrosendienste. Es gibt aber trotzdem eigensinnige Leute, und ich sollte mich wohl darauf gefasst machen. Aber wie doch nur? — Hast gar nichts dreinzureden, Schwein unten! — Wenn ich mir nur irgendwie Geld verdienen könnte! Kunst, Gymnastik, Schriftstellerei — ja, zum Blitz! bin ich denn in einer Arche Noah, jetzt meldet sich da unten gar auch noch ein Esel! — Schriftstellerei? Gienge zu langsam damit — ja, wenn die Welt den Schriftsteller gleich noch bei Lebzeiten unsterblich machte, das wäre ein treffliches Mittel gegen Verhungern. (Wie wahr!) Musik? Halt, Hans, Meister Hans! Musik, das ist das Rechte; und wende dich damit an die Frauen. Die Frauen sind dem kühnen Ritter hold; ja, die Frauen, feiere sie in Minnegesang. In stiller Nacht, wenn die Sterne glimmen und die Nachtigall singt und die Männer duseln — lasse du tönen Saitengesang am trauten Fenster! — Wer ist der holde Sänger? wird man fragen. — Das ist der kühne Ritter, der große Freund der Völker! wird man antworten, und dann wird bitten jedes zarte Gemahl seinen Gespons: Geh', Trauter, geh', laden wir ihn ein zum Kaffee! — Und wenn du sitzest einmal beim Kaffee, dann wohl! man sieht dein ritterlich bezaubernd

Wesen, so stolz und so bescheiden doch zugleich; ein Wort gibt das andere, du singst und sagst von deinen Zügen, von deinen Abenteuern auch und dass du edlen Herzen dich vertrauest und zum Beginn der großen Völkermission angewiesen seiest auf fremde Hilfe. So ehrest du in Minne wohl die Frauen, und wer der Frau auf Silbertellern darbringt seine Bitte, führwahr, der hat den Mann schon in der zugegeknöpften Tasche. (Großartig! Man weiß im vorhinein nie, was in einem Menschen steckt!)

Wirklich regte sich in diesem Moment etwas in Hansens Tasche. Eine Ratte hatte den unbewachten Augenblick des Minnesangs wahrgenommen, um aus der Vorrathskammer des verehrten Gastes ein wohlgetrocknetes Stück Brot zu holen.

Als hierauf des andern Tages Hans mit seinem neuen Plan von dem Dachboden niederstieg, regnete es. Hans dachte mit Sehnsucht an das trockene Afrika.

Jetzt fiel ihm ein, dass es sehr vernünftig sein würde, seine Kleider, damit sie trocken blieben, durch einen Fuhrmann oder für einige Kreuzer durch die Post in die Stadt vorauszuschicken, denn es wäre diesmal doch besser für ihn, entblößt durch das Gießen zu waten als in den vollen Kleidern. Um indes das Vorurtheil der Leute nicht zu plötzlich und zu sehr zu kränken, stand er von diesem Vorhaben ab.

Als Hans desselben Tages auf der Anhöhe stand, von der aus man die Stadt und das Meer sah, gieng die Sonne unter. Sie war sehr roth und Hans dachte:

„Da schwebt sie tagsüber so stolz durch den Himmel, spielt die Reine, die Moralpredigerin, will alles außer sich verdunkeln und zeigt jedem seinen Schatten. Zuletzt wird der Stolzen da oben doch die Zeit lang, sie steigt nieder, sucht vergebens ihresgleichen und wendet sich endlich zum glänzenden Meer; sie beugt sich über dasselbe, küsst es und — wird roth. Sind alle so, die sogenannten Reinen. Darum einen Minnegesang den Frauen, aber ihrer Tugend wegen nicht."

Hans spähte noch über das Meer hinaus, ob er dort nicht irgendwo das Vorgebirge der guten Hoffnung sähe, dann stieg er hinab zur Stadt.

Gleich in einer Vorstadttrödlerei erstand Hans für wenige Groschen eine Lyra.

Wie klangen so sinnig die Saiten, wie sangen sie süß von seliger Zukunft!

Die Lyra hieß Liebe und Leben. Frauenlob war sie zubenannt.

Hans eilte auf entlegenen Wegen und Gassen dahin, denn sein Zustand hätte ein Zusammentreffen mit der eleganten Welt oder gar mit der Behörde vorläufig durchaus nicht wünschenswert gemacht.

Zwei Herren schritten vor Hans die Gasse entlang. Sie sprachen wohl von einer hochgestellten, einflussreichen und edlen Frau, denn der eine sagte:

„Sie ist mächtiger als man glauben mag!"

„Der Böse fürchtet sie, wie der Gute sie liebt und schätzt."

„Und sie versteht alles so weise zu leiten und zu lenken."

„Man könne sie die sorgsame Mutter unserer Stadt nennen."

„Jedenfalls die Beschützerin."

„Sie ist unermüdlich Tag und Nacht."

„Strenge und großmüthig zugleich."

„Und wer sich in ihren Schutz begibt, der ist geborgen."

So sprachen die Männer.

„Die ist die Rechte", dachte Hans bei sich und er frug laut:

„Entschuldigen, meine Herren, die Indiscretion, es war die Rede von der Mutter, der Beschützerin dieser Stadt. Bitte, wo wohnt sie?"

„Am Molo Nr. 29, ebener Erde, links."

Die Männer bogen in eine Seitengasse ein. Hans wusste genug.

Und als oben die Sterne leuchteten und hier unten die Gasflammen, da stand unser Ritter vor dem betreffenden Hause. Zierlich lehnte er die Lyra an seinen Arm, zart fuhr er in die Saiten — mailich erklang das Minnelied.

Die Fenster waren beleuchtet. Hans zerfloss in Sehnsucht. Siehe, siehe, eine dunkle Gestalt tritt ans Fenster! Jetzt öffnet sich die Thür, die dunkle Gestalt tritt heraus, noch eine zweite. — Es waren Männer in Uniform; sie frugen Hans um seine Papiere und führten in hierauf in den Kotter.

Hohn des Schicksals!

Hans hatte die Polizei angesungen.

Theodor.

Siehst du ihn laufen dort, den Jungen im grauen Röcklein? Jenen in den engen schwarzen Hosen meine ich, dem jetzt der Wind das Hütchen vom Kopfe nimmt, dass die langen braunen Haare flattern. — Jetzt — siehst du, wie er dem Filz nachläuft — ach, jetzt gleitet er gar aus und fällt zu Boden, dass seine Bücher, die er unter dem Arme trug, und die losen Blätter in denselben weit hinausflattern. Wie ein Stehmännchen ist er wieder auf den Füßen und hascht die Dinge zusammen und erwischt auch sein Hütchen endlich.

Das ist ein Bettelstudent.

Er eilt absichtlich schnell über den großen belebten Platz, denn er hat so abgetragene Kleider und andere Jungen lachen ihn darob nur

aus. Er pflegt und bürstet sie zwar täglich, aber da kommen die Fäden erst recht hervor. Im Hute hat er gar schon ein Loch gebürstet. Die Knie des Beinkleides sind trotz des wiederholten Färbens mit Tinte schier zum Erblassen — heißt das, zum Erbleichen — Erblasser hat der Junge eben keinen. Übrigens lebt er auf großem Fuß — nach Anspielung seiner Collegen, der mächtigen Stiefel wegen, die er einstmals von einem alten Oberst zum Geschenke erhalten.

Einer der Dachgiebel der Stadt enthält des Jungen Studierstube — das ist ihm eine liebe Stätte.

Gerne hinaus geht er zu den Bergen, in die Einöden und Wälder — die Bäume machen sich nicht über ihn lustig und die Natur ist freundlich mit ihm.

Sein alter Quartierherr ist zwar auch gut und seine Lehrer sind freundlich mit ihm, denn er ist in der Schule ja der Fleißigsten einer, aber so arm ist er. Sonst nichts besitzt er als sein fünfzehnjähriges Sich; das wäre ihm auch genug, wenn andere, die mehr hatten, ihn nicht deshalb so herabsetzten. Er hätte auch keine Güter verlangt — aber eine Mutter, einen Vater hätte er so gerne gehabt, oder doch zum wenigsten einen Bruder, eine Schwester. Waren alle fort, hatten ihn allein gelassen auf Erden. Gutherzige Leute nahmen sich nothdürftig seiner an und geben ihm zu essen. Ein alter blinder Mann, der eine Dachkammer bewohnt, hat ihn zu sich ins Quartier genommen, dafür muss der Junge demselben täglich etwas aus der Geschichte vorlesen.

Von gottes- und rechtswegen hätte der Knabe wohl auch sonst noch jemanden. Da lebt eine halbe Stunde von der Stadt auf einem schönen großen Landgut ein sehr reicher Mann; er war der Bruder von Theodors Vater — man hieß ihn den alten Thomas.

Theodor hatte diesen Mann öfter gesehen, er wusste auch, dass er sein Onkel war, aber er hatte nie ein Wort mit ihm gesprochen.

Thomas trug gegen Theodors Vater eine tiefe Verachtung im Herzen — und doch lag dieser schon längst im Grabe.

Die Geschichte von der tiefen Verachtung ist folgende: Vor vierzig Jahren lebten in der Stadt zwei Brüder, Thomas und Guido. Beide hatten an der Hochschule studiert, doch als es ans praktische Leben gieng, zogen die Neigungen der beiden Brüder weit auseinander. Thomas wiegte sich gerne in religiöser Schwärmerei, erklärte die ganze Welt für eitel Flitter und beschloss, auf dem Landgute der Eltern seine Jahre in stiller Beschaulichkeit zuzubringen. Guido aber war in hohem Grade für die Kunst eingenommen und er widmete sich dem Theater.

Dieser Schritt, der dem damaligen bürgerlichen Vorurtheile schnurgerade entgegen war, erweckte in Thomas einen unversöhnlichen Hass gegen seinen Bruder und eine tiefe Verachtung. Er brachte es dahin,

dass die Eltern noch kurz vor ihrem Tode Guido enterbten und ihn, den Thomas, als den einzigen Erben des großen Vermögens anerkannten. Und als Guido bald in dürftige Verhältnisse kam, hatte Thomas nur Hohn, und als der Schauspieler gar in ein Siechthum verfiel und endlich starb und eine trostlose Familie zurückließ, warf ihm der einzige Bruder statt einer Scholle Erde einen rohen Fluch nach in das Grab.

Trotzdem wendete sich die Witwe des Verstorbenen an den Mann und flehte im Namen ihrer Kinder um Hilfe.

Sie gieng auch nicht leer aus; sie erhielt ein Groschenstück, wie es Thomas jedem Bettler reichte.

Gerne vor die Füße geworfen hätte das Weib ihm das Groschenstück — sie that es aber nicht — zum Bäcker wankte sie und kaufte ein Laibchen Brot für die hungernden Kinder. Ein Jahr später waren alle todt, bis auf den armen Theodor und den reichen Thomas.

Der Knabe kam nun zu jenem blinden Mann, der sich auch einst der Kunst gewidmet, und das Kind des unglücklichen Schicksalsgenossen freiwillig zu sich nahm. Der blinde Mann war selbst ein Bettler, er war düster und sprach den Tag über kaum hundert Worte.

Theodor, der sich bei diesem Manne nun bereits über die Knabenjahre hinausgedarbt hatte, las ihm täglich aus der Geschichte der Völker vor, und da spielte oft ein Lächeln um die Lippen des Alten und er bemerkte dann, wenn er das Buch sorglich zuklappte:

„Theodor, das ist die Botschaft der Menschheit!“

Der Jüngling hatte den Greis sehr lieb, und um ihm so wenig als möglich zur Last zu fallen, suchte er andere Menschen, die ihn unterstützten und ihm das Studium der Rechtswissenschaft ermöglichten.

Um den frommen Onkel kümmerte sich Theodor nicht, nur wenn er auf seinen Spaziergängen zufällig an dessen stillem, abgeschlossenem Gehöfte vorüberkam, blieb er oft ein wenig stehen. Nicht so sehr dachte Theodor daran, wie dieses Haus im Schatten hoher Eichen, mitten in einer weiten Besitzung, eigentlich seine Heimat war, wie in demselben eine glücklichere Jugend für ihn geschlummert hätte, nein, er dachte an seine unglücklichen Eltern. Oft vergoss er eine Thräne — ein Tröpflein Blut aus der Seele Wunde, die das Schicksal geschlagen. Einmal, als Theodor so dastand, sah er, wie sein Onkel mit langem grauem Bart und Schlafrock durch den Hof schritt und ihn unverwandt anblickte, aber er that, als bemerke er das nicht und beobachtete nur den schwarzen zottigen Kettenhund, der mit einem Knochen spielte. Und wäre der Mann zehnmal sein Onkel und noch zehnmal reicher gewesen, er würde ihn nicht gegrüßt haben — er dachte an seine armen Eltern. Der Alte machte sogar Miene, gegen das Hausthor zu gehen, aber Theodor eilte davon.

Thomas war unverheiratet, kinderlos. Nur leichtsinniges mürrisches Dienstpersonal umgab ihn und dann und wann kamen ein paar Ordensbrüder aus einem unfernen Kloster zum Besuche; sonst verkehrte er mit niemand.

Da kam eine Zeit, in welcher Theodor auf seinen Spaziergängen den Alten nicht im Hofe sah, und nicht auf dem Felde und nicht im Garten. Zuerst gieng der Jüngling an der Wirtschaft vorüber, ohne darauf zu achten, endlich aber frug er eine alte Magd, die mit einem Futterkorb von der Wiese kam:

„He, mögt nicht ein wenig absetzen da auf den Stein? Sagt, was macht denn jetzt Euer Herr immer?"

Die Magd stand still und sah den Studenten an.

„Der Herr", entgegnete sie endlich, „was fragt Ihr denn? Ihr seid die lange Zeit her, da ich auf dem Hofe bin, von den vielen Vorübergehenden wohl der einzige, der nach dem Herrn fragt. Nun, sagen will ich's Euch schon. Er liegt im Bette und stirbt schon seit drei Tagen. Wir können ihm nicht helfen. Nur ein Ordensbruder ist bei ihm; der Herr will sonst niemand und er mag nichts von der Welt, hat niemals was von ihr mögen. Unser Herr muss auch gar keinen Freund und Verwandten haben, und das ist wohl ein Unglück. Ja, aber ich meine", plauderte die Magd weiter, „einer muss doch noch draußen irgendwo sein, der unserem Herrn am Herzen liegt, da hat er in seiner Krankheit schon ausgerufen: Kommt er denn gar nicht? Wenn er nur ein einzigesmal käme, nur ein einzigesmal! Dann hatte er gar sehr geweint und nur der Beichtvater hat ihn beruhigen können. Oder seid Ihr derselbe Mensch, den er gerufen hat?"

Theodor eilte der Stadt zu.

Als er in seiner Studierstube saß und die laue Abendluft ihm zufloss durch das offene Fenster, dachte er an den alten kranken Mann.

Wenn er nur ein einzigesmal käme, nur ein einzigesmal!

Wen mochte er sonst gemeint haben als ihn, den Neffen, den einzigen Verwandten! Sollte Theodor denn doch hingehen? Hingehen zum Feind und Mörder seines Vaters? Hatte dieser nicht seine Mutter mit Füßen getreten, als sie ihn anflehte um Brot? Hatten diese Erinnerungen nicht sein helles heiteres Jugendleben zerstört?

Aber der Mann ist alt und liegt jetzt im Sterben. Ausgestreckt liegt er auf dem Qualenbett, verlassen — verlassen. Seine bleichen Lippen stammeln noch den Namen des einzigen Blutverwandten, stammeln vielleicht auch noch die Bitte um Vergebung an die Begrabenen. Sein Auge irrt umher nach einem lieben Antlitz, sein Ohr sehnt sich nach einem süßen Laut. Vergebens — die Todesstunde naht, und niemand ist um ihn, der ihn liebte.

Der Jüngling eilte dem Gute seines Onkels zu.

Es lag schon das Abendleuchten auf den Bergen, als er an der Glocke des Thores zog. Eine Magd öffnete und auf die Frage, wie es dem Kranken gehe, antwortete sie, dass er etwas ruhiger sei und dass ihn eben sein Beichtvater, der Ordensbruder, verlassen habe.

Theodor bat nun, man möge ihn zum Kranken führen, vielleicht sei er derselbe, den er so oft rufe. Bald hernach stand er in einem kleinen düstern Gemache — da lag der Kranke und schlummerte.

Theodor, so lag auch dein Vater da, es sind seine Züge; noch einmal stehst du am Lager des geliebtesten Mannes, noch einmal kannst du ihm beistehen in der Sterbestunde!

Der Kranke lag im Halbschlummer; ein alter Wärter berührte seine Hand und lispelte:

„Herr!"

Der Kranke schlug die Augen auf.

In demselben Moment löste sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, dann barg er sein Antlitz in die Decke und weinte.

Er hatte den Jüngling gesehen.

Theodor war erschüttert; er trat näher und legte seine Rechte auf die Stirne des Greises und strich ihm sein weißes Haar aus derselben.

„Theodor, Theodor — Theodor!" stöhnte der alte Mann.

„Ja, Onkel, ich bin es", sagte der Jüngling; „ich bin gekommen, um bei Euch zu sein in Eurer Noth!"

Der Kranke lag wieder ruhig da mit geschlossenen Augen. Nur seine Lippen zitterten und aus denselben rang sich der Hauch eines Wortes — dann hob sich seine Hand und sein Blick und seine Brust — dann sank all das wieder zusammen — dann war er ruhig und schlief.

Nun trat der Wärter an das Haupt des Greises, nahm eine Kerze und beleuchtete das eingefallene Antlitz mit dem weißen langen Bart und sagte:

„Jetzt ist er todt!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

An einem nebeligen frostigen Sonntagsmorgen wurde Thomas begraben. Der Sarg war reich geschmückt, und eine Priesterschar begleitete ihn. Sonst zogen nur wenige mit ihm hinaus; Theodor gieng mit seiner Kerze hinter dem Zuge, warf eine Erdscholle in die Grube und gieng dann wieder heim in seine Dachkammer zum blinden Mann.

So lebte er fort wie früher und lernte und darbte, und wenn er an heiteren Abenden wieder hinausgieng in die Umgebung, so sah er den einsamen Hof, aber er blieb nicht stehen vor demselben, da schritt kein Mann mehr umher, den er hasste und liebte.

Nach dem Tode des Onkels waren Leute — solche, die ihm Gutes, und solche, die ihm nichts Gutes gethan hatten — zu Theodor gekommen und hatten ihn beglückwünscht — der reichen Erbschaft wegen. Aber Theodor blieb Bettelstudent wie bisher. Der alte Thomas hatte den Orden der stillen Brüder zum Universalerben eingesetzt.

* * *

Jahre vergiengen. Theodor hatte seine Studien vollendet und war Mann geworden. Seine Seele war stark und sehnte sich nach Thaten. Es glühte ein lebendiges Feuer in seiner Brust, aber es war nicht Leidenschaft, nicht Schwärmerei. Wofür hätte er auch schwärmen sollen? Für die Heimat? Sie hatte nur Noth und Leid für ihn gehabt. Für die Kunst? Sie hatte seinen Vater verhungern lassen. Für das Vaterland? — Tage der Unruhe waren gekommen, das Vaterland rief seine Söhne und forderte ihr Blut. Mit welchem Rechte? Für seine pedantischen Grenzen, für seine steife Dynastie etwa? Wohl, so hießen die rauchenden Schlachtaltäre...

Liebe hieß das Feuer in des jungen Mannes Brust — Liebe zu den Menschen.

Die Menschen, wie sie da lebten und litten und sich erfreuen wollten und sollten, wie sie rangen mit ihren Dämonen nnd zum Guten und Edlen strebten — diese verdienten ganz die Liebe seines Herzens. Zu Thaten drängte es ihn, die errungene Wissenschaft, gepaart mit der Humanität, sollte das Werkzeug sein. Es war ihm ein herrlicher Gedanke, dass nun die große Zeit der Arbeit käme, auf dass er sich erhalte in dem, was er war, und sich größer und vollkommener machte.

Nicht allein in sich, in allen Menschen wollte er sich freuen, und das sollte das Glück seines Lebens sein.

Der alte blinde Mann war gestorben und hatte Theodor zu seinem Erben ernannt.

Dieses Erbe bestand in dem alten Buche der Geschichte, aus welchem sich der Mann so gerne vorlesen ließ. Dieses Buch ist der Meister für Theodor geworden.

Als die Revolution ausbrach, sagte das Buch ein großes Wort über deren Ende und Folgen und mahnte den jungen Mann, dass er ruhig seinen geraden Weg gehe. Und dieser gerade, von Theodor schon in der Knabenzeit eingeschlagene Weg führte ihn mitten in die Revolution.

* * *

„O, töne mein Wort in des Donners Schall
Und schreib's an den Himmel mit feurigem Strahl,
Und stürm' an der Glocken Strängen!
Mein edles Volk, o rüttle es auf,
Empor aus dem Schlummer, zum Lichte auf,
Mit klingenden Freiheitsgesängen!

Und wer deiner spottet und wer dich entehrt,
Dem werde mein Wort zum flammenden Schwert
Und spalt' ihm den finsteren Schädel!
Und wie der Verräther sich immer dir naht,
Im fürstlichen Purpur, im Priesterornat,
O, spalt' ihm den finsteren Schädel! —

O heilige Freiheit, du himmlischer Klang,
Dich lehrt uns Gott im Maiengesang,
Dich winkt uns die prangende Rose!
Dich strahlt uns die Sonne, das Sternenlicht,
Dich malt uns der Blitz, der die Eiche bricht
Im wüstem Sturmgetose.

O, töne mein Wort — — —
Mein edles Volk, o rüttle es auf,
Empor aus dem Schlummer! — —"

Theodor rief's und stand mit wildwehender Fahne auf den Barricaden.

Furchtbar herrlich brauste es durch die Gassen der Stadt — jauchzend schwang der Genius die Fackel.

— — — Bald aber kam es anders und der Genius verhüllte sein Antlitz.

Entfesselt war der rohe Wille des Volkes, wuthschäumend warf die freigewordene Kraft alles vor sich nieder und blutiger Mord raste durch die Straßen wie das Urbild des Wahnsinns. In ihrer schrecklichsten Gewalt entbrannte die Revolution.

Theodor suchte zu beruhigen — niemand hörte auf ihn; er bestieg die Tribüne und bat der Freiheit willen um Ordnung, um Mäßigung — er wurde zurückgestoßen; nochmals erkletterte er die Stätte und beschwor den Haufen um der Menschheit Ehre willen — da erhielt er einen Schlag auf das Haupt . . .

In der Stube eines Freundes fand er sich wieder. Draußen war es still, nur Särge und Särge schwankten am Fenster vorüber in endlosen Reihen.

Die Revolution war bezwungen, das Volk trug schwerere Fesseln als je. Die Volksmänner endeten auf dem Hochgerichte oder prangten wenigstens symbolisch an dem Pfahle. Zu diesen letzteren gehörte auch Theodor — er floh.

Planlos irrte er im Lande umher; nun war sein Ideal zertreten — er war gebrochen.

„Ach, wie sie auch um die Welten kreist
Und sehnend sich regt in des Volkes Geist,
Die Freiheit, in mäßiger Schranke;
Versteht sie die Menschheit, die kämpfende? Nein,
Geschlagen will sie und gefangen sein,
Oder frei wie der böse Gedanke.

Den sehnenden Bruder zum Bruder gesellt,
Der strebenden Kraft geöffnet die Welt,
Dem Geiste freie Schwingen.
Zum Richter das Recht und nicht die Macht,
Zum Lohner die That, dem Willen entfacht.
Dies, Völker, wär' noch zu erringen.

Ein Volk, das diese Güter entbehrt
Ist kein edles Volk, beim Himmel! nicht wert
Der großen erhabenen Sendung.
Dem, der gebunden das Böse nicht schafft,
Dem ist gelähmt auch zum Guten die Kraft,
Verrammelt die Bahn zur Vollendung!"

„Und es ist unwürdig, ein Mensch zu sein!" rief Theodor aus tiefstem Schmerze.

Er kam ins Gebirge und zu einem Waldsee. Am Hange desselben stand er still und starrte in die dunkelgrüne Flut. — Da kam ein Mann des Weges, ein heiterer Narr eigentlich, der riss Theodor aus seinen finsteren Gedanken; dann trippelte er wieder von hinnen, närrisch lustig seinem Verderben zu. — Es hält sich keiner und es läßt sich keiner halten. —

Theodor zog noch weiter und weiter umher im Gebirge. Die Natur ist so groß und die Menschen, die hier wohnen, wissen nichts von Knechtung. Sie kennen nicht einmal den Kampf, der sich draußen so gewaltig entsponnen zwischen Freiheit und Knechtschaft. Sie leben ein stilles, engbegrenztes Leben, ihre Leidenschaften vernichten nur selten ein Menschenglück, und ihre gemüthvolle Liebe baut so häufig eines auf.

„Es ist denn doch nicht so unwürdig, ein Mensch zu sein."

Theodor sog neue Kraft und Zuversicht und Lebensfreudigkeit ein. Ein neuer Mensch, kehrte er wieder zurück auf den Schauplatz der Ereignisse, und mit neuer Andacht las er wieder in dem alten Buche der Weltgeschichte.

Und das Feuer des befreienden Geistes glimmte noch immer unter der Asche, und wieder brach es aus und es war ein gewaltiges Bewegen in allen Ländern. Es galt denn doch das Recht der Menschheit, und Theodor stellte sich mit neuem Muthe und half hohe Güter erringen.

Endlich verklärte seine Seele wieder das reine Bewusstsein und unablässig arbeitete er weiter.

Aber der Fluch der Armut lag auf ihm und er sah ein, dass er ohne den Hebel materieller Mittel einen Theil seiner Kraft nutzlos vergeude.

Endlich ruhten die Völker wieder und verkosteten in ihren tausendfältigen Kreisen die ersten Früchte des großen Kampfes. Theodor saß allein in seiner Stube — wie er für seine Person nichts zu verlieren, so hatte er nichts zu gewinnen gehabt. Und doch konnte er sich freuen an dem allgemein Errungenen. Weiter aber — ?

Wenn er nun in sich zurückkehren sollte, was war sein Lebensziel?

Er schlug sein Buch auf, das Erbe des blinden Mannes.

Das erzählte ihm von Columbus, von Vasco de Gama; es erzählte ihm von jenen ungeheuren Feldern jenseits des Oceans, welche brach liegen und mit ihren unerschöpflichen Schätzen männlicher Thätigkeit harren.

Theodor drückte den wenigen Menschen, die es wohl mit ihm gemeint hatten, die Hand, besuchte noch einmal den Grabhügel seiner Eltern und zog dann fort durch das weite Land, nnd so lange, bis das Meer vor ihm lag.

Das Irrenhaus.

Theodor sann nach, wie jetzt alles mit ihm anders werde. Er stand an der Grenze des Landes, das ihn geboren hatte und das er auch liebte. Nun sollte er es verlassen, sollte hinter den Gewässern ein anderes suchen und kennen und lieben lernen. Er sollte sich gleichsam selbst in einem neuen Vaterlande wieder gebären. Freilich wohl sollte er in der neuen Welt anfangs auch wieder nur ein Kind sein — aber ein vernünftiges Kind, das imstande ist, seine Lebensbahn selbständig zu bestimmen.

Bevor der junge Mann noch die heimatliche Erde verließ, besuchte er in der Hafenstadt einen Mann, an den er von einem Bekannten ein Empfehlungsschreiben hatte. Dieser Mann war Director einer großen öffentlichen Heilanstalt. Theodor hoffte durch die Bekanntschaften und den Einfluss desselben Reisebegünstigungen.

Er wurde in dem Hause des Directors freundlich aufgenommen und eingeladen, einige Tage daselbst zuzubringen. Der würdige Mann war, wenn es seine Geschäfte erlaubten, stets um den Gast und ertheilte ihm Winke und Rathschläge für seinen neuen Lebensweg.

Er führte Theodor in Kreise ein, wo es was zu erfahren, zu profitieren gab; dann schlug er ihm auch vor, die Heilanstalt zu besuchen, welcher er als Director vorstand, und besonders die Irrenabtheilung ins Auge zu fassen, um menschliche Charaktere und Eigenheiten im kranken Zustande, in ihren verschiedenartigsten Gestalten kennen zu lernen.

Theodor nahm den Vorschlag dankbar an.

Es ist ein schwerer Weg durch die langen Krankensäle hin, so recht mitten durch das Elend. Wie sie uns anflehen, die matten, glanzlosen Augen, wie sie uns entgegenzittern, die armen, belasteten Herzen, ob wir denn keine Hilfe, keinen Trost mitbringen. Und wenn wir auch sonst nichts haben als unsere Gesundheit, so sind wir den in solchen Räumen Schmachtenden tausendmal willkommen; sehen sie doch wieder frische Wangen und ein freies glanzvolles Auge, in dem sie neue Hoffnung lesen.

Und ein Wörtlein des Mitleids, und ein Wörtlein heiteren Trostes findet sich in unserem reichen Herzen immerhin, und nirgends auf der ganzen Welt ist unser Wort allmächtiger, als wenn es den Stätten des Elends in Liebe entgegenfließt. O, wenn wir wüssten, welchen Trost wir durch uns selbst den leidenden Brüdern bringen, wir würden ihnen öfter nahen.

Unendlich reicher noch aber ist das Gut, das wir aus den Häusern des Jammers mit uns tragen — das neuerwachte Bewusstsein unseres eigenen Wohles.

So beiläufig sprach der Director zu Theodor, als sie durch die Vorsäle schritten.

Später, als sie in die Krankenzimmer eingetreten waren, sagte der junge Mann:

„Herr Director, das ist ein böses Stück Welt, so arm als hier habe ich die Menschen noch an keinem Orte gesehen."

„Wir gehen noch weiter, junger Freund", entgegnete der Director. „Wir kommen nun in die Irrenabtheilung. Sind Sie stark?"

Theodor verstand diese Frage kaum und schwieg.

„Wohlan, so mögen Sie dem Unglücke nun ins Auge schauen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Weib in weitem grauem Zwilchhemd mit wildfliegenden Locken rüttelt am Eisengitter.

„Ihr Hunde, dass ihr mir meine Kinder umgebracht habt!" schreit sie mit heiserer Stimme. „Alle werd' ich euch erwürgen, alle! Ach, das Kleinste hat goldene Äuglein gehabt, das andere hernach hat mir ein Engel gebracht. Und mein lieber Junge hat die Sonne in den Haaren getragen und ist ein mächtiger König gewesen. O, gebt mir meine Kinder wieder — nur die Asche und die Gebeine wieder. O, ihr Bösewichte, ich werd's dem Pfarrer sagen. Seht, und ich hätt' euch sehr geliebt. Dich hätt' ich geliebt und das Rehlein hätt' ich auch geliebt!"

Entkräftet sinkt das Weib zu Boden und bricht in ein lautes Weinen aus. —

Auf dem Strohlager kauert ein junges Mädchen. Dieses haucht unverständliche Worte; plötzlich bricht es aus:

„Einsperren hat er mich lassen und ist zu einer andern gegangen. Die wird wohl auch hieher kommen und alle werden kommen, weil sein Kuss die Sünde und das Verderben ist. O Gott, o Gott, mach' ihn doch auch elend und verlass ihn; schicke alle Teufel, dass sie ihn verfolgen, weit, weit in die Ewigkeit hinein! — Die Haare haben sie mir abgeschnitten; ach, das war nicht recht von den Leuten. Anthu' ich mir nichts, ich hab' ein Kind im Leib. Ach, wie ich es hassen werde! Ach, wie ich es hassen werde! —"

Ein Greis mit langem weißen Bart schreitet gebückt, aber hastig durch seine Zelle:

„Wie müde — müde!“ keucht er. „Jesus, Heiland, Richter, komme bald! Schon tausend Jahr und mehr! Sei barmherzig, Gott, und verzeihe, sonst bist du böse, Gott, böse wie die Menschen! Dich haben sie getauft mit Wasser, mich hast du getauft mit dem Blitzstrahl, und ich wandere dennoch — arm und müde. Lass mich in den Abgrund, Herrgott, lass mich! Herrgott, den allerfürchterlichsten Tod, den du hast und den sonst keiner will, ich nehme ihn, nur dass ich ruhe — ruhe!“

Es brechen ihm die Knie, er stürzt zur Erde.

„Der hält sich für den ewigen Juden“, sagte der Director, „er gönnt sich keine Stunde Ruhe, er müsse unablässig wandern. Er will sich immer selbst ans Leben. Dieser Mann war einst sehr gelehrt und betrieb mit großem Eifer philosophische Studien. Schon jahrelang birgt ihn dieses Haus, die Sage von dem ewigen Juden, in der er ununterbrochen geforscht, und die unbefriedigenden Aufschlusse der Wissenschaften haben ihn hieher gebracht. Er ist unheilbar, das Geschick führt ihn in letzterer Zeit seiner Auflösung rasch entgegen — bald wird er ruhen.“

Theodor entgegnete kein Wort, in seiner Stirne war es heiß und sturmbewegt, als müsse auch er wahnsinnig werden.

„Nun sollen Sie ein anderes Bild haben, junger Freund“, sagte der Director. „Wir kommen zu den glücklichen Unglücklichen. Mit diesen steht's auch sonst so übel nicht, wir lassen sie frei herumgehen, sie sind ganz unschädlich. Sie sprechen auch die längste Zeit ganz vernünftig, nur haben sie fixe Ideen und oft recht drollige. Ich möchte, dass Sie ein paar zu hören bekämen, und zu diesem Behufe müssen Sie allein mit den Pfleglingen verkehren, weil viele nur Fremden ihre Mittheilung machen. Gegen uns Hüter sind sie sehr misstraurisch und können es uns nicht vergeben, dass sie ins Irrenhaus gethan worden sind. Aber gar mancher Lachende ist rettungslos verloren. So, da wären wir. Sehen Sie sich bei den Leutchen ein wenig um; ich werde Sie hier im anstoßenden Zimmer erwarten.“

Theodor schritt durch einen weiten lichten Saal, in welchem mehrere Pfleglinge umhergiengen, oder auf ihren Strohsäcken lagen, oder kleinen Verrichtungen oblagen.

Bald kam ein recht gemüthliches Gesicht auf den jungen Mann zu und grüßte höflich.

Dann frug es ein wenig lauernd:

„Sind Sie zu Fuß gekommen, Herr?“

„Zu Fuß, ja.“

„Zu Fuß? Ah, dann ist's schon gut. Wissen Sie nicht, gehen noch alle zu Fuß, die nicht fahren oder reiten?“

„Wahrscheinlich.“

„Und niemand thut noch fliegen?“

„Kein Mensch.“

„Ei, Sie, das ist gut, das freut mich. Sagen Sie mir, Herr, haben Sie für diesen Mittag schon irgendwo zugesagt?“

„Jawohl.“

„Schade, ich hätte Sie auf einen Löffel Suppe geladen. Sehen Sie, Herr, so ist es, und Sie werden staunen, mich in diesem Hause zu finden, und auch sogleich erkannt haben, dass das ungerecht ist, sehr ungerecht. Das thut der Neid, Herr, der Brotneid. Sehen Sie, ich hab' das Fliegen erfunden — das Fliegen, ja — bitte, ist mein Geheimnis!“ Da lächelte der Mann, eine etwaige Frage schon im vorhinein bescheiden ablehnend. „War schon alles richtig gestellt, wie ich aber an die Ausführung gehen will und im Begriffe bin, ein Privilegium zu nehmen, bringen sie mich gottlos hieher, und unter dem Vorwande, dass ich irrsinnig sei, halten sie mich gefangen, bis ein anderer die Erfindung gemacht und ich ruiniert bin. Sehen Sie, Herr, so wird das Verdienst gewürdigt, so —“

Jetzt kam ein langer hagerer Mann herbei, fasste Theodors Hand und sagte forschend:

„Mir ist, ich sollt' Sie kennen; sind Sie nicht der Chemiker Kupferschmaus?“

„Wohl nicht.“

„Irr' ich mich doch. Glauben Sie mir, man irrt sich außerordentlich leicht, und wenn Sie etwa glauben, dass ich ein Narr bin, so irren Sie ebenfalls. Ich bin sozusagen nur auf Besuch hier. Ich bin meines Zeichens Chemiker, und Sie werden schon noch von mir hören; ich habe Pläne, ich bin“ — dieses sagte der Mann ganz leise — „bin einer wunderbaren Kunst auf der Spur. Ich mache Diamanten! Sie staunen, wie noch alle gestaunt haben, und es ist doch so einfach — es ist eben ein Columbusei. Sollten Sie von der Chemie gar nichts verstehen?“

„Ei doch.“

„Gut, dann werden Sie wissen, dass der Diamant aus gar nichts besteht, als aus reinem Kohlenstoff.“

„Ganz richtig.“

„Nun, und? — Haben Sie es noch nicht? Wirklich nicht? — Glauben Sie mir, die Wissenschaft hat der Menschheit schon manchen Sieg errungen. Hören Sie mich an: Wie macht man Diamanten? ist die Frage, die heute die ganze Welt thut, oder wenigstens zu thun Ursache hat. Da wir aber bereits wissen, dass Diamant nichts ist, als Kohlenstoff, so heißt die Frage: Wie macht man Kohlenstoff? Was ist Kohlenstoff? Kohlenstoff ist in der Kohle. Da es in der Kohle aber

viele Unreinigkeiten gibt, so muss man sie durch Waschen und Auslaugen reinigen, und reiner Kohlenstoff ist — "

„Diamant", ergänzte Theodor lächelnd.

„Sehen Sie, sehen Sie!" jubelte der Chemiker und seine Augen glänzten, als seien sie bereits — ausgelaugte Kohle.

Theodor wandelte weiter.

In einer Fensternische saß ein anderer Mann und blickte düster in das Freie. Als dieser den Fremden gewahrte, stand er auf und sagte:

„Ich bitt' Euch, Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, wie jene blauen Berge dort heißen, die man ein wenig über der Mauer sehen kann?"

„Ich bin hier fremd, guter Mann; vielleicht wollen Sie jemand anderen fragen."

„Ist unnütz, Freund, ist unnütz. Sind alle verschlagene Leute. Ich meine aber, der blaue Streifen dort ist das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Ihr müsst wissen, dass mein diesbezügliches Forschen nicht Vorwitz ist, sondern dass mir sehr viel daran liegt, darüber Gewissheit zu erlangen, denn ich bin auf dem Wege nach Afrika."

„Ei, und was werden Sie dort machen?"

„Ja seht, ich hab' ein Generalproject im Kopfe. Euch kann ich die Dinge mittheilen, Ihr seid gewiss ein vernünftiger Mann, und seid doch auch im Irrenhaus, ohne dass Ihr wisst, wie Ihr hiehergekommen; seht, just so geht's mir auch. Schier ein ganzes Jahr bin ich schon da, und gar auf dem Schub hätten sie mich zurückgebracht den weiten Weg, wenn ich ihnen meine sogenannte Zuständigkeit entdeckt hätte. Es ist aber schnöde von der Welt, uns Steine über Steine in den ohnehin so schwierigen Weg zu werfen, aber ich sage Euch, die Tugend und das Wahre wird siegen und — ich muss hinüber. Wisset denn, ich werde Afrika germanisieren und civilisieren!"

„Ei der Tausend!" lächelte Theodor, der in dem Manne jenen Wanderer vom Waldsee erkannte.

Es freute ihn schier, dass er ihn, an den er seitdem oft und nicht ohne Unruhe dachte, hier unter einem so sicheren Hort fand.

„Was sollte ich auch um Gotteswillen bei den Narren hier", fuhr der Mann fort, „ich muss hinüber. Nur hätt' ich Euch bitten mögen, dass Ihr mir jemanden ermittelt, der mir meine überflüssigen Habseligkeiten ablöste, die auf einer Reise doch nur beschweren. Wie gesagt, alles Überflüssige; ein Taschenmesser hab' ich hier, eine gute feine Klinge, ich trenn' mich ungern davon, aber ich geb' sie — eine Tabakspfeife hier; ich lasse sie sehr billig und den Feuerstein geb' ich darauf. Hier schlepp' ich schon lang einen alten Ring mit mir herum; ich dächte, es sei etwas für die Afrikaner, aber es sieht denn doch etwas kindisch aus mit

einem solchen Geschenk; nichts will ich ihnen mitbringen als den Geist, gar nichts sonst. Ha, muss schier lachen, wie ich den Bettel so sorgsam ins Papier geschlagen hab' — schaut Euch das Ding nur an.

Nicht auf den Ring, auf das Papier fiel zufällig Theodors Blick, und in diesem Momente durchzuckte ihn ein Funke höchster Überraschung.

„Wie, guter Mann, wie sind Sie zu diesem Papiere gekommen?"

„Wenn mir recht ist — hinter dem hölzernen Klosterbruder in der Rumpelkammer hob ich's auf — den Ring da eigentlich hob ich auf. Der Selige war kaum in Scherben, als ich hinter seinem Rücken das Ding fand — seht's doch nur einmal an, ein wenig gesprungen ist der Reif; so reißt doch endlich das Papier in Fetzen, den Ring seht an!"

So sagte Johannes Georgius Taube, aber Theodor sah nur das Papier an und immer nur das Papier. Er rieb sich die Augen, rieb sich die Stirne — war's denn möglich? Oder war er nun auch ein Narr?

Hin zum Director eilte er mit dem Papier und rief:

„Eine fixe Idee ist's, aber ich kann mir nicht helfen, es steht so lebendig da und es kann doch nicht anders sein. Ich hab' Ihnen erzählt von meinem Onkel. Gut, und hier, hier diese Schrift ist das Testament meines Onkels Thomas, durch welches er mich, den Brudersohn, zum Erben seines Vermögens einsetzt. Ausgestellt an seinem Todestag. Lesen Sie's doch!"

Und die Urkunde war echt und regelrecht und Theodor war ein reicher Mann — in diesem Augenblicke aber eine Jammerfigur.

* * *

Das Schiff stand schon ausgerüstet im Hafen und die Wimpel winkten dem jungen Auswanderer zu, schon seit frühem Morgen. Diese Geschichte mit dem Testament ändert die unsere aber vollständig; Theodor wird wieder zurückkehren in seine Heimat und Besitz nehmen von dem Erbe seiner Väter.

Auch auf unseres wiedergefundenen Ritters Lage brachte diese Wendung den wohlthätigsten Einfluss. Wir finden ihn noch an demselben Abend in Mitte dreier Freunde am Tische des Directors fröhlich gestimmt. Der erste dieser Freunde war der Director selbst, der dem wackeren Mann aus dem Volke munter zutrank, der zweite war Theodor, der in Hans den Gründer seines Wohles leben ließ; der dritte Freund stand gar auf dem Tisch und war offenbar der beste — ein kälberner Schlägel mit sauren Ochsenaugen.

„Ich habe Euch zu Eurer Erbschaft geholfen, Herr Theodor", sagte Ritter Hans, „ich rühme mich deshalb keines Verdienstes, denn das

Testament kam im Hause der stillen Brüder in meine Hände, ohne dass ich recht weiß wie. Hab' Euch ja die Geschichte schon erzählt. Hab' Euch endlich in Gottsnamen auch gesagt, dass ich aus Osterstadt bin und Johannes Georgius Taube heiße; aber zurück kehr' ich nicht mehr. Ich dank Euch, Herr Theodor, dass Ihr so freundschaftlich bereit gewesen waret, mir in Eurem Hause ein Daheim aufzuthun; mein Beruf gestattet leider nicht, dass ich von Eurer Güte Gebrauch mache. Wollt Ihr Euch wirklich Gotteslohn an mir erwerben, edler Mann, so borgt mir eine Kleinigkeit für die Reise nach Afrika; zurück erstatt' ich's Euch dreifach, oder in einigen Jahren neunfach, wenn Ihr wollt, nur vorläufig reißt mich aus der Verlegenheit."

Der Director sprach ernste Worte, Theodor suchte dem Mann die Unausführbarkeit eines solchen Planes auf eine wohlwollende Weise vorzustellen. Hans biss sich in die Lippen und entgegnete keine Silbe.

„Ist es denn Ihr Ernst, Ihre Heimat zu verlassen?" fragte Theodor. „Haben Sie denn keine Verwandten, keine Freunde, haben Sie kein Elterngrab daheim? Und wenn Sie sich leichtsinnig ausschließen aus der Gemeinschaft der Brüder, wer schenkt Ihnen Theilnahme, Trost in Ihren Leiden, wer theilt Ihren Schmerz, Ihre Liebe? Allein und verloren in Gottes weiter Welt werden Sie verschmachten und keine milde Freundeshand drückt Ihnen das Auge zu und keine begräbt Ihre Gebeine!"

Hans wankte seitwärts gegen eine Nische, fiel zu Boden und schlug sich im Kopf eine klaffende Wunde. Vom Haupte floss das Blut, vom Auge die Thräne. „Ja, Leute, ihr habet recht."

„Er ist gerettet."

Durch das offene Fenster strich die sanfte Nachtluft herein.

* * *

Der Sonnenkuss weckte des andern Morgens Theodor aus einem süßen Schlummer. Sein Wirt stand vor ihm und sagte zum Morgengruß:

„Leider gleich etwas Unangenehmes: der Osterstädter ist davon. Sie wissen", fuhr der Director fort, „dass ich ihm gestern das kleine gartenseitige Zimmer zum Schlafgemach anwies. Unvorsichtig genug, aber er sagte ja gestern zuletzt allen Ernstes zu, mit Ihnen reisen zu wollen. Heute finden wir das Fenster offen und an der Gartenmauer den Schubkarren als Leiter gelehnt. Der Mann ist entwichen. Ich habe schon allseitig Anstalten getroffen, ihn wieder einzuholen. Diesmal wird er indes vorsichtiger sein und der Polizei gewiss kein Ständchen mehr bringen wie vor einem Jahr, als er dann in die Irrenanstalt gebracht wurde."

„Bieten Sie doch nur alles auf, ich bitte Sie! Der Mann darf mir nicht zugrunde gehen". So sagte Theodor und eilte zugleich auch selbst an den Hafen, um Nachforschungen anzustellen.

Noch drei Tage blieb Theodor im gastlichen Hause des Directors. Hans blieb verschwunden.

Im Morgenstrahle zieht ein stattliches Schiff mit lustigen Segeln und hochflatternden Wimpeln über die Wellen. Wie ein Traum über die Seele, so gleitet es dahin . . .

Ein Brief an mich.

Während der Ausarbeitung dieser Erzählung kam mir von dem Oberhaupte der stillen Brüder folgendes Schreiben zu:

„Geehrter Herr!

Indem wir vernahmen, dass Sie den Process ‚Thomas Erben' zum Objecte einer Novelle machen wollen, ersuchen wir Sie, uns durch die Einschaltung dieser Zeilen in Ihre Novelle zu verbinden.

Der alte Thomas hat uns allerdings zum Erben seines vollen Vermögens eingesetzt, was wir urkundlich zu beweisen jederzeit bereit sind. Da sich nun aber ein Testament „neueren" Datums zu Gunsten eines Neffen des Erblassers vorgefunden, so ist es selbstverständlich, dass wir auf unseren Anspruch durch Urkunde I verzichten, falls es älteren Datums sein sollte, was übrigens nicht erwiesen ist. Nur müssen wir ein Gerücht ernstlich widerlegen, demnach die Urkunde II von uns unterschlagen worden sein sollte. Wir protestieren energisch gegen die Behauptung eines verrückten Menschen, der das Testament in unserem Hause gefunden haben will; wir erinnern uns weder, obgenanntes Schriftstück, noch besagten Menschen in unseren Mauern gesehen zu haben.

Hochachtungsvoll

J. S. Uit."

Da bis zu diesem Augenblicke Johannes Georgius Taube nicht aufgefunden werden konnte, so bleibt uns hierin vieles dunkel; sicher und unzweifelhaft ist nur, dass Theodor das Testament aus den Händen des Nagelschmiedes von Osterstadt erhalten hat und es nun Form rechtens besaß.

Der Wanderschaft Ziel und Ende.

Daheim in der Vaterstadt.

Was nun aber anfangen? Vergebens frug Theodor sein altes Buch der Weltgeschichte; dieses schlug wohl viele tausend Wege vor, aber es hatte auch Beispiele, wie Leute durch reiches Erbe zugrunde gegangen sind. Die Blätter lispelten leise, wie im Gelde der Keim zu Macht und Herrschaft und — zum Verderben stecke.

Theodor verglich einmal so in einer wohligen Abendstunde sein Vermögen mit einem Schiffe. Noch liegt es im Hafen, bald aber wird

es hinaussegeln in das weite Meer. Aber nicht auf Entdeckung und Eroberung wollte er es ziehen lassen, sein Schiff sollte ein Rettungsfahrzeug sein für Schiffbrüchige, Untergehende.

An einem der nächsten Tage fuhr ein zweispänniger Wagen aus dem Thomashofe, der in letzterer Zeit vortheilhafte Umänderungen erfahren hatte. Der Wagen rasselte durch die Stadt. Allseitig grüßte man, und redete auch von einem Bettelstudenten vor Jahren.

Aber der Wagen hielt nicht an, er rollte hinaus und fort durch das Thal.

Das war zur Morgenstunde, und gegen Abend fuhr Theodor in Osterstadt ein.

Als er an der Nagelschmiede vorüberkam, hallte darin der Hammer. Aber das war nicht das Pochen der Arbeit in der Werkstatt, das war jener Hammer, der so mancher armen Familie Stück für Stück ihres Glückes aus dem Herzen schlägt. Das war der Hammer der Versteigerung.

Freilich, in der Nagelschmiede that er niemandem weh. Der Eigenthümer des Hauses war ja fort; den hatten — meinten die Bewohner von Osterstadt — wohl lange schon die Raben. Seinerzeit hatte der Fall von sich sprechen gemacht, man glaubte nicht, dass sich der allerdings überspannte, aber sonst sehr heitere Mann ein Leid angethan und man meinte, er werde sich wieder einfinden oder eingebracht werden. Das geschah nicht und so wurde endlich die verwahrloste Nagelschmiede versteigert, um dadurch vorgekommene Schulden zu decken.

Theodor erkundigte sich, ob der verschollene Nagelschmied keinen Verwandten hinterlassen habe. Da erinnerte man sich, dass irgendwo eine arme Nichte des Mannes lebe. Theodor erstand für dieselbe das Haus des Nagelschmiedes. Dann kehrte er wieder zurück auf den Thomashof.

Thomashof, so hieß er das Landgut, und dieser Name stand aus Gusseisen in die weiße Wand eingegraben und wilde Rosen schlangen einen Kranz um denselben. Das war ein Denkmal für den alten Onkel, ein Denkmal voll Wohlstand und Glück, wie es schöner kein Todter bekommt, außer er hätte es sich selbst gesetzt in den Herzen der Menschen.

Theodor war froh und neu gekräftigt. Er war rastlos im Arbeiten, und doch war ihm, als arbeite er nicht, als genieße er nur. Frohe Menschen sah er um sich walten und alle freuten sich an dem Segen eigener Arbeit. Es war eine rechte Lust und eine Freude, was da im Thomashof vorgieng. Anfangs hatte es den Anschein, als verstehe der neue Besitzer die Landwirtschaft nicht recht, weil er alles anders anfasste, als man es zu Lande gewohnt war, aber allmählich wurde es recht und viel besser, als es in der Nachbarschaft war.

Der Thomashof war eine Musterwirtschaft für die Umgebung, so wie Theodor in Edelmuth und Weisheit bald ein Muster wurde. Er nahm eine bedeutende Stelle in der Gesellschaft ein und erwarb sich durch Rath und That den Dank der Menschen.

Oft dachte Theodor an den unglücklichen Urheber seines Glückes, an Meister Taube, und was aus ihm geworden. Noch immer ließ er die Nachforschungen angelegentlich fortsetzen — es war aber alles vergebens.

Endlich nach Jahren fiel ein Ereignis vor, welches über diesen Fall eine traurige Gewissheit zu bringen schien.

Am Ufer eines Gebirgssees der Umgebung fand man einige Kleidungsstücke sammt einer schweinsledernen Brieftasche mit dem Namen des Nagelschmiedes von Osterstadt.

Einige Zeit nach diesem Ereignisse ließ Theodor in seinem Garten einen grauen Marmorstein setzen und in demselben die Worte graben:

„Andenken an Johannes Georgius Taube. Friede seiner Asche."

Aber im Grunde des Sees lag ein ganz anderer.

* * *

Jahre um Jahre vergiengen. Im Thomashofe herrschte Wohlstand und Häuslichkeit. Eine milde seelenvolle Frau waltete im Hauswesen und eine heitere Kinderschar belebte den Hof. Theodor war oft lange Zeit abwesend, er weilte in der Residenz, er war der Älteste im hohen Rathe des Volkes. Er wurde im Reiche verehrt als der Schöpfer einer lichteren Zeit, der da weise und edel Wache hält am Throne des Fürsten über das Wohl des Volkes.

Und wenn er dann heimkam, um nach ernster Arbeit bei seinen Lieben auszuruhen, da kamen dankbare Menschen zu ihm und freuten sich an seinem Glücke. Einmal an einem trüben Spätherbsttage verirrte sich ein greiser Bettelmann in den Garten des Hofes. Der stand lange still vor dem grauen Marmorstein und las immer wieder die Worte, die da eingegraben waren.

Ein weißgekleidetes Mädchen hüpfte herbei und wollte dem Alten eine Gabe reichen. Dieser starrte das Kind an mit wirren Augen, seine fahlen Lippen murmelten unverständliche Worte und seine langen grauen Haare flatterten im Winde.

Das Mädchen eilte erschrocken davon und sagte es dem Meier, dass im Garten ein Mann stehe, vor dem es sich fürchte.

Die Geschäfte liefen ihren Gang. Am Abende, als Theodor mit einem Buche durch den Garten schritt, sah er am grauen Stein den Greis noch kauern. Das Auge starrte gebrochen auf die Worte in dem

Stein, die fahlen, halb offenen Lippen bewegten sich nicht, die grauen Haare flatterten im Winde.

Theodor sah die gramvollen Züge und rief mit bebender Stimme: „Heiliger Gott, der Mann von Osterstadt!“

Aber der Greis hörte nichts mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Prunkvoll lag der Bettler aufgebahrt im großen Saale des Hauses — ein starres, unaufgelöstes Räthsel. Nichts fand man an ihm, was über seine langjährigen geheimnisvollen Geschicke einige Aufklärung hätte geben können, nur hatte er an der rechten Hand einen schwarzen leichtangesprungenen Ring am Finger und am linken Fuße entdeckte man die eingewachsenen Spuren eines Metallreifes.

Das ist die Geschichte eines Mannes, der in sinnlosem Streben der Freiheit und Weltvollendung nachgejagt. Er war ein schlichter Bürgersmann gewesen; über die Grenze seines Handwerkes hinaus hatte er den Boden verloren unter den Füßen und das klare Denken im Kopfe; nichts hat er erreicht für sich, armselig ist er zugrunde gegangen und in Osterstadt verlachen sie sein Andenken.

Dem Verfasser aber ist das Ende dieser Geschichte ernster geworden als er sich's zu Anfang gedacht — er hatte sich an Menschen erinnert, die ähnlich wie der Nagelschmied von Osterstadt bestellt, so närrisch anfiengen und so tragisch endeten.

Indes — Ehre dem grauen Marmorstein in Theodors Garten.

Gedichte

von Mathilde Gräfin Stubenberg.

Die Stunde sei gesegnet.


Die Stunde sei gesegnet,
In der ich ihm begegnet
Zum allerersten Mal!

O könnt' ich seinem Leben
Ein Fünkchen Wärme geben,
Der Freude milden Strahl!

Nichts Rauhes sollt' ihn kränken.
Ich wollt' ihn labend tränken
Und stützend führen sacht.

Und wenn nach allem Wehe
Ich ihn dann glücklich sehe,
Und froh sein Aug' mir lacht,

Dann sei der Tag gesegnet,
An dem ich ihm begegnet
Zum allerersten Mal!

* * *

So still wie du.

So still wie du möcht' ich den Schöpfer lieben,
So sehnsuchtsheiß und doch so still wie du;
In Glück und Noth bist du ihm treu geblieben,
Im schwersten Kampf voll hoher Seelenruh,

So still wie du möcht' ich mein Leiden tragen,
So gottergeben und so still wie du;
Kein Laut verrieth in deinen Schmerzenstagen
Ein ungeduldiges Warum? Wozu?

So still wie du möcht' ich hinübergehen
Als Überwinder einst, so still wie du.
Dir konnte selbst der Tod nicht widerstehen:
Sein sanfter Kuss schloss dir die Lippen zu.

* * *

Nur einmal noch.

Nur einmal noch möcht' ich die Lippen pressen
In sel'ger Glut auf deinen lieben Mund,
Nur einmal noch das ganze Glück ermessen,
Das ich geschaut auf deiner Augen Grund.

Nur einmal noch möcht' ich mich innig schmiegen
An deine theure, sich're, treue Brust.
Am warmen Herzen dir noch einmal liegen,
So weltvergessen und nur liebbewusst!

Doch stumm muss ich im Herzensgrunde tragen
Das Sehnsuchtsweh, das stündlich wächst und schwillt;
Kann nimmer, nimmermehr dir all das sagen,
Wovon mein tiefstes Inn'res überquillt!

* * *

Warum?

Ich hab's versucht und kann es nicht verwinden,
Ich kann nicht Demuth noch Ergebung finden;
Ich hab's versucht, mein schweres Joch zu tragen,
Und zu gebieten meines Herzens Klagen.

Geweint, gebetet hab' ich und gerungen,
Inbrünstig mit dem Arm mein Kreuz umschlungen;
Es war umsonst, nicht kann ich Ruhe finden,
Und kampfesmüd fühl' ich die Kräfte schwinden.

Bleibt ewig gnadenlos der Himmel stumm?
Es tönt kein Echo meinem Schrei: Warum.

* * *

Rastlos.

Wenn die Sonne scheinet, ist mir gar so weh,
Eben weil sie scheint.
Blickt der Himmel trübe, ist mir gar so weh,
Eben weil er weint.
Wenn die Blumen blühen, ist mir gar so weh,
Eben weil sie blüh'n.

Wenn sie Frost getroffen, ist mir gar so weh,
Weil sie welk verglüh'n.
Wo ich immer weile, eilig treibt mich's fort,
Weil's mir gar so weh;
Rastlos muss ich weiter stets von Ort zu Ort,
Ach, mit meinem Weh!

* * *

O glaubt das nicht!

O glaubt nicht, dass mich Neid erfüllt,
Wenn scheu von euch den Blick ich wende
Und krampfhaft presse auf die Brust
Wie schützend meine kalten Hände!

Ihr dürfet schlimme Deutung nicht
Der Thrän' in meinem Auge geben;
Den Seufzern nicht, die unbewusst
Mir sehnend von den Lippen schweben.

Es ist nicht Neid, o glaubt das nicht!
Nein, nur ein unnennbares Wehe,
Das durch das Herz mir schneidend zieht,
Wenn ich zwei Menschen glücklich sehe.

* * *

An Gott.

Ich glaube dich! Umbraust von Sturmestoben,
Ob um mich alles wankend stürzt und bricht,
Dein Kreuz lenkt meinen feuchten Blick nach oben,
Von dort strahlt mir des Trostes Gnadenlicht.

Ich hoffe dich! Und magst du auch verhüllen
Dein hehres Antlitz unserm Menschenblick;
Was Du versprochen, wird sich ganz erfüllen;
In Deine Hand befehl' ich mein Geschick!

Ich liebe dich! Und meiner Andacht Gluten
Sie streben sehnend nach den Sternen hin;
Lass mich, o Gott, von deiner Näh' durchfluten
Und danken dir, dass ich dein eigen bin!

So dreifach mächtig zu dir hingezogen,
Möcht' ich vom Erdenjoche mich befrein,
Und aufwärtsstrebend durch die Ätherwogen
Ein Stäubchen nur in deinem Himmel sein.

Woher diese Klänge? Tief aus einem Menschenherzen. Das sieht man jeder Zeile an. Ein großes, Ehrfurcht heischendes Leid ist hier schlicht und fromm gesungen. — Das Büchlein, welches unter dem Titel „Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg" bei E. Pierson in Dresden erschienen ist, und dem die vorstehenden Lieder entnommen sind, hat Stefan Milow im Begleitworte trefflich charakterisiert:

„Da hatte eine schwer niedergedrückte, schmerzzerrissene Seele mit Nothwendigkeit in der Dichtung Erlösung gesucht.

Was war über sie gekommen! Jung, blühend, in jedem Betracht reich gesegnet und wie dazu bestimmt, freudig pochenden Herzens vom Becher des Lebens nur den überquellenden Schaum zu trinken, sollte sie ihn bis auf den bitteren Bodensatz leeren. Im sonnigsten Glücke traf sie jählings erschütterndes Leid. Da brach, nachdem die heißesten Thränen getrocknet waren, der Drang, der sich schon in ihrer Kindheit spielerisch geregt, allgewaltig aus ihr hervor, und sie fasste in Lieder, was sie bewegte, zuerst das noch immer verzweiflungsvoll ringende Weh, dann die weiche Klage, die in fromme Ergebung ausklingt.

In der vorliegenden Sammlung offenbart sich, das wird wohl jeder Empfängliche mit mir finden, ein zart, echt weiblich empfindendes Talent, das zugleich, da ihm der Schmerz zur Muse wird, auch Laute von mächtiger Kraft anschlägt. Nicht impressionistisch modern spricht es sich aus, wie es um uns immer lauter werden will, sondern es pflegt die Weise, die uns bis nun das Herz gerührt, es gibt sich durchaus schlicht, klar und natürlich. Alles in allem eine wahrhaft erfreuliche, edle Dichtererscheinung."

Wer die Poesien kennen lernt, der wird derselben Meinung sein. — Eine Reihe von Gedichten in steirischer Mundart schließt die Sammlung heiter ab. Doch halte ich die hochdeutschen Gedichte für vollendeter und wertvoller als diese; wie jene aus dem Innern hervorkamen, so kommen diese gleichsam von außen hinein. Da sie jedoch geschickt pointiert sind, so dürften sie Vergnügen machen, während gar manches der hochdeutschen Lieder geeignet ist, Gemüther, die den Schmerz kennen gelernt haben, zu ergreifen, zu erschüttern und zu erheben. R.

Weisheit und Schicksal.

Den nachdenklichen Lesern des „Heimgarten" soll von einem merkwürdigen Buche gesprochen werden, welches vor kurzem bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen ist. Es ist Maeterlincks „Weisheit und Schicksal", in die deutsche Sprache übertragen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. — Dieses Werk weicht von den bekannten Lebensanschauungen vielfach ab. Es ist in einem so großen, sittlichen Optimismus gehalten, dass es im gewöhnlichen Sinne allerdings mehr theoretischen als praktischen Wert hat. Und doch unendlichen Wert für den, der ihn fassen kann.

Anstatt den Geist dieses Buches zu kritisieren, zu zersetzen, wollen wir ihn bloß andeuten und das am besten durch einige Kernsentenzen, die wir ihm entnehmen.

Das Beste, was sich thun läst, ist in den Augen einer demüthig rechtschaffenen Seele stets die nächste und einfachste Pflicht; aber es wäre darum nicht weniger bedauerlich, wenn alle Welt stets an die nächste Pflicht gedacht hätte. Zu allen Zeiten gab es Wesen, die sich mit gutem Gewissen sagen konnten, dass sie alle Pflichten der gegenwärtigen Stunde erfüllten, indem sie der Pflichten der kommenden Stunde gedachten. — Man müsste sagen können, dass den Menschen nur das zustieße, was sie wollen. Wir haben freilich nur geringen Einfluss auf eine gewisse Anzahl von äußeren Ereignissen; aber wir haben eine allmächtige Einwirkung auf das, was aus diesen Ereignissen in uns selbst wird, das heißt, auf das geistige Etwas, das den lichten und unsterblichen Theil jedes Ereignisses bildet. — In dem Maße, wie wir weiser werden, entgehen wir einigen unserer instinctiven Schicksale. Es liegt in jedem Wesen ein gewisses Verlangen nach Weisheit, das die meisten Zufälle des Lebens in Bewusstsein verwandeln könnte. — Jedes Wesen, das die blinde Macht des Instinctes in sich zu verringern weiß, vermindert rings um sich die Macht des Schicksals. — Dass die Gegenwart des Weisen das Schicksal lähmt, ist so wahr, dass es vielleicht kein einziges Drama gibt, in dem ein wahrer Weiser auftritt; und wo ein solcher auftritt, macht das Ereignis vor ihm Halt, ehe es Blut und Thränen gibt. Es gibt nicht allein unter Weisen nie, es gibt auch um den Weisen sehr selten ein Drama. — Die Wissenden wissen nichts, wenn sie die Kraft der

Liebe nicht besitzen; denn der wahre Weise ist nicht der, welcher sieht, sondern der, welcher am weitesten sieht und die Menschen am meisten liebt. — Der Wille zur Weisheit hat das Vermögen, alles, was unseren Körper nicht tödlich berührt, wieder ins Geleise zu bringen. — Es gibt Vorstellungen, die keine Katastrophe erreichen kann. Es genügt meistentheils, dass eine Vorstellung sich über die Eitelkeit, Gleichgiltigkeit und Selbstsucht des Alltags erhebt, und der, welcher sie nährt, ist nicht mehr so verletzlich. — Man kann nie vernünftig genug sein; aber die Weisheit allein hat das Recht, Anforderungen an die Vernunft zu stellen. Der ist nicht weise, dessen Vernunft nicht gelernt hat, dem ersten Zeichen der Liebe zu gehorchen. Was hätte Jesus Christus, was hätten die Helden gethan, wenn ihre Vernunft sich nicht unterworfen hätte? Geht eine Heldenthat nicht allemal über die Grenzen der Vernunft hinaus? Aber wer wagte darum zu sagen, dass der Held nicht weiser ist, als die, welche thatlos blieben, weil sie ihrer Vernunft Gehör gaben? Nochmals sei wiederholt: nicht die Vernunft, sondern die Liebe muss das Gefäß sein, in dem man die wahre Weisheit hütet. — Man liebt nur dann wahrhaft, wenn man besser wird, und besser werden heißt weiser werden. Es gibt kein Wesen auf Erden, das in seiner Seele nicht etwas besserte, wenn es ein anderes Wesen liebt, selbst wenn es sich um eine gemeine Liebe handelt; und wer unablässig liebt, hört nur darum nicht auf, zu lieben, weil er nicht aufhört, besser zu werden. — Der Weise wird nie leiden? Kein Gewitter wird den Himmel seiner Heimat verdüstern? Keiner wird ihm Fallen stellen? Sein Weib und seine Freunde werden ihn nicht verrathen? Was er für edel gehalten hatte, wird nicht gemein werden? Weder sein Vater, noch seine Mutter, noch seine Söhne, noch seine Brüder werden sterben, wie die andern? Alle Wege, auf denen der Schmerz sonst zu uns kommt, werden durch Engel versperrt sein? — Alles, was unser Dasein veredelt, alles, was wir in uns selbst achten, die Beweggründe unserer Tugend und jene Gefühlsgrenzen, die jeder Mensch auch seinen Lastern und Verbrechen setzt, scheinen in der That wenig, wenn unsere Vernunft von ihnen Rechenschaft fordert. Und doch liegen hier die Lebensgesetze jedes Wesens. — Und welcher Mensch könnte leben, ohne sich mehreren dieser Wahrheiten zu unterwerfen, die der Vernunft nicht unterworfen sind? Selbst die Erbärmlichsten gehorchen einer von ihnen, und je größer die Zahl derer ist, denen ein Mensch gehorcht, umso weniger erbärmlich ist er. Wer gemordet hat, wird dir sagen: „Gewiss, ich morde, doch ich stehle nicht.“ Und wer gestohlen hat, stiehlt, aber er verräth nicht, und wer verräth, verräth nicht seinen Bruder. So flüchtet sich jeder in seine letzte moralische Schönheit, die ihm bleibt. Der verworfenste Mensch hat noch immer einen Rückhalt und Zufluchtsort in seiner Seele, wo er ein wenig reinen Wassers findet, aus dem er

die Kraft schöpft, die zur Fortsetzung des Lebens nöthig ist. — Wenn wir ein geliebtes Leben verlieren, so weinen wir die Thränen, die uns nicht erleichtern, in der Erinnerung an Augenblicke, wo wir es nicht genug liebten. — Es ist wahr, dass Glück und Unglück, selbst wenn sie von außen kommen, nur in uns selbst bestehen. Alles, was uns umgibt, wird zum Engel oder Teufel, je nachdem unser Herz beschaffen ist. — Alles in uns, was nicht der Macht unserer Seele unterthan ist, wird unmittelbar von einer feindlichen Macht unterworfen. Alles Leere in Herz und Geist wird zum Sammelbecken für Schicksalseinflüsse. — Man hat nur soviel Glück, als man begreifen kann. Es kommt oft vor, dass das Unglück des Weisen dem eines andern Menschen ähnelt; aber sein Glück hat keinerlei Beziehung zu dem, was der Unweise Glück nennt. Es gibt im Glücke viel mehr unbekannte Länder, als im Unglück. Das Unglück hat immer die gleiche Stimme, aber das Glück wird lautloser, je tiefer es wird. Wenn wir das Unglück auf eine Wageschale legen, legt ein jeder von uns in die andere nur die Vorstellung, die er sich vom Glücke macht. Der Wilde wird Brantwein, Pulver und Federn hineinthun, der civilisierte Mensch ein wenig Gold und einige Tage des Rausches, aber der Weise wird tausend Dinge hineinlegen, die wir nicht sehen, seine ganze Seele vielleicht, und das Unglück selbst, das uns geläutert hat. — Glücklich sein, das ist, die Ungeduld nach dem Glücke hinter sich haben. — Wie das Kind im Spielen mehr Dinge lernt, als in der Arbeit, die man ihm auferlegt, so schreitet die Weisheit schneller im Glücke einher, als sie es im Unglück gethan hätte. — Die erste beste Seele kann das Glück nicht tragen. Es gibt Muth zum Glücke, wie es Muth zum Unglück gibt. Vielleicht bedarf es größerer Kraft, um dauernd glücklich zu sein, als um andauernd unglücklich zu sein; denn die Erwartung dessen, was man noch nicht hat, gibt dem unweisen Herzen mehr Freude, als der Vollbesitz alles dessen, was er erwünscht hat. — Das Beste, was man im Glücke findet, ist die Gewissheit, dass es nichts ist, was berauscht, sondern etwas, das nachdenklich macht. — Man muss glücklich sein, um glücklich zu machen, und man muss glücklich machen, um glücklich zu bleiben. — Die Welt ist voll von schwachen und edlen Wesen, die sich einbilden, das letzte Wort der Pflicht läge im Opfer. Die Welt ist voll von schönen Seelen, die, weil sie nichts Besseres zu thun wissen, ihr Leben zu opfern trachten; und das wird dann als höchste Tugend angesehen. Nein! die höchste Tugend ist, zu wissen, was man thut, und wählen zu lernen, für was man sein Leben dransetzen kann. Die Pflicht eines jeden von uns liegt nur vorläufig in dem, was er für seine Pflicht hält, und unsere allererste Pflicht ist die, unseren Pflichtbegriff zu klären. Das Wort Pflicht enthält oft mehr Irrthümer und moralische Fahrlässigkeiten als Tugenden.

Klytemnästra opfert ihr Leben, um den Tod Iphigenias an Agamemnon zu rächen, und Orest opfert das seine, um den Tod Agamemnons an Klytämnestra zu rächen. Aber es brauchte nur ein Weiser vorüberzugehen und zu sagen „Vergebet Euren Feinden!“ — und alle „Pflichten“ der Rache wären aus dem menschlichen Bewusstsein ausgetilgt. — Es ist schön, sich ohne Umstände opfern zu können, wenn das Opfer uns entgegen kommt und es den anderen Menschen ein wahres Glück bringt; aber es ist nicht weise, noch nützlich, sein Leben dem Suchen nach Aufopferung zu weihen, und dieses Suchen als den höchsten Triumph des Geistes über das Fleisch anzusehen. — Es ist im allgemeinen viel leichter, moralisch und selbst physisch für die anderen zu sterben, als für sie leben zu lernen. — Man lerne doch, weitherzig, gesund, weise und vollkommen sich selbst lieben; das ist etwas weniger leicht, als man glaubt. Die Selbstsucht einer starken und hellsichtigen Seele ist von viel wohlthätigerer Wirkung, als eine Hingebung einer blinden und schwachen Seele. — Darum ist auch das geringste Menschenkind verpflichtet, seine Seele zu nähren und zu vergrößern, als ob es wüsste, dass sie eines Tages berufen werden sollte, einen Gott zu trösten oder zu erquicken. — Wir stellen sogar eine ganz besondere Form des Lebens auf diesem Planeten dar, nämlich das denkende und empfindende Leben, und darum ist alles, was geeignet ist, die Leidenschaft des Denkens, die Glut der Gefühle herabzumindern, wahrscheinlich unmoralisch. — Lieben wir nie aus Mitleid, wenn man aus Liebe lieben kann; vergeben wir nie aus Güte, wenn man aus Gerechtigkeit vergeben kann; lernen wir nie trösten, wo man achten lernen kann. — Was ist ein Act der Tugend, dass wir so außerordentliche Belohnungen von ihm erwarten? Nur die, welche nicht wissen, was das Gute ist, fordern einen Lohn für das Gute. Vor allem vergessen wir nicht, dass ein Act der Tugend allemal ein Act des Glückes ist! Er ist allemal die Blüte eines langen, glücklichen und zufriedenen Innenlebens. — Was wir Gerechtigkeit nennen, ist nur eine menschliche Umwandlung der Gesetze des Gleichgewichtes. — Es kommt gar nicht auf Glauben oder Nicht-Glauben an, sondern auf die Redlichkeit, Ausdehnung und Tiefe der Gründe, aus denen man glaubt oder nicht glaubt. — Besser noch wäre es, sich um ein beliebiges Glück unnütz zu bemühen, als im Herdwinkel schlafend ein ideales Glück zu erwarten, das doch niemals kommen wird. Wer nie sein Haus verläßt, auf dessen Dach senken sich immer nur solche Freuden herab, von denen keiner etwas hat wissen wollen. Auch nennen wir den nicht weise, der im Bereiche des Gefühls nicht unendlich weit über das hinausgeht, was die Vernunft ihm erlaubt, oder die Erfahrung zu erwarten anräth. Auch nennen wir den Freund nicht weise, der sich dem Freunde nicht gänzlich mittheilt, weil er das Ende der Freundschaft voraussieht, oder

den Liebenden, der sich nicht ganz und gar hingibt, aus Furcht, sich in der Liebe zu verlieren. — Der Tummelplatz eines Schicksals, das ist nicht die Ausdehnung eines Reiches, sondern die Ausdehnung einer Seele. Unser wahres Schicksal liegt in unserer Seele, in unserer Lebensauffassung, in dem Gleichgewichte, das schließlich zwischen den unlösbaren Fragen des Himmels und den ungewissen Antworten einer Seele eintritt. — Die erste Pflicht des Weisen ist, an allen Tempeln, allen Wohnsitzen des Ruhmes, der Wohlthätigkeit, des Glückes und der Liebe anzuklopfen. — —

Alles in allem, aus dem Buche geht der große Gedanke hervor, dass die Weisheit das Schicksal besiegt.

Friedrich von Hauseggers Briefe

an den Herausgeber dieser Zeitschrift.

(Schluss.)

Lieber Freund!

Eine wunderbare Erfindung, der Phonograph! Nun kann man die Stimmen und die Sprechweisen Verstorbener aufbewahren, ihre Physiognomien überliefert uns die Photographie. Es könnte nun wohl auch — das ist ja denkbar. — ein Phonograph und ein Photograph thätig sein, das ganze Leben eines Menschen aufzunehmen, so dass durch eine entsprechende Bewegungsmaschine seine ganze Entwicklung von Kindheit an sichtbar und hörbar wird.

Erfindungen, welche die Wärme seiner Haut und seines Athems nachahmen, wären auch keine so große Schwierigkeit — und so könnte endlich ein Todter mit allen Eindrücken, die er je als lebend hervorgebracht hatte, wieder zum Leben erweckt werden — für mich nämlich, da ich ja ihn nur in diesen Eindrücken gekannt habe. Es wäre der Mühe wert, sich einmal einen solchen Homunculus zu construieren. Bald würden wir statt Grabmonumenten nur mehr solche verlebendigte Vergangenheiten haben — wer reich genug ist, lässt sich ein Haus bauen, in welchem die Wände alle Vorkommnisse phono- und photographieren — und, siehe da, die Zukunft wird in der Lage sein, etwa den ersten Schilling irgend eines künftigen Mozarts, die Gardinenpredigten seiner Eltern, den Husten seines Großvaters u. s. w. phonographisch, genau, wie sich das alles zugetragen hat, zu genießen. Unsere Biographen und Chronisten werden da einpacken können. Nicht immer wird es aber ein zweiter Mozart sein, dessen Lebensdetails so der Zukunft übermittelt werden. Die Mozarte stammen gewöhnlich nicht aus reichen Familien — ich denke, in unseren Zeiten wird sich den Luxus einer solchen Verewigung nur mehr der Jude erlauben können. Die Welt wird dann ein lebendiger Judenfriedhof werden — im Grabe noch wird der Jude schachern, und nicht nur Methusalems Alter, nein die Unsterblichkeit und Unumbringbarkeit wird das ganze Judengeschlecht erlangen. O Gott über die Welt, warum hat der Phonograph nicht schon zu Abrahams und Moises Zeiten existiert!

Wie dem immer sei! Das Ideal unserer Propheten mit dem rückwärts gewandten Antlitz wäre erreicht. Kein Räuspern und kein Spuck mehr könnte der

Menschheit verloren werden. An den Leichen aber, die da nicht mehr zur Ruhe kommen könnten, an diesen Klopf- und Poltergeistern giengen schließlich die wirklich Lebendigen zugrunde.

Wirklich lebendig? Was ist das? Diese Frage würde sich dann bald aufdrängen. Wenn ich vom Todten alles vor mir habe, was mir der Lebendige leistet, wo ist der Unterschied? Darin vielleicht, dass der Todten Marschroute gebunden ist, weil doch all sein Thun nur eine genaue Wiederholung dessen wäre, was er im Leben gethan? Fragen wir die Fatalisten, und dazu gehören heutzutage alle Materialisten, denen die Welt ein sich abspielendes Uhrwerk ist, welches sich von unseren Uhrwerken nur dadurch unterscheidet, dass es keinen Uhrmacher gehabt hat, daher man auch in Verlegenheit kommt, wenn etwas daran zu reparieren ist. Ihnen ist ja auch alles genau vorbestimmt, und muss so werden, wie es sich aus der Kette der Causalitäten — so heißt die Uhrkette — ergiebt.

Was ist also lebendig? Der Mensch? Nein! Die Kunst? Ebensowenig, denn ihr Leben hienge ja nur vom producierenden Künstler ab, und den kann der Phonograph, der Photograph oder sonst ein Graf und wie dieser modirne — nicht Geburtsadels, sondern Leichenadel heißt, ersetzen.

Wohin flüchten wir uns schließlich vor all den Todten, vor diesem Kaspelkasse der Vergangenheit, vor diesen sprechenden Äsern und clavierspielenden Todtengerippen?

Wohin? Es gibt nur einen Zufluchtsort, der hat ein ganz kleines Thürl, aber darin ist es licht, wunderbar, herrlich. Flüchten wir uns in uns selbst, in die Tiefen unseres Wesens, wo allein Leben zu finden ist, in jene Abgründe, durch welche der nie versiegende Strom alles wirklichen Seins und Werdens fließt. Erkennen wir, dass alles todt ist, was sich einmal logelöst hat aus diesem Innern, was einmal Vergangenheit, was Außenwelt geworden ist, und dass es nur lebendig und daseinsberechtigt ist, so lange es in uns lebt. Erkennen wir, dass alles todt ist, was sein Leben nicht aus der Persönlichkeit empfängt.

Das ist mystisch. Nicht wahr? Und warum nicht? Unser Leben ist ein Mysterium. Entweder ist alles Entstehen oder alles Vergehen.

Und wenn ich etwa einmal Ihnen ins treue Auge blicke und an Ihrer Seite sitze, ohne dass wir vielleicht ein Wort wechseln, und an Sie denke, ohne nur vielleicht diesen oder jenen Zug vergegenwärtigen zu wollen, oder mich glücklich fühle, dass Sie gesund sind, oder mir einbilde, dass Sie auch an mich denken, oder fürchte, dass Sie jetzt vielleicht mir gram sind, oder mich freue, dass wir wieder gut sind — wer wird den Phonographen erfinden, der das alles festhält und wiedergibt? Oder das Gefühl, welches Sie beseelte, als Sie Jakob den Letzten schrieben, oder als Sie dem armen verurtheilten Mädchen zu einem besseren Lose verhalfen oder —. Auf das kommt alles an — ja alles, alles!!! Lieber Freund, das andere ist Tand, und mag es sich in welche Form immer kleiden, vielleicht auch die Maske eines Kunstwerkes annehmen. — Alles!

Ihr aufrichtiger Dr. v. Hausegger.

* * *

Lieber Freund!

Besten Dank für Ihren Ostergruß! Er war mir eine herzlich theure Gabe! Sie sind mir gut; das gehört zu dem Besten, was mir das Leben gebracht. Bei den heutigen Anschauungen gedeihen Freundschaften nur mehr selten. Ein um so kostbareres Gut sind Sie. Nehmen Sie mich, wie ich bin. Wenn ich oft heftiger werde, als ich es sein möchte, so entspringt dies einer Eigenthümlichkeit von mir, die nicht jeder versteht.

Ich habe einen gewissen Fanatismus für Überzeugungen, die sich mir aus dem Schmerze innerer Kämpfe ergeben haben. Ich hänge an ihm wie eine Mutter an ihren schmerzgeborenen Kindern und verstehe zuweilen nicht, dass andere meine Empfindlichkeit nicht zu rechtfertigen wissen. Insbesondere will ich nicht als ein trockener Theoretiker gelten, denn solche sind mir das Verhassteste. Sie sind die Egoisten des Wissens. In mir ist alles Liebe, und wo man hingreift, alles wund.

Bleiben Sie mir gut und verkennen Sie mich nie!

In aufrichtiger Treue und Liebe Ihr

6. April 1890. Dr. v. Hausegger.

* * *

Lieber Freund!

Augenblicke, wie sie mir Ihr lieber Brief bereitet hat, entschädigen für vieles. Wenn ich von einem guten edlen Menschen nur höre, so geht mir immer das Herz auf und ich möchte schon gleich wieder die ganze Welt an mein Herz schließen — bis wieder die Täuschung zur Zurückhaltung mahnt. Und nun tritt gar ein Mensch wie Sie an mich heran mit Worten der Freundschaft, wie man sie nicht reiner und schöner hören kann. Irren Sie sich nicht doch in mir? Ich halte mich nicht für so gut, wie Sie. Ich kämpfe und strebe und will das Gute. Das ist mein Vorzug, den ich mir selbst nicht abstreite. Genügt Ihnen das, dann wohlan, nehmen Sie mich so, wie ich eben bin, als Ihren wahren, warmen, Ihnen wirklich aufrichtig zugethanen Freund hin. Das Wörtchen „Du" ändert nichts, es ist nicht immer in unser Wohl gegeben, ich war daher stets vorsichtig damit, weil ich es Ferneren gegenüber gar nicht, Nahestehenden nicht als Phrase gebrauchen wollte. Ihre Worte aber geben diesem Zeichen der Freundschaft die Weihe. Sei nun Du mein lieber Freund, wie früher Sie es waren, ja, mehr noch, denn das hast Du wohl kaum bedacht, was ich mir nun alles für Rechte anmaßen werde. Nun, Du wirst es schon erfahren. Manche schon sagten, es sei mit mir schwer auszukommen. Ich weiß aber, dass Du gegen Schwächen nachsichtig bist, ja, dass Du manches in edlerem Lichte betrachtest, was andere als „Schwäche" geniert.

Also Prosit! Die Welt ist wieder schön! Es gibt Freundschaft drin und Liebe, und warme Herzen und Aufrichtigkeit — und käme je wieder ein Zweifel darüber, so denke ich an meinen lieben Freund Rosegger und seinen Brief vom 5. August 1890, und dann mögen mich alle einen Optimisten und einen Sanguiniker und weiß nicht, was alles schelten. Ich lache sie aus, denn sie wissen doch nicht, die Thoren, was ich in meinem Innern hege, und was mich so zur Lebensfreude stimmt.

Du befindest Dich wieder wohl. Ich habe das gehofft. Du willst Dich von Krainer wieder abreiben lassen. Das ist wunderbar vernünftig. Und dass Du einen kleinen Weltbürger erwartest, ist gar das Allerbeste, der wird, wie alle Deine Kinder, ein schönes und braves Menschlein werden. Wenn er einmal zu sprechen anfängt, so lehre ihn das Wort „Onkel" sprechen und zeige ihm dazu die Photographie, welche ich beischließe. Hättest Du vielleicht eine übrige?

Sei nochmals auf das Innigste umarmt von Deinem neuen alten aufrichtigen Freund

6. August 1890. Fritz v. Hausegger.

* * *

Liebster Freund!

Ich brauche Dir wohl nicht erst mitzutheilen, welchen Erfolg Dein Volksschauspiel hatte. Davon wirst Du schon benachrichtigt sein. Doch möchte ich einer

der ersten, wenn nicht der erste sein, welcher Dir seinen Eindruck davon schildert. Ich wähle daher einen Briefumschlag, auf welchem mein Name ersichtlich ist und hege nun die Hoffnung, dass Du sagen wirst: „Was nur etwa der störrige Kerl zu schimpfen haben wird; den muss ich doch vor allem loszuwerden suchen“, — und dass ich auf diese Art unter die ersten komme, welche Dir über das Stück etwas sagen.[1])

Zu schimpfen hat er gar nichts. Wohl aber weiß er, was andere schimpfen werden: das sei kein Drama; das sei nur eine Folge von Scenen; es mangle eine fortschreitende Handlung und dergleichen, was man so aus der Schule schwätzt. Unsere heutige Bühnenpraxis hat mit den „Regeln für die Construierung eines guten Dramas“ bereits gründlich aufgeräumt. Besonders hält sich das Volksstück nicht mehr daran. Anzengrubers „Fleck auf der Ehre“ ist auch nur eine Aneinanderreihung von Scenen an den Faden einer Handlung. Für mich sind solche, stets erst den Schöpfungen der Künstler entnommenen Normen kein Evangelium.

Also, die Hauptsache voran. Auf mich hat das Werk einen bedeutenden, erschütternden Eindruck gemacht. Man wird trotz der einfachen Handlung vom Anfang bis zum Ende gefesselt. Die auftretenden Personen sind durch die Dir eigenen so wahren und feinen psychologischen Züge so lebendig hingestellt, dass wir uns ganz in ihr Fühlen und Denken hineinversetzen und mit ihnen leben und leiden. Wie schön fädelst Du unser Gefühl schon in der ersten Scene ein! Der Monolog des Strassl wirft Streiflichter auf sein gutes Herz, welche sogleich unser Interesse für sein Schicksal wachrufen und unsern Blick auf sein inneres Leben wenden. Martha, das Weib des Oberförsters, musste uns in ihrem größten Schmerze gezeigt werden, da wir nur dann ihre edle Handlungsweise nicht nur äußerlich beurtheilen, sondern auch innerlich würdigen können. Im letzten Acte stellt sich die äußere Justiz dem inneren Gerichte in drastisch anschaulicher Weise gegenüber. Die ganze innere Zweifelhaftigkeit der Institution mit ihren Paragraphen, ihrer Praxis und ihrer, an den Uniformborden hängenden Weisheit hebt sich hier, wie ein carrikiertes Schattenbild ab von den Seelenvorgängen, in welchen sich ein Gericht ganz anderer Natur abspielt, ein Gericht, dessen erschütternde Macht wir erleben, während wir dieses mit gaffender Neugier verfolgen, ein Gericht, welches uns reinigt, während jenes abstraft, ein Gericht, welches nicht erst von Plaidoyers und Vorberathungen abhängig ist, weil es einzig das ausgleichende Ergebnis innerer Vorgänge ist.

Auch das kann ich nicht tadeln, dass das Stück gleichsam mit einer Frage schließt. Wenn das ganze Gewicht Deines Gedankens dabei nicht zur Wirkung gelangt, so liegt das nur daran, dass wir für den Vertheidiger, welcher die Berufung an die höhere Instanz ergreift, zu wenig Interesse gewonnen haben. Er erscheint uns eben auch nur als ein Rad an der Justizmaschine, und dass er inneren Antheil an dem Schicksale des Angeklagten nehme und nicht etwa bloß seiner Vertheidigungspflicht genüge, kommt nicht genug zum Vorschein. Seinen Worten am Schlusse fehlt daher der Nachdruck, welchen sie haben müssten, wenn ihnen ihre Bedeutung nicht erst von den Zuhörern beigelegt werden soll.

Dass Du das Leben in allen seinen Einzelheiten an der Quelle studiert hast, das erkennt man nicht nur in der Gerichtsscene, sondern auch in der ungemein lebendig geschilderten Scene im Kerker. Die Inscenierung dieser Scene schien mir mangelhaft; außer den sprechenden Gefangenen hätten sich meines Erachtens noch andere im Kerker finden sollen, damit hätte die Scene an Lebendigkeit gewonnen,

---

[1]) Dieser Brief ist ein Vorbild, wie man strenge und gütig zugleich kritisieren kann.
Die Red.

und die Gespräche hätten mehr den Eindruck des Unbeabsichtigten, gleichsam sich von selbst Ergebenden gemacht. Diese Scene erhält sich allerdings nur durch ihre Lebenswahrheit und den traurigen Humor, welcher den in ihr erscheinenden Gestalten sein kennzeichnendes Gepräge gibt. Die Handlung schreitet in ihr nicht fort, und an ihre Stelle tritt die Tendenz, den nachtheiligen Einfluss des Kerkerlebens überhaupt zu schildern.

In diesem Punkte bin ich mit Rullmann einverstanden, dass ihre Verbindung mit der folgenden zu einem Acte vom Vortheil wäre. Ein vieractiges Schauspiel lässt überhaupt den Gipfelpunkt der Handlung an der rechten Stelle vermissen. Nun bin ich einmal doctrinär. Verarbeite mich nur recht gehörig dafür, vielleicht lasse ich mich bessern.

Als einen großen Vorzug Deines Werkes betrachte ich es, dass alles auf der Bühne, vor den Augen der Zuschauer geschieht, daher deren Theilnahme für alle Phasen der Handlung in Anspruch genommen wird und sie nicht erst durch Erzählungen oder Rückschlüsse erfahren, was nicht ihr Kopf, sondern ihr Herz wissen muss.

Schön und edel ist die Gestalt Marthas gezeichnet. Solche Gestalten treten uns aus Deinen Novellen hervor. So sprechen sie, so handeln sie, so fühlen sie. Für das Drama scheint mir ihnen nur noch eines zu fehlen; nämlich, wie sie *werden*. Ich meine damit das Miterleben aller inneren Erlebnisse und Kämpfe, welche ihre Entschlüsse und Handlungen bestimmen. Die Empörung über die Ermordung ihres geliebten Gatten müsste doch auch eine Rolle in ihrem Innenleben spielen; es ist ja nicht denkbar, dass, namentlich in der Brust des Weibes, die Nächstenliebe alle andern, und gar so mächtige Gefühle verschlingt. Freilich hast Du es verstanden, dieser siegenden Nächstenliebe überwältigende Motive zu geben. Wir sind ja von dem Augenblicke überzeugt; das ist aber nicht genug. Wir dürfen die Handlungsweise Marthas nicht bloß aus diesen so stark wirkenden Motiven verstehen; denn wir erkennen sie dann ja nur als das Ergebnis einer Überrumpelung. Ihr edler Charakter darf aber im Drama nicht bloß eine sich aus einzelnen Handlungen ergebende Voraussetzung sein. Die Art, wie sie den Kampf kämpft, wie alle ihre Empfindungen und Vorstellungen in diesen Kampf eintreten, ihn uns vor die Seele stellen und ihn so mitkämpfen lassen, wird uns ihren Charakter erst, nicht als bloßes Bild, sondern als dramatische Wirklichkeit erfassen lassen. Ich glaube, dass Du die widerstrebenden Gefühle in ihrer Brust doch zu wenig zum Ausdruck gebracht hast, dass daher das Verdienst an ihrer edlen Handlungsweise auf einen Conto gebucht wird, welchen der Zuschauer gar nicht vor die Augen bekommt.

Dass sie in der Gerichtsscene, als sie beim Verhöre ins Gedränge kommt, das Mitleid für die arme Familie des Angeklagten hervorkehrt, das ist ein wunderbarer Zug. Das Lumpenvolk der Zeugen hast Du doch vielleicht etwas gar zu schwarz gefärbt. Der Eindruck einer Scene, wie die zwischen Strassl und Martha, pflegt doch auf die große Menge wenigstens für den Augenblick reinigend zu wirken, denn im großen ganzen sind sie doch mehr dumm als schlecht und thun das Schlechte nur unbewusst, weil sie eben keine Ahnung davon haben, wohin es führt und wie wehe es andern thut.

Dabei komme ich nun auf einen weiteren mächtigen Eindruck Deines Stückes auf mich zu sprechen. Sind es doch im Grunde gut wollende Menschen, der Oberförster, Martha, Strassl, Jessel, welche wir in so furchtbaren Conflict verwickelt finden. Das Gute wollen genügt aber nicht, wenn man das Schlechte *muss*. *Muss* der Oberförster nicht, wenn er seine Flinte auf den Wildschützen anlegt, *muss* dieser nicht, wenn er sein Leben durch den Schuss auf seinen Bedroher schützt? Musste er nicht, als er ein schlechter Kerl wurde? Soll man da nicht ein Fatalist

werden? Nein! Aber dieses „Muss“ soll man fester ins Auge fassen. Schauen wir doch einmal in die eigene Brust gleichsam mit den Augen eines dritten, eines Zuschauers und kühlen Beobachters, und betrachten wir, was da drinnen vorgeht, wie da die Keime böser Saat immer und immer wieder emporschießen und wir es oft nur den seltsamsten Zufällen zu danken haben, wenn sie nicht überwuchern; wie doch so viele von ihnen unvermerkt ans Licht des Lebens dringen, wie wir in Gedanken, Worten und Thaten uns so oft und arg an Nebenmenschen versündigen, ohne dass wir es uns im Augenblicke bewusst wären — und verwandeln wir nun den kühlen Beobachter in einen dritten gleich Beschaffenen, nicht Unbefangenen sondern durch uns Getroffenen, uns daher im Lichte seiner Gefühle Betrachtenden; bedenken wir dann, welche Nahrung unser Wesen seinen schlechten Anlagen geben muss — so haben wir die divina comoedia des Lebens von uns, im großen wie im kleinen, ein ewig tobender furchtbarer Kampf, ein Müssen vielmehr, als ein Wollen. Und da glauben wir denn mit dem Correctiv des „Sollens“ kommen zu können, welches Du so vortrefflich in der Gerichtsscene dargestellt hast.

Nein! Dieses Correctiv setzt nur an Stelle des einen Schlechten ein anderes. Es gibt nur ein einziges, und das ist die Nachsicht, welche dem Mitleide erwächst. In ihr allein können sich alle Kämpfe zum Siege des Besseren wenden.

Und so habe ich Dich denn auch bei diesem Geistesgruße dort gefunden, wo mein Herz in seinen besten Augenblicken weilt. Sei herzlichst und innigst gegrüßt von Deinem Dir treu ergebenen, aufrichtigen

9. November 1890. Dr. v. Hausegger.

* * *

Lieber Freund!

„Wehe euch, wenn sie das Auge nicht nach oben zu wenden wissen, wenn sie ihre Töne und Bilder nur dem Jammer und der Gemeinheit zu entlehnen vermögen, welchen das edle Menschenbild, erfasst von den niedrigen Trieben des Alltagslebens, preisgegeben ist. Denn ihnen, euren Künstlern, ist das hehrste Kleinod zur Hut übergeben; sie sind die Wächter des ewigen Lichtes, welches der Menschheit strahlen soll, damit sie nicht versinke in Trostlosigkeit und Elend; in ihren Händen ruht der Trost der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft: sie sind eure berufenen Priester; denn wahre Kunst ist wahre Religion.“

Diese Worte stehen in einem Buche, mit dessen Inhalte ich übereinstimme, wie mit dem keines andern; nämlich in meinem eigenen. Ich habe sie hingesetzt, damit ein mögliches Missverständnis vom Anfange an und gründlich abgethan sei, nämlich, als ob ich Freude an einer Richtung haben, oder sie auch nur dulden könnte, welche es sich einzig zur Aufgabe setzt, das Leben, und zwar noch dazu die ekelhaftesten Seiten des Lebens, zu photographieren. Allerdings hat der Künstler die Aufgabe, das Leben zu belauschen, es in seinen Erscheinungen bis ins Einzelne aufzunehmen, um anderen in seiner Wiedergabe das zu zeigen, was sie unmittelbar nicht sehen; kurz, er muss mehr sehen, als andere — ein solcher Künstler bist ja auch Du — diese Wiedergabe darf aber nicht eine bloße Copie sein, das Beste davon hat der Künstler aus seinem Eigenen zu thun; darin besteht seine Productivität, darin seine Kunst. Von seinem Lieben, von seinem Hassen soll der Kunstgenießende den Wiederhall empfinden; seine Glut soll sich diesem mittheilen, mit seinen Augen soll er die von ihm dargestellte Welt sehen, wenngleich er dieses Auge selbst nicht zu sehen braucht, ja nicht sehen soll; das reinigende Wetter, in welchem sich in der Brust des Künstlers seine Eindrücke zum Kunstwerke gestaltet haben, soll auch die Brust des Genießenden durchzucken — mit einem Worte, hinter dem Kunstwerke muss

ine Persönlichkeit stehen, deren warmen Hauch der Kunstgenießende empfinden muss, wenn er überhaupt die sich vor ihm abspielenden Vorgänge als Kunstwerk fassen soll.

Das ist es, was ich gemeint habe, wenn ich von der Persönlichkeit des Künstlers gesprochen habe, und nun wird vielleicht unser gemeinschaftlicher Abscheu uns zum gegenseitigen Verständnisse führen. Der Idealismus in der Kunst muss diesen Standpunkt festhalten, wenn er den Photographiekasten verbannen will, wenn er vermeiden will, die Treue, mit welcher das Object dargestellt wird, als das höchste Ziel aller Kunst hinzustellen. Das Subject muss sich im Kunstwerke darstellen, und dieses ist kein Photographieapparat, sondern verlebendigt die Welt vom neuen aus den Quellen des Lebens, welche schöpferisch seiner Seele entspringen.

Also nun sind wir eins. Und jetzt zu Sudermann! Ich habe das Stück mit einer Frage im Herzen verlassen. Es hat auf mich gewirkt; ich war und bin mir aber über diese Wirkung noch nicht klar. Diesem Mangel an Klarheit liegt gewiss ein Fehler zu Grunde. Ist dies aber ein ethischer, wie du behauptest, oder ist es nur ein ästhetischer? Oder sind es am Ende beide zusammen, die sich doch nicht trennen lassen? Denn Schönheit und Wahrheit fließen ja im warmen Hauche der Dichterpersönlichkeit zusammen.

Ich muss da von den Eindrücken ausgehen, welche ich gehabt habe. Sie waren verschieden von Deiner Empörung. Ich bildete mir wirklich ein, zuweilen den warnenden Finger des Dichters zu sehen, sein pochendes Herz zu hören. Freilich war es jener Grad der Entrüstung, welcher zur Verachtung ermattet, jener Abscheu, welcher zum Ekel wird, jener Zorn, welcher erlahmt, wenn er bemerkt, dass sein „Quos ego“ über eine Dreckpfütze spurlos verhallt, welche ich zu vernehmen glaubte.

Allerdings, die Bilder, welche uns der Dichter aus dem Leben der Familien Heinecke und Mühlings vorführt, sind nicht sehr freundlich, und wenn er es dabei hätte bewenden lassen, müsste ich in Dein verdammendes Urtheil einstimmen — aber nicht darum, weil er uns solche Bilder vorgeführt, sondern darum, weil er uns nicht hat empfinden lassen, wie er sie aufgefasst wissen will. Du meinst zwar das letztere; ich glaube aber doch, dass Du irrst, und der Hauptfehler im Stücke sei der, dass ich es eben nur glaube. Er hätte sollen die Strafe der Schuld folgen lassen; das Stück hätte tragisch schließen sollen. Nun stelle Dir aber die Familie Heinecke oder die Familie Mühling vor. Sind sie eines tragischen Schicksals wert? Kannst Du Dir vorstellen, dass ein dummer Kerl, wie der alte Heinecke, oder eine Gans, wie seine Frau, durch ein tragisches Schicksal eine Schuld sühnen? Oder vielleicht der Commerzienrath, dieses aus den gemeinsten Vorurtheilen, welche der Egoismus zeitigt, ausgestopfte Individuum? Oder die flache Alma, der das Versagen des Maskenballes eine viel ärgere Strafe ist, als das Hereinbrechen eines tragischen Schicksals?

Dann soll man aber solche Figuren nicht zu Gegenständen eines Dramas machen, — wirst Du einwenden, aber das ist allerdings eine Frage. Das Schlechte, das Gemeine ist von jeher Gegenstand der dramatischen Darstellung gewesen, von Klytemnästra an bis Richard den III., Franz Moor u. a. Der Dichter wird uns aber darüber erheben müssen, er wird uns aber durch seine Darstellung des Schlechten und die Art, wie er sich dazu stellt, reinigen müssen. Gewiss! Dann werden wir uns aber zunächst müssen gefallen lassen, dass das Schlechte in seiner ganzen Verworfenheit auf uns wirkt, gleichsam wie ein auszuscheidender Krankheitsstoff uns den ganzen Schmerz des Ausscheidens muss empfinden lassen. So haben es stets Dichter von Gottes Gnaden gehalten. Ist die Welt aber wirklich so schlecht, wie Sudermann sie schildert? Das ist die Vorfrage. Ich glaube, leider ja! Sie ist nicht dazu bestimmt, so schlecht zu sein, sie ist es aber. Das heißt, die Verhältnisse sind so schlecht, dass

ihnen so schlechte Menschen entspringen, oder — vielleicht so dumme. Das Vorurtheil beschönigt dann alles! Für uns Idealisten ist das ein schweres Bekenntnis — aber wir dürfen die Augen nicht zudrücken. Das wäre ein schwacher Idealismus, welcher sich nur so zu wollen wüsste. Wir müssen den Muth haben, uns die vollste Wahrheit zu gestehen und jede Erscheinung, unbarmherzig gegen uns selbst, auf ihre Wahrheit zu prüfen. Nur das ist dann ein Idealismus, welcher den Angriffen des Materialismus standhalten kann. Und in der That, wir werden zur erfreulichen Erkenntnis gelangen, dass es keine noch so elende Wirklichkeit gibt, die nicht in unserem Idealismus ihre Auflösung fände. Nun aber wieder zu Sudermann. Dass er die Welt so schlecht geschildert hat, als sie ist, darf ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Ein gewaltiger Vorwurf entstünde ihm aber daran, wenn er es dabei bewenden ließe.

Und das scheint mir denn doch nicht so ausgemacht.

Mir kommt vor, dass man zu viel Gewicht auf den Grafen Trast und seine trastisch-drastischen Ausführungen gelegt hat. Du hast ihn fein mit dem griechischen Chore verglichen; in Besprechungen finde ich ihn fast einmüthig als den Commentar des Stückes, gleichsam als dessen lebendiges Programm bezeichnet. Ich glaube aber, man thut ihm damit zu viel und dem Dichter zu wenig „Ehre" (sit venia verbo!) an. Trast erörtert immer und immer wieder den landläufigen Begriff von Ehre, die Ehre, welche der Convention entspringt; mit dieser Ehre hat er sich abgefunden, dadurch, dass er in einem anderen conventionellen Gute eine Compensation gefunden hat, einen Reichthum. Mit diesem Mittel soll auch die „Ehre" des Hauses Heinecke compensiert werden. Dasselbe Mittel hat das Haus Mühlings in die Sphäre seiner Ehre gehoben. Das ist also die Ehre, um welche es sich handelt, wenn Trast seine ihr gegenüber ganz treffenden Lehren auslässt. Sagt aber Trast das letzte Wort? Hört seine Ehre nicht gerade auf, wo die von uns gemeinte anfängt? Fängt diese nicht vielleicht gerade dort an, wo eigentlich die Bezeichnung „Ehre" aufhört, dort, wo dieser Schemen anfängt Blut zu trinken, wo er warm und lebendig, ein Theil unseres innersten Gefühlslebens, wo er zur Moral wird? Ich möchte es fast glauben, ja ich wäre überzeugt davon, wenn der Dichter uns auch einen Blick in die Tiefen des Herzens gegönnt hätte, wo diese Ehre ihre Wurzel hat.

Hat er das nicht? Er hat es versucht! Erhebt sich aus dem Pfuhl der Familie Heinecke nicht Robert, aus dem der Familie Mühlings nicht Leonore, beide mit dem Vollgefühle des entrüsteten Herzens, mit der ganzen Innigkeit des Hasses gegen das Gemeine ausgestattet? Dass er aus Indien, also ferne von den Verhältnissen, welche gegeißelt werden sollen, zurückkommt, ist vielsagend. Es deutet auf das Streben des Dichters hin, diese elenden Verhältnisse auch örtlich aufzuheben und sie so viel als möglich zu isolieren. Und in diesen beiden Seelen fällt das Gefühl der Entrüstung mit dem ihrer Liebe zusammen; hier befindet sich der Ehrbegriff auf dem Boden, wo er Frucht bringen kann. Sie fesseln unsere Sympathien an sich, im Spiegel ihres Empfindens sahen wir ja zuletzt die Welt um sie. Das ist zwar freilich keine Lösung, in welcher sich, um mit Schiller zu reden, das Laster erbricht und die Tugend an den Tisch setzt, aber es ist doch eine Lösung. Oder sollten vielleicht Commerzienraths im Duelle fallen, Heineckens aufs Schaffot kommen, oder sonst das Wetter in sie fahren? Was soll ein Blitz, welcher in den Sumpf fährt? Zersplittert er die hochgemuthe Eiche, dann gibt es ein reinigendes Feuer.

Sudermann hat es wohl trotzdem zu wenig klar gesprochen. Mir scheint das aber, wie gesagt, ein ästhetisches Deficit, und kein ethisches. Er hat die Fäuste geballt, aber im Sacke. Ich möchte doch noch abwarten, ehe ich mit dem Stücke den Dichter verurtheile.

Gestatte mir also meine Zweifel und zweifle darum nicht an mir. Wir haben Kinder! Ja. Hat sich aber einer von uns der Illusion hingegeben, dass diese Kinder zu ihrem Glücke geboren seien? Mögen sie unerschrockene Kämpfer sein für das Gute und Wahre und sich im Kampfe dafür dem Riesen Antäus gleich mit jedem Sturze zur Erde gesteigerte Kraft holen! Mit einem Idealismus, welcher nichts erwartet, was er nicht aus eigener Kraft gibt, stehen wir schon dieser schlechten Welt, deren Losungswort kämpfen heißt, und nicht genießen. Gelänge es diesem Idealismus einmal, von einer durch keine Eigensucht berührten Höhe aus das Schlechte als das Dumme zu erkennen, dann käme an Stelle der Entrüstung das Mitleid, und alle jene Begriffe, wie sie die Geschichte des menschlichen Herzens erfunden hat, Ehre, Stärke, Talent u. s. w., alle Diener des Egoismus würden in ein einziges Gefühl zusammenfließen, in das der Liebe. Davon sind wir noch weit entfernt! Vielleicht aber nähern wir uns doch diesem lichtvollen Dasein, sei es, dass wir die Blicke zu seinen Strahlen erheben, sei es, dass wir das sich an unsere Sohlen heftende Gemeine in den Abgrund stoßen.

In treuer Liebe

1. December 1890. Dein Hausegger.

* * *

Lieber Freund!

Was ist Dir denn eingefallen? Wie verdiene ich denn das? Freilich, der Wert des kostbaren Geschenkes erhöht sich dadurch, dass ich es nicht verdiene. „Ewig heute!“ War das nicht das gemeinsame Ergebnis unseres jüngsten philosophischen Gespräches? Es gibt keine Vergangenheit, das ist nur Illusion; es gibt keine Zukunft, das ist nur Combination; das wirklich Ideale ist nur das „Heute“, der Augenblick nur der Gegenwart, welcher sich allerdings von Erinnerung und Erwartung belastet zeigt: in ihm läuft alles zusammen, was vermeintlich war und vermeintlich sein wird. Könnten wir uns zur Allerinnerung und Allerwartung aufraffen, so würden wir damit wieder zum Bewusstsein kommen, dass das Alter eigentlich nur unsere Vorstellung ist, dass wir alles selbst machen und dass es uns nur als Außending, Außenwelt, Vergangenheit und Zukunft gegenübertritt, weil wir so eingeschränkt sind in unserer Erkenntnis, dass wir nur aus einer kleinen Lücke unseres Wesens heraussehen können.

Eines können wir aber trotz alldem mit voller Gewissheit als „immer heute“ erfassen; dass wir uns nämlich immer gut sein werden. Ich Dir wenigstens gewiss! Ich bilde mir ein, dass wenige imstande sind, Dir so recht in die Seele zu schauen, als ich. Wenngleich unsere Ansichten oft verschieden sind nach unserem Entwicklungsgange, so finde ich doch in unserer Empfindungsweise viel Verwandtes. Herzlichen Dank nochmals für Deine Gabe, die mich fast erdrückt und für Deine Freundschaft, die mich stets erhebt! Zähle stets auf mich! Dein treuer

Graz, am 26. April 1897. Fritz Hausegger.

* * *

Lieber Freund!

Ich freue mich sehr drüber, dass Du an Wagners Mittheilung Gefallen gefunden hast. Bei Wagner ist nichts reflectiert, nichts gemacht, nichts beabsichtigt — alles kommt wie von selbst aus dem Tiefinnersten heraus, unbewusst mit elementarer Gewalt. Selbst die Resultate seines Denkens geben von diesem unwiderstehlichen künstlerischen Antriebe Zeugnis. Wagner hätte am liebsten nur geschaffen und nie theoretisiert; nur die Angriffe, welche er erleiden musste, bestimmten ihn endlich, das von ihm innerlich Geschaute auch in Worte zu kleiden. Er fühlte den Gegensatz zwischen den Anschauungen und Einrichtungen der Zeit und den künstlerischen Bedürfnissen seines Innern, er fühlte, wie der Künstler in solcher Luft überhaupt

nicht athmen könne; er fühlte aber auch in sich den hohen Drang des Künstlerthums und so wurde seine Feder zum vernichtenden Schwert gegen die Auswüchse der Zeit. Er hat eben erlebt und gekämpft, was jeder Künstler mehr oder weniger erleben und kämpfen muss — nur mit solcher Gewalt wenige, wie ja auch wenigen die Gewalt seines Schaffenstriebes eigen ist. Der Gegensatz zwischen Gemüth und abstractem Denken, zwischen Liebe und Egoismus, zwischen Unbewusstem und Beabsichtigtem, verkörpert sich stets in seinem Schaffen und Wollen. Er ist ein Prophet der Liebe, des Gemüthes gegenüber dem Formalismus in der Kunst. Gerade das macht die Bedeutung seiner Werke aus, wie auch der Beethovens und Bachs — wer behauptet, dass seine Werke reflectiert, gemacht, erdacht und nicht tief empfunden, unbewusst geschaffen seien, dem ist er überhaupt ganz und gar verschlossen, in seinem ganzen Wesen fremd.

Deine von Dir selbst behauptete Unfähigkeit, Musik aufzunehmen und aufzufassen, ist mir ein Räthsel in Deiner Natur. Denn nicht um Wagner handelt es sich bei Dir, sondern nicht minder um Beethoven, nicht minder um Bach, Mozart u. s. w. Deinem dichterischen Wesen nach müsstest Du ein begeisterter Anhänger der Wagner'schen Musik sein, da ihr zu viele Berührungspunkte in eurem innersten Wesen habt. Es liegt aber bei Dir nicht im Innersten; es liegt vielleicht nur im Ohre; dort scheint die Thür zu Deinem Allerheiligsten verschlossen zu sein. Diese Erscheinung kommt manchesmal vor. Wie es eine Farbenblindheit gibt, so auch eine Klangtaubheit. Vielleicht liegt es auch darin, dass Du keine dramatische Natur bist. Du bist durch und durch Lyriker und — wenn man diese Bezeichnung der Schule anwenden darf — Epiker. In Dir gewinnt alles früher greifbare Gestalt, ehe es noch das Bedürfnis nach musikalischer Entäußerung gezeitigt hat. Du siehst daher, was Du empfunden hast, ehe Du es hörst. Deine Empfindungen lösen sich in einer Form aus, welche Dir die des musikalischen Ausdruckes entbehrlich macht.

Ich war stets fern davon, Dir das, was Deine ureigene Eigenthümlichkeit ist, zum Vorwurfe zu machen. Es ist auch ungerecht, wenn Dir irgend jemand das zum Vorwurfe macht. Dass Du, wie Du behauptest, Musik nicht verstehst, darüber darf sich niemand aufhalten. Wenn Du aber Artikel in den „Heimgarten“ aufnimmst, welche, sei es im Tone des Angriffes, oder in dem eines scheinbaren Wohlwollens sich gerade gegen das Beste in Wagner wenden, und ihn beim deutschen Volke, für welche er so Herrliches geschaffen und so viel gelitten hat, herabsetzen willst, so glauben Deine Leser nicht, dass Du es thust, weil Du Wagner nicht verstehst, sondern sie müssen vielmehr glauben, weil Du dies thust, so verständest Du ihn. — Du würdest ja sonst nicht ein, wenn auch indirectes Urtheil über ihn aussprechen. Nicht alle, ja die wenigsten kennen Dich, so wie ich Dich zu kennen glaube. Fasstest Du Deine Eindrücke von Wagner subjectiv, wie sie ja gelten wollen, so also, dass jeder sogleich erkennt, Du wolltest Dich damit charakterisieren, und nicht etwa den Dir nicht fassbaren Wagner, so dürfte Dir niemand einen Vorwurf daraus machen — oder höchstens den, dass Du gerade Wagner erwählst, der ja noch immer das Stichblatt der von ihm mit Recht Angegriffenen, der Philister, der Schmierenbesitzer, der Juden, der — kurz der Egoisten ist. Der Idealismus des Wollens, der ja sein höchstes, leider so sehr gefährdetes Gut ist, muss sich an Persönlichkeiten bilden und erhalten; Ihr Künstler seid solche. Deine Gemeinde wird sich im Kerne nicht wesentlich von der echten Wagners unterscheiden. Wenn man nun aber Dich gegen den natürlichen Bundesgenossen Front machen sieht, so kann nur die größte Verwirrung entstehen. Dass Du dabei nur einer subjectiven Stimmung oder einem subjectiven Unvermögen Ausdruck geben willst, das erräth kaum einer. Es wäre möglich, dass Wagner vielleicht für Deine theilweise aus der bäuerlichen Denkungsart und im Dialecte geschaffenen Werke kein Verständnis gehabt

hätte. Ich glaube das zwar nicht — aber nehmen wir es an! Würdest Du es gerechtfertigt finden, wenn er deshalb etwa in den Bayreuther Blättern Artikel abgedruckt hätte, welche den Zweck hätten, darzulegen, dass Du schon längst abgethan seist, dass andere — weit mindere — Bücher, etwa von Ebers oder Eckstein vielmehr verdienten Gefallen fänden, oder dass Du vielleicht nicht höher stündest als wie, vielleicht — ich weiß nicht wer? Du würdest Wagner mit Recht entgegnet haben, dass er Dich vorerst in Deinem innersten Wesen hätte verstehen müssen, und dass er vielleicht dann anders geurtheilt hätte. Von einem Manne, wie Du bist, einem so selbständigen Denker erwartet man über einen anderen Großen wirkliche, tief gegründete Meinungen, oder ganz aufrichtige Selbstgeständnisse, nicht aber das seichte Geschwätze eines Grenzboten-Feuilletonisten, der sich nicht einmal entschließt, seinen Namen auszusprechen, oder eines seichten Philisters, wie S.

Verzeihe! Ich bin wieder in Eifer gekommen, dieser Eifer entspringt aber meinem innigen Bedürfnisse, mich auch in diesem Punkte mit Dir ganz zu einigen und zu verstehen.

Was die mythologischen Stoffe betrifft, so verstehe ich Dich besser. Freilich scheint mir Deine Abneigung gegen das Mythische doch mehr aus einem gewissen liberalen Zug hervorzugehen, welchem Deine seinerzeitige Erziehung gefolgt ist. Du bist eine durch und durch conservative Natur, wie ja dies der Grundzug des Deutschen ist. Nicht rückschreitend, aber auf den gegebenen Grundlagen organisch aufbauend. Die mythologischen Anschauungen stehen nun dem heutigen Volke — dem was ich Volk nenne, dem Bauer namentlich, entschieden tiefer noch im Blute, als das Christenthum. Sitte, Gebräuche, Anschauung, Lieder, Spiele, Worte bezeugen dies unumstößlich. Verdienst der Brüder Grimm ist es, dies nachgewiesen zu haben. Das Christenthum hat bei uns so tiefe Wurzeln geschlagen, und sich im Gegensatze zu den Normannen, nach der Richtung des reinen Menschenthums hin ausgebildet, weil es sich mit den Vorstellungen und Empfindungen verbunden hat, als deren Traum- und Erinnerungsbilder die mythischen Gestalten und Erzählungen des deutschen Alterthums erscheinen. Sie greifen uns in ihrer Schlichtheit, tiefen, reinen Menschlichkeit ans Herz, wie ein Blick in unsere Jugend. Das ist ihre sittliche Bedeutung. In dieser hat sie Wagner erkannt, wenn er die höchsten Grundsätze der Sittlichkeit und die tiefsten Probleme philosophischen Denkens in ihr schlichtes, echt menschliches Sinnen und Handeln verlegt. Und in diesem echten, reinen, von allem historischen Beiwerke freien Menschenthum waren sie auch dem Empfindungsausdruck der Musik am zugänglichsten. Diese, das ganze Wesen erfassende Liebe, Gattenliebe, Mutterliebe, Schmerz des gekränkten Mutterherzens, Zorn und Versöhnung, Treue und Liebe des Kindes — wie schön, wie rührend, wie tief packend findest Du das alles in der „Walküre!“ Die Dichtung gibt den passenden Stoff, die Musik verlegt ihn in unser Herz, wir selbst erleben das alles, wir lieben, hassen, zürnen, versöhnen uns — nichts stört uns als Beiwerk, etwa um es nur als ein äußeres Geschehnis zu hassen — wir haben es nicht mit einer Geschichte zu thun, die man glauben kann oder auch nicht — sondern nur mit uns selbst, mit all dem, was wir schon in uns erlebt haben, und wiederzuerleben vermögen, wenn uns eine entsprechende Gefühlserregung dazu die Schwingen verleiht. Und dass diese in uns lebenden Menschen nun Wotan, Frigga — Brünhilde u. s. w. heißen — wen wird das genieren? Manche erblicken darin sogar mehr noch — ihr Fühlen wird ihnen identisch mit dem Fühlen des Volkes, welches sich in der Zeit reiner Unschuld in solche Gestalten umgesetzt hat.

Lies doch einmal die deutsche Mythologie (ich glaube, so heißt das Buch) von Mannhardt! Dort ist dargestellt, in welch lebendigem Zusammenhange jene Mythen mit den heute noch bestehenden Anschauungen des Volkes stehen. Du selbst bist ja

so ein urgermanischer Typus in so vielen Deiner Eigenthümlichkeiten, wie man ihn nicht besser denken kann, und desgleichen auch viele der von Dir geschaffenen Gestalten. Ich gestehe dabei zu, dass Du besser in die gegenwärtige, reale Welt greifst, Deine Gestalten daraus hervorzuholen. Aber der Musiker Wagner konnte das nicht — er hätte seine Flügel überall angestoßen — denn das Reale wird zur Gestalt, nicht aber zum Ton. Warum hat Wagner den Stoff Jesus nicht ausgeführt (die dramatische Skizze ist vorhanden)? Du hast es gelesen! Auch Jesus hieng ihm zu sehr an der Zeit mit ihren Vorurtheilen, Zufälligkeiten u. s. w. Er wollte möglichst reine Menschennaturen haben. Das alles zur Erklärung, nicht etwa zur Belehrung. Diese müsste aus anderen Quellen kommen. Anfangs Juli fahre ich wahrscheinlich nach Wien. Ist es möglich, so bleibe ich beim Rückwege einige Stunden bei Dir (in Krieglach).

In aufrichtiger Freundschaft Dein Dr. Hausegger.

Graz, am 14. Juni 1889.

* * *

Lieber Freund!

Vortrefflich! Das sind kernige Worte, welche Deine Heim-Feinde sich nicht hinter den Spiegel hängen werden. Doch, es ist vielleicht besser, ich lobe Dich nicht. Du könntest sonst am Ende wieder glauben, das sei Parteisache und der Antisemit in mir mache sich laut. Dass man, wenn man seine Überzeugungen aus der Tiefe der eigenen Brust zu fassen pflegt, in leidvollen Kämpfen einen Ekel vor allem Parteiwesen bekommt, ist ganz begreiflich. Die Partei ist das Zerrbild der Überzeugung. Man kann aber auch zu weit gehen und wieder Partei werden — gegen alles, was Partei ist, oder zu sein scheint. Ich sah einmal ein Theaterstück, in welchem eine Frau sich auch der wahrsten Liebe nicht hingibt, weil sie reich ist und sich einbildet, jeder werbe nur ihres Reichthums wegen um sie. So kommst Du mir manchmal vor mit Deiner Furcht vor der Partei.

Die Partei hört übrigens auf, wo die wahre Noth eintritt, sei es die Noth innerer Überzeugung oder auch die äußere bittere Noth des Lebens, sei es der Genius oder die Bestie, welche sie erweckt. Ein Glück, wenn es der Genius ist, der rechtzeitig eintritt; denn waltet einmal die Bestie, dann ist es freilich schrecklich. Und das letztere ist zu fürchten in der Judenfrage. Sie trifft den einen im Herzen, den andern im Magen. Hier scheidet die Noth die Kämpfer. Du hast die Deine empfunden — bist aber darum durchaus kein Parteimann, wirst auch nie von einem anständig und vernünftig Denkenden für einen solchen betrachtet werden, — und wofür Dich andere ausgeben, das kann Dir ja ganz gleichgiltig sein.

Ich habe nun N.s Musikbuch in der Hand gehabt. Du kannst das hohe Maß der Verehrung für seine Person daran ermessen, dass ich doch die Kraft habe, diesem Manne nicht für sein frevelhaft leichtsinniges Unternehmen auf die Finger zu klopfen. Was hat ihn doch dazu getrieben, ein Musikbuch zu schreiben? Er versteht ja davon gar nichts, hat auch nichts ordentlich studiert, kennt die Resultate neuerer Forschung gar nicht — nicht etwa nur in der Wagnerfrage, sondern auch in der Geschichte der alten Zeit. Wo man hinsieht, kann man ihm Fehler und Irrthümer nachweisen. Ihn scheint nur der Hass gegen Wagner dazu getrieben zu haben, sich auch musikgeschichtlich zu expectorieren, Wagner, von dem er nachweislich nichts ordentlich kennt und über den er nur Hanslik, Lindau, Rubinstein (sein seichtes Buch, das ihn selbst in den Augen seiner größten Verehrer compromitiert hat), Prüger und solche wirklich ausgesuchte Synagogen-Exemplare citiert. Das ist etwa so, wie wenn man eine Geschichte des deutschen Krieges schreiben

wollte, und als Quellen dafür die damals erscheinenden französischen Tagblätter Figaro &c. benützen würde. R.s Persönlichkeit wegen schreibe ich nicht über das Buch, nur — Deinetwegen. Ich muss aber bei diesem Entschlusse viel Galle bewältigen, denn es handelt sich dabei nicht um eine Parteisache, sondern um eine Herzenssache. Ich bin nämlich imstande, den, der meinem Herzen Glück, Erhebung, Klärung, Begeisterung verliehen hat, zu lieben.

Da wir nun schon bei Wagner sind — ich möchte für Deinen „Heimgarten" einen Artikel über Wagner schreiben — ganz objectiv, ohne jede polemische Spitze, ohne jede Hindeutung auf das oder jenes — mit Benützung verlässlicher Quellen, Briefe Wagner's u. s. w. Du nimmst ihn wohl auf? Und ohne Glossen? Das wird am besten sein, diese Sache ins Gleichgewicht zu bringen. Das muss geschehen, mich lässt's nicht ruhen. Ich kann's nicht leiden, dass Bilder an der Wand meines Zimmers schief hängen. Mich treibt es immer unwiderstehlich, das gleich zu ordnen. Ich denke die Bilder meines Wagner und meines Rosegger müssten friedlich und freundschaftlich nebeneinander unter einem Blickpunkte hängen. Euch eint der gleiche grunddeutsche (nicht deutschnationale!) Sinn und nun die gleiche Noth. Dass die Meute Dich nun anbellen werde, das musste kommen, früher oder später. Denn zuwider ist ihnen nicht etwa bloß das, was Du gethan oder unterlassen hast, sondern insbesondere das, was Du bist. Ja, wärest Du Auersperg oder Silberstein! Sie haben ja auch recht Schönes geschrieben. Ihre Werke aber sind Unternehmungen, glückliche Unternehmungen, die Deinigen Erlebnisse. Und was Du erlebst, erleben wir ja mit Dir — darum sind wir noch keine Rosegger*partei*. Wenn Dir aber einer wirklich weh thut — *wirklich* weh — dann hau nur tüchtig zu, vielleicht haust Du dann dorthin, wohin auch wir andere hauen, wenn uns etwas weh thut — wir sind darum noch keine Partei. Herzliche Grüße von Deinem treuergebenen

Graz, am 29. August 1894. Dr. *Hausegger.*

* * *

Prosit! Nun werden wir uns besser noch verstehen! Dir habens die „Meistersinger" angethan, einem andern „Tristan", wieder einem anderen „Parsifal" oder „Der Ring"; bezwungen wurden doch alle, die offenen Sinnes und warmen Herzens sind. Hat er Dich erst beim Finger, so hat er auch schon die ganze Hand. Herzlichen Gruß Dein

Graz, 22. Februar 1898. Dr. *Hausegger.*

* * *

Lieber, Guter! Ich danke Dir recht herzlich für Deine sinnige Weihnachtsgabe an meine Frau! Sie wird heute abends damit überrascht werden, weiß daher noch nichts davon. Ich bin ein glücklicher Mensch, wenn's nur so bleibt. Vor allem macht mich Deine liebe treue Freundschaft glücklich. Dann habe ich eine schöne Weihnachtsgabe in einer Besprechung meiner Dir bekannten Schrift „Die künstlerische Persönlichkeit" erhalten, in der „Deutschen Literaturzeitung" aus der Feder des namentlich auch von Gurlitt besonders hochgeschätzten Kunsthistorikers Ernst Große, die alles Maß dessen, was ich je erwarten durfte, überbietet. Lass Dich an mein Herz drücken! Du weist ja auch, was das heißt, glücklich sein, und dass man es nur sein kann, wenn man das Talent hat, auch unglücklich zu sein.

Dein aufrichtiger Dr. *Hausegger.*

Graz, 24. December 1898.

Diese Zeilen schrieb Friedrich von Hausegger an demselben Tage, als er sich aufs Krankenbett legte, von dem er nicht mehr aufgestanden ist.

Kaufe ich mir einen Frack?

Lose Plauderei von **Peter Rosegger.**

„Und Sie werden sich doch noch einen Frack kaufen müssen!“ sagte mir eine befreundete Dame. „Ihre Stellung, Ihr Beruf bringt es mit sich, in der Gesellschaft verkehren zu müssen, mit hohen Persönlichkeiten zusammen zu treffen und Einladungen zu Festlichkeiten zu berücksichtigen. Da heißt es sich den gesellschaftlichen Formen fügen und vor allem nicht die Meinung zu erregen, als beanspruchten Sie für sich eine Ausnahmsstellung, ein besonderes Vorrecht, wie es das Herkommen weder Ministern noch Fürsten gestattet. Wer in der Gesellschaft leben will, der muss sich eben zur Gesellschaft bekennen.“

„Und wäre dieser Gesellschaft mit Frack, Cylinder und Glacéhandschuhen genüge gethan?“ fragte ich. „Wäre denn sonst nichts mehr, was einen von der Gesellschaft, die wir jetzt meinen, unterscheiden könnte? Wer eine Seele hat, die naturgemäß Frack und Cylinder trägt, der soll dieses Gewand nur immerhin auch am Leibe tragen, der wird sich ganz gut und natürlich darin ausnehmen. Und einem Menschen mit Frackseele würde ich es nie verzeihen, wenn er im Lodenrock und Knielederhose unter die Bauern gienge. Wie thatsächlich unser Salontiroler so ziemlich das Abgeschmackteste ist, was die Sucht, einen andern vorzustellen, als der man ist, hervorgebracht hat. Und ebenso läppisch wäre ein Bauer in Frack und Cylinder.“

„Aber, wendet die Dame dann ein, „Sie sind doch kein Bauer, Sie sind Dichter, Sie haben auch im Salon zu thun und die Sitten des Hauses, in das man tritt, muss man respectieren.“

Hierauf mein Einwand: „Erstens, meine verehrteste Freundin, hat ein Dichter im Salon wirklich nichts zu thun. Nicht als ob er dort keine wirklichen Menschen fände, sondern weil diese Menschen sich zumeist verkleiden, sich anders geben, als sie sind. Ihre Seele hat durchaus nicht immer die weiße Cravate um, wie der äußere Mensch. Der Frack mahnt fortwährend, sich zu verstellen; so wie im Salon das Kleid Uniform ist, so soll es auch das Benehmen sein — stets artig, höflich, gefällig, geschmeidig. Gewiss vorzügliche Tugenden, aber leider nur gerade genug um zur Noth oberflächlich miteinander auszukommen

und sich angenehm zu täuschen. Wenn aber die Maske fällt! Wehe! Der wirkliche Mensch, der hinter ihr stets lebt — selbst wenn er der feinsten Gesellschaft angehört — ist oft durchaus kein Salonmensch. Ganz was anderes! — Ich sage nun nicht, dass die Salonmaskerade etwas Verächtliches sei, nein, sie wird ein nothwendiges Übel sein. Wer jedoch auf dieses nothwendige Übel nicht angewiesen ist, der soll Gott danken und hübsch in jenen Kreisen bleiben, wo man sich nach außen so geben darf, wie man im Innern ist. Zum Glücke sind die meisten Poeten ja keine solchen Ungeheuer, dass sie durch Ketten, und wären es auch nur Etiketten, gefesselt werden müssten; sie haben wohl ihre Standesfehler, auch Eigenarten, die gerade ihrer Seltenheit wegen komisch sind. Das Lächerlichste an manchem dieser drolligen Leute aber ist zumeist ihr unumwundener Freimuth, ihr Don Quixotisches Pathos in Dingen, deren Ernst in jedem Salon, wo flache Schöngeisterei und Flirt die Pfeifen blasen, mit Recht verpönt ist. In den Salon gehört nur der Satiriker, der kommt natürlich auch in der Maske und wird dem Frack sicherlich ein Loblied singen. — Nun, das war erstens, gnädige Frau. Zweitens wollte ich sagen, dass im Salon der Frack doch nicht allein herrscht. Das Berufskleid ist durchaus nicht ausgeschlossen. Der Staatsbeamte, der Soldat, der Priester — sie erscheinen in ihrem Berufskleide. Warum nicht auch der Poet? Worin besteht der Beruf des Poeten? Dass er den inneren Menschen bekenne, dass er Vorbilder des Wahren und Schönen gebe. Sein Berufskleid sei also stets dem inneren Menschen angepasst; es sei wahr, es verhülle den Charakter nicht, es sei seinem Schönheitssinne entsprechend. Lauter Dinge, die bei Frack und Cylinder nicht zutreffen."

Nun lächelte die Dame, und das war mir unheimlich; denn solches ist immer ein Zeichen, dass sie die Masche zuziehen werden, in der man zappelt. Und sie zog zu.

„Das Adamscostüm", sagte sie freundlich, „würde allen Ihren Ansprüchen völlig gerecht werden."

„Vielleicht!" Versetzte ich rasch, denn jetzt galt es dreist zu sein. „Wohin wir mit dem Decorum gekommen sind, das sehen wir ja."

„Wir hätten dann", sagte sie, „bloß noch die menschliche Sprache abzubringen, die ja doch nur darum erfunden sein soll, die Gedanken zu verbergen."

Na, jetzt hatte sie mich in der That. Ich sah es ein. Die Maske, das Decorum aufheben heißt, den Menschen in seiner Cultur aufheben.

„Und glauben Sie denn", fuhr meine schreckliche Freundin fort, „wenn Sie im groben Schafwollkleide, oder in einem Mantel aus Kameelhaar im Salon erscheinen, dass mit solchem Gewande Ihr Inneres übereinstimmt?"

Das war zu viel.

„Ich kaufe mir einen Frack!" Dieser Seufzer entrang sich meinen Lippen. „Da es doch nicht möglich ist, sich zu zeigen, wie man ist, so will ich erscheinen wie alle andern. Ich werde meinen guten deutschen Rock zustutzen lassen und meinen Willen. Ich werde unter den hohlen Cylinderhut einen hohlen Kopf stecken. Mein Himmel, was thut der Mensch nicht alles, um salonfähig zu sein!"

So geht es, wenn in solchem Zweigespräch eins das andere in den Sarkasmus jagt. Das Wahre sagten wir nicht. Ich hätte vielleicht erinnern sollen, dass die Uniform wie die Nacktheit nichtssagend ist. Dass der innere Mensch nur dann im Gewande zum Ausdruck kommt, wenn er es ganz nach seinem Sinn und Geschmack wählen darf. Dann kann aber Folgendes geschehen: Der schlichte, bescheidene Mensch, der in keiner Weise auffallen und sein inneres Wesen um so weniger zur Schau tragen will, als es sein ureigenes, als es ein originelles ist — er wird sich genau wie die große Menge kleiden und benehmen. Allerdings aber an dieser uniformierten Menge, die ihn immer zur Selbstverleugnung zwingt, kein Wohlgefallen finden. Denn stets die Formalitäten des Salons mitzumachen, das ist eine Selbstverleugnung, bei der gar nichts herauskommt, die nur dazu da ist, damit alles auf gleichem Niveau banal sei. Denn der sattsam bekannte Salonwitz allein thut's nicht.

Menschen aber, die den köstlichen Wert des Daseins darin finden, sich persönlich ganz nach ihrer Art, nach ihren Absonderlichkeiten, ihrem Willen und ihrem Können auszuleben, die ihr eigenes, ihnen angebornes Weltgesetz in sich tragen, solche werden mit der Salongesellschaft nicht viel anzufangen wissen. Nicht dass sie eigener Willkür fröhnen wollten, sie geben sich selber weit strengere Gesetze und haben für die wahre Menschengemeinsamkeit ein weit größeres Herz, als die dort in äußerer, oft sinnloser Sitte Befangenen. Aber es thut ihnen um jede Stunde leid, in der sie nicht ganz Mensch sein dürfen, darum suchen sie Kreise, die ihnen keinen Zwang auferlegen, oder noch am liebsten die Einsamkeit.

Mit der Einsamkeit ist es freilich auch so eine Sache. Wer stets in Einsamkeit lebt, ohne je die Welt, die „Gesellschaft" kennen gelernt zu haben, der ist und wird kein ganzer Mensch. Doch wer welt- und gesellschaftssatt zu sich selbst zurückkehrt, der findet sich gewachsen und geweitet, der findet endlich die Menschheit in sich selbst. Und in solchem Besitze steht er aller Menge souverän gegenüber. Er kennt sie, er kennt jeden Einzelnen, er weiß auch, dass unter manchem Salonfrack ein tiefes Herz gefangen sitzt, das gerne erlöst sein möchte und nicht weiß, wie es das anfangen soll.

Oft habe ich nun gedacht, wie wunderlich das ist, dass die meisten Menschen in Gesellschaft ganz andere sind, als allein, oder einem gegen-

über. Mancher, der vor dir allein offen, treuherzig und tief menschlich steht, ist nicht wieder zu erkennen, wenn du ihn in Gesellschaft siehst. Da thut er bloß mit, verräth dich, verräth sich selber und treibt es so, wie es die Gesellschaft heischt. Denke nur einmal nach, ob du nicht mit Freunden schon dieselbe Erfahrung gemacht hast! Ein Bauerndichter sagt: „Oaner is a Mensch, mehrer seins Leut, viel' seins scha Vieher!" Ins Herdenhafte wächst es sich aus und die Uniform ist das Herdenkleid.

Die Sache des Deutschen ist es im ganzen nicht, sich in Uniform stecken zu lassen. Dafür ist er zu wenig Herdenmensch. Er liebt es auch nicht, sich blindlings einem Führer unterzuordnen, dafür ist er zu persönlich. Er fühlt sich selbst als eine Ganzheit. Das ist auch die Ursache der Uneinigkeit unter den Deutschen. Aber diese Uneinigkeit beweist tausend Kräfte, tausend Köpfe, tausend Führer. Schlage einer Herdennation dem Führer den Kopf ab, so ist die ganze Herde kopflos. Schlage einem deutschen Herzog den Kopf ab, so wachsen wie bei der Hydra sofort viele Köpfe nach. Und so kommt es, dass trotz der Uneinigkeit und der Sonderbündelei die Deutschen nicht zu besiegen sind, sondern allmählich zum weltbeherrschenden Volk werden müssen. Es ist die Macht der Persönlichkeit.

Heute klagt man zwar, dass die Zahl der Charaktere schwindet. Es gäbe keine Kinder, es gäbe keine Männer mehr. Vielleicht kommt das davon, dass die Civilisation das Bestreben hat, schon von der ersten Schulbank auf alles in die Uniform zu zwängen, nicht bloß in den Soldatenrock, auch in den Frack, alles unter einen Hut zu bringen — den Cylinder. — Mir aber scheint die wahre Cultur zum Ausdruck zu kommen in dem gewahrten Recht der Persönlichkeit. Innerhalb des socialen Gesetzes soll jeder nach seiner Eigenart sich ausleben können und dürfen. Keiner soll gezwungen sein, die oft nichtigen und sinnlosen Herkömmlichkeiten einer Gesellschaft, in der er leben muss, mitzumachen; keiner soll deshalb mit Achselzucken behandelt werden, wenn er statt höflich herzhaft spricht, wenn er einen kleidsameren Rock oder einen geschmackvolleren Hut trägt als die anderen. Und wenn so einer in der aufrichtigen Einheit seines Wesens vor den Fürsten tritt, so ehrt er ihn damit mehr, als wenn er eine der millionen Figuren vorstellt, deren Kleid das einzige, was im Menschen wertvoll ist, die Persönlichkeit, so weit als möglich verleugnet.

Als ich jenem deutschen Fürsten auf seine Einladung sagen ließ, dass mir der Frack fehle, meldete er rasch zurück, er habe den R. eingeladen, und nicht den Frack! Da gieng ich hin. Dort aber, wo man meinen Frack einlädt, bleibe ich zu Hause. Dieser Eigensinn hat seinen Grund freilich nicht in Trotz oder Hochmuth. Der Frack als solcher ist ja ziemlich gleichgiltig, aber die Sache ist es nicht. Ich möchte just einmal

sehen, ob man auf sich selber ein Recht hat oder nicht. Und vielleicht interessiert es manchen, der von dummer Sitte widerwillig gefesselt ist, an jemandem zu beobachten, ob es möglich ist, sich frei zu machen.

Im Kleinen sich freimachen ist immerhin eine gute Übung. Wir wollen uns doch allmählich auch im Großen sittlich befreien. — Also ich schaffe mir für die „gute Gesellschaft“ einen anständigen Rock an — das thue ich ihr zulieb; Frack aber kaufe ich mir keinen — das thue ich mir zulieb.

Sollte ich, mein Leser, dir aber doch einmal begegnen in Frack und Cylinder, so denke nichts Schlimmes; denke bloß, der Alte ist bei Humor!

Heitere Bilder

von **Eduard Pötzl.**[1])

Der Bibliothekssport.

Es gibt zweierlei Arten von Bibliothekssport. Der eine besteht in der Anschaffung einer bändereichen Bücherei, die lediglich dem Zwecke dient, das Studierzimmer eines Geld- und Bildungsprotzen gewissermaßen durch eine literarische Tapezierung auszuschmücken. Eine solche Bibliothek wird bestellt, geliefert und aufgestellt, aber nie benützt. Der Besitzer will in den Augen der Leute bloß als ein Mann erscheinen, der sich auch den Luxus der Literatur gönnen kann. Eine Waffensammlung besitzt er schon, desgleichen eine Sammlung von alten Uhren, altem Porzellan, vielleicht auch eine kleine Bildergalerie von Copien nach alten Meistern nebst Originalen von modernen Stümpern; er betreibt den Jagd-, Fecht- und Schießsport — warum sollte er sich nicht auch den Sport gönnen, eine Bibliothek sein eigen zu nennen?

Von dieser Sorte Bibliothekssport soll hier nicht die Rede sein. Es gibt einen zweiten, den nur Menschen betreiben können, die wirklich viel mit Büchern zu thun haben, für die eine Bibliothek die nothwendige Magazinierung des Wissens ist, indem sie ihnen in jedem Augenblicke das Vergessene in Erinnerung zurückruft oder die Schätze vielleicht noch unbehobener Wissenschaft spendet, wenn sie gerade gebraucht werden.

Das wäre nun an und für sich allerdings kein Sport. Eine wohlgeordnete Bibliothek wird nämlich ihrem Eigenthümer niemals das

[1]) Aus dessen neuer Skizzensammlung: „Mitbürger“. Wien. Robert Mohr. 1900. Wer diesen Wiener Humoristen kennt, der weiß es, woran er ist; wer ihn nicht kennt, nun — der soll ihn kennen lernen, falls er in einer Lage ist, die manchmal der Aufheiterung bedarf. Im Büchlein gibt es vieles, das diesen lustigen Proben ebenbürtig ist, wenn es sie nicht etwa gar an keckem Humor übertrifft. Die Redaction.

gewähren können, was mit der Bezeichnung „Sport" gemeint ist. Eine ungeordnete Bibliothek aber — und nur von einer solchen soll hier gesprochen werden — vermag ihrem Besitzer einen körperlichen Sport ohnegleichen zu bieten, weil sie die höchsten Leistungen der motorischen Nerven erfordert, wenn der Suchende auf irgend einen Band ausgeht, den er gerade braucht.

Nach den Erfahrungen, die ich mit meiner seit der letzten Renovierung des Studierzimmers ungeordnet gebliebenen Bibliothek gemacht habe, kann ich nur befürworten, dass ein schreibender Mensch, dem an seiner leiblichen Gesundheit gelegen ist, seine Bibliothek überhaupt nie ordnen möge. Eine geordnete Bibliothek wird ihm stets Mangel an Bewegung verursachen. Man braucht da bloß vom Schreibtische aufzustehen, die paar Schritte bis zu einem der Regale zu machen, und schon findet man das gewünschte Buch. Dies ist vom hygienischen Standpunkte aus vollkommen zu verwerfen. Wer auf gesunde Leibesbewegung und deren segensreiche Folgen hält, soll seine Bibliothek zeitlebens in einem kataloglosen Urzustande lassen; denn diese Unordnung nöthigt ihn täglich zu einer Fülle von Bewegung, die alle Kennzeichen tüchtiger Zimmergymnastik an sich trägt.

Setzen wir den Fall, der schreibende Mensch bedarf eines bestimmten alten Schmökers zu der Arbeit, die er eben vor sich hat. In der ungeordneten Bibliothek wird er diesen Band zunächst unter den übrigen alten Schmökern suchen, an deren Besitz er sich erinnert. Doch ebenso natürlich ist es, dass dieser Band nicht unter den ehrwürdigen Fossilien steht. Bei dieser Entdeckung wird unser Mann zunächst mit dem Kopfe schütteln, was an sich schon eine kleine gesunde Übung der Halsmuskeln ist. Hierauf wird er sich auf die Suche nach dem nöthigen Bande begeben.

Die Durchstöberung der untersten Bücherreihen erfordert unbedingt ein längeres Liegen und Rutschen auf dem Bauche von einem Regal zum anderen. Das Ersprießliche dieser Übung kann man in jedem Zimmerturnbüchlein nachlesen.

Die nächsten unteren Reihen lassen sich nur in der großen Kniebeuge überblicken, von welcher der Suchende anfänglich so erschöpft wird, dass er Pausen in seinem anstrengenden Geschäfte machen muss, um sich auszuschnaufen. In den leicht zu erreichenden mittleren Reihen befindet sich ein Buch, das man dringend braucht, überhaupt niemals. So bleibt einem nichts übrig, als die obersten Reihen zu durchforschen, wozu man sich an eine Leiter wagen muss.

Nun kann es nichts Gesünderes geben, als Aufstieg und Abstieg — auch auf einer Leiter — und einen längeren Aufenthalt in „Höhenluft", wie er durch das Besichtigen der obersten Reihen nothwendig wird.

Es ist so ziemlich sicher, dass das Buch auch in den obersten Reihen nicht gefunden wird, und nun stellt sich der Suchende hin, um seiner Empörung in kräftigen Worten wider das Dienstmädchen oder die eigene Frau Luft zu machen, die nach seiner Ansicht das Buch verräumt haben. Je kräftiger die Ausbrüche des Zornes, desto wirksamer die damit verbundene Lungen- und Kehlkopfgymnastik.

Nach kurzer Erholung beschließt unser Mann sich neuerdings an das Werk des Nachforschens zu machen. Er wiederholt also die ganze Reihe der gymnastischen Übungen: Bauchlage, Kniebeuge, Klettern und Kopfschütteln, bis er müde ist wie ein Jagdhund. Das nämliche Resultat.

Jetzt überkommt ihn eine dunkle Erinnerung, dass einzelne Bücherreihen doppelt gestellt sind. Er fängt also an, die vorderen Reihen abzutragen. Bedenkt man das Gewicht der fortzuschleppenden Bücher, so unterliegt es keinem Zweifel, dass diese Arbeit mit einem ausgiebigen Hantelturnen gleichwertig ist. Die zur Schmiegsamkeit des Körpers so nothwendige Rumpfbeuge ist darin auch inbegriffen.

Das gesuchte Buch zeigt sich auch in den doppelt gestellten Reihen nicht, weshalb der Suchende vor Zorn einen Luftsprung macht, so dass auch diese Seite des Turnens nicht vernachlässigt wird.

Kommt an jenem Tage das gesuchte Werk absolut nicht zum Vorschein, so ist zehn gegen eins zu wetten, dass der Grimm des in seinen Hoffnungen Getäuschten ihn hindern wird, seine Arbeit am Schreibtisch fortzusetzen, sondern dass er vielmehr Hut und Stock ergreift und auf die Straße eilt. Um wie viel gesünder ihm nun der Aufenthalt in frischer Luft ist anstatt des Sitzens am Schreibtische, braucht wohl des näheren nicht erörtert zu werden.

Nach Tagen solchen Bibliothekssportes taucht das sehnsüchtig gesuchte Werk endlich irgendwo in einer Lade auf. Man könnte nun denken, dass die Turnerei damit ein Ende hätte. Mit nichten! Denn der Schreibende bedarf in kürzester Zeit eines anderen Bandes, der selbstverständlich in der ungeordneten Bibliothek wieder tagelang nicht gefunden wird und ihm neuerlich Anlass zu den geschilderten turnerischen Kunststücken gibt.

Seitdem meine Bibliothek wie Kraut und Rüben durcheinander liegt, befinde ich mich körperlich ungemein wohl. Ich erinnere mich, auf einen vermissten Sophokles volle neun Stunden traumlos geschlafen zu haben, was mir früher nie gelingen wollte. Auf einen abgängigen Band von Jean Paul (der sich später hinter der Weber'schen Weltgeschichte ergreifen ließ) verspeiste ich zwei Portionen Selchfleisch mit Kraut und Knödel; und die Unauffindbarkeit von Goethes Farbenlehre brachte mich in so wohlthätigen Schweiß, dass ein in mir aufkeimender Schnupfen alsogleich spurlos verschwand.

Radfahren soll auch ganz gute Wirkungen haben; aber was ist es im Vergleich zu der Körper und Geist gleichmäßig stählenden Bewegung in einer täglich neue Räthsel aufgebenden Büchersammlung!

Ich habe geglaubt, diese kleine Skizze der Öffentlichkeit nicht vorenthalten zu sollen, weil möglicherweise andere davon Nutzen ziehen können. Es gibt nämlich Bibliothekare, welche dermaßen Ordnung halten unter ihren Büchern, dass sie (die Bibliothekare) träge Verdauung und hypochondrische Anwandlungen bekommen.

Diesen allzu gewissenhaften Mitbürgern kann geholfen werden. Mögen sie nur ein paar Tage lang ihre Gattinnen oder einen Tapezierer oder auch ein Dienstmädchen mit der Reinigung und Wiederaufstellung der Bücher betrauen, so besitzen sie dann jahrelang zu ihrem Heile die Nöthigung, erfrischenden Bibliotheksport zu treiben.

Einer Bibliothek hat es noch nie geschadet, wenn sie nicht in Ordnung war. Aber der Stoffwechsel des Menschen muss in Ordnung sein. Das ist die Hauptsache!

Mein seliger Friseur.

Unverfälschte Ländlichkeit — begann unser Freund Ernst — ist gewiss eine Erquickung für Leib und Seele; aber sie birgt auch Nachtheile in sich, auf die man nicht gefasst ist. Freilich, wie konnte ich auch denken, dass mein alter Friseur in Wien, der mein Haupt seit zwanzig Jahren allmonatlich einmal traumhaft schön aus seinen Händen hervorgehen ließ, plötzlich sterben würde!

Er war zwar immer ein Choleriker gewesen und von einem zehrenden Grimm gegen seine jeweiligen Gehilfen erfüllt. Nichts konnte ihn unglücklicher machen, als die Zufriedenheit eines Kunden mit der Behandlung durch einen Gehilfen; denn seine Seele war von unstillbarem Ehrgeiz erfüllt, der nicht duldete, dass es noch andere kunstfertige Haarschneider gebe neben ihm. Für das Rasieren hingegen durfte man einen Gehilfen loben. Es in dieser Kunst zu schmerzloser Vollendung zu bringen, darauf hatte der Meister längst verzichtet. Und wenn er je wieder einen Versuch unternahm, einem Christenmenschen im Gesichte herumzuschaben — er that dies löblicherweise nur an Fremden — so belehrte ihn jedesmal das Jammergeschrei des Gepeinigten, dass des Meisters rauhe Hand nichts von ihrer Grausamkeit eingebüßt habe.

Ich rieth ihm bei solcher Gelegenheit, doch die Fortschritte der modernen Anästhesie anzuwenden und so einen unglücklichen Versuchskunden entweder in Narkose zu barbieren oder ihm mindestens mit Cocaïn den Bart zu ziehen. Das traf ihn tief, wie ich merkte. Er

biſs die Zähne zuſammen und ſchwieg, obgleich ich ihm den guten Rath ſelbſtverſtändlich unhörbar für ſeine Gehilfen zugeflüſtert hatte.

Zum Glücke hatte er einen Augenblick ſpäter Erfolg mit ſeiner Gewohnheit, Kunden, die bei der Thür hineinguckten und ſich, keinen leeren Platz gewahrend, mit den Worten „ich komm' ein andermal!" zurückziehen wollten, gewaltſam in die Raſierſtube zu ſchleppen. Er pflegte Widerſpenſtigen, die ſeiner Betheuerung, in fünf Minuten würden ſie an die Reihe kommen, keinen Glauben ſchenkten, bis auf die Straße hinaus nachzulaufen, gleichviel, ob er gerade ein Büſchel abgeſchnittener Haare, eine Perücke oder das Brenneiſen in der Hand hatte.

Mitunter kam es zu einem förmlichen Straßenkampfe zwiſchen dem Flüchtigen und ihm. War jener der Stärkere, ſo wurde der Angriff natürlich abgeſchlagen. Hatte mein Friſeur aber einen Schwächeren vor ſich, ſo brachte er ihn unfehlbar herein, drückte ihn auf einen Seſſel und bewachte ihn, wenn auch anderweitig beſchäftigt, ſo ſcharf durch den Spiegel, daſs jeder Fluchtverſuch ausſichtslos erſchien.

Damals glückte es ihm, einen Gymnaſiaſten abzufangen. Wie der ſchnellfüßige Achilles jagte er hinter dem Jüngling ein paar Häuſer weit her und erwiſchte ihn auch richtig am Havelock. Während er ihn zurück-escortierte, holte er den Überwundenen ſchon über die gewünſchte Form des Haarſchnittes aus.

„Nicht zu kurz, hat der Vater g'ſagt", antwortete der einge-ſchüchterte Schüler.

„So, ſo", brummte mein Friſeur. „Den Herrn Vattern kenn' ich ja, is eine Kundſchaft von mir. Ich weiß ſchon, was er meint."

Und gewiſſermaßen zur Strafe für die Umſtände, die er mit dem Flüchtling gehabt, ſchor er ihn à la Fiesco[1]) ſo kahl, daſs dem armen Kerl das Gremium der Kirchenmäuſe hätte ſein Beileid aus-drücken dürfen.

Ein miſsglückter Fang dieſer Art ſoll es geweſen ſein, der meinem leidenſchaftlichen Friſeur das Leben gekoſtet hat. Er rannte einem ungeduldigen Kunden, deſſen Löwenmähne die Anwendung der doppelten Taxe verhieß, auf die Straße nach und ſtellte ihn. Dieſer aber war ein Viehhändler und riſs ſich mit den rohen Worten von ihm los:

„Scheer'n S' ein Kuahſchwaf, wann S' es ſo gnädi' hab'n!"

Wie gebrochen kehrte der geſchäftseifrige Mann in ſeine Bude zurück, wo er an demſelben Tage überdies noch von einem Norddeutſchen, dem die Preiſe zu hoch vorkamen, hören muſste:

„In Wien ſollte ooch for's Haarſchneiden der Taxameter einjeführt werden."

---

[1]) Richtig: Fieschi.

Dies fraß an seinem Leben, und er verfiel in eine Krankheit, von der er nicht mehr genas.

Sein Tod gieng mir so zu Herzen, dass ich ganz vergaß, mir anderswo die Haare stutzen zu lassen, ehe ich auf meinen Sommerurlaub gieng. In dem kleinen, weltabgeschiedenen Nest, wo ich jagte, angelte und badete, gedieh nicht ich allein, sondern auch mein Schopf ins Ungeheuere. Wenn ich dem Bade im Flüsschen entstieg, verklebten mir die langen, nassen Haare die Augen und wollten stundenlang nicht trocken werden. Wenn nicht allgemach eine männliche Loreley aus mir werden sollte, musste ich daran denken, den allzu üppigen Haarwuchs zu kürzen. Aber in dem Dörfchen gab es nicht einmal einen Barbier, geschweige denn einen des Haarschneidens kundigen Insassen. Und die nächste Stadt, wo man dergleichen Werke der Civilisation an sich vornehmen lassen konnte, war mehr als zwei Stunden entfernt. So verfiel ich denn auf das naheliegende Auskunftsmittel, mir die Haare selber zu schneiden.

„Frau Mahm“, sagte ich zu der Bäuerin, bei der ich wohnte, hat Sie eine Schere, die nicht zwickt, sondern ordentlich schneidet?“

„Ei freili“, antwortete sie und brachte ein rostiges Exemplar zum Vorschein, mit dem sie vermuthlich die Pferde vom Winterhaar zu befreien pflegte.

„Ich will mir nämlich selber die Haare schneiden“, setzte ich hinzu.

„O du mein, wia werds denn dös dermachen?“ meinte sie verwundert.

„Das wird Sie gleich seh'n; bring' Sie mir ein Häferl, was auf meinen Kopf passt; da schneid' ich rund herum und die prachtvollste Frisur ist fertig.“

Es war dies eine Erinnerung aus meiner Jugendzeit. Da sahen wir oft, wie die Rastelbinder einander auf diese sinnreiche Art die Haare schnitten. Die Bäuerin probierte nacheinander alle ihre Häfen auf meinem Haupte. Die meisten waren mir zu groß. Erst das Erdäpfelhäferl passte mir wie angegossen. Nun konnte es losgehen. Ich setzte mich vor meinen Handspiegel und begann zu sägen. Vorne gieng es ganz leicht und völlig wonnevoll. Aber ans Hinterhaupt konnte ich nicht langen, obgleich ich mich krümmte wie ein Wurm. Die Haare erreichte ich nicht, wohl aber mein linkes Ohr, das ich mir beinahe gestutzt hätte. Endlich schrie ich voll Ärger:

„So thu' Sie mir doch helfen, Mahm, schneid' Sie die Haare weg, die unterm Häfen hervorschau'n!“

Nachdem sie mir kichernd diesen Liebesdienst geleistet hatte, kam der feierliche Moment der Enthüllung. Das Häferl wurde fortgehoben und aus dem Spiegel schaute mir ein Mensch entgegen, der nur einiger Mausefallen und sonstiger Drahtgestelle bedurfte, um als Rastelbinder voll genommen zu werden.

„Der Bauer wird lacha, wann er hoamkimmt", sagte die Alte, in ihren Schürzenzipfel beißend.

„So soll er lachen! Mir ist geholfen. Vor wem soll ich mich denn etwa genieren in diesem Nest?"

Allein der Bauer lachte so unverschämt, als er nach Hause kam, dass ich mich doch entschloss, Verbesserungen an meiner selbst erzeugten Frisur vorzunehmen, diesmal ohne Benützung eines Häferls. Ich schnitt aufs Gerathewohl herum, dort mehr, hier weniger, bis ich einem der ruppigsten Schweinehunde glich, die je gelebt haben.

„Hiatza werd'n d' Leut' glab'n, dass Ös den Weichselzopfen g'habt habt's", urtheilte der Bauer schmunzelnd, als ich fertig war.

„Und i glab, dass Ös ein Tepp seid's!" erwiderte ich aufgebracht über meine Ungeschicklichkeit und zog mich auf meine Kammer zurück.

In der Nacht träumte mir lebhaft von meinem seligen Friseur. Er kam aus seinem Laden keuchend bis auf die Dorfstraße gelaufen, packte mich bei einem Haarbüschel und zog mich hinein auf meinen gewohnten Platz unter die Seelandschaft und die eingerahmten Medaillen, die er einmal für eine Ballfrisur bekommen hatte. Schiller und Goethe sahen von ihren Postamenten höhnisch auf mich nieder, als der todte Meister dreimal sagte:

„Fiesco — Fiesco — Fiesco!"

Geisterhaft klapperte die Schere in seiner Hand und knirschte später die Stutzzange, mit der einem der Kopf bis an die Haarwurzeln geschoren wird. Als er fertig war, beutelte er die Serviette aus und rief mit verklärter Stimme:

„So, jetzt hab' ich Ruhe im Grabe. Nur der heiligen Kummernuss muss ich morgen noch den Bart stutzen."

Als ich erwachte, vermied ich es, in den Spiegel zu sehen. Mein Ränzel war bald gepackt, und ich verließ den Ort, um mir in der nächsten Stadt die Haare schneiden zu lassen, was infolge meiner Pfuscherei thatsächlich nur à la Fiesco geschehen konnte.

Auf dem Wege dahin dachte ich über den Fall nach. Wie hilflos ist doch der Mensch durch die Übercultur unserer Zeit geworden. Sogar vom Busen der Natur, aus der ländlichen Einsamkeit, muss er sich losreißen, weil er sich nicht selber die Haare schneiden kann.

Leobner Wald- und Bergwanderungen.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Auf dem Bahnhofe in Leoben steigt kein Hochtourist aus, etwa um seinen Eispickel zu versuchen. Hingegen wüsste ich dem Freunde von Waldwanderungen nicht leicht einen besseren Ausgangspunkt als diese Stadt, welche so behaglich zwischen Waldbergen eingebettet ist. Vom südöstlichen Gebirge herab strömt der herrlichste Fichtenwald geradezu bis an die Mauern der Stadt. Ein guter Weg führt durch seine Schatten in drei Stunden hinan bis zu dem schönen Aussichtspunkte, genannt die Mugel.[1])

An einem Nachmittage des vorigen Sommers stieg ich nördlich den Berg hinan. Durch das kleine Bergknappenthal Seegraben geht's zuerst, und dann in Wäldern mäßig steil aufwärts bis an den Kletschachkogel (1458 Meter) und über das Gschwandthörl. Dort öffnet sich gegen Westen das Lainthal, hinab in die schöne Ebene von Trofaiach. Ich gieng über die Waldhöhen weiter und stieg dann ins schattige Lamingthal nieder nach Oberdorf. Auf der ganzen vierstündigen Strecke begegnete mir kein Mensch. Seit zwei Jahren, da dieser Übergang gut markiert ist, weiß der Wirt in Oberdorf nur von einem einzigen Touristen, der über das Gschwandthörl gieng. Ich war der zweite. Der Vorzug des ziemlich aussichtsarmen Weges ist sein Waldweben und seine Einsamkeit.

Die Oberdorfer Wirtsleute waren daher völlig verblüfft, als plötzlich so ein wildfremder Mensch ins Haus kam und um Nachtherberge ansprach. Bar jedes Bündels oder Rucksacks — nur einen ledigen Stecken in der Hand, der aber gewichtig ist — so stand der sonngebräunte ruppige Kerl auf der Thürschwelle und würde wahrscheinlich frischen Braten, Federbett und wer weiß was sonst noch alles haben wollen! Ganz munter wurden sie, als er sich so wohlgemuth mit einer Eierspeise und einem Strohlager zufriedengab. So schlief ich in einer kahlen Hinterstube des dreihundert Jahre alten Hauses und horchte hin, ob zu nachtschlafender Stund' nicht etwa die dicken Wände anheben würden zu erzählen. Aber alles blieb vergangen und gestorben, was vergangen und gestorben war, und draußen am Mühlfluder rauschte die Laming.

Am nächsten Frühmorgen thaleinwärts gegen Tragöß. Das enge Wiesenthal feucht, am Rande des wogenden Flusses Eiszäpfchen (mitten

[1]) Siehe „Heimgarten“, 20. Jahrgang, Seite 65.

im Juni), hinter den finsteren Waldbergen leuchteten in der Morgensonne die Felsberge, wovon einer um den andern sachte hervorkam aus dem Hinterhalt. Auf der Straße Steirerwäglein, von den Seitensteigen kamen Bauersleute und je näher der Ortschaft, je belebter wurden die Wege. In Tragöss dort an der Anhöhe klangen die Kirchenglocken. Es war ein Bauernfesttag, das ganze Alpendörfchen überfüllt.

Da sollte meines Bleibens nicht lange sein, dem Nachmittag eines Jahrmarktes pflege ich auszuweichen; zu solchen Zeiten können einem die lieben Landsleute recht unlieb werden, denn das vormittägige Rosenkranzbeten macht die nachmittägigen Ludereien nicht wett.

Auf der Post zu Tragöss, im Extrazimmer, ist ein Evangelium aufgeschrieben:

> Ofen warm, Bier kalt,
> Weib jung, Wein alt.

Dann:

> Unmaß im Essen erniedrigt dich,
> Durchs Trinken wirst du gehoben,
> Der Esser blicket nur unter sich,
> Der Trinker beim Trinken nach oben.

Das Endresultat jedoch deutet der folgende Vers an:

> Raum ist in der kleinsten Kammer
> Für den größten Katzenjammer.

Wer es zu letzterem nicht kommen läßt, dem wird es auf der Post zu Tragöss wohl gefallen, und ich gedenke es auch noch einmal gut zu machen, dass diesmal so früh aufgebrochen werden musste, um wieder durch Wald und Wald über das Hieseleck nach Vordernberg zu gelangen. Vom genannten Passe führt der Weg in den hinteren Rötzgraben hinab. Dort unten muss man stehen bleiben, sich umkehren und die Abstürze des Hochthurm betrachten. Ein echt steirisches Alpenbild, in welchem sich üppiger Wald, saftiggrüne Alm und Felsengebirge gar harmonisch vereinigt. Hier haust der Hirsch, dort das Rind, in den Wänden die Gemse und Jäger, Halter und Schwaigerinnen führen zusammen in den Hütten oft ein — wenn auch nicht allzufrommes — Familienleben. Einst habe ich auf Weg und Weide so gerne mit den Leuten geplaudert, heute, da die Lunge kaum noch für die Fußwanderung ausreicht, muss man sich unterwegs das Plaudern versagen. Und ob uns das, was wir früher einander sagten, uns so erklecklich weiser gemacht hat — die Frage bleibt offen. —

Ein anderesmal fuhr ich von Leoben durch das Leitendorferthal nach St. Michael und gieng von dort drei Stunden lang über die Niederung nach Leoben zurück. Dieser Spaziergang hat noch keinen gereut. Er hat zuerst einen guten Anstieg durch Wald bis nahe an neunhundert Meter Seehöhe, dann über die Höhe auf Matten, an Bauernhöfen vorüber mit schöner Aussicht auf die kahlen Kuppen der Mur-

thaler Alpen und auf die wilden Felsschroffen des Reiting, des Wildfelds und des Reichensteins. Mählich niederwärts durch Wald passierte es mir wieder einmal, dass meine Gedanken musikalisch wurden. Was mir einfiel — es war ja nicht der Mühe wert — das wurde metrisch, reimte sich, verdichtete sich zu einem Gedichte. Die Stimmung war so heiter, das Gedicht so regelrecht, das gab Musik zum Marschieren. — Über den Wipfeln zogen Wolkenmassen hinweg, im Hochgebirg stand ein Gewitter so finster blau, dass die Nebel von den schattendüsteren Wänden nicht mehr zu unterscheiden waren. Mich hüllte bald der Wald ein und nicht lange hernach auch die Nacht. Die Harmonie aber wirkte fort und in solchen Stunden freut man sich des Glückes, ein Mensch zu sein. — Diese Freude hielt auch noch im Hotel Görner zu Leoben an, wo es ein gutes Abendmahl, frohe Gesellschaft und ein vortreffliches Ruhebett gab.

Am nächsten Tage setzte es große Wanderung, von sechs Uhr früh bis acht Uhr abends. Das gieng anfangs, als über den Reiting fetzenweise die leichten Morgennebel aufstiegen, der braunen Mur entlang bis Göss, dann links hinein in den Gössgraben. Durch den engen waldigen Graben rauscht das Wasser, über der Brücke steht eine malerische Kapelle, aus deren Dunkel Lichter schimmerten. Es war das Kirchlein zum Kalten Brunn, ein greiser Priester las darin die Messe vor dem alten Gnadenbildnis. Unterhalb des Altars in der Nische rieselt aus dem Felsen ein Brunnen, aus dem ich gläubig in meiner Jugend oft getrunken hatte, das einemal, um Augenweh oder Zahnschmerz zu heilen, das anderemal, um ein heimliches Herzeleid zu stillen. Auch in der Meinung habe ich oft getrunken, dass durch diesen Wunderquell irgend ein besonderer Wunsch mir in Erfüllung gehen möchte. Heute trinke ich nicht mehr. Es ist der Durst zu gering.

Manchmal hört man das Wasser lieber, als man es trinkt. Und so gieng es nun wieder dem geliebten Wasserrauschen entlang. Zwischen dem schwarzen Gewipfel leuchtet manchmal eine goldige Almkuppe herab, immer näher kommt man den kahlen Bergen.

Nun gabelt sich der Graben. Linkerhand der kleine Gössgraben, in den ein guter Weg hineinzieht und aus dem ein munterer Bach herausrinnt. Rechterhand der große Gössgraben mit dem breiteren Wege und dem größeren Bache. Der sogenannte Diebsweg über das Gebirge ist das, und den schlage ich ein. Einst haben wohl Wilderer und Schwärzer hier ihr Wesen getrieben, einen geheimen Verkehr bildend zwischen Leoben und Frohnleiten. Heute ist der Weg so sterbenseinsam, dass man nicht einmal einem Dieb begegnet. Selbst wenn die Gegend sich ein wenig lichtet und etliche Bauernhäuser dastehen, sieht man auf den kleinen Wiesen keine Leute, und über dem Schornstein keinen Rauch. Im Gasthause, das am Bache steht, war nicht einmal die Wirtin daheim; „D' Frau is ban

Nochbarn und thuat Farl schneidn." Diesen Bescheid ertheilte mir eine Magd und ich bin meiner lieben Leserin dankbar, dass sie nicht gründlich die steirische Mundart versteht. Ein erfrischendes Glas Milch und ein Stück Schwarzbrot dazu — dann wieder stramm den Stecken vorangesetzt und fürbass. Der Graben steigt fortwährend an, der Bach wird immer dünner, an den Lehnen Wald oder Holzschlag, dort und da eine rauchende oder eine abgekommene Kohlstatt. Ich hatte vor dem Pass noch eine steile Anhöhe erwartet, sie kam nicht. Nachdem dieser Graben sich länger als drei Stunden so hinangezogen hatte, verlor sich auf einmal das Bächlein, dann stand am Wege ein Haus und hinter demselben senkte sich der Weg südlich steil ab in ein tiefes Thal. Schier unvermerkt war ich von Leoben gegen siebenhundert Meter gestiegen und hier war der Pass, das Almwirtshaus, zwölfhundert Meter hoch. Den Wald hatte ich doch nicht verloren, immer noch stieg er an beiden Seiten hinan, steil und finster bis zu den grünen Glatzen der Hochblößen.

Nicht den Weg südlich hinab gegen Frohnleiten habe ich eingeschlagen, vielmehr die schöne Straße links an gegen die Hochalpe. Und da stand ich nach wenigen Minuten vor dem Jagdschlosse. Die Hirschgeweihe, die überall aus der Wand hervorwuchsen, haben mir gesagt, dass es ein Jagdschloss ist, und ein Jägersmann davor hat gesagt, wem es gehört. Das erinnerte an eine Einladung seiner Besitzerin aus früher und ich meldete mich. Die Herrschaft war nicht anwesend. Ein Priester war vorhanden, der mich freundlich aufnahm und mir das Schloss zeigte. „Wie es doch die Großen gut haben!" hätte da wahrscheinlich mancher Beschauer ausgerufen. Ich dachte dankbar in meinem Herzen: Gottlob, dass diese Herrlichkeiten nicht mir gehören, dass ich nicht belastet bin mit all den Sorgen, Pflichten und Genüssen, die mit solchem Besitze verbunden sind. Gut rasten und fein tafeln war es freilich in dem Alpenschlosse. Denn die edle Hausfrau, der meinetwegen nachtelephoniert worden war hinab ins Thal von Frohnleiten, hatte wieder telephonisch Auftrag gegeben der Dienerschaft, mir alles Gute anzuthun, was auch äußerst prompt erfüllt worden ist. Ich selbst habe mit der Dame ein telephonisches Zwiegespräch geführt von Berg zu Thal. Es war das erstemal in meinem Leben, dass ich diese wunderliche Erfindung persönlich versuchte. So erklang an meinem Ohre die wohlbekannte Stimme der gütigen Frau, die doch weit draußen hinter dem Gebirge war. Ein Almjunge, der neben mir stand und meine Verwunderung wahrnahm, erklärte mir das Ding. „Sehn's jo eh, dass a longer Droht is, der geht holt owi. Und der Droht is huhl und wan oans hint'n einischreit, sa geht's holt voron aussi. Däs is leicht!" Das erinnerte mich an einen andern, der im Telegraphen einen einfachen Glockenzug sah, „wenn man in Graz anzieht, so läutet's in Wien".

Niedlich und zierlich wie ein Spielzeug ist die Kapelle, die oben hinter dem Schloss am Waldhange steht. Sie ist aus Holz gezimmert, mit Baumrinden überzogen, mit Thiergeweihen geschmückt. Dem heiligen Hubertus natürlich ist sie geweiht. Darin liest der Geistliche täglich seine Messe. Dieser Geistliche ist Professor an einem Gymnasium in Ungarn; früher Erzieher des nun seligen Grafen, bringt er seine Sommerferien in diesem zauberhaften Berghause zu. Ich hatte meine helle Freude an dem Manne, an seiner humanen Weltanschauung, an seinem ungarischen Patriotismus. Er findet das katholische Priesterthum recht gut vereinbar mit der nationalen Liebe und Treue zu seinem Volk. Hoch hält er den persönlichen Freimuth, die freie Forschung, das Suchen nach Wahrheit, jedes auf seinen Wegen. Und doch ist er mit Innigkeit der Kirche zugethan. Der edle Mensch weiß eben aus allem, und widerspräche es sich scheinbar noch so schroff, das Rechte zu ziehen und es zu einem einheitlichen Ganzen zu formen — zu einem Charakter, zu einem segensreichen Leben und Wirken.

Mit der Frau des Hauses war auch die junge Welt davongeflogen. Überall jedoch, in den Lehrzimmern wie an den Spielplätzen, fühlte sich der Hauch eines reinen Kinderglückes. Und dennoch — über der Berg- und Waldeinsamkeit hier lag noch eine andere große Einsamkeit — eine trauervolle Herzenseinsamkeit. Ein schweres Geschick war eingezogen in das glänzende Haus, das heldenhaft ertragene Leid äußert sich überall nur in einer unbegrenzten Milde und Güte gegen die Menschen. —

In Gesellschaft des wackeren Professors Lang verflossen die Stunden im Jagdhause so rasch, dass ich schier mein Tagesziel versäumt hätte, den Anstieg zur Spitze der Hochalpe. Es gab noch ein paar Stündchen Steigens empor durch den Wald, auf die Hochblößen bis zum höchsten Punkte, 1643 Meter über dem Meere. Eine klare, trockene Luft, leichte Wolken jagten fluchtartig über den Berg dahin, heftige Windstöße schlugen wie unsichtbare, fliegende Bretter an und stießen mich ein paarmal zu Boden auf den durchwühlten Grasrasen. Hinter kleinen Felsen musste ich mich bergen, und wie der Krieger am Wall durch Schießscharten zielt, so musste ich von meinem Hinterhalte aus durch Felslücken mein Auge fliegen lassen, um die nordwestliche Fernsicht zu genießen. Weit hinter dem Murthal die Seckaueralpen, dann die Felsengruppe des Reichensteins, dann die ausgedehnte Wüste des Hochschwab. Nordöstlich das breite Mürzthal mit seinen flachen Bergen, dann rechtshin die auffallenden Massen des Rennfeldes, des Hochlantsch und des Grazer Schöckels. Hinter letzterem, auf blauender Fläche ein winziges Ameisenhäufchen — der Schlossberg. Ein sonniger Sommerfriede lag über der steirischen Hauptstadt. Lange schaute ich hinaus in die ätherlichte Ferne und träumte von der Welt, die sich dort abspielt, von meinem eigenen Leben und Streben,

das ich zur Winterszeit dort führe — und wie alles miteinander so nichtig ist im Vergleich zur Größe der Natur. — Was sie auch dort unten sinnen, treiben und vollenden mögen — gleichwie seit Urzeiten pfeift auf diesen Höhen um die Kuppen und Felsen der Wind, fliegen die Nebel, branden die Wetter, stürmen in starren Unfluten von Schnee die langen Winter, grünen die kurzen Sommer mit ihren zarten Blümlein auf der Höhe. —

Auf dem Rückwege fand ich im Jagdschlosse gedeckten Tisch. Nach einem Ruhestündchen begann um fünf Uhr eine drei Stunden lange Wanderung in wonniger Abendkühle durch den Gößgraben zurück ins Standquartier Leobert.

Mein Liebeslied.

Wenn lau die Frühlingslüfte fächeln
Und mir das Eis im Busen bricht,
Dann möcht' ich singen, möchte lächeln
Und sonnen mich im Himmelslicht.

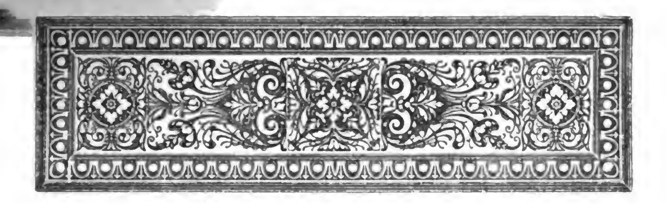
Ich möcht' ein Lied der Liebe singen,
So süß wie Nachtigallenschlag,
Möcht' es um frische Blüten schlingen,
Die schön sind wie der junge Tag. —

Doch ach, mein Lieben gleicht der Sage,
Die fremd aus alten Zeiten klingt,
Mein Liebeslied, es wird zur Frage,
Die an verschloss'ne Herzen dringt.

Mein Liebeslied gleicht den Accorden,
Der Harf' entlockt vom Frühlingswind,
Die, kaum zur Melodie geworden,
Im Werden schon erstorben sind. — —

Heinrich Suter.





Kleine Laube.

Scherzgedichte

von Otto Sommerstorff.[1])

Liebesschmerzgedicht.

Ich lernte sie kennen, sie sang im Concert,
Ich schwelgte in Noten und - Nöthen,
Ich habe zum Schluss sie um ihre Hand,
Wie's der Anstand geboten, gebeten.

Sie sagte kein Wort, sie seufzte und schwieg,
Meine Augen flehten und baten —
Da nickte sie stumm, und mein Liebesglück
Ließ mich ihr Erröthen errathen.

Doch ach! wie bald war das Glück dahin,
Das kaum ich genossen, besessen!
Und nimmer kann ich der Thränen Flut,
Die drum ich vergossen, vergessen . . .

Sie hat mich getäuscht, sie hat mich schnöd
Eines anderen wegen betrogen,
Hat, als ihre Hand bei der Treue Schwur
In der meinen gelegen, gelogen!!

Sie ist, nachdem sie mein Hab und Gut
Mir aus den Händen gewunden,
Alsbald mit jenem erbärmlichen Wicht,
Mein Geld zu verschwenden, verschwunden.

Zu spät erfuhr ich, wie alles sich,
Was sie mir verhehlte verhielte,
Und dass sie dergleichen Erfolge schon oft,
Wie man mir erzählte, erzielte . . . .

Die alte Geschichte bleibt ewig neu,
Wenn ich es bei Lichte betrachte,
Weshalb ich derselben zur Warnung hier
In diesem Gedichte gedachte.

* * *

D' Liesl und i.

D' Liesl hat g'sagt: mi hätts
Gar so viel gern,
Wann i an andre nahm',
Narrisch thats wer'n.

I hab g'sagt: „Liesl schau,
Meiner Seel und God,
Wannst mer du untreu wurdst,
Dös wär mei Tod!" —

Eh a holbs Jahrl
Ins Land gangen is,
Iss aa scho ausg'west
Mit mir und der Lies.

Ich hab an andern Schatz,
Sie an andern Buab'n ,
Sie is nit narrisch word'n,
I bin nit g'sturb'n!

* * *

[1]) Diese köstlichen Gedichte entnehmen wir einer soeben bei A. Hofmann in Berlin erschienenen Sammlung: „Scherzgedichte" von Otto Sommerstorff. Wir lernen unseren berühmten Landsmann darin von einer neuen Seite kennen, als Humoristen und Satiriker von eigenartiger Prägung.

Naturalismus.

„Wir müssen durch diese Wüste gehn,
Um dann zu erreichen was Großes“, —
So sagte neulich von oben herab
Ein neuliterarischer Moses. —
Es wird dem Mann an Kameelen
Auf seinem Zuge nicht fehlen!

O, ihr Beruf in dieser Welt
Ist kein geringer;
Sie liefern für der Dichtkunst Feld
Den Dünger.

Weil nur das Häfsliche wahr ihm dünkt,
So hält er unwillkürlich
Die blühende Rose, weil sie nicht stinkt,
Für unnatürlich.

* * *

Ein Nordischer.

Wer kennt ihn nicht! Seine Stücke
Sie haben berühmt ihn gemacht,
Sie sind mit feinstem Geschicke
Erklügelt und ausgedacht.
Der Inhalt ist trostlos, quälend,

Die Menschen krankhaft und elend,
Meist erblich belastet, verrückt —
Er macht das Spital zum Theater,
In Scandinavien hat er
Das — Dunkel der Welt erblickt.

* * *

Lebensweisheit.

Für den Fall, dafs du keine Worte hast,
Lerne schweigen —
Für den Fall, dafs du kein Pianoforte hast,
Lerne geigen.

* * *

Ein Zeitmensch.

Er wälzt sich in Idealen,
Er watet in Poesie,
Er kann musicieren, kann malen, —
Er kann seine Schulden nicht zahlen:
Das ist ein wahres Genie!

* * *

Traurige Addition.

Nach wenig Wochen Zusammenseins
War sie mit dem Gatten schon nicht mehr . 1
Mit ihrer Sanftmuth war es vorbei,
Das Band der Eintracht, es riss ent . . 2
Sie rauchte Cigarren, trank Schnaps und Bier,
Sie schrie und zankte — und spielte Cla . . 4
Da zog der Mann, zur Verzweiflung getrieben,
Die Summe von seinem Leben und Lieben,
———
Und sieh, es ergab sich 'ne böse 7

* * *

Der Medicinalrath.

Um den Hals trägt er ein rothes
Breites Ordensband:
Seiner Majestät des Todes
Erster Hoflieferant.

Die beiden Anfänge des Jahrhunderts.

Da sieht man wieder einmal, wie sogar die Zeit aus Rand und Band ist, die in ihrer Tollheit keine Grenzen kennt. So weiß das Säculum nicht mehr, wann's anfängt und wann's aufhört. Doch dachte ich noch vor kurzem: Arm in Arm mit dem Einmaleins, so forder' ich das Jahrhundert in die Schranken!

Das ist nun aber nicht so einfach. Die Sache ist weniger mathematisch als psychologisch. Um die Frage, ob das Zehn mit dem neunten oder dem zehnten Posten voll ist, handelt es sich gar nicht. Denn jeder, der an seinen Fingern zweimal fünf zählen kann, ist sich darüber klar, dass das alte Jahrhundert erst dann am Ende ist, wenn die zehnmal zehn voll sind. Ob sie jedoch mit Ende 1899 oder mit Ende 1900 voll sind, das ist die Ziffernfrage, welche heute die Gemüther fast so erhitzt, wie vor einem Jahre die Sprachenfrage. Sogar zu Handgreiflichkeiten soll es ortweise gekommen sein zwischen den Einsern und zwischen den Nullen. Die Vorgefechte wurden bereits vor zehn Jahren eröffnet, heute entbrennt die Schlacht auf allen Linien. Es streitet sich über den Beginn des Jahrhunderts nicht bloß die Menge, die von der landläufigen falschen Ausdrucksweise unserer Zahlen bethört ist, es streiten sich auch die Gelehrten. Die Geschichtsforscher stützen sich darauf, wie man es früher gehalten habe, dass z. B. das Jahr 1850 schon zu den Fünfzigerjahren und das Jahr 1800 zum neunzehnten Jahrhundert gezählt wurde, und sie behaupten demnach, dass das Jahr 1900 zum zwanzigsten Jahrhundert gehört. Vielen ist es aber odios, dass das neue Jahrhundert mit einer Null anfangen soll. Da bringen wir's wieder zu nichts. Die Mathematiker sind mit leidenschaftlicher Entschiedenheit dafür, dass das alte Jahrhundert erst mit Sylvester 1900 voll wird. Aber nicht alle! Die einen dieser Herren fangen ihre Rechnung mit Eins an. Die anderen mit Null, die letzteren sind mit ihrem Nichts um ein Jahr voraus!! Und da heißt es noch, die Mathematik sei die unfehlbare Wissenschaft! — Das stimmt nachdenklich. Wenn man nicht einmal in so einfachen Dingen, die an den Fingern abgezählt werden können, absolut sicher ist, dann brauchen wir uns wahrlich nicht zu wundern, dass man sich bei den Leoniden um einige Milliarden Kilometer geirrt hat. Und man wird irre an der Wissenschaft. Was bleibt dann anderes übrig, als dass der Jahrhundertbeginn einfach durch eine kaiserliche Verordnung oder einen päpstlichen Ausspruch festgesetzt wird! Wie es zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts thatsächlich geschehen ist.

Wo liegt nun aber in dieser Frage das Übel? Nirgends anders, als in unserer schlechten Ausdrucksweise. Schon in meiner Schulzeit verwirrte es nicht, dass etwa die Jahre 1852, 1855, 1856 im n e u n z e h n t e n Jahrhundert lagen, und nicht im achtzehnten. Dieser Zwiespalt gibt dem Ungeübten fortwährend zu schaffen. Es kommt daher, weil unsere Jahreszahlen das nicht oder mangelhaft ausdrücken, was sie wirklich bedeuten. 1855 heißt so viel als 1800 + 55, oder: achtzehnhundert volle Jahre und noch fünfundfünfzig Jahre dazu. Diese fünfundfünfzig Jahre gehören dann natürlich zum neunzehnten Jahrhundert. Heute als am 31. December 1899 müsste ich schreiben: 1800 Jahre voll, und noch 99 Jahre dazu. Oder ich müsste in der Form unserer Vorfahren sagen: Morgen beginnt das 1900ste Jahr nach Christus. Oder endlich ich müsste einen Staatsstreich begehen und die Ziffer Neun hinauswerfen. Sonst ist es die böse Sieben, die uns manchmal zu schaffen gibt, in unserer Frage ist es die böse Neun. Die schleicht sich um ein Jahr zu früh in unsere Jahreszahl an die Stelle der Hunderte ein und wir glauben, weil man auf einmal eintausend n e u n-hundert u. s. w. schreibt, es hätte sich damit das Blatt gewendet. Zu Recht müssten wir anstatt 1900 sagen können: Eintausendachthundert und zehnundneunzig. Das gibt's nicht, und so haben wir den Wirrwarr.

Leute, die nicht so und nicht so sagen, meinen, der Streit, ob das Jahrhundert mit 1900 oder mit 1901 anhebt, sei ein müßiger. Allerdings ebenso müßig oder ebenso wichtig, wie manch anderer Streit, der in Wissenschaft, Politik u. s. w. manchmal bis aufs Losschlagen geführt wird. Es handelt sich schließlich nur um Worte und Laute. — Die Natur weiß nichts vom Jahrhundertwechsel, sie führt eine Zeitrechnung, die der Mensch nicht fassen kann. Für die Natur bleibt es sich ziemlich gleich und so dürften sich im nächsten Jahrhundert auch die Leute und die Verhältnisse nicht so wesentlich ändern, als mancher ungeduldige Prophet voraussagt. Aber, um offen zu sein — misslich ist es doch, wenn man ein ganzes Jahr lang nicht weiß, in welchem Jahrhundert man lebt. Und wenn die Geschichtschreiber nicht wissen, in welchem Jahrhundert in Steiermark die Gegenreformation vollendet wurde, oder in welchem Jahrhundert der spanische Erbfolgekrieg entstand, oder ob Moltke im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert geboren ward. Und schließlich ist es eine leidige Principienfrage, die bei jeder Jahrhundertwende so lange spuken wird, bis sie erlöst ist.

Aber die Zeit der Erlösung ist unabsehbar, so lange wir die irreführende Ausdrucksweise nicht beseitigt haben. Der mathematischen Theorie, dass von eins aus gerechnet werden müsse, dass demnach das neue Jahrhundert mit 1901 beginnt, dieser Theorie entgegen steht das durch den Sprachgebrauch erweckte Gefühl, mit der Änderung des Postens der Hunderte beginne ein neues Jahrhundert. Nun wollen wir diesem Umstande etwas weiter nachspüren. Nach hundert Jahren von heute wird sich nicht allein der Hundertposten, sondern auch der Tausendposten ändern. Gestern wird man noch geschrieben haben 1999, und heute heißt es 2000! Da entsteht nun für das Gefühl ein Conflict. Nach seiner heutigen Annahme beginnt mit 2000 entschieden ein neues Jahrhundert. Auch ein neues Jahrtausend? Nein. Denn das Gefühl, das so sehr an dem Laut hängt, will es nicht wahrhaben, dass mit dem Jahre 2000 das — dritte Jahrtausend beginnt. Und damit hat es recht, das Jahr 2000 gehört noch nach rückwärts, es ist die Vollendung der Zweijahrtausende. Diesmal trügt der Klang nicht, während er bei 1900 so arg trügt, und so hat sich das Gefühl durch seinen eigenen Fehler corrigiert. Allerdings dauert die Herrlichkeit nicht lange, denn im Jahre 2001 beginnt das dritte Jahrtausend doch, und die Qual geht wieder von vorne an.

Wenn Gefühl und Theorie miteinander streiten, so siegt schließlich fast allemal das erstere. In unserem Falle kommt noch die spannende Erwartung des Neuen dazu, der Wunsch, das neue Jahrhundert zu erleben und so wird im Volke der erste Anlass benützt, um das neue Jahrhundert zu proclamieren. Also lebt die Mehrzahl der Menschen heute schon im zwanzigsten Jahrhundert. Und die Leute haben recht, dass sie hier doch einmal einen Fortschrittssinn bekunden, sich nach einer neuen Zeit sehnen. Vielleicht gibt der neue Klang der Jahreszahl manchem die Kraft, tapfer an der neuen Zeit mitzubauen. Denn zu bauen gibt's — nicht zu zerstören. Das Schlechte und Abgelebte bricht schon in sich selber zusammen, sobald es keine Theilnahme mehr findet. Auf den Menschen, sein Thun und Lassen kommt's allerwege an, wie die Zeit sein wird. Ob wir uns heute schon als Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts fühlen, oder erst im nächsten Jahre den neuen Menschen anzieh n wollen, das wird den Lauf der Gestirne nicht allzustark irritieren. Neugierig wäre ich eigentlich nur auf eins, nämlich was unsere Jungen zu Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts über uns sagen werden. Ob ob sie auch keine anderen Schmerzen haben, als darüber sich den Kopf zu zerbrechen, ob ein Jahrhundert mit Eins oder mit Null anfängt. Hoffentlich gibt es unter unseren Nachkommen weniger Nullen als unter unseren Zeitgenossen. M.

31. December 1899.

Wegweiser.

Lebensfroh in jeder Lage
Und ewigkeitgewiſs zu ſein,
Dies größte Heil der Erdentage
Bringt die Liebe nur allein.

Die Poſtkarte.

Vor dreißig Jahren war es, daſs ein deutſch-öſterreichiſcher Gelehrter in ſeiner Studierſtube ſaß und nachdachte über ſociale Probleme. Das thun ſolche Herren übrigens ja ſehr oft, nur nicht immer mit dem entſprechenden Erfolg. Beſagter Gelehrter war Philoſoph und Profeſſor der Nationalökonomie. Er war keiner von jenen, die ihre Wiſſenſchaften vom Leben ferne halten und in die Bibliotheken einſperren. Er war keiner von jenen vernagelten Leuten, die allen Neuerungen abhold ſind und glauben, ſo wie ſie es einmal gelernt haben, müſſe es auch bleiben. Unſer Gelehrter ſuchte das Wiſſen für das Leben zu verwerten zum Gemeinwohle, er ſah, daſs es durchaus nicht gut ſei, ſo wie es iſt, und daſs man überall zu ändern, zu verbeſſern habe und ſuchen müſſe. Vor allem dachte er an die Vereinfachung des Lebens, der Manipulationen auf allen Feldern menſchlicher Thätigkeit. Da iſt z. B. der Verkehr. Je mehr er ſich zu ſteigern begann, je gebotener war die Vereinfachung. Es war damals die Zeit noch nicht fern, da man mit jedem Briefe zur Hauptpoſt laufen muſste, wo die Briefe controliert, je nach nahen oder fernen Zonen mit ſchwerem Gelde aufgewogen und gleich geſtempelt werden muſsten. Ja, da hieß es ſo lang warten am Schalter, bis man ſeinen Brief über das alles hinausbrachte. Allerdings waren das auch Briefe, in denen was ſtand; wegen ein paar Zeilen beſann man ſich ſiebenmal, bis man einmal aufs Poſtamt gieng. Später kamen die Poſtfilialen, die Briefkaſten, die billigere und gleichmäßige Francatur, bei der die Marken gleich aufs Couvert gedruckt waren.

Aber das alles war unſerem ökonomiſchen Profeſſor noch viel zu wenig und das Wenige viel zu umſtändlich. Briefpapier, Couvert, Siegellack, Siegel und weiß der Kukuk, was außer Tinte und Feder noch alles da ſein muſste, um eine Nachricht zuſtande zu bringen und zu befördern. — Wenn die Poſt geſchloſſene Briefe befördert, weshalb nicht auch einfache Blätter, auf denen zur einen Seite die Adreſſe, zur anderen die Nachricht ſteht? Ob die Poſt nicht ſelbſt ſolche Blättchen in gleicher Größe, mit der Francatur ſchon verſehen, herausgeben könnte, deren man immer eine Anzahl im Sack mit ſich trüge, um mittelſt Bleiſtift überall und zu jeder Zeit ſeine Correſpondenz abthun zu können. Solche Vereinfachung und Bequemlichkeit müſste einen großen Aufſchwung der Correſpondenz zur Folge haben und die Poſt müſste deshalb in der Lage ſein, für derlei offene Blättchen ein ſehr billiges Porto zu berechnen.

Das alles gieng unſerem Profeſſor durch den Kopf, und ſiehe — die Correſpondenzkarte war entdeckt!

Mit ſeiner Idee begab er ſich ins Miniſterium. Aber er fürchtete, die Herren würden doch Bedenken tragen, der billigen offenen Poſtkarte die einträglicheren Briefe

zu opfern, daher schlug er vor, dass eine Postkarte mehr als zwanzig Worte nicht enthalten dürfe. Der Minister war ein klarer Kopf, griff die Idee sofort auf und bestimmte Postkarten im Preise von zwei Kreuzern. Das aber war den Ungarn, die auch was drein zu reden hatten, in ihrer bekannten Bescheidenheit zu wenig, sie wollten drei Kreuzer haben, gaben sich endlich doch auch mit zwei Kreuzern zufrieden, befürchtend, dass die Postkarte sonst nicht über die Leitha wollen könnte.

Als unser Professor nun sah, wie leicht das gieng (es geht nicht jede gute Neuerung so leicht — aber die Postkarte lag gleichsam schon in der Luft, nur zum Herausnehmen) — da eilte er sofort wieder nach Wien zum Minister und schlug vor, man möge auch die Beschränkung auf zwanzig Worte fallen lassen, jeder solle auf seine Postkarte schreiben, was und so viel er wolle und draufbringe. „Aber natürlich!“ hat der Minister ausgerufen, „was sollen denn die Postbeamten erst die Worte zählen!“ und abgemacht war's.

Am 1. October 1869 trat in Österreich die Postkarte (Correspondenzkarte sagt man in Österreich) ins Leben. Es waren kleine Blättchen, hatten fast um ein Drittheil weniger Raum, als die heutigen Postkarten. In Deutschland machten sie es sofort nach, nachdem man dort schon vorher offene Postblätter mit hohem Porto und sonst umständlicher Art versuchsweise eingeführt und wieder aufgelassen hatte. Das war etwas ganz anderes gewesen. Die Postkarte mit ihren Grundeigenschaften, die heute überall und immerdar sind, wurde in Österreich erfunden. Mit unglaublicher Schnelligkeit hat sie sich auf der ganzen Erde verbreitet in allen Culturländern. In unseren Ländern kamen bald nach der Einführung auf einen Brief drei Postkarten; heute dürften auf einem Brief mindestens zehn Postkarten stehen. Der Erfinder heißt Dr. Emanuel Hermann. In jenen Jahren war er Professor an der Handels-Akademie zu Graz gewesen, gegenwärtig lehrt er Nationalökonomie im Polytechnikum zu Wien.

Die Postkarte hat ihre Schlichtheit und Billigkeit auf die Länge nicht vertragen, sie ist hoffärtig geworden und nachdem sie so lange die solidesten Früchte getragen, spielt sie sich heute darauf hinaus, als stünde sie in der Blüte. Die Ansichtskarte! Der Umstand, dass eine Karte, die sonst zwei Kreuzer gekostet hat, jetzt auf fünf, sieben und noch mehr Kreuzer zu stehen kommt, ließ nun aber die hohen Finanzherren nicht schlafen. Die dachten, wenn man für eine Postkarte schon so viel Geld ausgeben will und kann, so wollen wir auch was davon haben. Und jetzt ist die Erhöhung des Postkartenportos da. Das kommt davon. M.

Fruchtbarkeit.

Sie sind trostlos, gnädige Frau! Schon das dritte, binnen vier Jahren! Wie ist das bei diesen Verhältnissen zu verantworten? meinen Sie; wohin soll das führen? fragen Sie. Nein, es ist zum Todschämen! wimmern Sie.

Gemach, Verehrte, ich tröste Sie nicht. Ich lache heimlich — bin sehr schadenfroh. Aber eine Lectüre kann ich Ihnen empfehlen, wenn Sie sich jetzt mehr Ruhe geben müssen und nothgedrungen sich sogar mit Literatur die Zeit vertreiben wollen. — „Fruchtbarkeit.“ Roman von Emile Zola[1]) heißt das Buch. Aber geben Sie acht, dass es nicht in unrechte Hände kommt! Das Werk ist nichts weniger, als frivol, aber für junge Leute taugt es durchaus nicht. Zola ist einer von solchen, die

[1]) Deutsch von Leopold Rosenzweig. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Nichtwissende schlechter und Erfahrene besser machen. Sie werden sich über vieles in dem Buche mit großem Widerwillen hinweglesen, aber das schadet nicht. Je größer der Widerwillen, umso größer die Empörung gegen Zustände, die einmal vorhanden sind, nicht bloß in Paris, auch anderswo! — Auch anderswo, gnädige Frau! Zola erzählt, wie es in Frankreich steht, wohin Frankreich kommt mit seiner absichtlichen Menschen-Unfruchtbarkeit. Es ist ein furchtbares Gemälde. Aber wir müssen dem großen Sittenschilderer und Prediger recht geben, dass er es aufgezeigt hat. Anderseits hat er ja auch ein erhebendes Beispiel dargestellt von gesunder Natur und immer sprossender Fruchtbarkeit. Und mit dem Kindersegen dieser Familie Mathieu Hand in Hand geht die gesteigerte Möglichkeit, sie zu ernähren, zu erziehen, zu starken, wieder fruchtbaren Menschen zu machen. Dieser Familie gehört der Sieg. Ihre zahlreiche Nachkommenschaft füllt alle Lücken aus, die eine absichtliche Unfruchtbarkeit in Stadt und Land gerissen hat. Während stolze reiche Geschlechter, die wegen Lebensgenuss, wegen Bewahrung der Schönheit, wegen Zusammenschließung des Reichthums, wegen aller denkbaren Ursachen sich auf das Ein- oder Zweikinderprincip beschränken und die spärlichen Sprösslinge verweichlichen, kampfunfähig machen, während diese Geschlechter zugrunde gehen, breiten sich die Fruchtbaren aus, sind gezwungen zur Arbeit und Tüchtigkeit, werden die Herren des Landes und die Herren der Welt. Die zahlreichere Familie, wäre sie noch so arm, überwältigt am Ende die minder zahlreiche, wäre sie noch so reich, und was für die Familie gilt, hat für den Staat zu gelten. Das ist doch so einfach und selbstverständlich, dass man nicht erst warten sollte, bis es der Dichter sagt. Frankreich soll sich nicht wundern über das Unglück von 1870. Und das mögen sich auch alle andern Völker merken: Nur Fruchtbarkeit schafft eine sieghafte Nation. Wenn die Natur eine gute Auswahl von gesunden, starken Menschen machen will, so muss ein möglichst großer Vorrath an Individuen vorhanden sein. Wenn aber so viele ausbleiben, die kommen könnten, so sind wohl leicht die Besten und Kraftvollsten darunter, die ausbleiben. Und die Natur, die bei reichem Vorrath die verkümmerten Wesen fallen lassen könnte, wird bei geringer Anzahl auch die Schwachen zur Noth aufpappeln — das Geschlecht ist decimiert und die Wenigen sind Schwächlinge. — Wie aber, so ist die allgemeine Frage, soll ein fruchtbares Geschlecht sich nähren? Der französische Dichter thut den leidenschaftlichen Ruf, den alle ausstoßen, die an der Menschheit Zukunft glauben: Fort von der Stadt! Zurück aufs Land! Mit eigener Hände Arbeit den vernachlässigten Boden bebauen, die Scholle fruchtbar machen! Wie viele unbebaute Strecken gibt es nicht noch auf Erden! Zehnmal mehr Menschen könnte Mutter Erde ernähren, als heute, da sie vielfach so namenlos vernachlässigt ist.

Fort von der Stadt, zurück aufs Land! Bauer werden! Das wird die einzige Lösung sein, und in dem Jahrhundert, in das wir nun eintreten, wird sie sich vollziehen. In der ersten Hälfte wird der Zusammenbruch sein, veranlasst durch die unsinnige Sucht aller Länder, Industriestaaten werden zu wollen. In der zweiten Hälfte wird sich ein neues, zeitgemäßes Bauernthum entwickeln. In den Städten wird die Hefe der Gemeinheit zurückbleiben und es wird nur vornehm sein, auf dem Lande zu leben und Landwirtschaft zu treiben.

Diese Richtung deutet Zola in seinem neuesten Roman leuchtend an, sie ist die Lichseite des Werkes, der versöhnliche Gegensatz zum abscheulichen Bild, das er entrollt. — In Bezug auf den Gehalt und die Tendenz steht Zolas „Fruchtbarkeit“ vielleicht am höchsten von allen seinen Werken, in Bezug auf das Künstlerische steht er am tiefsten. Der Roman ist viel zu ausgedehnt und die ewigen Wiederholungen ermüden und stumpfen den Leser bedenklich ab. Was der Dichter in fast neunhundert engbedruckten Seiten erzählt, könnte weit wirksamer in vierhundert

Seiten dargestellt werden. — Wenn Sie, meine betrübte Gnädige, die „Fruchtbarkeit“ aber doch lesen, dann werden Sie mit einiger Beruhigung finden, dass Ihnen in Ihrem Zustande das bessere Theil zugefallen ist. Und wenn Sie dann etwa missmuthig ausrufen sollten: Ja mein Gott, Mathieu hatte es freilich leicht, er eignete sich Land an, um seine zahlreiche Nachkommenschaft zu ernähren! — Nun, so wäre es des Bedenkens wert, ob und wie ihm das könnte nachgemacht werden.

Es wäre der Mühe wert, dass man etwas riskierte. R.

Oberländische Vierzeiler.

Von Anna Werchota.[1])

Hob' ihr wos onvertraut,
Do hot sie finsta g'schaut
Und hot erscht wieda g'locht
Heund in der Nocht.

*

Hals'n und Busserl geb'n
That mi' scha g'freu'n,
Wonn na dos Treuvableib'n
Nöt müaßat sein.

*

's Troad is scha g'schnitt'n,
Es liegt schon in Tenn';
Hiaz wird die Liab aus sein,
Wia-r-i 's Büabl scha kenn.

*

So sei's in Gott'snom',
So heirat ma z'somm.
Weil mia's vor an Johr
Scha so ausg'hondelt hom.

*

Raungatz na, raungatz na,
's is heund umsist,
Und wonn Du a no' so
A Raungatzn bist.

*

Die Wies'n is g'maht,
's Wintakorn g'saat,
Und die Dirn is hiaz mein,
Thuat da Vodar a grein'n.

*

Da Wind hot si' g'hebt,
Und jogt 's Lab va die Bam;
Wonn i' hiaz na denna
Die Dirn nöt vasam.

*

Wonnst no' so hard thuast,
Wonnst no' so hard schaust,
Du host hiaz ban Hols'n
Dei' Herzerl vahaust.

*

Loss' mir mei' Tonz'rin steahn,
Wonnst nöt wüllst raff'n geahn;
Wonnst wüllst koan Hond'l hob'n,
Muasst mi' erscht frog'n.

*

Hiaz geh' i' zan Schmied
Und loss' mi' fein b'schlog'n,
Af dass i' mei' Dirn
Konn in 's Himmelreich trog'n.

*

J' bin a Kuhlbrenna,
Und dos no' a schöna,
Dös sogt die kloa Lena,
Ös werd's as wuhl kenna.

*

Wonn ka Mond af 'n Himm'l stund',
Und bellat koa Kett'nhund,
Gelt Dirndl, sölg war rar,
Wonn's a so war.

*

Du ruaßiga Schmied,
Eini lass' i di' nit,
Wos g'schach ma do hort's,
Wurd mir 's Betterl vüll z' schwarz.

*

Hupft a Krah über d' Stroß',
Sog' Dirndl, wos is dos?
Führt di' koa Bua zan Tonz
Ols da krump' Fronz.

*

---

[1]) Aus „Was d' Nandl verzählt“. G'schicht'n und G'sangln in obersteirischer Mundart von Anna Werchota. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1900.)

Draußt auf da Wies'
Steht a Bam ohni Blüah;
Jn so a z'nicht's Dirndl
Valiab i' mi' nia.

*

Draußt af'n Feld
Huckt a kuhlschworzi Krah;
J' kam wuhl in Himm'l,
Wonn's Dirndl nöt war.

*

Dirndl, geh sog' mir's,
Wos is 's denn mit Dir?
Du kimmst ma heund gor nöt
Recht ausg'schlof'n vür.

*

Au weh, au weh!
Die Küah' geh'n in Klee.
Und hiaz geht mei' Bua
Ana onder'n Dirn zua.

*

Dass da Bua sauba is,
Dos woaß i' gonz für g'wiss;
Oba sei' Treu'
Js halt olli Tog' neu.

*

's is frei aus da Weis',
Heund thuat s' ma oll's z'fleiß,
Weil' s' nacht's hot dafoh'rn,
Dass i' untreu bin wor'n.

*

J' mog neama singa,
J' mog neama bet'n;
Mir war-a neux Dirndl,
So ziemt mi', vonnöth'n.

*

Mi g'freut hiaz koa Bua mehr,
's san oll' noch oan Schlog.
Do' ob i' zan g'roth'n bin,
Js erscht die Frog'.

*

Drah' di' doni, drah' di' doni,
Und schau mi nöt on,
Weil i sist nöt länga mehr
Z'wida sein konn.

*

Da Pforra hot's g'sogt
Und da Schulmoasta a,
J' war 's bravsti Büabl,
Wonns 's Dirndl nöt wa.

*

Schottseit'n woxt ma koa Bleamerl,
Schottseit'n woxt ma koa Troad,
Schottseit'n find' i' koa Dirndl,
Dö mir heund flickat mei' Pfoad.

*

Über 'n Boch bin i g'hupst,
Durch 'n Zaun bin i' g'schlupft,
Wia-r-i 's Dirndl hob' zupft,
Hot's mi' g'schwind doni g'schupft.

*

Durch n' Boch, durch 'n Boch wot' i' nöt,
's Wosser is oanmal vül z' noß,
Und 's Büaberl, wos plaudert, sölg mog i nöt,
J' woaß as, i' woaß as, wögn wos.

Wie unsere Städte wachsen.

Jn Österreich gibt es im ganzen 44 Städte, die mehr als 20.000 Einwohner haben. Von diesen Städten entfallen 15 auf Böhmen, 7 auf Galizien, 5 auf Mähren, 3 auf Niederösterreich, je 2 auf Oberösterreich, Steiermark, Jstrien und Tirol, je 1 auf Schlesien, Bukowina, Salzburg, Kärnten, Krain und Görz. Jn Dalmatien gibt es keine Stadt mit 20.000 Einwohnern.

Jnteressant ist der Zuwachs der Einwohnerzahl in diesen Städten seit dem Jahre 1869. Jn diesem Jahre zählten nur drei Städte Österreichs mehr als 100.000, außer diesen nur drei Städte über 50.000 und außer diesen nur zehn Städte über 20.000 Einwohner. Gegenwärtig haben sechs Städte über 100.000, drei über 50.000 und 32 über 20.000 Einwohner. Jhrer Größe und Einwohnerzahl nach haben besagte Städte folgende Reihenfolge. Jn den Klammern ist die Bevölkerungszahl von 1869 angegeben:

Wien 1,623.134 (842.951), Prag 201.029 (164.267) sammt den Vorstädten 481.314 (219.864), Triest 166.599 (115.814), Lemberg 141.484 (87.109),

Graz 124.553 (81.119), Brünn 104.234 (73.771), Krakau 82.493 (49.835), Pilsen 66.274 (23.681), Zizkow 65.371 (4018), Czernowitz 60.457 (33.884), Königliche Weinberge 52.297 (3610). Linz 52.842 (30.538), Smichov 47.666 (15.382), Przemysl 41.457 (15.185), Kolomea 36.853 (17.679), Floridsdorf 36.000 (3570), Reichenberg 33.318 (22.394), Budweis 32.368 (17.413), Pola 31.623 (16.324), Aussig a. d. E. 30.861 (10.933), Laibach 30.864 (22.593), Tarnow 29.496 (21.779), Salzburg 29.170 (20.334), Tarnopol 28.144 (20.087), Wiener-Neustadt 27.974 (19.173), Steyr 25.525 (13.392), Innsbruck 25.151 (16.324), Iglau 24.500 (20.049), Stanislau 24.371 (14.479), Troppau 24.214 (?), Mährisch-Ostrau 24.169 (6881), Prossnitz 23.484 (15.787), Teplitz 23.318 (11.848), Görz 22.967 (16.659), Trient 22.803 (17.083), Karlin 22.297 (13.384), Marburg 22.233 (12.838), Nussle 22.082 (2387), Warnsdorf 20.908 (13.180), Klagenfurt 20.691 (15.285), Lieben 20.515 (5845), Olmütz 20.217 (15.229), Kladno 20.138 (10.707), Gablonz 20.103 (6752). Der Zuwachs der Bevölkerung in diesen 44 Städten in den verflossenen 30 Jahren beträgt 1,778.932 oder 86·03 Percent.

Mit wahrem Stolz bringen die Zeitungen diese Post. Wir aber werden uns erst freuen, wenn die Statistik uns verkündet, dass die Städte sich zu entvölkern und die heute verwilderten Landstriche sich wieder zu beleben beginnen. Die Menschen werden um so niedriger, je dichter sie beisammen stecken.



Bücher.

Das Goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende. (Leipzig. J. J. Weber.)

Ein großartiges Festwerk ist erschienen, das uns so recht erhebend erinnert, auf welchem Zeitpunkte wir stehen. Ein brausender Tag zwischen zwei großen Zeiten. Dieses Werk hält eine feierliche Überschau vaterländischer Cultur und nationalen Lebens in allen Zweigen. Die bedeutendsten deutschen Persönlichkeiten unserer Zeit sind berufen worden und die meisten stehen da, gleichsam wie in einer Walhalla. Na, mindestens stehen sie da in Wort und Bild, von den Herausgebern mit biographischen Daten versehen. Über tausend Bildnisse und mit Aussprüchen vieler in eigener Handschrift. Die hervorragendsten Männer der Staatskunst, des Wehrstandes, des Verkehrs, der Industrie, der Theologie, Rechtswissenschaft, Geschichtsschreibung, der Chemie, der Medicin, der Architektur, der Kunst, Literatur, des Unterrichts u. s. w. Alle menschliche Thätigkeit unserer Epoche ist vielfach im Bilde gekennzeichnet. Die glänzendste Abtheilung ist naturgemäß die der Kunst, die uns mit wahrhaft herrlichen Beilagen erfreut. Die Aussprüche der Persönlichkeiten enthalten eine Fundgrube von Weisheit und beleuchten die Charaktere oft blitzartig. Den Anfang macht das Bildnis Wilhelms, des deutschen Kaisers. Er hat mit fester Hand geschrieben: „Von Gottes Gnaden ist der König, daher ist er auch dem Herrn allein verantwortlich. Er darf seinen Weg und sein Wirken nur unter diesem Gesichtspunkte wählen. Diese furchtbare Verantwortung, welche der König für sein Volk trägt, gibt ihm auch ein Anrecht auf treue Mitwirkung seiner Unterthanen. Daher muss ein Jedermann im Volke von der Überzeugung durchdrungen sein, dass er für seine Person mitverantwortlich ist für seines Vaterlandes Wohlfahrt. Wilhelm."

Der Staatsminister Julius Bosse schreibt an sein Bild kurz: „Nur treu!"

Der Unterrichtssecretär Max von Schraut: „Einem helfen ist besser, als alle lieben."

Von weiteren Aussprüchen bringen wir noch einige. Professor Schell, der gemaßregelte Theologe, schreibt: „Der Gedanke ist der Vorkämpfer des Glaubens. — Der kraftvolle und gründliche Gedanke ist es, wodurch die ewige Wahrheit sich der Menschenseele bemächtigt."

Professor Eugen von Philippowich unter anderem: „Das 19. Jahrhundert war trotz

aller Erfolge nur ein Jahrhundert der Vorbereitung."

Professor Franz von Krones:

„Die Zeiten wechseln und es fällt uns schwer,
Alt-Österreichs deutsches Erbe festzuhalten,
Doch mag noch trüber sich der Tag gestalten,
Wir führen blanken Schild und blanke Wehr:
Ein alter Spruch besagt: Viel Feind, viel Ehr'!"

Peter Rosegger:

„Auf alle Wiegen sollt' man's schreiben,
In alle Särge sollt' man's schneiden:
Also, wie's die Menschen treiben,
Just so müssen sie's auch leiden."

Wilhelm Kienzl: „Die wahre Kunst ist in erster Linie Herzensproduct; der Verstand soll dabei einzig nur die Rolle des Regulators spielen."

Aus Steiermark sind noch mehrere Männer geladen worden in das „Goldene Buch", besonders die Grazer Universität leuchtet unter den obersten Tausend des großen Volkes mit illustren Namen. M.

Rosmarin und Häckerling von Heinrich Sohnrey. (Berlin. G. H. Meyer. 1900.) Sohnrey ist ein genauer Kenner des Volkes, fest wurzelt er mit seinem Fühlen und Denken in seiner hannover'schen Heimat, hängt er an den Schönheiten und der Eigenart des Landes und dessen knorriger, biederer Bevölkerung für deren Fühlen und Denken er sich inniges Verständnis bewahrt hat. Dazu kommt ein ganz außergewöhnliches Geschick volksthümlicher Darstellung, deren Behaglichkeit und Beschaulichkeit seinen Schilderungen einen ungemein sympathischen Ton verleiht. Die naive Wahrhaftigkeit, mit der er seine Menschen und deren Thun und Treiben schildert, die landschaftliche Umgebung beschreibt, gibt dem Leser ein so getreues und anschauliches Bild, dass er sich selbst in dieses Dorfleben hineinversetzt fühlt und ihm ein volles Verständnis für dessen Äußerungen aufgeht. Welch ein wunderbarer Humor, welch reiches Gemüth offenbart sich in der ersten Erzählung „Lorenheinrich", der Frühlingserscheinung, und der übermüthigen Geschichte „Der Hunnenkönig und die Spinnmädchen". In beiden steht ein Dorftypus, wie sie ähnlich jeder, der mit dem Landleben näher vertraut ist, einmal kennen gelernt hat; aber mit welcher Liebe, mit welcher Naturtreue ist der Bettler wie der etwas verbummelte Bauer gezeichnet, wie glücklich ist die ganze Dorfstimmung getroffen, wie wahr und echt hebt jede der Gestalten von dem heimatlichen Boden sich ab. Und welch eine Tragik liegt in „der Sünde" und in den „zwei Kirchhofskreuzen"; einfach und schlicht tritt uns das Schicksal entgegen, indem ein Stück Gericht über die Menschen sich abspielt. Und wenn die Moderne vor allem Milieuschilderung verlangt, hier ist Milieu mit gleicher Meisterschaft behandelt, wie Charakteristik und stofflicher Inhalt. Das Bändchen Erzählungen, von denen wir hier nur einige herausheben, wird von allen Freunden guten und echt volksthümlichen Lesestoffes mit Freuden willkommen geheißen werden. Kr. Post.

Was d' Nandl verzählt. G'schicht'n und G'sangln in obersteirischer Mundart von Anna Werchota. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1900.)

Die Obersteirer können mit diesem Büchlein eine Freude haben. Der Kenner unserer Älpler wird beim Lesen oft beistimmend den Kopf neigen und murmeln: Wahr und echt! Der Kreis, in dem die Sammlung sich bewegt, ist ein enger und kann das Seelenleben des deutschen Bauers natürlich bei weitem nicht erschöpfen. Die dreizehn Erzählungen behandeln zumeist Liebes-, Alm- und Jägerleben in einer schlichten, naturfrischen Weise. Dann kommen Vierzeilige und Gedichtchen über denselben Gegenstand. Die Mundart dieser Volksdichterin bringt uns manches köstliche Wort, das schon in Vergessenheit fiel, manche Redeform, deren Ursprünglichkeit und Trefflichkeit mich entzückt hat. Das Beste in dem Buch sind die Vierzeiligen, die den naiven Volkston dieser Dichtungsart auf das verblüffendste treffen. Man muss wirklich fragen, ob es doch nicht am Ende gesammelte Schnaderhüpfeln sind, wenn die Nandl singt, wie es an anderer Stelle des „Heimgarten", Seite 392, wiederhallt. Von den übrigen Gedichtchen sollen hier ein paar gute Proben geboten sein:

Und 'n Pechölbrenna . . .

„Und 'n Pechölbrenna,
Den wirst eh wuhl kenna,
Und 'n Wurz'lgroba Lippl a",
Sogt die Schwoag'rin Feferl
Zu da Woabdirn Ev'rl,
„Wonn's heund kämma that'n, dös war ra!"

„Und die Schwoag'rin Fef'l
Is a rechti Treff'",
Sogt die Woabdirn Everl, „fölg is g'wiss;
Denn da Pechölbrenna
Hot jo eh sein Lena
Und da Wurz'lgroba Lippl d' Lief'."

* * *

Wöllt's wiss'n, wer i' bin?

Wöllt's wiss'n wer i' bin?
A feschi Schwoagarin.
Hoch ob'n steht mei' Hütt'n.
Wer öppa do in olla Stüll
Bei mir a Nochtkirb find'n wüll,
Der muass vorerscht schean bitt'n.

Wer 's Bitt'n leicht nöt konn,
Kimmt bei mir üb'l on
Geh' g'schleun' di aus da Hütt'n!
Denn wer nit hausla is und fein,
Den loss' i' bei da Thür nöt ein,
Sull's draußt'n Stoana schütt'n.

Do' moch' i' gern an Gspoaß,
Wonn oana recht guat woaß,
Wos Brauch is in da Hütt'n.
I' koch' eahm z'erscht an foast'n Sterz,
Aft schenk' i' eahm mei' brinnat's Herz;
Dös san so meini Sitt'n!

* * *

Bin i' glei' da Küahaltabua ...

Bin i' glei' da Küahaltabua,
Laſ'n ma do' die Dirndla oll' zua.
Ma full's nöt denk'n!
Wonn i' thua' z' Nocht's Maultrumm'lſchlog'n,
Brauch' i' weita koa Wörterl z' ſog'n,
Brauch' na glei' z' wenk'n.

Bin i' glei' da Küahaltabua,
Loſst' mi' do koa Dirndl in Ruah';
Wöll'n 's Herz mir ſchenk'n.
Glei' die kloani Kuhldrenna Lief'
Schneid't mir a recht trutzats G'fries;
Dös thuat mi' kränk'n.

* * *

J' bin halt die Nandl ...

J' bin halt die Nandl
Von ſteiriſch'n Landl,
Tiaf drinnat in Grob'n,
Do kinnts mi' dafrog'n.

J' bin halt die Nandl,
Trog 's ſteiriſche G'wandl,
Hob' a ſteiriſches G'müath
Und a Herz, wos ſi' rührt.

J' bin halt die Nandl,
Alloan ohni Mandl,
Bin ollwei no' z'hob'n
Tiaf drinnat in Grob'n.

Man wird zugeben, daſs Natur- und Volksfreunde an dieſem Büchlein der friſchen Oberſteirerin Anna Werchota nicht achtlos vorübergehen ſollen. Jetzt iſt die Nandl in der Wienerſtadt, hoffentlich wird ſie ſich trotzdem ihre thaufriſche Wald- und Almpoeſie bewahren.

R.

Renaiſſance. Zeitſchrift für Culturgeſchichte, Religion und Belletriſtik. (Jährlich 6 Hefte). Herausgeber Dr. Joſef Müller. (München, Damenſtiftgaſſe 7/2).

Dr. Joſef Müller, ein katholiſcher Prieſter, iſt der Verfaſſer des vielbekannten Werkes „Der Reformkatholicismus". Durch dieſe Zeitſchrift „Renaiſſance" will er etwas Großes vorbereiten, auf das heute viele tauſend Menſchenherzen warten: Eine Reform der katholiſchen Kirche. — Sie, die ſie wünſchen, warten noch, aber ihre Hoffnung iſt gering. Beſonders gefällt uns gleich in der erſten Nummer dieſer auf katholiſcher Baſis ſtehenden Zeitſchrift, die freimüthige Mahnung an die Kirche, toleranter gegen andere Bekenntniſſe zu ſein und vor allem den Ausdruck: „alleinſeligmachende Kirche" abzubringen, weil er irreführend und falſch ſei. Wie glücklich wären wir, wenn ähnliche Vorſchläge und Reformbeſtrebungen bei der Kirche ein geneigtes Ohr fänden, wie begeiſtert würden wir mithelfen, eine Beſtrebung zu fördern, die endlich einmal den Frieden brächte in das religiöſe Leben der chriſtlichen Völker! Mit Spannung erwarten wir die folgenden Nummern der „Renaiſſance", wenn ſie — erſcheinen. Wir ſind peſſimiſtiſch geworden.

R.

Der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg gebürt das Verdienſt, das Buch **Piet Niis, Die Beſitzergreifung Natals durch die Buren**, eine Erzählung von C. W. H. **van der Poſt**, mit 50 Abbildungen, in einer meiſterhaften Überſetzung dem deutſchen Leſepublicum zugänglich gemacht zu haben.

Die Erzählung führt uns in das Jahr 1837 zurück, wo die Buren aus der Capcolonie auszogen, um freie, unabhängige Männer zu bleiben. Es iſt in den Schilderungen überraſchend die Überſtimmung mit den heutigen Verhältniſſen im Burenlande in Bezug auf alle Sitten und Gebräuche, vor allem aber in Bezug auf den kindlichen, felſenfeſten, jeder Heuchelei fremden Glauben, die Sittenreinheit und den heroiſchen Muth, der alle Geſchlechter beſeelt, wenn es gilt, die heiligſten Güter zu vertheidigen. Wie heute, ſehen wir vor ſechzig Jahren die Männer, bevor ſie in den Kampf ziehen, das Haupt entblößen und demüthig niederknien zum Gebet: „Zu dir Gott, Herr und Vater, flehen wir." Nur ein Sohn des Oranje-Freiſtaates konnte ſo naturgetreu die Eigenheiten ſeiner Heimat, ſeines Volkes ſchildern. Mit ſeltenem Geſchick hat es van der Poſt verſtanden, ſeine Aufzeichnungen, ohne jemals von der hiſtoriſchen Treue abzuweichen, zu einer inhaltreichen, feſſelnden Erzählung auszugeſtalten. Die beigegebenen Bilder bilden eine wirkſame Illuſtration.

V.

Der Gemſenkaiſer. Eine epiſche Dichtung mit freier Benützung einer Sage aus dem Berner Oberland von Ferdinand Ebhardt. (Zürich. Cäſar Schmidt. 1900).

Der Verfaſſer der vorliegenden Dichtung hat uns ſchon einmal mit einer poetiſchen Erzählung „Die Roſe des Logarthales" beſchenkt, deren Schauplatz unſere engere ſteiriſche Heimat iſt. Im vorliegenden Bändchen bietet er auf Grundlage der Sage vom Gemſenkaiſer eine dem Schweizer Volksleben entnommene, ebenfalls verſificierte Erzählung, die nicht minder von ſeiner poetiſchen Begabung Zeugnis ablegt. Der Gemſenkaiſer iſt dieſer Sage nach das Oberhaupt der Gemſenherde, als der älteſte des ganzen Stammes und ſchwer zu erlegen. Um die Erlangung eines ſolchen Thieres handelt es ſich in der Dichtung, welche uns ein Liebespaar vorführt, das nach manchen Fahrniſſen, die der junge Gemsjäger zu beſtehen hat, ein Paar wird. Schöne Schilderungen der gewaltigen Bergwelt des Berner Oberlandes und eine warme poetiſche Sprache, ſowie gute Charakteriſierung der vorkommenden Perſönlichkeiten machen die abwechslungsreiche Erzählung beſonders empfehlenswert.

A. S.

Studienreiſen. Freimüthige Äußerungen über Kunſt und Leben und ſpeciell über das künſtleriſche und kunſtgewerbliche Bildungsweſen. Geſchrieben, illuſtriert und herausgegeben von J. Stauffacher (St. Gallen).

Ein ähnliches Werk, wie dieses, habe ich noch nie gesehen. Es ist was eigenartig Feines, so recht geschaffen für künstlerische Feinschmecker. In der Form von Reiseplaudereien weiß uns der Verfasser viel zu sagen und noch mehr zu geben. Die Kunstreise des Meisters geht von der Schweizer Heimat nach München, Dresden, Leipzig, Stuttgart u. s. w. Unterwegs ist er warmherziger Dichter, scharf satirischer Kritiker, fleißiger Sammler und genialer Zeichner. Eine große Reihe seiner Bilder bringt er uns mit, von kunstgewerblichen Gegenständen und Portraits, von Landschaften, Blumen und Ornamenten u. s. w. Aber von den „Neuen“ ist er keiner, man lese einmal sein Gedicht über das Bild „Die Sünde“ von Stuck. Wem die alte Kunst noch so fruchtbar zur Verfügung steht, der hat nicht nöthig, durch Wunderlichkeiten um der Menge Aufsehen zu buhlen. Im übrigen, es wird wenige Reisebeschreibungen geben, die so prächtig ausgestattet sind, als dieses Werk des Meisters von St. Gallen.

M.

Etwas Wichtiges für den Landwirt. Unsere Landwirtschaft arbeitet seit jeher eigentlich mit verbundenen Augen. Was sie von alters her „in der Hand“, „im Griff hat“, damit treibt sie's. Zur Noth, dass sie einige Maschinen angenommen hat, und das auch nur vorwiegend, damit Dienstboten entbehrt werden können, so dass die landwirtschaftliche Maschine eigentlich eine Reduction des Bauernstandes bedeutet. Groß wundern jedoch muss man sich darüber, dass sie, die Hervorbringerin von Naturproducten, von Lebensmitteln, deren Wert in der chemischen Zusammensetzung liegt, bisher fast gänzlich auf die Chemie verzichtet hat. Naturgemäß müsste jeder Bauer ein Chemiker sein, zum Pflug, zur Sichel, zum Milchzuber müsste noch die Retorte kommen als Hausgeräthe.

Weil aber dieses für den einzelnen zu viel Studium und Kosten verursachen würde, so meint man, müsste jedes Dorf sich ein gemeinsames Laboratorium halten, in welchem jeder den Gehalt und Wert seines Bodens, seines Wassers, seines Düngers, seines Viehfutters, seiner Naturerzeugnisse untersuchen und feststellen lassen könnte. Auch das ist nicht. Doch gibt es immerhin landwirtschaftliche Versuchsstationen und mir liegt eine Broschüre vor, in welcher diese Anstalt, deren Geschichte, Einrichtung und Vortheil kurz und klar beschrieben wird. **„Das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich und Deutschland“** von Dr. Hanno Svoboda. (Verlag des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.) Dr. Hanno Svoboda ist der Sohn des Philosophen und Ästhetikers Dr. Adalbert Svoboda, den viele Steirer noch als Chefredacteur der Tagespost in dankbarem Andenken halten. Wie beim Vater der ideale, so ist beim Sohne der praktische Sinn scharf ausgedrückt. Dr. Hanno Svoboda ist Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Klagenfurt. Seiner Schrift entnehmen wir, dass das Deutsche Reich gegenwärtig 54 Versuchsstationen zählt, während Österreich deren 36 aufweist. Steiermark besitzt zwei solche Anstalten, während die übrigen Alpenländer je eine haben. Das ist im Verhältnis zur großen Wichtigkeit der Sache unglaublich wenig. Wenn man bedenkt, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen einer solchen Anstalt sich erstrecken auf klimatische Verhältnisse, auf Prüfung des Bodens, des Wassers, der Pflanzenproduction, der künstlichen Düngmittel u. s. w., dass sie die Untersuchung der Wiesencultur, der Milch, der Molkerei, der Thiernahrung besorgt, so fragen wir erstaunt, wieso ein solches Institut, nachdem es einmal existiert und seine Vortheile auf der Hand liegen, noch von so vielen Landwirten als entbehrlich gefunden werden kann. Der Bauer kauft Kunstdünger, die Fabrik garantiert ihm den vollen Gehalt der Nährstoffe Phosphorsäure, Kali, Stickstoff. Soll der Bauer erst den wirtschaftlichen Erfolg des Düngers auf dem Felde abwarten? Soll er nicht lieber alsogleich nach dem Bezug des Düngers zur Untersuchungsstation gehen, um zu erfahren, ob die Ware vollwertig ist? Der Düngerfabrikant hat die übrigens geringen Kosten der Untersuchung zu bestreiten und im Falle eines Mangels an der Ware denselben zu vergüten. Und sollte ein Milcherzeuger oder Händler nicht begierig sein zu erfahren, wie viel Procente an Fett seine Milch hat? Sollte der Viehzüchter nicht Interesse haben, den Nährwert irgend einer Futtergattung zu erfahren? Ich will nicht einmal von der Nahrungsfälschung sprechen, gegen die ein solider Kaufmann zumeist vergebens kämpft. Es ist ganz unbegreiflich, dass die Untersuchungsstationen bisher nicht eine weitere Verbreitung gefunden haben. Svobodas Broschüre ist wohl geeignet, das Interesse für dieses Institut zu erwecken.

R.

Frommes Kalender. Wir müssen uns darauf beschränken, nur das Wichtigste hervorzuheben: Vogts Volkskalender. 56. Jahrgang bringt gleich seinen Vorgängern eine Fülle heiterer und ernster Erzählungen, Gedichte und belehrende Aufsätze nebst einer Musikcomposition, ferner eine Rundschau über die Weltbegebenheiten des letzten Jahres und endlich alle jene Nachweise, die man in jedem Kalender sucht. Viele Illustrationen und Porträts beleben den Text. — Frommes Wiener Auskunftskalender, bearbeitet von Prof. A. L. Hickmann. — Sechzehnkreuzer-Schreibkalender. — Frommes Einschreibkalender.

Von den für Geschenkszwecke bestimmten Kalendern erscheint diesmal ein Theil in

secessionistischem Gewande. So finden wir Frommes Elegante Welt, dann den Edelweiß- und Stephaniekalender, Rococo- und Portemonnaiekalender, ferner als neue Erscheinungen Frommes Luxus-Kalender, sowie Reime- und Sprüche-Kalender.

Wenn wir nun noch der in den betreffenden Berufskreisen eingeführten Fachkalender gedenken, als da sind: Frommes Buchführungs-, Clerus-, Feuerwehr-, Juristen-, Landmann-, Landwirtschafts-, Medicinal-, Musik-, Professoren-, Studenten-Kalender, sowie der verschiedenen Taschen-, Notiz- und Wand-Kalender, so glauben wir unseren Lesern einen Begriff von der Ausdehnung und Vielseitigkeit des Fromme'schen Kalenderverlages vermittelt zu haben. V.

Justus Perthes' Alldeutscher Atlas. Fünf Karten mit zwanzig Nebenkarten der Hauptgebiete deutschen Lebens auf der Erde. Mit Begleitworten: Statistik der Deutschen. Unter Förderung des Alldeutschen Verbandes bearbeitet von Paul Langhans. (Gotha. Justus Perthes.)

Der Verbreitung der Deutschen über die Erde und dem Antheil des Deutschthums an der Bevölkerung derselben ist die erste Weltkarte gewidmet, die auch das fortwährend in Erweiterung begriffene Netz deutscher Dampferlinien, die deutschen Kirchengemeinden und Zeitungen u. a. m. enthält. Die Stellung des Deutschthums in Europa und im Morgenlande stellt die zweite Karte dar im Rahmen eines ethnographischen Bildes. „Deutsche und Undeutsche im Deutschen Reiche" nennt sich das dritte Blatt des Atlas, das die deutschen und fremden Volksstämme auch nach ihrem evangelischen oder katholischen Glaubensbekenntnis unterscheidet. Das vierte Blatt des Atlas führt uns in das von der Slawenhochflut umbrauste Österreich, zeigt uns die Verbreitung der „interessanten Völkerschaften", die deutsche Colonisation in Ungarn, sowie in den Ostseeprovinzen und Südrussland. Eine Übersicht über die Hauptsitze des Deutschthums Übersee endlich bietet das fünfte Blatt: über das Deutschthum in den Vereinigten Staaten, in Chile, Brasilien, Australien (mit den Samoa-Inseln) und, nicht zu vergessen, in Südafrika hält die reichhaltige Karte Heerschau. Etwas Eigenartiges bringen auch die Begleitworte: eine Statistik des gesammten Deutschthums. Nach derselben gibt es jetzt gegen 85,000.000 Deutsche auf der Erde. V.

Ein Goethepreis. Von Max Bewer. (Dresden. Druckerei Glöß. 1900.)

Das in mehrfacher Beziehung interessante Büchlein erzählt hauptsächlich die lustige Geschichte, wie sich eine große Zeitung blamiert hat.

Büchereinlauf:

Das Gotteslehen. Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. F. Seligmann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Sigurd Eckdals Braut. Roman von Richard Voß. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1900.)

Die Tochter des Regiments und andere Novellen von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson.)

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutscher Dorfschriftenverlag. 1900.)

Der Mann im Nebel. Roman von Gustav Falke. (Hamburg. Alfred Jansen. 1899.)

König Pannius. Ein deutsches Königsdrama von Guido List. (Brünn. Deutsches Haus. 1899.)

Allerhand Geschichten von Adolf Frankl. (Söchau, Steiermark. Selbstverlag des Verfassers. 1900.)

Das unheimliche Gebiss und anderes. Scherzgeschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

Napoleon I. und die Frauen. Von Friedrich Masson. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein. (Leipzig. H. Schmidt & Karl Günther.)

Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker **Stefan Heuß.** Ein Lebensbild von Wilhelm German. (Schwäb. Hall. Verlag German.)

Fähnrich Stahls Erzählungen. Von Johann Ludwig Runeberg. (Halle. Max Niemeyer. 1900.)

Die Fremden. Ein Culturbild von Karl Domanig. Zweite Auflage. (Wien. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1900.)

Fridebert. Erzählung aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts von F. Stockhausen. (Berlin. Schriftenvertriebsanstalt.)

Die Professorskinder. Erzählung von Emma Truberg. (Schwerin i. M. Fr. Bahn. 1900.)

Rothenburger Mären. Drei Novellen von Gustav Johannes Krauß. (Berlin. Georg Minuth.)

Erzählungen und Märchen in Schweizer Mundart. Für Kinder von vier bis sieben Jahren von L. Müller und H. Blesi. (Zürich. Art Institut Orell Füßli.)

Auf Schloss Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt von Heinrich Köhler. (Berlin. Georg Minuth.)

Fünf Humoresken von Hermann Boussier: Musiker Debbelmann. – Das Schwein. – Bauer Jonas. – Der kluge Sokrates. – Das Freundschaftsbündnis. – Ferner:

Das Lied vom Quodlibet. (Leipzig. Moriz Ruhl.)

Euphorion. Eine Liebestragödie von Kurt Michaelis. (Erlangen. Fr. Junge. 1899.)

Aphorismen zur Lebensweisheit. Eine Gedankenlese aus den Werken John Ruskins. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.)

Der blinde Bartimäus. Eine Dichtung nach Evangelium Lukas 18, 31—48. Von Fanny Stockhausen. (Berlin. Schriftenvertriebsanstalt. 1899.)

Aus Licht und Leben. Gedichte von Hermann Sieglerschmidt. (Berlin. R. Boll. 1900.)

Ephemeriden. Von Phia Rilke. (Prag. Gustav Neugebauer.)

Schlichte Weisen. Gedichte von Maria Döbeli. (Zürich. Caesar Schmidt. 1899.)

Von der Lotosinsel. Von Eugen Stangen. (Zürich. Caesar Schmidt. 1899.)

Heimat und Fremde. Gedichte von Rudolf Bunge. Vierte veränderte und sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. (Dresden. E. Pierson.)

Auf rother Haide. Von Else Kastner Michalitschka. (Brünn. Winker & Schickardt. 1900.)

Dämmerung Gedichte von Maidy Koch. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Mit Schellen und Pritsche. Von Zdenko Anderle. (Linz. E. Mareis. 1899.)

Salve Regina! Lyrischer Cyklus von Michael Georg Conrad. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1899.)

Hochschwabblüten. Eine Sammlung von dreißig Volksliedern, für die Zither gesetzt von Robert Kafka, Lehrer in Aflenz. (Zu beziehen bei Hans Pertl in Aflenz, Obersteiermark.)

Lehmvögelchen. Geschichte eines glücklichen Mädchens von Th. Risor. (Frauenfeld. J. Huber. 1900.)

Erste Dichtungen van Ottokar Kraft Edlen von Helmhacker. (Wien. Karl Konegen. 1899.)

Das Gispele. Ein Liebesmär aus der Odenwälder Sturmzeit von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Karl Konegen.)

Mit dem Leben. Neue Gedichte von Gustav Falke. (Hamburg. Alfred Jansen. 1899.)

Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des zehnten Jahrhunderts. Übertragen von Moriz Heyer. (Göttingen. Franz Wunder. 1900.)

Jesus Christus. Ein Christgeschenk für das deutsche Volk von Gottfried Schwarz (Heidelberg). Predigt am Reformationsfest von Dr. Karl Manchot. (Hamburg. Hermann Seippel. 1899.)

Die Geschichte Jesu. Erzählt von Dr. Paul Wilhelm Schmidt. (Freiburg. Paul Siebeck. 1899.)

Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters. Versuch einer Versöhnung der natürlichen und göttlichen Weltauffassung von F. Gerstung, Pfarrer. (Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1900.)

Die Bergpredigt des Herrn. Ausgelegt in Predigten von Paul Kaiser. (Leipzig. A. Deicherts Nachfolger. 1900.)

Orchideen im Lößgrund. Geschichten vom Kaiserstuhl von Pauline Wörner. Erster Band: Im Brunnen. Zweiter Band: Die blaue Blume. (Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1900.)

Erinnerungen an Dr. Kuchta, Arzt in Gallneukirchen. Von Ed. v. Th. (Steyr. G. Bruckschweiger. 1898.)

Soeben ist die dritte vermehrte Auflage des ersten Bandes des Gaedertz'schen Werkes: **„Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen"** bei Hinstorff in Wismar erschienen.

Hochzeits-Cantate. Von Wilh. Dreher. (Mexico. 1899.)

Reichstadt, das kaiserliche Schloss. Mühlstein, die bedeutendste Ruine im Gebiete der kaiserlichen Herrschaft Reichstadt. Von Josef Friedrich. Zweite Auflage. (Leipaer Buch- und Steindruckerei. Selbstverlag. 1899.)

Ring der Ewigkeit. Freie Gedanken von Wilhelm Goutz Zehnte Auflage. (Leipzig. Gudolf Uhlig. 1900.)

Allgemeines Fremdwörterbuch, enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung. Von Friedrich Wilhelm Looff. Vierte, vielfach vermehrte Auflage. Zwölf Lieferungen. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.)

Lebensgeschichte von Martin Boos. Vierte Auflage. (Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft.)

Das sächsische Burzenland. Zur Hontonsfeier herausgegeben. Zwei Bände. (Kronstadt. H. Zeidner.)

Altes Eisen. Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren von Moriz Edlen von Angeli. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1900.)

Scherzgedichte von Otto Sommerstorff. (Berlin. A. Hofmann & Comp. 1900.)

Westfalenlied von Emil Rittershaus, componiert für eine Singstimme mit Clavierbegleitung von G. Hawerkamp. (Münster i. W. E. Bisping.)

Unter Habsburgs Kriegsbanner. Feldzugserlebnisse aus der Feder von Mitkämpfern und Augenzeugen. Fünf Bände. (Dresden. E. Pierson.)

Die Franzosen in Eisenerz. Von Adolf Reisner. (Verlag Gemeinde Eisenerz. 1900.)

„Wider die Engländerei in der deutschen Sprache.“ Das Schriftchen ist in allen Buchhandlungen und von dem Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Ferdinand Berggold, Berlin W 30, Motzstraße 78, zu beziehen.

Stefansthurm-Kalender für 1900. Herausgegeben von Baronin José Schneider-Arno. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhanlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



F. D., Braunschweig: Wir stellen Adalbert Stifter weit höher als Theodor Storm, der, heute wohl vielen Zeitgenossen entsprechend, dreißig Jahre nach seinem Tode zu gleicher Zeit acht verschiedene Ausgaben erfahren wird. Stifters Muse ist eine unvergleichliche und wiegt den Leser, der sich ihr hinzugeben vermag, in eine glückselige Herzensruhe, wie kein anderer. — Wie kann es denn sein, dass Nietzsche, „der Gewaltmensch“, Stifters friedensvollen Roman „Nachsommer“ zur Höhe Goethes erhebt?

R. B., Graz: „Ein politisch Lied, ein garstig Lied!“ sagt Goethe? Nein, Goethe selbst sagt das doch nicht, er lässt es nur den besoffenen Gesellen Brandner sagen, der lieber „Sauereien“ hören möchte, als politische Lieder. Sollte das auch bei anderen zutreffen, denen politische — sie meinen nationale — Lieder so verhasst sind?

H. B., Bozen: Sie rathen dem „Volksdichter“, dass er unbekümmert um den Weltlauf seinen eigenen Weg gehen soll. Nun, den geht er auch, nur führt dieser Weg schnurgerade durch seine Zeit. Und einer, der seiner Zeit ausweichen wollte, müsste sehr krumme Wege gehen.

„Alte Frau“, Graz: Man kann freilich mit sich im Reinen sein und doch Unruhe wegen des Anliegens anderer haben. Schriftsteller sind halt nicht für sich allein auf der Welt.

A. G., Dresden: Sie bitten mich „kniefällig und bei dem Heile meiner Seele“, Ihre Manuscripte durchzulesen und Ihnen binnen einer Woche Bescheid zu ertheilen, der für Sie ein „Lebens- oder Todesurtheil“ sein würde. Und vergessen Ihre Adresse anzugeben. Also auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege das — Todesurtheil. R.

M. Z., Dresden: Da irren Sie gänzlich. Ich habe mich bei literarischen Preisausschreibungen an Preisbewerbungen mein Lebtag nicht ein einzigesmal betheiligt. R.

* Ohm Krüger mag keinen Alkohol. Und als er seinerzeit in England bei einem Festessen auf das Wohl der Königin Victoria anstieß, that er es mit einem — Glase Milch. — Na, da haben die Engländer halt später geglaubt, mit einem „Milchlutscher“ könne man es wohl wagen.

Z. D., Leoben: Dem „Heimgarten“ ist nichts Menschliches fremd, folglich auch nicht Schnupfen, Nasenwucherungen, Athemnoth u. s. w. Darum nach bestem Wissen gerne Bescheid. Ich habe an genannten Übeln selber viel gelitten und als eins der besten und nachhaltigsten Mittel die Nasenmassage erprobt. Eine mehrwöchentliche Nasenmassage bei Doctor Karl Laker in Graz, dem Erfinder, bezw. Vervollkommner dieses Naturheilverfahrens, hat mich, abgesehen von dem persönlichen Wohlbefinden, das jede Massage momentan zur Folge hatte, von chronischem Schnupfen befreit, hat die Nasenluftwege normalisiert und ein anhaltendes Allgemeinwohlsein angebahnt. Ich gestehe, dieser Cur mit Abneigung entgegengekommen zu sein, nur „um auch das zu versuchen“ — und bin heute ihr begeisterter Lobredner. R.

Ignota, Berlin: Gedichte epigonenhaft, doch gewandt in der Form. Einiges gelegentlich zum Abdruck. — Das Buch „Aus Wäldern und Bergen“ ist aufgelassen; sein Inhalt zerstreut im „Buch der Novellen“

* Tausend Dank nach allen Seiten für so viele Beweise der Liebe und treuen Gesinnung, die mir anlässlich des Jahreswechsels wieder zugegangen sind. Nicht eitel, nur stärker sollen sie mich machen.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

(Geschlossen am 20. Jänner 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Der Mann mit den sechs Händen.

Eine Gestalt aus steirischen Bergen von **Peter Rosegger.**

Im Brücklthal, ganz hinten oben, steht ein Bauernhaus, das man für Geld anschauen lassen könnte. Dort sitzt der Mann mit den sechs Händen. Sitzt? Der sitzt? Wo er zu gleicher Zeit im Stall ist und auf der Wiese, und auf dem Felde, und in der Scheune! Der hat mehr Füße als ein Krebs, nur dass er damit nicht rückwärts geht. Und so einer soll sitzen? Aber er sitzt doch in der Stube und hat ein Kind auf dem Arm, und lässt eins auf dem Knie reiten, und schaukelt das dritte in der Wiege. Und just vorher ist er noch bei der Kornfuhr gesehen worden, auf dem Acker und bei den Melkkühen im Stall. Es liegen ja noch die Halme in seinem Haar, es klebt ja noch ein bisschen Kuhmist an seinen klobigen Schuhen, die mit Weidenbändern geraidelt sind, damit sie nicht auseinandergehen. Für den Werktag thut's alles und das Linnengewand dieses Bauers hat mehr Flicker, als das Dorfkirchdach Ziegeln hat. Im Kasten hängt schon was Besseres für den Sonntag.

Das ist der richtige Bauernzogel aus alter Zeit. Hat sich aber in der weiten Welt schon umgesehen. In einer großen Bierfabrik ist er Brauknecht gewesen und in einem Eisenwerk Schmied so manches Jahr.

Das Stilett hat er auch ein paar Jährchen an der Seite getragen, dann noch ein halbes Jahr Dienstmann in der Stadt. Da wird er denn draufgekommen sein, was an der weiten, rauschenden Welt dahinter ist, denn es gelüstete ihn wieder zurück ins stille Gebirg zu den Bauern, deren einer er von Haus aus war. Die Tauben hätten's nicht besser zusammentragen können, den Erhard und die junge Witwe, die auf einem verschuldeten Bauernhofe hauste, im Brückelthal, ganz hinten oben. Die Witwe zog ihn an, die Schulden schreckten ihn nicht ab. Da gab's einmal ordentlich zu thun, ein beständiges Arbeiten, bei dem man wusste, für wen und für was. Die meisten Leute glauben, essen, trinken und schlafen wäre das nothwendigste für den Menschen; nach dem Erhard im Brenthof musste man glauben, die Thätigkeit sei noch viel wichtiger, ersetze essen, trinken und schlafen. Letzteres verschmähte er ja auch nicht ganz, soviel just Zeit dazu übrig blieb; blieb keine, war's auch gut. Aber es blieb allerweil noch eine. Trotzdem er selber Großknecht, Weidbub und Stallmagd sein musste, saß er doch fast immer auch zu rechter Zeit bei Tisch, kniete zum Gebet und stieg früher ins Bett als die Nachbarsleute, die im Dorfkrug saßen oder an Weiberfenstern umherklöpfelten. Er hatte für alles Zeit; behäbig, aber weitschrittig gieng er umher, bedachtsam, sachte fasste er an, und nie umsonst. Jeder Schritt, jeder Griff hatte seinen Erfolg.

Anfangs hatte er es natürlich mit den Dienstboten versucht, denn die siebzig Joch Grund und die zwanzig Stück Vieh verlangten seit jeher mindestens ein halb Dutzend Leute. Dienstboten hatte der neue Bauer sehr leicht bekommen, denn sie waren begierig, wie es bei einem Manne, der weit in der Welt herumgekommen und sogar bei den Socialdemokraten gewesen, zu leben wäre. Bald aber erzählten sie einander, dass es keinen größeren „Leutschinder" gebe, als den Erhard auf dem Brenthof. Nicht, dass er zur Arbeit greinend angetrieben hätte, dieweilen er sich selber wohl geschehen ließ, nein, es war schlimmer, ohne viel zu meistern, arbeitete er ihnen selber vor, von früh bis abend. Und da konnten sie schon schandenhalber nicht allzuweit zurückbleiben, umsoweniger, als der Hausvater auch das Essen mit seinem Gesinde theilte und nicht einen Bissen zu sich nahm, den nicht auch seine Dienstboten haben konnten. Außer dem Sonntagskaffee, den er seinem Weibe zuliebe eingeführt hatte und nur mit ihr theilte, im Küchenwinkel, bescheidentlich und schüchtern, als müsse er sich bei Magd und Knecht entschuldigen, dass er einmal etwas aus dem Extratöpfel löffele. Dass er in der Arbeit nicht mächtig viel von ihnen verlangen konnte, wusste er freilich, strenger war er, wenn sie Luderleben treiben wollten. Die Leute waren nicht gerade unwillig, aber vor der Zeit, und gewöhnlich bei genöthiger Arbeit, trödelten sie zum Erhard heran und sagten, sie wollten

gehen. Mancher verzichtete sogar freiwillig auf den fälligen Lohn, es sei ihm nicht des Geldes wegen, er habe auch sonst keine Klage der Behandlung halber, am Ende wäre ihm weder die Arbeit zu stark, noch die Kost zu schlecht — aber so viel langweilig thäte ihm halt werden in der Einschicht und er wolle doch auch in eine Fabrik gehen. Der Erhard hatte gefunden, dass die Wirtschaft durch die Dienstboten eher gehemmt, als gefördert worden war, er hatte gefunden, dass allzuviel Rücksicht auf Knecht und Magd genommen werden musste, dass eigentlich sie die Herren im Hause waren und er der Knecht — so ließ er sie ruhig ziehen. Gab es zeitweilig im Übermaß zu thun, so nahm er irgendeinen halbverhungerten Häusler auf, der an gutem Willen zusetzte, was ihm an Kraft gebrach, so dass es recht ward. In gewöhnlichen Zeiten schlichtete der Erhard alles, was früher die Knechte und Mägde gethan hatten, es wurde nicht überall angefangen, aber es wurde gründlicher durchgeführt und gut vollendet. Den Feldbau setzte er zurück, die Viehzucht that er voran, das gab geringere Arbeit, doch musste sie sorgfältiger verrichtet werden. Eine Kuh ist wehleidiger gegen schlechte Behandlung als ein Kornfeld, woran das meiste der Himmel thut. Der Erhard liebte die Thiere aus zweifachem Grunde: erstens wegen ihrer Nützlichkeit, zweitens weil sie lebendige Hausgenossen waren, die ihn gutmüthig anglotzten und zuthunlich Hände und Kleider beleckten. Sie hatten ihn gerne, und dies that ihm wohl, obschon er auf das Gernhaben der Rinder, Schafe und Schweine nicht anstand. Sein Weib hatte ihm allmählich acht Kinder geschenkt. Diese hüpften, wenn auch barfuß, so doch in gut geflickten Höslein, Kittlein und reinen Hemden, stets wohl gewaschen und gekämmt, lustig umher. Die älteren waren außer der Schulzeit schon beim Vieh zu brauchen, zu Botengängen und anderem. Die jüngsten trug die Mutter auf dem Arme umher, wenn sie in Haus und Garten nach dem Rechten sah. Sie säugte das Kind, sie schaukelte das zweite, sie schürte am Herde das Feuer, sie unterwies das ältere Mädel. Das alles that sie auf einmal, und noch mehr, wenn es sein musste. Manchmal schalt sie die Kinder, brummte ein wenig mit dem Mann, war sonst aber frohlaunig, summte gern ein Liedel und — was die Hauptsache war — fütterte die Ihren stets mit einem nahrhaften Essen. Stillsitzen konnte sie nicht fünf Minuten, wenn sie eine Arbeit sah, und war des Abends schon alles gethan, so scheuerte sie noch einen Zuber, der ohnehin blank war oder flickte ein Höslein, bevor noch das Loch ganz durchgewetzt worden. Wenn sie dann auch wieder anhub, neue Windeln zu nähen, da schlugen die Nachbarinnen ihre Hände über dem Kopf zusammen darüber, dass dieser Brenthof denn wahrhaftig ein reines Kaninchennest sei und wie der Erhard wohl glaube, die davongelaufenen Dienstboten mit Eigenbau zu ersetzen. Zu bedauern sei das

Weib, das vor lauter Kindern alleweil schon ein reines Kramperl werde. — Wenn der Brenthoferin so etwas zu Gehör kam, da verwunderte sie sich bas, was sie denn wollten? Sie sei froh des Kindersegens und wenn sie zwei Dutzend hätte, so möchte sie täglich den lieben Gott bitten, ihr ja keines wieder wegzunehmen. Der Erhard sagte überlaut, schon deswegen, dass die Kinder einmal brave Arbeitsleute abgeben würden, seien sie nicht zu verachten, denn er schämte sich zu gestehen, dass es die Herzensfreude, die Vatersfreude war. Bauersleute sagen es nicht, dass man die Kinder liebt, weil sie ja doch eigen Fleisch und Blut sind. Hätschelt man denn eigen Hand und Fuß? Nein, das gestehen sie nicht zu, das wäre gar zu kindisch, wenn sie ihre liebe Brut so vor allen Gaffern und Neidern enthüllen wollten. Da muss denn die Brauchbarkeit herhalten, der Arbeit wegen muss man Kinder haben und erziehen. Der Bauer schämt sich jeder Liebe, und die bäuerliche Schämigkeit deckt oft tiefere Gemüthswerte, als so ein gebildet sein wollender Windhund mit allem sentimentalen Wortschwall zu offenbaren bestrebt ist.

Und wie ich — der mit dem Brenthofer gut bekannt ist — eines Tages das viele Kinderwerk dort ansehe und bemerke, wie schon wieder ein neues unterwegs ist, sage ich: „Aber Erhard, wie kannst du so unbesinnt sein? Hast du denn noch nicht genug Kummer und Sorgen auf deinem Hof? Wie wirst sie denn aufbringen, alle?“ — Da hat er mich nur so angeschaut, völlig verständnislos, was ich denn meine? — Die Kinder schienen in der Wirtschaft nur so neben mitzulaufen, und sie liefen wie junge Rehlein, so frisch und munter, und wenn sie Erdäpfel ausgruben, Krautblätter sammelten, Ziegen fütterten, Hühnereier suchten, so war das den Kindern ein Spiel, in Wirklichkeit aber doch schon eine kleine Arbeit, zu der sie Erhard gütig und wie selbst mitspielend anleitete. Herb sein mit den Kindern und greinen, das trug sich nicht zu, erziehen that er sie gar nicht, er war bloß selber so, wie er die Kinder haben wollte und sie thaten ihm's unwillkürlich nach. Einmal nur, als der ältere Bub mit einer Vogelstelle beschäftigt war, ließ der Kleine es drauf ankommen und den Vater ihn drei- oder viermal rufen. Darauf sagte dieser nur ganz gelassen: „Ich will dir's zeigen! Für ein anderesmal!“ und hieb ihm den pfeifenden Geiselriemen um die Barfüße, dass das Büblein jämmerlich zappelte und dann willig auf den Acker lief, um die kleinen Steine zu sammeln und auf den Steinhaufen zu tragen.

Die Nachbarn wunderten sich, dass der Erhard mit seinen Arbeiten immer auch so früh oder noch früher fertig wurde, als sie bei ihren Schock Dienstboten. Und es war nicht gehudelt, es war mit Fleiß und Schick bestellt. Manch einer wollte es ihm abgucken, wie man's denn mache, aber er sah nichts, als dass der Erhard ruhig, ohne Säumnis

und ohne Hast arbeitete und dass im Brenthofe alles ununterbrochen thätig war, wie auf einem Ameishaufen, wo alles läuft und trägt und schiebt und zieht, zu den Löchern heraus, zu den Löchern hinein, und man kommt doch nicht dahinter, was wird. Beim Erhard sah man's freilich, wo er angriff, da that sich's. Fast selber schien es sich zu thun, und brach einmal ein Haustiel entzwei, so that's der Stumpf, und brach ein Rad, so band sich's mit der „Wieden“ leicht wieder fest und die Arbeit gieng voran. Er war bei tagläufigen Schäden sein eigener Wagner und Schmied, und als einmal der Schneider die Ster verlog, sagte er: „Das wird auch noch keine Hexerei sein!“ und machte sich die Hosen selber. „Es ist rein, als ob der Mensch sechs Händ' hätt'!“ sagten die Leute. Dazu fand der Erhard noch Zeit, bisweilen tagelang im Viehhandel umzugehen. Er wollte nicht bloß das „zuchtigste“ Vieh haben, es musste auch das schönste sein. Nicht bloß, dass die Schnauze feucht sein und die Haut nicht festkleben durfte an den Rippen, es mussten die Vorderfüße kurz sein, der Rücken gerade wie ein Lineal, das Hintertheil gehoben und der Schwanz an der Wurzel in einem schwunghaften Bogen getragen. Wenn es in der Bauernschaft von einem heißt: Der hat das schönste Vieh! so ist das mehr als anderer Ruf, denn schönes Vieh bedingt Klugheit, Fleiß und Geschmack. 's ist ein idealer, uneigennütziger Hang, denn für Milch, Pflug und Fleischer wären hässliche Thiere gerade so gut. Es kann aber sein, dass auch bei dem Vieh die Schönheit ein Erfolg der Gesundheit ist. Ein krankes Kalb konnte den Erhard weit mehr aus dem Häusel bringen, als ein krankes Kind. Das letztere steht in Gottes Willen, ums Kalb kümmert sich der Herr weniger, das hat der Bauer auf dem Gewissen.

Am Sonntage versäumte der Erhard selten einen Kirchgang, wobei er sein Weib oder eines seiner Kinder mitnahm. Nachher gab's im Wirtshaus ein Krügel Wein, bei dem er nach den Tischen hin aushorchte, was es Neues gebe, sich auch selber ins Gespräch that. Es waren zumeist gut abgelegene Nachrichten aus der weiten Welt, an denen er dann Jahre lang festhielt, nicht ahnend, dass sich draußen in einem Jahre mehr verändert, als bei den Bauern in zehn. So hatte er vor zwanzig Jahren vom Türkenkrieg in Bosnien gehört, daher sagte er zu seinen Leuten: „Gott geb's, dass ihr nicht einmal müsset Soldat werden, 's ist halt Türkenkrieg.“ — Lieber als im Wirtshause trank er aber sein Tröpfel Wein daheim, wenn ihn die Kinder umsummten und sich kletternd an seine Beine und Arme hiengen. Fliegen verscheucht man mit dem Tabakrauch, Kinder wollen sogar probieren, ob sie's auch können, wenn ihnen der Vater den Stummel probeweise in den Mund stecken ließe. Der Vater aber sagte ernsthaft: „Pfui, das Tabakrauchen ist abscheulich!“ und nebelte dabei, was das Zeug hielt. Das war auch

der einzige Fall, wo er seine Kinder mit Worten erziehen wollte und nicht mit dem Vorbild. Dafür feixten ihn die Fratzen auch aus hinter seinem Rücken und duschelten einander zu: „Der Vater thut ja selber rauchen!“ Und weil es gar so abscheulich war und er es trotzdem that, wurden sie danach leckerig. Die Mutter aber sagte zu den Buben: „Untersteht's euch nur! Wenn ich bei einem den Tabaktiegel sehe, so schmeiß' ich ihn mitsammt dem Buben hinaus auf den Misthaufen!“ Dazu nun schmunzelte der Erhard, das war auch für ihn gesprochen und er versteckte sein Rauchzeug sorgfältig von einem Sonntag zum andern.

Also führte Erhard manchmal ein rechtes Genussleben, bei dem er sich aber im Grunde lange nicht so wohl befand, als bei der Arbeit. Er gehörte ja zu jenen Glücklichen, denen Pflichterfüllung zugleich das beste Genießen ist. Die Schulden, die er mit dem Hofe übernommen, waren längst getilgt. Die Steuern zahlte er so regelmäßig, dass die Herren ihm schon größere Abgaben vorschreiben wollten. Denn diese Leute können die Ordnung nicht vertragen und wenn Einer ordentlich zahlt, so glauben sie schon, er habe das Geld buttenweise im Keller stehen. Und zahlt er verspätet und unregelmäßig, so gibts Verzugszinsen und endlich eine Verwirrung, bei der sich der Bauer und der „Herr“ nicht mehr auskennt. So weit ließ es Erhard nicht kommen und er lugte dem Steueramte scharf auf die Finger. Als die Steuer sich aber trotzdem erhöhte, war's richtig. Die Scholle hatte sich unter den fleißigen Händen Erhards so sehr verbessert, dass sie fast das zweifache trug gegen ehemals. Fruchtbarkeit überall, vom Gewipfel der Waldbäume an bis in die trautsamste Kammer.

Als er mir den gesegneten Zustand seines Weibes zum eilften Kinde mittheilte, habe ich wohl müssen keifen. „Ich hatte doch gemeint, mit dem Decimalsystem würdest du's gut sein lassen und nun scheinst es aufs Dutzend anzulegen.“

Sagte er: „Mich freut's, dass mir Gott so viele anvertraut.“

Na, dachte ich, der hat besseren Muth als unsere noblen Herrschaften, denen nach dem zweiten Kind schon das Herz in die Hosen fällt. Man braucht sich also nicht zu fürchten, dass die feine Gattung das Übergewicht bekommen wird auf der Welt. Und solange ein Land solchen Bauernschlag hat, ist noch nicht aller Tage Abend.

Nun — und heute hat der Mann „mit den sechs Händen“ richtig zwölf Kinder. Das dreizehnte war ihnen gestorben, bald nach der Geburt. War das eine Trauer! Gejammert haben sie nicht, aber ein Leid haben sie gehabt, wie es nicht größer sein kann bei dem dreijährigen Leichlein eines Herzenslieblings. Das kleine Hanserl war schon so lieb gewesen, so gescheit, so alle Vorzüge hatte es schon gehabt auf seinem

achtundvierzigstündigen Lebenslaufe. Die Mutter hatte es schon mit dem Schulsack laufen sehen und der Vater es als Kuhbub mit der Geisel lustig knatternd geschaut. Alle süßen Sorgen und hellen Freuden, die sie bei den bereits erwachsenen gehabt, sahen sie schon sich an dem Jüngsten wiederholen — und auf einmal langten die unsichtbaren Arme Gottes herab: Nein, den nehm' ich mir wieder!

Nach wenigen Wochen war auch das verwunden, denn wo Arbeit ist, besonders körperliche, da gedeiht kein chronisches Herzleid. Und die jungen Racker gerathen dem Vater nach, sie werden gar nicht müde. Wenn sie die ganze Woche gearbeitet haben, gehen sie am Samstag-abend noch zu Nachbarsfenstern, hinter welchen was Warmes athmet. Ob die Jungen auch sechs Arme haben, wie der Vater? Hoffentlich. Zum „Halsen" einstweilen braucht man nur zwei.

Die Müllerin von Berbisdorff.

Eine Erzählung von **H. Möbius.**

Anno 1520 war es, da begab sich in dem Altzellischen Dorfe Berbisdorff eine seltsame Geschichte.

Etwas abseits vom Dorfe lag an der Striegnitz eine Mühle, die dem altehrwürdigen Kloster Altenzelle zugehörte. Der Müller schaffte unverdrossen bei Tag und bei Nacht, und weil es schwer war, einen Knappen zu dingen, dem es in dieser Waldabgelegenheit lange gefiel, so half die Müllerin ihrem Manne rüstig in der Mühle, sobald sie in Haus und Feld die Arbeit gethan hatte. So war es schon seit mehr als zehn Jahren, und die Müllersleute kamen dabei vorwärts, so dass sie gar manchen Gulden und Groschen in ihre Truhe legen konnten. Mit den Jahren wuchs auch das einzige Söhnlein heran, das ihnen Gott geschenkt hatte, und der Bube fieng frühzeitig an zuzugreifen, also dass die Müllersleute hoffen durften, er werde ihnen bald eine Stütze sein bei ihrer schweren Arbeit.

Am Sonntag nach Kreuzeserhöhung saßen die Müllersleute, als es gegen den Abend gieng, in ihrer Stube und redeten friedlich mit einander von dem, was sie in der letzten Woche geschafft hatten, und von dem, was nun zuerst gethan werden musste. Der Knabe Balthasar spielte fröhlich mit der Hauskatze, die schnurrend auf der Ofenbank lag. In

der Mühle aber war alles still, denn der Mühlgang war abgestellt, und statt seines emsigen Geklappers vernahm man nur das Rauschen des Mühlbaches, der heute in großem Bogen über das rastende Rad herniederschoss.

Da rief der kleine Balthasar plötzlich:

„Vater, es klopft draußen an der Thür."

Der Müller wollte es erst nicht glauben, denn wer sollte denn jetzt, wo es auf den Abend gieng, in der Mühle noch etwas zu suchen haben! Es klopfte aber wieder, und diesmal so stark, dass es auch die Müllerin hörte.

„Es ist schon jemand draußen, Caspar!" sprach sie und erhob sich, um nachzusehen. „Vielleicht ein Sendbote vom Kloster — —"

„Ein Frauenzimmer ist's!" rief Balthasar, der am Fenster emporgeklettert war und, das Gesicht dicht an die Fensterscheibe gedrückt, hinausschaute.

„Ein Frauenzimmer?" brummte der Müller ungläubig, während er in die Hausflur hinausschritt. „Das wird was Rechtes sein, wenn's so allein gen Abend im Walde einhergeht!"

Er gieng aber doch an die Thür und schlug den oberen Thürladen zurück, so dass er hinausschauen und den Mühlhof übersehen konnte. Da sah er dicht vor sich zwei nicht gerade vertrauenerweckende Gestalten: einen Landsknecht, dessen Kleidung aussah, als hätte er sie lange nicht vom Leibe gebracht, und ein Frauenzimmer, das ebenso nachlässig gekleidet war und den Kopf so dicht mit einem Tuche umhüllt hatte, dass man von dem Gesicht fast gar nichts sehen konnte.

„Gut Freund!" rief in rauhem Tone der Landsknecht und streckte dem Müller die Hand entgegen.

Dieser griff aber nicht danach, sondern misstrauisch fragte er:

„Was ist Euer Begehr?"

„Einen Imbiss für zwei hungrige Wanderer — und wenn Ihr christlich gesinnt seid — ein Nachtlager für uns beide."

Der Müller rührte sich aber nicht von der Stelle. Er suchte offenbar nach einer Ausrede, um die beiden abenteuerlichen Gestalten abzuweisen. Es lief jetzt gar soviel vagabundierendes Volk herum, dass ein jeder gut that, seine Thüre vor Fremden verschlossen zu halten.

Dem Landsknecht währte das Zögern aber zu lange. An seinen Gurt greifend, aus dem ein langes Messer deutlich genug hervorragte, rief er ärgerlich:

„Was gibt es da zu bedenken? Morgen früh muss ich in Rosswein sein, wo sich die Mannen sammeln, die der hochwürdige Herr Abt von Altenzelle anwirbt zu dem Zuge gegen die Aufrührer — die Herren von Sickingen und Hutten. — Wollt Ihr uns nicht aufnehmen, will ich Euch schon ein Süpplein einbrocken bei den Herren im Kloster!"

Der Müller schien durch diese Reden jetzt anderen Sinnes zu werden, wenn auch sein Antlitz nicht freundlicher blickte. Er stieß den unteren Thürladen auf, so dass der Eingang ins Haus frei wurde, und er rief, nach der Stube zurückgewandt:

„Annemarie — zwei Nachtgäste! Schaff' Abendbrot herbei, dass sie sich stärken!"

„Thu's nicht!" sprach in diesem Augenblick die Stimme der Müllerin neben ihm. So leise die Worte auch gesprochen waren, der Landsknecht hatte sie doch gehört. Spottend sprach er:

„Ist Eure Hausehre so furchtsam, dass ihr vor müden Wandersleuten bangt?"

Die Antwort kam schnell genug.

„Weder vor müden Mannsleuten, noch vor solchen, die das Schwert führen, fürchtet sich die Klostermüllerin!"

Sie stand, als sie dieses sprach, hochaufgerichtet vor dem Fremden, der jetzt die Schwelle überschritt. Ihre Hand hatte nach dem ersten besten Gegenstand gegriffen, den sie erreichen konnte. Eine Heugabel war es, die neben der Stallthür gelehnt hatte.

„Hoho!" lachte der Kriegsmann, als er die Müllerin also bewaffnet erblickte. „Jetzt lasst es aber gut sein mit den Redensarten! Gut' Freund sind wir — ich sagt' es ja schon. Thut lieber Eure Christenpflicht, auf dass wir nicht verhungern."

Unbekümmert schritt er auf die offenstehende Wohnstubenthür zu, und das ihn begleitende Frauenzimmer stolperte hinter ihm drein.

Kopfschüttelnd schaute die Müllerin hinter ihnen her und sagte zu ihrem Manne leise:

„Vor solchen Gästen bewahr' uns Gott!" Ebenso leise antwortete der Müller:

„Wenn sie aber zu denen vom Kloster gehören? Setz' ihnen was vor, dass sie satt werden, und dann mögen sie drüben im Kornhäusel ihr Nachtlager finden. Wir wollen schon gute Wacht halten, dass sie uns nicht den rothen Hahn aufs Dach setzen oder von unserer Habe etwas mitgehen heißen. — Ich bleibe drin, bis sie gesättigt sind. Lass mich nur machen, Annemarie."

Die Müllerin trug auf, dass vier statt ihrer zwei einen Bärenhunger hätten stillen können. Die beiden aßen aber, dass kaum ein Brotrindchen übrig blieb, und von dem Braunbier, das in einem großen Kruge aufgetragen war, blieb erst recht kein Tropfen. Dabei begann der Kriegsknecht allerhand zu erzählen, was auch den Müller aufhorchen ließ. Was doch so ein Kriegsmann alles erlebt, wenn er bald diesem, bald jenem Herrn dient und von Fortuna bald hier-, bald dorthin geworfen wird!

Als der Müller den großen Deckelkrug zum zweitenmale gefüllt aus dem Keller brachte, traf er sein Weib, das ihn mit besorgten Blicken fragte:

„Sind sie noch nicht bald müde genug, dass du sie zu ihrer Schlafstatt geleiten kannst?"

„Ich denk' es wohl. Doch sorge dich nicht, Annemarie. Es sind keine Landstreicher; sie haben ein Schreiben an den Klostervogt — ich hab' es selbst gesehen. Merten Ulrich gibt sich mit Vagabunden nicht ab. Der Mann da drinnen redet die Wahrheit, das muss ich wohl glauben."

„Und das Frauenzimmer?"

„Ist wahrscheinlich seine Frau. Die Weibsbilder gehen ja heutzutage mit in den Krieg. — Komm nur herein, säubere den Tisch, da kannst du dir die beiden Vögel näher anschauen."

Die Müllerin folgte ihrem Mann, der von dem Landsknecht mit dem Rufe empfangen wurde:

„Müller, Ihr seid ein braver Kerl, und Euer Braunbier ist wahrlich immer noch besser als Brunnenwasser, aber ich weiß mir was besseres. Unsereins ist nicht auf Brunnenwasser getauft — gebranntes Wasser allein läßt der Landsknecht gern durch seine Kehle rinnen!"

Der Müller schüttelte den Kopf und sagte:

„Gebranntes Wasser findet Ihr nur in der Schenke. Wenn Ihr kein Bier wollt, kann ich Euch nur mit einem stärkeren Wacholder — —"

„Wacholder! — hahaha!" unterbrach ihn der Kriegsmann, sich vor Lachen schüttelnd. „Der mag für Eure Gebresten gut sein. Wenn ich ihn tränk', müsst ich mich vor mir selber schämen. Da weiß ich besser'n Rath! Kommt, geht mit mir in die Schenke!"

Der Müller schaute nicht sehr erfreulich darein, aber es schien ihm doch gerathener zu sein, dem Gast zuwillen zu sein. Vielleicht dachte er auch, das „gebrannte Wasser" werde dem Kriegsmann zu noch festerem Schlafe verhelfen als das Braunbier. Nach einem Blick auf das Soldatenweib, das sich's in der Ofenecke gemüthlich gemacht hatte und dem Einschlafen nahe schien, sagte er zu seiner Frau:

„Wir wollen ein halbes Stündchen ins Dorf hinausgehen, Annemarie. Richte du derweilen das Nachtlager, damit dieses Weib die müden Glieder ausstrecken kann. Behüt dich Gott, Annemarie!"

Er reichte seiner Frau die Hand und nahm dann die Kappe von dem Thürpfosten, um sie sich aufs Haupt zu stülpen. Der Kriegsmann wollte auch die Hand der Müllerin fassen, doch sie that, als sähe sie das nicht. Mit abgewandtem Gesichte sprach sie zu ihrem Manne:

„Bleib' nur nicht zu lang', Caspar!"

Für den Müller lag in dem Ton, mit dem diese Worte gesprochen

waren, etwas so Eigenthümliches, dass er den Kopf wandte, um seiner Frau ins Antlitz zu schauen. Da begegnete er einem so ernsten, sorgenvollen Blick, dass er stutzig wurde und seinen Entschluss, mit dem Fremden zu gehen, fast bereute. Er wusste, wie oft ihn schon die Klugheit seiner Frau vor Schaden bewahrt hatte, drum that er nicht gern etwas gegen ihre Meinung. Sein Schwanken war aber dem Kriegsmann nicht entgangen.

„Heda, Müller!" rief er, „Seid Ihr solch' ein Weiberknecht, dass Ihr nicht 'mal wagt, am Sonntag ein Stündchen zur Schänke zu gehen? Oder fürchtet sich die Müllerin vor dieser da? Dann ist ja die Heugabel noch immer da!" Bei den letzten Worten hatte er auf das Weib gedeutet.

Ohne diese Rede zu beachten, sagte die Müllerin:

„Geh' nur, Caspar, doch bleib nicht zu lang!"

„Ich bin ja auch da!" rief der kleine Balthasar, und schmiegte sich zärtlich an die Mutter.

Der Müller strich dem Jungen liebevoll über das dichte Blondhaar und sagte lächelnd:

„In Eurer Hut ist die Mühle gut verwahrt! — Behüt' Euch Gott, wir sind bald zurück."

Die Männer traten hinaus in den Mühlhof, und der Müller schloss die Hausthür hinter sich. Mochte auch der Kriegsmann noch so heftigen Durst haben, er wollte schon treiben, dass sie bald wieder daheim waren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Müllerin war in die Stube zurückgegangen. Da jedoch das fremde Frauenzimmer wirklich fest zu schlafen schien, gieng sie rasch in das Kornhaus hinüber und richtete aus etlichen Schütten Stroh eine Lagerstatt für die beiden Fremden her. Sehr erstaunt war sie aber, als sie in die Wohnstube zurückkehrte und dort das fremde Weibsbild mit dem Knaben Balthasar plaudernd antraf. Der Knabe schien aber nicht erbaut zu sein von dem Gespräch, denn er kam auf die Mutter zu, schmiegte sich an sie und flüsterte ihr zu:

„Bleib hier, Mutter! Die Frau hat einen stacheligen Bart — —"

„Was schwatzt der Lausbub', der kleine?"

So krächzte auf einmal das Weib mit einer Stimme, der man es anhörte, dass sie verstellt war. Dabei erhob sich das Weibsbild und stieß den Tisch mit kräftigem Ruck zurück. Die Faust, die aus dem Ärmel hervorragte, sah auch nicht aus, als ob sie an einem Weiberarme gewachsen wäre, so braun und behaart war sie. Von dem Gesicht war nichts zu sehen, als ein Paar dunkle, unheimlich blitzende Augen.

Die Müllerin hatte anfangs nur Misstrauen gegen die beiden Fremden empfunden. Jetzt ward es ihr zur Gewissheit, dass ihnen Ge-

fahr von diesen beiden Eindringlingen drohte, denn je schärfer sie hinsah, desto mehr ward ihr zur Gewissheit, dass in den Weiberkleidern — ein Mann steckte. Wozu aber diese Verkleidung? Zu einem Scherz ganz gewiss nicht. Jetzt galt es, auf der Hut zu sein, denn wie sollte sie sich ganz allein vor den Gewaltthaten eines Räubers schützen? Dass sie es mit einem solchen zu thun hatte, sollte sie nur zu bald erfahren. So ruhig als möglich sprach sie:

„Wollt Ihr vielleicht Euer Nachtlager aufsuchen? Es ist gerichtet."

„Das hat noch Zeit, Frau Annemarie. Ich plaudere lieber noch ein wenig mit Euch."

„Dazu hab ich erst später Zeit", antwortete die Müllerin. „Ich muss jetzt in den Stall, um den Kühen Futter zu geben."

Sie wollte mit dem Knaben die Stube verlassen, doch da stand das Frauenzimmer plötzlich hoch aufgerichtet neben ihr, fasste sie beim Handgelenk, dass sie wie in einem Schraubstock festgehalten war, und von rauher Männerstimme klang die Drohung an ihr Ohr:

„Jetzt werdet Ihr mir erst zeigen, was in Eurer Truhe verborgen ist. Sperrt Euch nicht lange, denn ich habe nicht viel Zeit. Euer Mann kommt nicht so bald zurück, dafür sorgt mein Kamerad."

Der Müllerin war einen Augenblick zumuthe gewesen, als sollte sie vor Schreck in die Erde sinken. Ebenso schnell überwand sie aber diese Schwäche, und mit dem ihr eigenen Scharfblick erwog sie blitzschnell, was sie zu thun hatte. Der Gewalt sich zu widersetzen, war aussichtslos, denn der Räuber würde sie nur zu bald überwältigen, und dann konnte es um ihr und ihres Kindes Leben geschehen sein. Sie musste durch List und durch Nachgeben Zeit zu gewinnen suchen, denn sie war trotz der Rede des Räubers der Überzeugung, dass ihr Mann bald zurückkommen würde. Indem sie ihre Hand frei zu machen suchte, sagte sie:

„Was habt Ihr davon, wenn Ihr die Tuch- und Leinwandballen in meiner Truhe sehet? Mitnehmen wollt Ihr sie doch nicht, denn ich halte Euch wohl nicht für einen Dieb, der in ein friedliches Haus einfällt wie der Wolf in die Hürde."

„Was Ihr von mir denkt, ist mir gleich. Macht keine Worte mehr, sonst ist es um Euch geschehen."

Bei diesen Worten riss das vermeintliche Weibsbild das verhüllende Tuch vom Kopfe, und die Müllerin sah nun in solch ein wildes, verthiertes Menschenangesicht, dass ihr Glaube an die Möglichkeit einer Rettung verschwand. Doch nicht leichten Kaufes wollte sie sich ergeben.

„Gut", sprach sie, „ich kann Euer Thun nicht hindern. Doch lasst uns einen Pact machen: ich gebe Euch, was an Geld in der Truhe liegt, und Ihr ziehet dann Eures Weges, ohne dass Ihr deshalb von uns verklagt werden sollet."

Der Fremdling lachte wild auf und rief:

„Das wird sich finden! Ich sag' Euch, es bedarf nur eines Druckes meiner Hand, und Euer Athem stehet schneller still als Euer Mühlrad. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, dann thuet schnell, wie ich Euch geheißen."

Er gab jetzt die Müllerin frei, und diese schritt, jeden ferneren Widerstand aufgebend, vor ihm aus der Stube und die Treppe hinauf.

„Gut, daſs Ihr Vernunft annehmt, Frau Müllerin. Es wär' doch schade gewesen um Euer junges Leben und das da von dem Buben, der sich so ängstlich in Eure Rockfalten verkriecht. Ein schlechter Spaſs wär's auch für den Müller gewesen, wenn er beim Heimkommen seine Hausehre kalt und steif und auf seinem Dache den rothen Hahn vorgefunden hätte! Ihr seid klug, daſs Ihr ihm das erspart!"

So polterte der Räuber mit wildem Lachen, als er hinter der Müllerin drein schritt. Dieser aber wollte das Blut in den Adern gerinnen, als sie solche Reden vernahm, und all' ihre Gedanken flossen in dem einen Stoßgebet zusammen: „Herr Gott im Himmel, hilf' uns aus dieser Noth!"

Die Thür zu ihrer Schlafkammer aufstoßend, sprach die Frau:

„Dort ist die Truhe — thut sie Euch selbst auf —!"

Doch der Räuber rief:

„So haben wir nicht gewettet — marsch — gehet voran!"

Er wollte sie wieder anfassen, doch sie schritt voran und auf eine große, mächtige Truhe zu, die dicht neben dem hochaufgethürmten Ehebett der Müllersleute stand. Sie war so groß, daſs sie den Raum zwischen Bett und Fensterwand ganz ausfüllte, so daſs man nur von der Vorderseite, die mit einem kunstvollen Schloſs geziert war, an sie herantreten konnte.

Der Räuber griff an den Deckel und rief dann barsch:

„Den Schlüssel her!"

„Den hat mein Mann!" antwortete die Müllerin. „Ihr werdet wohl wissen, wie man solchen Riegeln beikommt!"

„Frau, habt mich nicht zum Narren! Den Schlüssel her — sonst — —"

Der Räuber hatte ein Dolchmesser aus dem Gürtel gezogen und schwang es drohend vor den Augen der Müllerin.

„Und wenn Ihr mich tödtet, den Schlüssel hat der Müller in der Tasche. Er läſst ihn nie von sich. Seht doch zu, ob Ihr mit dem Messer das Schloſs aufsperren könnt. Als der Schlüssel einmal verloren war, hat mein Mann die Truhe so geöffnet."

„Zum Parlamentieren hab' ich keine Zeit, und warten kann ich auch nicht, bis der Müller heimkommt. Aber Gnade Euch, wenn das

Messer nichts schafft. Dann findet es den Weg wo andershin — ins Herz Eures Buben!"

Frau Annemarie erblasste, und unwillkürlich zog sie den Knaben, der an ihrer Seite lehnte, fester an sich. Der Räuber aber begann mit seinem Dolchmesser an dem Deckel der Truhe herumzuarbeiten, wobei er unverkennbare Geschicklichkeit bewies, denn es währte nicht lange, so gab der Riegel nach, und der Deckel ließ sich emporheben.

Mit rohem Lachen rief der Fremde:

„Euer Rath war gut. Jetzt lasst sehen, was sich des Mitnehmens verlohnt."

Er beugte sich über den Rand der Truhe und begann darin herumzuwühlen. Die Müllerin aber richtete ihre Blicke sorgenvoll nach dem Fenster. Draußen war jetzt alles in hellsten Mondschein getaucht, so dass man den Weg nach dem Dorfe ein gut Stück übersehen konnte. Aber der Müller oder sonst ein Mensch, der Hilfe bringen konnte, war nirgends zu erblicken.

„Seht doch an — Ihr seid kluge Leut', dass Ihr die Säckchen mit den Goldgulden nicht gleich oben drauf legt, aber finden will ich sie doch. Da suche ich eben tiefer!"

Um auf den Grund der Truhe zu kommen, die noch höher war als ein Tisch, musste sich der Räuber, der schon eine Menge Kleidungsstücke, Leinwandballen 2c. herausgeworfen hatte, schließlich mit dem Oberkörper weit hinüberbeugen. Dabei pustete und stöhnte er vor Anstrengung, seine Gier nach dem verborgenen Gelde ließ ihn aber alle Vorsicht außer acht setzen.

Eben beugte er sich wieder so tief in die Truhe hinab, dass seine Füße den Fußboden nicht mehr berührten. Da geschah etwas Unerwartetes. Die Müllerin fasste den Räuber bei den Füßen und stieß ihn mit starker Hand vollends in die Truhe hinein. Im nächsten Augenblick warf sie den schweren Deckel krachend ins Schloss.

Wie ein Blitz war der Entschluss zu dieser That in ihr dagewesen. Sie wusste nichts von Judith, die einst den Holofernes ins Verderben lockte, aber sie that wie sie, als der Feind in ihre Hand gegeben war. Gefangen war er — doch wie, wenn der Riegel wieder nachgab?

So dachte die Müllerin ebensobald, als ihre List gelungen war, und schnell war sie draußen vor der Kammerthür, wo auf dem Gange die Mehlsäcke in Reih und Glied aufgestellt waren. Wie einen Federball hob sie den ersten in die Höhe, trug ihn eilends zur Truhe und warf ihn darauf. Und so trug sie noch so viele Zentnersäcke herbei, bis sie sicher war, dass auch der stärkste Mann den Deckel unter dieser Last nicht emporheben konnte.

Aufathmend stand sie dann einen Augenblick still. Doch die polternden

Laute, die von der Truhe kamen, mahnten sie, dass die Gefahr noch nicht vorüber war.

„Geschwind, Balthasar!“ sprach sie zu dem Knaben, der sich jetzt blass und erschreckt an die Mutter drängte. „Lauf in die Schenke und hol' den Vater. Aber lauf' was du kannst — es gilt unser Leben! Sag' ihm aber leise, was hier geschehen ist, auf dass der Kumpan von diesem Räuber nicht aufstützig werde. Sei klug, mein Bub'!“

Sie strich dem Knaben zärtlich über das Haar, dann drängte sie ihn von sich und geleitete ihn zu der Hausthür.

„Gott schütze dich!“ murmelten ihre Lippen, als der Knabe eiligen Laufes unter den Bäumen des Waldes verschwand. Als sie sich aber dann in das Haus zurückwandte, kam mit einemmale ein Schaudern über sie, denn jetzt erst kam ihr zum vollen Bewusstsein, was sie gethan.

Zur Mörderin war sie geworden! Der stille Frieden ihres Hauses, der bis zur Stunde noch nie von Unheil und Schuld getrübt wurde, war durch ihre That dahin — für immer! Aber konnte sie anders? Hatte sie nicht in verzweifelter Nothwehr gehandelt? Denn dass ihr und ihres Kindes Leben auch dann nicht sicher war, wenn der Räuber die Schätze der Truhe an sich gerissen hatte, das war ihr nicht zweifelhaft. Sie hatte sich des Schlimmsten versehen müssen nach den wilden Reden und dem Aussehen des Mannes. Wenn ihr der Zufall die Macht gab, sich des Mörders zu erwehren, wer wollte sie verdammen, wenn sie es that? —

Was aber nun?

Wenn jetzt der Müller mit dem Landsknecht zurückkam — oder wenn dieser gar allein zurückkehrte? Der Kriegsmann steckte mit dem Räuber oben in der Truhe offenbar unter einer Decke und hatte den Müller absichtlich vom Hause weggelockt. Drum war es ebenso wahrscheinlich, dass er sich nicht scheuen würde, an den Müllersleuten Rache zu nehmen, sobald er erfuhr, was seinem Kameraden geschehen war. Vielleicht hatte er dem Müller schon ein Leid angethan, um ihn von der Mühle fern zu halten. Und da hatte sie den Knaben von sich gelassen, vielleicht gar dem Unheil gerade in die Arme geschickt! Sie musste ihm nach — — — nur das Haus wollte sie noch rasch verwahren.

In fliegender Hast schloss sie die Fensterläden im Erdgeschoß, legte den schweren Thürbalken vor die Hinterthür und eilte die Treppe hinauf, um die Ausfallthür zu verwahren, die zum Aufziehen der Getreide- und Mehlsäcke diente. Wer beschreibt aber ihren Schrecken, als sie beim Schließen eines Fensters einen Blick ins Freie that! Da sah sie in dem hellen Mondenschein eilenden Schrittes den Landsknecht daherkommen, den Knaben Balthasar an der Hand neben sich herzerrend. Die schlimmsten Ahnungen erfassten die Frau.

Eilends sprang sie die Treppe hinab und legte die schweren Schließbalken fest vor die Hausthür.

Da pochte es auch schon von draußen an die Thür.

„Wer da?" rief die Müllerin laut.

„Gut Freund, wie Ihr wisst. Macht auf, Frau Müllerin."

Das klang ganz freundlich, doch die Müllerin traute nicht. Sie rief hinaus, er solle warten, bis ihr Mann nachkomme, der doch nicht allein in der Schenke geblieben sein werde.

Da wurde der Landsknecht zornig, denn ihm gieng nun ein Licht auf, dass der Anschlag seines Kameraden nicht den gewünschten Ausgang genommen haben konnte. Würde dieser sonst nicht ein Lebenszeichen von sich geben? Oder hatte er schon mit seinem Raube das Weite gesucht? Aus dem Jungen war nichts weiter herauszubringen, als dass er seinen Vater holen sollte.

In jedem Falle galt es jetzt für den Landsknecht, so rasch als möglich zu handeln, denn leer davonziehen wollte auch er nicht. Er schlug deshalb mit seinem Schwerte von neuem an die Thür und stieß schreckliche Verwünschungen aus.

Die Müllerin war ins Oberstock hinaufgeflüchtet und rief hinab, sie werde sofort öffnen, sobald ihr Mann zur Stelle sei. Da schrie der Räuber:

„Der sitzt in guter Ruh' in der Schenke und wartet, dass ich von dem nöthigen Biergange wieder hereinkomme. Dass ihn Euer Söhnchen nicht warnt, dafür hab' ich gesorgt. Wenn Ihr aber nicht sofort aufsperrt, so hack' ich das Büblein hier vor Euren Augen in Stücken."

Schaudernd vernahm die Müllerin diese entsetzliche Drohung, und sie zögerte, indem sie bedachte, ob sie nicht lieber öffnen und alles über sich ergehen lassen sollte, um das Leben ihres Kindes nicht zu gefährden. Dann fand aber der Räuber seinen Kameraden, und es war um sie beide geschehen, denn wessen sie sich von dem Räuber zu versehen hatte, das war ihr nur allzugewiss.

Wieder rief der Mordbube seine fürchterliche Drohung zum Fenster empor und schwang das Schwert drohend über dem Haupte des Kindes. Da rief die Müllerin in ihrer Herzenspein hinab:

„Dort kommt mein Mann — jetzt waget nicht, die Drohung wahr zu machen."

Der Räuber wandte sich hastig um und blickte den Weg hinab, dann klang es desto höhnischer hinauf:

„Auch belügen wollt Ihr mich noch? Und wenn er käm', dann ist erst recht Eile von nöthen."

Sprach's und hieb dem Knaben mit einem Schlage den Kopf ab, dass er nur so auf den Steinen vor der Hausthür dahinkollerte. Höhnisch lachend schrie der Wütherich dabei:

„Nun schickt doch den Knaben, den Vater zu holen. Und wartet nur — jetzt kommt Ihr an die Reihe!"

Er schaut prüfend einen Augenblick an der Mühle entlang, dann ruft er: „Alle Löcher habt Ihr doch nicht verstopft!" — und verschwindet in der Richtung nach dem Mühlrade zu.

Die Müllerin war erstarrt vor dem Grausigen, das sie gesehen — sie vermag nicht zu denken — nur das blonde Kindeshaupt sieht sie in seinem Blute dahinrollen — — — —

War das Wirklichkeit — oder nur ein fürchterlicher Traum? —

Da vernimmt ihr Ohr den Ruf des Mörders — sie sieht ihn nach dem Rade klettern, und im nächsten Augenblick stürmte sie auf dem Gange zu der Treppe, die zu dem Mahlgange führt. Mit übermenschlicher Kraft erfasst sie den Hebel, der die Kurbel des Wellbaumes bisher festgehalten hat, und gleich darauf setzt sich das Mühlrad in Bewegung. Ein markerschütternder Schrei durchdringt draußen die Luft und übertönt das Knirschen des Rades, das den Übelthäter zermalmt — —

Die Müllerin aber stürzt, wie vom Schlage getroffen, zu Boden.

So findet sie nur wenige Minuten später der Müller. Ihm war das Warten in der Schenke zu lange geworden, zumal sein Gast ihm immer fragwürdiger erschien. Dabei dachte er lebhaft an die Mahnung seiner Frau, und so schritt er in Begleitung zweier Gerichtspersonen, die zufällig in der Schenke anwesend waren, eiligst seiner Mühle zu. Da fanden sie zunächst zu ihrem Schaudern den gemordeten Knaben, und als sie mit Gewalt einen Fensterladen erbrachen und ins Haus einstiegen, auch die in schwerer Ohnmacht liegende Müllerin; als sie aber weiter giengen, fanden sie auch den zerquetschten Körper unter dem Rade und den andern, der im Kasten erstickt war, unter dessen Weiberkleidern ein männlicher Leib versteckt war.

Der ehrwürdige Chronist, der diese Schaudermähr berichtet, schließt seine Erzählung mit den Worten:

„Sie berichteten es alsbald dem Kloster-Vogte in Zelle, als ihrem vorgesetzten Gerichtshalter, welcher sodann die beiden selbst gefangenen und noch ungehangenen Raubvögel, andern zum Abscheu, an öffentlicher Straße aufs Rad nageln läst, dem Müller seine so gefährliche Sorglosigkeit verweiset, die Müllerin dagegen ihrer Mannlichkeit und Verschlagenheit wegen rühmet. Er gab auch eine Verwarnung, dass man sich an dergleichen einsamen und abgelegenen Orten (wie diese Berbisdorffer Mühle ist) mit Beherbergung unbekanndter und verdächtiger Leute desto behutsamer zu verwahren habe. In Summa, es wäre diese ganze Geschicht einer Comödie von der tapfferen und verschlagenen Judith fast gleich worden, woferne nur die Massacrierung des einigen kleinen Sohnes

denen betrübten Eltern selbige nicht zuletzt in eine Tragödie und trauriges Final verwandelt hätte. Des Sohnes Körper ward sodann ehrlich und christlich begraben, der Mörder hingegen mit der Seele dem Teufel, mit dem Leibe denen Raben zur Speise."

Liebesgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Von **Albert Bitzius.**[1])

Fürio! das Haus brennt.

Einmal, im Emdet war es, hatte ich mich spät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeständig Wetter gewesen; viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm schien zwei Tage hintereinander, hatten wir alle Hände voll zu thun gehabt, und am letzten Tage heimgeführt, so lange es heiter war; alle Wagen stunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derselben. Als alle ins Bett giengen, hatte ich noch meine Pferde zu besorgen; nachdem sie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöse, als ob man einige tausend Körbe mit Glasscherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erschütterte. Ich fuhr auf; aus schwarzer Nacht war blutrother Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hosen, kam aber zweimal verkehrt hinein; die Schuhe aber wusste ich nirgends, sprang hinunter und sah das ganze Scheuerwerk unseres Hauses bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh; dorthin stürzte ich, meine Sachen ganz vergessend, nur an meine lieben Rosse, an meine lieben Kühe denkend. Ich sprengte in der Angst, da ich das Schloss nicht fand, die Thüre mit einem Tritt, und schnitt die Halftern durch, lockte, trieb in wilder Angst die Thiere zur Thüre, und brachte glücklich alle heraus, bis an ein Pferd, das wir erst gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle stand und kein Bein machen wollte. Das treue Thier wollte sein Junges nicht verlassen, und fand in seiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Über meinem Zerren vergaß ich, dass ich in einem hölzernen Hause sei, bis plötzlich das Feuer in

[1]) „Bauernspiegel".

den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt ins Tenn stürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus, und durch wallende Glut und unter stürzenden Balken weg sprang ich ins Freie. Nun im Hause vornen Geschrei, und ein wirres Austragen dessen, was man in der Angst ergriff. Der Meister rief um Hilfe, um sein Bureau zum Fenster hinauszuheben, und meine Kraft trug die schwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofstatt. Aber auch das Vorderhaus mufste verlassen werden; nun erst dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, besonders des Spychers und des Stockes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe; in weitem Kreise fiel nieder der Feuerregen, und bedeckte die Dächer der Gebäude; aber auch der Regen schlug prasselnd nieder und hinderte ein schnelles Feuerfassen. Aber die wachsende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte; hie und da fieng eine Ecke an zu rauchen; niederfallende Schindeln und Holzsplitter glimmten auf den Dächern.

Wir versuchten zu löschen, so gut wir konnten; aber betäubt vom Schrecken fafsten wir alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hilfe, und doch donnerte es nicht mehr; das Gewitter schien in einem einzigen Schlag sich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden schienen zu verschleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle sich zeigte, bis das schauerliche Rasseln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwanzig Minuten die erste auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es selbst erfahren, wie in solchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten sich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten; der wilden Naturgewalt setzte die umsichtige Kraft der Menschen sich entgegen; da schien zorniger die Glut zu zischen, und gewaltiger wälzten sich die Feuergarben zum Himmel, als sie des Feindes nasses Nahen fühlten. Aber der Mensch bebte nicht; auf den Dächern ringsum setzte er sich fest und schirmte sich mit nassen Tüchern; kühne Rohrführer drängten ein zwischen den Brand und die zu schirmenden Gebäude; die Spritzenmeister reihten die verworrene Menge; durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und streckten rasch die Spritzen ihre Arme, und in hohem Bogen stürzten Wasserwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätschten gradlinicht die nächsten Röhren ihre blinkenden Wasserstrahlen, wie von des Bogens straffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie Ordnung geschaffen und ein geregelter Widerstand eingerichtet war, da erwachte das Bewufstsein überlegener Kraft, und mit demselben trat Ruhe unter die Kämpfenden und beinahe stille ward es unter ihnen; nur hie und da erscholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermüthige, unnütze Schneiderseele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte; aber kräftige Fäuste schoben sie bald wieder

dahin, wohin sie gehörte. Wohl rasselten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden strömte herbei; aber sie traten ein in die Ordnung, und ihr Geist kam alsbald auch über sie. Nur schüchtern sah man herumschleichen oder an Bäumen stehen ein vornehmes Bauernsöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das seine Höschen schonen musste. Zurückgedrängt in sich selbst, wurde das losgebundene Element immer wüthender, wirbelte sich aus den Heu- und Garbenstöcken immer gewaltiger herauf, und jede einstürzende Wand oder Diele erzeugte neuen Ausfall, neue Feuerströme auf Menschen und Häuser. Aber die Menschen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnsten; es stürzten die Garben und Heustöcke herunter, ein Flammenmeer bedeckte alles; aber die Menschen wankten nicht, gegen des Elementes Wuth setzten sie des Menschen Ruhe, und des Elementes Wuth verzehrte umso schneller seine Nahrung, und schwächer schlugen seine Flammen auf, und kürzer wurden seine feurigen Zungen, und matter leckten sie an den schwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menschen, die vorher dem ungestümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den ermattenden ein zu seiner Vertilgung. Die Wasserzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; zischend griffen die Wasserströme das Feuer über seiner Beute an, und muntere Bursche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und rissen dem Feuer aus den Zähnen seinen Fraß, und schleppten ihn aus dessen Bereich. Ohnmächtiger wurde es immer mehr, aber darum auch listiger; es barg sich unter die Trümmer, versteckte sich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der sich in der Siegesfreude berauscht und die Wachsamkeit vergisst, ehe die Niederlage vollendet ist. Doch umsonst.

Nach alter schöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, stattete der Pfarrer der nun überflüssigen Menge den gebürenden Dank ab; nur merkte man ihm sichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er diese Abdankung machen sollte; denn er hatte noch keine gehalten. Er schien sich für eine halbe Stunde entschieden zu haben; aber ein erneuerter Regenguss kürzte den dritten Theil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich diese drei gefunden: Erstens vom Feuer überhaupt, und vom Blitz insbesondere; zweitens vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes; drittens vom Dank gegen Gott, dass er Menschenleben behütet, und vom Dank gegen die Menschen, dass sie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächsten Spritzen und Mannschaft, wies auf Brotwagen hin, welche vernünftige Nachbaren herbeigeführt, den Hunger der Arbeitenden zu stillen. Während die Menge sich verlief, ordneten sich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, prasselten

ihm Wasserstrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandstätte. Den Wechsel der Feuerhelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel sich hob, und ihr gold'nes Auge durch dunkle Wolken niedersah auf die schwarze Brandstätte. Da erst kam man wieder zum Bewußtsein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härtesten zugieng, war im Feuer und Wasser gewesen, und hatte weder an mich, noch an andere gedacht. Nun sah ich auch den Meister (Hausvater) wieder, wie er schluchzend bei dem einen und dem andern stand und seinen Verlust beschrieb, wie er bei jedem Theile seines Hauses in neue Thränen ausbrach, an eine andere Einbuße sich erinnernd; sah die Frau heulend auf der Spycherlaube sich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; sah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel jammern und nach ihren Göllerketteli schreien; und ich stand barfuß in Hemd und Hosen an der Brandstätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein sauer Verdientes, ich weinte erst, als man neben dem Kalbe meinen schönen Kleb fand, der den Tod der Treue gestorben.

Nun suchte ich auch das gerettete Vieh wieder zusammen, machte in einem Schopfe Platz, so gut ich konnte, molk in Eimer die Kühe aus, und brachte sie der Meistersfrau. Sie fieng neu an zu heulen, heulte mich an: was sie doch mit der Milch machen solle? Indessen behielt sie sie, trank davon, gab ihren Töchtern; ob ich auch gehabt, darnach fragte niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erst als ich andere trinken sah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemolken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schuttabräumen und Löschen, barfuß in Hemd und Hosen, und aß ein Stück Brot, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrath für den Abgebrannten; ich half abladen, die Rosse halten; es kam Esswaare aller Art; es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen; Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber niemand sah den geschwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kittel.

„Ja Meiß (Jeremias), es isch mr viel z'übel gange, u no der Chleb verbrunne, hescht dä de nit chönne-n-use bringe?“ war alles, was mir der Meister sagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarschaft ein Paar alte Holzschuhe. Mit diesen setzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer seine Geschenke an Scherm bringen. Da kam der Wirt und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, sondern aus Hochmuth; für den armen Knecht, der zwar nur seines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, sondern nur, wie er, Gerichtssäß war, hatte er nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir ge-

geschah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt; gedachte nicht, daſs ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Ersatz von ihm zu erwarten hätte; daſs er sehr viel gerettet und ich gar nichts, daſs es mir am übelsten gegangen, daſs meine Mitchristen mich zuerst zu bedenken hätten für meine Nothdurft, ehe sie dem Bauern für seinen Überfluſs sorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in solchen Fällen für treue Dienstboten gesorget sei, nämlich so, daſs sie allemal, wenn sie für den Meister gesorget und nicht für sich, reuig werden muſsten. Damals waren noch keine Mobiliar-Assecuranzen; sonst hätte ich sicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meisterleuten sei, ihrer Dienstboten Armseligkeiten nicht auch in ihre Versicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeit für sie bezahlen, damit die Diensten, die ersten in solchen Fällen, die günstigsten Augenblicke zum allgemeinen Besten verwenden und nicht ein jedes zuerst nach seinen Hüdlene laufen möchte. An dieses alles dachte ich nicht; aber ich ward so von ganzem Herzen unglücklich, wie seit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt; in die schlechte Nahrung waren einige Gläschen Brantwein gegossen. Vernachläſsigt von allen, bei allen meinen Anstrengungen unbemerkt, bei meinem Verluste unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins über mich, das mir das Herz zusammenschnürte.

Fürio! Es brennt auch im Herzen.

Endlich kam der Abend. Mir schien, als ob seit gestern ein ganzes Jahr verlaufen wäre; eine unendliche Kluft dehnte sich mir zwischen gestern und heute. Als ich fertig war mit Futtern, und ein Lager mir bereitet hatte zwischen meinen Thieren, lehnte ich mich traurigen, schweren Gemüthes an einen Baum, und blickte hin auf das öde Grab so vieler Dinge. Ich war nicht nur einsam hier im dunklen Abend, sondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte sich heute um mich bekümmert, als ein armer Knecht und einige Neugierige, die wissen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächsten Verwandten hatten mich verleugnet; mein Meister, vom Eigennutz überwältigt, nur an sich denkend, hatte seine Rolle gegen mich zu spielen vergessen, mich übersehen, nicht erkannt, was ich für ihn gethan; manches, das ich lieb hatte, war dahin: mein Hut, meine Uhr, meine Hemden und meine Kleider; ein Büscheli Geld lag in der Asche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid getheilt oder mir guten Muth gemacht. Das alles dachte ich nicht, aber ich fühlte dessen Wirkung. Matt und muthlos an Vater und Groſsmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich hätte klagen mögen, versank ich in stummes Sinnen und merkte nicht, daſs es Nacht um mich ward und ein kühler

Wind durch das Hemd mir strich. Da legte sich von hinten eine Hand mir auf die Schulter; eine Stimme sprach: „Meiß, sä da hesch neuis!“ Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und sprang durch die Bäume hin. Also jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Anneli, etwa einen Scheibenschuss von uns. Es war kein Mädchen, um das man sich riss, um das die Buben kutterten. Groß war es wohl, aber nicht vierschrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rothangestrichene Kegelkugel, sondern ein längliches, schmales Gesicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach und galt für dumm, d. h. es hatte kein schlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wusste es nicht zu antworten, sondern wurde roth.

Ich hatte das Mädchen viel gesehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm Zeit gewünscht, mich seiner nicht besonders viel geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Anneli ein seidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desselben waren zehn Batzen eingebunden. Ich kann nicht sagen, es sei mir gewesen, als ob ein zweiter Blitz bei mir eingeschlagen, ein elektrischer Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wissen möchte ich, wie es der Erde zumuthe ist, wenn in ihren winterkalten Schoß der erste Frühlingsregen fällt, der erste Thau sie tränket; wenn da die Würzlein alle sich regen zum freudigen Leben und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menschen. So, denke ich, sei mir zumuthe geworden. Eine sanfte Wärme glomm in mir auf, ein süßer Schauer rieselte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Brust; ein immer wachsendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu sein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knospeten in mir, und die Knospen hoben leise ihre Köpflein auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem so manches schon begraben, wo nur Moder, Verwesung und starre Todtengebeine waren, und die Knospen blühten schüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten sich im Sonnenlicht aufgehender Liebe, verschämt noch die Gesichtchen in rosigem Thaue verschleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menschenherz, wenn die Stunde günstig ist, in Augenblicken. Lange stund ich still am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Trostlosigkeit war geschwunden. Die Wehmuth, das Sehnen nach denen im Grabe fort; Heiterkeit, Freude, Lust woben sich in mir rasch durch einander, und aus diesem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Gestalt Annelis hervor mit seinen verschämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter seine Hand, und wie Orgelton

klang es mir immerfort: „Meiß, sä da hesch neuis!“ Und ich hatte ihm nicht gedankt! Da ergoss es sich brennend über mein Gesicht; ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefste Gründe, und schalt mich mit allen möglichen Namen.

Und hin wollte ich, das Versäumte gut zu machen; aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen: Wo war es jetzt, war es nicht böse, durfte ich von meinem Vieh weg; was solle ich ihm eigentlich sagen? Dann trieb es mich doch wieder hin; sehen wollte ich es wenigstens, in seiner Nähe einen Augenblick sein, mich auf irgend eine Weise künden. Endlich zog es mich noch widerstrebend fort; bald schlich, bald lief ich dem Nachbarhause zu, je nachdem ein Gefühl mich bewegte. Vorsichtig umstrich ich das Haus, hoffend, Anneli noch beim Brunnen zu sehen; aber alles war stille und schien zu Bette. Ich wusste nicht was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeister und sein Knecht hülfen an der Brandstätte wachen, Anneli sei gewiss in seinem Gaden, und niemand werde mich stören, wenn ich ihm vors Fenster schleiche. Leise stieg ich hinauf; aber oben durfte ich nichts sagen, nicht klopfen; wind und bange wurde mir; viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder hinunter gewesen wäre; da musste ich plötzlich niesen, ein, zwei, dreimal; über mir öffnete sich das Fensterlein, und Annelis Stimme sagte: „Wer isch da?“

Dass auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald sich Vorwürfe machte, sich vorhielt, was ich von ihm denken müsste, dann wieder doch sich freute und leise hoffte, ich werde doch noch kommen oder doch seiner gedenken, vernahm ich erst nachher. Erschrocken sagte ich: „Nume-n-i“, und stotterte verlegen meinen Dank und die Versicherung, ich wolle ihm seine Gutthat mein Lebtag nicht vergessen. Anneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt; ich hätte ihm ja einst auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wusste gar nicht, was Anneli damit meinte, und behauptete, ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde fast angst, es hätte einmal einen andern für mich genommen. Anneli sagte: „Eh Meiß, chennst mi de wäger nit ume? es het mi scho lang duret, dass d' nüt zu mr gseit hesch, als guete Tag u guet Nacht; i ha gmeint, du sigisch z'hochmüetig worde. Bsinnst di de nit meh, vor zwölf Jahre a dr Bettlergmeind hesch mr Wegge gäh, wo mr hei briegget us Hunger? u das he-n-i dr nie vergesse, u-n-i ha großi Freud gha, wo-n-i di wieder gseh ha, i ha di grad ume gchennt, u-n-i ha mi gfreut, dass mr so nach bi-n-enangere si, aber du hesch mi nit welle chenne, u das het mi mengisch duret.“

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Ge-

schichte, geschweige denn des kleinen Mädchens Gesichtszüge, rein vergessen; ich wusste nicht, dass in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrscht, festzuhalten, was je einen Eindruck auf sie gemacht, je reichere Herzen, desto tiefern Eindruck, besonders die Eindrücke der Liebe und Anhänglichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichthum oder Schönheit sich schlingen, oder die im Taumel der Welt sich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armseliger Einsamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienstbaren Verhältnissen lebt, das vielleicht nur einmal in seinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief diese Zeichen sich eingraben, weil sie in so manchen trüben Stunden der einzige Balsam für das verlassene, sehnende oder verwundete Herz werden müssen. Wie mich dieses Erkennen freute, kann ich niemand sagen, konnte es Anneli auch nicht sagen; hatte ich doch nicht geglaubt, dass jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir so nahe! Ich versprach mich über mein Vergessen so gut mir möglich, versicherte, dass ich es nicht mehr vergessen wolle. Unser Gespräch fieng bald an zu stocken; mich fror es entsetzlich in meinem luftigen Kleid; Anneli wurde ängstlich, die Meistersfrau könnte unser Geplauder hören. Ich wäre so gerne im Gaden gesessen, um noch manches zu sagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Anneli hätte mich so gerne hinein gehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir gewesen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es sollte mich hineinkommen heißen, und Anneli hielt sich dafür, mir es anzubieten, weil es sich ohnehin schämte und fürchtete, ich möchte es für anlässig halten. Darüber wird vielleicht manche Bauerntochter lachen und manches Knechtlein sich aufblähen und meinen: so dumm wie ich sei es doch nicht; und mancher Erfahrene wird glauben, ich lüge; das sei alles nicht so gegangen, indem ja der Brauch allgemein sei, dass, wo die Buben den Verstand nicht hätten, die Mädchen ihnen denselben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es ist doch so. Ich weiß gar wohl, dass es Schnuderbuben gibt, die noch während der Unterweisung (Christenlehre) oder gleich nach derselben, wenn sie vielleicht noch nicht sechs Kreuzer verdienen oder nicht über drei Mäß Krüsch wegsehen können, in allen Gaden herumschnausen, sich den Eingang erzwingen, durch wüstes Thun, das Mädchen mag sie wollen oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln. Ich weiß es gar wohl, dass es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geschwind genug das Fenster öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen schlafen, damit ja kein Geräusch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen

heißen, ehe man sie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja sich förmlich an die Kuttenfecken hängen, damit man mit ihnen heimkomme; dass es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte locken, wenn sie nichts Besseres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl; aber solcher Art waren weder ich noch Anneli.

Freilich gieng ich zweispältigen Herzens fort, warf mir vor, dass ich nicht gefragt ums Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeschlagen worden wäre. Die erschöpfte Natur machte jedoch diesen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erst, als meine hungrigen Kühe mich aus süßen Träumen brüllten. Auch träumerisch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, staunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich selbst, lief in den Schopf, um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich sehen, wie reichlich man meinem Meister Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauern eine Kleidung und zwei fast neue Hemden erhielt. Was war dies gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die längi Zyti nach Anneli; alle Augenblicke meinte ich, es müsse aus dem Hölzli hervorkommen; und als seine Meistersfrau selbst ihrem Manne das Essen brachte, zürnte ich recht über Anneli, dass es nicht auf irgend eine Weise seiner Frau den Auftrag abgeschwatzt. Aber je näher der Abend kam, desto gelinder wurde mein Zürnen, desto fester mein Entschluss, im Dunkel der Nacht Anneli zu besuchen, sein Stimmchen zu hören, sein Gesichtchen zu sehen. Dieser Entschluss erhob mich. Rasch förderte ich meine Abendgeschäfte, und schon glaubte ich gehen zu können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig; sie hielt uns einen großen Theil der Nacht hin; ich musste mich auf den folgenden Abend trösten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fieng es an zu blitzen, schwarze Wolken stiegen rings um uns empor; uns alle fasste ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis ins tiefste Mark hinein. Lange schien es, als sei das Gewitter über unser Haupt gebannt und wolle betrachten, was seine Macht zerstört. Als es vorbei gezogen war und wir wieder Athem schöpften, und ein Gottlob nach dem andern von unsern bleichen Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechselndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerstören, was der Menschen Anstrengung ihm entrissen. Doch unsere Angst fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Anneli hatte ich nicht gesehen, und der Kummer: Was wird Anneli sagen, was wird

es von dir denken, dass du nicht kömmst, dich nicht zeigst? quälte mein Herz.

Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde sich herablassen, dieses zu lesen, so werden auch sie ungläubig spotten und sagen, das hätte ich in einem Romane gelesen; denn so etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz; in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königssohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebessehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne untergeht in grausige Wolken, so geht beiden meist die Liebe unter in wüster Sinnlichkeit.

Unter Seiden und Zwilchen stürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brausen in den Herzen in ähnlichen Accorden; aber im Seidenkleide weiß man schön darüber zu reden, läßt Thränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen; im Zwilchenkleide bleibt man stumm, und streicht still und wild durchs Feld. Aber das ist eben das Unglück, dass man allen denen, die unter einem sind, keine Gefühle berücksichtigt, sondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Herde Elephanten auf einem Reisfelde: dass man glaubt, der Knecht sei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer bloß Bauer, der Bürger Bürger; dass man nicht aus jeglichem Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt; ja dass man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menschenclasse einen besonderen Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder etwas auf Erden noch am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erlosch, strich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, schien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles still ward, wagte ich mich noch lange nicht vor das Gaden, aus Furcht, mich merke jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab allen einen gesunden Schlaf, auch Anneli. Ich klopfte mehreremale, umsonst; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unters Fenster kam und überrascht fragte: „Weiß, bisch du's, was wotischt?" — „Wetsch mi nit e wenig iche lah?" fragte ich endlich stotternd und zagend. Anneli sagte nichts, öffnete schweigend das Fenster, und zum erstenmale in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in stiller dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fieng ich an, ihm noch einmal zu danken, fieng allgemach an erzählen zu können, wie seine Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlassen geglaubt, niemand an meine Noth gedacht, wie ich längi Zyti gehabt, bis ich ihm

das sagen konnte, aber daran gehindert worden wäre, und nun fast gefürchtet, es möchte böse über mich sein. Anneli freute sich, dass ich seiner gedacht; es hätte sich fast geschämt und geglaubt, ich müsste es für eins jener Meitschene halten, die den Buben Wein zahlen und Kram bringen, und doch sei das wahrhaftig nicht der Fall; es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunst so entblößt gesehen, und gehört, dass mir alles verbrannt, hätte es weinen müssen, sei nach Hause gegangen, brütend, wie es mir etwas geben könne. Endlich sei ihm das Halstuch, das ihm früher eine Gotte gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter seinen Kleidungsstücken, das ich brauchen konnte; das sei auch gar zu wenig gewesen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir selbst etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, sei ihm plötzlich eine Angst angekommen, dass es habe davonlaufen müssen; es hätte mich schon damals fragen wollen, ob ich es nicht mehr kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waisen einander unsere Schicksale. Anneli hatte viel mehr gelitten als ich, da ihm seine Mutter, bald nachdem ich es gesehen, gestorben. Verwandte und Meisterleute hatten es vielfach misshandelt; bei aller Arbeitsamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszustehen gehabt, Nachstellungen des Meisters, eifersüchtige Misshandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nirgends Trost, und nicht den Trotz in der Brust, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde sein Leid nicht ausgehalten haben; aber seine Mutter habe es an Gott gewiesen, der werde es nicht verlassen, solange es brav und fromm sei, und hier habe es seine Kraft gefunden. Ich begriff das letztere nicht recht; denn bei Gott Trost und Kraft suchen, hatte ich nicht gelernt; wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten; aber dass dies das Gleiche sei, wusste ich nicht; ich meinte, beten sei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Anneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über alle, welche ihm wehe gethan. In den Fäusten juckte es mich, jenen begehrlichen Meister abzubläuen; schnell frug ich, ob sein gegenwärtiger Meister oder der Knecht ähnliches sich zu Sinne steigen ließen? und auf die Versicherung, dass dies nicht geschehe, musste es mir versprechen, es mir alsobald zu sagen, wenn es sich einer einfallen ließe, damit ich dem D . . . . die Beine abschlagen könne. Unter solchen Gesprächen verstrich die Nacht wie ein Augenblick, und Anneli mahnte mich ans Weggehen, bittend, ich solle doch ja hübscheli machen; es hätte gar zu ungerne, wenn man wüsste, dass es einen Kilter gehabt. Ich gieng ungern, versicherte ihm noch, mein Lebtag werde ich es ihm nicht vergessen; und

wenn ich ihm etwas thun könne, Tag oder Nacht, so werde es meine größte Freude sein. Ich frug noch ums Wiederkommen, und Anneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merken und uns ausführen. Das schien mir gar lange; ich wäre gerne schon morgen wieder da gewesen, allein Anneli war vernünftiger als ich. Es stellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen andern antreffen; allein mehr wolle es nicht; übrigens gebe es immer Anlass die Woche durch, dass man sich sehen und ein Wort mit einander wechseln könne; schon wenn man sich nur guten Tag sagen könne, thue es einem wohl. Wir hatten nichts von Heirat, nichts von Liebe gesprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuss gewechselt; aber unsere Herzen lagen offen vor einander; und ob wir es gleich nicht wussten, dass wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe seither erzählen hören, es habe Menschen gegeben, die in großer Herzensangst in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht; allein dass in kurzer Zeit eine große Veränderung mit einem ergehen kann, das habe ich erfahren. Stolz schritt ich heim, ich war mir bewusst, nicht mehr allein auf der Welt zu sein; Anneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält würde; konnte jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Anneli gehen, wenn ich längi Zyti hatte, konnte ihm wenigstens, wenn ich es traf, ansehen an seinen lieben Augen, dass es mich kenne; das alles machte sich mir nicht klar im Kopfe; aber das Gefühl davon hob meine Brust, strömte Freude in mein Herz, strahlte mir aus den Augen. Ich trat viel mannlicher daher als früher, hatte eine innere Lustigkeit, die manchmal ausbrach zu großer Verwunderung derer, die dies sonst nicht an mir gewohnt waren; doch war ich am liebsten allein, pfiff ein Liedchen und sann an Anneli.

Wie man lieben und arbeiten kann.

Es kam nun für mich eine gar strenge Zeit; denn unser Haus sollte noch vor Winter wieder aufgerichtet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu besorgen; auf dem Bauplatz war immer zu thun, und eine Menge Steine sollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut; Holz brachten sie genug und unentgeltlich zur Stelle; wer einen Tag entübrigen konnte, half Mist oder Steine führen und z'Acker fahren u. s. w. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu schaffen. Das mühseligste von allem war, dass uns alles Schiff und Gschirr verbrannt war; von allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts, und mussten erst hier aus und dort aus springen, um es zu entlehnen. Wollte ich Steine führen, so fehlten mir Ketten, Schleiftröge, Knittel;

wollte ich Mist führen, so hatte ich weder Mistbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm; er hütete sich wohl, das Erforderliche gleich anzuschaffen; er rechnete: beim Bauen gehe dem Werkzeug am meisten ab, gehe viel davon verloren; beim Bauen unter diesen Umständen leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nöthige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es also ab, dieses gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergessen; was er dann endlich anschaffen müsse, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilich am lästigsten; sobald ich listig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebsten. Im musste fast alle Tage um etwas aus, oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar so oft an die Reihe als Annelis Meister, und wenn es sich thun ließ, brachte ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Annelis Meister (Hausvater) rühmte mich dann, wie ich ein Exacte sei, und hieß mich wiederkommen, so oft ich etwas nöthig hätte; er sehe, ich trüge ihm Sorge zu seiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich musste erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für so eine Jugend brav sei. Aber deswegen kam ich nicht, sondern wegen Anneli, das ich fast allemal, bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen sah. Wir sprachen nie lange mit einander; aber unsere Augen verstunden sich und sagten sich alles: und wenn ich seinen Kittel streifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, seine Hand berühren, so drang durch mich ein gar wonnigliches Gefühl, und ich gieng überselig heim. Kein Mensch merkte von weitem, dass Anneli und ich näher miteinander bekannt seien; wir hüteten unser Geheimnis mit der größten Sorgfalt, und waren um so glücklicher dabei. Erst jetzt merkte ich, wie klug Anneli gewesen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht sein wollte. Alle Tage waren meine Rosse im Kommet früh und spät; des morgens um vier musste ich fort und kam abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Thiere nicht abfallen zum Erbarmen, so musste ich ihrer warten, musste ihnen Zeit lassen zum Fressen, musste abpassen und da sein, damit sie es mit aller Muße thun konnten. Ich musste ganze Nächte meist wachend zubringen, in andern nachschlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit oder ein wachsamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, dass meine Thiere munter blieben, alle Menschen über ihr Aussehen sich verwunderten, und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe nebenaus zu fahren 2c. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres als Fuhrleute, welche Stunden lang in Wirtshäusern liegen und ihre armen Rosse den Fliegen preisgeben oder

der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer, welche ihre Rosse, wenn sie heimkommen, in Stall stellen, tränken, Futter aufschütten, dann einem Meitschi nachlaufen, dort bleiben, bis sie bald anspannen sollten, dann die noch von gestern hungrigen Rosse wieder nur halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen schlafen, die Rosse herumblampen, Blätter von allen Bäumen reißen lassen, endlich auffahren, mit der Peitsche auf die armen Thiere einfahren, und in schnellem Trott das Versäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt es viele, man sieht es den Rossen an; solche Schlingel sind ärger als ein Thier, und sie verdienten, dass der liebe Gott sie auch in ein Thier verwandeln und einige Jahre einem Thierschinder in die Hände und unter die Peitsche geben würde.

Anneli freute sich, dass sein Meister mich so rühmte; denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden lassen, und Anneli machte mir Vorwürfe, dass ich so schlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, sagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, so hätte ich es ihm sagen sollen; sein Meister sei ihm noch den letzten Lohn ganz schuldig. Da wurde ich fast böse, dass Anneli meinte, ich zöge so vorweg ein und verhudle mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meister gut zu haben glaube; aber er habe, wie er sage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er so viel anschaffen müsse, und Geld ihm mit verbrannt sei.

Das gefiel Anneli gar nicht, dass ich mit meinem Meister nicht einen bestimmten Lohn ausgemacht; so sei man immer betrogen, meinte es; es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter schönen Versprechungen, und von Zeit zu Zeit ein Nastuch oder ein Mänteli auf Abschlag erhalten, oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anständig gewesen, es ihn aufgesagt und seinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Versprechungen abgeleugnet, alles Gegebene hoch angeschlagen, noch viel dazu gelogen, seine Arbeit klein gemacht, und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almosen bekommen und nicht einen Lohn. Anneli meinte, mein Bauer sei der Rechte, es auch so zu machen; er habe in der Gemeinde nicht das beste Lob; ich solle daher mit ihm rechnen so bald als möglich, und einen festen Lohn bestimmen; so bös wie ich es habe, schienen ihm dreißig Kronen nicht zu viel; bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen.

Dass mein Bauer so schlecht sein könnte, das glaubte ich nicht; er wusste ja, was er mir gesagt, und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in diesem Augenblick, wo er schon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufschlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewusst, wie viel ich bei ihm zu gut, und wie

viel ich in Zukunft bestimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterstrümpfe zu kaufen, und er mich abschnauzte: er habe sein Geld nicht bloß für mich, so sagte ich ihm, in diesem Fall sei es besser, wir hätten unser Geld besonders; somit wollten wir miteinander rechnen, damit ich wisse, was mein Geld sei; denn von seinem Geld brauche ich nichts. Verblüfft sah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren und wer da aus mir rede; aber wie gesagt, er war ein schlauer Fuchs; daher fasste er sich bald und sagte mit aller Freundlichkeit: „Meiß, es isch nit so bös gemeent; het der neuer dr Gring große gmacht? J will scho mit dr rechne, sobald i dr Zit ha, und dKalender gfunge, wo-n-i ufgschribe ha, was i der gä ha. Aber du muescht nit grad ufbigehre, we-n-i allbeneenisch uwirsche bi; we du so viel z'sinne hättisch, du wärisch's o. Du hesch nüt Chummer z'ha; für sövli bi-n-i notti geng guet gnue, u du weesch wohl, was i dr mengisch gseet ha, u we d' Geld manglisch, so chumm ume ungschoche; we-n-i ha, su muesch o ha." Was sollte ich machen? Ich wusste darauf nichts zu antworten, ich ließ mich begütigen.

Anneli war nicht mit dem Meister zufrieden, nicht mit mir: „Meiß, du bisch viel zu ufrichtig; du wirsch gseh, wie's dr gaht", warnte es, und es hatte recht; aber das war nicht recht, dass es meine Schuld büßen musste.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unsern Liebeshandel weiter beschreibe, will auch alte Wunden mir nicht aufreißen dadurch, dass ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich sagen, dass unsere Liebe züchtig blieb und immer inniger wurde. Wir sprachen freilich nicht von Liebe oder Freundschaft, nicht von Teufelnehmen, erschießen, ins Wasser springen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele; aber wir fühlten, dass eins dem andern alles war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und jedes fand sein Glück darin, dass es nicht mehr allein stund auf Erden. Wir liefen auch nicht miteinander im Lande herum, bestellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Anneli mehreremale, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erscheinen und an seiner Seite zu stehen oder zu sitzen. Aber Anneli wollte nicht; es sagte, das trage gar nichts ab; wir seien beide arm, müssten unser Geld sauer verdienen; da solle man es nicht so leichtsinnig ausgeben und an einem Sonntag verthun, für was man eine ganze Woche geschwitzt, ohne dass man am Montag etwas anders davon hätte, als einen sturmen Kopf und Unlust zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerksam auf uns beide, hätten zu räsonnieren, ließen uns nicht mehr ruhig, sondern würden eins gegen das andere

aufreisen und uns auf alle Weise Verdruss machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verstrich im stillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

Wie böser Wein Hochzeit macht.

Ich musste eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich sie abgeben konnte. Hungrig und durstig gieng ich mit meinem Meister einen Schoppen zu trinken, und fand am gleichen Orte Anneli mit seiner Meisterfrau, die Garn und Anken zu Markte getragen hatten.

Mein Meister meinte, ich solle auch einmal einem Meitschi eine Halbe zahlen und eine mit ihm ha, es thüe mr's wohl; und die Meisterin sagte: Anneli hätte es auch verdient; sie hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müssen, das ich zurückgebracht. Das war mir angeholfen; Anneli wehrte sich, wurde ausgelacht, und musste endlich, da ich anfieng böse zu werden, nachgeben. Der Meister rief mir noch nach, als wir in den Tanzsaal giengen: ich brauche nicht zu pressieren, er wolle diesmal schon futtern. Ich hatte noch nie getanzt, und stolperte ungeschickt genug im Saale herum, so dass es mir bald erleidete und ich mit Anneli zu Tische gieng. Wir saßen in einer dunkeln Ecke und plauderten traulich miteinander, nachdem die ersten Vorwürfe, dass ich auf den Meister und nicht auf ihns gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten schon vom Heimgehen, als ein übermüthiger Bursche Anneli zum Tanz einlud. Anneli schlug es ab; er fieng an zu zerren an Arm und Fürtuch; da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf; ich stieß ihn weg und sagte: ich wolle selbsten tanzen. Tanzete ich vorher tölpisch, schoss an allen Ecken an, an alle tanzenden Paare, so geschah es nun noch mehr. Anneli schämte sich, wollte aufhören, bat mich heimzukommen; es gebe sonst noch Streit, und wie sie das sagte, wurde ihr der Fuß vorgehalten, dass wir beide beinahe umfielen. Jetzt schlug bei mir das Feuer zum Dach aus; vom Wein halb, vom Tanz halb, also ganz berauscht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußsteller bei der Brust, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeschossen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten; Gläser, Flaschen flogen, die Mädchen sprangen auf die Tische, die Lichter wurden bald ausgelöscht, bald angezündet. Auf mich hatten sich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen; aber wie ein wüthend Thier schlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zersplitternde Flaschen nicht, zerschlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Anneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reißen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir widerstand, kämpfte, ohne zu

wissen wo ich war, mich zur Thüre hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Anneli, die mich nicht lassen wollte, mich festzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm, und war auf dem Punkte, meine erregte Wuth gegen ihns zu kehren, als ein Lichtschein auf sein Gesicht fiel, das weinend und ängstlich zu mir aufsah. Der Anblick lähmte mich; es gelang ihm, mich aus dem Hause herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn Schritte erneuerten Kampf; denn ich wollte immer wieder umkehren und meine Wunden rächen; denn damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die einem auf dem Kopfe todtgeschlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir stromweis herunter, kühlte aber meine Hitze nicht. Anneli wusch mich, so gut sie konnte, verband mich, wollte mich besänftigen, aber alles umsonst. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihr immer vor, dass sie mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, diesem oder jenem erhaltene Schläge wieder zu geben. Beim Scheidewege gegen unsere Häuser wollte es mich heimsenden, damit unsere gegenseitigen Meisterleute nichts merkten, wie es sagte, vorzüglich aber weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zustand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Annelis; und — am Morgen weinte Anneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause.

Es folgten trübe Tage, denn ich schämte mich hinzugehen, Anneli zu sehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteste Weise von meinen Hausgenossen geneckt. Natürlich hatte mein Meister erzählt, wo er mich gelassen; natürlich wurde mir aufgepasst, ob ich heim komme; natürlich war ich nun wegen meinem, wie sie meinten, ersten Kiltgang der Gegenstand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unserem Hause waren solche Gespräche an der Tagesordnung. Bis dahin mussten sonst die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer selbst sprach je wüster je lieber, ungescheut vor allen seinen Kindern. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit, von seinen Kiltgängen, dass einem die Haare zu Berge stunden. Auch seine Frau kannte keine Geheimnisse in derlei Dingen, kramte alles aus, was sie gehört, gesehen, erfahren hatte. Sie erzählte manchmal sogar, was ihr von ihrem Hansli ertraumt sei, und was eigentlich den Traum verursacht, dass man blinzen musste.

An Anneli durfte und mochte ich fast nicht denken, und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewissen, bald durch andere Leute. Ich gieng mehrere Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wusste nicht, was ihm sagen, durfte nicht denken, was es mir sagen werde. Endlich siegte doch mein Sehnen nach ihm. Ich gieng, kündete mich auf die gewohnte Art; Anneli zögerte nicht, fieng aber gleich an zu weinen und sagte: „Gäll, du verachtisch mi, drum bisch so lang nüt cho, du hesch recht, i bi ein

schlechts Meitli worde; es gschecht mr recht, warum ha-n-i di lah mit cho, wo d' voll Wy u voll Zorn gsi bisch?" Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur sich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieses rührte mich unendlich; es ist aber auch so etwas Seltenes, jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der andern, dass es umso tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Anneli, tröstete es und versprach Treue im Leben und Tod, und dieses Aussprechen dessen, was eigentlich schon lange unter uns bestund, dies Aussprechen, dass wir uns für immer angehören wollten, gab uns Trost. Doch jammerte Anneli noch lange, es habe seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, brav zu sein, und habe es nun vergessen; das bringe keinen Segen, und es möge nun kommen wie es wolle, so komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlassen; und wenn es schon meiner Treuherzigkeit sich freute, so überschattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder sein liebes Gesicht. Anneli hatte in einer andern Sache auch recht gehabt. Nun fieng man an uns aufzulauern; wir wurden geneckt; ich hatte Prügelten, Anneli zerbrochene Fenster, zerschlagene Thüren; bald hie, bald da schlich sich eine giftige Schlange zu und suchte Zwietracht auszustreuen zwischen uns. Mir sprach man bald vom Knecht, bald vom Meister, welche Anneli lieber sähen als nothwendig wäre; ihm sprach man von des Meisters Töchtern, die mir allenthalben z'weg stünden, und von noch allerlei anderem.

Unterdessen kränkelte Anneli, wurde blässer, wechselte öfters die Farbe, und klagte mir endlich, es glaube sich in andern Umständen. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verdutzt, und gab dem armen geängstigten Mädchen Grund zu glauben, ich suche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche lassen. Das war aber gar nicht so; sobald ich von meiner Überraschung zu mir selbst kam, entstund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müsse nun Anneli heiraten, Anneli alsobald meine Frau werden; dann brauchten wir uns nicht mehr über einander zu schämen, uns verstohlen zu besuchen, uns necken zu lassen. Anneli war mein und ich sein; wir waren nicht mehr Waisen, sondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich gieng es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte stehenden Lohn; Anneli war geschickt, reinlich, haushälterisch, fromm; da machte mir unser Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Anneli war sorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte sich mit mir herzlich freuen über unsere Vereinigung: „Weiß, es isch mer ke Mönsch so lieb gsi uf der Welt wie du, nit emal mi Muetter, u du bisch mr geng im Sinn gsi, we di scho nume en Augeblick u du zwölf

Jahr lang nüt gseh ha; u-n-i ha nit dörfe dra däiche, dass du einisch mi Ma werdisch. Ach, es isch doch e schöni Sach, we me neuerem aghört! I wett gerne diene, d Arbeit macht mr nüt; aber niemerem sy, niemer ha, der ein lieb het, dem me ufrichtig chlage cha, das isch e herti Sach. Witziger wär's, mr chönnte no zehe Jahr warte; aber mr müesse üsi Süng büeße u jetz desto böser ha; wenn is der lieb Gott gsung lat, su macht das nüt. Es ist besser hie büeße weder im Himmel obe." — Wir hatten so viel zu reden, dass eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem überschlugen wir unser muthmaßliches Vermögen, und Anneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meister zu rechnen, damit wir wüssten, woran wir wären; dann wollten wir uns alsobald verkünden lassen. Allein mein Meister hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, so dass ich ihm endlich erklären musste: nächsten Sonntag werde ich mich mit Anneli verkünden lassen, und da müsse dann doch gerechnet sein; ich wolle wissen, woran ich wäre. Da gab es große Augen: „Du wirsch doch nit e Narr si, Meiß", meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weise ausschwatzen, Anneli verdächtigen, andeuten, ich müsste für einen andern ausfressen, ich sollte es zum Eid kommen lassen, oder wenn eines sein müsse, nur das Kind nehmen; Anneli sei ume-n-e so-n-e Spinnele, es Wespi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, seine Töchter wussten nun auf einmal Sachen von meinem Meitschi, dass ich, wenn ich nur den geringsten Anlass zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewiesen und von seiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umsonst. Eines Freitags abends bei einbrechender Dunkelheit bestellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, giengen beide dann mit klopfendem Herzen an die Thüre zum Pfarrhause zu klopfen. Anneli stund hinter mir, so dass des Pfarrers Magd, so sehr sie mit dem Licht herumfuhr, denn d Pfarrersmägde sind gar gwundrig, sie nicht sehen konnte. Die Antwort kam, der Pfarrer studiere jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden; wenn unsere Sache aber pressiere, so könne es die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehreremale herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu, und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu sehen und, während die Frau Pfarrerin uns fragte, in alles einzureden, uns zu necken, zu thun, als ob sie in diese Stube und zu diesem Geschäft gehöre; so dass meinem Mädchen ganz bang und angst wurde, und es froh war, als die etwas unbehilfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam, und die Magd (sie hieß auch Anni und war wüst) uns hinauszündete.

Wir hatten beide eine kindische Freude, zu denken, was die Leute

sagen würden, wenn sie des Sonntags uns von der Kanzel herab trohlen hörten? Wir bildeten uns ein, das werde gar großes Aufsehen machen, und der ganzen Welt zu reden geben. Es ist merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendste Mensch zu haben glaubt, wie jener neu angestellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und jeden zurückkehrenden Kutscher frug, was die Herrschaft über ihn gesagt habe.

(Schluss folgt.)

Lieder eines jungen Deutschen.

Von Eberhard Gaupp-Wagener.[1])

Frühlingslied.

Sprich, was schweigst du, mein Sinn,
Weit über Thal und Berg
Ruhlos in der Gedanken Spiel?
Ungewiss deiner selbst,
Herrlicher Hoffnung voll
Und doch greifbarem Glück so fern?

Lass dir kühlen die Stirn,
Küssen des Auges Rand
Von frischwehendem Frühlingswind!
Möge wärmendes Licht
Dir in der jungen Brust
Zeugen stürmenden Thatendrang!

Athme ruhig und tief
Stärkende Frühlingsluft,
Dann versuche des Adlers Flug!
Fehlt den Schwingen die Kraft,
Mögen sie tragen dich
Gleich der Schwalbe zum Heimatsdach!

Verzweiflung.

O, schweigen, schweigen und in Frieden schlafen!
Nicht immer hören die geschwätzigen Stimmen,
Die frech und vorlaut aus der Tiefe rufen,
Wo der Gedanken düstere Feuer glimmen!

Nein, nicht mehr denken, nur noch fühlen, fühlen!
Und schau'n die Welt mit klaren Kinderaugen,
Wenn länger nicht des Zweifels bleiche Lippen
Mir die Begeisterung aus dem Herzen saugen!

---

[1]) Aus der bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienenen Sammlung „Die Lieder eines jungen Deutschen; gewidmet deutschen Christen, christlichen Künstlern, künstlerischen Deutschen."

Einst in des Sommers lauen Sternennächten
Lag ich allein auf freiem Feld im Dunkeln,
Hoch über mir in schwarzer Weltenferne
Der Himmelslichter ruheloses Funkeln.

Da bohrt' ich stundenlang die gier'gen Augen
In der Unendlichkeit weitoffene Tiefen,
Und langsam fühlte ich mein Sein verstummen,
Bis endlich die Gedanken alle schliefen.

Da war es mir, als wär' ich längst gestorben,
Doch hört' ich deutlich meine Pulse schlagen
Und meines Wesen innerstes Empfinden
Sah ich zum Sternenchor emporgetragen.

Noch einmal so, im Ewigen verloren,
Noch einmal so der ganzen Welt zu sterben,
Das wär' Erlösung, und ich muss sie finden,
Und mag auch Herz und Hirn dabei verderben!

Nein, dieses Leben ist nicht zu ertragen. —

Nein, dieses Leben ist nicht zu ertragen,
So ohne tiefe, innerliche Fülle,
Ich bin es satt, die trügerische Hülle
Noch fortzuschleppen, nach dem Schein zu jagen.

Wozu das alles? Zum Komödiespielen
Bin ich nicht da, es lohnt sich nicht der Mühe,
Und zum Verzichten ist's gewiss zu frühe,
Doch ist es Zeit, zu späh'n nach großen Zielen.

Wo seid ihr, meine alten Ideale,
Die einst mich wärmten mit Begeisterungsgluten?
O kämt ihr neu, mein Herz zu überfluten
Mit junger Hoffnung purpurrothem Strahle!

Ach, man verlernt das Lieben und das Hassen
In dieser Welt der rücksichtsvollen Feinheit!
Verloren geht des Geistes schöne Einheit,
Und man vergisst, das Leben groß zu fassen!

Ich lechze nach gewaltigen Gefühlen,
Nach Leidenschaft, sie an mein Herz zu drücken.
Im Geisteskampf möcht' ich den Lorbeer pflücken,
Im Lebenssturm die Sehnsuchtsflammen kühlen!

Doch leider weht kein Sturm mir um die Stirne,
Kaum rührt ein Lufthauch leicht die glatte Fläche —
Und bitter lachend fühl' ich meine Schwäche,
Und weiter ziehn die ewigen Gestirne!

Der Wauwau.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Zur Zeit des Nikolo kann man in unseren Schaufenstern ganz erschreckliche Bilder sehen. Vor kohlschwarzem Hintergrund hockt ein blutrother Kerl in der Größe eines ausgewachsenen Menschen. Schwarzes wirres Haar, aus dem ein paar mächtige Bockshörner aufwärts stehen, schwarze Augenbrauen, unter welchen ein paar schielende „Gluren" hervorglotzen. Eine schmale gesägte Nase und im grinsenden Mund etliche Stoßzähne, denen man es ansieht, daß sie nach Menschenfleisch lechzen. Am Rücken ausgespreitete Riesenfledermausflügel, ebenfalls glutroth. An einer der Klauen hält der Schreckliche das Ende einer niederhängenden Kette, die andere legt er an einen Korb mit Äpfeln, Nüssen und sonstigen Leckerbissen.

Ich hatte diesen Gesellen für einen Ersatzmann des Nikolo gehalten. Der heilige Bischof mag selber nicht mehr kommen, es sind ihm die Zeiten zu schlecht, die Leute zu verdorben, selbst schon die Kinder; da schickt er lieber den Bartel, den Knecht Ruprecht, den Krampus. Das ist ganz in Ordnung. Man kann's dem alten Herrn nicht verdenken, wenn er sich's erst zweimal überlegt, bevor er zur Winterszeit einmal unter dieses Volk geht, das schließlich doch an nichts mehr glaubt. Nur wenn sie was zu kriegen hoffen, stellen sich viele Kinder gläubig, sonst gibt es für sie das ganze Jahr keinen heiligen Nikolaus, kein Christkind, keinen Namenspatron. Und wenn unter solchen Umständen der Krampus ein möglichst martialisches Aussehen annimmt, ja geradezu den Teufel selber spielt, so ist das sehr zu begreifen.

Nun ist das aber wieder Anderen nicht recht, gerade solchen, denen es eigentlich recht sein müsste, dass der Teufel, den sie so oft an die Wand malten, sich doch einmal zeigt. Man hört und liest Stimmen, die diese Gestalt des Höllenfürsten in den Schaufenstern lebhaft verurtheilen. Sie meinen, das wäre eine Profanierung. Mit so überaus ernsten Gegenständen dürfe man nicht Frevel treiben. Na, das nenne ich Respect haben! Dass man Gott im Bilde verehrt, das gestatten sie, befehlen sie. Aber den Teufel im Bilde verspotten und verachten, das steht ihnen nicht an. Ist ihnen der Teufel dafür zu schlecht? Oder zu gut? Oder ist zu befürchten, dass dieser Fürst der Finsternis das Tageslicht nicht verträgt?

Ein großer Theil unseres Volkes stellt sich den Teufel in der That ähnlich vor, wie er in diesen Schaufenstern ausgestellt ist, nur dass er vielleicht noch dazu feurige Augen und einen glühenden Athem hat, dass er förmlich Feuer speit, so oft er den Athem hervorstößt. Dann hat er räudige Katzenohren, mit denen er sogar die geheimsten Gedanken hört. Auch hat er einen langen Schweif, den er den armen Sündern um den Hals wickelt und sie solchergestalt wie am Strick in die Hölle schleppt. Und hat Bocksfüße, aus deren Tapfen stinkender Rauch aufsteigt. Nun muss man fragen, wie kommt denn das Volk zu dieser unerfreulichen Teufelsvorstellung? Es mag wohl aus dem grauen Heidenthum noch manches dabei sein. Der Teufel ist auch einer jener Weltvagabunden, die unter verschiedenen Namen die Mythen der Völker durchstreichen.

Nicht immer war er so schlimm, als sein Ruf. Bei den alten Hebräern war er ein dem Jehovah dienstbarer Geist. Er hatte von ihm die Erlaubnis, die Menschen zu prüfen, zu versuchen, wie es mit ihrer Frömmigkeit steht, ob sie echt und stark ist, oder nicht. Zur heutigen Wesenheit hat den Teufel erst die katholische Kirche ausgebildet, zuerst auf Grund der Lehre Jesu, dass dem Guten ein Böses gegenübersteht, dem Himmelreich die Hölle, in späterer Gestaltung dem himmlischen Vater der Höllenfürst mit Krone und Feuergabel, vielleicht ähnlich, wie er oben geschildert. Seine besten Zeiten hat der Teufel im Mittelalter gehabt. Da hat er weit mehr gegolten, als Gott. Die Furcht vor dem Teufel hat unvergleichlich mehr gewirkt, als die Liebe zu Gott.

Damals waren allerdings im Ganzen die Leute noch aus anderem Holze als jetzt; sie waren noch halbwild, roh, von den Vorstellungen des Heidenthums besessen; damals handelte es sich, sie zu bändigen, und dazu war der Teufel gut zu brauchen. Der Teufel hat der Kirche gewiss unzählige Seelen zugetrieben. Ob auch dem Christenthume? Dieses meint, dass man das Böse nicht aus Furcht vor Strafe meiden, das Gute nicht in Hinsicht auf Lohn thun müsse. Von jenen rohen Völkern konnte man solchen hohen sittlichen Standpunkt freilich nicht verlangen. Heute jedoch herrscht, in der Theorie wenigstens, die christliche Erkenntnis, dass das Böse seiner selbst willen zu fliehen, das Gute seiner selbst willen, und als das Reich Gottes, zu suchen sei. Heute passt der Teufel in seiner mittelalterlichen Gestalt durchaus nicht mehr, ja er schadet mehr als er nützt, weil er dem Humanismus im Wege steht und weil er zum Gespötte der Leute geworden ist. Mit dieser Gestalt hätte man längst aufräumen sollen, anstatt sie dem Volke immer wieder an die Wand zu malen.

Oder hätte ich unrecht? Beschützt immer noch die Teufelsfurcht mehr vor Unzucht, Raub und Mord, als die Gottesliebe? Es mag schon sein. Denn in so vielen Menschen regiert noch die Bestie. Vor solchen den Teufel

zu profanieren und ihn seiner Schrecken entkleiden, wäre schon bedenklich. Dann aber gehört das Capitel vom Teufel in die Strafordnung, und nicht ins Christenthum. Den sittlicher veranlagten Menschen, den Gottsuchern, müsste es schon gestattet sein, die Teufelsfratze abzuthun, sie für nichts anderes als historisch für ein nothwendiges Übel zu betrachten. Also möchte ich am Ende gar den Teufel abschaffen? Schade wäre es nicht darum. Den Glauben, heißt es, soll man dem armen Volke stehen lassen, es sei damit glücklich. Ich hingegen meine, den Glauben an Gott soll man nicht bloß dem armen Volke, sondern auch dem reichen — auch den Mächtigen und Gelehrten stahn lassen. Das Glück ist für alle gut. Ob jedoch der Teufelsglauben auch glücklich machen kann? Ob dieser fürchterliche Unhold in die Seelen der Menschen, selbst in die der Gerechten im Volke, nicht vielmehr die Hölle stiftet, anstatt das Himmelreich? Davon wüsste ich viel zu erzählen. Wenn sie den Teufel in den Schaufenstern confiscieren wollen, so sollen sie gleich den ganzen mittelalterlichen Teufel mitnehmen.

Den Teufel überhaupt abzuschaffen, das geht leider nicht. Er ist vorhanden, wirklich vorhanden, aber ganz anders, als unser mittelalterlicher Teufelscultus glauben machen will. Die Sache ist so: Wenn es einen Inbegriff des Guten gibt, so muss es auch einen Inbegriff des Bösen geben.

Was sagt Jesus vom Himmelreich? Dass es in uns selber sei. Ebenso kann und muss auch die Hölle in uns selber sein, wenn uns das Himmelreich fehlt. Die Hölle mit allen Teufeln, unter denen man nichts anderes als unsere Irrthümer, Schwächen, unsere Anlage zu Sünden und Lastern versteht. Ach, wie alt ist das und wie selbstverständlich! Und wie gefährlich sind diese Teufel, wie falsch, wie furchtbar, in der That, unvergleichlich schlimmer als die Teufel des Mittelalters, die man mit Weihwasser vertreiben, mit Sprüchen bannen konnte. Und dieweilen man sich äußerlich mit dem Teufel herumschlug und ihn für besiegt glaubte, saß er wohlbehalten im Herzen und verzehrte die Seele. Schon die Furcht vor dem Teufel war ein Teufel für sich, und der Wahn, ihn besiegt zu haben, war wieder ein Teufel für sich.

Es wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn man den Begriff des Bösen sinnbildlich verkörpern will. Es wird auch nicht verboten sein, das menschlich Böse in Gestalt eines menschlichen Ungeheuers mit Hörnern und Schwanz darzustellen. Aber an diese Gestalt glauben, als sei sie eine wirkliche Person, hieße nichts anderes, als die Aufmerksamkeit von den Teufeln in unserem Herzen abzulenken.

Wenn der Evangelist erzählt, wie Jesus selbst in der Wüste vom Teufel versucht wurde, so ist es nur von altersher die bildliche Darstellung, die uns den Versucher in Gestalt sehen lässt, während es im

Sinne der Jesulehre so ganz sicher ist, dass der Biograph von der inneren Versuchung spricht, von der Auflehnung des Fleisches gegen die Vergeistigung, gegen die Herrschaft des Geistes. Obschon die Christuslehre reiner Geist ist, so hat sie es doch nicht verschmähen dürfen, sinnbildlich zu sein, um von der sinnlichen Menschheit verstanden zu werden. Weil jedoch die Menschheit nicht allein sinnlich, sondern auch kindisch ist, so hat sie die Dinge buchstäblich aufgefasst und das Symbol als Wirklichkeit gesehen. Das ist vielfach verhängnisvoll geworden und so sind wir auch zu einem leibhaftigen Teufel gekommen, der uns allerhand Schmerzen verursacht, die uns nicht erlösen.

Dass dieser oder jener den Teufel gesehen habe, davon ist im Volke — besonders da hinten in den Einöden — oft die Rede. Dass Gott jemandem erschienen sei, davon hört man wunderselten. Also scheint man letzterem ferne zu sein, mit ersterem aber auf vertraulichem Pferdefuß zu leben. In den Gebirgsgräben gibt es anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts noch immer Leute, die „den Teufel brauchen können." Sie verschrieben ihm mit ein paar Blutstropfen am liebsten ihr bisschen Seele und hoffen sonach, dass der Teufel erkenntlich sein werde. So anspruchsvoll, wie weiland Faust, sind sie nicht, ein hutvoll Thaler ist zumeist das höchste Ziel ihrer Wünsche. Der Teufel liefert zwar auch den nicht. — Wenn Gott die kindischen Wünsche der Leute unerfüllt lässt, so heißt's gleich: Es gibt keinen Gott. Dass es keinen Teufel gebe, hört man viel seltener, obschon dieser seinen Verpflichtungen niemals nachkommt.

Eines meiner Kinder fragte mich einst: „Vater, warum schlägt der liebe Gott den Teufel nicht todt?"

„Närrlein, weil er damit auch die Menschen todtschlagen müsste, die ihre eigenen und der anderen Teufel sind."

Damals hatte das Kind verblüfft dreingeschaut. Heute ist es ein Mann und wird den Ausspruch wohl verstehen.

Jetzt will ich eine Geschichte erzählen, in welcher zwei Teufel vorkommen, der eingebildete persönlich und der wirkliche unpersönlich. Man mag begierig sein, wie sie sich zu einander verhalten.

Als vor einigen Jahren die Stadt N. eine Wasserleitung baute, strichen im Gebirge monatelang zwei Ingenieure umher, um die Quellen aufzusuchen, zu fangen und die Leitung zu bestimmen. Es waren junge, übermüthige Herren, die auch auf den Bergen sich jene Vergnügungen nicht entgehen lassen wollten, die sie sich in der Stadt angewöhnt hatten. Sie wohnten in einem Forsthause, das von Wäldern und Almen umgeben war, und sie strichen zeitweilig gerne zu den Sennhütten umher, wo es zwar keinen Brunnen zu graben, wohl aber frische Buttermilch zu trinken gab. Und da gab es eine Hütte, in der sie, wenn sie aus der Rein tranken, die Milch allemal zum Theil auf ihre graue Weste

verschütteten, weil sie nicht acht gaben und während des Trinkens immer auf die saubere Sennerin hinschielten. Diese Sennerin war jung und frisch, aber einfältig. Wenn sie der Ingenieur an die Wange kneipen wollte, so rief sie: „Aber Herr Brunnenmeister! Was glaubens denn? Thuns doch den bösen Feind nit reizen." Damit schob sie seitlings und bekreuzte sich.

Der Ingenieur fragte schelmisch, was sie denn meine?

„Ja ja?" gab sie mit wichtigen Geberden zur Antwort, „thun's ihn nur reizen? Wird gleich da sein mit dem g'spitzten Jagerhut und der rothen Feder drauf! Alle guten Geister!"

Im Zickzack fuhr sie mit der Hand über das Gesicht und warf nasses Holz ins Herdfeuer, so dass die Hütte bald voll Rauch wurde. Das war deutlich — sie konnten gehen.

Wenn der Brunnenmeister dann beim Fortgehen blinzelnd das Versprechen abgab, bald wieder zu kommen — denn das Forsthaus war ganz in der Nähe — und der Hoffnung Ausdruck verlieh, das nächstemal besser aufgenommen zu werden, besprengte sie hinter ihm die Thürschwelle mit Weihwasser, wovon sie drei Sauerbrunnflaschen voll im Vorrath hatte. Und nachher des Abends vor dem Schlafengehen hieng sie an die Wand ein Amulett, zeichnete mit der Kohle ein Drudenkreuz an die Bettstatt, wobei sie Angst bekam. So ein Drudenkreuz ist wie der Blitzableiter, wenn es nicht mit genauer Sorgfalt ausgeführt ist, so kann es mehr schaden als nützen. Und weil sie sich ihrer Kunst nicht sicher war, so löschte sie das Zeichen wieder aus. Und ihr Nachtgebet wendete sich zuerst der Muttergottes zu, kam aber bald auf was ganz anderes. Folgende Stoßseufzer: „Geh, Teufel! Bitt dich gar schön, thu mich nicht anfechten! Dieser Brunnenmeister setzt mir so viel zu. Das ist ein schlechter Mensch, dem will ich weit vom Leibe sein, himmelweit vom Leib. Anfechten thu mich nicht, sag' ich!" — Der Teufel mag sich keinen geringen Fleck eingebildet haben, dass einmal ein hübsches Mädel so andächtig zu ihm betete. Er hielt auch fleißig Wacht an ihrem Bett, so dass sie die halbe Nacht lang von dem schönen Brunnenmeister träumen musste, dem schlanken, lustigen Menschen, der so fein in die Wange zwicken kann.

Derselbige Brunnenmeister aber wollte — obschon seine Arbeiten fast fertig gestellt waren — nicht gerne von der Alm gehen, ohne bei der hübschen Sennerin einmal gründlich sich zu verabschieden. Wess Geisteskind die Maid war, das sah er weidlich, und so hielt er mit seinem Kameraden eine Verabredung, eine ganz absonderliche.

Am nächsten Sonntage früh ärgerte sich die Sennerin über den alten Halter Friedel, dass er wieder nicht heraufkam, um das Vieh zu hüten. Schon seit Wochen war sie in keiner Kirche mehr gewesen. Man hat oft gehört, dass der Teufel zu einem Kartenspiel kommt, am Sonntag

vormittags, wenn man sieben Wochen lang nicht in der Kirche war. Die Kühe hatte sie in die Halde hinausgetrieben. Wie sie nun am Mattenrain zurückgeht gegen die Hütte und es ihr auffällt, dass gar kein Vogel singt und kein Wasser plätschert, dass es so ödweilig ist — siehe, da steht an der Hüttenecke ein Mann. Der hat einen grünen Rock an und einen spitzen Jägerhut auf mit der blutrothen Feder. An den Händen trägt er gelbe Handschuhe.

Im Augenblick wollen der Maid die Knie einknicken vor Schreck. Er ist es! — Aber im nächsten Augenblick, als sie den Segen von „allen guten Geistern" murmelt, gewinnt sie so viel Kraft, dass sie sich umwenden und davonlaufen kann. Wohin nur? Kein Kreuzstock ringsum, bei dem man Schutz suchen könnte, kein Christenmensch weit und breit, zu dem man sich flüchten könnte, und der grüne Mann dort grinst und macht Miene, ihr nachzuspringen. Da fällt's ihr ein: das Forsthaus. Wie ein Rädchen, so flink eilt sie über die Weide, durch den Schachen, dort unter dem Lärchbaum — Gottlob! Gottlob! — steht der Brunnenmeister. Mit dem Schrei: „Hilf mir, er ist hinterher!" läuft sie ihm in die Arme.

In schönster Bereitschaft waren diese Arme offen gewesen, hatten sich nachher wie ein Fangeisen um sie zusammengeschlossen. Und so war die jungfrische Maid aus Angst vor dem eingebildeten Teufel — dem wirklichen ins Garn gelaufen.

Was treiben die Freimaurer?

Man hört bei uns häufig über Freimaurer sprechen, und zwar fast immer im Sinne, als ob die Freimaurer eine gottlose, vaterlandsverrätherische, volksverführerische und seelenmörderische Bande wären. Natürlich hatte ich das nie geglaubt, selbst bevor ich noch Männer kennen gelernt, die musterhafte Katholiken, ausgezeichnete Patrioten, opferfrohe Menschenfreunde und doch — Freimaurer gewesen sind.

Aber man will auch etwas schwarz auf weiß haben. Und so wandte ich mich an eine Persönlichkeit, von der bekannt ist, dass sie zu den Freimaurern gehört, mit der Bitte, sie möchte mir die Grundsätze des Freimaurerbundes mittheilen. Die Herren thun da zwar gerne ein bisschen geheimnisvoll, weil derlei bei Uneingeweihten ja erst das Interesse an dergleichen weckt. Doch die besagte Persönlichkeit, sie ist im Deutschen

Reiche wohlbekannt, sie steht sehr hoch oben, hat mir bereitwilligst Auskunft ertheilt und mir ein Büchlein zugeschickt „Von maurerischer Art und Kunst von Dr. phil. H. Seedorf in Göttingen.“ Und fanden sich in demselben besonders Darstellungen vermerkt über freimaurerisches Wirken. So schreibt mein Gewährsmann:

Dass unser Bund nichts Böses will, wie unsere ultramontanen Feinde behaupten, bedarf für uns und die unvoreingenommenen Profanen keines Beweises. Bei vielen Außenstehenden, unter denen nicht wenige uns geistig verwandt sind, ist aber die Ansicht verbreitet, dass der Bund eine höchst überflüssige Einrichtung sei. Und einer derartigen Anschauung begegnet man leider auch bei Angehörigen des Bundes selber, die sich deshalb von der Loge fernhalten. Da heißt es: Was treiben die Freimaurer? Sie treiben überflüssige, kindische Spielerei. Was an der Freimaurerei Gutes ist, das hat sie vom Christenthum. Das Christenthum wird ja aber schon in der Kirche gelehrt. Was soll also die Freimaurerei neben ihr? Was leistet sie denn? Höchstens übt sie Wohlthätigkeit, wird aber darin bei weitem durch die großartige Wohlthätigkeit der Kirche übertroffen. Häufig treibt sie die Leute nur aus der Kirche und führt zur Selbstgerechtigkeit.

Die Freimaurerei hat sich — soweit sie überhaupt in reiner Gestalt zutage getreten ist — niemals in Gegensatz zur Kirche gestellt, sich vielmehr immer für eine wünschenswerte Ergänzung derselben ausgegeben. Ist sie das nun wirklich?

Allerdings ist es ganz richtig, dass unsere Lehre mit dem Christenthum übereinstimmt, aber sie ist so gefasst, dass der Schwerpunkt auf der moralischen Seite liegt, dass denkende, tiefer veranlagte Menschen, auch solche, die sich nicht zu des Glaubens liebstem Kinde, dem Wunder, bekennen können, doch bei uns eine Stätte finden, wo sie sich mit einer auf breitester Grundlage aufgebauten sittlichen Welt- und Lebensauffassung vertraut zu machen Gelegenheit haben. Wir können heute noch mit unseren vermuthlichen Vorläufern, den Rosenkreuzern, sagen, dass unsere Philosophie, unsere Welt- und Lebensanschauung das sei, „worinnen es Plato, Aristoteles, Pythagoras und andere getroffen, wo Enoch, Abraham, Moses, Salomon den Ausschlag gaben, besonders wo das große Wunderbuch die biblia concordiert“. Wir fordern nichts Anderes von unseren Mitgliedern als die Anerkennung des Guten als Welt- und Lebensprincip. Es ist damit das Gute als charakteristischer Zug der letzten Ursache der Welt, die demnach persönlich sein muss, zugestanden, und für das Leben folgt die Aufgabe, das Gute in sich und in der umgebenden Welt durchzusetzen. Das ist in großen Zügen unsere Anschauung. Sie ist viel allgemeiner gehalten als die Lehre irgendeiner Kirche. Schon darum, weil wir Menschen, die der

Kirche nun einmal fernbleiben, Gelegenheit geben zur Gewinnung und Festigung solcher Anschauung, wirken wir Gutes, bilden wir eine wünschenswerte Ergänzung zur Kirche. Aber auch für die Angehörigen einer bestimmten Confession bieten wir etwas Wünschenswertes, ohne sie ihrem religiösen Bekenntnis zu entfremden. Durch die Lehre von der Harmonie, die im Innern wie in der äußeren Welt herrschen muss, beugen wir der Gefahr einseitiger Abkehr von dieser Welt vor, bieten durch den Verkehr von im Grunde gleichgesinnten Männern, die sich sonst ferngeblieben wären, durch die Einwirkung von Mensch auf Mensch im Sinne einer echt menschlichen Liebe, die sich auf die innere Verwandtschaft aller Menschen als Kinder Gottes gründet, Gelegenheit zur Stärkung und Erweiterung des moralischen Bewusstseins. Die eigentümliche Art unserer feierlichen Versammlungen, der besondere Zauber des Rituals dient zu engerem Zusammenschluss und gibt eindringliche Anregung zu unablässiger ethischer Arbeit an uns und anderen.

Der trauliche Charakter unseres Bundes bedingt, was ja auch ganz im Sinne christlicher Moral ist, dass wir mit unserem Wirken nicht großthun. Es ist außerdem durchaus berechtigt, dass der Bund sich nicht anders als in der Wohlthätigkeit öffentlich bethätigt. Man kann über die Mittel zur Durchsetzung des Guten in der Welt abgesehen von Fragen der Wohlthätigkeit sehr verschiedener Meinung sein. Wir würden uns, träten wir z. B. geschlossen ein für sociale Fragen, leicht nach einer Seite engagieren, die nicht allgemeine Billigung fände. Was wir zu erreichen suchen, ist die Ausbildung des einzelnen im Sinne unseres Bundes, die ihn das Möglichste zur Durchsetzung des Guten in und außer sich thun lässt, ohne dass wir ihn auf bestimmte Mittel und Wege dazu beschränken.

Um das, was die Freimaurerei geleistet hat und noch leistet, einigermaßen zu würdigen, müsste man die Einflüsse aufzeigen, die bedeutende Männer von ihr bekommen haben, müsste man zeigen, wie die Idee der Humanität, die heute die Welt beherrscht, durch die Mitglieder des Bundes verbreitet worden ist. Wohl wurzelt sie im Christenthum. Aber wie sah das Christenthum aus, das in der Kirche des 17. Jahrhunderts gelehrt wurde? Aus dieser Kirche hätte sich, das darf man getrost behaupten, nicht unmittelbar diese Idee entwickelt. Jene vorurtheilsfreien Männer, die den Bund stifteten, haben den moralischen Gehalt des Christenthums rein darzustellen gesucht und im Bunde hat jene schöne Menschlichkeit, die die Welt erobert hat, eine bleibende, sichere Stätte gefunden.

Aber, wird uns der Leser vielleicht entgegnen, werden uns vielleicht sogar laue Brüder sagen, seht euch doch einmal um unter den heutigen Mitgliedern des Bundes!' Geben sie nicht manchmal Beweise

mangelnder brüderlicher Gesinnung gegen ihre Mitmenschen? Geben sie nicht sogar gelegentlich durch ihr Verhalten gegen die, die sie in erster Linie ihre Brüder nennen, der Welt ein häſsliches Schauspiel, ein Zeugnis, wie weit sie noch von dem Ziel echter Menschlichkeit entfernt sind? An solchen Vorwürfen ist etwas Wahres. Den Außenstehenden ist aber zu erwidern, daſs alles menschliche Wirken Stückwerk ist, und dem Bruder, der etwa unseren Versammlungen fernbleibt, weil er sich von einem anderen verletzt fühlt, sagen wir, daſs es der Sache gilt und nicht der Person. Er kann sich nicht damit herausreden, daſs er die Sache auch vertreten könne, ohne unseren Versammlungen beizuwohnen. Diese Versammlungen sind ein Hauptmittel des Bundes zur Erreichung seines Zieles. Wenn er fürchtet, hier einem Bruder zu begegnen, der ihm Unrecht gethan hat, so soll er bedenken, daß der echte Maurer immer die Hand zur Versöhnung bereit haben soll, ohne daſs er seiner Ehre etwas zu vergeben braucht, und daſs die Loge der beste Ort ist, wo eine Verständigung stattfinden kann. Zudem hat bei Streitigkeiten meist jeder das Gefühl, daſs ihm Unrecht geschieht, und es ist Maurerpflicht, sich in die Auffassung des andern hineinzudenken, ihm entgegenzukommen, wie es andererseits durchaus keine Schande, vielmehr höchst ehrenhaft ist, sein Unrecht bereitwillig einzugestehen. Man hat früher den Logen den Vorwurf gegenseitigen unerlaubten Hebens und Tragens ihrer Mitglieder gemacht. Davon sind wir gottlob frei. Aber ein Heben und Tragen in anderem Sinne ist höchst wünschenswert. Nicht alle sind wir gleich fähig, dem Ziele der Veredlung nachzustreben, der eine verfügt über größere, der andere über geringere Kräfte. Da sollen nun die Stärkeren den Schwächeren zu helfen suchen, Nachsicht mit ihnen haben, ihnen freundlich forthelfen. Ja, sie dürfen sich sogar die Abweisung ihrer Hilfe nicht verdrießen lassen. Es ist gut, wenn jeder von uns sich in diesem Sinne zu den Stärkeren rechnet. Bedenken wir, daſs wir in den Mitgliedern des Bundes durchweg Menschen von redlichem menschlichen Streben sehen dürfen, die vom Umgang mit uns Anregung und Unterstützung erhoffen. Durch das Beispiel echt brüderlichen Verhaltens werden wir auch den Lauen und Zweifelhaften nützen. Das schließt freilich nicht aus, daſs wir gelegentlich den andern auch bittere Wahrheit sagen. Das ist auch durchaus brüderlich, wenn es zu seinem Heil unternommen war. Nur muſs es in einer Form geschehen, aus der der andere die gute Absicht erkennen kann. Trösten wir uns jedenfalls im Bunde selber nicht einfach damit, daſs unbrüderliches Verhalten immer vorkommen wird, lassen wir nicht die Dinge einfach ihren Lauf nehmen. Es ist das Recht und die Pflicht jedes einzelnen von uns, auf ein gutes, brüderliches Verhalten unter uns allen hinzuwirken. Dem Bunde selber gereichen aber solche vereinzelten Fälle nicht zum Vorwurf. Sie kommen in jeder Gemein-

schaft vor. Die Angehörigen einer kirchlichen Gemeinschaft z. B. sind auch durchaus nicht davon frei.

Die Gefahr der eitlen Spielerei, die Gefahr der leeren Phrase, ist für uns wie für jede ähnliche Gemeinschaft vorhanden. Es ist unsere persönliche Pflicht, ihr entgegenzuwirken. Aber jedes Verfallen in diesen Fehler bedeutet ein Verlassen des Weges, den der Bund vorschreibt. Es ist nicht der Fehler der Stifter einer Gesellschaft, wenn ihre Nachfolger kein Verständnis für ihre Absichten haben sollten.

Weitere Ideale des Freimaurerthums sind Ausbildung wahrhaftiger Charaktere, echte Bescheidenheit, Schönheit u. s. w.

Ihre Stellung zum Vaterlande ist, dass es jedem Angehörigen des Bundes zur Pflicht macht, den Gesetzen des Staates gehorsam zu sein und nichts gegen das Wohl desselben zu unternehmen. Unter allen Umständen hat der Freimaurer dafür zu sorgen, dass im privaten wie im öffentlichen Leben Wahrheit, Sittlichkeit und Menschenliebe immer mehr zur Geltung kommen.

So weit der Bericht, der Außenstehenden wohl eine erwünschte Orientierung bietet.

Die Heimkehr der Juden.

Im Laufe der Jahre haben wir in dieser Zeitschrift Ursache gehabt, die Juden zu vertheidigen und wir haben auch Ursache gehabt, sie anzuklagen. So haben wir nun Ursache zu wünschen, dass ihr neues Ideal in Erfüllung gehen möge. Wir halten es mit den Zionisten. Die Zionisten, das sind jene Partei unter den Juden, die dem jüdischen Volk in Palästina, seinem uralten Wohnsitze, eine neue Heimat gründen will. Die reichen Juden, überhaupt solche, denen es auch anderswo gut geht, nennen den Zionismus eine Albernheit und sind seine größten Gegner. Die armen, verfolgten, heimatlosen Juden aller Länder jedoch begeistern sich für ihr Vaterland in Palästina und mehrere Hunderttausend sollen sich schon zum Zionismus bekannt haben. Die Sache ist gut organisiert. Und Palästina, das jetzt schwach bevölkerte, eignet sich vielfach für den neuen Zweck. Mit dem Schwerte erobern wollen die Juden ihre alte Heimat allerdings nicht, wohl aber mit Geld erkaufen. Diese Annexionsform ist weniger brutal, als unsere übliche, und auch einigermaßen gerechter. Es wurde zu diesem Ende eine jüdische Colonialbank gegründet, die schon

hunderttausend Subscribenten zählt. Dann handelt es sich noch um einen Gnadenbrief vom türkischen Kaiser, der ihr Schutzherr sein soll und dem sie mit Gut und Blut treu dienen wollen. Die Juden haben also nicht vor, den Rothschild zu ihrem Könige zu machen, der gienge ihnen auch nicht, dem ist es lieber, in Wien oder Paris Rothschild zu sein, als in Palästina König.

Wir sind geneigt, den Zionismus ernst zu nehmen und ihn zu unterstützen. Er rechnet ja auch auf die Unterstützung von Nichtjuden, besonders auf die Unterstützung der Fürsten, Diplomaten und Publicisten. Die Judenfrage möchte wohl keine bessere Lösung finden und das jüdische Volk sich nicht leicht anders das Wohlwollen der Welt erwerben, als wenn es sich staatlich einigen könnte und den Beweis lieferte, dass es auch als Einheitsstaat in productiver Arbeit existieren kann. Allerdings werden die Juden sich auch in Palästina mehr dem Handel als der Production widmen, aber dort wären sie — wie einst die Phönicier — gut am Platze, den Verkehr zwischen Orient und Occident zu vermitteln. Ist der Orient nur erst durch Politik und Eisenbahnen gänzlich erschlossen, dann wird es für die Händler Arbeit genug geben.

Der Zionismus macht recht gute Fortschritte. Alljährlich findet in Basel, der freien Stadt, ein Zionisten-Congress statt, auf welchem diese Fortschritte bestätigt werden, auf welchem der Bewegung neue Freunde geworben werden, dieweilen ein großes Comité unermüdlich thätig ist, die Idee praktisch zu gestalten und zu verwirklichen. Und wir? Abgesehen von allen gegenseitigen Vortheilen, die durch Verwirklichung der Idee erzielt würden, müssen wir — im Zeichen des Nationalismus stehend — schon darum mitthun, dass auch die Juden ihre Nationalität wieder erringen. Ihnen thut sie noch am allermeisten noth, denn sie waren die Zerstreuten, die Fremdlinge, und sind als solche das Verhängnis der Völker geworden.

Vielleicht wollen unsere Leser einen Einblick gewinnen auf den Standpunkt und in den Geist der Zionisten. So mag hier eine Rede mitgetheilt werden, die bei dem letzten Congress in Basel (1899) der Zionistenführer Max Nordau gehalten hat. Er sagte unter anderem:

„Unsere Aufgabe ist die Sammlung der Juden auf dem geschichtlichen Boden ihrer Urheimat in genügender Zahl, um dort nicht länger eine widerwillig geduldete Minderheit mit schlechterm Rechte, sondern eine menschlich, bürgerlich vollwertige Mehrheit zu sein. Sie haben geurtheilt, dass dieses Mittel das allein würdige, das allein Erfolg verheißende ist, und Sie haben sich dem Zionismus angeschlossen, der sich eben die Anwendung dieses einen Heilmittels für die Leiden des jüdischen Volkes zur Aufgabe gesetzt hat.

Gestern verwüsteten Arbeiter in einer böhmischen Fabriksstadt

Judenläden. Heute plündert und steinigt man in Jassy unsere Brüder. An einem dritten Tage erleiden Juden in Nikolajew Grausamkeiten. An einem vierten misshandelt man in Chicago einzelne arme Hausierer unseres Stammes. Was beweisen diese Ausschreitungen? Dass uns überall Hass umlauert? Dass uns überall nur die dünne Mauer der gesetzlichen Ordnung und Polizeiregel gegen die stets zum Ausbruche bereiten bösen Volksleidenschaften schützt? Wir wissen dies auch ohne die Einzelbeweise. Und selbst, wenn diese einmal ein ganzes Jahr lang fehlen würden, so wäre dies ohne Einfluss auf unser Urtheil über die allgemeine Lage des jüdischen Volkes. Das ist es ja, was uns Zionisten von den kindischen, kurzsichtigen Kleinigkeitskrämern unseres Standes unterscheidet, die aus der Hand in den Mund wirtschaften, nicht über den Tag hinaus denken und zu einer vorausblickenden Volkspolitik größeren Stiles unfähig sind. Wenn einmal einige Monate vergehen, ohne dass Juden an ihrem Leibe und an ihrer Habe durch rohe Gewaltthat geschädigt werden, dann können diese greisenhaften Kindsköpfe sich mit vergnügtem Händereiben und dankbarem Augenverdrehen gar nicht genug thun; dann hört man sie mit ihrer armen meckernden Stimme jauchzen: „Gott sei Dank! Nun geht es den Juden gut! Nun hat ihre alte Noth ein Ende!" Wenn dagegen da und dort, an einem städtischen Gesittungsmittelpunkt oder in einem weltfernen Dorfe, Fensterscheiben unter Steinwürfen klirren und jüdische Gliedmaßen gebrochen werden, dann ist das ein Gezeter! Dann ist das ein Händezusammenschlagen! Dann thun diese sonderbaren Geschöpfe mit den Maulwurfsaugen und den Sperlingsgehirnen verblüfft bis zur Fassungslosigkeit, als wäre etwas völlig Unerwartetes geschehen, worauf man unmöglich vorbereitet sein konnte. „Ist es denkbar! Eine derartige Barbarei in unserer Zeit! Das ist ja himmelschreiend!"

Wir Zionisten halten es damit anders. Wir wiegen uns nicht in Hoffnungsfreude, wenn einmal ein ganzes Jahr lang an keiner Stelle des Erdballes Juden gehetzt, misshandelt und geplündert worden sind; wir stoßen aber auch keinen Schrei der Überraschung aus, wenn an unseren Brüdern Gewaltthaten verübt werden. Unterbleiben diese, so ist dies ein Wunder, wofür wir vom ganzen Herzen dankbar sind; denn uns geht das Leid eines jeden einzelnen Juden nahe, wenn wir unsern Schmerz auch nicht in Scene setzen. Ereignen sich aber die Gewaltthaten, so verzeichnen wir sie mit Bitterkeit, jedoch ohne Verwunderung, als die nothwendige Folge der Lage, die wir klar erkannt und, ohne länger Selbsttäuschung zu dulden, aufgedeckt haben.

Alle Völker, auch die ruhmreichsten und mächtigsten, haben in ihrer Vergangenheit schwere Unglücksfälle, Umwälzungen, Bürgerkriege, zermalmende Niederlagen, die mitunter so furchtbar waren, dass eine Erholung von ihnen unmöglich schien. Sie haben ihnen auf die Dauer

dennoch nicht geschadet und den aufsteigenden Gang ihrer glänzenden Geschicke nicht gehemmt. Warum? Weil zwischen den Schicksalschlägen immer Jahrhunderte oder wenigstens Jahrzehnte ruhigen Gedeihens lagen, in denen alle Wunden heilen konnten; weil zwischen den heimgesuchten Geschlechtern andere Geschlechter lebten, die sich eines glücklich sorglosen Daseins erfreuten. Das ist das Entscheidende. Über seine Katastrophen, auch über die furchtbarsten, wäre das jüdische Volk, dank seiner unverwüstlichen Lebenskraft, immer weggekommen, wenn es zwischendurch die Daseinsbedingungen aller anderen Völker gehabt hätte. Die hat es aber nicht gehabt. Die hat es heute nicht. Wir leben wie die Höhlenthiere in ewiger Finsternis, uns leuchtet die Sonne der Gerechtigkeit nicht. Wir leben wie die Tiefseegeschöpfe unter einem ungeheuern Druck — auf uns lasten mit Tausendatmosphären-Wucht Misstrauen und Geringschätzung. Wir leben seit Jahrhunderten in einer Eiszeit — uns umgibt die bittere Kälte des Hasses.

Das sind die Dauerkräfte, die auf uns beständig einwirken, ohne Getöse, ohne Zwischenfälle, die zu sensationeller Berichterstattung Anlass geben können, unter denen wir aber langsam, allmählich, doch unfehlbar organisch zurückgehen.

Ich erkläre offen, dass ich an eine Wiederholung der Schauerdramen unserer Vergangenheit in der Zukunft nicht recht glaube, obschon Ereignisse von gestern die Möglichkeit der Abschlachtung eines ganzen Volksstammes auch in unserer Zeit zu beweisen scheinen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass man Zehntausende unseres Stammes in einem Anfalle von Massenmordgier niedermetzeln wird, wenn auch örtliche Ausbrüche von Roheit möglich sind. Es ist nicht wahrscheinlich, dass man alle Juden aus einem Lande austreiben wird, wenn auch Tausende oder Hunderttausende durch unerträgliche Behandlung zu sogenannter „freiwilliger" Auswanderung genöthigt werden mögen. Es gibt heute ein europäisches Gewissen, ein Menschheitsgewissen, das zwar immer noch weit genug ist, aber dennoch wenigstens eine gewisse äußerliche Ehrbarkeit vorschreibt und nicht leicht tobende Massenverbrechen duldet. Aber wenn ich an kein allgemeines Blutbad unter den Juden, an keine allgemeine Judenverjagung glaube, so bin ich andererseits überzeugt, dass unsere Eiszeit noch sehr lange dauern wird, auf alle Fälle länger, als wir sie trotz unserer eben von mir gerühmten unerschöpflichen Lebenskraft ertragen können. Man stirbt unter dem Mordstahl und auf dem Scheiterhaufen, doch wer erfriert, ist gleichfalls todt, und wer in Rechtlosigkeit und Verachtung nach und nach verkommt, der ist nicht viel besser daran. Es ist ein Untergang ohne bengalische Flammen; für den Untergehenden aber ist er nicht minder tragisch.

Das jüdische Volk von diesem dauernden, gleichmäßigen, zermalmenden Druck zu befreien ist die Aufgabe, die der Zionismus sich gestellt hat.

Wie will er diese Aufgabe erfüllen? Einen Volksstamm mit gewährleistetem Rechte der Selbstverwaltung, wenn auch ohne staatliche Unabhängigkeit, auf eigenem Boden anzusiedeln, das ist in hervorragendstem Maße ein politisches Werk, und um ein solches aufzubauen, dazu sind Machtmittel unentbehrlich.

Welches sind nun unsere Machtmittel? Wir haben für uns die geschichtliche Größe und sittliche Schönheit des zionistischen Gedankens. Wir, deren Lebensberuf die Pflege des Gedankens und seiner Veräußerlichung in Schrift und Wort ist, wir werden sicher die letzten sein, die die Bedeutung des Gedankens unterschätzen. Aber wir wären unpraktische Schwärmer und Träumer, wenn wir nicht erkennen würden, dass die Macht des Gedankens, um kinetisch zu werden, das heißt, um auf verantwortliche Staatsmänner einzuwirken und sie zu Handlungen zu bestimmen, Umwandlungen und Übertragung erfordert.

Ein anderes Machtmittel, das allerunentbehrlichste, ist das Geld. Wie es damit bestellt ist, darüber haben Sie schon Andeutungen vernommen, und das Actions-Comité wird Gelegenheit haben, Ihnen in verschiedenen Berichten hierüber weiteres zu sagen.

Ein Machtmittel aber haben wir unzweifelhaft auch heute, und das ist der Volkswille. Dass niemand so leichtfertig und verständnislos sei, hierüber zu lächeln! Der Wille eines, wenn auch über die ganze Erde verstreuten Volkes von zehn Millionen ist eine positive Kraft, mit der auch die realistischesten Staatsmänner als mit einem durchaus ernsten Machtfactor rechnen. Aber die erste Voraussetzung ist natürlich, dass der Volkswille auch wirklich vorhanden sei und dass er sich unzweideutig äußere.

Um von aller Welt ernst genommen zu werden, braucht das jüdische Volk sich nur selbst ernst zu nehmen. Um, bald oder später, zu erlangen, wonach es strebt, muss es zunächst seine Forderungen anmelden. Das Wohlwollen der mächtigsten Persönlichkeiten und edelsten Geister der christlichen Welt ist einer unserer allerwertvollsten Activposten. Wir haben da einen großen Credit, auf den wir für den gegebenen Augenblick rechnen. Aber um auf diesen Credit ziehen zu können, müssen wir eine authentische Unterschrift haben, deren Rechtsgiltigkeit der Cassierer nicht anzweifelt. Diese Unterschrift zu schaffen, ihr eine unanfechtbare Repräsentativ-Bedeutung zu sichern, ist seit zwei Jahren der Gegenstand unserer unablässigen, angestrengten Arbeit. Zur Zeit hat das jüdische Volk keine dringlichere, keine wichtigere Aufgabe, als diese Arbeit mit allen Kräften fortzusetzen.

Wie können wir erwarten, dass die Welt uns Volksrechte und ein Volksgebiet zugesteht, ehe sie völlig überzeugt ist, dass wir wirklich ein Volk sind und es auch bleiben wollen? Wir Zionisten wissen es, aber die Welt braucht es uns nicht zu glauben, solange beides von zahlreichen

wild kreischenden Stimmen in den Reihen der Juden selbst giftig geleugnet wird. Es ist deshalb unsere unaufschiebbare Pflicht, uns zunächst mit unseren inneren Feinden auseinanderzusetzen — denn andere Gegner als jüdische hat der Zionismus überhaupt nicht — um der Welt keinen Zweifel darüber zu lassen, wer berechtigt ist, im Namen des jüdischen Volkes zu sprechen. Vielfach hat man bisher bloß die Stimme unserer Gegner gehört, und da bekanntlich *ein* Mann, der schreit, mehr Lärm macht, als tausend Leute, die schweigen, so haben selbst gutgläubige Beobachter schwer den Irrthum vermeiden können, die Bedeutung unserer Gegner im jüdischen Volke zu unterschätzen. Wir müssen deshalb ununterbrochen daran arbeiten, die Welt immer wieder darüber aufzuklären, dass nicht die Gegner des Zionismus, sondern die Zionisten das jüdische Volk verkörpern.

In der jüdischen Überlieferung tritt beständig in mannigfachen Formen der Gedanke zutage, dass eine winzige Minderheit der lebendige, der wesentliche, der allein ausschlaggebende Theil des Volkes ist. Nicht den 22.000, auch nicht den 10.000, sondern den 300 Kriegern Gideons wird die Aufgabe zugetheilt, die Amalekiter zu schlagen. Unsere Rabbiner sind noch ausschließlicher und behaupten, das Los des ganzen Volkes sei auf 36 Gerechte gestellt. Es könnte dem höchsten Ehrgeiz der Zionisten genügen, die 36 Gerechten zu sein, durch die allein das ganze Volk lebt, die 300 Gideons-Streiter zu sein, die allein für das ganze Volk kämpfen und siegen. Aber wir müssen damit rechnen, dass dieser stolze Aristokratismus unserer Ahnen, der nur die Minderheit anerkennt, vielen zu fein und zu vornehm ist, und dass dem gröbern Sinne nur die Mehrheitsbrutalität imponiert. Zeigen wir daher, dass wir nicht bloß die wenigen Auserlesenen für uns haben, die gewogen werden und mit denen unsere Weisen sich begnügten, sondern auch die vielen, die gezählt werden und an die allein das Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts glaubt. Befriedigen wir zugleich die aristokratische und die demokratische Anschauung. Wir können es, wenn wir nur wollen.

Ich habe gesagt: Unser großes Machtmittel ist heute der Volkswille. Halten wir nun einen Maitag mit unserem Volke ab, prüfen wir in einer allgemeinen Heerschau seine Gliederung, seine Bewaffnung, seinen Geist, damit wir genau wissen, mit welchen Streitkräften wir zu Felde ziehen.

Es muss auf den ersten Blick befremden, dass die Millionen des jüdischen Volkes sich noch nicht ausdrücklich für den Zionismus erklärt haben. Unsere Gegner deuten diese Enthaltung als Absage. Wir könnten sie wohl mit besserem Rechte als Zustimmung deuten. Es ist aber tief betrübend, dass wir überhaupt auf Deutungen angewiesen sind. Warum erheben diese Millionen nicht ihre Stimme? Warum sagen sie nicht

laut: „Wir sind Zionisten", — da sie es doch im Herzen zweifellos sind?

Warum? Ich kenne den Grund und will ihn angeben, obschon mich dies schwere Überwindung kostet; denn der Grund ist tief beschämend. Es scheint unglaublich, ist aber dennoch wahr: es gibt noch Millionen Juden, die von der ganzen zionistischen Bewegung nichts wissen. Sie sehnen sich nach dem Zionismus und haben nicht erfahren, dass ihre Sehnsucht die Form eines positiven politischen Programms angenommen hat. Sie beten jeden Tag für die Rückkehr nach Jerusalem und ahnen nicht, dass wir mit dem Einsatz unserer ganzen Persönlichkeit daran arbeiten, diese Rückkehr vorzubereiten. Und das Tragische ist, dass sie an ihrer Unwissenheit nicht schuld sind. Unser Wort erreicht sie nicht. Sie lesen keine Zeitung. Sie gehen in keine Versammlung. Der furchtbare Kampf ums Daseins nimmt jeden ihrer Augenblicke so vollständig in Anspruch, dass ihnen für nichts Zeit und Sinn übrig bleibt, was sich nicht auf die unmittelbare Erbeutung eines Bissens Brot bezieht. Aber diese Millionen gehen in die Synagoge; die meisten von ihnen täglich, alle am Sabbath und an den Festtagen. Sie blicken zu ihren Rabbinern als zu ihren bestellten Lehrern auf. Die Rabbiner haben ihr Ohr, — sie hatten die Pflicht, ihnen die frohe Botschaft des neuen Zionismus zu verkünden. Warum haben sie diese Pflicht nicht erfüllt?

Wohlverstanden: ich denke hier nicht an die sogenannten Protestrabbiner des Westens. Mit diesen sind wir fertig und hoffen, dass auch das jüdische Volk bald mit ihnen fertig sein wird.

Ich habe die glaubenstreuen Rabbiner des Ostens im Auge, an deren gut jüdischer Gesinnung billig niemand zweifeln wird.

Diese Rabbiner fragen wir: „Weshalb steht ihr abseits? Weshalb schweigt ihr? Weshalb führt ihr eure Gemeinde, die euch folgt, nicht mit entfalteter Davidsfahne ins zionistische Heerlager?"

Man sagt uns, dass sie uns misstrauen, dass sie von uns, ich weiß nicht welchen Anschlag auf den Glauben befürchten. Wie ist das möglich? Wir haben ja wiederholt öffentlich erklärt, dass wir den Glauben nicht antasten, dass innerhalb des Zionismus jedem die volle Freiheit gewährleistet wird, seiner religiösen Überzeugung nachzuleben! Und wenn Ihnen diese Erklärung nicht genügen sollte, so bedenken Sie doch dieses: Sie haben ja Ihr Schicksal in der eigenen Hand! Wir haben ja gar nicht die Möglichkeit, Ihnen unsern Willen aufzunöthigen, wenn er von dem Ihrigen verschieden sein sollte! Kommen Sie alle zu uns, Sie die Frommen, Sie die Misstrauischen. Wir sind bisher Hunderttausende, Sie werden dann Millionen sein, und der Wille dieser Millionen, nicht der unsrige, wird geschehen.

Sie können in einem Tage, mit einem Schlage, neun Zehntel des

jüdischen Volkes aus Zionisten des Gemüths, die sie heute schon sind, in Zionisten des lauten Wortes und der That verwandeln.

Wir können dies mit unsern Mitteln der weltlichen Propaganda der Presse, den Wanderrednern, den Vereinsvorträgen, nur viel mühseliger und langsamer. Wir werden es zuletzt dennoch fertig bringen, während Sie es gleich thun könnten. Aber wenn wir es fertig gebracht haben werden, dann wird das endlich unterrichtete jüdische Volk strenge Rechenschaft von seinen Rabbinern fordern, die heute schweigen!

Die gebildete Judenschaft des Westens fährt fort, uns großentheils feindlich oder mindestens gleichgiltig gegenüberzustehen und grimmig zu leugnen, dass die Juden ein Volk sind. Sie sind die einzigen, die dies noch leugnen. In negativer Form, im Wege der Ausschließung, erkennen alle Völker es an, indem sie uns Juden sagen: „Zu unserem Volke gehört ihr nicht, wenn ihr auch bei uns Staatsbürgerrechte besitzt." Wie schwach muss es mit der Mathematik und Logik der Leugner bestellt sein, wenn sie nicht begreifen, dass alle diese Verneinungen vereint die stärkste Bejahung des jüdischen Volksthums sind! Wir waren anfangs gegen diese Widersacher sehr erbittert. Wir sind ruhiger, vielleicht auch gerechter geworden. Wir verstehen sie, und alles verstehen heißt alles verzeihen. Es ist ihnen sauer genug geworden, ein Vaterland und Staatsbürgerrechte zu erringen, und sie haben nun eine gewisse nervöse Angst, sie wieder zu verlieren. Was sie haben, das wissen sie, was der Zionismus ihnen bieten wird, das sehen sie noch nicht, weil ihnen die Fähigkeit des Ausblicks in die Zukunft und die Vorstellung des erst Geplanten, noch nicht Ausgeführten, fehlt. Heute sehen sie im Zionismus nur eine Besitzstörung und wehren ihn empört ab. Aber gerade ihre Geistes- und Charakter-Eigenthümlichkeiten bürgen mir dafür, dass sie ihren Widerstand aufgeben werden, wenn wir erst einen Anfang von greifbaren Ergebnissen aufzuweisen haben werden. Im Kampfe haben wir auf diese Juden nicht zu rechnen. Manche von ihnen werden uns sogar in den Rücken fallen. Im Siege aber werden voraussichtlich viele von ihnen zu uns kommen. Nun, sie sollen uns auch dann willkommen sein. Sie sind ja für ihre kurzsichtige Seele und für ihre Kleinmüthigkeit nicht verantwortlich.

Ich werde Sie vielleicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen sage, dass ich selbst die Renegaten, die jüdischen Antisemiten, die Speichellecker der adeligen Salons milder zu beurtheilen gelernt habe. Ich habe sie bei frommen christlichen Veranstaltungen in aristokratischer, großentheils schroff antisemitischer Gesellschaft verbrennen sehen. Ich habe in den Büchern ausgezeichneter Beobachter, wie Anatole France und anderer gelesen, was sie alles zu erdulden haben, um sich in antisemitische Adelskreise einzuschleichen, mit welcher Schmach sie sich tränken lassen

müssen, um auf einem gräflichen Balle zu tanzen oder einem herzoglichen Pumpbruder Geld leihen zu dürfen. Da begriff ich erst diese Leute und ihr Wesen. Da erwachte erst in mir die Erkenntnis, dass sie die echten Söhne der großen Vorfahren sind, die auf der Folterbank und dem Scheiterhaufen ihr edles Leben aushauchten. Auch sie erleiden freiwillig alle Martern und selbst den Feuertod. Auch sie entfalten ebensoviel Heldenthum, um ihr Judenthum zu verleugnen, wie ihre großen Väter, um dem Judenthum treu zu bleiben.

Grollen wir diesen armen Blutzeugen der Assimilation nicht. Begnügen wir uns damit, uns von ihnen loszusagen, wie sie sich von uns lossagen. Rechnen wir auch auf die Praktischen nicht, die uns anheimgeben, uns im Kampfe die Knochen zerbrechen zu lassen, und die sich vorbehalten, zu uns zu kommen, wenn der Sieg errungen ist. Dagegen dürfen wir nichts unversucht lassen, um zu der jüdischen Menge zu gelangen, die vom Zionismus noch nichts oder nicht das Richtige gehört hat. Wenn unsere natürlichen Mitarbeiter, die Rabbiner, uns im Stiche lassen, nun, so wird es ohne sie gehen müssen. Wir müssen und werden es erreichen, dass die ungeheure Mehrheit des jüdischen Volkes ihre zionistische Gesinnung, ihren Willen zu nationalem Dasein laut vor aller Welt bekennt."

Soweit Nordau. — Der Brustton klingt voll. „Idealisten sind es!" hört man verächtlich rufen. Ja, mein Gott, wann ist denn je einmal etwas Großes zustande gekommen, ohne dass den Anfang die Idealisten gemacht haben?

Wenn heute ein alter Grazer aufstünd'...

Wenn heute ein etwa in den Sechziger-Jahren schlafen gegangener Grazer aufstünde, er würde glauben, Jahrhunderte lang geschlafen zu haben, ob der Veränderung, die seine Vaterstadt genommen hat. Fabelhaft! würde er sagen und sich erst zehnmal umsehen, ehe er es einmal glaubt, dass er wirklich in Graz ist. Den Schlossberg würde er, vom Steinfelder Friedhofe ausgehend, allerdings bald erkennen, allein der gewaltige Verkehr auf dem Bahnhof, und dieser selbst, würde ihn schon stutzig machen. Dann sieht er durch die Annenstraße entlang, deren Häuserreihen keine Lücken mehr haben, einen großen Wagen mit Glaswänden rasch dahinrollen, und einen zweiten, einen dritten. — Sind

denn vom Bahnhofe Waggons durchgegangen? Aber die Wagen rollen auch wieder zurück, bergwärts, ohne Pferd, ohne Locomotive, wie von Geisterhand geleitet. Alle guten Geister ...! — Ja ja, sie loben auch heute Gott und bewegen die Tramwaywagen. Über den Straßen und Plätzen ist ein unendliches Spinnengewebe gezogen; mit Schaudern vernimmt er von Mächten, die in diesen Drähten ziehen, klopfen, schreiben, sprechen und singen und nach allen Lampen den Blitz hintragen! Eisenbahnen durchkreuzen die Stadt nach allen Richtungen, und die Straßen mit ihren breiten, glatten Bürgersteigen, Spiegelgläsern und prunkenden Schaustellungen dünken ihn wie mächtige Salons und Kunsthallen.

An die Mur gekommen, vermisst er die Kettenbrücke. Zwei waren ihrer zu seiner Zeit, und zwei hölzerne. Jetzt wird Graz mit sechs stattlichen Murbrücken verbunden, aus Stein und Eisen. Die Murgasse, das Kälberne Viertel heimeln ihn noch an, doch wie er da unten beim botanischen Garten die alte „Selchkuchel" sucht, das rauchgeschwärzte Neuthor, findet er weder Neuthor noch botanischen Garten, noch Merangarten. Lauter Paläste, himmelhohe, hundertfenstrige! Er muss sich schlechterdings verirrt haben. Und er irrt weiter, ein Führer muss ihn weisen, als käme er aus der Provinz das erstemal in die Stadt. Wo früher die alten Bäume des Joanneumgartens gestanden, breite Straßen mit neuen Häusern hin und hin. Und die Gebäude über und über voller Kuppeln, Thürmchen, Bildwerke und anderen Zierat.

Nirgends mehr eine Vorstadt, alles Großstadt, weithin gelagert über die Ebene, bis an die Berge. Die letzten Gassen dort sind belebter, als vor vierzig Jahren die innere Stadt. Und die Herrengasse jetzt! Nach der einen, östlichen Häuserreihe ist sie's noch, die alte; nach der andern ist sie ein Zeile herrlicher Paläste, natürlich voller Kuppeln, Thürme, Spitzen und Zacken. Keines der alten öffentlichen Gebäude findet er wieder in dieser verwunschenen Stadt.

Das Landhaus ist zwar nur erneuert; völlig neu jedoch ist das Rathhaus, das Post- und Telegraphengebäude, das Museum, das Justizgebäude, das Landesgerichtsgebäude, die Universität, die Technik, das Stadttheater — Prachtbauten, die den Auferstandenen ohne gleichen dünken. Neu sind die Bahnhöfe, viele Schulgebäude und unzählige Wohlthätigkeitsanstalten. Wo einst der Grazbach sich ländlich hinschlängelte zwischen Büschen, Wäschereien und Gartenwirtschaften, laufen jetzt breite Straßen bis weit hinaus zu dem einen Bahnhofe, von dem aus die Züge nach der östlichen Steiermark und Ungarn gehen. Vom Ostend der Stadt ragt ein gothischer Kirchthurm herüber, fast so hoch wie der Stefansthurm; weit vom Südende her prangt die Kuppel der Kirche des Centralfriedhofes — einer schauerlich weiten Todtenstätte. Vor vierzig Jahren ist all das nicht gewesen.

Gegen den Hilmteich hin, über dessen Waldhöhe ein massiger Aussichtsthurm aufragt, eine entzückende Villenstadt, durch welche die elektrischen Wagen rollen — bis hinaus nach Mariatrost. Hoch den Ruckerlberg und den Rosenberg hinan steigt die glänzende Stadt der Landhäuser, durch das Thal gegen Mariatrost hin erstreckt sie ihren langen Arm. Und wieder eine neue prächtige Stadt auf den Gründen, wo einst der stille Zschockische Garten gewesen. Auch hier rollen die „Elektrischen", und dann dröhnend über die eiserne Murbrücke schnurgerade entlang die Keplerstraße, wo einst die entlegenen Felder und Gärten gewesen, dem Hauptbahnhofe zu. Gegen den Sack hin, dort wo das graue Criminal gestanden und die steildachigen Häuser mit den der Mur zugekehrten idyllischen Abachseiten, ist es jetzt frei, licht — dem Ufer entlang zieht ein breiter Kai. Und an diesem Kai steht der Bahnhof — auf den Schlossberg.

An den einstigen Grenzen der Stadt sind Schachen und Wälder gefallen, hingegen breitet sich dort, wo in den Sechziger-Jahren noch das kahle, sandige Glacis gewesen zwischen Stadt und Vorstädten, jetzt sozusagen mitten in der Stadt, ein märchenhafter Wald aus. Ein Wildpark mit weißen Wegen, herrlichen Bäumen, in allen Flammen prangenden Büschen, mit Bildwerken und Denkmälern bestanden. Und mitten drin eine fabelhafte Riesenschale voller Gestalten, aus denen die diamantenen Wasser springen. Und ringsum Leben. Dort auf den Straßen überall Wägen, fremdartige Fahrwerke, auch solche, wo sie auf Rädern reitend lautlos dahinfliegen.

Unserm Fremdling aus den Sechziger-Jahren wird angst und bang vor lauter Pracht und Seltsamkeit. Das Heimweh packt ihn nach dem Graz, dem alten, stillen, gemüthlichen. Dem Schlossberge eilt er zu. Gottlob, da schlängeln sich durch kühlen Wald noch die altbekannten Steige hinan. Der Uhrthurm, das Schweizerhaus mit seinem Welden, der Glockenthurm mit der Liesel, ganz noch wie vor Zeiten. Nur dass am Fuße des letzteren das Wirtshäuslein fehlt, das sich so traulich an den Thurm geschmiegt hat. Brav, denkt er sich, der Fremdling, dass sie anfangen, die Wirtshäuser wegzuthun! Nun siehe aber dort! Dort unter dem Plateau — ein ganzer Rattenkönig von Wirtshäusern, und eins reitet auf dem andern und vom Sacke herauf, fast senkrecht an den Felsen auf und ab die elektrischen Wagen. Himmelwärts steigen die Wägen wie im grauen Alterthum dem Elias seiner — mit feuriger Kraft.

Der Fremde fasst ein Herz, spricht im Restaurant zu, bittet den Kellner höflich um einen Kalender. In der That, es ist immer noch das neunzehnte Jahrhundert. Unglaublich! — Aber der stattliche Band, den er in der Hand hält, ist nicht lauter Kalender mit den Heiligen Gottes. Auch die Grazer Heiligen sind drinnen, und nicht minder die

Unheiligen. Das Adressbuch. Na, da kann er sie nun zählen, die 125.000 Einwohner, die in 5000 Häusern, auf 450 Plätzen, Straßen und Gassen, in 1000 Wirts- und Kaffeehäusern und Schenken leben und sich herumtreiben.

Der alte Grazer denkt nach, wie viel er einst Zeitgenossen zählte in dieser Stadt. Kaum die Hälfte soviel, und schon damals waren sie bisweilen ein bisschen auf ihr Großstädtchen hoffärtig gewesen. Also ist es hier überall und überall ganz anders geworden seit vierzig Jahren. Und wenn er nun auf einem der Plätze steht, auf dem Dietrichsteinplatz etwa, oder auf dem Geidorfsplatz, oder auf dem Schillerplatz, oder auf dem Bismarckplatz, da kann er nichts anderes thun, als mit dem Kopfe wackeln und staunen. Und wie dann der Abend kommt und die scharfen weißen Lichter da sind, in den hochhängenden Glaskugeln die heftig funkelnden Sterne, und überall Licht, Licht, Licht! da verdeckt er sich die müden Augen mit der Hand — das thut ja weh, dieses stechende Licht! Das macht ja blind, anstatt sehend! Was haben wir uns damals eingebildet auf die schmetterling- oder schwalbenschwanzförmige Gasflamme, die im Vergleiche zur Talgkerze oder zur Rübsöllampe so milchweiß geleuchtet hat. Und jetzt ist der Überrest dieses Gaslichtes mattgelb, fast roth neben den elektrischen Funken! Aber die Leute sagen, auch diese genügten nicht, es müsse ein noch besseres Licht erfunden werden. Prrr! es ist ein kaltes Licht, eins, das nicht warm macht. Grell und kalt — Winterszeit. — Wieder rollt ein Zug durch die Stadt, mehrere Wagen aneinandergekoppelt, ohne Gespann und Schub, und die Leute, die Fahrzeuge aller Art treiben sich ringsum, nebenhin, querüber, zwischendurch, und wenn's eine zerquetschte Kutsche, ein niedergeranntes Pferd gibt, so kümmert sich weiter niemand drum. Wenn ein zusammengeführter Mensch in seinem Blute daliegt, gleich erscheint die Rettungsgesellschaft mit Sänfte und Wagen, räumt alles aus den Augen fort, und die Sache ist abgethan. Vor Zeiten hat man lesen können, dass es in den großen Städten Amerikas so zugehe. Seltsam, seltsam! — So wenig warme Liebe und so viel opferfähiger Gemeinsinn! — Einen Blick auf die gewaltigen Maschinen, auf das Arbeitertreiben unserer Fabriken thut er noch, um überzeugt zu sein, er ist nicht mehr in der gemüthlichen Steiermark, er ist auf einer englisch-amerikanischen Colonie weiß Gott wo in der weiten Welt.

Dann im Theater! Eitel Feinheit, Glanz und Pracht und ein Stück dazu, in dem lauter arme, unsaubere Leute vorkommen. In den Zwischenacten fallen ihm die drei Wirtshäuser auf, zwei im ersten, eins im zweiten Stock. Sollten denn die modernen Theaterstücke so anstrengend sein? In der Bildergallerie sieht er Werke jener Art, die wir Modernen Secession nennen. Ein eiskalter Schauer geht unserem alten Grazer über den Rücken.

Was sind das für Zeiten? ruft er aus. In einem der fünf Tagesblätter (zu seiner Zeit hat es nur eins gegeben) liest er von Officieren und Studenten, die in Duellen gefallen sind, von wilden Kämpfen, die im Parlament vorkamen, von den Millionenheeren und von der Empörung, die in den unteren Schichten des Volkes gährt. Was sind das für Zeiten? ruft er neuerdings aus. Im Postgebäude angelangt, sieht er ein merkwürdiges Treiben, Wagen um Wagen rollt ab und zu; ein Heer von Briefträgern eilt nach allen Theilen der weiten Stadt. Auffallen ihm die zahllosen offenen Karten, viele mit bunten Bildern geschmückt. Die Leute schicken sich anstatt Zeilen Bilder zu.

Täglich laufen zehn Haltzüge und sechs Eilzüge gegen Süd und Nord. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist der Mann von Graz nach Wien per Ross und Wagen in vier Tagen gefahren! Heute geht's in 4 ½ Stunden! Und zugleich berichtet ein Plakat an der Wand, dass man von Europa in sechs Tagen nach Amerika fahren kann. Will man hinübertelegraphieren, so kommt die Depesche drüben um einige Stunden früher an, als sie hier abgeschickt wurde. Aber dort ist noch etwas. In einen Kasten werfen Leute Münzen hinein, und sofort kommen ganz allein Sachen heraus, allerlei für den täglichen Gebrauch, sogar Speise und Trank. — An Schläuchen stehen Leute, reden hinein, horchen hinein und fragen den auferstandenen Grazer, ob er in Wien oder Triest nicht einen alten Bekannten hätte, mit dem er persönlich sprechen wolle? Dann möge er doch einmal an den Trichter kommen und die Schläuche an die Ohren halten. In ein solches Teufelswerk mag er sich nicht einlassen. — Oder doch? Wäre es doch eines Versuches wert? Bei meiner Seele, denkt er, das ist eine merkwürdige, eine wundervolle Zeit. Eine wundervolle, das ist nicht zu viel gesagt. Schier möchte man's noch einmal versuchen. Man müsste es ja nach und nach gewohnt werden, wie es alle die sind, die so gleichgiltig an all dem Wunderbaren vorübergehen. Und wenn man sich in diese Dinge einmal so recht hineingelebt hätte! — Ich muss, meint er, nur erst auf den Friedhof zurückkehren, um meine Nerven zu holen. Im Treiben der Weltstadt wird man sie wohl zu brauchen haben.

„Weltstadt“ sagt er, berauscht vom blühenden Graz. — Und die Wiener meinen heute noch, dass Graz ein hübscher Landaufenthalt wäre. Gestern stieg in Wien auf dem Nordbahnhof ein Mann aus, und durch die stolze Kaiserstadt fahrend murmelte er: Mit Berlin verglichen ist Wien ein reines Dorf. —

Wenn nun aber unsereiner nach etwa dreihundert Jahren aufstünde, was würde er finden am Fuße des Schlossberges? Ein Wien? Ein Berlin? Oder? —

Auf dem Pleſchaid.

Aus dem Wanderbuche des Herausgebers.

Auf irgend einem Predigtſtuhl des oberen Murthales wurde behauptet, daſs zwiſchen dem Murursprung und dem Schwarzen Meere Teuffenbach der gottloſeſte Ort ſei.

Dieſen Ort wollte ich mir anſehen. Denn man fühlt ſich in der eigenen Weſenheit ſo gehoben und getragen, wenn man tief niederſchauen kann in einen Höllenpfuhl. Aber ich wurde enttäuſcht. Als ich von der Eiſenbahnſtation St. Lambrecht hinabfuhr ins Murthal, lag das ſchmucke Dörfchen im Grünen ganz gottesfriedlich da. Die Herzen und Nieren der Bewohner erforſcht man nicht an einem einzigen Tage, ja man forſcht anſtändigerweiſe überhaupt nicht, ſondern nimmt ſtets vorwegs das Beſte an, was bei den Steirern auch ſelten täuſcht. Schon an den friſchen Geſtalten der Murthaler, ſchon an ihren munteren Augen und ſangesluſtigen Lippen liest man Weltfreudigkeit, die nach Auslegung mancher Leute freilich eine große Sünde iſt. Die tiefſte Verworfenheit der Teuffenbacher aber beſteht darin, daſs ſie an manchen Feſttagen nebſt der ſchwarzgelben Fahne auch die ſchwarz-roth-goldene an den Dachgiebel ſtecken! Und zu allem Überfluſs grüßen dieſe Höllenbraten einander anſtatt mit „Servus“ oder „Guten Tag!“ mit „Heil Dir!“ — — Bedarf es noch mehr, um die traurige Verkommenheit dieſer Leute zu kennzeichnen?

Und weil ſich „ſchöne Seelen“ finden, wie jener Schäker auf dem Predigtſtuhl geſagt haben würde, ſo habe ich unter den „Gottloſen“ von Teuffenbach einen frohen Abend verlebt. Nicht etwa im Wirtshauſe, denn da ſind frohe Abende keine Kunſt, ſondern bei einem Bauern, wie der Hausherr ſich mit Stolz nennt, bei einem ſteiriſchen Bauern von der Art, wie an Feſtſtändigkeit und Wirtſchaftlichkeit, an Klugheit und Weitblick im Lande leider nicht viele ſtehen. Wie viele Bauern haben wir denn, die ihr Gut rationell nach wiſſenſchaftlichen Erfahrungen betreiben, durch Beiſpiel und Wohlwollen mit ihren Dienſtboten auskommen, die ſich frei zu halten wiſſen von Kopfvernebelungen und muckeriſchen Einflüſſen und deren Verhältniſſe ſie denn auch in die Lage ſetzen, Radtouren durch Kärnten, Tirol, Vorarlberg, Schwaben und Baiern zu machen, wie es mein Gaſtwirt wenige Tage vorher gethan hatte, um in der Welt Neues kennen zu

lernen und sich danach einzurichten. Auch kommt es nicht oft vor, dass der Bauer an seinem Heimatlande eine solch bewusste Freude hat, wie man sie in jenem Hause zu Teuffenbach findet, eine Naturfreude, die uns am nächsten Tag alle miteinander auf die Bergeshöhe trug.

Im Norden von Teuffenbach ragt eine senkrechte rothe Wand auf, die hoch oben eine tiefe Riesennische hat, in welcher die Mauern einer Burgruine stehen. Dieses Höhlenschloss (Schalaun) soll aus der Zeit Karls des Großen stammen und als Aufenthaltsort einer geraubten Prinzessin aus dem Sachsenlande gedient haben. Durch einen unterirdischen Gang sei es in Verbindung gewesen mit der kleinen Veste zu Oberwölz, wo wahrscheinlich ein tapferer Prinz gewohnt hat, der heimlich zur schönen Prinzessin geschlichen ist, während die Alten — wie sagenstilgemäß — miteinander Krieg geführt haben. Zahlreiche Burgruinen gibt es ringsum: Dort am Berghang nahe der Eisenbahn die Ruine Teuffenbach, höher oben am Berg die Ruine Stein, am Fuße unseres Berges die Ruine Katsch. Da haben sich denn im Laufe der Geschlechter Feindschaften und Liebesgeschichten abgespielt, alles durcheinander, wie überall und immer, da hat's Zweikämpfe, Entführungen, Heldenthaten und Schurkereien gegeben und wundersame Abenteuer, und was die Geschichte nicht fertig gebracht, hat die Sage vollendet. Würden wir mit unserer eigenen Zeitgeschichte nicht so viel zu thun haben, die auch ganz curios ihre Aventuren hat, ich möchte schon ein paar der alten Sagen dieser Gegend zum besten geben, zum Beispiel vom Mann ohne Schatten, den übrigens — wie mir ein Bäuerlein geheimnisvoll zuflüsterte — jeder von uns vorstellt, wenn die Sonne nicht scheint.

Hinter der rothen Felswand des Puxberges nun erhebt sich, mit diesem verbunden, ein anderer höherer Berg, der 1800 Meter hohe Pleschaid, oder wie die Leute in mehr slavischer Manier sagen, der „Pleschaitz". Wenn man mit dem Zuge von der Kärntnergrenze herkommt, so fällt dieser Berg wie eine kahle, spitze Pyramide auf, alle anderen Höhen des Murthales überragend.

Und zu dieser Bergesspitze, dem Pleischaid, hat uns an jenem Tage die Naturfreude emporgetragen.

Schon zu Sonnenaufgang hat mein Gastherr mich aus dem Bette geklopft und bald darauf ins Steirerwäglein geworfen, das uns rasch über den Murfluss an den Fuß des Berges brachte, wo der Aufstieg beginnt. Der trägt uns in Schlangenwindungen durch den steilen Wald hinan, sachte und fast unmerklich über wüste Felswände hinweg, bis wir nach eineinhalb Stunden vor einem abgekommenen Bauernhause stehen, der Schafferhube. Von ihrer baumlosen Matte aus schöner Blick in das Murthal bis nahe an Murau hinein. Noch einmal so weit auf zahmem Waldweg und über Almblößen — das letzte Randlein steil an über rutschiges

Gras — und wir sind auf der Spitze des Pleschaid. Während unseren letzten Schritten ist ringsum aus blauenden Tiefen ein gewaltiges Rundbild aufgetaucht, vor dessen Herrlichkeit der Ankömmling fast erschrickt. Den südlichen Fernblick hatten wir unterwegs schon lange gehabt, er geht nicht bloß über die steirische Kärntnergrenze, er geht über das ganze Kärntnerland hinaus bis an den im sonnigen Äther verschwimmenden Wall der Karawanken. Man sieht diesen Gebirgszug von der Petschen bis zum Mangart. In der Tiefe das Katschthal, das Murthal und die Hochebene von Neumarkt mit ihren schimmernden Teichen und dämmernden Wäldchen. Über eines dieser Wäldchen ragt der Kirchthurm von Mariahof hervor, dort hat Pater Blasius, der berühmte Vogelmann, gelebt, den Menschen von den Vögeln gepredigt und den Vögeln von Gott, wie der heilige Franciscus. An den langen Rücken der Saualpe und des Zirbitzkogels zuckt unser Auge hinaus in die östlichen Vorgegenden mit den Gebirgsstöcken der Gleinalpe und der Seckaueralpen. Auch von den Rottenmanner Tauern schauen ein paar Hochspitzen herüber, ich meine, einer ist der große Bösenstein. Über dem Wölzerthal drüben liegen die langen herbstlich rothen Sättel und Kuppen der Langalpe. Dieses weite Almgebirge steigt auf aus dem Murthale, dort, wo die Ruine Frauenburg steht, das Schloss des Minnesängers Ulrich von Lichtenstein, und zieht sich in kahlen Höhen fort bis ins Hochgebirge, des vielzackigen Tauerngrates, das nördlich unsere Aussicht eindämmt. Aber gerade diese braune massige Tauernkette mit ihren zahlreichen Thaleinschnitten ist berückend. Im Vordergrund die Thäler von Oberwölz, von St. Peter, Schöder und der Krakau. Die tieferen Berghänge sind hin und hin belegt mit den gelben, grünen und braunen Flecken der Bauernfelder, Wiesen und Schachen; höher hinauf Wald, noch höher Almen, endlich das dunkle Gestein der Tauernwüsten. Und fern im Westen, hinter dem Gstoder, dem Preber und zackigen Salzburger Bergen steht eine blendend weiße Tafel, hoch und einsam in die Bläue des Himmels auf. Wir halten sie anfangs für eine lichte Wolke, aber sie verändert sich nicht, sie bleibt starr über ihrem Felsgrunde und es ist keine Wolke, es ist der schneebedeckte Elendgletscher am Ankogel.

Als unsere Augen an dem großen Rundbilde sich satt getrunken hatten, setzten wir uns in der warmen Sonne auf das kurze, weiche Gras. Und jetzt sollte — dachte ich — der alte, fröhliche Minnesänger aus der Frauenburg des Mittelalters heraufsteigen und von Welt, Liebe und Leben singen. Der Lichtensteiner kam zwar nicht, der rastet längst auf ewig aus von seinem holden Liebeswahnsinn, aber andere Sänger kamen, junge, frische, Burschen und Dirndlein, ein ganzer Reigen. Die einen hatten stramme Kniehosen, die andern rothe Kittlein. Die Burschen trugen in geraidelten Rucksäcken köstliche Sach' herbei zum Essen und Trinken, die Dirnlein in ihren Kehlen helle, heitere Volkslieder. So hat es hinter

meinem Rücken mein fürsichtiger Gastherr, der mit mir hinaufgestiegen war, veranstaltet und man kann sich denken, was jetzt für eine Zeit kam. Bald pflegten wir üppigsten Schmaus, dass die geleerten Flaschen und bunten Packpapiere nur so einen weiten Kranz bildeten, um die lustige Gesellschaft, die gerade auf der Spitze im engen Ringe beisammensaß und frohlockte. Die Luft war ganz ruhig und weich. Die Sonne schien so hell aus dem fast schwarzblauen Himmel nieder, es war so groß, so ewigkeitlich trotz aller irdischen Freude, in der wir schwelgten. Die alten Volkslieder der Steiermark, die ich schon seit vielen Jahren nicht mehr gehört, die ich verklungen und vergessen wähnte, hier klangen sie aus der Jugend Born auf einmal wieder; sie wiederhallten an keiner Wand, sie verklangen kurz in die unendlichen Lüfte, der einzige Resonanzboden für sie war unser warmes Fleisch und Blut. Etliche der harmlosen, kecken Sänge hatte ich noch rasch auf ein Blatt geschrieben, um sie meinen Lesern zu zeigen — allein dazu kann es nicht kommen. Und rückten sie wohl mählich noch näher aneinander, die frischen Burschen und Dirnlein, nicht übel Lust zeigend, das Lied der Liebe in That umzusetzen. Da begann es plötzlich um uns zu rascheln. All die ledigen Papiere wurden lebendig, huben um uns an zu hüpfen, zu kreisen und in die Höhe zu fliegen. Auch über unseren Köpfen tanzten sie noch ein paarmal rund herum und dann in Spiralen hoch in den Himmel auf. Unsere Ausrufe der Überraschung verstummten, in stillem Staunen blickten wir den bunten Dingen nach, die wie fliegende Drachen immer höher und höher stiegen, bis sie nur mehr wie Sternchen spielten und endlich ganz verschwunden waren.

Jetzt schauten wir einander an. Was war denn das gewesen? Dergleichen hatte keines von uns je gesehen. Eine Windhose, die gerade alle Papierfetzen, darunter auch meine aufgeschriebenen Liedeln, emporgefegt hatte, ohne einem von uns ein Haar zu krümmen, geschweige einen Hut zu entführen. „Warten wir nur noch ein wenig“, meinte einer von solchen, denen ein übermüthiger Jodler in der Kehle stecken geblieben war, „der nächste Wirbel wird's schon besser machen, der nimmt uns selber mit und die zweite Hälfte jodeln wir im Himmel oben“.

So leicht wird den Teuffenbachern und den Volkspoeten allerdings die Himmelfahrt nicht gemacht. Anstatt emporzufliegen, musbten wir mühsam niederwärts steigen, um — am Fuße des Pleschaid angekommen — unter den Bäumen des Forsthauses das Gelingen der Bergwander bei neuem Gläserklang und Liedersange zu feiern.

Es war ein verspäteter Jugendtag für mich, wie sie immer seltener und immer flüchtiger wiederkehren. Ich wusste nun aber auch, worin die Gottlosigkeit der Teuffenbacher besteht. Sie besteht in frischer Lebenslust.

Die Lectüre der Helden.

Als im vorigen Spätherbste der Transvaalkrieg ausbrach, war unser Staunen groß, wie das kleine, arme Naturvolk der Buren muthig den Handschuh aufhob, den das große, allmächtige England ihm so herrisch hingeworfen hatte. Aber das Staunen wuchs bald zur Bewunderung, als dieses kleine Hirten- und Bauernvolk heldenmüthig sich behauptete und Sieg um Sieg errang gegen die Briten, denen eine Welt zur Verfügung steht.

Und wir haben uns gefragt: Welche Erziehung, welche Charakterausbildung, welche kriegerische Schulung, welche Cultur genießt dieses Volk, dass es so fröhlichen Herzens in den Kampf um die Freiheit zieht, dass es mit so beispiellosem Muthe steht, siegt oder fällt. Da haben wir aus den Beschreibungen erfahren, dass bei den Buren von einer Erziehung in unserem Sinne kaum eine Rede ist, dass ihre Städte und Culturstätten sehr unbedeutend sind, dass sie größtentheils auf dem Lande zerstreut in elenden Hütten wohnen. Wir haben gelesen, dass sie ununterbrochen körperliche Übungen pflegen, ohne den Militarismus mit seinen gewaltigen Waffen zu kennen, der Europa aufrechthält und gleichzeitig zugrunde richtet. Und wir haben uns gefragt, wozu unsere ungeheuere stehende Heeresmacht, wenn sie gegebenen Falles nicht einmal ein armes Volk von Hirten niederwerfen kann!

Ferner waren wir begierig zu erfahren, welch ein Geistesleben, welch eine Literatur den Charakter dieses Völkchens stählt, und haben gehört, dass die Buren ein Geistesleben im europäischen Sinne gar nicht führen, eine Literatur gar nicht besäßen. Das einzige Buch, was die Buren allgemein lesen, sei — die Bibel. Wir hören nichts von Burenzeitungen, nichts von diplomatischen Noten, selbst die Manifeste, die Paul Krüger an das Volk erlässt, sind vielfach aus der Bibel gezogen und auf die Bibel verweist er seine Krieger, bevor sie in die Schlacht ziehen.

Wir erheben ernst unser Haupt und fragen einander: Die Bibel! Was muss das für ein Buch sein?! Man hat wohl gesagt, das alte Testament mache einen starken Arm und das neue Testament mache ein fröhliches Herz. Man hat erlebt, wie dieses Buch umstritten worden ist

seit Jahrhunderten, die einen wollten es uns aus der Hand nehmen, die anderen wollten es uns bringen. Viele haben uns innig gebeten, mit glühenden Worten beschworen, die Bibel zu lesen, besonders den Geist des Evangeliums uns zu eigen zu machen. Einen starken Arm, ein fröhliches Herz könnten wir freilich brauchen, aber bibellesen — ? Es sieht so pietistisch aus, so altväterisch. Es ist so gar nicht modern und wenig unterhaltend. Für Leute unserer Zeit hat die Bibel keinen rechten Zweck mehr.

Nun eben. Die Bibel hat weiter keinen Zweck, als dass sie treue, gerechte Charaktere bildet, dass sie Männer macht, die in aller Noth aufrecht bleiben, dass sie einen starken Arm gibt und ein fröhliches Herz. Wozu das? — Da halten wir uns doch lieber an — die Zeitungen. Die Bibel ist bloß die Lectüre der Helden. — —

Das nächste Heft des „Heimgarten" wird einen Aufsatz über das Bibellesen bringen, der allerdings nicht zeitgemäß ist, weil erst vor Kurzem unsere katholische Presse eingestanden hat, dass die römische Kirche dem Volke das Bibellesen — verbietet! R.

Bauernblut.

Von Michael Georg Conrad.[1])

Schäum' auf zu mächtiger Sturmesflut,
Du göttliches deutsches Bauernblut,
Befeu're die blassen Gewissen!

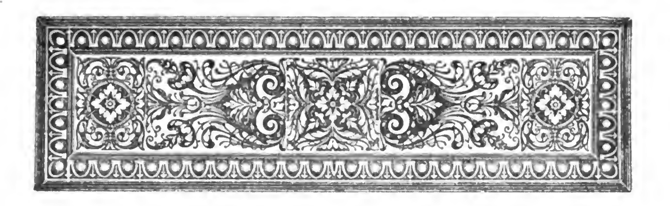
Darfst rinnen nicht länger in feiger Haft,
Du dreimalheiliger Schöpfersaft,
Des Blühens sei beflissen!

Brauf' hin in Wogen, von Gau zu Gau,
Mit sprudelndem Segen erfülle die Au,
Erneue die müde Erde!

In dir ruht der Geist, in dir wirkt die Kraft
Der heldenhaft zeugenden Leidenschaft,
Der Schönheit siegendes Werde!

[1]) Salve Regina. Berlin. Schuster & Loeffler.





Kleine Laube.

Der große Arbeiter-Ausstand.

Die Zeiten ändern sich.

Vor wenigen Jahren noch empfand man organisierte Arbeiterstrike wie eine revolutionäre Auflehnung gegen die gesellschaftliche Ordnung. Heute sind wir geneigt, auch den Arbeitern ihr gutes Recht, ihre wirtschaftliche Lage möglichst zu verbessern, zuzugestehen. Die Kohlengrubenbesitzer in Böhmen und anderswo allerdings halten es für eine empörende Anmaßung, wenn an ihren Geldsäcken, die durch schwerste und lebensgefährliche Arbeit anderer gefüllt worden sind, auch diese anderen, die Arbeiter, ihr bescheidenes Theil in Form einer mäßigen Lohnerhöhung beanspruchen. Wo alle Lebensmittel und Lebensbedingungen theurer werden, sollen gerade die Arbeiter mit den alten Lohnsätzen zufrieden sein, sollen bei den Verträgen, die der Stärkere gemacht hat und bei denen sie stets den kürzeren ziehen, sich nicht rühren dürfen, sollen noch froh sein, wenn der Arbeitslohn nicht erniedrigt wird, sollen mit Weib und Kind ewig verurtheilt sein zu der trostlosen Proletarierexistenz, sollen die Sclaven des Capitals bleiben? Es wird den Arbeitern oft der Vorwurf gemacht, dass sie nicht sparen wollen, sondern leichtsinnig von der Hand in den Mund leben. Es ist ja vielfach wahr, dass ihnen jener wirtschaftliche Geist abgeht, der sie am sichersten zu freien Menschen machen würde. Selbst bei jedem Strike rächt sich die völlige Hablosigkeit der einzelnen. Aber auch einer, der haushalten möchte, womit soll er sparen, wenn das Erworbene kaum ausreicht, Weib und Kind zu ernähren! Die reichen Arbeitgeber brausen nie heftiger auf, als wenn die Noth der Arbeiterfamilien betont wird. Ein fleißiger Arbeiter, sagen sie, verdiene reichlich genug, um die Seinen zu ernähren und zählen Beispiele auf, wie die Bescheidenen prächtig auskämen und nur jene, die sich dem Genusse, dem Luxus hingeben, herabkommen und zugrunde gehen müssen. So sagen die Herrschaften, die solchen Luxus führen, dass sie gar nicht mehr zu einer natürlichen Lebensfreude kommen, dass ihre armen Seelen unter der Last des Genusses fast verschmachten. Ich vertheidige ja gewiss nichts weniger, als den Luxus des Arbeiters, allein wenn alle Welt heute nach Genuss strebt, wenn die Manchesterer sogar sich zum Grundsatze verstiegen haben, dass Fortschritt und Cultur die Aufgabe hätten, dem Volke möglichst viel Bedürfnisse beizubringen, wenn endlich bei den Besitzenden, den Capi-

talisten und Arbeitgebern diese Bedürfnisse ins Ungeheure wachsen und die glänzende Befriedigung vor aller Augen daliegt — mein Gott, da kann man es doch den Arbeitern nicht allzusehr verdenken, wenn auch sie „etwas haben“ wollen.

Man kann es ihnen nicht verdenken, wenn nach dem wirtschaftlichen Grundgesetze von Angebot und Nachfrage auch sie ihre Ware, nämlich die Arbeit, umso höher schätzen, je nothwendiger sie von den anderen gebraucht wird.

Wenn die Kohlengrubenbesitzer behaupten, bei der verlangten Begünstigung der Arbeiter nicht mehr drauskommen zu können, dann sollen sie doch der Öffentlichkeit einmal ihre blanken Geschäftsbücher vorlegen, dann wird man ja sehen, ob ihre Weigerung gerechtfertigt ist und die Forderung der Arbeiter unbillig. Oder diese Herren sollen ihre Gruben um mäßigen Preis zum Verkaufe ausbieten. Sie thun weder das eine, noch das andere; sie wollen nichts, als dass ihr Einkommen sich immer steigere, während die armen Teufel, die täglich in Lebensgefahr schweben, um jenen die Schätze ans Tageslicht zu holen, auch weiter noch wirtschaftlich, gesellschaftlich und geistig verkümmern sollen. — Diese Zeilen sind nur ein Schrei nach Gerechtigkeit. Wenn einmal den Besitzern Unrecht geschieht, werden wir ebenso lebhaft für sie eintreten.

Bis unsere Worte vor die Leser kommen, wird der große Kohlenarbeiterstrike vielleicht beigelegt sein — wahrscheinlich zum Nachtheile der Arbeiter, die nachher freilich sofort wieder zu einem neuen, ergiebigeren Strike ausholen werden.

Nein, das taugt nicht. Der Eigennutz dieser „Cavaliere“ wird nicht aufhören, die Arbeiter werden nicht nachgeben und endlich wird das ein verhängnisvolles Ende nehmen. Verstaatlichung der Kohlengruben! Immer häufiger und heftiger tritt dieses Verlangen auf. Wo an einem Erwerbe viele hunderte, ja tausende von Staatsbürgern mitarbeiten, da ist das Geschäft nicht mehr Privatsache, sondern allgemeine Angelegenheit. Wenn die Herren Besitzer aber drangehen und eigenhändig die Kohlen aus dem Berge holen, gut, dann wird ihnen niemand dreinreden. R.

Graz, am 16. Februar 1900.

Drei Alpenbriefe.

Von Ludwig Gabillon.[1])

Ischl, 8. Juli 1855.

Mein liebes, gutes Mädchen!

Vor allem die herzlichsten Glückwünsche zu Deinen Erfolgen. Mir könnte nicht froher zu Muthe sein, wenn ich selbst sie errungen. Als ich in Mariazell meinen Brief eigenhändig in den Kasten geworfen, machte ich mich auf den Weg und erreichte nach sechs heißen Stunden Weixelboden. Wie wirst Du aufjauchzen, wenn Du dieses wunderbare Thal sehen wirst. Hohe Bergriesen schauen so freundlich auf die niederen Hütten. Der Strom braust so wild lärmend an ihnen vorüber, als wollte er sagen: „Ich bin eigentlich ein wilder Geselle, aber ich verschone euch, weil ihr mir vertrauet.“ Wie die Gegend, so die Menschen. Treu, biederherzig, fast grob, aber so wahr und echt, als wüchsen sie aus diesen Bergen und beständen mit ihnen seit

[1]) Aus dem Buche: „Ludwig Gabillon.“ Tagebuchblätter, Briefe und Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien. A. Hartleben. 1900. Mit Gestattung der Herausgeberin.

Uranfang. Mein Wirt löste mir die schweren Schuhe von den Füßen, seine schöne Tochter mit dem hochklingenden Namen Pauline, worauf sie nicht wenig stolz ist, nahm meine Wäsche, die sehr der Herstellung bedurfte, in Empfang, um sie mit dem guten Flusse bekannt zu machen. Nach eingenommenem Mahle, Eier und immer Eier, erstieg ich eine kleine Anhöhe, um meinen alten Freund besser betrachten zu können: „Dort lag der Hochschwab, wo schon der Schuhe mehrere gebrochen!" (Tell.) Er schaute freundlich ernst mit roth glühendem Haupte auf mich nieder. Die abertausende und tausende von Rissen und Furchen in dem alten verwitterten grauen Gesellen — „Schweizer, diese Narben stehen Dir schön!" Er ist umgeben von vielen mächtigen Vasallen, die zu den Füßen seines Thrones lagern, die alle erst überwunden sein wollen, ehe man zu ihm gelangt. Doch sind das alles frische, jugendliche Gestalten, die Häupter sind mit frischem Laub und hohem Grase bedeckt. Mein Wirt prophezeite für morgen einen schönen Tag. Man führte mich dann in ein kleines Kämmerchen mit reinlichem Lager. Ich legte mich nieder, um früh munter zu sein, konnte aber lange nicht einschlafen. Tausend schöne und hässliche Bilder zogen an mir vorüber. O, könnte ich so recht den tiefsten, inneren Frieden in mich aufnehmen! Ich glaube aber, ich habe die Fähigkeit dafür verloren. Es treibt und wogt in mir oft wie glühende Lava, die sich Bahn brechen möchte, um alles um sich her zu zerstören — was will ich denn? Das liebste, beste Mädchen ist mein, ich habe errungen auf meiner Bahn, durch mich selbst errungen, was bis dahin zu erringen war. Und doch keine Ruhe! Oft antwortet mir eine innere Stimme, das ist die schaffende Gewalt, die in dir wohnt, ohne die du nichts erreicht hättest. Du musst immer vorwärts, sonst gehst Du zugrunde. Ich will ja nichts für mich, ich möchte ja nur glücklich sein, um Dich ganz glücklich machen zu können, allen Segen, der mir noch beschieden ist, will ich auf Dein liebes Haupt ausschütten, und unter diesen Phantasien stand Dein liebes Bild vor mir und lächelte mich so freundlich an. So schlief ich ein und — Spiel der Natur — träumte von Mosenthal; er saß unten in der Wirtsstube im grünen steirischen Rocke und las den Bauern seinen „Sonnwendhof" vor, eine kranke, heiße Luft wogte durch die Stube, ich eilte auf ihn zu, entriss ihm das Buch und — erwachte. Es war kaum Mitternacht. Ich drehte mich auf die andere Seite und schlief weiter. Am Morgen 5 Uhr machte ich mich mit einem alten, ergrauten Gamsjager auf den Weg, mit Bergstock und Steigeisen. Nach zwei Stunden hatten wir die Höhe, den „Hochedler", erstiegen. Die Luft war fast wie flüssiger Stahl. Wir kehrten bei der Almerin ein, die uns eine Milch credenzte, die der Saft aus sämmtlichen Kräutern und Gräsern des Berges schien, so würzig und duftig war sie. Mit dem bekannten „Grüaß Goat" nahmen wir Abschied, zogen unsere Röcke aus, denn jetzt wird das Steigen beschwerlich, und erklommen die erste Wand. Nach einer Viertelstunde sah ich die erste Alpenrose, und trotzdem, dass der Führer mich versicherte, „das Zeugs finden wir noch gnua", musste ich gerade diese erste haben, um sie Dir zu schicken. Sie hat selbst in der festgeschlossenen, zusammengepressten Brieftasche ihren starren Sinn nicht brechen lassen. Wir arbeiteten uns lustig weiter, und nach und nach stiegen die „Werke des Herrn" vor unseren Augen auf. Die kleineren Berge hatten uns bis dahin die Aussicht benommen, jetzt sahen wir über dieselben hinweg ins weite Land. Gipfel auf Gipfel, dazwischen leichte Nebelwolken. Über diesem kleineren Bergproletariate erhebt der Ötscher sein stolzes Haupt (der höchste Berg nach dem Hochschwab), als echtes Ritterzeichen umglänzte die schneeige Binde seine breite Brust. Er steht da, ein echter Fürst. „Ja", meinte mein Führer, „er möchte es gerne unserem Hochschwab gleichthun, aber da hat er doch noch lange zu wachsen!" Jetzt kamen wir an die ersten Schneeberge, auf denen sich ungefähr ein Dutzend Gemsen, wie junge Hunde spielend, herumbalgten. Mein Führer drückt

mich auf den Boden, damit wir die Thierchen unbemerkt länger beobachten könnten, aber schon hatte uns ein alter ernster Bock bemerkt; er stieß einen schrillen Pfiff aus, und, wie von der Windsbraut getragen, sauste der Hause über den Schnee dahin. Man könnte schwindlicht werden bei dieser rasenden Eile. Wie ein von der Sehne geschleuderter Pfeil flogen sie dahin über die Abhänge und Gießbäche, diese kleinen Bergkobolde! Nach achtstündigem Marsche, nachdem wir hie und da gerastet, Höhlen durchklettert und Steine in die Abgründe gewälzt, um die Tiefe zu erproben, kamen wir an die eigentliche Spitze des Hochschwab; ein kantiger Kegel, fast ganz mit Schnee bedeckt, eine leicht zerrissene Wolke flatterte wie Silberhaar um das Haupt des Alten. Mein Führer, dem ich diese poetische Idee aufdrängen wollte, meinte ganz trocken, das sei ein ganz unangenehmer Nebel, und er halte es nicht für rathsam, den Berg in diesem Zustande ganz zu ersteigen. Ich besiegte seine Bedenklichkeiten, brummend stieg er aufwärts und nach einer Stunde standen wir an der eisernen Tafel, die Erzherzog Johann dem Schneeberg geschenkt. Ich will gar keinen Versuch machen, die Herrlichkeiten zu schildern, die man dort sieht; alles Geschriebene würde mir schal und abgeschmackt neben der Wirklichkeit erscheinen. Ich sage nur soviel — wäre oben Herr Petrus in eigener Person gestanden, hätte irgendeine geheime Wolkenthür erschlossen und mich direct in den Himmel geführt, ich würde das ganz natürlich gefunden haben, so erregt, so allem Irdischen entrückt war meine Stimmung! Sitzen wir in Wien einmal traulich nebeneinander, und mein Mädchen ist recht artig gewesen, so erzähle ich das und noch anderes, was ein so kleiner Brief nicht alles in sich aufnehmen kann. Nach vierstündigem Klettern kamen wir Abends in der Dullwitz-Alm an. Eine hübsche, schmutzige kleine Almerin saß vor der Thür und sang: „Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud', ich hab' ein Schatz und der ist weit.“ Ich sagte: „Mädel, woher weißt du denn das Lied.“ „Mein Bua hat's mir g'sagt, und der ist in Wien Soldat.“ Ich antwortete ihr, dass ich wünschte, sie möchten sich bald bekommen. „Ostern zwei Jahr, dann wird er frei.“ So lange warten wir nicht, mein Mädchen, was? Mit Sonnenaufgang verließ ich sie, gieng nach Aflenz, warf mich dort in den Postwagen, der mich 24 Stunden lang auf den langweiligen Straßen dahinrollen ließ. Jetzt bin ich in Ischl und wünschte mich sehnlichst weiter.

Leb' wohl und das Schicksal möge Dir gnädig sein!

Tausend Küsse, Dein

L. G.

* * *

Hallstatt, Freitag den 5. Juli 1861.

Liebste Zerline!

Vor einer Stunde — es ist jetzt 8 Uhr abends — kamen wir in Hallstatt an. Der Himmel so blau, der See so schwarz, die Berge so grün. Wir kommen vom Loser, und trotz Müdigkeit, Schmutz und trockener Zunge — ich habe den ganzen Tag declamiert und gesungen, um Schulzes[1]) Melancholie als echter Müller zu bannen — ist mein Herz froh und guter Dinge. Glaube nicht, dass ich vergessen habe, dass Weib und Kind in Dornbach sind, ich habe fortwährend an Dich gedacht und den ziehenden Wolken tausend Grüße an Dich mitgegeben. Einer, die in leibhafter Gestalt eines der buckligsten Dromedare blitzschnell vom Dachstein schwarz zum Loser eilte und dort leutselig eine Weile umspähte, um dann in unveränderter Gestalt gegen Gmunden zu traben, habe ich die wunderbaren Shakespeare'schen Verse aus „Antonius und Cleopatra“ mitgegeben. Ob sie sie bestellt?

---

[1]) Bernhard Scholz.

„In deinem Mund und Blick ist Ewigkeit,
Wonn' auf den Brauen —
Kein Tropfen Bluts, der Göttern nicht entquoll!“

Der alte Herr von Loser hat mich diesmal nicht mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Trotz drohendem Himmel brachen wir vorgestern nachmittags um 3 Uhr von Ischl auf, kamen um halb 6½ Uhr am Alt-Ausseer See an, mieteten einen Holzknecht als Träger und fort gieng es. Nach halbstündigem Marsche fiel ein erfrischender Thau, der sich nach einer weiteren halben Stunde zum prächtigen Gebirgsregen ausbildete. Wir konnten nur langsam vorwärts. Es war zwischen den hohen Bäumen und Felsen fast Nacht. Endlich gegen 9 Uhr kamen wir nass, müde, hungrig bei den Almhütten an. Alles still, die Thüre verschlossen, und jetzt entdeckte uns unser liebenswürdiger Gefährte (ein echter Steirer), die „Menscher“ bezögen erst am 16. Juli die Hochalm. Wir öffneten also mit trüben Ahnungen einen der kleinen Paläste und richteten uns so häuslich ein, als es die Mittel erlaubten. Zum Glück hatten wir Wein, viel Wein bei uns. Was konnte uns viel geschehen! Das nasse Holz wurde mit Mühe in Brand gebracht, vor Qualm und Rauch sahen wir uns kaum, der noch durch den Regen, der uns unablässig durch das morsche Dach auf den Herd tröpfelte, vermehrt wurde. Schließlich hörte der Regen auf, das Feuer brannte lustig, die Hütte wurde warm, wir wechselten die Hemden, hüllten uns in unsere Mäntel, die wir sorgfältig vor Nässe bewahrt hatten, sangen und wurden kreuzfidel. Dank dem guten Wein und Rum, den wir mit uns führten. Von diesem Augenblicke begannen Schulzes kleine Leiden. Zwi Flaschen waren glücklich mit Hilfe eines Messers in Ermanglung eines Korkziehers geöffnet. Bei der dritten brach Schulze von einem schönen Messer die Klinge mitten durch. „Ein böses Omen“, murmelte er. „Das Messer war mir theurer wie mein Schlachtschwert!“ Wir richteten uns jetzt in dem trockensten Theile der Hütte aus einer alten Futterkiste, die drei Fuß breit und fünf Fuß lang war, eine Lagerstätte. Auf dem Boden konnten wir uns nicht lagern. Der war vollkommen durchnässt Wir klemmten uns mühsam hinein, legten die Reisetaschen unter das schwere Haupt und deckten uns mit — Holzspänen zu. Bald waren wir sanft entschlafen! Ach, die Jugend, ein reines Gewissen, ein poetischer, zufriedener Sinn und vor allem drei Flaschen Wein und Rum, mit Zucker und Gebirgswasser gemischt, thun Wunder. Der Führer weckte uns erst um 5 Uhr. Der Kerl hatte sich ebenfalls verschlafen. Übrigens versäumten wir nichts. Die Sonne schlief ebenfalls noch. Schreckliches Erwachen! Gebrochen, gerädert an allen Gliedern, konnten wir uns kaum der Futterkiste entwinden. Wir blickten uns trübselig an, fuhren beide mit der Hand nach dem Kopfe und überraschten uns mit dem Geständnisse, dass ein leichter Katzenjammer — —

Der Alpenjüngling hatte während dessen in einer alten Milchbutte frisches Quellwasser geholt; wir überschütteten uns damit und spürten sichtliche Entfernung des Jammers. Dann wurden die Speisereste zusammengesucht, und langsam erstiegen wir den Gipfel. Die frische Alpenluft ist die beste Arznei. In der nächsten halben Stunde wären Kopfschmerz, Melancholie, alte Futterkiste vollkommen verschwunden, und ungetrübten, heiteren Sinnes konnten wir das große Schauspiel genießen. Der Losergipfel ist ein vollständiger Gletscher. (?) Überall Schnee und Eis. Ich hätte dem alten Kerl diese rauhe Seite bei seinem sonst so milden Charakter gar nicht zugetraut! Wir blieben fast drei Stunden, brachten sogar von mühsam zusammengesuchtem Krüppelholz ein kleines Feuer zustande. Auf dem Heimwege kam mein Freund Schulze (wie er manchmal kühner Jüngling sein kann) auf die unglückliche Idee, mir das „Abfahren“ (man steckt den Bergstock zwischen die Beine und gleitet auf der harten Schneefläche blitzschnell hinunter) nachmachen zu wollen. Ich war bereits

unten, schaute hinauf in dem Momente, wie ihm gerade der stützende Stock entgleitet. Mit furchtbarem Getöse und Geschrei: „Aufhalten, aufhalten!“ rutscht er die holperige, steile Schneefläche hinunter. Als er in meiner Nähe, greife ich mit aller Macht zu, zerreiße ihm Hemd und Rock, brachte ihn aber zum Stillstand. „Schon wieder ein Unglücksfall“, brummte er, „ich sehe deutlich, dieser verfluchte Loser haſst und verfolgt mich.“ Tief gekränkt stieg er den Hütten zu, wo wir rasteten, und entdeckte dort den Verlust zweier wertvoller Hemdknöpfe. Jetzt war es mit der guten Laune aus, und schimpfend und fluchend kam er mit mir in Aussee an, wo ihn selbst der Genuſs eines prachtvollen Saiblings nicht erheitern konnte. Um 6 Uhr legte er sich ins Bett, behauptete steif und fest, an Kolik zu leiden, und keine Bitten und Beschwörungen konnten ihn veranlassen, das Bett zu verlassen. Heute morgens entzog ich ihn dem Bette mit Gewalt und List. Kaum aufgestanden, setzte er sich mit aller Grandezza in den kleinen Wandspiegel, den ich unvorsichtigerweise von der Wand genommen und auf einen Stuhl gelegt hatte. Auf ein Haar hätte ihn dies bewogen, wieder das Bett zu suchen, um, wie er meinte, ferneren Unglücksfällen zu entgehen. Wir fuhren auf den See, besuchten die alte Platzar nnd bummelten langsam durch die Wälder nach Hallstatt. Jetzt, während ich schreibe, liegt er auf dem Divan und macht Sonette. Werden die bis morgen fertig, so schicke ich sie mit. Morgen mittag habe ich einen Brief von Dir. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darauf freue. Entschuldige meine schlechte Schrift, aber Papier, Feder und Tinte sind schlecht, dazu ist meine Hand vom Rudern und vom Bergstocke geschwollen. Morgen beantworte ich Deinen Brief und sage Dir, wie wir von Hallstatt nach Ischl gelangt sind. Hoffentlich passiert Schulze noch irgend etwas.

Wir wollen eben, es ist halb 11 Uhr, ins Bett steigen, da entdeckt Schulze den Verlust seines einzigen mitgenommenen Hemdes. Er ist auf dem Punkte, Extrapost zu bestellen, um nach Wien zurückzufahren. Bei weiterer Nachforschung findet er auch seine Cigarrenspitze nicht!

* * *

Aussee, Sonntag, 8. Juli 1866.

Seit drei Tagen schicke ich täglich mehreremale auf die Post. Ich glaubte, Du würdest gleich nach den furchtbaren Ereignissen schreiben und doch fürchtete ich wieder Deinen Brief. Ich male mir Deinen Zustand mit den grellsten Farben. Heute um 3 Uhr nachmittag erhielt ich endlich Dein Schreiben. Ich bin seelenvergnügt, daſs alles gesund ist! Damit ist meine größte Sorge für diesen Moment gehoben. Wir giengen nach unserer Ankunft in Aussee gleich ins Gebirge, blieben die Nacht beim Albin Schramml. Nächsten Tag lasen wir an der Rathhausthür das Telegramm, welches bis 2 Uhr mittags unsere Truppen siegen ließ, dann einen Rückzug nach Königgrätz meldete. Mir ahnte Schlimmes, aber unmöglich konnte ich hieraus die ganze Größe des Unglückes abmessen. Erst am 6. nachmittags gab mir Capellmeister Esser die „Neue Presse“ mit dem Artikel „Die Niederlage von Königgrätz“. Ich war sprachlos, ich muſste einige Minuten nach Worten suchen. Das hat wohl kein Mensch erwartet! Ein solches Heer und solche Niederlage. Ich habe geschäumt vor Wuth und Zorn. Schöne, der gute Sachse, war nicht minder außer sich, und so wanderten wir stumm in der herrlichen Gegend umher. Wir gaben uns zehnmal das Wort, nicht über Politik zu reden, und das erste, was gesprochen wurde, war wieder Politik. Du kennst aber meine Natur, was nicht zu ändern, nicht zu bessern ist, hat bald keine Macht mehr über mich, und heute bin ich ruhig und heiter, wenn auch im anderen, als im gewöhnlichen Sinne. „Auch das ist zum Guten“, sagt Akiba, und diese ungeheueren Ströme Bluts werden Österreichs verschiedene Stämme fester zusammenkitten. Österreich geht nicht zugrunde, es kann nicht zugrunde gehen,

weil es eine Nothwendigkeit ist. Jede große Sünde, und wir haben deren viele begangen, braucht eine Sühnung. Jetzt folgt die Läuterung, das Volk wird sich nach aller menschlichen Berechnung jetzt freier entwickeln dürfen. Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel werden wachsen und blühen, und Österreich wird aus dieser Feuerprobe gestählt und nervig hervorgehen. Bei der hiesigen Bevölkerung haben alle die Schreckensnachrichten wenig Sensation gemacht. Der Refrain ist immer „Hier kommen die Preußen nicht her!“ Der brave, patriotische Rimer meinte, „die Wohnungen stehen a so leer, wann die Preußen kommen, können s' einziehn, zahlen müssen s' a!“ Zu seiner Ehre muss ich aber sagen, dass er andererseits auch bereit ist, für sein Vaterland zu „kimpfen“. Er meinte, „wenn die Steirer dürften und wollten und jeder seinen Stutzen nähm' und in die Pässe gieng, so käme von der ganzen Reichsbagage nicht einer ins Land“. Nun noch eines! Wie steht es mit Brünn? Ich begreife vollkommen, dass Du Dich unter den Verhältnissen gegen das Gastspiel sträubst, aber der Director muss jedenfalls avisiert werden. — — —

Offenes Schreiben

an den Verlag der Werke Robert Hamerlings in Hamburg.

Geehrte Herren!

Wir haben seit eilf Jahren miteinander einen sehr höflichen und sehr unfruchtbaren Briefwechsel geführt. Nun möchte ich unser Anliegen gerne in weitere Kreise tragen, vielleicht führt das zu etwas. Der Gegenstand ist Ihnen gewiss sympathisch.

Robert Hamerling, die Zierde und Ehre Ihres Hauses! Wenige Tage, ehe es bei ihm zum Sterben war, bin ich an seinem Bette gesessen, habe seine kühle Hand gehalten; er war ausnahmsweise gesprächig und sagte zu mir: „Es ist zu früh, mein lieber Freund! Meinem philosophischen Werke mangelt die letzte Feile. Dann hätte ich gerne noch die Volksausgabe erlebt. — Man will nicht immer gelobt oder geschmäht, man will auch einmal gelesen sein. — Mein Hamburger Verlag wird bald eine neue, billige Volksausgabe veranstalten, er hat ja die Sachen sehr vortheihaft in Händen und ich wünsche auch beim Nachlasse alle Rücksicht für ihn, dass er meine Lieblingsidee bald machen kann. — Meine Werke verlasse ich schwer . . .“

So sprach er, und was seine Lieblingsidee war, das wissen Sie schon sehr lange, nicht wahr? Nun, dann werden wir uns leicht verstehen. Seine Werke und Rechte für die Zukunft sind Ihnen zu so überaus günstigen Bedingungen überlassen worden, dass ich Sie immer als den eigentlichen Universalerben Hamerlings beglückwünscht habe. Doch bei der Übergabe des Nachlasses sind Wünsche laut geworden. Die Hinterbliebenen des Dichters und seine Freunde haben Sie sehr artig erinnert an seine Lieblingsidee, die Volksausgabe, und Sie haben sehr höflich eine solche in nahe Aussicht gestellt.

Seither sind zehn Jahre vergangen, ein Drittel der Zeit, in welcher ein todter Dichter noch ausschließlich seinem Verlage gehört. Unzähligemale sind Sie von den Hinterbliebenen Hamerlings und seinen nächsten Freunden belästigt worden mit Zuschriften, Sie mahnend, drängend, Ihre so freundlich gegebenen Zusagen zu erfüllen und eine neue, einheitliche und billige Ausgabe zu veranstalten. Ihre immer liebenswürdigen Antworten vertrösteten auf die nächste Zeit. Diese kam und gieng

vorüber, und die Volksausgabe ward nicht. Freilich darf nicht verschwiegen werden, dass Sie sich gerechtfertigt haben, nur nicht ganz glücklich. Sie sagten, Hamerlings Werke giengen nicht, am allerwenigsten in Norddeutschland. Die alten Ausgaben wären noch nicht vergriffen und mit einzelnen Bänden hätten Sie schrecklich schlimme Erfahrungen gemacht. Diesen Dichter in Deutschland volksthümlich zu machen, sei platterdings unmöglich. — Ich bin ein Freund der Bescheidenheit, diesmal aber hatte ein Verlag doch etwas gar zu bescheiden von seinem Autor gesprochen. Und allerdings auch nicht ganz richtig. Was man von klugen Verlegern so hört, warten sie mit neuen Ausgaben nicht, bis die alten verkauft sind, denn das Ding darf nie abreißen. Zudem werden Sie, meine geehrten Herren, das Leid erleben, die alten Hamerling-Ausgaben überhaupt nie zu verkaufen, außer Sie schlagen dieselben beim Trödler los. Denn es sind ganz schlecht und veraltet ausgestattete Bände, ungleich im Format und sehr theuer im Preis. Das mögen die Leute jetzt nicht mehr. Von den illustrierten Ausgaben reden wir nicht, das sind Ungethüme, Sie selber zittern davor. — Im ganzen scheinen Sie mit einer neuen Ausgabe darauf zu warten, bis Hamerling wieder populär geworden ist. Wie soll er's denn aber werden, wenn seine Bücher nicht oder nur schlecht und theuer zu haben sind? Eben die Volksausgabe hätte den Zweck, den Dichter populär zu machen. — Und dass Robert Hamerling in Deutschland nicht möglich sein soll, das — mit Vergunst — erlaube ich mir sehr zu bezweifeln. Ein Dichter, der in viele Sprachen übersetzt worden ist, soll just daheim von seinem Volke nicht verstanden werden können? So gering müssen Sie nicht von uns denken. Ich will Ihnen eine alte Wahrheit sagen, die für den Verleger nicht unangenehm zu hören ist: Das deutsche Volk hat gar keinen Dichter, der das Ringen unserer Zeit so künstlerisch und so gewaltig zum Ausdruck brächte, dessen Weltanschauung tiefer und sittlicher wäre — als Hamerling. Der dumme, schlechte deutsche Tageshader hat zwar sein Möglichstes gethan, diesen großen Poeten als Parteidichter auszuschreien und hat damit seine Volksthümlichkeit vorübergehend auf das empfindlichste geschädigt. Aber das sollte uns doppelt reizen, dem deutschen Volke zu zeigen, wer Hamerling ist — eine geniale Dichterkraft, ein glühender Apostel des Schönen und des Sittlichen für die ganze Menschheit, stark und treu im deutschen Volke wurzelnd. Einen solchen Geist brauchen wir heute nothwendig, wie den Bissen Brot. — — Ich begreife ja die Neigung, etwas besonders Wertvolles ganz für sich allein haben zu wollen — aber unseren Dichter möchten Sie uns denn doch großmüthig freigeben aus dem Staube Ihres Magazins.

Sollten Sie etwa befürchten, dass ihn das „Volk“ nicht verstehen würde, also eine Volksausgabe überflüssig wäre, so erwägen Sie doch selbst einmal, wen der Verleger meint, wenn er Volksausgaben von Classikern oder auch Modernen macht. Meint er die Hirten, Bauern, Handwerker, Arbeiter und gemeinen Soldaten? Wahrscheinlich nicht, die haben ihre besondere Literatur. Er meint das gebildete Lesepublikum Deutschlands, welches vorwiegend aus Beamten, Lehrern, Geistlichen, Künstlern, Officieren, sehr vielen feinsinnigen Frauen u. s. w. besteht, Leute, die ein reiches Geistesleben haben, aber wenig Geld. Für solche macht man Volksausgaben und das sind die Bücherkäufer. Ich würde Ihnen rathen, die Volksausgabe, der Sie noch immer so kleinmüthig gegenüberstehen, auch in Lieferungen erscheinen zu lassen — und die Auflage nicht zu klein. Kommt dieser Ballen nur erst ins Rollen, dann werden Sie freudig erstaunen!

Wir haben nun, geehrte Herren, schon alles Mögliche versucht, um uns zu unserem Dichter und Sie zu Ihrem Gelde zu bringen. Wie Sie sich erinnern werden, hat Dr. M. Rabenlechner, der nimmermüde Hamerling-Biograph, im Einverständnisse mit den Erben, einen Plan für die Volksausgabe entworfen. Nach dem-

selben soll die neue Ausgabe eine ausgewählte, in etwa drei starken Bänden sein, folgenden Inhaltes: Ahasver, König von Sion, Homunkulus, Venus im Exil, Germanenzug, Sinnen und Minnen, Blätter im Winde, Danton und Robespierre, Teut und Aspasia. — In Ihrer bekannten Liebenswürdigkeit sind Sie auf diesen Vorschlag eingegangen und in Ihrer allzugroßen Bescheidenheit haben Sie Ihre Zusage wieder zurückgenommen und die Ausgabe auf unbestimmte Zeit verschoben.

Ich stelle mir nun vor, dass Sie, meine Herren von der „Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft in Hamburg" dieses Hamerling willen schwere Herzens-Conflicte zu bestehen haben. Sie möchten gerne und können nicht. Daher stelle ich die ganz ergebene Anfrage, ob Sie nicht etwa das Verlagsrecht dieses Dichters ganz verkaufen wollten? Wieviel Geld man Ihnen dafür auf die Hand legen müsste? Vielleicht gelänge es mir — und zwar ganz ohne Maklerlohn — ein Geschäftshaus zu finden, das den großen Schatz der Werke Robert Hamerlings dreister und eigennütziger verwerten wollte, als Sie es zu thun belieben. Sehen Sie, dieser Poet hat sein Lebtag so viel Unglück gehabt, dass er es wirklich nicht verdient, nach seinem Tode lebendig begraben zu werden. Und falls er, der Ihrem Verlage sein ganzes Vertrauen geschenkt hat, plötzlich aufstünde und von Ihnen den Ruhm forderte, den seine Werke beanspruchen können — Sie wären in der größten Verlegenheit.

Nun werden mir die Herren in Hamburg am Ende etwa gar böse sein und sagen, was das mich angienge? Ob sie mit ihrem Eigenthum nicht machen könnten was sie wollten und ob die Liebhaber Hamerlings seine alten Bücher nicht ohnehin in jeder Buchhandlung beziehen könnten? Das ist ganz wahr, aber nicht ganz richtig, denn hier handelt es sich um eine größere Sache, als um die rein geschäftliche, es handelt sich um eine Ehrenpflicht nach zwei Seiten hin! Rosegger.



Arthur von Wallpach. Sonnenlieder. Die Gegenreformation hatte leider in ganz Österreich das geistige Leben mit dem Schwert und auf dem Scheiterhaufen erstickt. Auch in Tirol! Erst nach zweihundert Jahren begann es sich wieder zu regen. Nicht die lauten Stimmen auf dem deutschen Parnass weckten unser Dornröschen aus dem Schlafe; der Donner der französischen Revolutionskriege that es. Unsere Muse erschien im Feld mit der Fahne des Landsturmes und sang das Spingeser Schlachtlied. — Am Thore der neuen Zeit steht Al. Weißenbach aus Telfs, den Goethe mit einigen Zeilen adelte, dann der düstere Senn der mit seinen Sonetten den Kampf gegen den Ultramontanismus eröffnete. Wir übergehen die Alpenblümler und die Frühliedler und begrüßen den prächtigen Hermann von Gilm, einen der größten deutschen Lyriker. Er sang das Jesuitenlied, die Töne seiner Zither wirkten auf ganz Jungtirol und hallen in dessen Liedern nach. Heute beschäftigen wir uns mit einem der jüngsten, mit Arthur von Wallpach.

Er hat bereits vor vier Jahren ein Bändchen Gedichte veröffentlicht: „Im Sommersturm" — darunter auch allerlei Grünzeug, manches heftige, sinnlich feurige Gedicht zeigt jedoch die Klauen des Löwen. Nun liegt ein neuer Band vor: „Sammlung der heidnischen Gesänge aus Tirol."

Wallpach ist der Burgherr vom Schloss Anger bei Klausen. Er singt:

> „Mir aber reifen Frucht und Most
> Und durch des Burghofs Zinnenschlitze
> Guckt nickend selbst gebaute Kost,
> Das Korn mit billiger Ährenspitze.
>
> Rings blüht mir Leben, säftereich,
> Mit off'nen Nüstern einzusaugen,
> Und über allen schimmern weich
> Zwei warme braune Frauenaugen."

Als Luther nach Italien zog, hielt er sich hier, wie die Sage erzählt, auf. Unser Dichter

ist ein Vorkämpfer der Deutschen in Tirol, als Mitherausgeber des „Scherers“ hat er manchen wuchtigen Hieb ertheilt, wie überhaupt dieses Blatt vielleicht das beste der Art in Deutschland ist — versteht sich mit Erlaubnis der Classiker an der Spree!

Sein Programm lautet:

Wer auf sich selber sich gestellt
Und abseit fürder schreitet,
Sieht hellen Blickes in die Welt,
Die Gipfel hoch sich weitet.

Sein Aug' ist wie des Geiers hart
Und scheut kein Sonnenflimmer
Es sieht im Rauch der Gegenwart
Der Zukunft Lichtgoldschimmer.

Er ist indessen gewiss fortgeschritten. Die Leidenschaft glost nicht mehr so heiß, oft athmet eine stille Wehmuth aus diesen Versen.

Tief und warm ist sein Naturgefühl:

Einer Sonne Strahlen riefen
Aus geheimer Wunder Schacht
Unerkannten Daseins Tiefen
Uns empor mit Schöpfermacht.

Sonnenkinder sind wir alle
Und dasselbe Leben fließt
Schönheit bildend im Krystalle,
Das mein Wort in Lieder gießt.

Reizend und stimmungsvoll sind seine Bilder aus der Alpenwelt; Gilm besitzt mehr Farbenpracht, Wallpach ist inniger; darum durfte er auch die Sonnenhymne des heiligen Franciscus von Assissi anführen.

Die beiden Tiroler sind gleich reich an poetischen Motiven, sie übertreffen weit die meisten deutschen poetischen Sangesbrüder.

Wer da citieren wollte!

Wallpach hat manches gelungene Städtebildchen. So der „Zapfenstreich“. Auch hier ist er ganz eigenartig — das „ältere Mädchen“.

Ich will dem Tadel der Kritik vorgreifen. Neue Wortbildungen sind nach Umständen vollauf berechtigt, und der Strom der Sprache ist im lebendigen Flusse. Auch älteres darf man neu auffrischen, ebenso können wir in den Dialect greifen. Der „Himmelsring“ unserer Bauern klingt besser als der „Regenbogen.“

Wallpach folgt aber dem Beispiele der „Modernen“. Gegen manches bizarre Wortungeheuer muss sich die Sprache verwahren.

Ich bin ein alter Pedant und darf als solcher wohl auf einen anderen alten Pedanten verweisen: Des Horaz epistola ad Pisones.

Nur das Einfache ist groß und das Große ist einfach! Adolf Pichler.

Fiedrich Nietzsche und sein Übermensch von Karl Knortz. (Leipzig. Verlag des literarischen Bülletin.)

Auf 40 Seiten ein bezeichnendes Bild von Nietzsches Philosophie. Knortz stimmt dieser Weltanschauung des Übermenschen, bei dem das, was bisher als Sünde gilt, Tugend ist, natürlich nicht bei, erkennt aber die Bedeutung des Denkers an. Bezeichnend ist, dass Nietzsche zwei Erscheinungen hasste, in welchen gerade sein Übermenschenthum heute am unmittelbarsten zum Ausdrucke kommt: den Amerikanismus und das Papstthum. Daraus zu schließen, dass er selbst am meisten entsetzt sein würde, wenn seine Theorie vom rücksichtslosen Herrnmenschen in Fleisch und Blut ihm gegenüberstünde. M.

„Glückimwald.“ Roman von B. Gräfin Bethusy-Huc. Dresden. (E. Pierson. 1899.) Der Roman, dessen Schauplatz die ostelbische Heimat der Verfasserin ist, bedeutet ein Culturbild, der das machtvolle Eindringen der Industrie in entlegene Bezirke und die daraus resultierenden nationalökonomischen Umwandlungen veranschaulichen soll. Auf diesem Hintergrund spielt sich eine an mannigfachen Wechselfällen reiche Familiengeschichte ab, die die Vertreter der conservativen Tradition, den Oberförster Waldow und seinen Anhang, in scharfen Gegensatz bringt zu dem Bringer moderner Anschauungen, dem Ingenieur des neuerrichteten Hüttenwerkes „Glück im Wald“. Wie diese in der Wesensart der handelnden Personen begründeten und zu schwerem Herzeleid führenden contrastierenden Anschauungen nach mannigfachem Kampfe endlich doch in einer vollen Harmonie ihr Ende finden, — das bildet den Inhalt des Buches. V.

Die Krankenpflegerin. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe. Von Dr. Walther Francke. (E. Kempe. Leipzig.) In unserer Zeit suchen Damen, Frauen und Mädchen, mehr wie früher Erwerb in Berufen. Ein nahe liegender Beruf ist derjenige der Krankenpflegerin, und viele Damen denken demgemäß an diesen. Aber die Verhältnisse, die Aussichten, die Leistungen, sind hierfür sehr wenig bekannt, und deshalb ist die Arbeit von Dr. W. Francke „Die Krankenpflegerin“ mit Freuden zu begrüßen, besonders da sie das ganze Gebiet der „Krankenpflegerin“ eingehend behandelt. V.

Die Bühnenkünstlerin. Schauspiel, Oper, Ballet. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe. Von Alban von Hahn. (E. Kempe. Leipzig.) Viele Damen finden Beschäftigung am Theater, aber kein Lebensberuf ist für Damen im Anfang schwieriger, zweifelhafter und unbekannter, als gerade dieser. Deshalb ist es eine besonders dankenswerte That, wenn jemand, der mit diesen Verhältnissen durchaus vertraut ist, den Anfängern, oder denjenigen, welche sich vertraut machen wollen mit den Zuständen der Bühne, Klarheit verschafft. Wir können Damen, welche sich dem Theater widmen wollen, nur

rathen, sich eingehend mit dem Studium des Bändchens zu beschäftigen. Sie finden dort alles zusammengestellt und erörtert, was ihnen von Wert und Nutzen sein kann. V.

Der Frankfurter. Geschichte aus dem 18. Jahrhundert von Fritz Pichler. (Berlin. Hermann Hillger.) Dieser kleine Roman sei wohl nicht das, was man modern nennt, aber mit so viel Wärme und so aus der Tiefe des Herzens herausgeschrieben, dass er thatsächlich jeden Leser interessieren dürfte, der nicht zu dem gewöhnlichen Leserpöbel gehört. — Solcher Andeutung, die der Verfasser in einem humorvollen Vorworte macht, ist beizupflichten. M.

„Das achte Gebot" von Irenäus Waldau (Dresden. E. Pierson. 1900) betitelt sich eine Erzählung, worin das tragische Schicksal einer Unschuldigen geschildert wird, welche bloß, weil der Schein gegen sie spricht, in Acht und Bann gethan wird von einer pharisäerisch-denkenden Gesellschaft. Nach langen Kämpfen geht die Heldin freiwillig in den Tod. Die clericale Richtung der aristokratischen Kreise wird scharf gegeißelt, wie überhaupt das Ganze von einem demokratischen Geist durchweht ist. Irene Baronin Enis.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Die Sammlung hat, zumal sie dem vielfach geäußerten Wunsche entspricht, den beliebten deutschen Dichter im Gewande der deutschen Lettern begrüßen zu dürfen, in den weitesten Kreisen beifällige Aufnahme gefunden. Lieferung für Lieferung wird mit Antheilnahme entgegengenommen. Das Werk schreitet rüstig vorwärts. Auf die Leberecht Hühnchen-Hefte folgen jetzt diejenigen, welche die „Vorstadtgeschichten" enthalten. Sie sind bis zur 15. Lieferung erschienen und lassen bereits den ersten Band dieser Geschichten übersehen. V.

Der Einsiedler vom Scharfenbach. (Stuttgart. Max Kielmann.) Die Erzählung spielt sich auf dem Hintergrunde der im Jahr 1837 erfolgten Auswanderung der evangelischen Zillerthäler ab. Wir werden mitten hinein versetzt in jene bewegten Tage, und in den Seelenkämpfen des Einsiedlers spiegelt sich das vieler hunderter, welche zwischen die Wahl gestellt waren: entweder den evangelischen Glauben verleugnen oder die Heimat verlassen! V.

Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Übersetzt und herausgegeben von W. Henckel. Drei Bände. Mit literarischen und biographischen Studien und drei Bildnissen. (Berlin. Stuhr'sche Buchhandlung.) Es sind in diesen drei Bänden die besten Federn des heutigen Russland vertreten und es genügt wohl die Namen Leo Tolstoj, Garschin, Tschechow, Korolenko, Ljeskow, Potapenko zu nennen. Besonders hervorheben möchten wir die bei uns noch fast gar nicht bekannten Satiren Ssaltykow-Schtschedrins, an die sich bisher noch kein Übersetzer herangewagt hatte. Schließlich erwähnen wir noch das Vorwort des ersten Bandes, das uns in kurzen Zügen mit der Geistesrichtung der neueren russischen Literatur bekannt macht. V.

Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. (Leipz. B. G. Teubner 1900.)
Wer sich kurz und bündig über das Leben und Dichten des großen Schweizerdichters unterrichten will, für den gibt es kein besseres Mittel, als diese sieben Vorlesungen, die in meisterhafter Zusammenstellung ein völliges Bild bieten und wohl geeignet sind, für Keller neue Freunde zu werben. Ein hochinteressantes Bild Kellers von Stauffer-Bern schmückt das Buch. M.

Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Dr. Borinski in München. Mit acht Bildnissen. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) (Leipzig. B. G. Teubner.)
Der Verfasser geht von der Bedeutung der Volksunterhaltung und der Nothwendigkeit ihrer möglichsten Veredlung im socialen Sinne aus. Dabei führt ihn ihre staatliche Organisation im classischen Alterthum von selbst auf das antike Theater und seine vorbildliche Bedeutung für die gesammte Theatergeschichte. Bei der Vorführung der dramatischen Gattungen und ihrer Wirkungsweisen knüpft er überall an die jeweiligen Grundthatsachen des inneren und äußeren Lebens an, von denen die Bühne ein getreues Abbild geben soll: bei der Tragödie an die Erscheinungen des Übels und des Bösen; beim geschichtlichen Trauerspiel an das Richteramt der Weltgeschichte; beim Gesellschaftsstück und der Komödie an die Verhältnisse der gegenwärtigen Welt und die Anstöße des täglichen Lebens. V.

Das sächsische Burzenland. (Kronstadt. Honterusdruckerei. 1898.)
Vor einigen Jahren begiengen die Siebenbürger Sachsen die Gedenkfeier ihres großen Reformators Honterus. Aus diesem Anlass hat die Kronstädter evangelische Kirchenbehörde die Herausgabe eines Werkes beschlossen, das dann unter den Titel „Das sächsische Burzenland" erschienen ist. Dasselbe enthält eine Darstellung der Cultur des Landes, besonders der kirchlichen, der Schulverhältnisse, schließt aber auch das Städte- und Volksleben mit seinen Sitten, wirtschaftlichen Zuständen und

Bestrebungen ein. Überaus zahlreiche und gute Bilder zeigen uns Städte und Dörfer, Porträts und Trachten und besonders viele und interessante Bauten. Eigenthümlich sind die Kirchenburgen, in welchen das: „Ein' feste Burg ist unser Gott" praktische Gestaltung findet. Wer sich für unsere Stammesgenossen in Siebenbürgen interessiert und sich über ihr Leben und Streben unterrichten will, dem sei das Werk empfohlen. M.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. (Halle a. d. S. Otto Hendel.) Wilhelm von Kügelgens „Jugend-Erinnerungen eines alten Mannes". — V. Hugo Wickström's „Arnliot Gällina". — „Norwegische Novellen" von A. M. Thoresen. — Englische Practical Jokes unter dem deutschen Titel „Thatsachen-Scherze". „Stimmungsbilder aus West und Ost" von Marie Corelli.

Die „Los von Rom-Bewegung" in Frankreich. Von Pfarrer Reveilland. (J. F. Lehmann. München.)

Während die Bewegung in Österreich vom Volke ausgeht, sind in Frankreich ehemalige katholische Geistliche die Führer. Der Durst nach dem Evangelium und die trostlosen Zustände auf sittlichem Gebiete haben hunderte von Priestern dem katholischen Glauben entfremdet. V.

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Cultur-Geschichte von Hans Krämer. (Lief. 18–42. Berlin. Bong und Co. 1899.)

Von diesem prächtig ausgestatteten vortrefflichen Geschichtswerke, dessen erste Lieferungen wir im „Heimgarten" vor einiger Zeit zu empfehlen Gelegenheit genommen, ist nun in den vorliegenden obigen neuen Lieferungen ein beträchtlicher weiterer Theil erschienen. Die Hefte verdienen in Bezug auf Text und Bilderschmuck dasselbe Lob, welches über die früheren ausgesprochen worden ist. Mit dem 22. Hefte ist der erste, mit dem 42. Hefte der zweite Band des Gesammtwerkes abgeschlossen. Dieser 2. Band behandelt die Staaten-, Völker- und Culturgeschichte der Jahre 1848 bis 1871, also bis zur Zeit des großen deutsch-französischen Krieges. Mit großer Sorgfalt erscheinen neben dem von Krämer selbst verfassten Text der eigentlichen Staatengeschichte darin die richtigen Abtheilungen über Ausstellungswesen, Photographie, Chemie und Physik, Musik, Literatur, Forschungsreisen und Industriewesen, Baukunst und Kunstgewerbe, Malerei und Plastik, Rechtspflege, Post und Telegraphie je von kundigen Fachleuten auf dem bezüglichen Felde bearbeitet, so dass über jedes Gebiet ein anschauliches, lebendiges und fesselndes Bild der Erfolge auf demselben entworfen wird. Bis ins Einzelne ist alles mit großer Sorgfalt behandelt und nichts Wichtiges übergangen. Was die illustrativen Beigaben betrifft, so sind dieselben auch heuer, sowohl was die Einzelbilder, als auch was die im Text enthaltene zahlreichen Abbildungen, insbesondere die wertvollen Porträts betrifft, von großer Schönheit und Reinheit der Ausführung. Die außerordentlich sorgfältig durchgeführten Farbendruckbilder gereichen dem Werk zum ganz besonderen Schmucke. Von diesen Einzelblättern seien etwa erwähnt: „Liebigs chemisches Laboratorium 1840", „Ruinen eines pompeischen Hauses", „Russisches Volksfest um 1850", „Panorama von Helsingfors", „Die Trümmer des Malakow", „Pariser Industrie-Palast 1855", „Straße von Hongkong", „Die Fürstenschiffe auf der Fahrt durch den Suezcanal 1869", „Das großherzogl. Residenzschloss in Schwerin", „Entkohlung des Roheisens in der Bessemer Birne", „Abend der Schlacht bei Wörth", „Trauung des Prinzen von Wales 1863", Makarts „Ariadne", „Österr. Nordpol-Expedition 1872–74", Feuerbachs „Gastmahl des Pluto", Fedis „Raub der Polyxena", „Postillon von 1800–1870". Dies sind nur einige der ganz besonders hervorragenden Bildertafeln, von denen manche zu den schönsten moderner Reproduction gehören. Die folgenden Lieferungen werden sich nur den letzten dreißig Jahren zuwenden und damit den Abschluss des Jahrhundertes in der Darstellung vollenden.

A. Schlossar.

„Das deutsche Volkslied." Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Unter Leitung von Dr. Josef Pommer und Hans Fraungruber, herausgegeben vom Deutschen Volksgesangvereine in Wien. (Verwaltung: Wien, IX., Sechsschimmelgasse 17.)

Diese in zehn Monatsheften erscheinende Zeitschrift beginnt mit dem Aufsatze „Was wir wollen", im welchem Dr. Josef Pommer die Ziele des neuen Unternehmens erörtert, das die Kenntnis echter deutscher Volksmusik vermitteln und ihre Pflege fördern soll. Der zweite Schriftleiter bietet ein Stimmungsbild „Wie der Steirer singt", J. N. Fuchs den mustergiltigen vierstimmigen Satz eines altdeutschen Volksliedes „Die höchste Freud'". Ein inniges Tiroler Volkslied „Florian und Lene" wird in der Weise Vilmars erläutert. Außer kleineren Abhandlungen findet sich der Notensatz einer Schnadahüpflweise aus Oberösterreich, die merkwürdige Accordfolge eines steirischen „Dreierjodlers" und ein paar originelle Juchezer. Ein Monatsschrift, die nicht bloß als eine echt nationale That von namhaften Mitarbeitern gefördert, alle Unterstützung verdient, sondern auch in allgemein musikalischer Hinsicht des Interesses aller Volksfreunde sicher sein darf. V.

Der illustrierte Thier- und Vogelfreund. Organ des Österreichischen Bundes der Vogelfreunde in Graz. (Graz 1900.)

Alle Thierfreunde seien speciell auf diese Zeitschrift aufmerksam gemacht, die unter der Leitung der edlen Dichterin Sophia von Khuenberg des Guten und Schönen reichlich bietet, stets in Beziehung auf die Thierwelt, die der Liebe und dem Vortheil der Menschen am nächsten steht. Weil aber alle Liebe auf Uneigennützigkeit beruht, so ist dem menschlichen Schutze alle Creatur empfohlen — die verschiedenen Feinde des Menschen natürlich ausgenommen. M.

„Heimat.“ Blätter für Literatur und Volksthum, ist der Titel einer neuen literarischen Halbmonatsschrift, die am 1. Jänner 1900 ab im Verlage von Georg Heinrich Meyer, Berlin, erscheint. Damit ist der jetzt vielgenannten „Heimatkunst“ ein Blatt erstanden, das, wie es im Prospect heißt, „die ehrliche Wahrheit und Natürlichkeit jenes Menschenthums und jenes Deutschthums“ vertritt, das „erst vom festen Boden der Heimat aus wahrhaft wachsen will und wachsen kann in den Weltverkehr und in die Ewigkeit“. V.

Der Scherer. Ein Witzblatt für Kunst und Laune, Politik unb Leben. Erscheint zweimal monatlich. (Innsbruck. Herausgeber Karl Habermann.)

Ein scharfer Tirolerwind rauscht in diesen Blättern. Er wird seine Ursache haben. — Der Herausgeber ist jener Mann, der vor einem Jahre in Innsbruck auf öffentlichem Platze den Hirtenbrief des Fürsterzbischofs von Brixen verbrannt hat. Einen solchen Übelthäter und sein Blatt näher anzusehen, ist wohl der Mühe wert. M.

Büchereinlauf:

König Jérome Napoleon und sein Garde du corps. Ein Zeit- und Lebensbild. Nach Briefen. Mit Illustrationen, facsimilierten Briefen und Documenten. (Leipzig. Schmidt und Günther.)

Verlag E. Eberling, Berlin:

Die Medusa. Roman von Robert Wendtland. 1890.

Der dritte Salier. Tragödie von Rob. Wendtland. 1899.

Im Wald und auf der Heide. Von Otto Borngräber. 1900.

Wolken. Gedicht von Otto Knispel. 1900.

Die Nonnen von Chioceni und andere rumänische Geschichten von Adolf Flachs. (München. Rudolf Abt 1899.)

Pater Chiniquys Erlebnisse. Nach dessen eigenen Mittheilungen zusammengestellt und übersetzt von F. Schlachter. (Biel. Expedition der „Brosamen“ 1899.)

Die letzten Ritter. Trauerspiel von Ferdinand Josef Schneider. (Prag. Härpfer'sche Verlagshandlung. 1900.)

Diomed. Ein Schauspiel in drei Acten von Moriz Reinhold von Stern. (Sondershausen. Fr. Aug. Eupel. 1899.)

Aus den Bergen. Bilder und Stimmungen von Eduard Fedor Kastner. Zweite Auflage (Wien. Verlag von Böhmens deutsche Poesie und Kunst. 1900.)

Aus Odhins Zeit. Von W. M. Helm. (Linz. Fidelius Steurer. 1900.)

Muschelrauschen. Aus dem Skizzenbuche des Lebens von Herm. Cl. Kosel. Mit Zeichnungen vom Verfasser. (Verlag Leuschner & Tesch. Neurode, wenn wir die geschmacklosen Secessionistenbuchstaben richtig lesen.)

Zieglerlieder. Gedichte von Ziegler Friedrich Wienke. Mit Vorwort von A. Zeiß. (Lage in Lippe. H. Welschert. 1899.)

Aus bewegten Stunden. Gedichte von Ludwig Jacobowski. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Dämmerung. Gedicht von Maidy Koch. (Dresden. E. Pierson. 1900.

Otto Spekters Katzenbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. (Hamburg. Alfred Janssen. 1900.)

Was das Gebet vermag. Von J. G. Wollpert. (Stuttgart. Christl. Verlagshaus.)

Gebetbuch für alle Tage des Jahres. Mit einem Anhang für besondere Fälle. Von Gottfried Schönholzer. (Zürich. Albert Müller.)

Tägliche Betrachtungen für das ganze Jahr mit Anhang von E. Schrenk. (Kassel. Ernst Röttger.)

Deutsch-Evangelisches Liederbuch. (Leipzig. Verlag des Evangelischen Bundes. 1900.)

Der Protestant. Organ für Wahrung und Pflege protestantischen Sinnes. (Zürich. Redaction G. Schönholzer.)

Die Vermehrung und Fortpflanzung im Reiche der Thiere. Gemeinverständlich dargestellt von Prof. Konrad Twrdy. (Wien. Franz Deuticke. 1900.)

Das antisemitische Theater von Franz Josef Crammer. (Leipzig. Oswald Mutze. 1900.)

Geschichte der Malerei von Prof. Dr. Rich. Muther. (Stuttgart. Sammlung Göschen.)

Die Abrechnung mit England. Von Dr. Karl Eisenhart. (München. J. F. Lehmann. 1900.)

Blätter für Haus- und Kirchenmusik, herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. Dritter Jahrgang. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.

Praktische Einführung in die gesammte kaufmännische Buchführung. Unter Berück-

sichtigung der neuesten Gesetzgebung, bearbeitet für Schulen, Contor und Selbstbelehrung von Handelslehrer Martens. (Leipzig. Handels-Akademie.)

Die Vivisection, das große Verbrechen des 19. Jahrhunderts. Von Eusebius Aenosch. Ein Aufruf an das Gewissen aller Freunde des Fortschrittes der Menschlichkeit und der Gesittung, an die Friedensfreunde und Kämpfer um das Recht, und an die Diener aller christlichen Bekenntnisse. (Berlin. Weltbund gegen Vivisection. 1899.)

Die Skatkrankheit. Klagelied von Adolf Rieß. (Berlin. Selbstverlag des Verfassers, SW., Mittenwalderstr. 8 III. 1900.

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.

Alle Anfragen

wegen meines confessionellen Standpunktes verweise ich auf ein neues Buch, das im nächsten Herbste erscheinen wird. In demselben versuche ich mein religiöses Leben darzustellen. Die ständigen Leser meiner Schriften werden oder könnten es ohnehin wissen. Für ferne stehende Frager soll mein neues Buch die Antwort sein. Peter Rosegger.

* Unser Vorschlag zur Gründung einer National-Casse, der allerdings hoch gehalten war, der zwar praktischen Erwägungen und Versuchen den weitesten Spielraum gelassen hatte, aber doch aufs Geldhergeben abzielte, ist von unserer sonst so wortlustigen Presse — auch der nationalen — mit Stillschweigen übergangen worden. Eine lehrreiche Erfahrung.

K. Leoben. „Wandern“ ungefähr:

Wandern heißt ein köstlich Buch genießen,
Man blättert munter drinnen mit den Füßen,
Was etwa abläuft man am Schuh,
Das wächst dem Kopfe doppelt zu.

(G. H. Kalender 1899.)

G. H. Leipzig: Ist schon möglich, dass nach diesem Jahrhundert des Hastens, Hetzens, der rastlosen Arbeit, ein Jahrhundert des Sichgehenlassens, des Nichtsthuns, der Faulheit folgt. Möchten Sie da leben? Es ist die Frage, ob sich dann nicht ein tieferes und wärmeres Innenleben entwickeln wird. Damit wäre die Zeit zum Glücklichsein gekommen.

J. K. Linz: Sie scheinen die Wiener Presse noch nicht zu kennen. Machen Sie ein Bonmot oder einen drolligen Vierzeiler, so wird dergleichen in der ganzen Wiener Presse cursieren. Geben Sie als Österreicher aber ein Werk heraus, an dem Sie jahrelang gearbeitet haben und das in aller Welt beachtet wird, die Wiener Presse ignoriert es. Wer wird ihr deshalb grollen!

E. W. Heidelberg: Das Gedichtchen „Därf ich's Dirndl liabn?“ ist 1865 entstanden und seither in viele deutsche Mundarten übertragen worden, allerdings nicht immer mit Angabe des Verfassers.

Deutsche Frau, Graz: Warum selbst anonym? Und verlangen von anderen das alleräußerste Preisgeben vor aller Welt.

Krüger-Medaille. Der bekannte Förderer des Schönen und Guten, Adolf Bachofen von Echt (Wien, Nussdorf), hat von Hofmedailleur Scharff eine Paul-Krügermedaille anfertigen lassen. Auf der einen Seite Krügers Bild, dessen große Treue bewundert wird, auf der andern sinnreiche Embleme. Die glänzend ausgeführte Medaille geht reißend ab und der Ertrag ist den Hinterbliebenen gefallener Buren gewidmet.

F. L. Baden: Wenn man in jener Stadt Niederösterreichs das Liedchen: „Därf ich 's Dirndl liabn?“ in der Kirche, d. h. in einem Saale, wo ein Altar zum Messelese steht, singen wollte, so war kirchlicher Einspruch dagegen selbstverständlich. Es ist uns nicht erinnerlich, dass genanntes Gedichtchen zu einem Kirchenlied approbiert worden sei.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 16. Februar 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Die Feinde.

Eine Erzählung aus den Alpen von **Peter Rosegger.**

Noch war die kalte Sonnenwende nicht vorüber, und schon suchte Alban der Großstadt zu entkommen. Nun saß er in einem Gelasse des Eilzuges. Durch die gefrornen Fenster, die wahre Silbergärten von Eisblumen waren, kam ein blasses winterliches Licht in den Raum, alle Wände, Kissen und Teppiche mit gleichmäßigem Grau übergießend. An den Thürfugen wucherte Reif und Schnee, so sehr der Temperaturhebel auch auf „warm“ gedrückt war. In der Nähe der Fenster war ein ganz zartes Schneien bemerkbar, ein Schneien im wohlverwahrten Coupé. Bisweilen kam unter den Sitzen ein warmer Hauch hervor aus den Eisenröhren, was den Fahrgast durchaus nicht hinderte, seinen Pelz recht eng um den Hals zu ziehen. Er hatte es gern so. Er war ein Freund des Winters, sein kaltes Kratzen an der Wange, sein heißes Beißen an den Ohren war ihm Genuss und für allzu herbe Liebkosungen der Kälte hatte er eben den weichen Biberpelz und in einer Tasche desselben ein Fläschchen Cognac. Letzterer war nur für den äußersten Fall. Er hatte das Prickeln des Alkohols in der Gurgel gar nicht ungern, aber er hatte es sich zum Gesetze gemacht, diesen bösen Geist nur in dem Nothfalle anzurufen, wenn andere Geister ihren Dienst zu

versagen drohten. Damit hatte es keine Gefahr. Trotz des leicht grauenden Schnurr- und Backenbartes glühte in seinem etwas eckigen Gesichte frisches Leben.

Nach einer dreistündigen Fahrt stieg Alban an einem kleinen Dorfbahnhofe aus, wo die Zugsmaschine Wasser trank und dann weiterdampfte. Er schlug einen Weg ein über die winterlichen Felder, hin gegen das Gebirge. Der Schnee war hoch und blendend rein, nicht ein Stäubchen lag auf ihm; vielleicht einmal die Spur einer Vogelklaue, sonst unversehrt die weiße unendliche Decke. Es hatte geschneit in derselbigen Nacht, aber ein früher Holzschlitten hatte ihm den Pfad geschliffen, auf dem er nun fast lautlos dahinstapfte. Dort lag das schwarze Auge eines Teiches, an dessen Rändern sich Eisschollen angesetzt hatten. Das Bächlein sah und hörte man nicht mehr, es war überdacht mit Schnee. Mehrmals blieb der Mann stehen, schaute sich um und hörte der unendlichen Stille zu. Dieses lautlose Klingen ohne Ende. Wie einen wunderbaren Ohrenschmaus empfand er die Stille nach dem Gerassel, Gebimmel und Gedröhne der großen Stadt. Der Himmel war grau, an den Bergen hieng der zarte Nebel nieder, so dass nur die unteren Theile der Waldlehnen zu sehen waren. Fichtenwald, alle Äste, alle Kronen besäumt von flaumigem Schnee. An den Tannengruppen, die stellenweise neben dem Wege standen, merkte man erst die schweren, üppigen Lasten des Schnees, der die Äste tief niederbog. Wo man zwischen durch hineinsah in das dunkle Geäste, da grinsten allerlei abenteuerliche Gesichter hervor: Katzenköpfe, Pferdeschädel, Kobolde und andere Gespenster, mit welchen die Phantasie des Wanderers ein munteres Spiel trieb. Weiter hin am Rain entlaubte Sträucher und Kirschbäume, deren beschneites Äußere mit seinen ineinandergeflochtenen Ästen und Zweigen nicht anders aussah, wie jenes unterirdische Naturproduct, das der Bergmann Eisenblüte nennt, ins Riesenhafte vergrößert. Vielfältig standen sie da, diese Gestalten in ihrer unbeschreiblichen Weichheit, doch zu einer Ruhe der Ewigkeit erstarrt. Und mitten drin eine einzige Menschenseele, die nicht wusste, wie ihr war: fand sie sich in der großen Natur, oder verlor sie sich in der großen Natur, oder verlor sie sich in sich selbst?

Die Luft war nicht so kratzend, wie unter dem gefrorenen Kohlennebel der Stadt, sie war kalt und klar und roch nach nichts. Wie Wasser, so rein und geruchlos war sie, und doch wirkte sie fast berauschend auf den einer stinkenden Atmosphäre entkommenen Städter. Er empfand die Seligkeit der Befreiung aus den Jochen der Cultur, ihm war wieder zumuthe wie dem frischen Bergknaben, der vor mehr als vierzig Jahren gerade so hingestapft war über diesen Schnee, ringsumher die belasteten Bäume mit den lustigen Ungeheuern, die

Sträucher mit ihren Millionen Silberästlein, hie und da ein lebendiger Sperling daran, und darüber der graue Nebel, der an den Berghängen sachte niederfloss. — Wenn man wieder jung werden will, muss man dorthin gehen, wo man einst jung gewesen ist. Und kein Winter vermag das heitere Sonnenleuchten und das lustige Herzhüpfen neuerwachter Kindheit zu dämpfen.

Etwas langsam gieng es voran auf dem lockeren Schlittenpfade und nach einer Stunde hatte er kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt nach seinem einsamen Waldhause. Das Weiße war nicht mehr so blendend, das Dunkle wurde noch dunkler, ein satter Schatten war über allem, es dämmerte der Abend. Auf den Wangen Albans lag eine starke Röthe, an der jedes Schneestäubchen der Luft, das etwa zu nahe kam, sofort vergieng. Auf dem Schnurrbart jedoch hatte sich Reif gebildet und der Athemhauch wandelte sich zum Dampfwölkchen. Die Handschuhe, die der Mann vorher von den warmen Händen abgestreift hatte, zog er wieder sachte an. Der Weg stieg anwärts gegen den Wald, am Rande desselben standen der Reihe nach weiße Männer — die Zaunpfosten mit den hohen Schneehauben. Plötzlich ein schweres Gedröhne — erschrocken wendete sich Alban, von einer alten Fichte war die Schneelast niedergebrochen und die befreiten Äste schaukelten noch lange mit ihren schwarzen Fahnen. Der Wanderer merkte an seinem Pelz weiße Sternchen, es begann zu schneien. Bravo! lachte er in die Natur hinein, denn nichts war ihm süßer und heimlicher, wie der lautlose Flockenfall an den hohen Stämmen nieder, und wie die weißen Flügelchen sich im Winde kreuzen und prickelnd an die Stirn gleiten. Dort, wo der weiße Streifen des verschneiten Weges durch dem Wald hinanführt, lag vor Alban plötzlich ein Mensch. Ein Mann, stöhnend und verschmachtend.

„Wie?“ rief Alban und rüttelte ihn an der Achsel, „was machen Sie da?“

Starrte der andere mit verglasten Augen zu ihm auf und röchelte: „Sterben.“

Da gieng einmal ein Schauer durch den ganzen Stadtherrn im Biberpelz. Das Linnengewand, in dem der Arme stak, war freilich nicht für den Winter, und das Gesicht mit dem jungen Bart an der Oberlippe war nicht eigentlich eingerichtet zum Sterben. Im Auge wurde es Nacht, aber etlichemale gab es noch einen Funken. Der Bursche war schon halb starr und die Beine wollten kaum mehr tragen, als Alban ihn aufrichtete. Dieser zog den Pelz aus und hüllte den Sterbenden ein. Es hub an zu stöbern.

„Frieren Sie bloß oder fehlt es sonst?“ fragte Alban.

Der Bursche sagte etwas mit schlotternden Lippen, doch war's

nicht zu verstehen. Alban langte nach dem Fläschchen: „Na, jetzt öffnen Sie einmal den Mund, das wird Ihnen wohl bekommen.“ Er gab ihm vom Cognac zu trinken und labte sich an dem Behagen des Verschmachtenden, der das feuchte Feuer mit Gier in sich sog.

„Ist Ihnen besser?“

Der Bursche nickte mit dem Kopf und langte nach der Mütze, die im Schnee lag. Er wollte sie aufsetzen, der Arm bog sich nicht. Alban machte ihn zurecht: „Und nun kommen Sie mit mir. Versuchen Sie's, es wird gehen. Wir haben nicht mehr weit bis zum warmen Zimmer und zum guten Bett.“

Das Gehen wollte sich nicht thun, der Bursche taumelte. Da dachte sich Alban: Wenn der Pelz fehlt, so muſs man sich anderswie warm machen. Als der Bursche jedoch merkte, daſs er ihn auf die Schulter nehmen und tragen wollte, wehrte er ab: „Nein, nein, Herr! Das nicht. Es wird schon gehen.“ Er hatte sich erholt, er bat nur noch um einen Schluck Brantwein.

Hernach hat Alban seinen Findling am Arm geführt, langsam vorwärts durch den tiefen lockeren Schnee — in den dunkelnden Abend hinein.

„Sie sind wohl fremd in dieser Gegend? Wohin wollten Sie nur? Am Ende haben Sie zu wenig Warmes in den Magen gethan. Das wird's sein. Na, das läſst sich leicht nachholen. Stützen Sie sich nur fest an mich. So. — Halt, Sie stoßen mich ja in den Schnee. Um so besser, daſs sich wieder Kraft rührt. Sehen Sie das Licht? Wir sind dem Hause nahe.“

Ein mattrothes Sternchen schimmerte durch das Schneegestöber, ein Hund begann zu lauten. Da wollte der Erschöpfte nicht mehr weiter.

„I wo!“ lachte Alban, „Sie werden da liegen bleiben, an der Schwelle des Hauses. Nehmen Sie sich zusammen, die paar Schritte noch.“

Jetzt wurde oben am dunklen Gebäude ein Mann gewahr, der rief mit rauher, fast zorniger Stimme herab: „Wer ist denn da?“

„Schon gut, Franz. Ich bin's!“ antwortete Alban.

„Herr Jessus!“ wimmerte jener oben, „wenn das nicht der gnädige Herr ist?“ Mit einigen großen Sprüngen war er da., Der arme Bursche riſs sich aus dem Arme Albans und lief bergab — in den Wald hinein.

„Und so in der Nacht daher?“ wunderte sich der Franz. „Ja, weswegen kein Telegramm, daſs ich hätte auf den Bahnhof kommen können!“

„Du weißt ja, Franz, wie ich's liebe“, sagte Alban und schaute sehr verblüfft nach der Richtung hin, in die sein seltsamer Begleiter so plötzlich entschwunden war.

„Haben Euer Gnaden den gekannt?“

„Mit dem ich da des Weges kam?“

„Haben Euer Gnaden ihn gekannt? Nicht — na, das hab' ich mir gedacht. Aber, warum denn nicht telegraphieren? So allein im Finstern dahergehen. Ich denk's nicht aus, was da geschehen könnt'.“

Alban fröstelte. Jetzt merkte er erst, dass er keinen Pelz am Leib hatte. Na, da hatte er seine Nächstenliebe einmal an den Richtigen verwendet. Rasch eilte er zum Hause hinan. Der Kettenhund im Hofe begann sofort vor Freude zu winseln, als er den Ankömmling erkannte. Dieser ließ sich in der warmen Meierstube nieder, bei den Kindern des Hausmeiers, während Franz und sein Weib mit großen Scheiten und knisternden Spänen die Öfen der Herrenzimmer heizten. Und bei dieser Arbeit pfauchte der Mann dem Weib zu: „Hörst du! Das hätte was können werden! Denk' dir doch, der Armenseelen-Schorschl ist mit ihm gegangen.“

Sie erschrak so sehr, dass ihr der Kienspan entfiel und auslosch.

„Weiß Gott, was der Spitzbub' noch im Sinn gehabt hat — eingehenkt miteinand sind sie gegangen. Wie er mich gewahrt, na, da hat er die Beine bekommen! Ich glaube gar, mit dem Excellenz-Herrn seinem Pelz.“

Sie hockte am Ofen thatlos da. „Mann“, stöhnte sie: „der Schorschl, sagst? Ich bin derschlagen. Ich leg' mich hin und sterb' vor Schrecken.“

„Glaub' dir's. Ehvor musst aber Feuer machen.“

Mittlerweile hatten sich an Alban die Kinder trautsam herumgemacht. Das Mädel zupfte an seiner Uhrkette, der Knabe kletterte auf sein Knie. Das kleinste Mädel stand am brodelnden Herd, sog am Finger und glurte mit den braunen Rundäuglein auf den schönen großen Herrn, von dessen Schnurrbart nun die Eisstückchen fielen. Er hatte noch den Schnee aus den Falten seines Gewandes zu stäuben gehabt, dann erkundigte er sich nach der Meinung der Kleinen, was am nahen Weihnachtsabend das Christkind bringen werde. Sie riethen auf Äpfel, Lebkuchen und ein güldenes Trompetel. Er vermuthete, dass es für den Knaben auch ein hölzernes Reitpferd und für die Mädeln Puppen geben dürfte, was ihnen wohl sehr aus der Seele gesprochen zu sein schien, denn die Gesichtchen giengen ins Breite vor lauter Vergnügen.

Nach einer Weile berichtete der Franz, das eine Zimmer wäre schon soweit, dass das Fenstereis anhebe zu rutschen. Unterwegs die Treppe hinauf fragte Alban: „Nun, Franz, wie geht's, wie steht's? Hast wohl recht viel Ged für mich — wie?“

Der Meier schlenkerte die Arme, gleichsam, als müsste aus den

Ärmeln was herausfallen, wenn was drinnen wäre. Es fiel aber nichts heraus.

„Oder hoffest du am Ende gar, dass ich dir eines bringe?"

„Es war wieder ein verdammtes Jahr, Euer Gnaden. Korn hat's just so viel gegeben, dass für die Taglöhner das Brot hat gelangt. Der Sauspeck hat gekauft werden müssen, weil uns im Frühjahr drei Ferkeln in der Seuche sind gestorben. Von den Kühen ist nur eine trächtig worden, ist der Milchverkauf zurückgegangen gegen voriges Jahr. Nachher die Holzdiebe, die Wilddiebe, die Erdäpfeldiebe. Nichts geht mehr sicher, es ist keine Redlichkeit mehr um und um. Alle Jahr werden die Leute schlechter. Euer Gnaden, es ist hart wirtschaften und gewiss an zehnmal habe ich zu meiner Frau gesagt: Wenn der gnädige Herr einen andern thät' nehmen, statt meiner, frei Vergeltsgott sagen müsst' ich ihm dafür. Wenn was zu Schaden geht und gehört nicht einem selber und man thut, was man kann, und kommt doch nichts zuweg — na, als wie so was, da bin ich lieber der letzte Bauernknecht, bei meiner Treu! Dass ich's nur rund sage, Euer Gnaden — nichts habe ich dersparen mögen, wieder Schulden habe ich machen müssen."

„Na, na, Franz, trösten wir uns darüber. Das sollten wir doch schon längst gewohnt sein. Wir steht es nur mit dem Wald? Du sagtest im letzten Herbst, es wäre Holz zu schlagen."

„Ein par Dutzend überständiger Fichten, Euer Gnaden. Das hat gerade den Steuerzuschlag gedeckt, dass wir soweit reines Buch hätten. Wenn nur die alten Posten nicht wären. Und mit den Taglöhnern bin ich im Rückstand. Außerdem sollen ein par neue Maschinen angeschafft werden."

„Dafür ist diesmal wohl der Guano mit unterlaufen? Fünfzig Säcke, glaube ich."

„Gott ja, der Vogelmist steht auch noch aus. Es ist rein zum Auslachen, wer wirtschaften will, heutzutage. Wie ich sage, von Jahr zu Jahr schlechter. Mir wär's schon bald am liebsten, wenn —" eine wegwerfende Bewegung machte er.

„Beruhige dich, Franz", sagte der Gutsherr in einer recht behaglichen Weise und schlug mit der flachen Hand an seinen Busen, wo es klatschte, wie auf Leder. „Ich habe ja doch wieder etwas bei mir. Der Weltlauf hat sich eben gewendet, heute muss der Landmann vom Städter ernährt werden. Hauptsache ist, dass etwas lebt und webt."

Der Hausmeier musste sich abseits wenden und die Augen streichen, über diesen gütigen Herrn. Und da geht er mit dem Schorschl und hat die Ledertasche im Sack! Wenn die reichen Leute ihre Schutzengel nicht hätten!

Als die Meierin das Nachtmahl fertig hatte und im bereits durchwärmten Zimmer der Eichentisch gedeckt war, mussten sie sich — die Kinder schliefen schon unten in ihren Bettchen — an den Tisch setzen und dem Herrn Gesellschaft leisten. Gepökeltes Rauchfleisch, dann Hafergrütze mit Obstwein, das schmeckt an und für sich gut. Bei Geplauder mit schlichten, gescheiten Naturmenschen schmeckt es natürlich noch besser. Der silberne Armleuchter mit den sechs Kerzen verbreitete ein fast feierliches Licht auf die dunklen, alterthümlichen Möbel, auf die schwarzen Butzenscheibenfenster, an deren Bleizellen sich draußen der Schnee legte. Manchmal klirrte eines dieser Fenster, denn es hatte sich der Wind erhoben.

Jetzt war von dem Menschen die Rede, den der gnädige Herr unterwegs im Schnee gefunden, gelabt und mit seinem Pelz versehen hat. Die Meierin rang dabei immer nur stumm die Hände, des Entsetzens voll darüber, was hätte geschehen können.

„Dem seine Erschöpfung! Halten zu Gnaden, das ist alles Verstellung gewesen“, sagte der Franz. „Na, das glaube ich, dass der ’s Laufende bekommt, wie er mich hat gesehen!“

„Ihr kennt also den Menschen.“

„Aber mein blutiger Heiland!“ brach die Meierin aus. „Das ist ja der Armenseelen-Schorschl gewesen!“

„Wie Euer Graden mit dem haben können gehen!“ rief der Franz fast vorwurfsvoll. „Das ist ein Muster! Ich sage bloß, dem weicht man auf dreißig Schritte aus, wer kein gespicktes Sechsläuferl bei sich hat. Ein vacierender Strolch ist’s, und noch was anderes! Seit’s ihn wieder ausgelassen haben, geht kein Zeug im Schoppen und kein Korn in der Scheuer sicher.“

„Thor! das wäre noch gering!“ schrie die Maierin ihrem Manne zu. „Da leistet der Armenseelen-Schorschl ganz andere Tagwerke, wenn man dürfte reden!“

„Woher dieser sonderbare Name? fragte der Herr.

„Weil er arme Seelen macht!“ rief sie.

Und bedächtiger, leiser setzte der Franz bei: „Ein geborner Hiesiger ist es — leider Gottes. Seine Mutter, ein lediges Weibsbild. In alten Tagen Betschwester, wo sie immer auf Wallfahrtsstraßen ist gelaufen und ihr Brot mit Armenseelen-Erlösen gesucht hat. Auch ein schönes Geschäft. Der Schorschl führt’s weiter, nur mit dem Unterschied, dass er die Armenseelen vom Leib erlöst und ins Fegefeuer schickt — wenn’s wahr ist, was man hört. Zum Soldaten haben sie ihn genommen und soll davongelaufen sein. Jetzt nirgends Arbeit, und leben will so ein Mensch doch auch, natürlich. Na, da kann man sich’s leicht denken.“

Die Meierin wusste Bestimmteres: „Nicht weniger als drei Todte haben wir gefunden seit Allerheiligen, in der Gegend. Aus Altersschwäche ist der Holzmeister im Schirrwald nicht gestorben, und der Bruckard-Bauer auch nicht, und der salzburgische Viehhändler, der lustige Mensch, noch am wenigsten. Die haben schon andere Ursachen gehabt. Bei gar keinem hat man die Brieftasche gefunden, Euer Gnaden. Derweil halten die Gendarmen scharfe Nachfrag' nach dem Schorschl."

„Frau, es hat geläutet!" sagte der Hausmeier.

Während die Maierin hinabgieng, schenkte Alban neuerdings die Gläser voll und sagte nachdenklich: „Wenn ein Mensch hilflos daliegt, kann man ihn doch nicht verlassen."

„Ah freilich muss man ihn aufpappeln, dass er nachher mit dem Pelz davonlaufen kann. Ein durchtriebenes Kreuzköpfel, der Schorschl. Bitt' schon um Verzeihung."

Der Herr empfand insgeheim Ärger. Erstens weil er dem Gauner aufgesessen war, und dann weil er sich nun von seinem Hausmeier noch ausspotten lassen musste. Vor dem schlauen Spitzbuben alle Achtung. Aber der Geprellte sinkt an Ansehen. Trotz aller biderben Theilnahme, die der Franz darthat, war eine kleine Schadenfreude darüber kaum zu verkennen, dass ein so hoher Herr, der — ist fast zu sagen — ein ganzes Reich regieren will, so leicht zu überlisten ist.

Die Meierin kam wieder herein und brachte den Pelz. Ununterbrochen hieb sie mit einem Rohre auf ihn los, um den Schneestaub herauszuschlagen. Der Albel-Schmied hatte ihn unten am Waldrand gefunden.

Jetzt konnte Alban überlegen auf seinen Hausmeier blicken: „Siehst du, siehst du!"

Der Franz und sein Weib zerbrachen sich die Köpfe. Das könne man sich fast nicht denken, weshalb der Lump den kostbaren Pelz weggeworfen habe. Der muss ihm rein abgejagt worden sein. Die Säcke hat er jedenfalls ausgeplündert. Nun, in den Säcken fand sich noch das Seidentuch und die Silberdose, und sonst war nichts darin gewesen.

„Wer weiß!" rieth der Hausmeier, „wer weiß, was der Spitzbub' noch im Sinn hat!"

„Lass es gut sein, Franz. Der strenge Winter wird ihn zu Paaren treiben. Dann wird sich's ja weisen. Man muss nicht gleich das Schlimmste denken."

„Da haben Euer Gnaden ganz recht, man muss nicht allemal gleich das Schlimmste denken", rief die Frau, „ich sag's auch immer. Mein Vetter, der Seifensieder zu Bachau, hat halt gern gesagt: Die Leut' sind nicht immer so schlecht, als man denkt, oft sind sie noch schlechter."

„Nicht wahr, die Öfen sind in Ordnung, und das Bett auch?" lenkte der Herr über. „Machet mir für morgen noch das Lodengewand und die Pappenheimer flott, dann könnt ihr schlafen gehen."

Zum Handkuss drängten sie sich an ihn und wünschten leidenschaftlich eine ruhsame Nacht.

Alban schloss hinter ihnen die breite, niedere Thür ab, im alten Stahlschloss klirrte der Schlüssel. Vom grünen Kachelofen hin an der Wand war eine Holzbank, darauf streckte er sich, nachdem er eine Cigarre angebrannt hatte, schlank aus und stützte sein schon etwas grauendes Haupt auf die Brüstung. Ah, wie köstlich, wenn man statt den Federn einmal etwas Hartes unter dem Kopf hat! Wie dabei das Gehirn klar bleibt! Mit Behagen betrachtete er die dunkle Täfelung des großen Zimmers mit den Kästen und Truhen aus alten Zeiten. Das waren noch Bauten, diese Möbel! Im Uhrkasten tickte die Schwarzwälderin. Nichts hörte man als im Ofen das Knistern der Glut und diese Uhr. Laut, fast klingend war ihr langsamer gleichmäßiger Schritt. — Alle große lärmende Welt ist weit dahin, jetzt bin ich wieder einmal im Frieden meines Waldhauses. In diesen Gedanken lag eine unmessbare Tiefe von Glück. Eine ganze Woche Einsamkeit. Welch ein Unterschied, ob man im fremden, prunkvollen Palaste haushält, oder in der Hütte, die man, Balken für Balken, selbst gebaut hat. — So wie vorhin draußen auf dem Felde die scharfe Winterluft ihm Jugend zugeweht hatte, so empfand er in diesem stillen trauten Raum etwas vom Elternhause, dem längst zerfallenen. Können nicht auch Häuser ihre Seelen haben, die von einem Bau zum andern wandern, wenn der eine niedersinkt, und der andere mit demselben Weihesinn aufgerichtet wird? — Der gute Franz! dass er keinen Ertrag aufbringt, kränkt ihn. Als ob je ein Geld, das man für Luxus hinwirft, so gut angelegt sein könnte, als das für ein stilles Landhaus! Die wenigen Wochen, die man aller Ketten los in ihm und in seinen Wäldern athmet, zehnfach überwiegen sie an köstlichem Lebensinhalt alle übrigen Vergnügungen des Jahres.

Ein Poltern des Sturmes rüttelte ihn aus seinem Träumen. Das dröhnte dumpf ums Haus und die Kerzenlichter zuckten unruhig. An den Fenstern stäubte Schnee und verlegte immer mehr der sechseckigen Zellen, und an anderen wucherten die kalten Blumen des Eises. Das wird morgen eine Lust sein, im knietiefen Schnee durch den Wald zu stampfen, unter den Wuchten der Bäume, auf denen die Elstern und die kreischenden Krähen mit ihren Flügeln den weißen Flaum hinstäuben! Dann zur Quelle hinauf, an deren schwarzem Wasser kein Schnee sich hält, kein Eis sich bildet, wo die frische Brunnenkresse wächst mitten im Winter. Und wenn im Jungwald die Hasen nicht mehr flüchtig sind, weil ihnen der alles verzehrende Winter noch gefährlicher dünkt, als der

Mensch, falls er nicht das schreckliche Rohr an der Schulter hängen hat. Und wenn das Reh vertrauend sogar heraufsteigt: Mensch! Schon seit Wochen nähre ich mich von Reisig und Baumrinden. Ich bin dünn geworden wie ein Brett, die Beine zittern mir, ich möchte in der Nähe eines lebenden Wesens sein, hab' Erbarmen. — Und wenn im Schnee, schon fast vergraben unter zartem, feuchtem Flaum, ein blasser Mensch liegt, ein sterbender. —

„Ach, warum hat dieser Junge so thöricht Reißaus genommen!“ rief Alban plötzlich aus und warf den Cigarrenstummel auf das Fletz hin. Dann stand er auf, nahm den Armleuchter und gieng ins anstoßende Schlafzimmer.

Im Bodengeschoß war es auch längst still geworden. Aber draußen unter dem Vordache des Thores standen noch der Hausmeier und der Albel-Schmied, der den Pelz gebracht hatte. Ob dieser sich nicht am Ende einen Finderlohn herausschlagen wollte. Es lag ihm etwas an. Sie duckten sich hinter der Ecke, um die der Wind pfiff, sie waren beide belegt vom fliegenden Schnee und giengen doch nicht auseinander. Eine dringende Geschäftssache schienen sie zu besprechen. Um sechzig Lärchstämme handelte es sich und wurde verabredet, dass dieselben nicht auf einmal, sondern vertheilt etwa auf fünf Jahre geschlagen und entfernt werden sollten. Aber nicht im Winter fällen, vielmehr, so glatt am Erdboden abstocken, damit der Stock sich leicht mit Rasen und Moos verdecken lasse. — Bei Schneelicht öffnete der Albel-Schmied seine Brusttasche, klaubte in Blättern und Noten herum und reichte dem Franz einen Vorschuss.

„Aber nur die größte Vorsicht, ich bitte dich!“ flüsterte der Hausmeier. Der Schmied lachte ihn ob solcher Mahnung bloß aus, gieng davon und verlor sich im Gestöber.

Alban konnte lange nicht einschlafen vor lauter Behaglichkeit. Im Nebenzimmer tickte die Uhr, draußen grollte der Wind. Wie es doch sein kann, dass dem schwachen hilflosen Menschen oft so heimlich ist in den Einöden der wilden Natur! Daheim, daheim! so hallte das Ticken der alten Uhr in seiner Seele nach. Und jene bunten, glänzenden Kreise, wo er der heitere, von Gunst, Glück und Macht umgebene Weltmann war, sind versunken wie ein Traum, der nicht mehr aufkommen kann vor der stillen, beständigen Wirklichkeit dieses Waldhauses. — Als er nach einigen Stunden festen Schlafes erwachte, lag an den Täfelungen das blasse, unsichere Licht des trüben Wintermorgens. Im Kamin knisterte noch ein Glutrest. Die Fenster waren blind vor Schnee. Als Alban, nachdem er mit behaglichem Schmunzeln sein geliebtes Lodengewand angezogen hatte, eines der Fenster öffnete, um hinauszublicken, wirbelten die feinen Flocken in die Stube. Draußen war es nicht so, wie er sich

gedacht hatte, dass auf dem Boden die hohe gleichmäßige Flaumdecke gebreitet sein und auf den Bäumen die riesenhaften Schneehauben und Mäntel hängen würden. Der Waldhang war schwarz bis hinauf, der Sturm hatte die Lasten von den Stämmen geschüttelt, und die Äste waren alle lebendig und rauschten. Der Boden war stellenweise kahl gefegt, an anderen Stellen ungeheure Schneemassen mit glatten Kuppen oder scharfen Riffen und überhängenden Tüchern. Gerade am Einfahrtsthor lag ein solches Gebirge dahin und der Franz, selber ein lebendiger Schneemann, war bestrebt, den Weg auszuschaufeln. Dabei stieß er heftige Worte hervor und machte grimmige Geberden gegen das Thor hin. Im anstoßenden Hof rasselte der Kettenhund, der riss so heftig an seinem Bande, dass das Bellen zu einem heiseren, wüthenden Röcheln wurde. Vor dem Thore musste jemand sein, den Albin vom Fenster aus der Schneewuchten wegen nicht sehen konnte. Er hörte nur die Scheltworte des Hausmeiers über den „Lumpen und Strolchen, der nur dann winsele, wenn er der Schwächere sei, dort aber, wo er sich als der Stärkere wisse, im Wald und auf langen Straßen, wohl gar die Leute anfalle, wenn nicht gar arme Seelen mache". Aber er würde es ihm noch abgewöhnen, sich gar in die Herrenhäuser zu betteln und dort zu spähen, wo man nächtig am besten einbrechen könne, und wenn der Strolch nicht sogleich abschiebe, so würde er was anderes erleben! Da jener draußen sich aber nicht abweisen lassen wollte, sondern um Gotteswillen bat, so steckte der Hausmeier mit zornigem Wurf die Schaufel in den Schnee, stapfte in den Hof: „Sultan: Jetzt sollst diesem fremden Herrn da draußen einmal den Weg zeigen. Huss, huss!" Die Kette war gelöst, die Bestie wirbelte wolfartig durch den Schnee und schoss übers Thor hinaus, wo der Fremde stöhnend die Flucht ergriff.

„Franz! Franz!" hatte Alban schon mehrmals vom Fenster aus gerufen, „was geht vor? Was will der Mann! So lass' ihn herein! Du wirst doch den Hund nicht —!" Im tosenden Sturm schien der Hausmeier seine Stimme nicht zu hören, und über alles hin trieben die Wirbel des unendlichen Schnees.

Als Alban, der eilig die Treppe hinabgelaufen war, ins Freie kam und ihm der Wind fast den Athem verschlug, war der Hausmeier wieder bei seinem Schneeschaufeln, der Hund mit wedelndem Schweif schnürfelte um ihn herum, und wo er mit der Schnauze im Schnee wühlte, waren Blutspuren.

„Hätte ich ihn sollen abfangen, Euer Gnaden? Na, habe ich mir gedacht, die Scherereien nachher, das Laufen zum Gericht. Ist allemal zuwider."

„Hereinlassen hättest du ihn sollen. Wer wird bei einem solchen Wetter einen Menschen mit dem Hund hinaushetzen?"

„Aber Gnaden, Excellenz, Herr! Es ist ja der Schorschl gewesen!“

„War es wer immer, du laufest ihm jetzt nach und bringst ihn ins Haus. Marsch!“

Na nu, da lugte der Franz einmal drein, aber nur einen kurzen Augenblick. Er merkte, dass es ernst war und dass der gnädigste Herr in der Verblendung den treuen Diener in den schrecklichen Wintersturm hinausschicken konnte, um den Gauner unter Dach zu bringen.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, keuchend und schnaufend, und sein Weib musste ihm den Schnee aus dem Leibel und unter der Halsbinde hervorkratzen. Gebracht hatte er nichts. Nichts gesehen und nichts gehört. In zwei Minuten verfegt der Wind die Spuren.

Alban schritt durch die zwei Zimmer auf und ab. In den Öfen knisterte das Feuer, die Uhr tickte in ewiger Einheit fort. Das Frühstück mit dem dampfenden Mocca und der frischen Alpenbutter hatte ihm nicht gemundet, die Cigarre hatte keinen Zug gehabt. Die Stimmung war dahin. Wo steckte denn jetzt die Behaglichkeit, die Heimlichkeit? Dieses schöne, feste Haus war ja ein herzloses Unding! Es ist zu dumm! Nun aber, wäre es denn heimlicher, wenn der verdächtige Mensch im Hause weilte? Soll man denn nicht einen Tag lang sein Dasein rein genießen? Lässt die Pflicht einen Augenblick aus, so setzt das Gewissen ein und gestattet es nicht, kindlich froh zu sein, solange man in der Nähe einen Menschen weiß, der elend verkommen muss. Im Kachelofen brüllte das Feuer, es brüllte und pfiff, gleichsam der Kampf zwischen Wärme und Kälte. Der Sturm draußen, gestern noch so herrlich, heute so abscheulich. Sein Rütteln an den Fenstern und Thoren war so köstlich gewesen, erst das bange Klopfen eines Hilfesuchenden hatte diesen Wintertag zu einem schrecklichen gemacht. Er gieng wieder hinab, und rasch in die Maierstube tretend, hockten sie dort beisammen, um einen Mandelkuchen und bei Obstwein.

„Franz! Sofort wirst du dich nochmals aufmachen, um den armen Menschen zu suchen!“

„Zu dienen, Euer Gnaden!“

So scharf und entschieden das erstere gesprochen worden, so kleinlaut klang das letztere.

Und recht eilig packte der Meier sich zusammen, fast so eilig und stürmisch, dass es wie Entrüstung aussah. Alban blickte ihm finster nach. Dann gieng er in den Wirtschaftsgebäuden umher. Die Dienstboten liefen heran, um ihm die Hand zu küssen, heute wehrte er ab.

„Der, wenn er uns hereingekommen wäre!“ sagten die Knechte und machten mit ihren Dreschflegeln drohende Bewegungen. „Wir sind zwar nicht bei den Soldaten gewest, aber für unseren lieben gnädigen

Herrn stehen wir schon zusammen, wenn ihm Einer so an den Pelz will! Ei ja, das wohl!"

Widerwillig wendete er sich ab und gieng zum Hofthore hinaus. Das Gestöber verschleierte alles, und wo in demselben auf zehn Schritte eine dunkle Gestalt auftauchte, da war es ein Zaunpfahl oder ein Baumstrunk. Eine leidenschaftliche Ungeduld hatte ihn erfasst, dass endlich der Hausmeier dahersteigen müsse, an seiner Seite den armen Menschen, der vorhin mit dem Hunde davongehetzt worden war. Der weiße Bodenstreifen zwischen den Bäumen hin, das war der Weg, aber man sank in den Schnee bis auf die Lenden, und immerfort fegte der eisige Wind den lockeren Flaum über die Fläche hin in flatternden Schleiern, oder er wirbelte ihn schraubenförmig in die Lüfte, stäubte ihn von den Bäumen zurück. Wie kalte trockene Fluten, so gossen sie dem Manne ins Gesicht, verschlugen ihm den Athen, verlegten ihm Augen und Ohren. Um sich nicht selber zu verlieren in diesem tosenden Schneemeere, versuchte Alban umzukehren, da trat aus der weißen Finsternis ein dunkler Flecken hervor — ein zweiter, und die Männer waren da. Der Franz war's, aber nicht der Vagabund mit ihm, sondern der Postbote vom Dorf.

„Das ist ein Wetter!" rief der Meier dem Herrn zu. „Als ob's den Himmel hätte zerrissen, so fliegt's niederwärts. Bei meiner Treu, solch einen Tag hab' ich noch nicht oft erlebt!"

„Hast du den Mann nicht gefunden?"

„Ach du mein Gott, der sitzt in einem hohlen Baum und lacht uns alle aus. Und wenn er liegen bleibt im Schnee —" der Lump, es ist kein großer Schade! Das wollte er beisetzen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig, es wäre der Excellenz-Herr, mit dem er sprach. „Gut ist's doch, Euer Gnaden, dass ich ausgegangen bin", setzte er in stoßweisen Worten fort, „der da hätte sonst nicht kommen können."

Als sie sich bis zum Hause gearbeitet hatten, entfaltete der Briefbote seinen Mantel, seinen Rock, das Wams und that seine Sache hervor. Ein Telegramm hatte er zu übergeben, und während es mit steifen Fingern umständlich ans Tageslicht gefördert wurde, ließ er einiges von seiner Wanderung vernehmen. — Vier Stunden vom Dorfe her. Über den Höhenrücken heran auf nacktem Erdboden, wo der Wind den Schnee weggefegt, aber ein Wind wie das Messer! Dann über Schneewächten stellenweise gekrochen, auf den Knien gegangen, eine Weile auf einem Zaun, der mit seinen Stangen aus dem Schnee ragt, dahingeschritten wie ein Seiltänzer. Einmal niedergebrochen, in die Wuchten gefallen, dass der Schnee darüber zusammengeschlagen wie Wasser über den Schiffbrüchigen. Und noch gedacht: Wenn ich hin bin, in Gottesnamen, wenn nur der Excellenz-Herr das Telegramm kunnt bekommen. „Und ist auf einmal einer über mich gepurzelt, ist's der Franz gewesen.

Euer Gnaden, sonst wäre ich schon bei Vater Abraham. So, da hätten wir's. Na, aber schon sauber vermudelt, tausendmal Entschuldigung!"

Eine Depesche aus der Staatskanzlei.

Als Alban sie rasch gelesen hatte, befahl er den Hausmeier: „Lass dem Boten etwas Warmes geben, er soll sich ausruhen. Du mache dich fertig, mit mir auf den Bahnhof. Ich reise ab."

Während er dann in den Zimmern seine paar Sachen zusammenthat, fiel ihm ein: Es hat doch alles sein Gutes. Trostlos würde ich sein, das Waldhaus schon heute wieder verlassen zu müssen, wenn mich nicht schon die Verdrießlichkeit locker gemacht hätte.

Mit Sorgfalt schnürte er die Bundschuhe, knöpfte die Wadenwärmer, band die Pumphosen, nestelte sich in den Pelz ein und steckte riesige Wollenfäustlinge über seine Hände. Der Franz war von seinem Weibe in alle möglichen Hosen, Jacken und Tücher eingemummt worden, aber er machte ein grimmiges Gesicht, das nur dann ins gemüthlich Breite gieng, wenn es dem Herrn zugewendet werden musste.

Und hernach mit langen Stecken hinaus in die wirbelnde Welt. Man versuchte es über den Feldhang hinab. Es gieng dort nicht, sie sanken bis an die Brust ein, mussten wieder zurück. Als Eismänner kamen sie in den Hof, vermieden aber die warme Stube, um nicht zu thauen und nachher in Klumpen zusammenzufrieren. Der Herr erinnerte sich an Schneereifen, die im Hause sein mussten. Sie wurden nicht vorgefunden. Also wurden runde Brettchen gemacht, mit Riemen versehen und an die Schuhsohlen gebunden. Das bewährte sich. Der Schnee knirschte unter den Scheiben, gab aber nicht zu tief nach. Die rauschenden Bäume schleuderten keine Staubwolken mehr herab, hingegen dort und da einen gebrochenen Ast. Und wenige Schritte vor den Wanderern sauste ein schwerer Tannenwipfel nieder und schlug so tief in den aufschäumenden Schnee, dass kaum noch ein Busch davon hervorragte. Der Schneetanz auf dem Boden war so heftig und betäubend, dass die Männer oft stehen bleiben und sich umwenden mussten, um Athem zu fangen. Sie strebten dem Thalrücken zu, wo der Schnee weggefegt sein musste, verfehlten aber die Richtung und kamen in die Mulden, die zwar weniger Wind, aber um so unendlichere Wuchten von Schnee hatten. Da war ein Weg gewesen und am Wege waren Planken und Bildsäulen gestanden, das alles jetzt nicht da, oder in der Tiefe, und man schritt darüber hin. Aus dem grauen Nebel fielen und flogen immer noch die unermesslichen Flocken und Körnchen, sie flogen hin und her, auf und nieder und plötzlich strudelte eine Schneehose auf, so hoch, dass sie sich im Nebel verlor und gar nicht mehr zurückkam. Die Männer hatten auf dem ganzen Wege kaum zehn Worte mit einander gesprochen, sie pfauchten und schnupperten und schlugen häufig die Arme ins Kreuz

über die Brust, um durch solche Bewegung die Glieder vor Erstarrung zu bewahren. Und dabei setzten sie schwerfällig und breitschrittig die Beine mit den Scheiben voran.

„Na, endlich", brummte Alban. Er roch Rauch vom häuslichen Herd. Das Dorf war in der Nähe. Da bemerkte er in der Thalung einen Mann. Er stand am Rande des Teiches, der heute viel kleiner war, als gestern. Die Eisränder waren weit hineingewachsen und beschneit, und auf solchem Eise, das jeden Augenblick brechen konnte, stand der Mann und schien in den versulzten Tümpel zu schauen.

Der Franz packte seinen Herrn am Arm, um ihn aufzuhalten: „Da ist er! Da ist er ja! Der Schorschl! Ich glaube gar, der Lump angelt. Wenn es sonst nichts zu stehlen gibt, so stiehlt er Fische."

In demselben Augenblick machte der Mann am Teiche einen Sprung und stürzte sich kopfüber ins Wasser.

Mit einem Schreckruf forderte der Herr den Hausmeier auf, dem Selbstmörder beizuspringen.

„Für Euer Gnaden Leib und Seel'. Für den da nicht einen Hosenknopf!"

„Halte mich an den Beinen fest!" Mit diesen Worten sprang Alban hin, legte sich flach an den Teichrand, so dass fast der Schnee über ihn zusammenschlug und haschte nach dem Arm, der aus dem Wasser auftauchte.

Wenige Augenblicke später lag der Vagabund leblos im flaumigen Schnee. Alban knetete ihm den Leib, bis aus dem Munde Wasser hervorgurgelte, und als die blutlosen Lippen nach Luft zu schnappen begannen, hob er ihn auf seine Achsel und trug ihn durch das Gestöber dem Dorfe zu. Als sie bis zur ersten Hütte kamen, hiengen vom Gewande, vom Haar des Ohnmächtigen Eiszäpfchen nieder, und als Alban ihn in der Kammer der alten Häuslerin auf das Bett legte, war der Mensch ihm förmlich auf die Schulter gefroren. Die arme Frau wusste nicht, wie das denn war, dass der Excellenz-Herr einen Todten dahertrug und ihn ohneweiters auf die große blumige Decke ihres Bettes warf.

„Habt Ihr warme Milch, Frau? flößet ihm welche in den Mund, er kommt zu sich. Pfleget ihn, es wird nicht umsonst sein."

Während der Hausmeier nach dem Arzt geschickt wurde, stellte sich bei dem Geretteten das Leben ein. Alban gab noch mehrere Anordnungen und strebte dann dem Bahnhofe zu. In der Dorfgasse gab es wahre Schneegebirge, die manchem Hause bis ans Dach giengen. Ein altes Männlein hatte von seinem Dachkammerfenster aus ein Brett gelegt und konnte also nicht bloß selbst auf gutem, aber ungewöhnlichem Wege mit der Außenwelt verkehren, sondern auch den übrigen Insassen des Hauses, deren Thore verschneit waren, denselben vermitteln. Mit Verwunderung erblickten sie den Excellenz-Herrn, der heute auf Schnee-

scheiben daherkam; sie boten ihm Schlitten an und mussten sich dabei selber auslachen, weil ja keiner zu brauchen war. Unterwegs begegnete er dem Arzt, der hatte zwei Küchenkörbe an den Füßen und stapfte in denselben sehr würdig einher. „Man muss sich zu helfen wissen, Excellenz!“ lachte er dem Herrn zu.

„Ja ja, Herr Doctor“, antwortete dieser, „und helfen Sie nur auch dem armen Kerl, der im Rainhäusel liegt. Das Weitere wird veranlasst werden, jetzt muss ich leider auf den Bahnhof.“

Der Fluss, der zwischen dem Dorfe und dem Bahnhofe sonst im breiten Sandbette sich dahinschlängelt, jetzt lag er da wie ein verschneites Feld; still rann das Wasser unter der Schneedecke, und das Brückengeländer ragte kaum mit ein paar Schneewulsten hervor, an deren scharfen Kanten die weißen Strähnlein kreiselten.

Auf dem Bahnhofe arbeiteten Schneeschaufler, der Stationsvorstand salutierte überaus ehrerbietig vor Seiner Excellenz und meldete, dass der Eilzug über drei Stunden Verspätung habe.

„Na also, dann ist ja Zeit“, sagte Alban und begann, sich wieder durch das Dorf zu arbeiten, bis hin zum Rainhäusel.

„Es ist nicht das Schlimmste“, sagte der Arzt, der eben wieder aus der Thür trat. „Patient bedarf einige Tage der Ruhe und Pflege. Er ist durch und durch ausgehungert und verfroren. Bis er hergestellt ist, dürften ihn ja ohnehin die Gendarmen in Empfang nehmen.“

Im engen, rußigen Vorgelass des Rainhäusels arbeitete das alte Weib. Sie brach dürre Äste übers Knie und versuchte, auf dem Herde das Feuer zu entfachen; es gab Rauch, aber es wollte nicht brennen. Das Weib war eine dünne Stange, an der das aschfarbige Gewand schlapp niederhing. Sie war so nackenkrumm, dass der Kopf wie geknickt ganz vornübergeneigt war, so dass von der Häuslerin das Sprichwort ging, sie schaue alleweil ihren Kropf an. Eine schwarze Haube, die an den Ohren niedergebunden war, bedeckte das Haupt, ließ aber hinten die dünnen grauen Haarsträhne niedergehen, so dass es war, wie bei einem ehrwürdigen Pastorlein. Sie war sehr missmuthig und brummte, weil man ihr diesen Lumpen ins Haus gebracht habe. Solche Leute hätten ja immer ihr Vorrecht. Damit der Stinkfaule ein warmes Nest habe, nehme man einer ehrlichen Person das Bett weg. Die beste Kammerleinwand, aus der sie erst das Bettuch geschnitten, der schlechte Kerl liege jetzt drinnen, mutternackend. Sie werde gleich zum Richter gehen, der müsse ihn hinwerfen, wohin er gehöre. — In der Milch, die sie dem Kranken nothgedrungen reichen musste, war nicht gar viel Rahm enthalten, allein der Schorschel langte nach dem Topf mit krankhafter Gier und goss den Trank heißhungerig durch die Gurgel.

Nun war der Excellenz-Herr wieder eingetreten, hatte den Schnee

abgeschüttelt, sich ans Bett gesetzt und gefragt, wie es gehe. Am Ofengeländer hing das nasse Gewand, es dunstete und mürfelte durch die ganze Stubenluft. Der Schorschl sah gar verstört aus, die Wangen eingefallen, die Lippen angeschwollen, die Augen geröthet und das feuchte Haar wirr über der Stirn. Die Hände, mit deren hageren Fingern er immer die schwammige Decke über die Schulter zerrte, zitterten leise. Er antwortete nicht auf die Frage des hohen Herrn, und als dieser nochmals fragte, ob ihm sehr schlecht sei, schob er sich über gegen die Wand, barg das Gesicht in die Lappen und weinte, dass die Achseln stießen.

Alban legte ihm die Hand aufs Haupt und begann ihm so liebevoll zuzureden und zu trösten, dass der Kranke sich allmählich beruhigte und zutraulicher wurde. Sogar einmal ein Lächeln, dass die breiten weißen Zähne hervorstanden. Dieses Lachen rührte fast noch mehr, als das Schluchzen, es war so unbehilflich, so unbegründet, so über alle Maßen traurig. Alban begann ihn auszufragen und gebrauchte sogar das leutselige Du, wie er es bei seinen Untergebenen gewohnt war. Aber es kam nichts Rechtes zutage.

„Warum irrst du so herum, wie ein wildes Thier?"

Der Schorschel zuckte die Achsel.

„Warum bist du desertiert? Das ist ja unsinnig. Warum weigerst du dich, dem Kaiser treu zu sein, wie andere junge Leute?"

Wieder ein Achselzucken.

„Du weißt doch, was sie über dich sagen! Zum Beispiele das vom Holzmeister im Schirrwald —"

Der Bursche schnellte von seinem Lager empor, stieß sich die Fäuste an die Stirn und stöhnte laut: „Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!"

„Will es auch nicht glauben. Sage mir nur, was du zu thun gedenkest."

Er verdämmerte sich und antwortete verstört: „Ich weiß es nicht."

„Bei deinem Benehmen ist es kein Wunder, dass dich die Leute verabscheuen."

„Was thu' ich denn? Was thu' ich denn, dass sie mich mit Hunden hetzen!"

„Weil du so sonderbar bist. Weil man dir nicht traut. Ein Fahnenflüchtiger! Er ist unterstandslos, kommt ins Elend, ist zu allem fähig."

Jetzt wendete sich der Bursche gegen Alban, faltete die Hände und flehte mit bebenden Lippen: „Herr, verlassen Sie mich nicht!"

„Warte nicht auf die Schande, bis sie dich einführen. Kehre freiwillig zurück zum Regiment."

Und der andere nach einer Weile gedämpft, apathisch: „Meinetwegen. — Todtschießen. — Dann ist's aus."

„Todtschießen? Thörichter Junge. Es soll dir womöglich nichts geschehen, ich will ein Wort für dich sprechen."

Da weinte jener still vor sich hin, er konnte es nicht glauben.

Nachdem der Excellenz-Herr sich manches notiert und die Alte in der Küche durch eine Handlange zur Nächstenliebe für den armen Burschen gestimmt hatte, war es Zeit, an die neuerliche Erstürmung des Bahnhofes zu denken. Eine Erstürmung, anders konnte das Vordringen über die vom Sturm vertheidigten Schneewälle kaum genannt werden. Auf dem Bahnhofe pustete eine Maschine mit dem Schneepfluge heran, der vom Geleise die flaumigen Wuchten zertheilte und nach beiden Seiten in die Lüfte stäubte. Wenige Minuten später rollte der Eilzug daher. Der Stationsvorstand begleitete Seine Excellenz in den telegraphisch bestellten wohldurchwärmten Salonwagen, wo die winterliche Vermummung sofort in das Nebengelass gegeben wurde. Und so gieng es wieder der Residenz zu, an den Regierungstisch, wo es allerdings noch weit größere Unebenheiten zu schlichten gab, als im winterlichen Waldlande.

Als an den Spiegelscheiben die Eisblumen in zuckenden Wassertropfen niederrieselten, flutete blendendes Licht herein. Der Sturm hatte den Nebel aufgesogen, die Wolken gelöst. Über den weiten glatten Schneeflächen des Thales und über den weißen Kuppen der Berge leuchtete heller Sonnenschein. Und auf diesen Flächen zuckten und blitzten Millionen winziger Funken.

Alban zog eine Visitkarte hervor und schrieb mit dem Stifte einige Zeilen an seinen Freund, den General. (Schluss folgt.)

Das Hochzeits-Carmen.

Von **Josef Willomitzer.**[1]

Es war einmal ein Kropf, der hatte eine Prinzessin, denn er war viel zu groß, als dass man sagen könnte, die Prinzessin habe *ihn* gehabt. Da begab es sich, dass die Höflinge nach langem Suchen endlich in einem fernen Lande einen großen Buckel fanden, der einen Prinzen hatte. Depeschen flogen hin und her; Bertram, so hieß der Prinz, telegraphierte der Prinzessin Edeltrud: „Je vous aime!“, die

[1] „Das unheimliche Gebiss und anderes.“ Scherzgeschichten von Josef Willomitzer. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900. — Wir müssen leider gestehen, dass die Schriften Josef Willomitzers auf uns — entsittlichend wirken. Nicht das erstemal ist es, dass wir uns aus denselben etwas aneignen für den „Heimgarten“. Wer solche Geschichten schreibt, der muss es sich gefallen lassen, wenn sie den Redacteuren so sehr gefallen, dass sie ihren Lesern davon kosten lassen wollen, lieber heute als morgen. An siebzehn so köstliche Stückchen, wie vorliegendes, befinden sich in dem Buche, welches mein jüngstes Töchterlein letzthin das „lächerliche Büchel“ nannte, weil allemal so wahnsinnig gelacht wird, so oft wir des Abends daraus vorlesen. Von Jahr zu Jahr unschätzbarer wird der Humorist, der uns ein wahres erlösendes Lachen entlockt. Mit Vorliebe machen wir die Leser auf solche aufmerksam. Wer Willomitzers Humoresken noch nicht kennt, der wird sich denn doch überzeugen müssen, ob wir allzuweit übers Ziel schießen mit unserer wärmsten Anempfehlung. R.

Prinzessin gab ihm sofort ihr telegraphisches Oui-Wort und großer Jubel entstand rings im Reiche, denn fast hatte man schon die Hoffnung fahren lassen, dass es gelingen werde, einen ebenbürtigen Gatten für die Prinzessin aufzufinden.

Nur Einer war traurig in dem allgemeinen Wonnetaumel, und dieser Eine war Herr von Schwefelmann, der geheime wirkliche Hofpoet. Bevor das beglückende Ereignis eingetreten war, dem die Herzen aller Unterthanen entgegenjauchzten, hatte der Schwefelmann jahraus jahrein nichts anderes zu thun gehabt, als edle Züge aus dem Leben des Königs zu ersinnen und in der Landeszeitung zu veröffentlichen. Alle Unterthanen waren tief gerührt, so oft die Zeitung eine neue edle Incognito-That des Königs zu melden wusste. In Wahrheit aber begieng der König gar keine Thaten, weder schlimme, noch gute, denn Tag für Tag hatte er genug damit zu thun, seine riesige Meerschaumpfeife anzurauchen. Welch eine Meerschaumpfeife! Sie zeigte den wunderbar ähnlichen Kopf des Königs und zwei allegorische Figuren bekränzten diesen Kopf: die Güte und die Weisheit. Nase, Kinn und Wangen des Kopfes waren schon ziemlich braun, desgleichen die Beine der Güte und der Weisheit, aber die ganze Gruppe musste noch viel, viel brauner werden. Wenn nun dem König ein neuer Zeitungsbericht über seine angeblich im Geheimen wirkende Hochherzigkeit vorgelesen wurde, da hörte er mit besonderem Vergnügen zu und rief dann allemal: „Bravo, Schwefelmann!"

Nun aber stand die Ankunft des Prinzen Bertram in nächster Sicht, und der Hofmarschall gab Herrn von Schwefelmann den schmeichelhaften Auftrag, ein möglichst sinnreiches und möglichst geschmackvolles Hochzeits-Carmen zu schreiben für den Buckel und für den Kropf. „Die Sprödigkeit des Stoffes", so fügte Seine Excellenz leutselig hinzu, „wird Ihre volle dichterische Kraft in Anspruch nehmen, aber Ihr Talent wird auf der Höhe der gegebenen Aufgabe stehen und die Erwartungen rechtfertigen, die man Ihnen entgegenbringt. Überflüssig, zu betonen, dass Ihr Gedicht kein leeres Wortgeklimper sein darf, sondern dass es sich liebevoll in die persönlichen Vorzüge des hohen Paares zu vertiefen haben wird!"

„Allein" — so stammelte der Hofpoet, indem er mit schlotternden Knien diese Weisung entgegennahm — „allein Excellenz geruhen zu erwägen, dass mir von beiden hohen Persönlichkeiten nichts weiter bekannt ist, als . . ."

Während er mit kläglicher Miene den Hals der Prinzessin und den Rücken ihres Zukünftigen hinabwürgte, schnitt der Hofmarschall die Unterredung mit den Worten ab: „Eh bien, mon cher!" und entließ ihn mit einer gnädigen Handbewegung.

Da gab es wohl für den armen Schwefelmann Grund genug, traurig zu sein inmitten der allseitigen Glückseligkeit. Die ganze Nacht

blieb er wach und dichtete, daſs ihm der Schweiß aus allen Poren drang, und doch hatte er um dreiviertel acht Uhr morgens nichts weiter zustande gebracht, als dies einzige Zeilenpaar:

Du edler Kern in stolzgewölbter Schale,
Den Edeltrud erkoren zum Gemahle ...

Ein schwacher Hoffnungsstrahl, daſs ihm das Weitere vielleicht am Busen der Natur einfallen werde, bewog ihn, hinauszuwandern in den grünen Wald. Trübselig schlich er durch die freudig bewegte Stadt; die Hunde hüpften lustig aneinander hinan, die Gäule der Pferdebahn wieherten vergnügt und alle Leute rieben sich die Hände und sagten: „Welch ein Glück!" Nur der beklagenswerte Hofpoet ließ den Kopf hängen und murmelte immer und immer wieder:

„Du edler Kern in stolzgewölbter Schale ..."

Draußen aber am Busen der Natur saß ein Vogel auf einem Baume und rief: Jück, Jück! Es war gar ein schöner Vogel, oben glänzend schwarz und unten roth, und der Hofpoet, der dieses Wundervogels im grünen Walde gewahr wurde, wuſste nicht, weil er sein Lebtag noch keinen Gimpel gesehen hatte, daſs er — der Vogel — einer war. Jück, Jück! lockte der Vogel und flatterte von einem Baume zum andern. Herr von Schwefelmann eilte ihm nach, aber der Vogel flog immer weiter und lockte den Dichter, der darüber sein Lied und sein Leid vergaß, immer tiefer in den Wald hinein. So zog er drei Tage lang kreuz und quer in der Wildnis herum; bei einem Einsiedel oder bei Köhlerleuten blieb er über Nacht und morgens in der Früh saß allemal der schöne Wundervogel wieder auf einem Baume und lockte den Irrfahrer mit lautem Jück, Jück! zu weiterer Wanderung.

Plötzlich sah Schwefelmann einmal zu seinen Füßen eine winzige, widrige, wulstige, wabblige, warzige Creatur, dergleichen er noch nie gesehen, sintemalen es keine Kröten gibt in der Stadt. Da ließ er den Vogel Vogel sein und eilte der hüpfenden Kröte nach. In eine wilde, dunkle, feuchte Schlucht gieng der Weg, schroffe Felsen ragten hinan, prächtige Fliegenschwämme schimmerten ringsum, hohes Farnkraut umgab eine Höhlung und in dieser saß ein Jägersmann und strich sich seinen Knebelbart.

Nun ließ der Hofpoet die Kröte Kröte sein und gieng auf den Jäger zu.

„Ei, schön Willkommen! Von winnen und von wannen?" rief mit freundlichem Lachen der Jägersmann. Der Dichter aber sprach: „Wehe, daſs Ihr mich daran gemahnen müſst!" Und er erzählte dem fremden Manne sein Ungemach.

„Das trifft sich sondergleichen!" lachte der Jäger auf. „Wisset denn: als wir die Nachricht hörten von der Verlobung des Prinzen Bertram und der Prinzessin Edeltrud, da war bei uns daheim des

Jubels kein Ende, und meine liebe Großmutter, welche die Dichtkunst über alles liebt, schrieb flugs ein Hochzeits-Carmen für diese herrliche Gelegenheit. Nun soll es in die Zeitung kommen, aber niemand darf beileibe um die Herkunft des Gedichtes wissen, sonst stürbe meine liebe Großmama vor Scham, denn in dem holden Kranze ihrer Tugenden fehlt nicht die Blume der Bescheidenheit."

Während er dies sagte, zog er aus der Brusttasche ein Blatt Papier und reichte es dem Dichter hin. Dieser las und las, und als er zu Ende gelesen hatte, da brach er in minutenlangen stürmischen Beifall aus.

Denn das Gedicht war wahrlich wunderschön. Das war ein Hochschwung und Vollklang der Sprache, und der geistvolle Inhalt stand in herrlichem Einklang mit der edlen Form. Auf die Schönheitsfehler des hohen Paares war mit liebenswürdigem Takte Bezug genommen, der Buckel und der Kropf traten in poetischer Verklärung geradezu plastisch hervor, und mit ergreifender Wahrheit kam es zum Ausdruck, wie die Bevölkerung der beiden Reiche durch die zarten Rosenketten dieses Bundes trautinnigst vereinigt worden und wie selbst in der elendesten Hütte die armen Leute, obgleich sie nichts zu essen haben, angesichts dieses beglückenden Ereignisses von einem wahren Wonneschauer durchrieselt seien.

„Hört mich an, lieber Mann" — sagte der Hofpoet — „wenn Eure gnädige Frau Großmutter die Güte haben wollte, mir dieses Gedicht als mein unbeschränktes geistiges Eigenthum zu überlassen, so sollt Ihr hundert harte Thaler dafür haben!"

Fieng der Jäger überlaut zu lachen an und rief: „Da würdet Ihr schön ankommen bei meiner lieben Großmutter! Sie singt ja, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; das Lied, das ihr zum Fest gelingt, ist Lohn, der reichlich lohnet! Nein, Euer Wohlgeboren, für hundert Thaler nicht, auch nicht für tausend, noch für hunderttausend ist das Lied zu haben, wohl aber ist es feil für eine Kleinigkeit, für eine wahre Lumperei, nämlich für Eure sogenannte Seele!"

„Donnerwetter!" sagte der Dichter, „da wäret Ihr am Ende gar . . . das böse Princip?"

„Thut Euch keinen Zwang an", fiel der Jäger ein, „sagt nur rundweg: der Teufel, denn dieser bin ich und kein anderer!"

Der Dichter überwand das Grauen, das ihn erfasste, denn er sagte sich, dass er dieses überaus gelungene Hochzeits-Carmen um jeden Preis haben müsse, weil für ihn dabei das Höchste — seine Ehre — auf dem Spiele sei.

„Ei wohl, der Teufel seid Ihr", sagte er mit gepresster Stimme. „Dies freut mich ungemein; ich habe schon sehr viel Angenehmes von Euch gehört und bin auch keineswegs grundsätzlich abgeneigt, zu Euch in freundliche Beziehungen zu treten. Nur werdet Ihr begreifen, dass

ich mich unmöglich der Gefahr aussetzen kann, eines Tages Knall und Fall von Euch geholt zu werden."

Lächelnd gab der Teufel zur Antwort: „Der großartige Aufschwung meines Unternehmens erlaubt es mir, meinen geehrten Kundschaften mit den günstigsten Bedingungen entgegenzukommen. Gern will ich, wenn mein Anerbieten Euch sonst angenehm, eine Klausel bewilligen, dass ich von Euch erst dann Besitz ergreifen darf, wenn ich von Euch, sei's mündlich oder schriftlich, durch eine besondere Einladung dazu ermächtigt worden bin."

Dessen war unser Freund wohl zufrieden, und nachdem er den Vertrag unterschrieben, der ganz in diesem Sinne gehalten war, nahm er das Hochzeits-Carmen, ließ den Teufel Teufel sein und zog wohlgemuth der Kröte nach, die ihn aus der Schlucht geleitete, sowie dem Gimpel, der seiner harrte, und ohne dessen Führung er kaum mehr den Weg gefunden hätte durch den großen wilden Wald.

Als er in die Stadt kam, da zogen die Hunde mit eingezogenen Schweifen längs der Häuser hin. Traurig und müde waren die Gäule der Pferdebahn, eine große Beklemmung schien auf allen Gemüthern zu liegen. Aber der Hofpoet nahm von alledem nichts wahr, erfüllt von stolzer Freude schritt er dahin und schwelgte im Vorgefühle seines großen Erfolges.

Da lief ihm sein bester Freund, des Königs Kammerdiener, mit verstörten Mienen entgegen und rief: „Quel malheur!" Und in hastigem Durcheinander erzählte er dem Dichter, dass zu allem übrigen Unheil, welches sich zugetragen, auch noch dem Könige die wunderschöne Meerschaumpfeife aus dem Munde gefallen und zerschmettert sei, als die Nachricht kam von dem erschütternden Ereignisse.

Folgendes nämlich hatte sich zugetragen: Tags vorher war der Prinz angekommen, und als das hohe Paar sich einander vorstellte, da hatte es sich — einander anders vorgestellt. Beide nämlich hatten vermeint, es wäre die Unregelmäßigkeit der Erscheinung des andern Theiles ganz alltäglicher Art und in baldiger Gewöhnung leichtlich zu ertragen. Als aber die Prinzessin den Prinzen sah, da rief sie aus: „Fi donc!" und kehrte ihm den Rücken zu. Und der Prinz that in demselben Augenblicke desgleichen mit dem Rufe: „Jamais!" Dann fuhr er schleunigst durch die Triumph-Pforten zum Bahnhofe zurück, nahm einen Extrazug und dampfte von hinnen.

Als der Hofpoet diesen traurigen Bericht vernommen hatte, wurde er kirschroth, die Augen quollen ihm hervor, zähneknirschend und mit geballten Fäusten stand er da, und endlich entrangen sich ihm die Worte:

„Da möge doch der Teufel dreinfahren!" —

Kaum hatte er dies gesagt — Krrrrr . . . tschin . . . tarattattatta . . . fitsch . . . futsch! —

Entsetzt riss der Kammerdiener den Mund auf, denn sein Freund war spurlos verschwunden. Nichts war zurückgeblieben als ein mörderischer Gestank. Rasch wurden die drei Hof-Medici herbeigerufen, sie schnupperten mit ihren langen Nasen in der Luft herum, steckten die Köpfe zusammen und hielten in lateinischer Sprache ein Consilium, denn immer, wenn die Ärzte mit ihrem Latein zu Ende sind, fangen sie lateinisch zu reden an. Schließlich erklärten die drei Doctoren einstimmig, da sei keine Hilfe mehr, der Bedauernswerte sei offenbar durch die Explosion von Feuerwerkskörpern, die er für das geplante Freudenfest in der Tasche mitgebracht haben mochte, in Atome zerrissen worden. Aber ausnahmsweise hatten sich die drei Hof-Medici diesmal geirrt: der Teufel hatte den Hofpoeten geholt.

„Viel zu früh!" versicherte die Landeszeitung in einem tiefgerührten Nekrolog, den sie ihrem unvergesslichen Mitarbeiter widmete.

Liebesgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Von **Albert Bitzius.**

(Schluss.)

Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen lassen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge; nur mein Bauer und ich sahen einander scheel an; da hieß es eines Abends, ich solle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böses dabei, sondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeschrieben, und er wolle jetzt bessere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht war, gieng ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauses kam, sah ich, dass der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrscheinlich auch Pfarrer, vom Hause wegbegleitete. Auf dem schmalen Wege gieng er voran, achtete sich nicht genug und sah hinter sich, stolperte, strüchlete lang, und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabakspfeife hier hin, dort hin rollend. Die hintern Herren wollten sich fast todtlachen, aber nur ganz leise, da sie ihn stolpern und fallen sahen; dann eilten sie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße, und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich musste warten. Endlich kam der Herr, und ich sagte ihm gar schön: „Guten Abend, Herr Kammerer" (er hatte es ungern und wurde hässig, wenn man ihm nicht Herr Kammerer sagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab, dass wir schon ans Heiraten

dächten und kaum unterwiesen seien; aber das sei heutzutage so, die einen seien zu faul zu dienen, die andern dünkten sich zu vornehm dazu; da wolle jeder für sich selbsten sein, und jede Magd sage, das Dienen sei ihr entleidet, und suche einen Mann zu kriegen: sie meine es besser zu machen und mache es zehnmal schlechter und komme in die bitterste Armut. Früher haben sie ungesorgt Brot gehabt; nun müsse sie für einen Haufen Kinder sorgen, die sich mehrten wie die Küngeli, und wüsste nicht, wo nehmen, als am Ende zu stehlen oder zu betteln. Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, so wie er die Sache ansah, ganz recht darin, dass auf diese Weise durch ein unbesonnenes Heiraten eine Menge Menschen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte sich nicht an dieser Leute Platz stellen, und darum musste sein Urtheil über sie ein ungerechtes sein. Stelle man sich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer bösen Meistersfrau, oder nur bei einer etwas scharfen, wo es hie und da einen Schnauz erhält, und das Mädchen hat weiter niemand auf der Welt, auf den es sich verlassen kann, der im Fall der Noth sich seiner annimmt, und, wenn es am Abend sich zu Bette legt, am Morgen aufsteht, niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denselben nicht in seiner holdseligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun so recht an diesen Platz sich gesetzt, so lege man sein Ohr an des Mädchens Herz, und lausche, was sich da unwillkürlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt. Es ist das Gefühl des Verlassenseins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt in dunklem Walde bei einbrechender Nacht allein sich sieht. Schaurig wird es ihm zumuthe; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu theilen; ihm würde wohler sein; ein Sehnen nach dem Ende seiner Einsamkeit überwältigt ihn. Ein düster Lichtlein, das ihm durch die Nacht winkt, wird im zur Sonne: die gebrechlichste Hütte, die ihn aufnimmt, ein Palast, ein runzlicht Gesicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn besser, als das schönste an einer Kilbi, und schlechtes Brot schmeckt ihm besser, als Küchli und Bratis im Märitgewimmel. So kommt ein Blangen über viele arme Mädchenherzen, dem sie keine Worte geben können, von dem die meisten Menschen keinen Begriff haben, welches sich nicht legt, bis sie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem sie Schutz und Schirm, Liebe und Trost, in diesem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erstickt wurde, das in jüngern Jahren bei ältern Mädchen lag, und in alle Geheimnisse des Kiltgangs (nächtlichen Mädchenbesuches) eingeweiht wurde, das an seines Herrn Tische alle Tage die nütnutzigsten Reden hört, das

Kilter zu haben manchmal fast gezwungen wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit diesem Blangen auch die Sinnlichkeit sich paart, die Seele einer Beute böser Lust, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen seiner Schande gebiert! Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachsen, bei der Gott versuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt, wer will da den ersten Stein werfen, ich frage noch einmal? Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehltau der Lust, erwecket in jeder Brust das Gefühl der Menschenwürde; verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menschen mit der Bruderliebe, die nicht nur nicht schlägt und beißt, sondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, dass unter euch keiner sich verlassen glaubt; machet eure Häuser nicht zu Höhlen, in welcher der Versucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das alles geschehen ist, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlassen. Mein Pfarrer nun stund nicht auf diesem Standpunkte, sondern er pülverte tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtsinn, und wie sie der Gemeinde Lasten aufbürde, die unerschwinglich seien, und kaum habe die Gemeinde jemand erzogen, und er sei aus den Kosten, so habe er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade so thäten auch wir; aber noch sei die Frage, ob wir heiraten könnten? ich sei der Gemeinde viel schuldig, und das müsse wieder bezahlt sein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja, da war ich wie vom Himmel gefallen, und konnte den Herrn lange nicht begreifen, konnte nicht begreifen, dass ich aparti etwas schuldig sei, und noch weniger, dass ich etwas wiedergeben solle. Dass ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden sei, dass sie für mich bezahlt habe, das wusste ich wohl; aber dass ich das wiederzugeben hätte, und wie hoch meine Schuld sich belaufe, das hatte kein Mensch mir gesagt, und so etwas erträumt einem nicht. Hätte man mir was gesagt, mir die Summe genannt, so würde ich ganz sicher für die Abbezahlung der Schuld gesorgt haben. Allein mein Meister wusste wohl, warum er mich nicht aufmerksam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde that es nicht, den die besteht eben aus lauter Meistern. Natürlich hätte ich nach Lohn gestrebt; er hätte nie einen bestimmten verheißen, ausbezahlen müssen, oder ich wäre weiter einem sichereren und größeren nachgegangen; darum hütete der alte Schelm sich wohl, mir etwas davon merken zu lassen. Das alles stieg mir zu Kopf, und ich sagte dem Pfarrer etwas grob, das sei doch keine Manier, dass niemand die armen Buben auf diese Schuld aufmerksam mache, bis sie entweder heiraten oder ein unehlich Kind haben müssten, allweg ihr Geld sonst zu brauchen hätten; ich hätte Lust, gar nichts zu zahlen,

und zwingen werde man mich kaum können. Ich sagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte besonders über meinen Meister, der es mir hätte sagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer sei ein braver Mann hieß es; man hätte viel zu thun, wenn man jedem Huddelbuben mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art lasse nicht von Art, ans Zahlen dächten die wenigsten, sondern nur ans Saufen und Huren. Ich werde auch nicht einer der Besten sein; räsonnieren könne ich, werde einen bösen Kopf haben, was er schon lange geglaubt; darum solle ich machen, dass ich fortkomme und bezahle, sonst kriege ich den Verkündschein nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müsste ich doch wissen, wie viel ich schuldig sei. Der Pfarrer sagte mir aber, das sei seine Sache nicht; der Gemeindeschreiber werde es mir sagen, wenn ich zahlen wolle.

Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindeschreiber. Derselbe suchte mühselig in manchem Buche herum, fand etwas, wie er sagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wollhut, mit dem der Meister als ein Zeichen seiner Freigebigkeit so groß gethan, und da es spät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meister über den Hals, und zuerst mit ihm ausgschirren, dann mit ihm rechnen; der war aber schon zu Bette und gab mir auf mein Rufen keinen Bescheid. Mit der quälenden Ungewissheit im Herzen, was ich zu zahlen, wie viel zu ziehen hätte, musste ich zu Anneli und lud dort meinen Zorn aus, und sprach den Vorsatz aus, morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im Reinen sei. Anneli weinte aber und sagte, das komme ganz anders, als ich glaube; Lohn werde ich wenig oder gar keinen heraus erhalten, meine Schuld größer sein, als ich denke, und heiraten würden wir uns nicht können; es müsse ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an seiner Mutter. Es drücke ihm fast das Herz ab, um seines Kindes willen, das nun die Schuld seiner Mutter mittragen müsse. Das gute Anneli klagte mich nie mit einem Worte an, obgleich ich an allem schuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, dass es also gehen werde; allein es behauptete die Welt besser zu kennen als ich, und schon lange gefürchtet zu haben, was geschehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm lassen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das Geld werde wohl zu leihen sein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Anneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viel schlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren, und dadurch dem Redlichen böses Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlasse, erklärte ich, so wolle ich Anneli doch nicht verlassen, und wenn wir die Heirat jetzt auch nicht zustande brächten, so wolle ich Tag und Nacht arbeiten wie ein Ross, bis ich das Nöthige herausgeschlagen. Das Bewusstsein gegenseitiger Treue gab uns Trost, und ziemlich gefasst konnte ich am Morgen meinem Meister sagen, mit mir in sein Stüblein zu kommen; ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erst nicht Zeit dazu machen, sondern Ausflüchte; als er aber hörte, dass ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er sich. Ich warf ihm vor, dass er mich auf meine Schuld nicht aufmerksam gemacht, und wollte wissen, wie viel ich für fünf Jahre Dienst bei ihm zu gut habe. Er wollte mich wieder auftagen, indem er noch nicht alles zusammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren, und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe sich eher schinden, als das er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde; er hat lieber das schlechteste Gesindel; denn ein solcher Stockbauer kennt nur den Unterschied zwischen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterschied zwischen Menschen und Menschen, und wenn er schon die bessere Arbeit des bessern Knechtes gerne hätte, so bringt er es doch nicht über seine hundshärige Natur, sie zu bezahlen. Endlich sagte er, wenn ich es zwängen wolle, so werde die Rechnung wohl bald gemacht sein. Die ersten vier Jahre sei ich noch ein Bube gewesen, der nicht viel anders verdient als Kleider und Speise; er aber habe mir noch viel Geld zwischendurch gegeben, einmal drei Neuthaler für eine Sackuhr auf einmal; er habe mir alle Trinkgelder zukommen lassen, welche eigentlich seinen Kindern gehört; somit glaube er, für diese vier Jahre habe ich nur zu viel erhalten; übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeschrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht lesen! Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut gestellt, und er wolle mir für dasselbe achtzehn Kronen geben; daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, so dass er mir noch sechs Kronen schuldig sei; die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit springen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgestellt, dass er mich so scham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienste, an seine Worte. Und der Bauer verleugnete den Fuchs nicht, sondern gab mir gute Worte, erinnerte an sein Brandunglück, an die übliche Sitte, dass Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen sie erzogen worden, versprach für die Zukunft viel; nur solle ich das Mensch fahren lassen, das habe mir einen bösen Kopf gemacht, mich hineingesprengt, und sei nichts wert und verderbe noch mich.

Er hatte aber das unrechte Trom ergriffen; denn in bitterstem

Zorn loderte ich auf. Er und seine Frau, die dazu kam, mussten Dinge hören, wie sie mir in den Mund kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an seinem schäumenden Weibe, das auch nicht ungerne seine Nägel an mir versucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zusammen und gieng hinüber zu Annelis Meister, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wuth. Derselbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wusste mir eine Menge Ähnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit des saubern Gerichtssäßen, und hieß mich da essen. Nach dem Essen sagte er mir alsobald, nun solle ich um einen Platz aus; er könne und wolle mich nicht behalten; mein alter Meister würde es an ihm sonst zürnen, und er möchte es nicht mit ihm verderben; er sei sein nächster Nachbar, und er möchte nicht, dass er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es: um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es sei denn, er hätte seinen baren Nutzen davon; und wie die Bauern sind, sind auch viele Herren. Ich gieng zum Müller und suchte Platz. Der that nicht mehr halb so nöthlich mit mir; entweder meinte er, weil ich diesen Augenblick keinen Meister habe, so müsste ich mich drehen lassen, oder er wollte es mit meinem alten Meister nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben konnte; so konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade so gieng es mir auch bei dem Wirte; es war, wie wenn sie es mit einander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen und wurde böse, holte bei dem Gemeindeschreiber noch meine Rechnung, die sich auf sechzig Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekostet hatten. Bei meinem ersten Kostmeister musste man zehn Kronen geben, weil mich sonst niemand wollte. Dieser verleidete mich so, dass man beim gleichen Lohn bleiben musste. Bei meinem dritten Herrn kostete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entschädigung für die ersten mir angeschafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe fast so groß wie im Anfang. Er hatte es einzurichten gewusst, dass er für die Nachtmahlskleider Geld bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikosten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt worden. Ich konnte gar nicht begreifen für was; denn ich war nie krank gewesen. Endlich erinnerte ich mich, dass, wenn eins von der Familie einen Trank trinken musste, ich den Rest davon bekam oder den zweiten Aufguss, es mochte nun eine Purganz oder eine Laxierig, ich gesund oder krank sein; aber man wusste mir dieses Schlucken so schön vorzustellen, dass ich mich gern dazu verstehen ließ; denn ich erhielt zugleich immer Birnenschnitze oder dürre Kirschen dazu. Wahrscheinlich giengen alle diese Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte sie genommen, kriegte

ich den Rest. Der Doctor, dem dieses hätte auffallen sollen, indem er mich immer kerngesund sah, fragte diesem wenig nach, sobald er nur etwas brauen konnte; und wer weiß, ob er's nicht auch gewusst; er wäre gewissenlos genug gewesen, solche Streiche zu Gunsten eines reichen Bauern auf Kosten eines armen Kindes zu machen.

Man kann sich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindeschreiber verließ. Ich wusste nicht, gieng ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigstens fünfzig Kronen ausstehenden Lohn zu besitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von sechzig Kronen, von welchen ich nichts gewusst, und diese Schuld war kein Traum. Sollte ich sie ganz bezahlen und noch dazu Anneli mit einem Kinde erhalten, so konnte es Jahre gehen, ehe wir zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer siedenden Quelle ein heißer Brunnen; ich sah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten sie seine Gurgel packen, und wahrscheinlich sprach ich noch laut dazu. Da redete mich eine bekannte liebliche Stimme an: „Meiß, was isch dr, chennst mi nümme? Herr Jeses wie gsehsch us, und was wosch ga mache?“ Ich brauchte lange, bis ich wusste, wo ich war, und wer vor mir stand. Endlich erkannte ich Mareili, die mir so lieb gewesene Schwiegertochter auf einem früheren Hofe, mit welcher ich seither nie geredet, wohl aber sie in der Kirche gesehen hatte.

Sie drang in mich, zu sagen, was es sei, das mich so aus dem Hüsli herausbringe, dass ich thue, als wolle ich jemand ermorden. Ehe sie mich erkannt, hätte sie geglaubt, es gelte ihr; nun wisse sie wohl, werde ich ihr nichts thun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget hätte; aber sie habe mich anreden müssen, weil sie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wissen, was ich habe. Ich schnauzte sie an, wenn sie noch glaube und glauben könnne, dass ich jenen Streich begangen, so brauche sie auch nicht zu wissen, was ich habe. Sie wäre mir vor allen lieb gewesen, und das habe mich am meisten gedauert, dass auch sie mir ihn zugetrauet; das sei nicht recht von ihr gewesen; sie hätte doch sehen sollen, dass ich ihr alles gethan, was ich ihr an den Augen abgesehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden versicherte sie, mich für unschuldig zu halten; aber ich solle jetzt reden, sie könnte nicht den ganzen Abend bei mir stehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geschichte, und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und sie sagte mir: „Meiß, chumm morn zue-n-is, u säg ne de, du heigisch äys nit gmacht, u häb em Großvater a, er müeß dr helfe.“ — „Ne nadisch, Mareili, zue-n-ech chum i nit, u dm Großvater häb i nit a; i wott nit no einisch ga

ane chneue; wer weiß, ob's öppis hulf, u si mi nit notti fur aluegti. Es meents niemere guet mit mir, als Anneli und villicht du; susch isch alles unger eir Dechi, und eis D . . . Pack: der Pfarrer, d'Vorgsetzte u die angere Bure, und ke Schelm verchlagt der anger, u ke Chräye chratzet der angere d'Auge-n-us." — Mareili bat vergebens, sagte endlich, ich habe noch immer den gleichen bösen Kopf, wie vorhin; der werde mich nicht weit bringen; hätte sie Zeit, so wollte sie noch mit Anneli reden, die müßte mich anders brichten, aber mit dem Großvater wolle sie doch reden, daß mir geschenket werde; und wenn ich einen guten Platz wolle, so solle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach Y. gehen und sagen, sie hätte mich geschickt, und wenn ich dann eine Gotte mangle, so solle ich nur zu ihr kommen, sie sage es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmüthig dazu sei.

Wie ich und Anneli rechnen.

Anneli und ich faßten frischen Trost; wir sahen das Ende unserer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch frischen Muth, sie zu ertragen. Wir legten unser Geld zusammen; ich besaß acht, es zwölf Kronen, zusammen also zwanzig Kronen. Es konnte sein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen; denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben, bis Anneli seine Füße nicht mehr sehen konnte, und sein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platze umzusehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Anneli brauche, um sich ein Vierteljahr lang zu verdingen mit dem Kinde, wohl zwölf Kronen; einige Anschaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen, das Kindbettimahl auf sechzig Batzen wenigstens. Was ich Anneli über die Kindbetti kramen wollte an Brot, Wein, Fleisch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, sondern gedachte es aus meinem Verdienste anzuschaffen, so daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum ersten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desselben Jahres glaubte Anneli und ich von unsern Löhnen, wenn wir beide gesund blieben, so viel entübrigen zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich sein, wenn wir schon nichts hätten als uns, und zwischen uns unser Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geschlagenen Wunden schmerzten weniger; vor uns schwebte eine neue glückliche Zeit; sie fesselte nicht unsere Gedanken nur, sondern beherrschte auch unsere Empfindung.

Ich suchte den mir angewiesenen Platz und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbeit, aber einen schönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meisterleute, die mir mit

Zutrauen entgegen kamen. Darum arbeitete ich auch mit Lust, schaffte für zwei, und mein neuer Meister, ein Greis, hatte seine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe spiegelhell und glatt wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe sauberer waren als manche Bauernstube.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienstes, bei aller Längizyti; aber des Sonntags hätte mich niemand halten können, weder Wetter noch Meister, die zwei Stunden zu Anneli zu machen. Es wurde alle Tage runder, und man sah ihm deutlich an, dass das Gehen ihm Beschwerde mache; allein es überwand sich, that nicht nur seinen Dienst wie sonst, sondern des Abends spät, des Morgens früh und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihr oft Vorwürfe darüber und wünschte, dass es den Dienst verlassen, wenigstens nicht so viel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte seine Meistersfrau gar sehr, die ihm borge, wie sie könne und machte mir Vorwürfe, dass ich es nur wünschen könne, weil dadurch die Zeit unserer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine recht kindliche Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten Scheuben gemacht, und wie sie so gut geförmt seien, und sicher dem Kleinen gut stehen müssten. Wie aber eine hässliche, neidische Näherin, welche es um ein Muster gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie diese ihm ein alt schlecht Muster gegeben, welches aber glücklicherweise die Meistersfrau gesehen und ihm ein besseres verschafft. Kann wohl etwas trauriger sein als solcher Neid, besonders wenn man mit demselben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein andersmal führte es mich geheimnisvoll in sein Kämmerlein, schloss sein Schäftchen auf, zeigte mir ein Byglein weißes Zeug und sagte: „Meiß, weisch was das isch?" Aber Meiß wusste es nicht. Es waren acht Windeln, deren Anneli gar sehr sich freute; sie waren aus einem alten Lylachen und einigen alten Hemden gemacht, welche die Meistersfrau ihr geschenkt. Ein altes Tschöpli zeigte es mir noch, das sollte zwei Nachtärmeli geben; dann habe es alles, was nöthig sei, mehr als manche Bäuerin, die nur vier Windeln besitze. Ein großer Theil der drei Kronen war also erspart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen sich regenden Freude unsern kleinen Schatz, und gewiss manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide, und lauter ganze Sachen, nicht aus alten Lylachen und Scheuben gemachte, hatte nicht so innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr seid wohl reicher an Geld, aber deswegen nicht reicher an Freuden! Reich zu sein an Freuden hängt nicht von Reichthum, nicht von Armut ab, sondern von einem genügsamen, zufriedenen Herzen erstlich, und

zweitens freuen Sachen, die man mit saurer Mühe sich errungen, die man gleichsam aus den Steinen herausgeschlagen, auf alle Fälle mehr als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteste Weise gekommen ist.

Und ein andermal kam Anneli mir weit entgegen, hatte sehnlichst mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im Kämmerlein hatte, und da lagen auf dem Tische schön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Käppeli, wieder Tschöpeli, aber viel schöner als Anneli sie bereitet hatte. Anneli gab mir ein Stück nach dem andern in die Hand, und rühmte Stück für Stück, und auf seinem Gesichte glänzte die innigste Freude, und in seinem ganzen Wesen sprach sich das Bewusstsein aus, reich zu sein, viel zu besitzen, das reinste Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der Gwunder in mir auf, zu wissen, woher das alles gekommen sei. Anneli gegen seine gewohnte Weise, neckte mich erst lange; ich sollte rathen; gab mir falsche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen näher und näher rückte, dass ich Mareili rathen müsste. Mareili war selbst da gewesen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, sagte sie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir so nöthig hätten; dergleichen Dinge besäße sie aber in Überfluss, und sie verschlügen ihr nur den Platz, darum sie recht froh wäre, ihrer auf so gute Weise los zu werden. Mareili hatte aber auch Anneli examimiert, und war, wie es schien, recht zufrieden mit ihr fortgegangen, indem sie alle Hilfe für die Zukunft versprochen. Mareili hatte nicht gewartet um zu geben, bis man bettelte, sondern mit Nachdenken und Umsicht gegeben, hatte den Weg nicht gescheut; ist das nicht eine so seltene Sache, dass viele glauben werden, ich lüge? Anneli war wider seine Gewohnheit recht muthwillig, schraubte mich mit Mareili, ließ sich merken, dass es gar allerlei von mir vernommen, stellte sich dann wieder, als ob es auf Mareili schalus sei. Als ich dann eine halbe Wein herauszog, die ich gekramt, schmollte Anneli wieder, dass ich so unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach muthwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den schönsten Nachmittag, dessen Andenken mir noch immer Wasser zieht in den Augen, und Heimweh nach Anneli im Herzen.

Annelis Stunde nahte. Wir hatten Platz für sie gesucht bei einer braven Witfrau, die etwas näher bei mir wohnte, doch immer noch über anderthalb Stunden. Anneli verließ den Dienst, richtete sich in dem kleinen Häuschen ein, machte seine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuersäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Witwe — und erwartete so getrost, was der Herr über sie verhängen werde.

Wie Gott mir Anneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botschaft vor, sobald als möglich zu Anneli zu gehen. Natürlich eilte ich so sehr ich konnte, musste vorerst aber noch ausschirren, füttern &c. Als ich hinkam, fand ich es in gar schweren Leiden; doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun schon gut gehen. Aber die Frau schüttelte den Kopf und sagte, das wäre schon gar zu lang; das sei nicht alles gut; es wäre am besten, wenn man so geschwind als möglich den Doctor holen würde. Ich wollte gehen, aber Anneli sagte: „Blyb bi mr, Meiß, i lah di nit furt; es isch mr e Trost, we di nume cha aluege; mir cheu ja dä Bueb schicke, wo dr's isch cho säge." Der lief, und wie wir auf ihn und den Doctor blangten, kann ich niemand sagen; o so ein Warten ist eine der erschrecklichsten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doctor; der ließ sagen: er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde; wir werden es wohl machen können ohne ihn. Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der nächste war, sagen ließ, das sei nicht sein Haus, sie sollen jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchen. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb todt. In meiner Seelenangst wurde ich nicht einmal zornig, sondern dachte nur daran, den Doctor zu versichern, dass er bezahlt werden solle. Ich verließ Anneli, das mir gar wehmüthig nachsah in seinen Schmerzen, fand den Doctor, sprach gut; und als er mir endlich glaubte, dass ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langsam und sagte alle Augenblicke: „He, das wird öppe nit sövli pressiere."

Über das, was jetzt kam, muss ich schweigen. Endlich sah ich die Stücke meines Kindes, endlich sank Anneli verblutet zurück; seine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefasst, und seines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unaussprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch sagen; aber sie wurden nur zu seines Leibes letztem Hauche, auf dem seine reine Seele sich emporschwang, dahin, wo die reinen Geister wohnen, und seinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erscheine, der gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Versunken in Jammer und Elend stund ich zu seinen Häupten, glaubte nicht an sein Sterben, rief: „Anneli, Anneli!" Aber Anneli antwortete nicht mehr. Annelis Mund blieb stumm. Da sagte der Doctor: „Was witt doch? Das isch jetzt tot; es isch ihm wohl gange u dir o, u we dr Gschicktisch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da isch alles ine-n-angere-n-iche verlyret gsi. Aber i wott furt; we d' mi jetzt zahle witt, su chast;

i will dr nume e Dublone heusche, e-n-angere müeßt sechs Neuthaler gä." Ich weiß nicht, ob es Sitte ist, dass man die Schinder noch im Angesicht ihrer Henkerarbeit zahlt; ich wenigstens konnte es nicht; aber ich wurde nicht in Ruhe gelassen, bis ich das Versprechen mehr als einmal abgelegt, sobald ich zum Pfarrer gang, 's ga agä, das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beschreiben, wie es mir zumuthe war, dass ich Anneli nicht mehr haben, dass ich wieder alleine auf Erden, dass ich wieder niemerem sein sollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft, alle meine gehofften Freuden sanken mit Anneli ins Grab; es war der Mittelpunkt von allem gewesen; es war hinausgerissen, mit ihm alles zerstört. Es war mir, als ob ein weiter schwarzer unergründlicher Abgrund sich vor mir öffne, in den ich mich durchaus stürzen müsste; es war mir, als locke und ziehe es mich aus diesem Leben hinein in den bodenlosen Todesschlund.

Ich erfuhr es da, wie der Mensch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es besser zu sagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebensache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptsache ist. Nun baut ein jeglicher Mensch sich ein Leben in die blaue Zukunft hinaus auf luftigem Gerüste, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er ist. Und was ihm im Leben das Liebste ist, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieses Gerüstes, zum Mittelpunkte dieses Lebens; an das und um das reiht alles andere sich. Wenn nun schon nach und nach, aber in rastlosem Fluge, ein Tag um den andern anders kommt, als man ihn erwartet, so merkt man es entweder nicht, oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erst, wenn unsere Augen vor sich in Zukunft kein Leben mehr sehen können, sondern nur den Tod, wenn sie, um Leben zu sehen, rückwärts schauen müssen auf das Vergangene, erst dann sehen wir, dass unsere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir geträumt. Aber das ermattete Herz schickt sich hinein mit einem Seufzer, schließt die Augen und wirft sich, wieder hoffend, in die Arme dessen, der jenseits des Todes ewiges Leben geben soll. Aber wie anders wird es einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unseres zukünftigen irdischen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zusammensinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unsern Augen bis dicht zu unsern Füßen verschlungen wird? Dann geht uns ein Leben unter und wir leben doch; aber dieses Leben ist dann nichts anderes als das Bewusstsein, dass unser eigentliches Leben dahin sei. Als schwarzer, schauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewusstsein zu betreten unser ganzes Wesen sich empört. Wohl uns, wenn der Rest unserer Kraft noch so groß ist, die eigene Hand zu hemmen, die so gerne in solchen Augenblicken auch

das Bewusstsein zerstört, und diesem Schlunde nur seinen Leichnam hinwirft! Wohl uns, wenn wir es vermögen! Der Schlund wird allmählich das Schauerliche verlieren; aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld; vielleicht wachsen auch auf diesem einige Blümlein; aber die alte Kraft, die dieses Feld bebaute, ist dahin, und die erste Frische und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröstet ihr guten Leute mit allem eurem geistlichen und leiblichen Troste; solange ihr keine blühende, dem Gemüthe befreundete Zukunft heraufzaubern könnet, ist all euer Tröften eitel.

Wohl aber dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann.

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu sein; wenn ich mit einem fürchterlichen Husten beim Rönnle sein oder gar die Ryttere ziehen, im Fieberfrost in tiefem Schnee Holz führen und in dünnen Zwilchhosen vom Bysluft mich durchziehen lassen musste; hatte oft gedacht, wie schön es wäre, zu Hause zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um sich döselen zu können.

An meines Annelis Leiche saß ich, hielt seine Hand, sah auf sein Auge, hoffend, es werde noch einmal sich öffnen; mein Herz siedete mir Ströme heißer Thränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Anneli mögen hinaustragen lassen vom dunkeln Hause, ins dunkle Grab; aber nur nicht von Anneli weg, nur nicht unter Menschen, die nicht mit mir um Anneli weinten. Aber da mahnte mich die Witwe, ich müsse zum Tischmacher, zum Schulmeister, zum Pfarrer; da kamen Boten vom Meister, ich möchte doch heimkommen; da kamen gwundrige Weiber, die wissen wollten, wie es zugegangen, wo jede eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen sollen, jede einen Trost, der mir fast das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man störte mich bei Anneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Bysluft bei Fieberfrost gegen diese Marter?

Der Tischmacher fragte mich, wer ihn bezahle. Der Schulmeister meinte, es sei nur ein unehelich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Capitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, niemand theilte ihn, ein jeder vergrößerte ihn mit tölpischer Hand. O ich litt schwer, um so schwerer, da das tiefe Leid sich noch nicht auf meine starre Oberfläche herausringen, da verdünsten konnte, sondern im mir verschlossen wühlte und kochte. Ich litt schwer, aber noch schwerer ward mir, als zum ersten Gefühl des Verlustes sich allmählich auch das Gefühl meiner Schuld gesellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Anneli in düsterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgesehen, wie oft es sich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage meines Gewissens so recht

deutlich vor mir stund: du hast Anneli getödtet, da hätte ich sagen mögen: ihr Berge, fallet über mich zusammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände brannte es mir im Herzen, und über mir hätten zusammengeschlagen die Fluten der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen haften geblieben Annelis scheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Trost, in ihm die Kraft, nicht dahin fahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Anneli führt. Ich schwankte umher, wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Annelis Seite, meinen Kopf auf seinem Kissen. Als aber der Todtenbaum kam, Anneli darein gelegt wurde, der Deckel mir seinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verschlossen: da ward mir schwarz vor den Augen, und was der Schulmeister in seiner kurzen Leichenpredigt (es waren zu wenig Leute da, um sich zu einer langen die Mühe zu geben) sagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wusste ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden widerstieß, als die Erde niederrasselte auf den widerhallenden Deckel, als nun die Zwischenwand sich erhob zwischen der besseren Hälfte meiner selbst und mir, die Zwischenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag, da durchschauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben sich, schlugen über das Ufer und ergossen sich in Fluten über mein Gesicht. Da erst begriffen die wenigen Menschen, die sich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, dass dasselbe mir so recht lieb gewesen; denn das Plären ist das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe misst. Eine knochigte Frau meinte: „Er isch doch e brave Bursch und het Anni lieb gha, meh weder menge si Frau; emol Mine pläreti nit halb e so, we-n-er mi scho hüt ungere thue müeßt." Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal gienge, dann für immer von Anneli getrennt sein würde. Und doch musste ich gehen. Ich musste den Begleitenden noch einige Halbe Wein zahlen, musste dem Doctor seine Dublone bringen, dem Tischmacher sein Lohn, musste noch manchem dummen Fragenden Rede stehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungesehen und ungestört strömen lassen. Aber damit besserte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete viel besser thut, als eine Purgierig, und sollte sie selbst vom Seppli sein. Versunken war der Liebesgarten, den Annelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt, erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes; verschwunden war er mit seiner Schöpferin. Nachdem ich sattsam mich selbst angeklagt, da fieng eine Stimme in mir an zu fragen: „Ist denn an dem allen niemand schuld als du?"

Neue Gedichte.

Von Sophie von Khuenberg.

I.

Milder Winter.

Es thaut der Schnee; durch winterliche Lüfte
Zieht weich ein Hauch von ferner Frühlingszeit.
Kannst du noch einmal schmelzen, starres Leid?
Verschneites Leben, ahnst du Blütendüfte?

Vergang'ne Jahre steh'n wie Marmorgrüfte,
Es schlief, wie todt, die schönste Lebenszeit —
Nur wie durch Nebel sah ich bleich und weit
Der Freude Schatten schweben durch die Lüfte.

Doch weiß ich wohl, es ist ein Schatten nur,
Und wenn ihn riefe meiner Sehnsucht Stimme,
Würd' er zerfließend tief ins Nichts versinken.

D'rum beug' ich mich, o Schicksal, deinem Grimme,
Und was von Lenz auch flüstert die Natur —
Ich will nur winterlich' Vergessen trinken.

II.

Christnacht.

Wie sann ich einst so hoffnungsreich
Im duftenden Weihnachtszimmer,
Das junge Herz, dem Baume gleich,
Voll Glanz und Spiel und Schimmer.

Der Stern der Liebe über mir
In grüner Zukunft Zweigen,
Die Erde voll von Schmuck und Zier,
Der Himmel voller Geigen!

Doch heute wird mir überklar
Der ganze, erlogene Schimmer —
Und dass ich nie so traurig war
Im duftenden Weihnachtszimmer!

III.

Mahnung.

Schreib' dir vom Herzen die dumme Geschichte,
Sei wieder fröhlich, muthig und frei,
Präge in klangvoll schöne Gedichte
All die schmerzliche Narretei!

Steig' auf die Berge, die leuchtend hohen,
Bade in stärkendem Sonnenglanz,
Lass dich von glühenden Firnen umlohen,
Winde ums Haupt dir den Almrauschkranz!

Tief aus dem Thale klinget dir leise
Niedriger Kämpfe verhallender Chor —
Aber du lächelst, verzeihend und weise,
Nur wer dir gleich ist, folgt dir empor!

Über das Bibellesen.

Von **Peter Rosegger.**

Eine gelegentliche Bemerkung, dass selbst das Evangelium noch einmal auf den Index gesetzt werden würde, ist als Witz belacht worden. Es wäre doch gar zu ungereimt, dass gerade die Grundlage unseres christlichen Glaubens und unserer Sittenlehre Christen nicht sollten kennen und lesen dürfen. Aber während harmlose Gemüther das für rein undenkbar hielten, war es längst vollzogene Thatsache, die schwer zu glauben ist. Die Bibel, das Neue, wie das Alte Testament, ist in der römisch-katholischen Kirche dem Volke im Allgemeinen verboten. Unser Clerus gesteht das begreiflicherweise nicht gerne zu, kann aber schließlich nichts dafür. Viele Priester stimmen der Maßregel innerlich sicher selber nicht bei und doch sind sie verpflichtet, die kirchliche Verordnung zu vertheidigen. Manchmal wird diese allerdings schwierige Aufgabe ungeschickt genug gelöst. So, wenn man behauptet, dass die Bibel durchaus nicht verboten sei, weil man sie ja in lateinischer Sprache lesen dürfe!! Ob unser Volk von der Bibelerlaubnis viel Gebrauch machen würde, ist freilich eine Frage. Es ist zu gleichgiltig geworden.

Ich will vor allem daran erinnern, wie es mit dem Bibellesen seit jeher gehalten worden ist. — In den ersten Jahrhunderten hat die katholische Kirche keinen Grund gehabt, den Gläubigen die Bibel zu verbieten. Viel Volk muss doch schon damals die Kunst des Lesens verstanden haben, denn die großen Kirchenlehrer Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus, aber auch Päpste haben die Laien lebhaft ermahnt, ja recht fleißig die Bibel zu lesen. Als hernach aber die Kirche sich auch zu einem irdischen Reich entfaltet, kam die Vorenthaltung der Bibel — und das haben viele Leute, ob mit Recht oder Unrecht, so aufgefasst, als hätte die Kirche sich in der Menge vor einem Vergleich mit dem Evangelium zu scheuen gehabt. Sie führte für den Ritus die lateinische Sprache ein, und verabfolgte den Völkern in ihrer Muttersprache nur gewisse, bearbeitete Auszüge aus der Bibel. Im Mittelalter wurde jeder Besitzer einer Bibelübersetzung als Ketzer erklärt. Die Bibeln wurden sogar verbrannt. Da kam die deutsche Bibelübersetzung des Martin Luther, deren Verbreitung sich außerhalb der kirchlichen Macht vollzog. Um diese Bibel möglichst zurückzudrängen, wurden katholische Bearbeitun-

gen der heiligen Schrift veranstaltet. Ich glaube nicht, dass in solchen katholischen Volksbibeln absichtliche Fälschungen des Textes vorkamen, hingegen wurden einzelne Theile mit Deutungen und Erklärungen in römisch-katholischem Sinne versehen. Solche Erklärungen galten auch als Wort Gottes. Vielfach sind diese Erklärungen so gehalten, als sei das Evangelium lediglich der römisch-katholischen Kirche wegen da, anstatt umgekehrt. Bibelübersetzungen ohne Erklärungen und Auslegungen waren und blieben verboten. Man durfte — wird geschrieben — das Neue Testament (das Evangelium, die Apostelgeschichte und die Apostelbriefe) nicht lesen, ohne als Irrgläubiger verworfen zu werden. Alle Bibelübersetzungen mussten die Approbation von Bischöfen haben, aber auch die war noch nicht maßgebend, weil es Bischöfe gab, und oft sogar sehr viele, die nichts Schlechtes darin fanden, wenn das Volk die urspüngliche Bibel las, welche nicht mit besonderen Auslegungen versehen war. Die Kirche ließ es endlich wohl so halb und halb hingehen, weil außerhalb der protestantischen Kreise die Verbeitung der kostspieligen Ausgaben im Volke ohnehin nie bedeutend war. Da entstanden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bibelgesellschaften, zuerst in England. Sie waren protestantischen Ursprungs, zählten aber auch unzählige Katholiken, selbst Priester und Kirchenfürsten zu ihren Mitgliedern. Diese Bibelgesellschaften verbreiteten die Bibel um einen unglaublich billigen Preis, unter Umständen ganz umsonst. Sie verbreiteten die heilige Schrift in allen Sprachen und Ländern der Erde. An zweihundert Millionen Exemplare der Schriften des Neuen Testamentes haben sie bisher unter die Völker gebracht. Aber nicht etwa gerade protestantische Übersetzungen gibt die Bibelgesellschaft heraus, sondern auch, und natürlich für katholische Länder katholische, von Kirchenfürsten approbierte. Eine solche Bibelübersetzung ist z. B. die von Leander van Ess, welche in allen unseren Buchhandlungen um einen fabelhaft billigen Preis zu haben ist. Das Neue Testament, hübsch gebunden, kostet vierzig Heller, und wenn ein Armer bitten kommt um das Wort Gottes, so kriegt er's wohl gar umsonst.

Also sieht die römisch-katholische Kirche sich veranlasst, Neuerdings zu erinnern, dass die Bibel als solche für das Volk auf dem Index, das heißt auf dem Verzeichnisse kirchlich verbotener Bücher steht, und dass unter Umständen nur solche katholische Übersetzungen zugelassen werden, die mit den kirchlichen Auslegungen und Erklärungen versehen sind. Es wäre gegen Erklärungen ja so weit nichts einzuwenden, wenn sie als das gelten wollten, was sie sind — als fehlbares Menschenwort. [1])

[1]) Wer sich auf die willkürlich zusammengeschriebenen Gebet-, Ablassbücher, Wundertraktätlein u. s. w. erinnert, wie sie mit oder ohne Approbation auf Jahrmärkten, an Wallfahrtsorten und durch Hausierer zu haben sind, ohne dass je ein katholischer Priester dagegen auftritt, dem muss das Verbot der Heiligen Schrift ganz besonders peinlich auffallen.

Erst im Jahre 1897 ist ein kirchliches Büchergesetz erlassen worden, welches so unauffällig, aber so gründlich als möglich ausgeübt wird, und also lautet: „Da durch die Erfahrung erwiesen ist, dass, wenn die heilige Schrift in der Landessprache allgemein ohne Unterschied gestattet wird, daraus wegen Vermessenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen entsteht, so sind Übersetzungen in der Muttersprache, auch wenn sie von Katholiken verfasst werden, allgemein verboten, wenn sie nicht vom apostolischen Stuhle approbiert oder unter Aufsicht der Bischöfe mit Anmerkungen versehen sind, die aus den heiligen Kirchenvätern und katholischen Schriftstellern entnommen sind."

„Wegen Vermessenheit der Menschen!" Ja, ist denn nicht gerade darum Jesus mit seiner Lehre gekommen? Ich bestreite es im Vereine mit vielen Millionen von Menschen, dass durch allgemeine Verbreitung des Wortes Gottes „mehr Schaden als Nutzen" entsteht. Man blicke nur um sich, wie die bibellesenden Völker gesund und stark werden. Wenn den Christen in Deutschland, der Schweiz, in Skandinavien, England, Amerika u. s. w. die Bibel gut thut, so wird sie unserem armen Volke auch nicht schaden.

Wenn man bei uns mit Leuten, die studiert haben und als gebildet gelten, von der Bibel spricht, da kann man die unglaublichsten Erfahrungen machen. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, in dieser Sache dumm wie Stroh. Ein Doctor, der vor zwanzig Jahren die Schulbank verließ und in schöngeistigen Kreisen eine tonangebende Rolle spielt, wusste von der Bergpredigt nichts, als dass bei derselben Jesus dem Petrus den Himmelschlüssel gegeben und gesagt hätte: „Du bist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Du sollst Papst werden." — Und das war noch nicht der schlimmste. Ein Sprachlehrer, der in Gesellschaften gerne Kirchenpolitik treibt, hat erklärt, dass das Neue Testament das letzte Buch der fünf Bücher Moses sei. — Wie es dann erst bei dem ungebildeten Volke aussieht? Das bisschen Bibelunterricht in der Schule ist längst verschwitzt. Kein Interesse ist dafür übrig geblieben. Aber dass man am Freitag nicht Fleisch essen soll, dass man bei der Herz Jesu-Andacht einen Ablass gewinnen und denselben für die armen Seelen im Fegefeuer aufopfern kann, und dass Martin Luther ein Höllenbraten ist — das weiß jeder, der die katholischen Vorträge besucht.

Nein, ich wollte nicht bitter werden und man wird's doch. Wie gerne wäre man bereit zu rechtfertigen, aber es ist nicht möglich. Es ist zu unverantwortlich.

Wir fragen allen Ernstes: Warum will unsere Kirche das vollständige und reine Evangelium dem Volke vorenthalten? Ist es, weil sie sich mit demselben nicht mehr in Einklang fühlt? Ist es, weil sie,

und nur sie allein als Vermittlerin gelten will zwischen Gott und den Menschen? Oder ist es, weil sie besorgt, die Laien könnten das commentarlose Wort Gottes missverstehen, falsch auffassen?

Die zwei ersten Möglichkeiten lasse ich unerörtert. Es ist nur eins auffallend, und das habe ich seit Jahr und Tag betont, nämlich, dass die Kirche das Evangelium überhaupt zu sehr in den Hintergrund stellt, auch dort, wo sie doch in der Lage wäre, es selbst zu erklären und auszulegen, wie in der Schule, auf der Kanzel, im Beichtstuhl. Auf der Kanzel werden Theile des Evangeliums ja gelesen, dann von denselben die Kirchengebote, die Sacramente, die kirchlichen Andachtsübungen und Werke vermittelst römisch-katholischer Auslegung abgeleitet, hernach aber werden diese Dinge in den Vordergrund gestellt, so dass das Evangelium als solches nicht zur Geltung kommt. Über meinen ja durchaus nicht alleinstehenden Vorwurf wegen der Vernachlässigung des Evangeliums haben die clericalen Zeitungen große Entrüstung zur Schau getragen; die Besten und Einsichtsvollsten der katholischen Kirche ahnen aber doch, dass diese Vernachlässigung für die Kirche verhängnisvoll werden muss. Man denke an die Reformation, an die gegenwärtige Abfallsbewegung, die nach meiner Erfahrung manchmal doch in der Liebe zum Evangelium ihre Ursache hat. Diese Abfallsbewegung wäre heute allerdings noch viel größer, wenn die meisten Leute nicht religiös indifferent geworden wären. Die Laien indifferent oder heuchlerisch bigott, die Kirchen gegeneinander streitsüchtig und unduldsam oft bis zur Raserei — das ist das Bild des religiösen Lebens unserer Zeit.

Eine Besserung dieser Zustände, eine Vertiefung des religiösen Lebens hängt natürlich nicht vom Bibellesen allein ab, das Gelesene muss auch ins Herz und von diesem in die That übergehen. Theoretische Religionsmeierei, dogmatische Principienreiterei, gelehrtes Begründenwollen dessen, was einfach geglaubt wird — damit kommt man in ein abscheuliches Pharisäerthum hinein. — Vertrauend glauben und herzhaft lieben, das ist alles.

Auch der Glaube an die Kraft des Messopfers, die Liebe zur Mutter Jesu kann ein vertrauendes Glauben und ein herzhaftes Lieben sein, dessen Wert ich niemals bestreite. Nur darf es sich nicht vom Geiste der Bibel entfernen, sonst schlägt's ins Heidnische um.

Man merkt wohl, dass ich hier unter dem Worte Bibel besonders das Neue Testament meine. Ja, was ist's denn aber mit dem alten? Das Alte Testament ist ein unerschöpflicher Schatz von Geschichte, Poesie und Weisheit. Aber es schlägt vielfach zu sehr in die weltliche Sphäre; in religiöser Hinsicht weiß z. B. ich unter Ausnahme der Psalmen mit dem Alten Testament nicht viel anzufangen. Das Beste der Patriarchen

und Propheten finde ich in Jesus. Ich brauche zu meinem Christus auch keine alttestamentarische Zeugenschaft, ich glaube ihm aufs Wort. Dieses fortwährende Zurückgreifen auf die Hebräer, um Christus zu beweisen, gefällt mir auch bei den Protestanten nicht. Ihre Predigten enthalten oft mehr Aussprüche aus dem Alten Testament, denn aus dem Evangelium. Alles Canonische in Ehren, ich aber würde kirchlich und für die Laien die hebräischen Lehren nur insoweit berücksichtigen, als Jesu Wort selbst an sie anknüpft. — Manches im Alten Testamente kann geradezu unsittlich wirken.

Was die Besorgnis anlangt, die gemeinte Bibel, also das Neue Testament, könnte vom Laien leicht verschiedenartig gedeutet und verstanden werden: diese Besorgnis ist gerechtfertigt. Wenn schon Theologen, Bischöfe und Kirchenväter die heilige Schrift, oder Theile derselben, ganz verschieden erklärt und ausgelegt haben, wie sollte das bei den Laien nicht vorkommen können! Je nach persönlicher Anlage, Stand, Bildung, Alter und Stimmung wird, so wie jedes große, tiefsinnige Schriftwerk, auch die Bibel unterschiedlich aufgefasst werden. Und man kann sich eigentlich nicht einmal bei den Theologen Rath holen, eben weil auch ihre Auffassungen von einander abweichen können. Wann hat je ein Mensch die Bibel ganz verstanden? In dem tief Geheimnisvollen dieses Buches liegt eben der unerschöpfliche Quell, aus welchem zu aller Zeit so viel religiöses Leben strömt. Die unterschiedliche Auffassung und Auslegung stiftet nichts Schlechtes, sie wirkt vielmehr belebend. In protestantischen Ländern gibt es viele Bibelleser, jeder findet in dem Buche was er braucht und nimmt es so, wie er's fassen kann, wie es auf sein Seelenleben die beste Wirkung hat. Jeder sucht das Evangelium mit den edelsten Instinkten seines Wesens in Einklang zu bringen. Theologen mögen darüber streiten, die gläubigen Laien thun es nicht, sondern lassen das Wort Gottes unmittelbar und kindlich auf sich wirken. Wir können doch gewiss nicht sagen, dass bei den gläubigen Evangelischen die religiöse Kraft, oder die Sittlichkeit, oder die persönliche Tüchtigkeit eine geringere sei! — Das ist ja auch ein Zeichen von der Göttlichkeit des Evangeliums, dass es niemals schlecht wirkt, auch dann nicht, wenn — wie die Schriftgelehrten sagen — es falsch verstanden wird. Nur der gute, demüthige Wille muss vorhanden sein. Die wichtigsten Sittenlehren sind im Evangelium übrigens so klar und volksthümlich gehalten, dass sie nicht, oder nur durch böswillige Sophistik ins Gegentheil umgewandelt werden können. Wohl die Pharisäer und Schriftgelehrten haben die Lehre Jesu verdreht und falsch gedeutet, während die einfachen Fischer und Hirten sie unmittelbar mit dem Herzen aufgenommen und ins praktische Leben richtig übersetzt haben.

Wenn ich von mir selber sprechen darf. Ich habe beim Bibellesen

den Mangel an theologischer Bildung nie vermisst. Ohne viel dogmatisches Kopfzerbrechen schlug ich das Buch auf und wo ich es immer aufschlug, kam mir daraus ein Licht entgegen. Sei es nun, dass mich dieses Licht belehrt, gewarnt, getröstet oder gestraft hat. Einzugestehen ist wohl, dass auch auf mich das Evangelium nicht jederzeit die gleiche Wirkung gehabt hat, dass ich in der Jugend vieles anders auffasste, als in reiferen Jahren, im Glücke manches anders, als im Unglück, dass ich einiges gar nicht zu fassen vermochte, ja dass einzelne Stellen sogar meinen Zweifel und Widerspruch erweckt haben. Und auch das war ein Licht. Denn es war ein Ansporn zum Suchen und Ringen nach dem Geiste Gottes.

Dieselbe Wirkung hat es, wenn bei bibellesenden Laien ein Meinungsaustausch stattfindet, solcher regt an und es entwickelt sich in der Gemeinde fruchtbares religiöses Leben, frei von Sentimentalität und Frömmelei. Man kann die Erfahrung machen, dass bei den Evangelischen, die es wirklich sind, doch weniger religiöser Indifferentismus herrscht, als bei den Katholiken, wo der einzelne ja nichts zu thun hat, als sich leiten zu lassen und gehorsam zu sein.

Ich glaube, dass zwischen Laien und ihren Seelsorgern sich durch allgemeineres Bibellesen ein viel regeres Interesse für einander entwickeln würde und dass durch die unbedingte Freigabe des Neuen Testamentes die katholische Kirche als solche nicht verlieren, nur gewinnen könnte. Der Kirche müsste doch selbst darum zu thun sein, die Behauptung, hin zum Evangelium hieße so viel als: los von Rom, zu widerlegen.

Ja, sie dürfte noch mehr thun, sie könnte das Evangelium verbreiten helfen, zum Gebrauch desselben anregen und besonders eine Anleitung zum Bibellesen herausgeben.

Denn das Bibellesen muss gelernt und geübt sein.

Ein Mensch, der das erstemal die Bibel aufschlägt, weiß — besonders wenn er im geistigen Leben ungeübt ist — schlechterdings nichts damit anzufangen. Einzelne Stellen klingen ihm allerdings bekannt ans Ohr, vielleicht von einer Predigt her, vielleicht auch in wehmüthiger oder unbehaglicher Erinnerung an längstvergangene Schulzeit. Andere Stellen scheinen ihm absolut dunkel und ferneliegend, und er meint, sich über das Leben und die Lehre Jesu viel besser im Auszug eines alten Schul- oder Erbauungsbuches unterrichten zu können. Erst allmählich, wenn er immer wieder die Bibel zur Hand nimmt, kommt er auf den unsagbaren Reiz, der in dieser strenge gebundenen, gedrängten, feierlichen und doch so schlichten Form liegt. Dann gelangt er zur Ahnung des Weihevollen dieser uralten Schriften, die mit demselben gleichen Inhalte durch fast zwei Jahrtausende vielen Völkern der Erde zur Kraft und zum Heile geworden sind, dieser Urkunden, die Milliarden von Menschen im Glück zur Weihe und in der Noth zum Troste geworden sind. Es ist

ein Testament der Vorfahren, ein unverrückbarer Leuchtthurm im stürmischen Meere der Zeiten und der Geschlechter.

Und durch die ehrwürdigen Runen hervor tritt endlich er selbst — der Heiland. Kein anderes Wissen haben wir von ihm, als das in diesem Buche steht. Alles, was über Jesus geschrieben wurde, was die Welt erfüllt hat mit seinem Namen — es ist gekommen aus diesem einen kleinen Büchlein, das wir das Neue Testament nennen.

Die Echtheit dieses Buches, sowie die Wahrhaftigkeit seiner Übersetzer kann nicht angezweifelt werden. Wohl aber können freie Bearbeitungen des Lebens und der Lehre Jesu je nach dem Vorherrschen einer persönlichen Anschauung, einer Partei, einer Secte, einer Kirche bedenklich vom Evangelium abweichen. Schon das einfache Weglassen einzelner Verse verändert oft den Sinn des Ganzen. Schlecht wird's auch in diesem Fall selten, weil der Gegenstand alles segnet und in ein höheres Bereich hebt, was von ihm handelt. Doch, es ist ein Unterschied, ob der Dürstende aus dem Bache trinkt, oder aus der Quelle.

Bisweilen frägt man, ob die Bibel denn wohl mit dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaft übereinstimme? Aber natürlich. Nur muss man nicht just den starren Buchstaben, vielmehr den lebendigen Geist zu erkennen suchen. Dann wird alles einheitlich und göttlich: Wissen und Glauben, Erde und Himmel.

Nach den gegenwärtigen Zuständen sieht man vom Standpunkte des Laien aus wirklich eine Kluft zwischen dem Evangelium und der katholischen Kirche. Wenn wir die politische Seite dieser Kirche aus dem Spiele lassen, so hielte ich die Überbrückung der Kluft nicht für unmöglich. Man müsste hier den Buchstaben und dort die Formen vergeistigen; und in dieser Vergeistigung zu jener idealen, sittlichen, seligen Welt, die wir das Reich Gottes nennen, läge die Vereinigung. Das wäre auch der Weg zur eindlichen Vereinigung aller christlichen Bekenntnisse. Mein Glauben reicht aus für dieses herrliche Ziel.

Einstweilen strebe ich diese Einheit für mich an. Mein Standpunkt im Evangelium hindert mich nicht, die Mutter Jesu zu verehren, den Lieblingen des Heilands, wie ihm selbst, Erinnerungstage zu weihen, in Gewissenszweifel mich mit einem weisen Seelenfreund zu besprechen, zum Gedächtnisse an das letzte Abendmahl und das Opfer am Kreuze einer Messe beizuwohnen u. s. w. Und hinwiederum hindert diese katholische Gesinnung nicht daran, einer armen evangelischen Gemeinde eine Kirche bauen zu helfen.[1])

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei ausdrücklich bemerkt, dass ich an dem Bau einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag nur aus humanitären und religiösen Beweggründen mitwirke. Aus keinem anderen Grund. Die nationale Angelegenheit geht mir nahe genug, doch kann sie nach meiner Meinung nicht mit der religiösen verquickt werden. Oder nur soweit, als man den Gottesdienst in der Muttersprache haben will.

Und wenn jemand sagt, zweien Herren könne man nicht dienen, so meine Antwort: Ich diene ihnen auch nicht. Ich diene weder der protestantischen, noch der katholischen Kirche, ich suche in möglichster Mitförderung des Gemeinwohles und in aller Herzensfrohheit dem Heiland zu dienen.

Nein, man sollte von solchen intimen Dingen öffentlich nicht reden müssen. Selbst der weltlustigste Zither- und Hackbrettmann ladet sich leicht das Odium eines Pietisten an den Hals, wenn er bekennt, ein Freund des Evangeliums zu sein. Doch er steht als solcher nicht allein da unter den Weltlichen, unter den ringenden Herzen unserer Zeit. Erzieher und Führer, Gelehrte und Dichter, sie rufen nach diesem merkwürdigen Buche der Kraft und des Segens für sich und die Völker. Und Goethe, der große Heide selbst, der die ganze Geisteswelt der Erde überblickte, hat den Ausspruch gethan: „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe erwachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird es nicht hinauskommen."

Wie man Spitzbuben erwischt und überführt.

Allerhand Rüstzeug und Waffen des Strafrichters.

Von **Otto Hagen.**

Aus Jakob Grimms Deutschen Rechtsalterthümern können wir uns ein Bild des ursprünglichen germanischen Gerichtsverfahrens zusammenstellen. Im Walde, „unter breitschattenden Bäumen", häufig sind es Eichen, noch häufiger Linden, auf Auen und Wiesen, in der Nähe eines Wassers, in Tiefen und Gruben, auf Berg und Hügel, bei großen Steinen, vor dem Thor auf der Straße, später mit besonderer Vorliebe vor dem Kirchthor und auf dem Kirchhofe versammelten sich zum ungebotenen oder gebotenen Gerichte die Genossen und Nachbarn, in deren Händen ursprünglich die Kraft des Urtheils und der Entscheidung lag. Da die Nachbarn zugleich die Wahrheit der Thatumstände wissen, bezeugen und beschwören konnten, so leuchtet ein, dass in vielen Fällen die Zeugen Urtheiler waren, und dass im Alterthum die Verrichtungen der Urtheiler, Zeugen und Eideshelfer vielfach unter einander fließen mussten. Das ab-

gelegte giltige Zeugnis entschied die Sache, ohne dass vom Gericht noch ein Urtheil gefunden zu werden brauchte; indem der Zeuge die Wahrheit sagte, sprach er in der That das Urtheil; factische Wahrheit und Rechtswahrheit (Rechtskraft nach heutigem Sprachgebrauche) werden in solchen Fällen eins, die aufgerufenen Mitmärker, die „mannierten“ zugezogenen Zeugen waren alsdann die urtheilenden Rachinburgen. Abstimmende Urtheiler pflegten wohl mit einem salvo meliori zu schließen: „swerz bezzer weiz dessselben jeher“ oder „kunne anders ieman iht gesagen, der spreche sunder mînen zorn“. Ein gefundenes Urtheil anfechten hieß: es schelten oder strafen. Auch wer nicht Partei war, ein bloß umstehender schöffenbarer Mann, durfte das Urtheil schelten, das ihm nicht recht gewiesen schien; ein solcher musste sich aber unverzüglich selbst auf die Bank setzen und ein besseres weisen oder Buße erlegen.

So ungefüge uns dieses Verfahren anmuthet, so brauchen wir doch nicht zu zweifeln, dass es für seine Zeit seinen Zweck erfüllt hat; vor allem hat es einen Vorzug: Jedes Mitglied der urtheilenden Gemeinde, das über den Genossen zu Gerichte saß (mit Landfremden machte man ja überhaupt weniger Umstände), kannte den Angeklagten und kannte das Verbrechen. Jeder wusste, was von dem Verbrechen überhaupt zu wissen war, und jeder wusste oder konnte wissen, wenn er wollte, wes Geistes Kind der Angeklagte war, ob man ihm das Verbrechen zutrauen durfte oder nicht. Für wie wichtig gerade das gehalten wurde, zeigen die Eideshelfer, die gar nichts von der That selbst zu wissen brauchten, sondern nur beschworen, dass sie an die Betheuerung der Unschuld des Angeklagten glaubten, die deshalb auch keineswegs für meineidig galten, wenn sie die Unschuld eines Schuldigen beschworen hatten — im höhern Alterthum, wo der Glaube an die Wahrhaftigkeit des freien Manns unerschüttert stand, leistete der Angeklagte diesen Eid wahrscheinlich allein. Heute sind wir nicht mehr in der glücklichen Lage unserer Vorfahren. Als ein völlig Unbekannter tritt der heutige Angeklagte vor seine Richter; geflissentlich wird jeder von der Entscheidung ferngehalten, der schon mit der Sache zu thun gehabt hat: nicht nur, wie billig, der Verletzte und seine Angehörigen, sondern auch wer als Beamter der Staatsanwaltschaft oder der Polizei, als Zeuge oder Sachverständiger bei den Ermittlungen mitgewirkt hat, der Untersuchungsrichter und der Berichterstatter für die Eröffnung des Hauptverfahrens, der einzige, der außer dem Vorsitzenden amtlich Gelegenheit gehabt hat, sich aus den Acten für die Hauptverhandlung vorzubereiten.

Der Verlauf einer mehr oder weniger beschleunigten Gerichtssitzung, der Eindruck weniger Stunden, oft einiger Minuten sollten genügen, über Schuld oder Unschuld zu entscheiden, über ein Menschenschicksal das Los zu werfen. An die Stelle der eigenen Wissenschaft ist das Ergebnis

der Beweisaufnahme getreten, an Stelle der lebendigen Anschauung die Zusammensetzung zufälliger und lückenhafter Trümmer zu einem künstlichen Bilde, eine unsichere und nur zu oft trügerische Reproduction der Wirklichkeit. Die Stearinflecke in einem alten Hausrock und ein unscheinbares Stückchen Seife können gar nichts beweisen und können sehr viel beweisen; sie können die letzten Spuren des frechen Einbruchsdiebstahls sein, die der Aufmerksamkeit der abgefeimten Diebin entschlüpft sind, aber vielleicht auch nur ein tückischer Zufall, der eine unbescholtene Frau in einen schmählichen Verdacht, ins Gefängnis und zum Selbstmorde bringt; beides läſst sich nach dem objectiven Befunde absolut nicht unterscheiden; dem Strafrichter fällt es zu, diesen Spuren die richtige, jedenfalls die für die vorliegende Entscheidung und für den Volksmund maßgebende Bedeutung anzuweisen und, was bei weitem wichtiger ist, dafür zu sorgen, daſs alles zusammengetragen werde, was in das Bild einen Stein einzufügen geeignet wäre, die vorhandenen Spuren aufzusuchen und gegen Beschädigung und Miſsverständnis zu sichern. Wie das zu machen sei, suchen wir in den Gesetzen vergebens; hier, wo Strafrecht und Strafproceſs ihrer Natur nach mit ihren Lehren zu Ende sind, setzt die Kriminalistik ein, wie man zu sagen pflegt, die Lehre von den Realien, deren unschätzbarer Beweiswert nur zu oft unbenutzt verkümmert, wenn der Strafrichter damit nichts oder nichts Rechtes anzufangen weiß, wenn er „die Zeugen nicht richtig versteht oder falsch beurtheilt, wenn er den Wert sinnlicher Wahrnehmungen falsch einschätzt, wenn ihn jede Gaunerpraktik irreführt, wenn er zurückgelassene Spuren des Verbrechens nicht zu benutzen weiß, und wenn er überhaupt die zahllosen Lehren nicht kennt, deren systemmäßige Zusammenfassung eben die Kriminalistik zu bieten vermag".

Die Kriminalistik in diesem Sinne ist der Gegenstand eines kürzlich erschienenen Buches, dessen für Laien sicherlich abschreckender Titel: Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik nicht ahnen läſst, was für reiche Schätze es birgt. Das Buch[1]) und sein Verfasser, Dr. Hans Groß in Graz, erfreuen sich längst eines klangvollen Namens in der Juristenwelt; aus eigener Erfahrung, aus der für jeden einzelnen Abschnitt schon vorhandenen Literatur, aus vergilbten Bücherschätzen und aus Mittheilungen bereitwilliger Fachgenossen ist hier ein „Materiale", wie der Österreicher sagt, zusammengetragen, das geradezu ungeheuer zu nennen ist. Wir finden nicht nur nützliche Winke für den Untersuchungsrichter, sondern insbesondere auch aus allen Lebens-

[1]) Dritte Auflage 1899 bei Leuschner und Lubensky in Graz. Dieses ausgezeichnete Werk macht in Deutschland großes Aufsehen. Mit dem vorstehenden, den „Grenzboten" in Leipzig entnommenen Artikel stimmen viele andere Meinungen hervorragender Juristen und Richter in Bezug auf die Würdigung des Buches überein. Die Red.

verhältnissen Erfahrungen und Beobachtungen, die irgendwie einmal für einen Strafprocess wertvoll werden können: über das pathoforme Lügen und die beste Art, eine Haussuchung nach verborgenen Sachen abzuhalten; aus welchen Gründen ein Dienstmädchen regelmäßig Zucker stiehlt, und ob die Zigeuner kleine Kinder rauben, und wie dieses Gerücht entstanden sein mag; von der vorgefassten Meinung und über Menschenkenntnis; wie man die Thäter bei den großen Kofferdiebstählen auf den italienischen Eisenbahnen ermittelt, und wie man die Simulation von Dummheit entlarvt; über die Gefahren des Hypnotismus und die neueste Verwendung der Photographie; über Schriftvergleichung und Gaunerzinken; wie die Königinhofer Handschrift im tschechischen Nationalinteresse gefälscht wurde, und wie man ein patentiertes englisches Sicherheitsschloss mit einem angefeuchteten Zwirnsfaden öffnen kann; wie sich die Gefangenen im Gefängnis und fremde Falschspieler untereinander verständigen; wie ein Diebstahl unter allen nur denkbaren Verhältnissen ausgekundschaftet, vorbereitet und ausgeführt wird; ein ganzes „Vocabulare" der Gaunersprache, soweit sie sich bisher hat ermitteln lassen; Zusammensetzung zerrissener und selbst verbrannter Papierfetzen; die verschiedenen Systeme der Geheimschrift und ihre Entzifferung; wie sie in Amerika mit einer Feuerspritze einen Brand nicht etwa gelöscht, sondern entzündet haben, und wie es kommt, wenn man es in der Nacht dreizehn schlagen hört, und was dies zu bedeuten hat, und vieles andere mehr.

Der Versuch, einiges davon herauszugreifen, darf auf Interesse rechnen; einem erfahrenen Journalisten verdankt Dr. Groß eine Reihenfolge dessen, was das Publicum am liebsten und genauesten in seinem Leibblatte zu lesen pflegt: das Wichtigste sind Todesfälle und Heiratsanträge; dann kommen sofort die Berichte über Verbrechen und Gerichtsverhandlungen, dann die übrigen Tagesneuigkeiten, die Fortsetzung des Romans, Referate über das Theater und lustige Feuilletons; endlich die Originaltelegramme, politische Mittheilungen und Leitartikel, zuletzt Aufsätze wissenschaftlichen Inhaltes. Hieraus ist zu ersehen, wie sehr Mittheilungen über Verbrechen und Verbrecher geschätzt werden. Dies widerlegt auch wohl den in der Vorrede resigniert und bescheiden ausgesprochenen Zweifel, ob der vorliegenden dritten Auflage des Handbuches in absehbarer Zeit eine neue folgen werde, da die für die Sache Interessierten nunmehr versorgt seien; im Gegentheil, sobald das Werk erst einmal außerhalb des Kreises der Untersuchungsrichter und sonstigen engeren Fachgenossen bekannt geworden sein wird, wird noch manch anderer daraus reiche Belehrung und Unterhaltung schöpfen. Vom eigentlichen Fachstandpunkte aus lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass das ganze Buch nicht nur das lehrreichste, sondern auch das interessanteste

und fesselndste gewesen ist, das ich seit dem Beginn meiner Strafrichterthätigkeit in die Hände bekommen habe; es vermag einem in vielen Dingen geradezu eine neue Welt zu erschließen, allerdings auch die Augen für manches zu öffnen, was mit den wirklichen Ursachen der stetig wachsenden Klagen über den Zustand unserer Strafrechtspflege zusammenhängt.

Unser heutiges Strafverfahren beruht fast ausschließlich auf den Vernehmungen, den Aussagen des Angeklagten, der Zeugen und der Sachverständigen. Die deutsche Strafprocessordnung geht nach ihrem Wortlaut davon aus, dass jeder Zeuge, auch der Ackerknecht und der polnische Grubenarbeiter, imstande sei, „dasjenige, was ihm von dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt ist, im Zusammenhange anzugeben“, und dass der Richter nur „nöthigenfalls zur Aufklärung und zur Vervollständigung der Aussage weitere Fragen zu stellen“ habe. Wie naiv diese Vorstellung ist, bedarf keines Nachweises; wer auch nur einmal Gelegenheit gehabt hat, einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen, weiß, in wie hohem Maße gerade dieser Vorschrift das „Placet der Praxis“ fehlt, und dass das Verhältnis zwischen dem vernehmenden Richter und dem Zeugen in Wahrheit gerade umgekehrt ist. Der angeführte § 68 der Strafprocessordnung verkennt eben das innere Wesen des Zeugenbeweises ebenso sehr wie die Aufgabe, die dem Richter dabei zufällt.[1] Einen Zeugen richtig vernehmen ist bei weitem das Schwierigste, was ein Richter in seiner ganzen Berufsthätigkeit zu leisten hat; gerade hier, wo der Unkundige ein fast ausschließlich passives, jedenfalls rein receptives Verhalten des Richters anzunehmen geneigt sein wird, gerade hier ist der Punkt, wo die Thätigkeit des Richters am meisten zu einer selbstgestaltenden und schöpferischen wird. In der Praxis fühlt man das oft; wie es zusammenhängt und zu erklären ist, lässt sich von Dr. Groß lernen, der über die hieher gehörigen Fragen ein eigenes Buch mit dem Titel „Kriminalpsychologie“ geschrieben hat; auch in dem Handbuch geht er ausführlich darauf ein.

Eine Vernehmung hat den Zweck, den Richter über den Hergang einer That so zu unterrichten, als ob er sie mit eigenen Sinnen wahrgenommen hätte; hiebei ist mit zweierlei Schwierigkeiten zu kämpfen: der Zeuge kann sehr wohl die Absicht haben, die volle und reine Wahrheit

[1] Dieser Satz bedarf der Verwahrung gegen ein Missverständnis. Selbstverständlich muss jede ordentliche Vernehmung damit anfangen, dass man den Zeugen ruhig ausreden lässt, obgleich auch dazu die Geduld vieler Richter nicht ausreicht. Das Falsche an dem Gedanken des § 68 ist aber, dass damit die Hauptsache schon gethan wäre; vielmehr fängt erst dann die eigentliche richterliche Aufgabe bei der Vernehmung an; einen Zeugen anhören und das, was er von selber aussagt, sinngemäß niederschreiben, würde die Aufgabe und die Fähigkeiten eines verständigen Gerichtsschreibers nicht wesentlich übersteigen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auseinanderzusetzen, inwiefern die falsche Vorstellung für die ganze Gestaltung unseres heutigen Strafprocesses verhängnisvoll geworden ist.

zu sagen, es tritt aber irgend ein Hindernis dazwischen, sei es auf Seiten des Zeugen oder auf Seiten des Richters; der Zeuge kann aber auch die Absicht haben, die Richter anzulügen oder, wie sich der Volksmund in manchen Gegenden weniger schmeichelhaft als drastisch ausdrücken soll, „die Ochsen zu füttern". Der Laie wird überrascht sein zu hören, dass die Schwierigkeiten, die sich in dem ersten Falle ergeben, dem der unbewussten oder unbeabsichtigten Unrichtigkeit, größer und mühsamer zu überwinden sind, als die des zweiten Falles. Damit soll nicht gesagt sein, dass es nun ein Mittel gäbe, das Lügen der Zeugen zu verhindern, oder dass die Übertretung des achten Gebotes jetzt überhaupt seltener geworden wäre; das Gegentheil folgt schon aus dem von Groß angeführten köstlichen, noch heute und überall giltigen Ausspruch: „Zu einem ordentlichen Wilddiebe gehört allemal dreierlei: ein Abschraubegewehr, ein geschwärztes Gesicht und ein verlässlicher Alibibeweis." Wie dieses Beispiel zugleich zeigt, wird in den meisten Fällen eine beabsichtigte falsche Aussage vorher sorgfältig vorbereitet; es wird z. B. dem echten Zeugen, der sich zu einer falschen Aussage nicht hat entschließen wollen, die Vorladung abgekauft, und eine andere, weniger gewissenhafte Person erscheint unter dem Namen des richtigen Zeugen, weist sich durch die Vorladung aus und bestätigt, was ihr beigebracht worden ist; oder wenn man sich bei einem falschen Alibibeweise gegen die Gefahr schützen will, in Widersprüche zu gerathen, so kommt man überein, ein wirkliches Ereignis lediglich auf den Zeitpunkt zu verlegen, in dem das Alibi bewiesen werden soll. Waren mehrere Zeugen auf denselben Tag vorgeladen, so erscheint nur der eine, der andere ist unwohl oder vom Pferde getreten worden oder sonst verhindert, heute zu erscheinen; das hat natürlich den Zweck, dass er genau erfährt, was der erste Zeuge gefragt worden ist und ausgesagt hat, um seine eigene Aussage darnach einrichten zu können; oder bei einer besonders ungünstigen Wendung der Vernehmung wird ein plötzlicher Krankheitsanfall erdichtet — bis zur Herbeiholung des Gerichtsarztes gewinnt dann immerhin der Simulant Zeit, sich seine weitere Aussage zu überlegen. Wird Schwerhörigkeit vorgeschützt, so lässt der erfahrene Richter heimlich hinter dem der Simulation Verdächtigen einen Gegenstand zur Erde fallen: die wirklich schwerhörige Person bemerkt dies durch die Schallleitung des Bodens und Körpers doch, sie fühlt wenigstens die Erschütterung; der Simulant glaubt sich verpflichtet, auch dies nicht zu hören; jene wendet sich also um, der Simulant bleibt ruhig stehen und verräth sich gerade dadurch.[1]) Besonders beliebt ist die Simulation von

[1]) Auch dieses Mittel soll aber zweifelhaft sein. Erfahrene Militärärzte haben mir in Bezug hierauf gesagt, dass die Entlarvung einer simulierten Schwerhörigkeit, z. B. bei einer Recrutenaushebung, bei weitem das schwierigste ist, was es auf diesem Gebiete gibt; meist hilft hier eben nur List oder Zufall.

Dummheit; Dr. Groß empfiehlt für solche Fälle, den Blick des zu Vernehmenden anhaltend zu beobachten und auf den Widerspruch zwischen der Aussage und dem Ausdruck der Augen aufzupassen; seine Augen könne niemand verstellen, und kein gescheiter Mensch habe dumme Augen, kein wirklich dummer Mensch habe gescheite Augen. Überall hilft hier nichts besser als die äußerste Gründlichkeit und Aufmerksamkeit; ein wichtiger Kunstgriff ist hierbei, sich immer das vom Zeugen Erzählte lebhaft vorzustellen; man wird dann verhältnismäßig bald auf einen Widerspruch oder auf eine Unmöglichkeit stoßen: „Lügen haben kurze Beine."

Weit schwieriger und wichtiger, schon weil es doch die Regel ist, ist die Kritik des Richters gegenüber Aussagen von Zeugen, die an keine Unwahrheit denken. Schon im täglichen Leben kann man beobachten, dass Augen- und Ohrenzeugen die allergeläufigsten Vorgänge verschieden auffassen, verschieden im Gedächtnis behalten und wiedergeben; um wieviel mehr vor Gericht, wo persönliches Interesse, Aufregung und krankhafte Gemüthsstimmung jeder Art von unberechenbarstem Einflusse sein können! Von der Beurtheilung einfacher Sinnesvorgänge, z. B. der Verwechslung zwischen eigener sinnlicher Wahrnehmung und mehr oder minder sicherem Schließen aus Vorangegangenem und Nachfolgendem, von Fehlerquellen, die in dem Einfluss des Unheimlichwerdens, in dem unrichtigen Addieren oder Theilen von Beobachtungen, in akustischen oder optischen Täuschungen u. s. w. ihren Grund haben, kommen wir hier zu den verwickeltsten und schwierigsten Fragen der Psychologie und zu den tiefsten Geheimnissen des menschlichen Seelenlebens. Wichtig ist hier vor allem die unbewusste Thätigkeit des Gedächtnisses, die vielleicht eine viel größere Rolle spielt, als der bewusste Gedächtnisact, die Auffrischung des Gedächtnisses durch Verknüpfung einzelner Erinnerungsbilder, durch Rückversetzung unter dieselben Raumverhältnisse, was wohl jeder schon versucht hat, wenn man auf der Straße plötzlich vergessen hat, was man in der Stadt besorgen wollte, und das Studierzimmer wieder aufsucht, wo man sich zu dem Ausgange entschlossen hatte und dergleichen mehr. Dabei darf man aber nie außer acht lassen, dass genau ebenso leicht Erinnerungstäuschungen („Paramnesien") eintreten können, wie sie gleichfalls jeder aus eigenster Erfahrung kennt, erklärbar aus eingehender und doch vergessener Lectüre, aus lebhaften Träumen und sonstigen halbentschwundenen Eindrücken.

Zwei Fälle, die Groß mittheilt, sind hierfür ungemein lehrreich. Am 28. März 1893 wurde in dem Hause des Lehrers Brunner zu Dietkirchen in Niederbayern ein Raubmord verübt; zwei Kinder des Lehrers waren durch Hiebe mit einer Hacke getödtet, die Frau und das Dienstmädchen mit demselben Werkzeuge lebensgefährlich verwundet worden; man hatte sie bewusstlos vorgefunden. Von dem Thäter fehlte jede Spur.

Als die Frau wieder zum Bewusstsein gekommen war, konnte sie nur bekunden, dass sie gegen Morgen aus tiefem Schlafe erwacht sei und das ganze Bett in Blut schwimmend gefunden habe; darauf seien ihr die Sinne wieder geschwunden. Weiter war mit der größten Sorgfalt nichts aus der Zeugin herauszubringen; sie wusste nicht einmal, dass sie Verletzungen am Kopfe davongetragen habe, dies musste ihr erst von anderen gesagt werden. Als das Protokoll fertig war, unterschrieb es die Frau Brunner ohne jegliches Zögern mit „Maria Guttenberger“; da dies auch nicht ihr Mädchenname war, wurde der Untersuchungsrichter aufmerksam und ermittelte, dass Guttenberger ein früherer Liebhaber des Dienstmädchens hieß, dem wegen üblen Lebenswandels eines Tages das Haus verboten worden war. Der Richter griff die Spur auf; Guttenberger wurde in München verhaftet und gestand sofort die grausige That ein. Frau Brunner hatte also den Angriff mit Bewusstsein erlebt und den Thäter erkannt, aber den ganzen Hergang infolge ihrer schweren Kopfverletzungen vergessen, jedoch nicht vollständig: die Vorstellung war bei ihr in eine zweite Sphäre des Bewusstseins getreten, so dass ihr nur dämmerte, der Name Guttenberger sei im Augenblicke von Bedeutung; dieser Dämmervorstellung glaubte sie zu genügen, wenn sie die Bedeutung des Namens Guttenberger darin fand, ihn für den eigenen zu halten. — Die zweite Geschichte ist harmloser. In einem norwegischen Gefängnis stürzte sich ein berüchtigter Einbrecher Namens Gudor bei einem Spaziergange plötzlich gegen den Aufseher; dieser sah in Gudors Hand ein langes Messer blitzen und entfloh — Gudor that dasselbe. Als er später wieder eingebracht worden war, ergaben die eingehenden Ermittlungen, dass das, was er gegen den Aufseher geschwungen und worin der zu Tode erschrockene Mann ein langes Messer gesehen hatte, ein Hering gewesen war.

Natürlich wird man nun deshalb nicht in jeder beliebigen Strafsache hinter jeder Zeugenaussage eine Sinnestäuschung wittern; immerhin muss man fortwährend mit dieser Möglichkeit rechnen, und auch abgesehen hiervon ist die Aufgabe des vernehmenden Richters schwierig und verantwortungsvoll genug; je nach den Umständen muss er einsilbige und zurückhaltende Zeugen sozusagen mit sich fortreißen, phantasievolle im Zaume halten, nicht nur die Stellung zu errathen suchen, die der Zeuge gegenüber der That und dem Thäter einnimmt, sondern auch sein Alter und Geschlecht, seine Natur und Bildung beachten, um Schlussfolgerungen und eigene Wahrnehmungen, falsche und richtige Beobachtungen auseinander halten, bloße Ideenassociationen durchschauen und den richtigen Maßstab für die Wertschätzung des Zeugnisses gewinnen zu können. Das erste und grundlegende ist natürlich das richtige Erfassen dessen, was der Zeuge sagen will; auch dies stößt bisweilen auf Schwierigkeiten, wie man aus

der folgenden kleinen Geschichte lernen kann, die ich einem Freunde verdanke, der sie vor einigen Jahren in einem Berliner Gerichtssaal miterlebt hat: Ein wegen Körperverletzung Angeklagter beruft sich auf Nothwehr, da der andere, der Verletzte, zuerst auf ihn geschossen habe. Ein Zeuge bekundet dies auch und bemerkt, der Angeklagte habe bei dem Schusse hinter einem Mistwagen gestanden. Schon etwas misstrauisch fragt der Vorsitzende, wo denn der andere gestanden habe. Der Zeuge entgegnet: Auf der anderen Seite des Mistwagens. Sehen Sie, ruft triumphierend der Vorsitzende, jetzt haben Sie sich selber gefangen; wie kann man denn durch einen Mistwagen hindurchschießen? Der Zeuge verbleibt aber steif und fest bei seiner Bekundung, und es entwickelt sich eine jener lebhaften Auseinandersetzungen, die nicht selten mit einer Festnahme und Abführung zu endigen pflegen, bis sich endlich einer der Beisitzer der Sache mit der Frage erbarmt, ob denn in dem Mistwagen etwas drin gewesen wäre, was von dem Zeugen natürlich erstaunt und entrüstet verneint wird. Solche Dinge kommen häufiger vor, als man denkt, ohne immer eine so einfache und ergötzliche Lösung zu finden.

Groß geht im übrigen so weit, ausdrücklich auszusprechen, „dass jede Aussage bewiesen werden muss, die vereinzelt dasteht und in irgend einer Weise etwas Unwahrscheinliches an sich hat", ein Ausspruch, der die alte, so starr und barbarisch klingende Rechtsregel von der Nothwendigkeit zweier Zeugen vom wissenschaftlich-psychologischen Standpunkt aus in ganz anderem Lichte erscheinen lässt. Jedenfalls können wir auch hier von unseren Vorfahren lernen, wie vorsichtig man mit der Aufnahme von Zeugenaussagen sein muss, insbesondere dann, wenn eine vereinzelte Beobachtung, z. B. des Verletzten selber, den einzigen Schuldbeweis ausmachen soll. Man gelangt zu dem Ergebnis, sagt Groß an einer anderen Stelle, dass der Wert der Zeugenaussage bisher entschieden überschätzt worden ist; „wir werden uns daran gewöhnen müssen, den Beschuldigten, die Beweismittel, den Richter und das Gesetz lediglich als Factoren der Rechtsfindung zu betrachten, die an sich richtig, aber auch ebenso gut falsch sein können .... Von vorneherein sind alle diese Factoren gleich viel wert, sie alle sind Menschen oder menschliches Erzeugnis oder menschliche Berechnung, also alle fehlbar, und der Wert des Ergebnisses liegt einzig und allein in der richtigen Beurtheilung der einzelnen Momente und ihrer richtigen Einsetzung nach ihrer Bedeutung." Hierin vor allem zeigt sich die von Groß scharf und vielfältig hervorgehobene Doppelseitigkeit der Aufgabe des Strafrichters, je nachdem ihm ein Schuldiger oder ein Unschuldiger gegenübersteht; je einseitiger heutzuge fast durchweg in Büchern und Aufsätzen kriminalistischen Inhalts lediglich die eine Aufgabe der Strafrechtspflege betont wird, nämlich die sachgemäße Verurtheilung des Schuldigen mit möglichst wenigen Mitteln zu erreichen

(ob dabei die andere Seite als selbstverständlich vorausgesetzt oder aber vergessen wird, kann manchmal zweifelhaft erscheinen), umso wohlthuender berührt es einen, wenn Groß es „den höchsten Triumph des Strafrichters nennt, einem unschuldigen den ehrlichen Namen zurückzugeben“.

(Schluss folgt.)

Literarisches Gaunerthum.

Wenn man geistiges Eigenthum in feuer- und einbruchssicheren Cassen verwahren könnte, so würde man das ganz sicher nicht thun. Wenn die Lichter und Lichtlein schon nicht unter den Scheffel gestellt werden sollen, um wie weniger erst in eiserne Kästen. Geistige Schätze sind da, um auf öffentlichen Plätzen und Straßen ausgestellt zu werden, und darf man sich dann eigentlich nicht groß wundern, wenn der Eigenthümer manchmal bestohlen wird. Bekannte Schriftsteller zu plündern, ist verlockend, unbekannte zu plündern aber gefahrloser. Die Autoren wissen viel davon zu erzählen und die Plünderer — zu schweigen.

Was mich anbelangt, so vergeht kaum ein Jahr, ohne dass irgendein Fetzen meiner Schriften oder gar ein ganzes Stück unter einem fremden Verfassernamen irgendwo erscheint. Entweder wörtlich abgeschrieben oder etwas „bearbeitet und verbessert“. In letzterem Falle pflegt der rechtmäßige Autor in der Verfolgung des Diebstahls nicht allemal rigoros zu sein, denn Gedanken sind zollfrei, und es ist nicht immer haarscharf zu entscheiden, wo bei geänderter Form das Eigenthumsrecht des Autors aufhört und das Eigenthumsrecht des Bearbeiters anhebt. Empfindlicher jedoch ist der Schriftsteller im ersteren Falle, wenn seine Arbeit wörtlich als die eines andern abgedruckt wird. Zumeist geht es hierin den Plünderern weniger um die „Ehre“, als ums Honorar, es sind derlei literarische Entwendungen also Diebstähle ganz gemeiner Art.

Um die Ehre, ein Dieb zu sein, gieng es jenem fleißigen Schreiber in Graz nicht, der seinerzeit mit Nachahmung meiner Handschrift meine schon gedruckte Erzählung „Der Soldatenbrief“ abschrieb, unter meinem Namen an die Münchener „Fliegenden Blätter“ schickte mit dem Ersuchen, das Honorar dafür unter einer gewissen Chiffre postlagernd Graz zu hinterlegen. Die Sache misslang dem Schelm, „Der Soldatenbrief“ wurde in den „Fl. Bl.“ zwar abgedruckt, das Honorar aber schlug einen anderen Weg ein, und der Arme hatte nicht einmal seinen Abschreiberlohn. Um Ehre gieng es aber jenem Herrn Paril in Wien, der meine Geschichte „Am Fenster der Liebsten“ abschrieb und unter seinem Namen

in ein Wiener Blatt gab. Allein auch für diesen Gauner kam nichts heraus, als dass er niederknien musste, ein Geständnis ablegen und versprechen, es nicht mehr zu thun.

Doch den wenigen Fällen, wo die sauberen Herren erwischt werden, dürften andere gegenüberstehen, von denen man nichts erfährt, und kann unter Umständen die Sache auch eine ernstere Seite zeigen. So schrieb mir eines Tages ein Leser aus Berlin, er hätte nicht geglaubt, dass der Rosegger seine Novellen aus alten Zeitschriften zusammenschreibe. Die Geschichte „Maria im Elend“, die er in meiner neuen Volksausgabe finde, habe er schon im Jahrgang 1888 eines ostpreußischen Provinzblattes gelesen und der wirkliche Verfasser heiße: H. Windricher. Allerdings konnte ich dem belesenen Berliner sofort mittheilen, dass die Novelle „Maria im Elend“ schon im Jahre 1879 in meinem Buche „Mann und Weib“ abgedruckt gewesen und deren noch wirklicherer Verfasser Peter Rosegger heiße. Wenn man von solchen Aneignungen zufällig nichts erführe, oder todt wäre, oder sich sonst nicht rührte, so könnte der Bestohlene noch dazu als Plagiator angesehen werden. So ist vor einiger Zeit in einem rheinischen Blatte mein Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?“ in plattdeutscher Mundart erschienen, mit dem Hinweise darauf, dass selbiges nicht, wie irrthümlich angenommen werde, von Rosegger sei, sondern dass es schon in den Siebzigerjahren von einem norddeutschen Dichter verfasst worden wäre. So musste ich wieder einmal meine alten Papiere hervorkramen und darthun, dass genanntes Gedicht schon im Juli 1865 von mir gedichtet, in demselben Monate unter meinem Namen in der Grazer „Tagespost“ erschienen und dann in vielen Blättern nachgedruckt worden war. Thatsächlich war das in den Sechzigerjahren zu Graz entstandene steirische Gedicht in den Siebzigerjahren von einem Norddeutschen in die plattdeutsche Mundart übersetzt worden und der Übersetzer hatte wohl „der Einfachheit halber“ nur seinen eigenen Namen dazugeschrieben.

Das nur einige Beispiele, wie leicht und häufig gewisse „Schriftsteller“ geneigt sind, fremde Erzeugnisse an kindesstatt anzunehmen. — Dass man jedoch gegen derlei Adoptierungen nicht zu nachsichtig sein soll, das beweist eine kleine Erfahrung, die mir in neuerer Zeit begegnet ist.

Die bekannte ausgezeichnete Lehrer- und Erzieherzeitschrift: „Schule und Haus“ in Wien brachte in der Augustnummer 1897 einen Aufsatz unter dem Titel: „Sonntagsgedanken über Religion von Dr. J. Zawodny“. Als ich diese Arbeit zu lesen begann, heimelte sie mich an, ich war so ganz und gar mit allem darin Gesagten einverstanden, hatte mir ja alles selbst schon haarscharf gerade so gedacht — und auch geschrieben. Allmählich kam ich d'rauf, dass es nicht allein meine Gedanken, sondern auch meine Worte waren. Jetzt suchte ich nach den Anführungszeichen,

mit denen man Citate zu begrenzen pflegt, aber es fanden sich weder solche, noch eine Quellenangabe, und es waren auch nicht Citate, es war einfach der Aufsatz aus einem meiner Bücher abgeschrieben. Um das im Falle eines Vergleiches für den ersten Augenblick dürftigst zu bemänteln, war der Anfangssatz geändert und der Schlussſatz weggelassen. In allem übrigen stellte es sich dar als das Capitel: „Sonntag“ aus meinem „Allerlei Menschliches“.

Die Redaction von „Schule und Haus“ war da einmal aufgesessen, was jeder Redaction passieren kann, wenn den einsendenden Autoren nicht mehr zu trauen ist. Wir wollten ein Exempel aufstellen und den Herrn Dr. J. Zawodny einsperren lassen. Dieser aber hielt sich persönlich weitab und verlegte sich aufs Bitten. Er schrieb Briefe an die Redaction und an mich, ihm das „Versehen“ zu verzeihen; ein älterer Verwandter von ihm, der in Tirol lebte, hat eine Anzahl Depeschen und Briefe an mich gesandt, mich darin beschworen, dem jungen, unbedachten Menschen die Zukunft nicht zu verderben, er wollte persönlich aus Tirol zu mir nach Krieglach kommen, um für den Missethäter zu bitten, und ich möchte um Gotteswillen barmherzig sein.

Nun, so sind wir barmherzig gewesen. „Schule und Haus“ begnügte sich damit, in ihrer nächsten Nummer zu erklären, dass der Aufsatz: „Sonntagsgedanken über Religion von Dr. Josef Zawodny“ wörtlich aus meinem Buche abgeschrieben sei, und ich ließ die Geschichte vergessen sein.

Der Herr Dr. Zawodny aber ließ sie nicht vergessen sein. Die folgenden Mittheilungen habe ich von Herrn Karl Bornemann, Buchdrucker in Znaim. Ein Jahr nachher, bei einer gerichtlichen Angelegenheit in Znaim, da Zweifel wegen Zawodnys persönlicher Ehrenhaftigkeit laut wurden und man auf jene Plagiataffaire hinwies, kam der Herr in eine große Entrüstung und erklärte vor dem Richter, es sei erlogen, dass er ein Plagiat verübt habe. Die Sache mit Rosegger sei längst ausgetragen, und es sei aufgeklärt worden, dass nicht er, Zawodny, von Rosegger, sondern dass Rosegger von Dr. Zawodny jenen Artikel: „Sonntagsgedanken“ abgeschrieben habe.

Manchmal muss man die Spitzbuben ob ihrer geradezu heroischen Frechheit fast bewundern. Für den Augenblick glaubte Zawodny thatsächlich als Sieger abzutreten, da die Richter verblüfft und zur Zeit die Gegenbeweise nicht zur Hand waren. Zawodny aber wartete wohl nicht erst, bis mein im Jahre 1892 erschienenes Buch „Allerlei Menschliches“ und seine fünf Jahre später in „Schule und Haus“ veröffentlichte Abschrift vorlag, sondern hat sich grollend über die Bosheit der Leute zurückgezogen in einen dunkeln Winkel.

Ich habe es ihm aber leider nicht ersparen können und dürfen, durch diese kleine Denkschrift seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen.

Übrigens weiß Zawodny ja selbst für seinen Ruhm zu sorgen. Neulich gieng durch die Blätter eine Notiz, dass Zawodny vor Jahren das Werk „Bosnien und die Herzegowina“ vom Sectionsrath Asboth (Wien, Alfred Hölder) nach Fälschung auf dem Titelblatt als sein Werk der Universität Leipzig schickte, um von dieser die Doctorwürde zu erlangen.

Ein solches Doctor-Rigorosum ist allerdings weniger schwer — als gefährlich. — Gefährlich? Ja, was kann dem Manne denn eigentlich noch geschehen? Rosegger.

Die Docken.

Genrebild von **Rudolf Kleinecke.**

Das Steinleithner Dirndl musste sich aber heut' schon rechtschaffen giften. Seit einer Viertelstunde tanzte die Kleine vor dem Hause auf und ab, wiegte ein in Lappen und Lumpen gewickeltes Etwas auf den Armen und suchte dasselbe durch Hätscheln und Singen zur Ruhe zu bringen, ohne dass ihr das gelingen wollte. Eigentlich wäre es schwer gewesen, zu ergründen, warum sich die Annerl so echauffierte, denn das räthselhafte Etwas war nicht mehr als ein mit alten Stoffresten umhülltes einfaches Stück Holz, das doch ohnehin keinen Laut von sich gab. Für den Uneingeweihten nämlich. Aber die Annerl wusste das besser. Das Stück Holz, das sie selber vor zwei Tagen erst neben dem Hackstock aufgelesen hatte, war ihr mehr, viel mehr, das war ihre „Docken“, ihr Kind, das, wie sie selber, Annerl hieß, und das heute aber schon gar nicht mehr brav sein wollte. Erst hatte sie es mit Schmeicheln und Wiegen versucht. Aber die Docken schrie und schrie und wollte nicht schlafen. Da war die Annerl bös geworden und hatte gedroht:

„Dockerl, Dockerl, geh,
Sonst wirf i di hintern Schnee,
Sonst wirf i di hintern Schindergrab'n,
Fressen di alle Hund' und Rab'n.“

Nun war's aber gar aus. Die Docken weinte, dass man's, wäre es ein richtiges Kind gewesen, bis ins Ort hinunter hätte hören müssen. Da wusste sich denn die Annerl keinen Rath mehr. Eine Weile trippelte sie noch mit den kurzen Beinchen vom Haus zum Brunnen und vom Brunnen zum Haus, dann, da es ohnehin gerade in schweren Tropfen zu regnen begann, flüchtete sie in den Hausflur und sang mit ein wenig ängstlicher und vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Geh' eina Zigeuner,
I steh' bei der Thür
Und halt' da mei zonat's
Kloans Kinderle für."

Das half. Mit einem Male wurde es mäuschenstill, und auch Annerl — das wiesliche, lebendige Annerl — traute sich kaum einen Athemzug zu thun. Vom Steig, der von der Straße zum Hause her abzweigte, tönten eilige Schritte herauf. Wenn nur nicht etwa gar ihre unvorsichtige Einladung gehört worden war und ein wirklicher Zigeuner.... Annerl wusste zwar nicht, wie ein Zigeuner eigentlich aussehe, sie hatte aber so eine unbestimmte Vorstellung, dass das etwas ganz Schreckhaftes sein müsse, denn wenn sie einmal nicht hätte brav sein wollen, hatte man ihr immer dies Lied gesungen. Und so stand sie denn jetzt und traute sich nicht zu rühren, horchte nur klopfenden Herzens auf die näherkommenden Schritte und sah mit bangen Blicken dem kommenden Unheil entgegen.

Zum Glück war es aber nicht so schreckhaft, wie Annerl fürchtete. Das war ja — nun riss das Kind in hellem Staunen die braunen Augen auf — das war ja „die Fräul'n", die es schon oft hatte auf der Straße unten in dem fürnehmen Wagen vorbeifahren gesehen, und die „kleine Fräul'n", die immer bei ihr saß und die einen so verwunderlichen großen Hut auf dem kleinen Köpfchen trug, dass das Annerl das erstemal gemeint hatte, es sei der Herr Lehrer, der da angefahren käme. Die beiden hasteten an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Erst als sie sich in scheuer Neugier hinter ihnen ins Zimmer geschoben hatte, wandte sich das Fräulein an sie und fragte, ob denn gar niemand zu Hause wäre. Annerl steckte einen Finger in den Mund, schaute mit den scheuen Rehaugen nach der Fremden und traute sich nicht zu antworten. Da wandte sich das kleine Dämchen mit dem großen Hut an sie: „Na, kannst du denn nicht sprechen?" Und als die Verschüchterte auf diese Frage, die wie ein Verweis klang, erst recht keine Antwort fand, meinte das Dämchen: „Nicht wahr, Mademoiselle, das ist aber ein ungezogenes Kind." Und begann, ohne sich weiter um das „ungezogene Kind" zu kümmern, ihre große Puppe zu putzen, deren Seidentoilette von dem Regen ein wenig derangiert worden war.

Mit staunenden Blicken sah ihr Annerl von weitem zu. War das ein Kind oder eine Docken? Sie kannte sich nicht aus. Die „kleine Fräul'n" hantierte damit herum, dass es schon eine Schand' war, bald packte sie es bei den Füßen, bald zog sie es an den Haaren, und weil das Kind da gar nicht schrie, so konnte es doch wohl kein Kind sein. Aber wenn es wieder umgelegt wurde, so machte es die Augen zu, als wenn es schlafen wollte, und kam es in die Höhe, so riss es dieselben wieder groß auf. Es musste doch wohl ein Kind sein.... Erst als

das fremde Mädchen des Spieles überdrüssig ward und die Puppe etwas unsanft auf die Ofenbank warf, sah Annerl, dass es eine „Docken“ war. Aber eine so viel schöne! Ihr Lebtag hatte sie so etwas noch nicht gesehen! Alles Seiden um und um, und das feine Gesichtl und die schönen „lebendigen“ Haar'! Mit begehrlichen Blicken verschlang sie das Wundergebilde und beachtete garnicht, dass das kleine Fräulein, dem wohl das Warten auf besseres Wetter mochte langweilig geworden sein, auf sie zukam. Sie schreckte ordentlich auf, als diese einen Zipfel ihrer Docken erwischte und frug: „Du, was hast du denn da?“

Die helle Röthe der Scham schlug ihr ins Gesicht, hastig riss sie sich los, rannte in den Flur hinaus und warf das armselige Stückchen Holz, ihre Annerl, in den finstersten Winkel. Und dann stand sie da mit einem unendlichen Wehgefühl in dem kleinem Herzchen und traute sich nicht mehr hinein in die Stube.

Nach einer Weile kam die Mutter heim. Als sie den seltsamen Besuch gewahrte, stellte sie schnell die Kreunze Grummet, die sie vom Acker geholt hatte, zu Boden und begrüßte in ihrer treuherzigen Weise die Gäste. Ohne den Gruß recht zu erwidern, bat das Fräulein, sie möchte doch schnell ins Dorf hinunter und sehen, wo der Wagen bleibe, der ihnen vor einer halben Stunde schon hätte entgegenkommen sollen und nun, trotz des Unwetters, noch immer nicht hier sei. Eilfertig schoss die Steinleithnerin wieder zur Thüre hinaus. Es regnete wohl noch in Strömen, aber wenn so eine gnä' Fräul'n auf den Wagen wartet, kann man doch nicht erst, bis man ein trockenes Tuch findet, dass man's um den Kopf legt . . . .

Nach einer Viertelstunde war sie mit dem Wagen da, und das Fräulein drückte ihr den Dank und Handkuss mit leichtem Kopfneigen erwidernd, ein Silberstück für den Weg in die Hand. Annerl hatte sich an die Mutter herangemacht und zupfte sie verstohlen am Rocke. „Schau“, flüsterte sie, und ihre glänzenden Blicke hiengen an der Puppe, die das kleine Dämchen wieder auf den Arm genommen hatte, und die, als könnte sie sprechen, einmal ganz vernehmlich „Papa“, ein andermal wieder „Mama“ sagte.

Jetzt kam auch der Kutscher zum Hause herauf und brachte Mäntel und Schirme für Mademoiselle und das Fräulein. Als dem „Fräulein“ die Hülle umgelegt wurde, war ihr die große Puppe hinderlich dabei. „Du, komm' her“, rief sie zu Annerl hin, „halt' mir einmal Bébé ein wenig.“

Zögernd, mit hochrothem Gesichtchen, kam Annerl näher. Mit zitternden Händchen langte sie nach dem Wunderding, und wie sie es im Arme hielt und das rosige Mündchen sie anlachte, da wusste sie nicht, wie ihr geschah, einen Schritt noch machte sie, dann stolperte sie und lag mit Bébé in der Lache vor dem Hause.

Wie eine Wilde sprang das kleine Fräulein auf sie los. „Du — du —“ stammelte sie, „du Dummkopf, du!“ — und ihr zorngeballtes Fäustchen schlug heftig in Annerls Gesicht. Dann warf sie die beschmutzte Puppe auf den Boden, stampfte mit den Füßen und schrie: „Jetzt brauch' ich den Schmutzfink auch nicht mehr!“

Mademoiselle sah unwillig zurück. „Make haste, my darling“, krächzte sie mit ihrer dünnen Stimme, „Sie bekommen sonst nasse Füße und erkälten sich.“ Damit eilten die beiden dem Wagen zu. Der Kutscher hob Bébé vom Boden auf und zerrte das Wunderding an einem Beine hinter sich her, als ob er eine todte Maus trüge, um sie der Katze vorzuwerfen.

Die Steinleithnerin blieb mit Annerl allein zurück. Das Kind stand da ohne Klage, ohne Thräne, das Gesichtchen war wie versteinert, und nur um das Mündchen spielte ein schmerzliches Zucken und Zittern. Leise zog die Steinlechnerin das Kind an sich. Der Kuss, den sie dem Fräulein auf die Hand gedrückt, dünkte ihr mit einemmal wie eine schmachvolle Erniedrigung, das Geldstück, dass sie noch immer in der Hand hielt, brannte ihr wie Feuer zwischen den Fingern, und es war ihr plötzlich, als müsse sie es den beiden mit einem herzhaften Fluche an den Kopf werfen. Aber die rollten schon in ihrer Equipage trocken auf der kothigen Landstraße hin, und langsam wandte sich die Bäuerin ab und zu der Kleinen, um ihr das beschmutzte Kittelchen zu säubern. Schau, was ich dir mitgebracht hab'“, sagte sie dabei und hielt dem Kinde ein Stämmchen Eisenhut entgegen. „Täuberln in Nest heißt man die Blümerln. Zupf's nur auf, sind in jedem zwei kleine Täuberln drein.“ Und mit thränenschimmernden Augen lächelnd, täschelte sie Annerl auf die Wange und fuhr fort: „Ich geh jetzt die Geißen füttern. Wenn d' fein brav bist derweil, aft koch ich dir einen guten Schmarn zum Nachtmahl. Magst?“

Annerl musste erst tief Athem holen, bevor sie das „Ja“ herausbrachte. Dann sah sie der Mutter nach, zupfte eine Weile die weißen Staubfäden, die „Täuberln“, aus den Blüten und sah dann wieder die Landstraße hinab, wo der Wagen mit der gelangweilten Mademoiselle, mit dem vor Zorn weinenden „Fräulein“ und dem beschmutzten Bébé eben hinter dem waldigen Hügelrücken verschwand. Plötzlich warf Annerl die Blumen weg, sprang in den Flur und holte aus dem finsteren Winkel ihr Annerl, ihre Docken hervor. Fein säuberlich putzte sie den Staub von den Lappen und drückte das armselige Stück Holz zärtlich an die Brust. Dann hob sie es wieder hoch empor und sang mit ihrem feinen Stimmchen:

„Pasch' Handerl z'samm', pasch' Handerl z'samm',
Was wird der Vater bringen?
Blaue Strümpf und rothe Schuh',
Da wird die Annerl springen.“

— — Aus den mählich zerreißenden Regenwolken irrte ein leuchtender Sonnenstrahl über das spielende Kind. Auf dem Gesichtchen vermählte er sich mit einem anderen Strahle, dem holden Schimmer Glückseligkeit, der aus Annerls Rehaugen lachte.

Zur Psychologie des Todes.

Von Dr. S. S. Epstein.

„Der Tod ist das endgiltige Aufhören des Stoffwechsels und der sonstigen Lebensthätigkeiten in einem Individuum“ lautet die Definition der strengen, exacten Naturwissenschaft. Liegt schon darin bloß eine Umstellung und nicht eine Lösung des Problems, weil der Begriff der „sonstigen Lebensthätigkeiten“ ein unendlich weiter ist, so kann man ruhig behaupten, dass für den Physiologen das Räthsel erst dort beginnt, wo es für den reinen Psychologen aufgehört hat. Die Zahl der Fragen, die sich aufdrängen, sowie man der Psychologie des Todes nachzuspüren beginnt, ist Legion. Warum ängstigen wir uns vor dem Tode und warum empfinden wir auf der anderen Seite die Todesangst nicht fortwährend? Warum ziehen wir ein schmerzerfülltes Leben einem ruhigen, schönen Tod vor? Welche sind die Vorgänge, die sich in unserer Gedankenwelt im Augenblick der Todeskrisis abspielen, und in welchem Verhältnis stehen Körper und Geist in diesem entscheidenden Moment?

All diese Fragen zu stellen, ist wohl viel leichter, als sie zu beantworten, denn nur in den allerseltensten Fällen besitzen Personen, die sich knapp vor dem Eingang in das Reich des Todes befinden, die Klarheit des Denkvermögens, die Selbstverleugnung und nicht zu allerletzt den Muth, um sich selbst zu beobachten, und ihre Beobachtungen den Nebenmenschen mitzutheilen. Wollen wir daher nicht die unfruchtbaren Bahnen der speculativen Philosophie wandeln, so bleibt uns auch hier, wie sonst überall, nichts anderes übrig, als der Induction folgend, aus Beobachtungen und Versuchen, aus den Ergebnissen der exacten Wissenschaft unsere Folgerungen zu ziehen und zu sehen, ob es uns denn nicht gelingen möchte, einen Zipfel jenes dunklen Vorhanges zu lüften, der das Leben vom Tode trennt.

Die speculative Philosophie der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts machte sich die Sache freilich sehr leicht; die Furcht vor dem Tode wurde ganz einfach wegdecretiert: Solange wir leben, sind wir ja nicht todt, und wenn wir einmal todt sind, wissen wir ja nichts mehr davon; ergo hat die Todesfurcht gar keinen reellen Hintergrund, sie ist ein Nonsens. Dieser philosophische Ukas erscheint auf den ersten Blick so bestechend, so plausibel, dass, von seinem Gesichtspunkte aus betrachtet, schon die Idee einer Psychologie des Todes widersinnig vorkommen muss. Zum Glück aber — oder vielleicht auch leider — lassen sich Thatsachen, die einmal innerhalb unserer Empfindungswelt bestehen, nicht auf dem Verordnungswege entfernen, wie etwa unbequeme Straßentafeln, und wenn wir mit den beschränkten Mitteln unserer Erkenntnis überhaupt an ein Problem, wie das im Tode enthaltene, herangehen wollen, so müssen wir uns eben bequemen, an den Thatsachen selbst nicht zu rütteln, sondern höchstens zum Zwecke der Befriedigung unseres Causalitätsbedürfnisses eine hinreichende, den Ergebnissen der exacten Wissenschaft nicht widersprechende Erklärung zu geben.

Der Tod als solcher ist zweifellos die Folge des ewigen und ewig jungen Lebens der Natur; in ihrem Wesen liegt es zu schaffen, und nur durch den fortwährenden Process des Schaffens und der Entwicklung bleibt sie ewig jung. Das „Allfließen" des alten Heraklit, dessen Sinn nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern noch tausende von Jahren so dunkel blieb, dass er seinem Urheber den Beinamen „Skoteinos", der Dunkle, eintrug, zeigt, wie sehr dieser überragende Geist tief in die Erkenntnis der Naturvorgänge eingedrungen. Kein „Sein" gibt es in der gesammten Natur sondern nur ein Werden, eine ewig blühende Jugend. Die Jugend, die geradezu das innerste Wesen der schaffenden Natur ausmacht, bedingt auch den Tod; das Alte weicht dem Neuen, es verschwindet für eine Zeit lang, um unter dem Zauberschlage der Natur jung und blühend wieder aufzuerstehen. Und darum ist das, was wir Tod nennen, eigentlich nichts anderes, wie eine andere neue Form des Lebens, eine Metamorphose, die aus Altem Junges, aus Abgelebtem Frisches, aus Faulem Blühendes hervorbringt. Diese Anschauung — ich möchte sie am besten mit dem Ausdrucke Pauzoïstik bezeichnen — kann uns Menschen, die wir uns eine auf unsere Individualität zugeschnittene Weltanschauung zurechtgelegt haben, freilich nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, dass es neben dem Entstehen auch ein Vergehen gibt, welchem wir ohne Ausnahme unterworfen sind.

Und da wir eben wissen, dass der große Mäher niemanden verschont, dass er in seiner unerbittlichen Strenge am großartigsten das eiserne Gesetz der Naturnothwendigkeit personificiert — darum fürchten wir ihn. Aber nicht darum allein. All unser Denken, unser Fühlen, jeder Athemzug, jede Bewegung ist so eng mit dem „Ich"-Bewusstsein verknüpft, dass wir uns den Verlust dieses „Ich" entweder gar nicht, oder nur als etwas ganz grauenhaft Schreckliches vorstellen können. Es gibt geradezu keinen normalen Menschen, der beim Gedanken an einen möglichen Tod nicht zum mindesten ein gewisses Unbehagen empfinden würde; ein Unbehagen, das sich bei längerer Beschäftigung mit dem Todesgedanken bis zum Grauen steigern kann. Ist nun der Gedanke mit dem Aufgeben des „Ich" für uns immer mit einem Gefühlston der Unlust verknüpft, wissen wir ferner, dass wir dem Tode auf keinen Fall ausweichen können, bedenken wir endlich, dass der Tod unerwartet, jeden Augenblick eintreten kann, so liegt scheinbar keine Logik in dem Umstand, dass nicht alle unsere Handlungen und Gedanken von der Todesidee beherrscht sind. Denn thatsächlich compensiert sich das Grausige, das in dem Gedanken an den Tod liegt, dadurch, dass wir uns mit diesem Gedanken nur ganz ausnahmsweise beschäftigen.

Der Grund hiefür liegt merkwürdigerweise in denselben Elementen, welche die Todesfurcht mitbedingen; wir fürchten das Sterben, weil es uns als etwas Dunkles, Unbekanntes erscheint, und wir denken nicht daran, weil sich in dem Vorrath unserer Vorstellungen nichts findet, was uns an den Tod erinnern würde; er bleibt für uns immer ein abstracter Begriff, unter dem wir uns absolut nichts vorzustellen imstande sind, und der daher nur ganz gelegentlich und verschwommen in unser Bewusstsein tritt. Noch ein anderer Grund, diesmal rein physiologischer Natur, lässt sich dafür angeben, dass der normale, gesunde Mensch nur ganz sporadisch ans Sterben denkt.

Aus Erfahrung wissen wir, dass nur der allergeringste Theil der Menschen eines natürlichen Todes, das heißt an Altersschwäche stirbt. In den überwiegend meisten Fällen sind es die Schäden der Natur und Cultur, infectiöse oder andere Krankheiten, welche die Menschen hinwegraffen. Wir haben es daher gelernt, die Vorstellung des Todes immer mit körperlichen Leiden zu verknüpfen, die dem schließlichen Ableben vorauszugehen pflegen; die Ausdrücke „todtkrank", „todtschlecht", die im Sprachgebrauch allgemein üblich sind, zeugen für die Richtigkeit der von mir aufgestellten Behauptung. Auf der anderen Seite hat die neuere, gehirnphysiologische

und gehirnanatomische Forschung gezeigt, wie viel mehr der alte Spruch: „mens sana in corpore sano“ berechtigt ist, als es diejenigen, die ihn erfunden haben, auch nur ahnten. Dem Leipziger Gehirn-Anatomen und Psychiater Professor Dr. Paul Flechsig ist es gelungen, auf einem völlig einwandfreien Weg Thatsachen zu finden, die uns einen Einblick in das verwickelte Getriebe der Gedankenfunctionen, der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper um ein beträchtliches Stück näher bringen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Gliederung, welche wir im Gefüge des Geistes introspectiv wahrzunehmen vermögen, in deutlichen Beziehungen steht zu keineswegs transcendenten, dem anatomischen Verständnis durchaus zugänglichen Bauverhältnissen des Gehirnes, aus welchem sie das seelische Geschehen reconstruieren und in Beziehung setzen können.

Auf unser Thema angewendet, kommt hier in erster Linie eine Hirnpartie in Betracht, die von Flechsing als Körperfühlsphäre der Großhirnrinde bezeichnet wird. Diese Körperfühlsphäre ist die Centrale aller Organ-Empfindungen; Durst und Hunger, Lustgefühl und Ekel kommen uns dort zum Bewusstsein. Aber auch die Geschehnisse im Respirations- und Circulationsmechanismus, sowie im Verdauungsapparat werden uns durch Vermittlung der Körperfühlsphäre klar. Durch diese Untersuchungen wird es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, dass die Körperfühlsphäre auch am Bewusstwerden der die Affecte begleitenden körperlichen Vorgänge, wie Muskelinnervation &c. einen großen Theil hat, ja, dass sie geradezu das Centralorgan der psychischen Spiegelung affectiver Körperzustände bildet. Kurz — die Körperfühlsphäre ist das Barometer unseres seelischen Wohlbefindens, insoferne es vom körperlichen abhängt oder mit diesem parallel läuft. Ist nun unsere Circulation und Respiration im normalen Verlauf, haben wir keine abnorm starken Muskelgefühle, das heißt, sind wir gesund, so vermittelt uns die Körperfühlsphäre ein Gefühl allgemeiner Kraft und Wohlbehagens, welches wir als gute Laune zu bezeichnen pflegen. Dieses Gefühl kann bei gewissen Naturen so stark zum Ausdrucke kommen, dass selbst psychische Insulten nicht imstande sind, sie zu unterdrücken. Solch' ein Gefühl allgemeiner Kraft und Wohlbehagens verbannt aber aus unserem Vorstellungskreise jedes Erinnerungsbild, das mit körperlichem oder seelischem Leiden verknüpft ist. Daher kommt es wohl auch, dass Leute von ausgesprochen sanguinischem Temperament nur höchst selten an den Tod denken und in diesen ganz sporadisch eintretenden Fällen die Idee des Ablebens als etwas ganz Vages, Verschwommenes, in weiter Ferne Liegendes fassen. Ganz anders verhält es sich bei Individuen, deren Körperfühlsphäre ihnen Organ-Empfindungen vermittelt, die in ihrer Totalität geeignet sind, ein Gefühl der allgemeinen Schwäche und des Unbehagens zum Bewusstsein zu bringen. Abgesehen davon, dass solche Leute für jeden rein psychischen Affect viel empfänglicher sind, associiert sich bei ihnen jede unangenehme Empfindung mit der Vorstellung von körperlichen Leiden. Wie ich aber schon vorher bemerkt habe, sind körperliche Leiden viel zu eng mit dem Todesgedanken verknüpft, als dass beide nicht sehr oft gleichzeitig auftreten sollten. Melancholisch angelegte, oder kränkliche Leute, Pessimisten werden sich daher viel mehr und viel öfter mit Todesgedanken beschäftigen, als gesunde, kräftige Individuen, Optimisten. —

Und dennoch ist es höchst sonderbar, dass gerade diejenigen Vorbedingungen, welche sich zur Untersuchung der Psychologie des Todes als unerlässlich herausgestellt haben, mit dem Wesen des Todes selbst nichts gemein haben. Das Sterben selbst ist zumeist völlig schmerzlos und Kranke, deren fürchterliche Schmerzen durch die Todesangst nur noch gesteigert wurden, empfinden das Herannahen des Todes als eine plötzliche Besserung, als ein Gefühl unendlichen Wohlbehagens. Knapp

vor ihrem Ableben beginnen sie von einem Wunder zu sprechen, welches sie nunmehr zu erretten eingetreten ist, sie schmieden Pläne für die ferne Zukunft, während sie der Fittig des Todes bereits gestreift. Was dem Patienten als eine Erlösung von der Krankheit erscheint, ist dem Arzt ein untrügliches Symptom der knapp bevorstehenden oder bereits begonnenen Auflösung. Auch diese Erscheinung der von der Natur selbst herbeigeführten Euthanasie läſst sich leicht durch rein körperliche Vorgänge erklären. Die Auflösung des thierischen Organismus bei einer Krankheit geschieht nicht plötzlich, sondern geht allmählich vor sich, wenn sie auch je nach Umständen bald einen rascheren, bald einen langsameren Verlauf nimmt; sie wird durch eine beginnende Lähmung eingeleitet, die nicht plötzlich, sondern centripetal — von außen nach innen — vor sich geht; zu allerletzt wird das Gehirn angegriffen, so daſs man füglich sagen darf, der Geist überdauere den Körper. Es ergibt sich nun von selbst, daſs der Kranke die an der Körperperipherie beginnende Lähmung als Herabsetzung des Tastgefühls, als Verminderung der Schmerzempfindung aussprechen wird. Ist aber die Lähmung so weit vorgeschritten, daſs sie auch Gesicht und Gehör in ihren Bereich gezogen hat, dann ist auch das Bewuſstsein, die Urtheilskraft derartig getrübt, daſs der Kranke ruhig und schmerzlos sterben kann. Aber auch ein Tod durch gewaltsame Eingriffe pflegt selten schrecklich oder schmerzhaft zu sein. Der plötzliche Nervenshock erschüttert scheinbar derartig unseren ganzen Organismus, daſs er für den uns im gewöhnlichen Leben so schrecklichen Todesgedanken keinen Raum läſst, die Begriffe von Raum und Zeit vollständig aufhebt und uns an oftmals ganz nebensächliche oder fernliegende Dinge denken läſst. Livingstone — der bekannte Afrikaforscher — erzählt, wie er einmal, ohne es früher auch nur zu ahnen, sich plötzlich von Angesicht zu Angesicht mit einem gewaltigen Löwen befand. Der Gedanke an die Flucht war ihm gar nicht gekommen, sondern er stand ruhig da, den Sprung der wilden Bestie abwartend; auch als er sich unter ihren Tatzen befand, verlor er keinen Augenblick das Bewuſstsein. Er sah sein Blut fließen, er fühlte wie ihm der Löwe das Bein zerfleischte, aber empfand weder die geringsten Schmerzen, noch irgend welche Furcht. Das einzige Sonderbare bestand darin, daſs ihm die Zeit, welche der Löwe brauchte, um ihm den Garaus zu machen, unendlich lang vorkam. Endlich übermannte ihn — noch immer unter den Tatzen des Löwen — ein Gefühl des Schlafes — und erst als er nach langer, durch Blutverlust bedingter Ohnmacht im Spital aufwachte, verspürte er die ersten Wundschmerzen.

Ähnliches erzählt ein junger Engländer, der vom Matterhorn abgestürzt und achtundvierzig Stunden später von einer Hilfsexpedition in halberfrorenem Zustand aufgefunden worden war. „Im Augenblick, wo ich merkte, daſs ich abstürze, schien mir der Begriff von Raum und Zeit verloren gegangen. Jedes Gefühl des Schreckens oder der Furcht war gewichen; deutlich sah ich mich mit dem Kopf nach abwärts fliegen und spürte es jedesmal, wenn ich mit dem Kopf an einen Felsvorsprung anschlug, ohne jedoch Schmerz zu empfinden. Dabei zogen die Bilder aus meiner Kinder- und Jünglingszeit unablässig und in ununterbrochener Reihenfolge an mir vorüber; in den wenigen Minuten, in denen ich fiel, durchlebte ich Jahre meines Lebens. Dabei verlor ich die Felsenvorsprünge keinen Augenblick aus dem Auge und berechnete, daſs ich wohl an diesem oder jenem mir den Schädel zerschellen könnte. Erst als ich unten ankam, verlor ich das Bewuſstsein."

Von diesen Beobachtungen abgesehen, gibt es auch Fälle, in denen die mit dem Tode verknüpften Vorstellungen direct zu Lustempfindungen Anlaſs geben können. Ein Liebespaar, das von den Eltern an der Vereinigung gehindert wird, kann nur brieflich miteinander verkehren und beschließt, an einem bestimmten Tage, jedes für sich getrennt, in den Tod zu gehen. Und nun wird der Gedanke an die nahe Er-

lösung vom Leben zu einer Quelle von unendlicher Freude und Glück; ja selbst erotische Vorstellungen werden damit verknüpft, und der Moment des Hinscheidens vom Jüngling mit nicht geringerer Ungeduld erwartet, als er etwa auf den Moment geharrt hätte, endlich seine Heißgeliebte ans Herz drücken zu dürfen. Auch einer ausgesprochenen Selbstmordmanie begegnen wir, die sich in gewissen Familien sogar vererbt. Diese gehört jedoch nicht mehr in das Gebiet der Psychologie, als vielmehr in die Domäne der Pathologie.

Wir aber, da wir uns der eisernen Nothwendigkeit des Todes beugen müssen, können uns damit trösten, dass wir in unseren Kindern nicht nur geistig, sondern auch materiell fortexistieren, und dass, wenn auch Menschen sterben, der Mensch ewig jung bleibt, denn

Sterben ist Leben und Leben ist Sterben,
Ew'ges Vergehen und ewiges Werden.

(Diese Betrachtung, der wir gelegentlich ein Gegenstück über die Unvergänglichkeit des Ichbewusstseins folgen lassen möchten, ist entnommen der empfehlenswerten Wiener Wochenschrift „Die Wage“).

Großstadt-Geister.

In großen Städten werden die großen Gedanken lebendig gesotten und gekocht. Dort dürfen nur klapperdürre Gefühlchen klappern. Die Stadt dampft vom Dunste geschlachteter Geister; dort hängen Seelen wie schlaffe Schmutzlumpen und sie machen Zeitungen aus diesen Lumpen.

F. Nietzsche.

Lachende Bosheiten.

Verloren.

In wichtigen Dingen indifferent,
Um nichtige schweifen und keifen,
Ein solches Geschlecht soll man — mordselement! —
Statt salben und täufen — ersäufen.

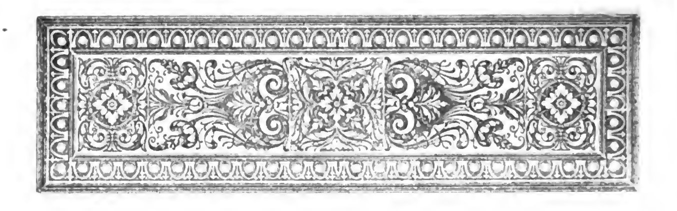
Bühne.

A guati Komödie
Thuat mehr, wiar a Predi.
A wildi, a schlechti
Mocht d' Leut niedaträchti.

Entwickelung.

Bis ein dummer Junge klug wird,
Ist er ein alter Esel.

R.



Kleine Laube.

Der Teufel kichert!

In Deutschland hört man wieder einmal den Teufel kichern. Es sind nämlich bessere Zeiten gekommen für ihn. Adam und Eva unterm Apfelbaum! Anstatt des Engels mit dem flammenden Schwert soll jetzt die Wäscherin erscheinen. Eva bekommt ein Leibchen, Adam eine Gattie. Das Leibchen mit echt englischen Spitzen, die Hose mit Gummibändern. Der Apfel der Schlange darf nur in Seidenpapier geschlagen überreicht werden. Zu Venus und Apollo kommt der Schneider auf die Stör, die drei Grazien bestellen sich Friseuse und Barbier. Sie pudern sich die Haut, schminken Wangen und Brauen, brennen und kräuseln das Haar und die Schulterhöhlen lassen sie sich rasieren. Die moderne Sappho singt nicht mehr Liebeslieder, sie macht andere Verse — Perverse.

Der Teufel reibt sich die Pfoten und kichert. Wenn der Natur ein Schnippchen geschlagen wird, da kichert er immer. Und seiner Großmutter liebstes Wirtshausschild ist — die Schürze.

O du heilige Heuchelei — Vettel, verdammte!

Als ob mit dem Decorum schon alles in Ordnung wäre. In manchen Gegenden herrscht der Brauch, dass die Männer Schürzen tragen, auch die engbehosten Knaben. Erzieher und Lehrer stehen von Zeit zu Zeit auf, diese Tracht abzubringen. Sie werden wissen, warum. Die Männer halten aber daran fest und der Junge mit fünfzehn Jahren will schon seine Schürze haben. Das ist ja sehr löblich, im Sinne der Lex Heinze.

Die Zeichen der Sittenverderbnis mehren sich in der That von Jahr zu Jahr. So bedenklich aber war noch keines, als dieses drohende Verbot gegen die Kunst, die in naiver Schönheitsfreude den menschlichen Körper darstellt, wie ihn Gott erschaffen hat nach seinem Ebenbilde. Es gibt nichts Keuscheres, als die sich unbewusste Nacktheit. Darum werden die reinen Geister, die Engel, selbst von der katholischen Kunst als nackte Kinder dargestellt. An manchem Hochaltare stehen erwachsene Jünglinge, die kaum eine andere Hülle am schönen Leibe haben, als zwei goldene Fittiche. Seit einem Jahrhundert stehen in jener Dorfkirche solche Engel, kein Mensch hat Ärgernis daran genommen. Da kam eine alte Gräfin in die Gegend; diese erklärte, nur dann in die Kirche gehen zu können, wenn die

nackten Gestalten am Altare verschwänden. Na, wenn sie ihrer Jugend gefährlich werden, dann freilich!

Wer hat uns zu dieser verwegenen Sprache herausgefordert? Die lex Heinze. In Berlin, dieser sittenreinen Stadt, soll die Polizei jetzt mit langen Stangen herumgehen, um an Statuen der Gebäude und Denkmäler die unsittlichen Sachen abzuschlagen oder sie mit blauen Fastentüchern zu verhüllen. Das geschieht am Steine. Am lebendigen Fleische aber? Man frage just einmal an, was es in Berlin für Zustände gibt. — Diese Zustände werden nicht etwa von der Kunst entzündet, vielmehr vom Tingl-Tangl-Wesen, von obscönen Photographien, von den schmutzigen Erzeugnissen der Afterkünstler und Literaten, von gewissen Zeitungsinseraten, Vorrichtungen und heimlichen Instituten, und vor allem durch das schlechte Beispiel, das von unten und oben kommt. Gegen derlei Krebsschäden bestehen ja ohnehin Gesetze, wenn solche in Sittlichkeitsangelegenheiten überhaupt was nützen. Wozu jetzt ein neues Gesetz, das direct die ernste Kunst treffen soll! Sogar der Wissenschaft, der Sitten- und Volksschilderung, ja allen freimüthig die Natur bekennenden Geistern möchten sie als Feigenblatt ein Mundschloss anlegen.

Dass unsittliche Bilder der Jugend schaden, kann man nicht behaupten, ohne ausgelacht zu werden. Denn Selbstverständliches mit wichtiger Mine behaupten, ist immer lächerlich.

Also den unsittlichen Bildern rede ich das Wort? Wieso? Ich rede der Schönheit das Wort und nicht den Nuditäten, die zahllose Opfer verschlingen. Aber auch das Feigenblatt kann eine Nudität sein, insoferne es mehr ahnen lässt, als was es zu verdecken hat! Die Kunst muss es können, auch das im gewöhnlichen Sinn Unschickliche mit so reichem Schönheitshauche zu umgeben, dass die gemeine Begierde sich gar nicht hervorwagt. Wenn diese große Kunst alle Schönheit des Menschenleibes schlicht und unauffällig eingesteht, so wird deshalb wohl kaum ein reines Gemüth verdorben werden, und wenn sie das Allerheiligste unauffällig verhüllt, so wird sie sich damit auch nichts vergeben. Weniger aus pädagogischen Gründen, als ihrer selbst willen, sollen gewisse Geheimnisse — heiliges Geheimnis bleiben. Das ist der Empfindung des Künstlers anheimzustellen. Eine Bevormundung hier wäre der plumpeste und unzüchtigste Eingriff in die keusche Seele der wahren Kunst. Die Schönheit an sich hat noch niemanden verführt, der nicht verführt sein wollte.

Anders steht es freilich, wenn moderne, cynische Scheinkunst ihre geschlechtlichen Offenheiten öffentlich zur Schau stellt. Jene Kunst, die es gerade auf Unzucht abgesehen hat, um gesucht zu werden, von sich reden zu machen oder Geld zu verdienen. Diese Halbwelt in der Kunst dient wohl ganz anderen Zwecken, als denen der Schönheit, und für diese mögen in Ausstellungen und Schaufenstern die bestehenden Gesetze stramm gehandhabt werden. Ja, wer soll aber die Grenze ziehen zwischen der echten Kunst und dieser Afterkunst? Etwa die Polizei? Gott bewahre! Der Zorn des gesunden Menschen muss Ordnung halten. Und dann die Kritik — sie will ja doch auch was ausrichten. Das öffentliche Richteramt der Kritik umfasst Ästhetik und Ethik. Und dass der Kritiker für seinen Beruf Fähigkeit und Einfluss habe, dafür wird es auch Mittel geben. Allerdings muss man sie erst suchen.

In der Sache neuester lex aber weiß ich zwei besondere Sünden gegen das sechste Gebot. Die eine, wenn Bilder, wie z. B. Slevogts Danaë, öffentlich ausgestellt werden, die andere — eine wahre Nothzucht an der Kunst — wenn man der Venus von Milo ein Hemd über den Kopf streift. R.

Über die Ehelosigkeit der Priester.

Es wird jetzt wieder einmal viel herumgestritten über die Ehelosigkeit der katholischen Priester, ob sie gut sei oder schlecht, besonders aber, inwieweit dieselbe im Evangelium begründet wäre.

So habe ich vor allem nachgesehen, was Jesus über die Ehelosigkeit sagt. Es ist gleich darzuthun, dass er sich nicht viel und unmittelbar über die Ehe ausspricht, dass er sie mehr im Verhältnisse zu anderen Angelegenheiten erwähnt.

In der Bergpredigt sagt Jesus: Ihr wisset, dass es im alten Gesetze heißt: du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer eine Frau auch nur ansieht mit sinnlicher Begierde, der hat in seinem Herzen die Ehe schon mit ihr gebrochen. — Im Gesetze heißt es, wer sich von seinem Weibe scheiden will, der gebe ihr einen Scheidebrief. Ich sage euch, wer sich von seinem Weibe, ohne dass sie treulos ist, scheidet und sie freigibt, der verleitet sie zum Ehebruch und verleitet den zum Ehebruch, der sie heiratet. Ja, wenn es so wäre, meinten damals die Jünger, dann sei es wohl nicht rathsam zu heiraten. Da gab er zur Antwort, hiebei käme es auf die Naturanlage an, oder auf die gezwungene oder freiwillige Verstümmelung. Deutlicher könne er nicht werden. Jeder verstehe, wie es ihm gegeben sei. — Als Jesus einst von einem Pharisäer tückisch gefragt wurde, ob ein Mann sich wegen einer beliebigen Ursache von seinem Weibe scheiden lassen dürfe, da erinnerte er, dass Gott Mann und Weib für einander geschaffen habe, und zwar so unabänderlich, dass der Mann selbst Vater und Mutter verlassen müsse, um mit dem Weibe zu gehen; so fest für einander geschaffen, dass sie nicht mehr zwei sind, sondern eins, ein Wesen, das Gott vereint hat und der Mensch nicht trennen soll. — Eines Tages wurde Jesus gefragt, wie es wohl nach der Auferstehung sei mit einem Weibe, das in diesem Leben mehrere angetraute Männer nacheinander gehabt habe? Ob sie allen ihren früheren Männern gehöre, oder welchem von ihnen? Wer so fragen kann, antwortete Jesus, der versteht die Verheißung und die Kraft Gottes nicht. Nur die Kinder der Welt heiraten und werden verheiratet. Die aber würdig befunden sind jener Welt und der Auferstehung, die heiraten nicht und werden nicht verheiratet. In jener Welt wird es keine Ehe geben, denn dort werden ja nur die reinen Geister sein.

Jesus selber hatte sich kein Weib genommen, aber man sieht, wie freisinnig er es jedem überlässt, nach seiner Natur, nach seiner Art zu leben; wie überaus strenge er aber fordert, eine einmal geschlossene Ehe unverbrüchlich zu halten. — Von einem Unterschiede etwa, die eine Classe von Menschen dürfe heiraten, die andere solle ledig bleiben, ist bei Jesus keine Spur zu finden. „Nur die Kinder der Welt heiraten“, das hat man nicht etwa so zu verstehen, als ob die weltlichen Personen heiraten dürften, die geistlichen aber nicht. Kinder der Welt sind nach Jesus alle, die auf Erden in einem fleischlichen Körper wohnen, im Gegensatze zu den Vergeistigten, zu den Seelen nach der Auferstehung im ewigen Leben.

Soweit also Jesus. Nun aber kommt Paulus. Dieser Apostel hatte seine Meinung, und zwar eine scharf ausgeprägte, von der Ehe. Auch er war nicht verheiratet. Da schreibt er in seinem Briefe an die Gemeinde zu Korinth: Der Mensch thut wohl, kein Weib zu berühren. Um aber Ausschweifungen zu verhüten, mag jeder seine Frau haben, und jede Frau ihren Mann. Sie leisten sich gegenseitig die eheliche Pflicht. Weder der Mann, noch die Frau hat ein freies Recht über den eigenen Leib, sie verfügen gegenseitig. Sie sollen sich einander nicht verweigern, es sei mit gegenseitiger Einwilligung auf einige Zeit, dann aber sollen sie wieder zusammenkommen, damit die böse Anfechtung keine Gewalt habe. Das ist aber nur

ein Rath, nicht ein Befehl. Ich wünschte freilich, dass alle Menschen so wären, wie ich; allein jeder hat seine eigene Art, der eine so, der andere so. Wer kein Weib hat, dem rathe ich, ohne Weib zu bleiben, wer sich aber nicht enthalten kann, der soll heiraten. Weiters ist meine Meinung folgende: Wenn ein Christ eine Nichtchristin hat und er zufrieden ist mit ihr, dann behalte er sie. Will sich aber der nichtchristliche Theil trennen, so soll es auch dem christlichen meinetwegen recht sein. Ist ein Theil gestorben, so kann sich der andere in Ehren wieder verheiraten. Wer an ein Weib gebunden ist, der suche keine Trennung, wer frei ist, der suche keine Frau. Wer heiratet, der sündigt nicht, wird aber Trübsal erfahren, und davor möchte ich euch verschont wissen. Kurz, jeder soll danach leben, wie ihn Gott erschaffen hat. Ich möchte nur gerne, dass ihr frei von Sorgen wäret. Wer ein Weib hat, der muss für das Irdische sorgen. Wer kein Weib hat, der lebt besser für seinen Gott. Aber heilig — schreibt er an die Hebräer — heilig sei allen die Ehe, unbefleckt das Ehebett!

In diesen und allen anderen Rathschlägen des Apostels Paulus — der ja allen das Heiraten missräth — ist nichts zu finden davon, dass just die Verkünder der Lehre Jesu, das heißt die Geistlichen, nicht heiraten dürfen. Was schreibt Paulus ein anderesmal an seinen Jünger Timotheus? Das folgende: Ein Bischof, sowie auch ein Diacon, muss unbescholten sein, eines Weibes Mann,[1]) nüchtern, gesetzt, wohlgesittet, gastfrei, lehrfähig. Ein Mann, der seinem Hause gut vorsteht, gehorsame Kinder hat und keusche Sitten pflegt. Denn wer seiner eigenen Familie nicht vorzustehen weiß, wie wird so einer erst für die Gemeinde Gottes sorgen! —

Das ist doch deutlich. Paulus wünscht hier ausdrücklich, dass die Priester verheiratet sein sollen, um sich an ihrer eigenen Familie für den Haushalt Gottes zu üben. — Und andere Aussprüche, nach denen die Ehelosigkeit der Priester Begründung erfährt, habe ich im Neuen Testament nicht finden können.

[1]) Vielleicht: eines Weibes Mann?

Was ist ein Pietist?[1])

Fürst Bismarck hat diese Frage seinerzeit dem Prinzen von Preußen, nachmals Kaiser Wilhelm, beantwortet, als der im Ärger den General von Gerlach einen Pietisten gescholten hatte. „Was, denken Ew. Königliche Hoheit sich unter einem Pietisten?" fragte Bismarck. „Einen Menschen, der in der Religion heuchelt, um Carrière zu machen", entgegnete der Prinz.

„Das liegt Gerlach fern, was kann der werden? Im heutigen Sprachgebrauch versteht man unter einem Pietisten etwas anderes, nämlich einen Menschen, der orthodox an die christliche Offenbarung glaubt und aus seinem Glauben kein Geheimnis macht, und deren gibt es viele, die mit dem Staate gar nichts zu thun haben und an Carrière nicht denken." Prinz Wilhelm fragte: „Was verstehen Sie unter orthodox?" — „Beispielsweise jemanden, der ernstlich daran glaubt, dass Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer der Vergebung unserer Sünden. Ich kann es im Augenblick nicht präciser fassen, aber es ist das Wesentliche der Glaubenslehre." Prinz Wilhelm hoch erröthend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, dass er das nicht glaubte?" — „Wenn diese Äußerung öffentlich bekannt würde", entgegnete Bismarck, „so würden Ew. Königliche Hoheit selbst zu den Pietisten gezählt werden." —

[1]) Aus den „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks.

August Silberstein.

Am 7. März d. J. ist in Wien der Dichter August Silberstein gestorben. Heute nur in flüchtigen Zügen den Bericht. Silberstein, 1827 zu Pest geboren, sollte Kaufmann werden, entschloss sich aber für die akademische Laufbahn, studierte Philosophie, betheiligte sich 1848 an der Revolution und wurde deshalb zu fünf Jahren Festung verurtheilt. Nach zweijähriger Haft begnadigt, ließ er sich in Wien nieder und widmete sich dem schriftstellerischen Beruf. August Silberstein gilt als Begründer der österreichischen Dorfgeschichte. Er war der österreichische Auerbach. Seine „Dorfschwalben“, „Hochlandsgeschichten“ u. s. w. wurden seinerzeit sehr hoch geschätzt. Der „Österreichische Volkskalender“, den er seit länger als vierzig Jahren herausgab, ist ein beliebtes Volksbuch geworden. In seinem Roman „Glänzende Bahnen“ berührte er mit großem Geschick die sociale Frage. Am tiefsten gründet sein humoristischer Roman „Herkules Schwach“, den die Deutschen nicht fahren lassen sollten. In seinen Gedichten offenbarte Silberstein ein tiefes, reines Gemüth, einen innigen nationalen Zug; manches derselben ist fast Volkslied geworden.

Silbersteins Dorfgeschichten haben bisweilen noch einen Stich ins Romantische, wie ja das Landvolk selbst viel romantischer angethan ist, als man heute wahr haben will. Viele der Silberstein'schen Geschichten, für den Volkskalender geschrieben, zeigen eine liberale Tendenz und sind voller Optimismus. Ich will leben! ist der frohe, frische Gedanke, der die schlicht gehaltenen Erzählungen durchfluthet. — Ich will sterben! Das war Silbersteins letztes Wort, da er im 75. Lebensjahr sein Auge schloss. Er war schon müde geworden. Die neue Zeit und ihre literarische Richtung gefiel ihm nicht und er empfand, dass seine Art nicht mehr verstanden wurde. Dass seine Dorfgeschichten vom Geschmacke der Zeit in den Hintergrund gestellt wurden, hat der Dichter übrigens mit gutem Gleichmuthe ertragen, wohl wissend, dass es jedem so ergeht — früher oder später. Aber der einzelne Baustein bleibt eine Stütze des Gebäudes, auch wenn man ihn nicht sieht. Ich glaube, dass die Literaturgeschichte über August Silberstein nicht gleichmüthig zur Tagesordnung schreiten darf. Seine „Dorfgeschichten“ haben ihren Wert als erste literarische Kunde aus dem ober- und niederösterreichischen Bauernthum. Spätere Dorfgeschichtenschreiber konnten nicht bloß von seinen Vorzügen, sondern auch von seinen Fehlern lernen.

Der Schreiber dieser flüchtigen Zeilen hat Silberstein auch als Menschen gekannt und weiß von seiner schlichten, wohlwollenden Persönlichkeit. Er verliert an ihm einen alten Freund, dem er aus früherer Zeit Anregung und Förderung verdankt.

Obgleich geborener Flachländer, war August Silberstein doch mit Herz und Seele Älpler geworden. Den Sommer pflegte er stets in Gemeinschaft mit seiner natur- und kunstsinnigen und gesinnungsgleichen Gattin Magdalena in Salzburg zuzubringen. Früher hatte er manchen Sommer in Nasswald, damals noch ein stilles, weltfernes Alpendörfchen an den hintersten Abhängen der Rax, verlebt. Als Gründer und Vorsteher des Vereines „Die Nasswalder“ in Wien ist er der armen Holzknechtgemeinde, die, wie er selbst, dem evangelischen Bekenntnisse angehört, ein treuer Wohlthäter geworden. Und diesen Alpenort hat er zu seiner letzten Ruhestätte gewählt. Dort, zwischen Wäldern und Felswänden, bei dem armen, braven Bergvolke, das er so liebreich geschildert hat, schläft August Silberstein, der Begründer der österreichischen Dorfgeschichte. R.

Wie wir die Monate nennen könnten.

Von Theodor Vernaleken.

Der Mond begleitet unsere Erde. Er weiß es zwar nicht, weil er als abgestorbener Körper keine Bewohner mehr haben kann. Wir Erdbewohner sind ihm aber dankbar für die Begleitung und benennen nach ihm unsere Monate, indem wir ihn als Zeitmesser betrachten. Schon die Römer sagten mensis (d. h. Monat), das auf messen leitet. Auch Schiller schreibt: „Der Mond schwillt an und wird dann wieder mager, wenn eben halt ein Monat über ist.“

Monat ist die allgemein germanische Bezeichnung eines Jahresabschnittes nach dem Zeitlauf des Mondes. Die römische Benennung der Monate ist so allgemein geworden, dass deutsche Namen bisher zurückgetreten sind; wir wollen aber auch die deutschen kennen lernen.

1. Januar, häufig auch Jänner genannt, war dem römischen Janus geheiligt, einem Sonnengotte, und zwar weil dieser Monat gleich nach dem kürzesten Tage begann, also den natürlichen Anfang eines neuen Jahres bildete. Janus war der Gott der Eingänge, der Thüren und Thore (lat. janua = Thür). Als deutscher Name könnte gelten: Hartung, wegen des stärkeren Frostes; mehr anklingend an das herkömmliche ist: Jänner.

2. Februar, benannt nach den römischen Reinigungs- oder Sühnopfern (Februarius). Schon althochdeutsch hieß er bei uns Hornung, und dieser Name ist in ganz Süddeutschland gebräuchlich und scheint mit Horn zusammen zu hängen. Zu unterscheiden von unserem das Horn ist: der Horn. Der Januar war großer Horn, der Februar kleiner Horn, und zwar in Mitteldeutschland. Das ist herzuleiten von dem hornharten Froste. Es hätte also für uns einen Sinn, wenn wir den Januar Großhorn (Eismonat) und den im Volke ebenfalls unverständlichen Februar Kleinhorn nennen würden; oder wie bisher: Hornung, das schon über tausend Jahre bei den Deutschen galt. Wir sagen heute noch „hornigeln“, d. h. stark hageln, schneien und regnen, wettern; daneben hornisseln, hornussen. Diese Zeitwörter malen auch den sausenden, schwirrenden Klang, wie er ähnlich beim Fluge der Hornisse (Hornusse) ertönt. Die Schneeglöckchen heißen auch Hornungsblumen (Narzissen); Neumark schreibt: „Bei dieser rauhen Hornungskälte . . .“ Das sind wohl Belege genug für die, welche den Monat deutsch benennen wollen. Bei Januar und Februar kann sich das Volk nichts denken.

3. März, römisch martius, dem Kriegsgotte Mars geweiht, der auch der Nationalgott der schaffenden Naturkraft war, also auch des Frühlings. Das geht uns nun nichts mehr an, und darum müssen wir zum Beginne des Frühlings einen anderen Namen wählen und der heißt Lenzmonat[1]), wobei man für gewisse Fälle den bisherigen Fremdnamen einklammern kann. Lenz stammt von der alten Form lengist, längß bezieht sich auf das länger werden der Tage; es beginnt der Frühling.

4. April oder Aprill, weil i kurz ist. Uns ist er der Ostermonat.

5. Mai, römisch maius. In Deutschland völlig eingebürgert und wird als die Glanzzeit der Natur, als Wonnemonat gepriesen. Am 1. Mai tanzen die Hechsen auf dem Brocken (Blocksberg).

6. Juni, nach der Göttin Juno benannt. Deutsch Brachmonat, Zeit des Brachlegens, der Bodenruhe nach der Ernte.[2])

---

[1]) Ital. marzo, franz. mars, engl. march.

[2]) In Obersteier fällt um diese Zeit das Brachen, d. h. das Umbrechen der „Erdgart“, des brachliegenden Bodens. Die Red.

7. Juli, lat. julius, auch Heumonat Mittsommermonat.

8. August oder Augstmonat, Erntemonat. Lat. augustus, nach dem vergötterten Kaiser.

9. September war den Römern der 7. Monat vom März an, uns ist er der Herbstmonat (Scheiding).

10. October, den Römern der 8. Monat, deutsch der Weinmonat.

11. November, im römischen Kalender der 9. Monat. Im deutschen der Windmonat, Nebelmonat.

12. December, der 10. Monat, bei uns der Christmonat.

Den jetzt lebenden Völkern sind also der 7., 8., 9., 10. Monat ganz unpassende römische Namen, da sie bei uns der 9., 10., 11., 12. Monat sind. Die deutschen Benennungen wären vorzuziehen. Statt Christmonat galt bei den Germanen Julmonat (vgl. Julfest), auch Wintermonat (seit Karl dem Großen) oder Mittwintermonat, im Gegensatze zum Mittsommer Juli. Es stehen uns Deutschen also genug nationale Namen zu Gebote.

Die angedeuteten deutschen Benennungen ohneweiters einzuführen, hätte Schwierigkeiten und sogar Übelstände. Wir Deutsche stehen eben nicht allein in der Welt und haben Beziehungen zu der Vergangenheit. Als Nachfolger der Römer können die romanischen Völker gelten, auch die Franzosen. Diese sagen janvier (wie wir Jänner), février (wie wir etwa Feber), mars, avril — septembre, octobre &c. Sie bequemen also das Überlieferte ihrer Aussprache an. Ebenso die Engländer, die z. B. den März — march schreiben, aber den September, October beibehalten. Das thun auch die anderen Germanen. Eine durchgeführte Verdeutschung der Monatsnamen brächte Verwirrung im Rechtsleben; auch der Handel mit dem Auslande würde erschwert. Sagen wir Erntemonat, Heumonat, so würde das nur für einen kleinen Länderkreis zutreffend sein. Auch die geschichtlichen Zeitangaben würden darunter leiden. Das alles ist zu bedenken für die Kalendermacher und die übernationalen Neuerer, welche sogar die Jahrzahlen von Christi Geburt an ändern möchten. Maß zu halten ist gut in allen Dingen.

Vom Spießruthenlaufen.

Das war vor Jahr und Tag.

Im Wirtshaus „zur Traube“ saßen junge Recruten und waren lustig.

„Bursche!“ rief ein altes Bartgesicht aus einem Winkel hervor, „Bursche“, ihr habt leicht lustig sein. „Oh, wir auch, dazumal, wenn wir von heim fortgetrieben worden sind auf vierzehn oder zwanzig Jahr, oder auf Nimmerkehr, wir sind auch tolllustig geworden von außen, — inwendig hat's anders ausgeschaut, du saggraholzapfelmost! — Hätt' sich aber einer gemuckst, oder wär' etliche Schritt' beiseite gesprungen in den Wald hinein — 's hat's oft ein Unbesinnter gethan —, so ist er erst ins dreidoppelte Elend gefahren. Geschlagen sind sie worden, dazumal, die Vaterlandsvertheidiger, geprügelt wie ein Hund. Kinder, ihr habt doch vom Spießruthenlaufen was gehört?“

„Eine Teufelsschinderei muss das gewesen sein!“ schrie einer der Burschen, der Gemeindevorstehers-Sohn — der heutzutag keine Ausnahme mehr macht, wollt' sein Herr Vater die Thaler auch schäffelweise ins Amt tragen.

Da trat der alte Wirtsknecht, der im Vorhause eben beim Besenbinden beschäftigt war, mit einem kecken Ruthenzweig in die Stube und versetzte damit dem Gemeindevorsteherischen, der in Hemdärmeln da saß, mit aller Wucht einen Hieb über die Achseln.

Die Kameraden sprangen auf. „Da gibt's jetzt einen durchzuwalgen. Ist er verrückt, der alte Martin? He, bist auch so einer von den alten kaiserköniglichen Fleischhauern! was hast du uns zu schlagen?"

„Was habt ihr denn?" rief der Gemeindevorstehersohn, „wen hat er geschlagen?"

„Ja, Hans, wenn du's selber nicht weißt", lachten sie, „wir wissen's auch nicht."

Der Geschlagene verwunderte sich. Er hatte den mächtigen Streich niedersausen gesehen und gehört auf seinem Rücken, aber er hatte dabei nicht viel Unangenehmes empfunden.

„Das glaub' ich wohl!" rief der alte Martin, „wenn's unsereiner, der siebenmal dabei war beim Spießruthenschwingen, nicht gelernt hätt', wie man zuschlägt, damit es dem armen Kameraden nicht weh thut!"

Jetzt rückten sie ihm alle Krüge und Gläser entgegen, jetzt zogen die Recruten den alten Soldaten nieder an den Tisch und mit dem Besenbinden war's vorbei.

„Wie lang ist's denn her", fragte einer, „seitdem bei Hans Österreich die Schlägerei abgekommen ist?"

„Das muss im Jahr vierundfünfzig gewesen sein", sagte der Martin, „dazumal, wie Seine Majestät die Frau Kaiserin genommen hat. Und der gnädigen Kaiserin haben wir's zu danken, dass es aus ist mit der Marterei. Wisst ihr die Geschichte?"

Er musste erzählen.

„Ja, liebe Leut'", sagte der alte Martin, „da geht etliche Tage nach der Hochzeit der junge Kaiser mit der jungen Kaiserin spazieren. Sie kommen an einer Kaserne vorbei und da hören sie aus dem Hof ein Jammergeschrei und Trommeln dazu. — Die Kaiserin bleibt stehen und fragt: Was ist denn das, mein lieber Gemahl? — Komm', sagt Seine Majestät, das ist nichts für dich, mein Schatz. — Aber ich will's wissen, was da drin vorgeht, sagt die Kaiserin. — Nun, lächelt er, sagen kann ich dir's schon: Gassenlaufen wird einer. — Gassenlaufen, was ist das? fragt die hohe Frau. — Das ist, antwortet der Kaiser, wenn ein Soldat, der sich eines Fluchtversuches, Wachvergehens, Trunkenheit, Spiel und so weiter zu Schulden kommen hat lassen, gestraft wird. Der Sträfling lauft, bis auf den Gürtel entkleidet, durch eine Gasse von mehreren hundert Mann, in welcher er von einem Corporal, der vorangeht, sechs- bis zwölfmal auf- und abgeführt wird. Jeder Mann versetzt ihm, sobald er vorbeikommt, mit einer Ruthe einen Hieb auf den Rücken. Der Commandant überwacht die Vollführung der Strafe, die Tambours übertrommeln das Wehegeschrei des Sträflings. — Jesus, Maria und Josef! schreit die Kaiserin auf, da kriegt der Arme ja viele tausend Streiche, da wird er zum Krüppel geschlagen, da geht er ja drauf! — Seine Majestät zuckt die Achseln. Dann gehen sie weiter und den Jammer und das Trommeln hören sie noch lange. Sie kommen drauf an allerhand Volksbelustigungen vorbei und mit Jubelgeschall werden sie begrüßt. Aber die junge, hohe Frau ist gar ernsthaft und thut den Schleier zweifach über das Gesicht. — Wie hernach das Paar zurückkommt in den Palast, nimmt die Kaiserin ihn bei der Hand und sagt: Mein edler Gemahl, gelt, du machst mir ein schönes Brautgeschenk? — Der Kaiser schweigt ein wenig, dann sagt er: Mein gutes Herz, bedenke, ich hab' dir ja ohnehin schon allerhand gegeben. — Hat mich vielmals

gefreut, mein lieber Mann, sagt darauf sie, aber Eins wollt' ich mir doch noch gerne erbitten; Franz Josef, mein Freund und kaiserlicher Herr, lass mir zulieb' in deinem Land die Leut' nicht mehr schlagen. — Seine Majestät hat auf dieses Wort nichts geantwortet; am Tag darauf aber ist in Österreich das Spießruthenlaufen abgeschafft gewesen."

So erzählt's das Volk und so hat's auch der alte Martin den jungen Recruten erzählt.

Der Gemeindevorsteher weiß jedesmal, was sich schickt, er stand auf, erhob sein Glas und rief: „Unsere Kaiserin Elisabeth soll leben!" Mit hellem Jauchzen stimmten sie ein.

Dann zogen die jungen Männer unter lustigen Gesängen fürbass der Hauptstadt zu. Der alte Martin aber gieng wieder ans Besenbinden und murmelte; „'s ist eine andere Zeit. Ich wollt', ich wär' wieder jung."

Gedichte

in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.[1])

Fuhrwerk.

Er hat zwoa schöne Ross' g'habt,
An'n schiachen Hund dabei,
D' Ross' hab'n eam all's schier golten,
Der Hund scho' gar nix glei'.

Mit'n Rossen is er ausg'fahr'n,
Und hat ean Zucker geb'n,
Der Hund kriagt d' Peitschen z' kosten,
So wia er rennt daneb'n.

Mit'n Rossen is's g'schwind ganga,
Sö hab'n eam 's Geld vertrieb'n,
Und hergeb'n hat er s' müassen,
Der Hund, der is eam blieb'n.

Der letzten Goas um's Gras fahr'n,
Dös is eam nu vergunnt;
Und eing'spannt is der Caro;
So kimmt der Mensch — auf'n Hund.

---

[1]) Aus der neuesten Sammlung heiterer Art: „Nach der Natur." Gedichte von Moriz Schadek. Wien. Karl Konegen. 1900.

Maschin'.

Der Mensch braucht nix z' thoan mehr am Feld draußt,
Es braucht eam neamd z' sag'n mehr: Du, spinn'!
Er derf nimmer schneidern und schmieden,
Dös macht eam iatzt all's schon d' Maschin'.

Er braucht nimmer z' schreib'n, dös kann s' a schon,
Und 's Geld roat't s' eam z'samm wunderschön,
Sie spart eam a Ross und fahrt selber,
Mit ihr kimmt er furt ohne Geh'n.

Für all's, was is, gibt's a Maschin' schon,
Und besser wer'n s', eh ma si's denkt;
A wohlfliger, — iatzt kosten s' d' Halbscheit,
Und später a mal kriagt ma s' g'schenkt.

Dös wird nu was wer'n; i sag' gar nix,
Nur gruselt mir kloanweis'; no ja —
Auf d' Letzt keman lauter Maschin'n auf,
Und d' Leut' keman zizerlweis' a!

's stille Dörfel.

Bein' Sunnwirt d'rin sitzt der alt' Steffel
Und schaut. — „Willst a Zeitung?" — „Gib' her." —
Nimmt d' Glasaug'n, wischt s' a und iatzt les't er,
Wia's zuageht der kreuz und der quer.

Legt s' hin nachher. — „Gel'", sagt der Sunnwirt,
„Was s' sunst wo daseg'n und daleb'n! —
Und just da bei uns in den Nestel
Kann's gar nia sei Lebta' nix geb'n!" —

Der Steffel steckt just seine Glasaug'n
In 'n Leiblsack eini herent:
„Nix geb'n?! — No, du wa'st mir der Wahre.
Hat's nöt erst vor dreizehn Jahr brennt?"

Untersuachung.

Er hat si erst summerweis' herzog'n,
Ma woaß nu nöt recht, was er gilt,
A wengerl was Hoch's muass er do sein,
Weil'n all's so mit „Ober" was schilt.

Der schickt um an'n Landdoctor also:
„Ich weiß nicht, ich fühle mich schlecht."
Na, greift eam der'n Puls, lasst si d' Zung zoag'n,
Fragt aus, was er isst, wia er zecht.

G'hört a dazua, dass er'n recht a'klopft,
G'nau los't, ob si drinnat nix rührt.
„Hab'n S' Hunger? — „Ach ja. — Mäßig Durst auch,
Nur Mattigkeit hab' ich verspürt.

Wohl Störung im Magen?" „Wird nöt sein,
A Bluat hab'n S' a wengerl a dick's,
Wie?! — Zog das den Kopf schon in's Mitleid?"
„O na, Herr, in'n Kopf hab'n Sö nix."

Kindermund

in Dichtungen von Eugen Hané.[1])

Mariechen.

Mariechen, das kürzlich zwei Schwestern verloren,
Und dem nun der Bruder starb, unlängst geboren,
Spricht, als man erfragt die Bestattung des Knaben:
„Papa lässt uns immer um zehn Uhr begraben!" —

Der Vorsichtige.

„Kurt, wen hast du lieber, sprich:
Deine Mutter oder mich?"
Kurt wehrt vor dem Vater sich:
„Wenn ich's sag', dann haust du mich!"

[1]) Aus der Sammlung gleichen Namens. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1900.



An den Verfasser der deutschen Komödie „Die Jugend von heute".

Mein geehrter Herr!

Der erste Eindruck Ihrer Komödie ist Ihnen schon kurz mitgetheilt worden. Obschon ich damals in unserem großen Theater bei weitem nicht alles verstand, mich vielfach mit dem Schauen begnügen musste, war mir die Sache doch eine einheitliche, ein Beweis, dass das Stück auch als Schauspiel richtig wirkt, so vergeistigt die Handlung wohl sein mag. Nun habe ich auch das Buch gelesen — mit größtem Behagen. Jetzt erst sehe ich die köstlichen Einzelnheiten, die feine Ausstattung der Charaktere und die springenden Funken eines zeitüberlegenen Geistes. Auch die Wandlung, oder vielmehr Entwicklung Hermanns, die mir das erstemal nicht klar schien, ist folgerichtig in Bezug auf seine Abirrung in die Goßlerei. Ja, an diesem Goßler haben Sie das ganze Elend der impotenten fin de siècle-Menschen gezeichnet. Weil sie keine rechten Menschen sind, geberden sie sich als Übermenschen, großmaulige Cyniker und neidische Nihilisten sind sie im Gefühl ihrer Nichtigkeit und weil sie nichts können.

Haben Sie nicht dieses Gedankens wegen „Die Jugend von heute" geschrieben und gerade durch das Können sich scharf von ihr unterschieden? Denn die Gestalten sind wahr und haben warmes Blut.

Im vierten Acte die ausgedehnte Liebes-Idylle, so hold sie ist, will sich dem Übrigen nicht ganz stilgerecht fügen; durch eine mäßige Kürzung auf unserem Theater hat sie nicht viel verloren. Sie würden an der Aufführung bei uns Ihre Freude haben.

Also, junger Meister — Sie sind überrascht von dem Erfolge? Und Ihnen hat man's erst sagen müssen, dass Sie da alles in allem eine entzückende deutsche Komödie geschrieben? Was die Kritik! Bei uns war sie ja nett. Sonst aber? Sie muss klügeln: herzlich froh sein, dass wieder einmal was da ist — das kann sie um keinen Preis. Doch passen Sie auf! Bis Ihr zweites Stück auf der Bühne steht, wird das erste „eine Meisterleistung" geworden sein, auf Kosten des zweiten. Die Kritik ist eine alte Heidin und pflegt Gottheiten immer nur durch Schlachtopfer zu ehren.

Im ganzen wird sich der Verfasser der „Jugend von heute" gefasst zu machen haben auf eine glänzende Zukunft. Und mein besonderer Wunsch geht dahin, dass die mit den Lorbeeren unfehlbar verflochtenen Dornen ihn nicht arg genieren mögen.

Graz, im März 1900.

Rosegger.

Auferstehung. Roman von Graf Leo Tolstoi. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

Der junge russische Fürst Nechljudow verführt ein armes Dienstmädchen. Dieses kommt dadurch auf eine schiefe Ebene, und der Fürst findet es als Geschworener eines Tages im Gerichtssaal auf der Anklagebank, wo es durch ein leichtsinniges Versehen unschuldig verurtheilt wird. Nechljudow ist mitt-

lerweile ein tiefernster Schwärmer für die von Jesus vorgeschriebene Menschenliebe geworden, seine Landgüter vertheilt er an die armen Bauern, sein Geld an Nothleidende, seine Kraft weiht er der Errettung Verurtheilter; besonders aber macht er es sich zur Lebensaufgabe, das durch ihn gefallene, dann wegen eines Giftmordes unschuldig verurtheilte Mädchen zu befreien und es pflichtgemäß — zu heiraten. Nach landläufiger Auffassung macht also Fürst Nechljudow so viel horrende Dummheiten, als ein Querkopf nur imstande ist, zu machen. Seine Sache misslingt ihm auch großentheils, die misstrauischen Bauern wollen seine Grundstücke nicht annehmen, die Gerichtsbehörden weisen seine Recurse zurück, und das arme, gefallene, verurtheilte Mädchen lehnt seinen Heiratsantrag ab. Sein Gnadengesuch an den Car hat endlich Folge, das Mädchen wird frei, nimmt einen andern, Nechljudow gibt seinen Segen dazu und lebt in entsagender Menschenliebe weiter.

Dass der Grundzug des Tolstoi'schen Romans, in dem sich nochmals die großartige Schöpferkraft dieses mächtigen Geistes offenbart, in dem aber die hundert und aberhundert Episoden fast die Haupthandlung ersticken.

Der Roman ist die denkbar furchtbarste Anklage der gesellschaftlichen Zustände, besonders des Gerichtswesens in Russland. Dass trotzdem Russlands Freiheit nicht tiefer steht, als die anderer Länder, dafür der Beweis, dass dieses Buch in Russland nicht verboten wurde. Über deutsches oder österreichisches Behördenwesen dürften in diesen Ländern keine solchen Bücher erscheinen. Aber Tolstois Darstellungen gelten vielfach für ganz Europa, und oft muss der Leser ausrufen: So ist's auch bei uns! Der Held des Romans wird den meisten Leuten einfach unverständlich sein. Dass er alles hingibt und seine Schuld sühnen will, ist mir begreiflich, aber seine unverwüstliche Sanftmuth einer solchen Welt voll Ungerechtigkeit gegenüber empörte mich. Sie wird aber doch das Richtige sein. Tolstois Leitstern zur Auferstehung aus einem solchen Modergrabe ist — das Evangelium, das im Roman mehrfach vertheilt wird. Es ist ein auffallendes Zeichen der Zeit, dass die vernehmlichsten Dichterstimmen aller Culturländer jetzt nach dem Evangelium rufen. Tolstoi ist darunter der lauteste. Er predigt mit Wort und Leben. R.

„Gispele.“ Eine Liebesmär aus der Odenwälder Sturmzeit. Von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Konegen. 1900.)

Wir haben schon seinerzeit bei der Besprechung der Dichtung desselben Verfassers „der Narr von Nürnberg“ auf die echt poetische Begabung Wittenbauers hingewiesen, auf die leichten, gefälligen und niemals banalen Verse, an die hübschen, an Scheffel und Baumbach gemahnenden eingestreuten Lieder und an das getreue, unverfälschte Zeitcolorit, das Wittenbauer seinen Erzählungen zu verleihen weiß. Alle diese Vorzüge finden wir in seiner neuesten Liebesmär aus dem sagenumrauschten Odenwalde wieder, nur in noch gereifterem Maße und umleuchtet von jenem ihm eigenen behaglichen Humor, zu dem die rührende Geschichte von Gispele und seinem treuen Schiffermädchen und die Schilderung altbürgerlicher Lebensverhältnisse eines kleinen Städtchens weit mehr Anlass geben, als die etwas grausame Menschentragik im „Narren von Nürnberg“. Diesesmal bieten ihm auch der Bauernkrieg und die socialen und religiösen Strömungen jener Zeit, und manch markige und vertraute Gestalt, wie die des Ritters Götz mit der eisernen Hand, abermals reiche Gelegenheit zu anschaulichen und farbenprächtigen Zeit- und Culturbildern. Wir begrüßen das Werk als eine höchst anmuthige poetische Gabe, die noch viele Leser erfreuen wird und der zur Vollendung nur die richtige Ökonomie in der Vertheilung der Handlung und die Fertigkeit fehlen, die vielseitig nebeneinander laufenden Fäden der Erzählung jedesmal an der richtigen Stelle so zu verknüpfen, daß der Leser oder Hörer dem ziemlich dickleibigen Werke ohne Mühe und Schwierigkeit zu folgen vermag. Dr. Gnad.

Pro Finlandia. Die Idealisten Europas haben sich zusammengethan, um ihre Autographen dem Kaiser von Russland zu verehren. Der Kaiser von Russland aber hat gesagt, er sei kein Autographensammler. Das ist die lustige Leseart. Die ernste lautet anders.

Nikolaus II. hatte am 15. Februar 1899 ein Manifest gegen Finland erlassen, in welchem eine Unterjochung dieses edlen Volkes erblickt werden muss. Nun hatten sich Gelehrte, Künstler und Dichter Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz, Scandinaviens, Englands, Frankreichs und Italiens zusammengethan, um in einer Adresse an den Czaren für Finland Fürbitte zu thun. Diese Adresse, welche 1050 Original-Unterschriften zählt, wurde schön ausgestattet und sollte dem russischen Kaiser durch eine Deputation überreicht werden. Die Deputation, aus sechs Herren mehrerer Reiche bestehend, reiste im Juni v. J. nach Petersburg, konnte aber keine Audienz erlangen, um die Adresse zu überreichen. Der Kaiser ließ ihr durch Höflinge bedeuten, er könne eine Adresse, die, von Ausländern präsentiert, sich auf Fragen innerer Verwaltung bezöge, nicht annehmen. Mit diesem Bescheid sind die Herren wieder nach Hause gereist und haben nachher die Adresse in der Königlichen Bibliothek im Haag deponiert bis zu einem Zeitpunkt, wo der Czar zu-

gänglicher sein würde. Die Adresse ist mit allen Unterschriften vervielfältigt worden und in einem schön ausgestatteten Album unter dem Titel „Pro Finlandia" in allen Buchhandlungen zu haben. — Das ist die rührende Geschichte, wie warmherzige Humanisten Vertrauen zu einem Tyrannen fassten, weil dieser aus irgendwelchen diplomatischen Gründen gelegentlich ein Friedenswort fallen ließ. Auch der Herausgeber unseres „Heimgarten" hatte dem Ruf, jene Adresse an den Czaren mitzuunterschreiben, willig Folge geleistet. Aber selbst das hat nichts genützt. Der russische Kaiser läßt sich nicht einmal von unserem Heimgartenmann in seinen Regierungsgeschäften was dreinreden. M.

Thomas Alva Edison, der Erfinder. Ein Lebensbild von Franz Pahl. Mit Bildnis. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.) Das vorliegende Bändchen bringt uns den seltenen Mann menschlich näher, musste ihn freilich auch aus einer Wolke von Dunst herausholen, die Reclame und Sage um ihn gesammelt hatten. Der Verfasser, Oberlehrer Pahl in Charlottenburg, sucht uns in dieser Biographie ein anschauliches Bild von dem eigenthümlichen Entwicklungsgange und von der gewaltigen Lebensarbeit jenes technischen Genies zu geben, das seine Laufbahn als Zeitungsjunge begann, als Telegraphist einige Jahre hindurch ein unruhiges, entbehrungsreiches Wanderleben führte, bis er sich seiner Erfindergabe bewusst wurde und dann nach manchen Enttäuschungen schnell die Staffeln zum Ruhme und zum Reichthum emporstieg. V.

Das Beichtgebot der römischen Kirche. Eine religionsphilosophische Studie von Prof. Wilhelm Bunkofer. (Wertheim a. M. E. Buchheims Nachf. 1900.)

Die römische Kirche hätte nichts Wichtigeres zu thun, als die Vorwürfe, die für sie in dieser Schrift enthalten sind, auf das gründlichste und entschiedenste zu widerlegen. — Wenn sie das nicht könnte —?

Bibliothek der Gesammtliteratur (Halle. O. Hendel.) Des „Flavius Josephus Jüdische Alterthümer". (Band I., 1.—10. Buch.) Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Clementz.

Die Serie bringt dann weiter ein von Hans von Wolzogen auf Grund einer Dichtung Flauberts neugestaltetes Zauberspiel „Das Schloss der Herzen", dem sich Hans Sachs' Komödien in freier Bearbeitung und mit scenischen Angaben von Gustav Burchard anschließen. V.

Büchereinlauf.

Muspilli. Roman von Arnold Hagenauer. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Aus Benlas Elternhause. Ein Familienbild von Wilhelm Heinrich. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Das deutsche Gewissen. Die Stimme des Blutes. Von Anton Ohorn. (Trebitz. Deutscher Verein „Germania".)

Die Wacht an der Reichsgrenze. Roman von M. Bergmann. (Leipzig. Georg Wigand.)

Junge Liebe. Von Marco Brociner. (Dresden. E. Pierson.)

Warum der schöne Fritz verstimmt war. Von Felix Dörmann. (Wiener Verlag. 1900.)

Schemen. Phantastische Geschichten aus dem Englischen von M. v. Berthof. (Wiener Verlag. 1900.)

Julian der Dichter. Von Karl Haller.

Geschichten aus den Winkelgassen. Von Eduard Falk. (Wiener Verlag. 1900.)

Wiener Bummelgeschichten. Von Max Messer. (Wiener Verlag. 1900.)

Hallstätter Märchen. Von Susi Wallner. (Wiener Verlag. 1900.)

Kritisches Skizzenbuch. Von Richard Specht. (Wiener Verlag. 1900.)

Der Hinterbliebene. Kurze Novellen von Felix Salten. (Wiener Verlag. 1900.)

Novellen. Von Gustav Macasy. (Wiener Verlag. 1900.)

Die alte Stube. Aus dem Dänischen. Von Walther Ernst. (Wiener Verlag. 1900.)

Schier-Natz. Schauspiel in vier Acten von Fr. Grundmann. (Unter-Polaun. Böhmen. Verlag „Rübezahl" 1900.)

Nemesis. Drama in vier Acten von Josef J. Brochet. (Dresden. E. Pierson.)

Zwischen zwei Welten. Von Captain Nemo. (Leipzig. Grübel und Sommerlatte. 1900.)

Lutherlage. Von Dr. F. Dechent. (Frankfurt am Main. Evangelische Buchhandlung Elsiepen Lange.)

Dur und Moll. Gedichte von Josef Blobner. (Hayd. 1900. Im Selbstverlage.)

Wandern und Weilen. Gedichte von Otto Frommel. (Kassel. Th. G. Fischer und Comp. 1898.)

Sturm und Sang. Gedichte von Karl Kelber. (Leipzig. Gustav Körner. 1900.)

Louise, Königin von Preußen. Ein geschichtliches dramatisches Gedicht von Gustav Körner. (Wernigerode. B. Angerstein. 1900.)

Lieder für das arbeitende Volk. (Wien. Volksbuchhandlung.)

Kreuzlieder. Von Franz Eichert. (Stuttgart. Roth'sche Verlagshandlung. 1899.)

Ostara. Uralte Lieder und anderer Einschlag in frischem Duft und Ton von Theodor Wranitzky. (Trebitsch. Mähren.)

Gedicht-Reigen. Von W. A. Hammer. (Wien. Braunmüller & Sohn. 1900.)

Lieder der Decadence. Von Hermann Jacques. (Dresden. E. Pierson.)

Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. (Leipzig. Eugen Diederichs.)

Volkspoesie in oberösterreichischer Mundart. Von Josef Deutl. Vierter Band. (Linz. Selbstverlag des Verfassers. 1899.)

In der Hendel'schen **Bibliothek der Gesammt-Literatur** erschienen: Tolstoi „Auferstehung", Maurus Jókai „Die Narren der Liebe", Henry Borels Idyll „Junge Liebe".

Monographien zur deutschen Culturgeschichte. Band III. Hermann Peters, „Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Mit 153 Abbildungen und Beilagen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. (Eugen Diederichs. Leipzig.)

Kreuz und Halbmond. Von Professor Dionys Rosenfeld-Buchenau. (Leipzig. Verlag von Robert Baum.)

Giordano Bruno. Zur Erinnerung an den 17. Februar 1600 von Alois Riehl. Zweite, neubearbeitete Auflage. (Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1900.)

Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt. Von Dr. Julius Nelson. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

Bei Schiller und Goethe in Weimar. Genrebild von Gust. Körner. (Leipzig. G. Körner.)

Malerei der Alten im Gesichtswinkel der Modernen. Von Hugo v. d. Palten. (Dresden. E. Pierson 1900.)

Der Kinderschutz und die Armenpflege in Steiermark. Ein Handbuch, betreffend die Gesetze, Kundmachungen, Anstalten und sonstigen Einrichtungen auf diesem Gebiete, zusammengestellt von Dr. Heinrich Reicher. (Graz. Landesverband für Wohlthätigkeit in Steiermark. 1900.)

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf zwei Tafeln. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen.) (Leipzig. B. G. Teubner.)

Was wollen, was können, was sollen die Deutschen im Donaureich? Beantwortet nach dem Rücktritte Thuns. (Wien. Jos. Bayer & Comp. 1899.)

Gegen den Alkohol. Ein Wort für die Totalabstinenz. Von Dr. Rudolf Wlassak. (Wien. Moriz Perles. 1897.)

Die Alkoholfrage. Von Dr. G. Bunge. (Basel. Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes.)

Kurzer Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der **vereinfachten Stenographie.** (Wien. Verlag des „Der praktische Stenograph".)

Salta, das neue Brettspiel, für Anfänger erläutert von Professor Dr. Hermann Schubert. (Leipzig. G. J. Göschen. 1899.)

Gedenkblatt an die Schulzeit. Entworfen und herausgegeben von Oberlehrer Hugo Moro. (Hermagor, Kärnten.)

Vom Gemeinde-Socialismus. Von Adolf Damaschke. (Berlin. J. Harrwitz Nachfolger.)

Denkschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste der Verlagsbuchhandlung Hermann Costenoble in Jena. 20. März 1900.

Festschrift. Herausgegeben anläßlich der Feier des 10jährigen Bestandes des deutschen Vereines „Germania" in Trebnitz von All. Deutsch. (Verlag des Verfassers. Trebnitz 1899.)

Völkerpsychologische und genetische Studien. Von A. v. Metz, Gymnasial-Director a. D. (Wernigerode B. Angerstein. 1900.)

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. Herausgegeben von Alois John. Dritter Jahrgang. (Verlag des Vereines für Egerländer Volkskunde.)

Bühne und Welt. Halbmonatschrift für Theaterwesen, Literatur und Kunst. (Berlin. Verlag von Bühne und Welt.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Aufruf

an die Cultus-Ministerien, an die Kreis-Regierungen, Provinzial-Behörden, Bezirks-Ämter, Amts-Verbände, Gemeinde-Verwaltungen, an Vereine, Gesellschaften und an Einzelpersonen, sowie an Redactionen von Zeitschriften und von Tages-Zeitungen.

P. P.

Veranlasst durch die praktischen Erfolge der englischen, norwegischen, schwedischen, Hamburger, Berliner, Stuttgarter und Schweizer Vereine und Gesellschaften, welche in der Mäßigkeitssache, in der Wirtshausreform und in der Fürsorge für die schulentlassene Jugend thatkräftig und erfolgreich vorgegangen sind, beabsichtigt der unterzeichnete Verein Wohlfahrtsanstalten, bestehend in: „Kaffeehaus, Speisehaus und Volksheim mit öffent-

licher Lesehalle" — mit Ausschluss geistiger Getränke — in jeder einzelnen Stadt über 5000 Einwohner in Deutschland, Schweiz und Deutsch-Österreich anzuregen, sowie für die Förderung derselben überall Mitarbeiter und Freunde zu gewinnen.

Die zunehmende Verrohung der Jugend kann sowohl nach allgemeiner Wahrnehmung, als auch nach den Feststellungen der Statistik nicht mehr bestritten werden. Es erscheint daher als unbedingt geboten, der Jugend die Lebensideale zu schützen, die Körper und Geist gesund erhalten, und eine Abwehr gegen schädigende äußere Einflüsse zu schaffen.

Mit dem Wirtshausverbot allein für die Jugend bis zum siebzehnten Lebensjahr ist nur wenig gethan: Das Bedürfnis nach Speise und Trank, nach Geselligkeit, Unterhaltung und fröhlichem Spiel ist bei jedem Menschen vorhanden, und dies umsomehr, je früher ein Jüngling oder eine Jungfrau durch des Lebens Forderungen an schwere Tages- und Wochenarbeit gebunden ist.

Hier ist passender Ersatz vonnöthen, der geeignet ist, die jungen Leute, besonders diejenigen, welche alleinstehend und ohne Familienanschluss in der Fremde sich befinden, vor dem entsittlichenden Einfluss des Wirtshauslebens möglichst zu bewahren, und ihnen Gelegenheit zu geistiger und leiblicher Erholung und zu edler Unterhaltung zu bieten.

Von dem Gedanken geleitet, dass angesichts der Überfülle von Ausschankstellen geistiger Getränke und des Überhandnehmens der Trinkpest mit ihren verheerenden Folgen jeder einsichtige Gemeindevorstand darauf dringen müsse, nicht nur dem bisherigen Concessionsunwesen Einhalt zu thun, sondern bessere öffentliche Einrichtungen für das Wohl des Volkes zu schaffen, um wahre Volkbildung mit fördern zu helfen, so erachtet unterzeichneter Verein es auch als Pflicht jeder Gemeindeverwaltung, wenigstens zur Errichtung genannter Wohlfahrtsanstalt die erforderlichen geeigneten Räume — mietfrei, heizfrei und lichtfrei — ähnlich wie die Schulräume, event. unter Beihilfe des Amtsverbandes und der Staatsregierung, zur Verfügung zu stellen.

Verein zur Errichtung von Wohlfahrts-Anstalten etc.
Für Station Ebingen: Schriftführer **Karl Beck.**



Postkarten des „Heimgarten".

* Bücher mit secessionistischen Schrifttiteln werden bei uns nicht angezeigt. Wir haben nicht Zeit, diese „Schrift" zu entziffern.

„Alpenrose", Winklern. Ihre Annahme ist richtig.

C. N., Wien. Es wird wohl doch so sein, dass unsere Bauernmundart anstatt des a oft ein reines o setzt. Wer unsere älplerische Mundart nachsprechen will und mit gedämpftem å sagt „Tånz auf da Alm", der ist kein Bauer. Er mag mit Bauern verkehren und sich einbilden, mit ihnen den richtigen Dialekt zu sprechen, aber wahr ist es nicht. In dem angeführten Satze hat er gerade so viel Mundartfehler gemacht, als Wörter sind. Unsere obersteirischen Bauern, Hirten, Holzknechte u. s. w. sagen „Tonz af der Olm". Die Wörter: Olm, Grobn, noß, fossn, bochn u. s. w. haben statt des **a** ein o, das nicht zwischen a und o steht, sondern ein ehrliches o für sich ist. Da hilft kein gelehrtes Disputieren, das ist einmal so — do loßt sih nix mochn!

Z. A., Wien. Höhnen Sie die Pietät nicht. Wissen Sie denn nichts von Treue und Dankbarkeit? Pietät ist die Mutter dieser Tugenden.

* Die Ansichtspostkarte ist durch den neuen Portotarif nicht theurer, sondern billiger geworden. Sie gehört, falls nichts anderes als Name und Datum darauf geschrieben wird, doch zu den Drucksorten und unterliegt als solche Postkarte einer Dreihellermarke. Erst wenn außer Name und Datum etwas darauf geschrieben wird, hat sie mit einer Fünfhellermarke versehen zu werden.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. März 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Feinde.

Eine Erzählung aus den Alpen von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Ein Herrschaftswagen mit Gummirädern glitt über den glatten Wiesenweg dahin und sein aufgeschlagenes schwarzglänzendes Kobeldach strich manchmal an die Erlen und Weiden, die am Sträßlein standen und sich nachdenklich wiegten und wunderten ob des vornehmen Gefährtes. Sonst hatte der Excellenz-Herr sich gar nicht, oder von einem einspännigen Steirerwäglein am Bahnhof abholen lassen. Diesmal hat er diese standesgemäße Pracht mitgenommen von der Residenz her. Das war dem Gaste zulieb. Zu seiner Rechten saß der General mit dem rothen, bewaffneten Gesichte; denn der braune Schnurrbart dieses Mannes stand nach beiden Seiten in langen Spießen hinweg und das tiefliegende Auge blickte so verwegen und finster aus in die sommerlich sonnige Landschaft, als ob er sie ohne Pardon mit Krieg überziehen wollte. Er gab bereits Feuer, blies in die Cigarre, dass sie sprühte. Auf dem breiten Bocke saß der Kutscher, der mit Zungenschnalzen die flinken Rösslein leitete. Neben dem Kutscher saß in blauer Uniform der Bursche des Generals; er blickte mit froherregtem Antlitz in die Landschaft, und wenn auf den Wiesen die Heuer ehrerbietig grüßten, fuhr er mit der Hand an die Mütze und

nickte mit dem wohlfrisierten Kopf, als ob es lediglich ihn angienge. Als noch dazu der frische Heuduft an seine Nase kam, war's ihm zum Jauchzen — aber das darf man ja nicht, wenn der Herr General vorhanden ist!

Allmählich wurde das Sträßlein ein Hohlweg, der zur Linken den buschigen Wiesenrain, zur Rechten den kühlschattigen Waldhang hatte. Und in diesem Hohlweg gab es ein Hemmnis. Ein schweres Fuhrwerk mit geschälten Lärchblöcken war entgegengekommen und dem galt es nun auszuweichen. Zuerst wurde natürlich geflucht, hier vom Kutscher, dort vom Holzfuhrmann — das änderte aber rein gar nichts an dem Zustande; so sprangen die Männer aus dem Wagen und mit Hilfe des Holzfuhrmannes, der im Erkennen des Gutsherrn außerordentlich artig geworden war, leiteten sie die Pferde und huben den Wagen hoch an den Rain empor, dass die Blockschlarpfe vorüberkonnte. Der blaue Bursche hatte das Mithelfen der Herrschaft verhindern und den Wagen mit untergestemmter Achsel allein heben wollen; er strauchelte. Das ganze Zeug wäre auf ihn gefallen, wenn die anderen nicht rasch zugegriffen hätten.

„Ungeschickt, Georg! Übereifer taugt nicht!" diesen Verweis brummte der General.

Als es steil angieng und die Männer ausgestiegen waren, machte Alban seinen Freund aufmerksam auf die Himbeersträucher, an welchen die Äste in Bogen niederhiengen, schwer belastet von den rothen Körbchen, die wie aus lauter Purpurperlen zusammengesetzt waren.

„Ja ja", brummte der General und brannte sich eine frische Cigarre an.

Na, dachte Alban, man kann sich ja auch mit etwas anderem unterhalten.

„Dass ich dich frage, Fritz, wie bist du mit deinem Burschen zufrieden?"

„Ein prächtiger Junge, nur etwas —"

„Dumm?"

„Dumm nicht, aber einfältig."

„Na, das ist ja standesgemäß", lachte Alban.

„Mir auch lieber, als der durchtriebene Kerl, den ich vor ihm gehabt. Der hat mich täglich bestohlen, jedoch mit so feiner Manier, dass ich immer gedacht: Lump, diesmal noch Gnade. Auch die Intelligenz will estimiert sein." Schreckbar finster blickte der General bei diesen Worten drein, da huben die Schnurrbartspitzen zu gaukeln an, weil darunter die Mundwinkel zuckten. Anders hatte den alten Soldaten noch niemand lachen sehen. Dann stieß er sich die Kehle locker und sagte: „Den Kerl, den Georg, muss ich strafen, weil er sich alles gefallen läst und blöde dreinglotzt."

„Du meinst doch nicht, dass er seinem Herrn widersprechen soll?"

„Ja, das soll er. Wenn ich sage: Georg, wo ist die eine Flasche Rheinwein? Die hast du ausgesoffen! Kreuzteufel noch einmal, da hat er mir zu antworten: Herr, das ist nicht wahr! — Denn es war nicht wahr, ich vergaß nur, sie noch selber getrunken zu haben. Der Tölpel schwieg, so setzte es zwölf Stunden Arrest."

Sie waren auf die Anhöhe gekommen. Das weite Thal lag da, sonnig und lachend. Grüne Wiesen, gelbe Felder, braune Brachen in unzähligen Viereckein hin und hin, dass es aussah wie ein Schachbrett. Dazwischen die Raine mit Büschen und Bäumen, die Einzelhöfe mit den Obstgärten, und Dörfer, deren Bretterdächer wie Silberblättlein in der Sonne glitzerten. Dann die weißen Fäden der Straßen, die Windungen der Bäche mit ihren Wasserblitzen. So das Thal. Und hinter demselben der Bergwall mit dunkelndem Wald und kahlen Almkuppen. Alles scharf und klar; aus dem Hintergrunde eines Seitenthales stand ein winziges Silberzinklein auf — die Hochspitze des Grauen Zahns, die an zwei Tagreisen ferne war. Und darüber das unendliche Äthermeer des Himmels mit den leichten, wolligen Wölklein, die sich nie vor den funkelnden Sonnenstern stellten, weil sie, ihm nahekommend, stets in eitel Licht zerflossen.

Alban betrachtete mit Behagen dieses Bild, das, so licht es war, die Augen nicht schlug, vielmehr erquickte.

„Nicht wahr!" schmunzelte er mit Stolz, als ob er es selbst so gemacht hätte. War es doch seiner Kindheit Welt, in der er ewig jung blieb. „Nicht wahr, das ist schön?"

„Ja, ja", murmelte der General, brannte sich eine frische Cigarre an und fuchtelte mit dem brennenden Streichhölzchen in der Luft herum: „Diese verdammten Gelsen!"

Denn ringsum, zu Häupten und zu Füßen, an den Bäumen und auf der Matte, überall ein summender Tanz der Mücken, Fliegen, Falter und Käfer. Nicht ein Kräutlein stand am Wege, auf und unter welchem nicht hundertfältiges Leben wob, so dass Alban bei jedem Schritt achten musste, kein Käferlein, kein Ameislein zu zertreten. Er, dessen Hand im Staatsgetriebe manche Menschenexistenz zermalmen musste, scheute sich, einen Wurm zu vernichten. Wohl, er vernichtete täglich Millionen von Lebewesen, wenn er den Acker brachen und das Gras mähen ließ. So ist ja die Welt einmal eingerichtet; allein muthwillig auch nur die geringste Creatur zu zerstören — das war ihm nicht gegeben.

Nun stand er still und machte den Genossen auf den Duft des reifen Kornfeldes aufmerksam.

„Ich rieche nichts", brummte der General und qualmte Cigarrenrauch aus. Dabei wollte er immer die braune Tuchjacke bis an den Hals

hinan zusammenknöpfen, sie war aber nicht dazu eingerichtet und deshalb fluchte er über den Civilanzug, der einem schlapp niederhienge, wie der Fetzen an einer Krautscheuche.

Jetzt kamen vom Felde die Schnitter heran, fast laufend, wie die Schäflein dem Hirten zuspringen, um ihm das Salz aus der Hand zu lecken. Sie küssten ihm die Hand, den Arm, den Rockflügel, alles in heiterer Demuth.

„Pfui Teufel!" knirschte der General.

Fast zuletzt kam der Hausmeier, die Sichel unter dem Arm, heran. Er war heute der Fleißigste.

„Hab' gemeint, Euer Gnaden, dass ich gar nicht entgegengienge, weil das Kornschneiden so viel g'nöthig ist. Heuer steht's wieder einmal passabel und da muss man zugreifen. Küss die Hand, Euer Gnaden! Und gut ausschauen, dass es schon eine Freud' ist!" Er machte ein ungeheuer treuherziges Gesicht.

Als sie sich wieder an die Arbeit begeben hatten, sagte Alban vom letzteren: „Das war mein Franz, der Hausmeier."

„Das ist eine Canaille!" antwortete der General.

Alban war die rauhe Art des alten Officiers zwar gewohnt. Jetzt lugte er ihn aber doch etwas beklommen an und sprach: „General, mir scheint, du kommst als Feind!"

„Ist meine Schuldigkeit!" knurrte dieser, und seine Schnurrbartspitzen gaukelten.

Nun stand auf der Anhöhe das Herrenhaus. In seinem lichtbraunen Holzbau hob es sich gut ab von dem dunkelgrünen Wald im Hintergrund. Zwei üppigbuschige Lindenbäume beschatteten einen Theil des Gebäudes; die Meierin war just dran, Blumenbeete zu jäten und die Kinder waren just dran, mit ihren behendigen Beinchen die Blumenbeete zu zerstampfen. Der General schritt an allem missmuthig vorüber und als Alban ihn in sein bereitetes Zimmer geführt hatte, ließ er sich schwer in den Lehnstuhl sinken und schnob auf: „So, da sitz' ich. Und da bringt mich sobald kein Teufel fort. Weder ein schwarzer, noch ein weißer."

„Aber im Speisezimmer ist der Imbiss aufgetragen."

„Na, hast was, so bring's."

„Und später will ich dir meine Wirtschaft zeigen", sagte der Gutsherr.

Der Alte schoss einen wüthenden Blick auf ihn und raschelte dann die Worte hervor: „Junge, nu will ich dir mal was sagen. Lass mich zufrieden. Scheunen, Ochsen und sonstige Vieher — ich versteh' nichts davon. Ich bleibe hier" — er hieb mit der Hand auf den Eichentisch, „dahier auf diesem Platz sitzen, bis meine Uhr abgelaufen ist. Sorge für stabilen Trunk und leidliche Cigarren."

„Soll nicht mangeln, Freund. Nur sollst du doch die landschaftliche Natur ein bißchen —“

Brutal unterbrach ihn der General: „Excellenz! Bleib' mir hübsch mit der Natur abseits. Hab' Natur genug im Leibe für den persönlichen Gebrauch. Man will auch mal sein Leben genießen.“ Und er steckte sich eine Cigarre an.

Das mag nett werden, dachte Alban. Er hatte sich darauf gefreut, mit dem alten Freunde die Wälder zu durchstreifen und auf Berge zu steigen. Und nun soll er am Ende diese Sommertage in der dunklen Kammer versitzen und mit dem Gaste Tarock spielen. — Pah, wofür ist man Diplomat, wenn nicht, um das bißchen Militär herumzukriegen.

Mittlerweile war der Wagen nachgekommen und während der Franz dem Kutscher Pferdestall und Haferkammer anwies, meldete Georg sich bei seinem Herrn, der Befehle gewärtig.

„Ich brauch' dich nicht. Marsch!“ herrschte ihn der General an, doch noch von der Thürschwelle rief er ihn zurück: „Georg! Komm, stell' dich mal da her. Bist ein braver Kerl, so weit. Wie mich dünkt, bist du in dieser Gegend zu Hause. Noch Mutter da? Nicht. Na, dann nicht. Morgens und abends wirst du in meiner Nähe sein. Die übrige Zeit Urlaub. Lauf' dich aus, Kalb.“

„Dank gehorsamst.“

„Und mach' keine Dummheiten.“

Nun gieng es dem blauen Burschen einmal gut. Braten und Bier. Federbett. Und als Respectsperson wurde er behandelt, sogar vom Hausmeier und dem Sultan an der Kette. In blaues Commißtuch schnappen? Nein, dafür sind wir zu patriotisch. — Aber schon am nächsten Tage bemühte er sich, eine Dummheit zu machen. Auf dem weißen Kies des Parkweges gieng er dahin und durch den Gadern hinaus auf den holperigen Waldsteig. Dort war ihm heimlicher, dort gab es manche Stelle, wo er verlassen und verstoßen gelegen war, gehungert hatte und verzweifeln wollte. Im blauen Kaiserröckel, mit gesättigtem Magen und flinken Gliedern über solche Stellen dahinzuspazieren, das machte ihm jetzt ein besonderes Vergnügen. Und dabei fiel ihm allerlei ein. An der Lichtung verlor sich der Fußsteig im hohen Strauchwerk, und dort drüben am sonnigen Hang sah er sie plötzlich, an die er gedacht hatte. Sie war barfuß und barhaupt, hatte ein kurzes, graues, flickiges Kittelchen an und bückte sich, um Erdbeeren in ein Körbchen zu pflücken. Als sie jählings den blauen Burschen sah, lief sie davon. Im Geschlinge fiel sie hin, verschüttete Erdbeeren und war abgefangen. Der Bursche fasste sie mit festem Arm um die Mitte, wollte sie aufheben, sie klammerte sich trotzig ans Gestrüpp, versicherte mit hellem Stimmlein, es nicht mehr zu thun und weil er trotzdem nicht ausließ, so wollte sie ihm in die Hand beißen.

Das verhielt sich nämlich so: Der herrschaftliche Hausmeier hatte den Leuten das Beerenpflücken und das Pilzesammeln verboten, und seither fand das rothhaarige und blauäugige Kohlenbrennerkind, dass die Erdbeeren besonders süß sind, gieng hin und pflückte ihrer am Hange.

„Was ist denn das für ein diebisches Mädel!“ lachte er. Da erkannte sie seine Stimme. Die Lust zum Beißen vergieng ihr, aber noch ärger erschrocken war sie, in die Hände des Vagabunden gefallen zu sein.

„Schorschl, um Gotteswillen, lass mich aus!“ ächzte sie und suchte sich ihm zu entwinden. Und merkte es noch nicht, dass sie in Gewalt der Armee lag, sie hatte nur den einen Gedanken: Er bringt mich um!

Der Georg setzte sich zu ihr und hielt sie fest umschlungen. „Agathl“, sagte er schalkhaft, „jetzt soll noch einer sagen, wir zwei passen nicht zusammen. Gestern hab' ich gestohlen, heut' stiehlst du!“

„Das ist nicht wahr!“ begehrte sie heftig auf. „Gestohlen ist das nicht, was frei wachst im Wald. Stehlen thu' ich nicht!“

Nun wurde er ernsthaft und sagte: „Siehst du, wie weh es thut! Sonst hab' ich auch nichts genommen, als was frei im Wald wachst, und hast mich doch einen Dieb geheißen, noch im vorigen Winter, unten im Kohlenbarren.“

„Das haben alle gesagt!“

„Am meisten weh gethan — — hat's mir von dir.“ Diese Worte waren herausgewürgt, als ob ihm schon der Strick um den Hals läge.

Jetzt erst bemerkte sie seine Uniform.

„— Wie schaust denn du aus?“

„Gelt!“

Dann erzählte er, was er durch die Fürsprache des Excellenz-Herrn geworden war. Der Leibbursche des Generals. Wie gut es ihm gehe. Dass er Urlaub habe und eben aus sei, um im Wald schöne Erdbeermädeln abzufangen. — Er brauchte sie nicht mehr so fest zu halten, sie blieb auch so sitzen. Bald kamen sie überein, selbander aus dem Binsenkörbchen Erdbeeren zu naschen, die sie auf der Flucht nicht verschüttet hatte. Dabei betrachtete sie ihn heimlich, und wie ganz anders er ihr vorkam, als früher. Der dunkelgrüne Halsaufschlag mit dem weißen Gratel darüber. Unter der Mütze standen an den Ohren ein paar kecke, glattgestrichene Lockensechser hervor. Das Schnurrbärtchen leicht aufgeramt, die Zähne gepflegt. In den kleinen tiefliegenden Augen lag ein ernsthafter Schatten, der aber jeden Augenblick durch einen munteren Blitz unterbrochen wurde. Die Wangen roth, die Lippen voll, etwas wulstig, weniger geneigt zum Sprechen als — zu was anderem.

„Wie du aber jetzt ausschaust!“ sagte das Mädel frohgestimmt. „Im vorigen Jahr hast nicht so gut ausgeschaut.“

„Meine liebe Agathl“ antwortete er, „dazumal ist's mir wohl höllisch schlecht 'gangen. Ist's mir schon immereinmal vorgekommen, es kunnt nicht sein! Und wie nachher das Gered' ist, du weißt eh, dass ich schlecht worden wär', da ist mir wohl der Gedanke 'kommen: Jetzt ist's schon alles eins!“

„Wer das Gerede nur kann aufgebracht haben!“

„Du, das möcht ich selber wissen. Ich hab' immereinmal gedacht, dass ich keinen Feind hätte. — Der Hausmeier beim Grafen“ —

„Was ist's mit dem?“

„So viel ich mir reimen kann, geht's von dem aus. Aber wenn sie mich bei den Füßen aufhängen und wenn sie mir's mit der Zang' aus dem Mund ziehen wollten, so könnte ich's nicht sagen, warum der Hausmeier so gegen mich ist.“

„Es wird halt doch was zwischen euch sein.“

„Mein Gott, schon auf der Schulbank haben wir uns gerauft; warum, das weiß ich nimmer.“

„Wer ist denn der Stärkere gewesen?“ fragte das Mädel.

„So viel mir noch im Kopf ist — allemal ich.“

„Na, vielleicht ist's deswegen.“

„Meinethalb. Was kümmert mich dieser Franz! Die Welt ist weit, jetzt gehen wir uns nimmer ins Gai. Aber dazumal, wie er so über mich gelogen hat und ihm alle geglaubt haben, bin ich wohl der Schwächere gewesen. Na, gelogen, das will ich nicht einmal sagen, es ist überall umgegangen gegen mich, weil ich Dummheiten gemacht hab'. Aber sie haben Schlechtigkeiten daraus gemacht und der Hausmeier hat's weitergesagt, als ob er dafür bezahlt worden wär'. Und wohl auch viel dazugemacht. Dirndl, da bin ich verzagt gewesen. Es hätt' wahr werden können! Damals, wenn mir einer wär' untergekommen! Du! ich sag' dir's trutz!“

Das Mädel verstand recht gut, wie die unklare Rede gemeint war. Er deutete an, wie der Excellenz-Herr ihn habe gefunden im Schnee. „Denn seine Gutheit hat mich aufgeweckt. — Und jetzt, Dirndel“, sprang er über, „jetzt bin ich munter!“

Sie suchte ihn zurückzutauchen und erzählte, wie es schon aufgekommen sei, woran der Viehhändler zugrunde gegangen war und die anderen.

„Dass ich's nicht war, weiß ich eh'“, antwortete er. „Und du wirst mir's jetzt wohl auch glauben.“

„Glaub' dir's schon. Aber — bissel ein Spitzbübel bist doch.“

„Da hast recht.“ Jetzt dämmerte er so ein wenig vor sich hin, und plötzlich:

„Sakerments-Mädel, dich hab' ich gern!“

Sie wollte schnell aufstehen und davon eilen, doch ihre Beine hatten

sich so arg im Schlinggewächse verfangen, dass er nachhelfen musste. Sie fand, dass er es sehr ungeschickt besorgte, so dass die Umstrickung eine noch größere ward. Dabei war vom Heiraten die Rede.

„Agathl, ich nehm' dich allemal!" sagte er.

„Und ich mag dich erst, bis du General bist."

„So lang' zu passen, Dirndel, das möcht' ich nicht rathen. Weißt, an so einem General ist eigentlich nicht so viel, als der Ruf geht. Sie sagen, ein Feldwebel, oder so herum, wär' gescheiter."

„Jetzt lass mich aber einmal aus, dass ich heimkomm'!" Allzuscharf war das nicht gesprochen. Er entgegnete: „Muss es gleich sein — das Heimgehen?"

Und sie: „Freilich wohl sollt's gleich sein."

Und er: „Ein bissel wird's wohl Zeit haben."

Und sie: „Meinst?"

Und er: „Denk' wohl."

Und sie: „Was denkst dir denn?"

Er schwieg.

Waren kaum eine halbe Stunde beisammen und wussten schon nichts mehr zu reden. —

Der Excellenz-Herr gieng langsam über seine Wiesen und Felder. Den Stock mit dem Elfenbeingriff stieß er mit ausgespanntem Arm scharf in die Erde. Er war ärgerlich über mancherlei. Die Post hatte unangenehme Geschichten gebracht. Es klappte wieder einmal im Staate nicht. Es war neuerdings — na, er wollte gar nicht daran denken, hier war er Landwirt und nichts anderes. Nun hatte er sich wirklich schon darauf gefreut, seinem Freunde, dem General, Haus und Hof, Wald und Au zu zeigen und allerhand Merkwürdigkeiten. Und hockte der Alte Tag für Tag auf seiner Stube wie angeleimt. Allerdings war's bekannt, dass er ein Barbar war, aber dieses Landhaus, diese Wälder und Berge, dachte Alban, würden es ihm doch anthun. Nun streichen die herrlichen Sommertage dahin, er sitzt im Lehnstuhl, trinkt braunes Bier und raucht Cigarren und öffnet nicht einmal ein Fenster, dass der Gestank hinaus und die Waldluft hereinkönnt'. Und knurrt, wenn der Hausherr nicht immer bei ihm sitzt mit den Spielkarten.

Die Leute waren sehr emsig bei der Arbeit, wenn der Gutsherr neben ihnen stand und zusah. — Auch der Georg arbeitete mit im Heu, oder im Korn. Das Kohlenbrennermädel musste denn endlich doch einmal heimgegangen sein, so war ihm langweilig. Spazierengehen mag der Mensch nicht immer, daher langte er nach der Gabel oder nach der Sichel und that lustig mit. Er packte nicht übel an. Da trat einmal der Hausmeier zu ihm, nahm ihm die Heugabel aus der Hand und sagte: „Dich brauchen wir nicht."

„Warum soll der Bursche nicht mithelfen?“ fragte der Excellenz-Herr, der gerade dazu gekommen war. „Er macht's ja gut. Er macht's besser, wie manch' anderer.“

„Die Leut' verdirbt er mir, Euer Gnaden“, antwortete der Franzl und setzte mit wichtiger Miene dazu: „Bei dem weiß man nie, was er im Sinn hat. Wohl, wohl, Excellenz-Herr, die Leut' lernt man erst kennen, wenn einer jahrelang mit ihnen zu thun hat. Ja, wenn unsereiner nicht aufpassen wollte, Tag und Nacht — niemandem darf man trauen, heutzutage.“

Alban blickte dem Hausmeier scharf ins Gesicht, was dieser aushielt, ohne ein Zucken zu thun. Dann gieng er seines Weges. Heuschrecken hüpften über seine glänzenden Stiefel, ob er ihrer todtrat, heute achtete er nicht darauf. —

Am nächsten Tage, der wieder sehr heiß gewesen, ward es gegen Abend unruhig in der Luft. Die Bäume wussten noch nichts davon, allein die Gräser zuckten, die Heuhalme tanzten und der Staub des Weges wirbelte in kleinen Kreisen. Es gieng ein feuchtwarmer Föhn und der Himmel wurde sachte grau und finster.

Die beiden Herren saßen beim Tarock und die Kerze, sonst nur zum Anbrennen der Cigarren vorhanden, legte an die Wand ein röthliches Licht.

Alban warf das Blatt auf den Tisch und sprach: „Es scheint, dass Regen kommt. Will nachsehen, ob sie mit den Garben fertig sind.“

In demselben Augenblick schlug im Dachgelass ein offenes Fenster zu, so heftig, dass die Scheiben niederklingelten an der Wand.

„Was zum Satan!“ knurrte der General und stand von seinem Lehnsessel auf.

„Willst du mich begleiten?“ fragte Alban, setzte aber bei: „Nein doch, bei diesem Wetter. Bleib' in der Stube, Fritz, ich komme bald wieder.“

„Wie meinst du?“ fragte der General mit schiefem Blick. „Bei diesem Wetter? Bin ich ein Pfründner? Mein Lieber, da sind wir andere Sachen gewohnt.“ Er gieng mit hinaus und Alban freute sich heimlich der gelungenen List. Nicht häufig schien derlei zu glücken. —

Sie giengen die Anhöhe hinauf bis zum Waldrande, wo eine Sitzbank war. Von dort aus konnte der Gutsherr Hof, Feld und Wiese übersehen. Das Heu lag noch flach hingestreut, die Garben waren nicht heimgebracht, sie standen in Schöbern und die Leute hatten schon Feierabend gemacht. Die Meierin kochte das Nachtmahl, der Rauch des Schornsteins legte sich träge aufs Dach nieder und glitt an demselben in den Hof hinab. Der Halter brachte die Herde in den Stall. Alban gab dem Viehknecht gemessene Aufträge: Frische Streu schütten, die Haut striegeln, die Salzkleie zum Abendimbiss für Kühe und Kälber. Sein

ganzes Wesen war erfrischt, als er so für das liebe Vieh sprechen konnte und gerne hätte er den General in die Angelegenheit verstrickt. Dieser pusterte, er suchte sich ein Haar oder ein Splitterchen herauszupustern, das angeblich in einem Winkel des Gaumens kleben musste. Dann ein kräftiger Fluch, gut war's. Alban schwieg und schaute hin. Weit draußen im Thal, auf der Straße stiegen weiße Staubwolken. An mehreren Berghöhen hatte sich Nebel niedergesenkt. Von einer Kapelle her in getragenen Stößen kam das Klingen eines Glöckleins. Wetterläuten, obschon noch kein Blitz zu sehen, kein Donner zu hören war.

„Jetzt möchte ich nicht gerne durch den Wald hinauf gehen", bemerkte Alban.

„Warum denn nicht?" schnaufte der General.

„Na, ich danke schön! Wenn plötzlich der Sturm kommt und bricht die stärksten Stämme!"

Der Alte bog seinen Ellbogen aus, dass Alban sich einhänge: „Komm, Kindlein, wir wollen in den Wald hinauf."

Na, so hatte der Gutsherr seinen Gast endlich dort, wo er ihn haben wollte, in der freien Natur, im Walde, wo er ihm das junge Tannicht und die alten Fichten und Lärchen zeigen konnte.

„Von den Lärchen leider nur wenige, aber sie sind über hundert Jahre alt."

„Ja ja. Hundert Jahre. Eine lange Zeit. — Sage, Alban, hast du noch einen Glimmstengel in der Tasche?"

Sie giengen durch schütteren Anwachs hin. Alban freute sich der langen Triebe, die dies Jahr das junge Beständе wieder angesetzt hatte. „Mindestens einen halben Meter das Jahr wachsen sie himmelwärts." Ein Wildhuhn flatterte auf, so plötzlich, dass beide Männer erschraken, sogar der Feldherr.

„Den Spuk möchte ich todtschießen", brummte er.

„Ja, das eine fehlt mir zum richtigen Landjunker", sagte Alban. „Ich bin kein Jäger. Diesen Spaß verstehe ich nicht."

Während er es sagte, glitt er aus und fiel hin. — Selbst auf weichem Moos könnte man sich eine Rippe brechen! Wie einer nur so straucheln kann! — Sie untersuchten den Boden und fanden einen frisch abgeschnittenen Baumstock, einen harzenden Lärchenstock, der mit Moos dünn bedeckt gewesen und auf dessen Fläche der Gutsherr ausgeglitten war.

Er stutzte. „Was ist das? Es sind ja wohl keine Lärchen gefällt worden?"

„Müssen doch, müssen doch!" sagte der General. „Sonst hätten uns schwerlich die Blöcke begegnen können, unten im Hohlweg. Erinnerst du dich?"

Alban schaute nachdenklich auf den tischbreiten, röthlichen Stock und murmelte noch einmal: „Was ist das?"

„Canaille!“ knirschte der General. —

Jetzt war's lange Zeit still und sie giengen „im Wald so für sich hin“. Sie kamen an ein Moor, wo Binsenbüschel standen mit ihren weißen Wollenfähnchen.

„Hier ist wohl der Platz, wo du die Quelle für einen Hausbrunnen fangen willst?“ fragte der General.

Alban zuckte die Achseln.

Sie kamen an Erlgestrüpp, an welchem die grünlichen Samenzäpfchen hiengen.

„Hierher gehört Feuer. Roden!“ sagte der General.

Alban zuckte die Achseln und durchbrach mit langen, derben Schritten das Gesträuche.

Sie kamen an eine Almblöße. Tief unten lag das weite, dämmernde Thal. Alles war still und kein Zweiglein regte sich an den Schirmtannen. Unter diesen Tannen stand ein Heuschoppen. Das Dach hatte Lücken und etliche Bretter waren zu halb herabgerutscht über den Dachrand.

„Da drin wird dein Franz das Almheu aufbewahren“, sagte der General und seine Schnurrbartspitzen gaukelten stark. Mit einem Armstoß öffnete er die angelehnte Lattenthür, wohl, um sich ein wenig am faulenden Heu zu ergötzen. Aber — den Fuß schon zum Überschreiten der Schwelle gehoben, blieb er einen Augenblick unbeweglich, denn drinnen war ein Geräusch.

Er guckte hinein: „Pardon, da will ich nicht stören!“ Zog die Thür hinter sich zu, eilte, Alban mit sich fortzerrend thalwärts. Der Schnurrbart gaukelte heftig, zuerst die eine, dann beide Spitzen.

Als sie unten am Raine des Gemüsegartens entlang gegen das Gehöft schritten, in der Abenddämmerung, da wetterleuchtete es von allen Seiten her. Aber es donnerte nicht, es war still, keine Grille zirpte im Grase.

Alban blieb stehen und faßte den General an den vorderen Rockflügeln, daſs er auch stehen bleibe.

„Lieber Freund“, sagte er mit einer fast feierlich klingenden Stimme, „ich habe dir etwas mitzutheilen. Ich nehme meine Entlassung.“

„Wie? deine Entlassung, sagst du?“ entgegnete der Alte und brannte sich eine Cigarre an.

„Ich will erst einmal lernen, ein kleines Landgut zu bewirtschaften, bevor ich es versuche, ein großes Reich zu regieren. Es scheint, dahier gieng ich ab und dort war ich nicht am Platz.“

„Nein“, sagte der General, „wirklich nicht. Für einen Staatsminister bist du — sagen wir — zu gut. Du behandelst das Vieh wie Leute, das schadet nicht. Aber du solltest auch Leute wie Thiere behandeln.

Die Bestien. Das muss regieren!" Mit dem Handballen machte er einen Stoß nach der linken Seite hinab, aber es rasselte nicht. Am Civilgewand fehlte der Säbel, nach seiner Meinung der wichtigste Theil eines Staatsmannes. —

Am selben Abende hatten die beiden Herren nicht Tarok gespielt, sondern ein angelegentliches Gespräch geführt. Sogar der alte Säbelrassler sprach wie ein Mensch.

Am nächsten Morgen wollte es nicht licht werden. Die Dämmerung dauerte so lange, bis Alban auf die Uhr blickte, ob es denn nicht schon die sechste Stunde sei. Wie von einer Tarantel gestochen fuhr er aus dem Bette, denn es war die achte. Und draußen — Regen, unendlicher Regen. Aus dem Nebel, der alles einhüllte, sickerte es dicht und zart, wie Thau. Die Dachrinnen plätscherten, die Dächer, die Bäume und Sträucher troffen ohne Unterlass. Über den Hof in Kreuz und Krumm rieselten die grauen Bächlein. Die Fensterscheiben waren angelaufen und als sie geöffnet wurden, strömte kühler feuchter Hauch herein, den der General sofort mit einer guten Cigarre räuchern zu müssen glaubte.

Alban gieng hinab in das Wirtschaftsgebäude, da hörte er von großen Regengüssen in der Nacht, und wie es in den hinteren Gegenden noch ärger niedergegangen sein müsse, denn im Thale gäbe es schon Hochwasser. Alban stellte den Hausmeier zur Rede, weshalb die Jauche des Stalles wie ein Bach auf den Weg hinausfließe?

Da dachte der Franz: Na, das wäre was Neues, dass man sich in alles dreinreden lassen soll. Es scheint, ich werde ihm einmal das Wilde herabräumen müssen. — „Euer Gnaden", sagte er vernehmlich, „ich kann nichts dafür, dass der Regen nass ist und die Jauche davonschwemmt."

Auf dieses Wort stand der Gutsherr einen Augenblick still wie ein Pfahl und blickte den Meier an. Nicht etwa zornig, nur verwundert. Dann sagte er ganz gütig: „Franz, komm in einer Viertelstunde auf mein Zimmer."

Jetzt war dem Franz etwas unbehaglich. — Regenwetter. Da werden die vornehmen Herrschaften halt manchmal ein bissel gichtisch. Man muss Geduld haben. Als er dann in das große Zimmer trat, wo die breiten Eichenmöbel waren und wo die Schwarzwälderin laut tickte, stand der Excellenz-Herr am Tische und hielt ein Paketchen Papier in der Hand.

„Franz", sagte er — ganz leise sagte er es — „Du hast aus dem Walde Lärchenstämme verkauft!"

Der Hausmeier, der ganz stramm mitten im Zimmer stand, zuckte mit keiner Wimper.

„Lärchen — ei ja so. Ich wollte Euer Gnaden eben davon sprechen. Sie waren — sie sind nämlich morsch gewesen. Der Borkenkäfer —."

„Der Borkenkäfer in Lärchen!“ sagte der Herr sehr gedehnt, aber mit einer Tonhebung, die mindestens drei Ausrufungszeichen hatte. Und dann sehr gelassen, fast gemüthlich: „Deiner Familie wegen thut es mir leid, Franz. Du bist von heute an abgedankt. Da sind Deine Papiere mit dem fälligen Lohn. Binnen längstens 14 Tagen muss allerdings die Wohnung leer sein.“

Jetzt hat der Franz mit den Wimpern gezuckt. Er wollte sofort eine Rechtfertigung beginnen, aber der Herr winkte mit der Hand: Nichts weiter, die Sache ist abgethan. —

Zur nämlichen Stunde hatte der General seinen blauen Burschen zu sich gerufen. Der musste ihm wie gewöhnlich die Stiefel abstreifen und ihn dann rasieren. Letzteres that der Georg, so geübt er drin war, noch immer mit einiger Befangenheit. Kinn und Backen, das gab keine Sorge. Aber ein Haar vom gewaltigen Schnurrbart hätte ihm den Hals gekostet. Und heute sträubte sich dieser Schnurrbart so auffallend, die Hörner gaukelten so unheimlich. Und ein paarmal zuckte ihm ein Blick des Herrn ins Gesicht, dass das Messer in der Hand zu zittern begann.

Als die Backen abgespült waren, legte der General die beiden Zeigefinger an die Schnurrbartspitzen, drehte diese wie auf Spulen, so dass sie nachher wie Pfropfenzieher aussahen und sagte:

„Georg!“

Dieser stand soldatisch bereit.

„Wirst du sie heiraten?“

Der blaue Bursche wurde roth. Er wusste augenblicklich, um wen und was es sich handelte.

„Georg! Wenn du bei mir bleibst, so kannst du sie nicht heiraten. Und wenn du sie nicht heiratest, bist du ein Hundsfott. Capierst du das? Na denn also. Guten Morgen!“

Der Bursche wusste nicht recht, wie er die Treppe hinabgekommen war. Dass auf jene Überraschung etwas geschehen würde, hatte er beiläufig geahnt. Und nun das! Entlassung, Abschied, Heiraten! All das auf einmal. Es war zu viel. Auf die Gefahr hin, dass es ihm in die Kehle hinabregnete, stieß er unten im Hof ein so helles Jauchzen aus, dass die Hühner aufschreckten und der Kettenhund im Kobel sein Haupt erhob und sich einmal den Menschen ansah, der bei diesem Wetter jauchzen konnte. Die Affaire im Winter zwischen beiden war längst vergessen, sie waren zusammen so gut Freund geworden, dass der Georg nie dem Sultan die Knochen bringen konnte, ohne von diesem angesprungen und an Mund und Nase leidenschaftlich beleckt zu werden. Und jetzt rief er ihm fröhlich zu: „Sultan! Sultan! Ich heirate die Agathl!“

Hinter ihnen huschte, in wulstigem Wettermantel gewickelt, der Franz zum Hofthore hinaus und unter seinen Füßen spritzte die Lache auf. —

Um die Mittagszeit hörte es auf zu regnen. In einzelnen Gruppen stiegen weiße und schwarze Nebel empor, ein wässeriger Sonnenblick, und die Tropfen an den Bäumen funkelten in allen Farben. Die braunen Wässer, die ins Thal gekommen waren, wurden ungestümer.

„Ich will's mit dem Georg versuchen“, sagte Alban nach Tische.

„Ja, ja“, knurrte der General und brannte sich eine Cigarre an.

„Und wir könnten nachmittags die Rösslein einspannen lassen.“

„Am liebsten zum Bahnhof“, antwortete der General. „Nämlich, lieber Freund, die Sache verhält sich so.“ Er nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte fast schlicht und zierlich: „Bei dir da ist es sehr schön — aber langweilig.“

Doch am Nachmittage, als sie dahinfahren wollten mit der Zuversicht von Leuten, die einen freien Willen zu haben glauben, zeigte es sich, dass das Wasser die Herrschaft angetreten hatte. Von allen Bergrunsen war es herabgekommen, aus allen Gräben hervor, die Leute standen da und redeten zu einander, wie man es nicht glauben könne, dass Wässerlein, die sonst kaum ein Mühlrad treiben, so abscheuliche Ströme werden! Die wuchtigsten und tobendsten Gewalten aber waren durch das Hochthal herabgekommen, aus dem Gesenke. Sie erfüllten mit ihren braunen, sich stauenden oder überstürzenden Fluten das ganze Engthal, das vom Hochgebirge niederzog. Von den Hängen die Holzblöcke, lustig auf- und niederwiegend, glitten heran. Von den Lehnen die Lawinen wälzten ihren schweren, schäumenden Brei herbei. Grünschillernde Eisklötze, die von den Gletschern des Grauen Zahnes niedergebrochen waren, machten im Wandern Gemeinschaft mit den schwimmenden Stegen, Brettern und Hausgeräthen. Derlei berichteten die Leute, die zum Waldhofe heraufkamen. Und das dumpfe Tosen zitterte erdbebenartig durch die ganze Gegend.

Das rostbraune Gewölke hatte am Mittage Lücken bekommen, durch die ein tiefblauer Himmel guckte. „Er ist viel zu blau, das hält nicht“, sagten die Leute. Bald zogen sich die mattgrauen Schichten darüber, die Landschaft dämmerte und es hub wieder an zu regnen.

Alban hatte Georg befohlen, dass er nach dem Wasser sehe. Das Gehöft stand sicher auf seiner Höhung, aber im Thale zogen die braunen Striemen über Wiesen, Felder und Wege hin, stellenweise Seen bildend, aus welchen die Heuhaufen und Garbenschöber noch eine Weile hervorstanden und sich dann sachte niederlegten.

Als Georg die Leute rief, stand unter dem Thore der Franz; halb geduckt, mit vorgestrecktem Haupte und glänzenden Augen stand er da und zischte auf den neuen Meier hin: „Muss es gleich sein? Na

wart, ich will dir helfen. Ich hole nur die Hacke." Und sprang gegen seine Wohnung hin, wo die Kinder dastanden, blöde umherglotzten und nicht wussten, was jetzt war. Das Weib des Franz zeigte sich gar nicht. In der Stube kramte sie um, schleuderte zornig alles durcheinander, riss von den Betten die Plachen, warf Gewand und Geräthe hinein, band sie in Bündel und schrie, dass sie nicht eine Stunde länger in einem Hause bleiben wolle, wo man Stromer und Lumpen den treuen Dienern vorziehe.

Die Senk, die aus der Hochschlucht von der Gletscherwelt herabkam, hatte im breiten Thale zwei Brücken. Auf der Dorfbrücke standen Männer, die mit langen Stangen und Haken das heranschwimmende Gehölze von den Brückenjochen ablenkten und wo möglich ans Land zogen. Um die zweite Brücke, die unten in der Au war und auf der ein Weg vom herrschaftlichen Gute über den Fluss gieng und die für dieses Gut wichtig war, kümmerte sich kein Mensch. An ihren Jochen hatte es bereits Balken und Baumstämme festgeklemmt, das Wasser brandete wild auf und warf seine Gischten schon hoch über die Brücke hin. Auf dieser stand nun der Georg und suchte mit seiner Stange das Schwimmholz abzustoßen. Dabei schaute er hin, ob seine Leute nicht endlich schon nachkämen. Ein einziger kam mit weiten Schritten über die Pfützen herangesprungen, eine Axt in der Hand, auf die Brücke zu. Der Franz. Er sprang auf die zitternde Brücke, schnob dem Georg ein Wort zu, das dieser unter dem Donner des Wassers nicht verstand.

„Eine Stange! Eine Stange!" schrie der Georg. „Mit der Hacke kannst nichts machen."

„Das wollen wir erst sehen!" antwortete der Franz und trat zum andern hin. In demselben Augenblicke krachten die Balken, eine braune Flut wirbelte auf, und die Brücke stürzte in das Wasser. Ein einziges Joch in der Mitte stand, und auf demselben kauerten, an wackelndes Gebälke sich klammernd, die zwei Männer.

„Ist mir schon alles eins", knirschte der Franz, und that einen Hieb nach dem Georg. Die Axt schlug in den Pfosten; mit heftigem Arm riss sie der Georg heraus und schleuderte sie in den Strom. Als Franz, ungeachtet der krachenden Trümmer, sich auf den Gegner stürzen wollte, fiel das Joch um. Die beiden klammerten sich an einen ineinandergequerten Doppelbalken, der, niedergestürzt, aus der Tiefe rasch emporschnellte und dann auf den Wogen dahinglitt. — Und jetzt konnte man das grausige Schaustück sehen, wie zwei Männer, auf dem davonschwimmenden Balken aneinandergeklammert, in hellem Wahnsinn miteinander rangen. Der Franz hatte den Georg ins Wasser schleudern wollen, so suchte dieser die krampfigen Finger des Feindes von sich,

vom Balken loszulösen. Dabei umbrandete, umgischtete sie das Wasser, dass einer den andern nicht sah. Den schaukelnden Balken unter sich verklemmten sie Arme und Beine aneinander, der eine verbiss sich mit den Zähnen in des andern Kleider, und doch wollte immer einer den andern von sich und vom Balken stoßen, während das Wasser in den Kehlen gurgelte und aus den Nüstern brach.

In einen Knäuel verschlungen, so klebten sie am wuchtigen Brückenbalken, der lautlos dahinschaukelte. Sie waren erschöpft und regten sich nicht, manchmal hoben sie die Häupter und glühten einander an mit den Augen der Bestie. — Kein Wort war gefallen, warum die wahnwitzige Fehde. Aber jetzt pusterte der Franz sich, konnte ein wenig Athem holen und sagte ganz gelassen: „Ja, mein lieber Schorschl, einer von uns ist zu viel auf der Welt."

„Es werden schier allzwei zu viel sein", versetzte der andere. Denn das Gefälle wurde stärker, der Strom rasender, und manchmal prallte der Balken an einen Felsblock, dass die Männer mit allerletzter Kraft sich anklammern mussten, um nicht in die Tiefe gestoßen zu werden. Der Franz schmiegte sich enge an den Busen des Genossen, in dessen Hals er seine Zähne schlug; der Georg versetzte ihm ins Gesicht einen wuchtigen Faustſtoß, während er fast abgeschüttelt worden wäre. Noch einmal klammerte er sich fest und dieweilen sie weitertrieben auf dem breiten, rollenden Strom, that er einen Schrei: „Agathl! Ein Vaterunser bet' für mich!"

Und der andere wimmerte halb erstickt: „Meine Kinder!"

Es gieng weiter. Sie lagen verschlungen auf dem Holz und schnauften in Erschöpfung dahin.

„Ich möcht' dir wohl helfen, wenn ich könnt'!" sagte der Georg.

„Du bist ein falscher Hund!" der andere. „Bei meinem Herrn hast mich verschergt."

„Das ist derlogen —"

Eine übergießende Welle löschte das Wort. Todesangst löschte die Wuth.

Sie kamen schon in die Gegend, wo das einsame Thal sich engt, sie nahten immer mehr der Schlucht, wo selbst in gewöhnlichen Tagen die Senk zwischen Felsblöcken in schneeweißen Wuchten dahindonnert. Sie fühlten keine Beine, keine Arme mehr, ein eisiger Schauer durchfuhr ihre Leiber, dass sie beben mussten und mit den Zähnen klappern. Das wilde Brausen ringsum, sie hörten es nur mehr wie ein fernes Donnern.

„Vater unser, der du bist im Himmel", betete der Georg.

„Zu uns komm!" der andere, da stieß wieder das Wasser an.

„Vergib uns unsere Schulden!"

„Wie auch wir vergeben!“ stöhnte der Franz.

„Hilf uns, heilige Maria!“ —

An den nahen Felswänden hiengen die finsteren Nebel nieder und der gießende Regen hüllte alles in Schleier, so dass der Strom nach allen Seiten grenzenlos schien wie das tobende Meer. Und in dieser grausen Dämmerung versank der Jochbalken mit seinem Menschenknäuel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch an demselben Abend hat man sie gefunden auf einem rissigen Stein. Die Wasserzungen leckten heran, der Regen peitschte in queren Strähnen. Der Georg, zerrissen, zerschlagen und blutend, bearbeitete den Körper des Genossen, um ihn wieder ins Leben zurückzubringen, bis er selbst ohnmächtig hinsank auf den feuchten Stein.

Am anderen Morgen, als er, von Leuten umgeben, auf seinem Bette zu sich kam, in Binden und Tücher gewickelt, und als ihm nach und nach klar wurde, was geschehen, war er wieder einmal der „Armen-seelen-Schorschl“. Er verhüllte sein blasses Gesicht mit den Händen und betete leise, bebend, schluchzend — für eine arme Seele.

Ich habe die Ehre . . .!

Ein Schwank von **Josef Wichner.**[1])

Dass es allerlei Narren auf der Welt gibt, daran zweifelt kein vernünftiger Mensch.

Der Rechtspraktikant Leopold Apfelthaler war auch einer . . . . ein Naturnarr nämlich.

Er erblickte sein Ideal in den haarigen, vierhändigen Herren Vettern am Niger und Congo, oder auch im großen Käfige zu Schönbrunn; er verabscheute alle durch künstliches Feuer bereitete Speisen, knackte Nüsse, kaute Weizenkörner, aß Äpfel und ward davon ein zaundürres, aber gesundes Knochengerüste; er gieng im Sommer barfuß und barhauptig im Sonnenbrand und zur Winterszeit barfuß und barhauptig im Schneegestöber spazieren, so oft und wo immer er's ohne Verletzung seiner Standesehre thun konnte; er badete, ob schön, ob Regen, im Wasser, im Schlamme, im Sande, er schlug am heiligen Abend die Eisdecke

[1]) Aus „Jahresringe. Novellen und Erzählungen von Josef Wichner. Wien. Heinrich Kirsch. 1899“. Gegen zwanzig Stücke enthält das Büchlein. Den Heimgartenlesern braucht man diesen Schriftsteller nicht erst zu empfehlen. Wichner, der immer jungfrische Humorist, hat seinen dankbaren Leserkreis. Die Red.

durch, die den Teich gefesselt hielt, und tauchte mit Wonnegefühl frisch, fröhlich auf den Grund .... kurz: er schoss in einer an sich höchst löblichen Sache, in dem Bestreben, eine naturgemäße Lebensweise zu führen, weit übers Ziel.

Da er nun infolge seiner unausgesetzten Abhärtung beinahe jedes Gefühl für Kälte oder Wärme verloren hatte, war er auch in seinem Amte für einen warmen Händedruck und für kalte Verachtung gleich unempfindlich und diese bei einem Richter und Rechtssprecher höchst löbliche Eigenschaft brachte es mit sich, dass ihm seine Vorgesetzten manche Schrulle nachsahen, ja dass er eines Tages durch einen hochamtlichen Erlass überrascht wurde, des Inhalts, das Justizministerium habe ihn zum Bezirksgerichtsadjuncten oder Gerichtsbeisitzer ernannt.

Als artiger Mann entschloss er sich alsogleich, in das sonst verhasste Festgewand zu schliefen und sich dem neuen Amtsvorstande vorzustellen, und dass einer bis in die Bezirksstadt, der er zugetheilt war, und die wir Kronenburg nennen wollen, vier geschlagene Stunden zu gehen hatte, war ihm der geliebten Leibesübung halber recht.

Also wandelte er an einem der sattsam bekannten Hundstage, den Stock in der Rechten und den hohen, steifen Glanzhut in der Linken schwingend, über Land und ließ die Sonne in der schattenlosen Ebene auf seinen Kopf scheinen, dass sich die Haare kräuselten und förmlich zu brenzeln anhuben.

Naturfreunde seiner Art lieben die schroffen Gegensätze und springen am liebsten aus dem Backofen in die Eisgrube und aus der Eisgrube wieder in den Backofen, und also füllte sich die Brust des neuen Herrn Adjuncten mit wohligen Ahnungen, als vor seinen Blicken ein Ziehbrunnen auftauchte, dessen Stangenwerk melancholisch und gelangweilt emporragte.

Da sich, so weit er ringsum schauen mochte, kein Menschenwesen regte und selbst die Häslein alle in den Ackerfurchen schliefen, war sein Entschluss bald gefasst.

Adam hatte im Paradiese auch keinen Frack getragen, und also machte er Adams-Toilette, legte seine Kleider fein säuberlich auf ein Häuflein neben den Mauersockel und glitt, gleich seinen Vorbildern ein vorzüglicher Turner, an der Stange, die den auf der Oberfläche des Wassers schaukelnden Eimer festhielt, in die eisigkalte Flut.

Die Badeanstalt war allerdings etwas enge, so dass er nicht daran denken konnte, wie ein Fisch munter herumzuschwimmen; dafür war sie aber so tief und die lothrechten Wände so glatt, dass er es, indem er vergnüglich plätscherte, für gerathen hielt, sich am Eimer festzuhalten und .... auch dann nicht loszulassen, als sich der auf einmal hob und der kühne Wassermann in den Lüften baumelte.

Zwei stramme Bauernweiber, die auf einem nahen Acker, durch eine Senkung verborgen, die Erdäpfelstauden vom Unkraut befreiten, hatten Durst bekommen, und nun zogen sie aus Leibeskräften an der baumelnden Stange jenseits des Kreuzes und schüttelten die Köpfe und begriffen rein nicht, warum denn der Eimer oder Kübel heute gar so verhext schwer sei, rein, als ob die boshaften Burschen Steine hineingeworfen, oder als ob sich der Teufel selbst, oder gar seine alte, dicke Großmutter hineingesetzt hätte!

Auf einmal aber tauchte ein behaarter Kopf über die Brüstung und sagte freundlich:

„Ich habe die Ehre . . . .!"

Da stießen die Weiber einen Schrei des Entsetzens aus, ließen die Handstange in die Höhe schnellen und das am Eimer hängende Ungeheuer in die Tiefe plumpsen und liefen, todtenblass vor Schreck, um die Wette feldeinwärts, bis ihnen zwei Gendarmen, die auf ihrem Dienstgange begriffen waren, den Weg vertraten und sie um die Ursache ihrer tollen Flucht befragten.

„O mein Gott, o mei", jammerte die eine, „heut' früh hab' ich im Unmuth g'sagt, es wär' mir bald Wurst, wenn mich der ††† von all der Plag' mit sechs Kindern und einem besoffenen Mann hinwegholen thät', und jetzt sitzt er richtig dort im Brunnen und bald hätten wir ihn heraufgezogen, weil mich Gott hat strafen wollen!"

„Oder . . . . . es ist ein Gaßbock", meinte die andere; „haarig wenigstens und mager ist er gnue, und g'meckert hat er auch etwas, was ich nit verstanden hab'!"

Dieweil sich nun ein echter Gendarm vor keinem Teufel fürchtet und vor einem „Gaßbock" schon gar nicht, so eilten die beiden Augen des Gesetzes auf den Brunnen zu und kamen gerade zurecht; denn der unglückselige Badegast, dem die Wippe gar nicht behagte, war eben an der Stange emporgeklettert, hob den Kopf über die niedere Wehr und sprach:

„Na . . . . gottlob! . . . . dass es in der Gegend noch vernünftige Leute gibt . . . . ich habe die Ehre, mich vorzustellen: Mein Name ist Apfelthaler, seit gestern Bezirksgerichtsadjunct in Kronenburg."

Er fand jedoch wenig Glauben.

„Ah" . . . . sagte der Gendarm mit dem schwarzen Schnauzbart und machte ein Gesicht wie ein staunender Nussknacker . . . . „das ist doch ein wenig stark, uns so anplauschen zu wollen! Ei, da müssen Sie schon gefälligst herauskommen und sich mit einem Passe oder Arbeitsbuche ausweisen. Ich will Sie aber darauf aufmerksam gemacht haben, dass unsere Bajonette gut geschliffen und unsere Gewehre gut geladen sind, damit Sie sich's ja nicht einfallen lassen, auszukneifen und in diesem Anzuge herumzustrabanzen."

Das war nun freilich gut, dass der Herr Apfelthaler sein Anstellungsdecret in der inneren Rocktasche stecken hatte und so den untrüglichen Nachweis liefern konnte, er sei er; es war aber minder gut, dass der Herr Apfelthaler am heutigen Morgen mit dem linken Fuß aufgestanden war und demgemäß in allem Pech haben musste.

Er hatte die Kleider so schön . . . ein Stück aufs andere gelegt und die Angströhre so verlockend daneben gestellt, dass ich den Diebsgesellen hätte kennen mögen, der da nicht mit Wonne zugegriffen hätte . . . einen verhältnismäßig ziemlich tadellosen Salonanzug findet man nicht alle Tage auf freiem Felde, und wenn noch eine Geldbörse und eine Uhr drin steckt, so thut dies der Sache gar keinen Eintrag!

Also konnte jetzt der arme Adam, der auf die leere Stelle glotzte, ein Nussknackergesicht machen; die beiden Landsoldaten aber nickten sich, verständnisinnig lächelnd und blinzelnd zu, und der Rothschnauz sagte:

„Ich hab' mir's gedacht . . . ein ordentlicher Mensch hat seine Legitimation immer bei sich, und also . . . .“

„Na . . . . Herr Gendarm“, brummte der Adjunct unwillig, „ich hab' doch nicht im Salonanzug baden können, und eine Tasche in die Haut konnte ich auch nicht schneiden, um das Decret hineinzuschieben!“

Der Schwarzschnauz aber meinte:

„Den Salonanzug kennen wir . . . . den haben Sie wahrscheinlich in Stein gefaßt und irgendwo verlocht . . . . ist ja erst vorgestern ein Häftling, ein verwegener Raubmörder, entsprungen . . . . na, guter Freund, wir marschieren jetzt geradewegs zum Bezirksgericht Kronenburg . . . . dort können Sie sich meinetwegen wieder als Adjunct vorstellen, Sie frecher Kerl!“

Jetzt wurde es selbst dem abgehärteten Naturnarren etwas schwül.

„Um Gotteswillen“, rief er, „in dem . . . Aufzuge kann ich meinem neuen Chef doch unmöglich unter die Augen treten . . . . haben Sie doch Rücksicht, meine Herren . . . Sie blamieren sich selber unsterblich, wenn Sie mich . . . . auf die Art in mein Amt einführen.“

Da stieß der Rothe den Schwarzen in die Seite und flüsterte ihm zu:

„Freunderl, mir scheint, wir haben einen guten Fang gemacht, weil er sich gar so vor dem Herrn Bezirksrichter scheut. Gib gut acht auf ihn, bis ich von Krottendorf einen Anzug herbeigeschafft habe, und dann liefern wir den Burschen ab . . . . das kann uns was tragen!“

Und so geschah's.

Der Herr Apfelthaler musste sich, um kein Ärgernis zu erregen, in den Straßengraben ducken, der Schwarze stand mit aufgestecktem Messer neben ihm, und der Rothe brachte nach einer Stunde einen Anzug daher, an dem die Spatzen ihre Freude gehabt hätten.

Man weiß schon, wie alle Dinge aussehen, die einer ganzen Gemeinde angehören und auf die niemand etwas verwenden mag, da sie nicht sein ausschließliches Eigenthum sind.

Der Anzug war ein Gemeindeanzug, bestimmt, eingefangene, halbnackte Haderlumpen so lange zu decken, bis sie in ihre Heimat abgeschoben wurden.

Da war einmal ein Hemde, das hatte so viele Löcher, dass der trostlose Leopold rein nicht wusste, bei welchem er hineinschliefen sollte. Sodann waren Hosen und Rock, aus brettdickem Bauernloden gefertigt, so ganz wie ein uralter Kupferkessel, der schon fünfzigmal zum Flickschmied gewandert ist und aus der Zeit seiner Kindheit nicht ein Stück als Andenken aufbewahrt hat. Der Strohhut war ein echter Anarchistenhut . . . aus ihm war gewiss einmal eine Bombe geflogen, und der Naturschwärmerei des wackeren Mannes wurde dadurch Rechnung getragen, dass er den Rest des Weges zwischen seinen neuen Kameraden barfuß zurücklegen durfte.

Die drei Gesellen langten gegen Abend in Kronenburg an, und es kann als ausgemacht gelten, dass der Einstand eines neuen Beamten noch nie so viel Aufsehen erregte wie damals.

Da jedoch die Glocke den Herrn Bezirksrichter bereits in einen Keller gerufen hatte, auf dass er daselbst etliche Gefangene erlöse, durfte sein neuer Besitzer die Nacht über umsonst sitzen und hatte überdies eine lustige Gesellschaft von Vaganten, Strolchen und anderen Dieben, die ihm aber nicht trauten und vor ihm nicht aus der Schule schwatzten . . . Spitzbuben haben eben eine feine Nase, oft sogar eine feinere, als die löbliche Polizei.

Seinen neuen Chef wurde er erst am folgenden Tage um die zehnte Stunde vorgeführt.

Der Herr Bezirksrichter saß hinter einem Stoß Acten, fuhr mit kratzender Feder übers Papier und rauchte dazu, dass dichte Wolken emporstiegen, und ließ den Häftling in dem schäbigen Anzuge mehr denn zwanzig Minuten lang stehen.

Sapperlot, dachte sich der neue Adjunct, das ist verflixt zuwider, wenn die Parteien so dastehen müssen und sich nicht mucksen dürfen; wenn ich wieder in meine Rechte eingesetzt sein werde, so will ich die Leute wohl etwas schneller abfertigen!

„Herr Bezirksrichter", fieng er endlich zaghaft an, „ich . . . habe die Ehre . . ."

„'s Maul halten, wenn Sie nicht gefragt werden!" kam eine barsche Stimme aus den Wolken.

Auch gut, dachte sich der Leopold, aber auf die Art kann ich mich mein Lebtag nicht ausweisen!

Endlich war der Herr Bezirksrichter mit einem Schriftstücke fertig geworden und hatte seinen Namen mit einem gewaltigen Zuge druntergesetzt.

Nun schlug er die Beine übereinander, stützte sein Haupt in die rechte Hand und maß den verdächtigen, hageren Gesellen von oben bis unten und dann wieder von unten bis oben.

„Na", sagte er, „wen haben wir denn eigentlich da vor uns? Ich rathe Ihnen wohlmeinend, alle meine Fragen offen und wahrheitsgemäß zu beantworten . . . Ihr Name?"

„Leopold Apfelthaler."

„Sie", fuhr der Richter auf und schlug mit der flachen Rechten heftig auf den Tisch, „halten Sie meinetwegen einen anderen zum Narren. Doch . . . . es gibt ja oft gleiche Namen . . . . Ihr Stand?"

„Seit gestern k. k. Bezirksgerichtsadjunct allhier . . . ich war eben auf dem Wege, mich meinem neuen Chef ergebenst vorzustellen . . . . ."

„Na", brauste der Richter auf, „Sie sind doch ein ganz unverschämter Kerl! Ein k. k. Bezirksgerichtsadjunct stellt sich denn doch nicht im vollendeten Gauneranzug vor, ein k. k. Bezirksgerichtsadjunct marschiert denn doch nicht am hellichten Tage im Adamscostüm auf der Landstraße einher, ein k. k. Bezirksgerichtsadjunct steigt denn doch nicht in jeden Ziehbrunnen hinein, ein . . ."

„Ich bitte, Herr Richter", fuhr der Adjunct, dem schließlich der Geduldhafen übergieng, dazwischen, „ein k. k. Bezirksgerichtsadjunct ist, selbst wenn er sich erlaubt, ein Freund von kalten Waschungen zu sein, sozusagen doch auch eine Art Mensch und kann also doch auch Pech haben, und also habe ich allen Ernstes die Ehre, mich vorzustellen. Ich bin und bleibe der vom hohen k. k. Justizministerium mit Decret vom 6. August 18 . ., Z. 12.435, für Kronenburg ernannte Adjunct Leopold Apfelthaler, geboren am 30. April 18 . . zu X in Y, katholisch, ledig — bitte nur, die Ihnen zugekommene amtliche Verständigung zu vergleichen, und wenn Sie wünschen, bin ich augenblicklich bereit, durch eine eingehende Prüfung zu erweisen, dass meine juridischen Kenntnisse die des abgefeimtesten Gauners denn doch um ein Beträchtliches übertreffen!"

Da fiel der Herr Richter schwer auf seinen Sessel zurück und fieng hellauf zu lachen an.

„Ei . . . der tausend, das alles kann denn doch nur der wirkliche Apfelthaler wissen . . . . aber es ist rein zum Teufelholen, was Ihnen, lieber Collega, zugestoßen ist! Nun . . . seien Sie herzlich willkommen . . . auch in diesem Anzug, den wir übrigens sogleich mit einem anderen vertauschen wollen; aber . . . ich bitte Sie . . . das Baden in den Ziehbrunnen, das werden Sie wohl in Zukunft unterlassen!"

Da winkte der neue Adjunct gar eifrig und meinte, er sei gesonnen, seiner Naturschwärmerei fürderhin etwas engere Grenzen zu ziehen.

Dass der Herr Adjunct wieder zu seinem Eigenthume gekommen ist, bezweifle ich nicht im geringsten; denn wenn's uns Menschen um die eigene Haut und um den eigenen Rock geht, sind wir findiger, als der berühmte Archimedes, der es in der Badewanne zu einem Princip gebracht hat, an dem die Studenten heute noch leiden.

Das ewige Leben.

Ein Frühlingsträumen von **Peter Rosegger.**

In der Königsstadt lebte ein glücklicher Mann. Er besaß großen Reichthum und mächtige Freunde. Sein Leben war noch jung, sein Körper frisch, er hatte schöne Freundinnen, die täglich sein Haupt mit Rosen bekränzten. Von allen Wünschen war ihm jeder erfüllt, nur einer blieb übrig zu erfüllen — der Wunsch, dass es sich nicht ändere, dass es so bleiben möge. Und wenn zwischen all den lauten Freuden und üppigen Genüssen bisweilen ein stilles Stündlein war, da er zu sich selbst kam und sein Glück sehen konnte, da wurde ihm bange. Denn er sah täglich, wie die Güter der Erde vergehen und wie die Bahren derer, die gestern noch vergnügt waren, hinausschwankten zu den Begräbnisstätten.

Nun hörte dieser glückliche und bange Mensch, dass draußen am Rande der Wüste ein seltsamer Mann sei. Der habe viel Zulauf des Volkes, denn er wisse zu sagen von Reichthümern, die nicht zerstörbar sind und von einem Leben, das nimmer aufhört. Simeon — so hieß der Glückliche in der Königsstadt — entschloss sich, diesen Mann aufzusuchen. Er verwahrte seine Edelsteine in eisernen Truhen, befahl seine Lieben dem Schutze der Götter und sammelte um sich seine Sclaven. Im weichen, weißen Gewande, das mit Gold und anderen Kleinodien reich verziert war, an der Seite das Schwert, an dem Hute die bunten Federn seltener Vögel, so ritt er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertross begleitete ihn, und an seiner Seite ritten Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Seidenblättern ihm Kühlung in das Antlitz fächelnd. In goldenen Behältern brachten sie Früchte des Ostens und des Südens, schmackhafte Thiere des Meeres und der Luft, köstlichen Wein und schwellende Kissen zum Schlummern.

Als dieser Zug an einem Flecken vorüberkam, schritt dort eine Reihe schwarzer Gestalten, man trug einen Todten heraus. Auf hohem Brette in ein weißes Tuch gewickelt, so wurde er getragen. Simeon wendete sich unwillig ab. Vor allem was todt war, schauerte seine Natur. Hinter der Bahre giengen klagend die Angehörigen. Er ließ Münzen über sie streuen; über alles Leid, über alle Trauer des Sterbens hätte er am liebsten eine lichte, mit Edelsteinen besetzte Hülle geworfen.

Als sie aber an das Steingebirge kamen, begannen die Lastthiere zu straucheln und blieben zurück. Der edle Rappe setzte seine schlanken Beine unsicher auf die klingenden Platten, Funken schlugen die eisernen Hufe, der Kopf bäumte sich schnaubend auf und es wollte nicht vorwärts. Simeon hielt Rath, wie er weiterkommen könnte. Landleute brachten Maulthiere herbei, verläßsliche Träger auf felsigem Boden; er lehnte sie ab. Auf so verächtlichem Thiere wolle er nicht vor den Rabbi kommen, der den Schlüssel zu den unzerstörbaren Reichthümern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sclaven musßten ihm eine Sänfte bereiten und auf breiten Kissen ruhend, unter glitzerndem Zelte, so trugen sechs Mohren den Herrn in der Wüste dahin. Wo der Zug auf der Oase rastete, da war es wie ein königliches Lager. Im Krystallbecher reichten Diener ihrem Herrn den Trunk der Quelle. Flinke Köche bereiteten ihm das Mahl, schöne Frauen, deren Haut zart war wie Sammt und braun wie Kupfer, strählten ihm mit goldenen Kämmen das lange, schwarze Haar und ergötzten ihn mit Harfenspiel.

Fast wollte ihn die Weiterreise durch das unwirtliche Gelände verdrießen, er dachte an Rückkehr in die Behaglichkeit seines glanzvollen Palastes zu Jerusalem. Und dennoch zog's ihn fort, dem Weisen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über die kahlen Höhen her kamen Leute, die zu sagen wussten von dem Lehrer, der am Rande der Wüste sei, allerlei Volk um sich versammelt habe und vom Gottesreich und dem ewigen Leben spreche.

Also schwankte die Sänfte weiter. Missmuthig saß der schöne Jüngling auf den Kissen, strich mit schlanken Fingern den jungen weichen Bart und blickte mit seinem großen schwarzen Auge hin über das steinige Hochland, auf dem die stille, glühende Himmelsglocke ruhte.

So kam er mit seinem Zuge eines Tages durch die Felsschluchten hinab in ein Thal, das von wenigen Feigenbäumen beschattet war. Um einen solchen Feigenbaum standen und hockten Leute beisammen, zumeist armselige, kummervolle Gestalten, Elende, wie sie heimatlos und verachtet umherirren im Lande. In schlechte Lappen gehüllt, wendeten sie ihre gebräunten Gesichter dem Feigenbaume zu, denn dort stand er und lehrte. Ein schlanker blasser Mensch, mit blauem Mantel bekleidet, mit lebhaftem Auge auf die Menge blickend und in Begeisterung vom Reiche Gottes sprechend.

„Seid nicht traurig, seid nicht in Sorgen, alles, was euch äußerlich lockt, es ist nichts. Das Reich und der ewige Vater ist in euch. Vertrauet ihm, ihr seid sein. Alle Menschen sind seine Kinder, liebet sie seinetwegen und dann seid fröhlich und lachet und genießet kindlich das Leben. Und wenn die Noth kommt, seid stark, haltet euere Seele fest, sonst habt ihr nichts zu verlieren. Ihr seid Kinder der Ewigkeit und euer himmlischer Vater verläſst euch nicht. Betet zu ihm in Versöhnlichkeit und Demuth und er verzeiht euch die Sünden, haltet zu ihm in Hoffnung und Freude, denn er liebet die Fröhlichen."

So sprach er und manch betrübtes Auge leuchtete auf und manch hartes Antlitz hub an zu schluchzen.

Wäre es hier? fragte sich Simeon. Nein, das war ja eine Rotte von Tagedieben und Landstreichern, unter diesem Gesindel konnte doch der Weise nicht sein. Aber die Führer, die sich erkundigt hatten, versicherten, er sei es.

So stieg Simeon von seiner Sänfte, trat vor gegen den Baum und hörte dem Redner zu.

„Selig die Armen, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, die Verfolgten, ihrer ist das Reich! Freuet euch und seid arglos wie die Kinder. Bevor ihr opfert am Altare, versöhnt euch mit dem Bruder, verzeihet dem Feind. Schwöret nicht bei Gott und der Seele, saget die Wahrheit: ja oder nein. Was ihr wollt, das euch gethan werde, thuet es anderen, selbst eueren Feinden. Das Vertrauen und die Liebe und die Freude, dieses Gottesreich suchet vor allem, alles andere, was ihr bedürfet, kommt von selber."

Was waren das für Reden? derlei hatte Simeon noch nicht gehört; er verstand nicht, aber der Klang dieser Worte gieng ihm seltsam in die Seele. Er hob das krumme blinkende Schwert, daſs es nicht auf den Steinen rasselte und drängte sich sachte vor; er roch den Moderstaub der alten Gewänder, den Schweiß der Menge — es war der Armeleut'geruch. Die Versammelten wichen scheu zurück vor dieser lichten Herrengestalt in Gold und Seide, wie sie noch keine in der Nähe ihres Meisters gesehen hatten. Der Lehrer stand ruhig unter dem Feigenbaum und sah den Fremdling nahen. Drei Schritte vor ihm blieb dieser stehen, neigte das Haupt und legte die Hand an die Stirn, also wie ein König den anderen grüßt.

„Herr", sprach der Fremdling und seine Stimme war nicht scharf und grell als sonst, wenn er zu seinem Gefolge redete, sie war leise und beklommen. „Herr! ich komme einen weiten Weg zu dir. Ich höre, daſs du vom ewigen Leben sprichst. Sage mir doch, wo ist es zu finden? Was muſs ich thun, um das ewige Leben zu haben?"

Der Lehrer trat einen Schritt vor, blickte den Mann ernst an und sagte: „Willst du leben, so halte die Gebote des Moses."

„Aber das thue ich ja", antwortete der junge Fremdling. „Ich bin vom Volke der Heiden, habe jedoch seit meiner Jugend die Gebote des Moses nicht geringer gehalten, als die der Götter." Da sprach der Lehrer: „Willst du ewig leben, so liebe Gott mehr als alles, und deinen Nächsten wie dich."

„Wer ist das, mein Nächster?"

„Dein Nächster ist jeder, dem du was Gutes thun kannst."

„O Herr", sprach der Fremde, „das alles bestrebe ich mich ja zu thun, und doch ist mir bange."

„Dir ist bange, weil du es thun möchtest und doch nicht thust", sagte der Weise, „du dünkest dich ein reicher Mann. Du besitzest Paläste in der Stadt, fruchtbaren Boden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, voll von Kostbarkeiten aus aller Welt. Du besitzest tausende von Sclaven. Bücher füllen deine Verwalter, wenn sie es aufschreiben, was du besitzest."

„Herr, du weißt das alles?"

„Siehe, Freund, diese Leute, die mir folgen. Sie haben ein schlechtes Kleid und eine fröhliche Seele. Wenn es dir ernst ist, so musst du alles, alles was du hast, hingeben. Dann komme mit mir, ich führe dich zum ewigen Leben."

Als der Lehrer so gesprochen hatte, senkte der Fremde sein Haupt und trat langsam zurück. Wie diese niedrigen, bettelarmen Leute soll er werden? Freiwillig aus den Höhen des Glückes niedersteigen in dieses grenzenlose Elend? Nein, das kann kein Mensch! das kann kein Mensch! — Er wandelte hin zu seinem Gefolge und war sehr betrübt.

Der Lehrer hatte ihm sinnend und mit gütigem Auge nachgeblickt.

„Wer ist er denn?" fragten die Schüler, die den Meister umgaben. „Er trägt einen Königsmantel. Solche Seiden haben wir noch nie gesehen. Ist es ein Fürst aus dem Morgenland? Wenn er gekommen ist, um uns zu beschenken, so vergisst er jetzt seines Vorhabens."

Ohne die vorwitzigen Reden zu beachten, sprach der Meister nachdenklich vor sich hin: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das ist schwer. Das menschliche Fleisch ist zu schwach. All ihre Sinne schwelgen in Überfluss, und ihre Seele lassen sie verschmachten in einsamer Bangigkeit. Ja, meine Lieben! Eher geht ein Kameelhaar durchs Nadelöhr, als der Reiche in unser Himmelreich."

Nicht in Bitterkeit war dieses Wort gesprochen, sondern in Trauer.

Einer der Schüler sagte nun das Wort: „Wenn die Gebote zu schwer sind, dann kann sie niemand erfüllen."

Diesen Zagenden blickte der Meister an und sprach: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich euch denn, wie leicht mein Joch ist? Sehet ihr es nicht an euch selber, wie glückselig das Leben ist, seit ihr

die Sorgen und die irdischen Wünsche weggeworfen habet? Seit in eurer Seele ein zehnfach reicheres und höheres Leben aufgieng, als der zerbrechliche Leib je tragen kann? Von Menschen kommt das freilich nicht, es kommt vom allmächtigen Vater."

Ihre Ohren hörten kaum, was er sprach, denn ihre Augen blickten dem glänzenden Zuge nach. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock kauerte, that die Bemerkung: „Mich dünkt, die möchten auch mit diesem Heiden ziehen!"

Simeon lag wieder auf der schwankenden Sänfte und sann. Er trachtete, die ergebnislose Heimreise mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen. — Dieser Rabbi ist ein Sonderling, ein Phantast. Das Gottesreich in uns, was soll das heißen? Hirngespinste sind es, die keinen sachlichen Grund haben und nur geeignet sind, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtse und Vagabunden. Ob darin nicht gar eine gesellschaftliche Gefahr liegen kann, wenn der Mann sagt, der Reiche sei von gotteswegen nicht Eigenthümer seiner Güter, er müsse sie hingeben und an die Armen vertheilen. Dieses Gleichvielhaben, oder vielmehr Nichtshaben aller, das jeden Aufschwung ausschließt und jeden Menschen gleichmäßig in die geistlose, gewerbemäßige Alltägigkeit niederdrückt — nein. Das ist mein Fall nicht. Ich will zurückkehren in meine glänzenden Kreise und den Göttern dafür danken. Das ist doch ein Erfolg meiner Wüstenreise, dass ich nun mein vornehmes Dasein besser erkennen werde, als bisher.

So kam er in die Hauptstadt zurück, von seinem Hause festlich empfangen, von seinen Freunden mit Ehren überhäuft, von seinen Verwaltern überrascht mit Nachrichten von dem Glücke der Unternehmungen, von dem Wachsen seines Reichthums. Der König berief ihn an den Hof, heischte von ihm Geld gegen hohe Zinsen, belehnte ihn mit Zeichen und Ehren. Derlei Erfolge zerstreuten Simeon immer für einige Zeit auf das angenehmste, allemal aber folgte ein Gefühl der Leerheit und die Frage: Was soll ich thun, um diese Güter und günstigen Verhältnisse auch wirklich zu g e n i e ß e n? Bisher haben sie mir mehr Sorge als Freude bereitet. Die Lust am Gewinne ist geringer, als die Angst vor dem Verluste. Wie soll es der im Glück Verweichlichte denn ertragen, wenn er im unausbleiblichen Wandel der Geschicke einst darniederliegt in Elend und Verlassenheit? Wenn er am Rande des Daseins steht. — Ähnliche Gedanken beunruhigten den Mann, und je mehr er von anderen ob seiner Glücksfülle beneidet wurde, je banger war ihm in seinem Herzen.

Begib dich in Gefahren, las er in einer alten Schrift, nur dem wird sein Leben theuer, der es täglich neu muss gewinnen. Er gieng auf Reisen. Das Meer verschlang ihn nicht. Er suchte die Götter Griechen-

lands, sie waren leblos geworden. In starren Bildsäulen standen sie da, aber der Glaube an sie war erloschen. Er gelangte hinüber nach den Freuden Roms. Dort warfen sie die Hülle ab, badeten den Leib in Wein und bekränzten ihn mit Rosen. Das war weich und süß, aber die Bangnis wich nicht — je höher die Flamme lodert, je eher verzehrt sie den Docht. Zu den gewaltigen Grabstätten der Pharaonen reiste er. Nach dem fernen Osten lenkte er den Kiel seines Schiffes. Saiten und Pfeifen und Cymbeln umklangen ihn überall, und als ob die Götter Ströme von Öl ausgössen, so glättete sich das Meer vor seinem stolzen Fahrzeuge. Da kam er in ein Land, wo auf hohen Säulen lebendige Menschen standen, auf die Erlösung wartend, wo blühende Witwen hinter der Bahre des Gatten frohlockend einherschritten — dem Scheiterhaufen zu. Und weißbärtige Greise verkündeten der Menge die Wonnebotschaft vom ewigen Nichtsein. —

Simeon konnte es nicht begreifen, und je mehr er von der Menschen Werke sah und von ihrer Weisheit vernahm, je öder wurde es in seinem Gemüthe. Krank und zerrissen kehrte er heim in die Zionsstadt, wo wieder das bunte, glänzende, schale Alltagsleben begann, wie es früher gewesen. Er war müde, seine Seele — sonst so lebensdurstig — ließ die Augenlider sinken.

So lag er eines Tages auf dem Dache seines Hauses unter fächelnden Palmen. Neben ihm auf goldenem Dreifuß saß ein Freund. Sie schwiegen, alle Gesprächsstoffe waren erschöpft, sie wussten nichts mehr zu reden. Simeon rückte sich auf seinem Kissen zurecht und gähnte. Der Freund schaute träumerisch hinaus über die Zinnen der Königsstadt, hinter welchen, wie der sinkende Sonnenball, die Kuppel des salomonischen Tempels leuchtete.

„Nikodem“, sagte Simeon, „hat es nicht Salomon gesagt? Hat es nicht dieser weise Mann gesagt, dass alles eitel ist?“

„Ich unterschreibe es“, antwortete der Freund, „eitel alles, mit Ausnahme des Geistes.“

Darüber dachte Simeon nach. Dann ergieng er sich in einer Erinnerung und sprach: „Einmal war ich in der Wüste und habe jenen Rabbi angehört. Der sagte ungefähr dasselbe, aber doch wieder ganz anders. Er sagte, wer vollkommen werden wolle, der müsse seinen ganzen Besitz hingeben und das Elend der Armut auf sich nehmen. Oh, das kann niemand. Es ist ja grausam. Und wenn man seinen Reichthum auch nicht liebt, wenn man auch erfahren hat, dass er nur zur Sorge und Plage ist — hingeben mag man ihn doch nicht und freiwillig nicht ein darbender, verachteter Mann werden — die ganze Menschennatur empört sich dagegen.“

Nikodem wendete sich zu Simeon und sagte: „Ich glaube, Freund,

du hast den Rabbi nicht gut verstanden. Er führt eine kurze, kräftige Sprache, damit die Worte im Gedächtnisse bleiben sollen. Du hast sie ja auch nur gemerkt, weil sie dir so herb erschienen; sie sind aber voller Güte und ich will sie dir deuten. Die Menschennatur, will ich dir sagen, kennt niemand besser, als dieser Nazarener, die setzt er bei jedem voraus, darauf kannst du dich verlassen. Ist er doch selber der Lebensfreude hold. Erst vor kurzem habe ich mit ihm fröhlich gespeist in einem reichen Hause zu Bethanien. Er meint, das Seelenleben müsse dir mehr sein, als das leibliche. Er meint, du dürfest dich wohl freuen an deiner Habe, darüber jedoch die göttlichen Güter nicht versäumen, die in deiner Brust sind. Und sollst imstande sein, jene diesen aufzuopfern, wenn sie die Seele zu drücken und zu verkümmern drohen, damit du allzeit fröhlich seiest."

„Ist der Reichthum nicht besser in der Hand eines weisen Mannes, der ihn klug zum Guten verwendet, als wenn er unter der Menge vertheilt wird, die ihn aufzehrt, wie die Herde das Gras?"

„Aber den Reichthum gut anwenden, das thust du ja, Simeon", rief Nikodem. „Tausenden von Menschen gibst du Brot, alle guten Werke unterstützest du reichlich mit deinem Gelde – und doch bist du nicht glücklich. Und warum? Weil du nicht das Opfer an deinem Körper spürest." Simeon richtete sich fast heftig auf und sprach: „So sage doch, was soll ich denn thun, um endlich einmal glücklich zu werden?"

Noch bevor Nikodem antworten konnte, drang aus der tiefen, engen Gasse Lärm herauf. Die beiden Männer blickten über das Gesimse hinab und sahen eine Volksmenge herankommen, die schreiend, johlend und höhnend einen Gefangenen begleitete. Über den wirbelnden Häuptern der Menge blinkten Spieße römischer Kriegsknechte, die den armen Sünder in ihrer Mitte hatten und mit Stricken auf ihn losschlugen. Denn der elende Mensch konnte kaum vorwärts, er schleppte einen schweren Holzbalken und stürzte manchmal unter demselben zur Erde. Erregt von dem ungewohnten Auftritt eilte Simeon hinab, und als er hörte, dass der Mensch zur Schädelstätte hinausgeführt würde, um dort gepfählt zu werden, mischte er sich unter die Leute, um vorzudringen und den armen Sünder zu sehen. Dieser, in zerrissenem und beschmutztem blauem Rock, wankte gebeugt und mit zitternden Beinen unter dem zweiarmigen Holze dahin, das auf seiner Achsel lag und dessen unteres Ende auf den Pflastersteinen nachschleifte. Das lange braune Haar war ihm über die Stirne gefallen, halb das blasse, blutende Gesicht verdeckend, an dem er geschlagen worden war. So schwankte er mitten in dem zeternden, lachenden, höhnenden Haufen schweigend, klaglos dahin, und als er sich zur Rast auf dem Antrittstein eines Hauses niederlassen wollte, stürzte ein Männlein hastig zur Thüre heraus, schrie mit kreischender Stimme, dass es vor seinem Hause keinen Gotteslästerer und Volksverführer dulde und versetzte ihm

mit einem Knieriemen heftige Streiche über den Rücken. Einen tiefbetrübten, hilfesuchenden Blick schlug der arme Sünder auf, schwankte und fiel zu Boden, dass das Holz klingend auf den Stein schlug.

Simeon, der das mitangesehen hatte, schleuderte seinen Mantel weg, sprang hinzu und half dem Gestürzten auf. Diesem bebten alle Glieder vor Erschöpfung und über die eingefallenen Wangen rann eine große Thräne. Von Mitleid getroffen stemmte Simeon seine Achsel unter das Holz und half es ihm tragen. Als die Menge es sah, dass der vornehme Mann dem Missethäter seinen Galgen schleppen half, hub sie neuerdings an zu schreien und zu spotten und bewarf ihn mit Straßenkoth. Simeon achtete es nicht, ganz war er in sein Werk vertieft, dem Unglücklichen die Last tragen zu helfen. — Ans Stadtthor gekommen, fasste ihn einer der Schergen mit rohem Arm, murrte in der Römersprache, was er sich da einzumischen habe und schleuderte ihn seitlings.

Während der schrillende Zug um die Ecke drängte, hin über die dürren Knochen der Schädelstätte, stand Simeon an den Quadern der Stadtmauer und hielt mit beiden Händen das Haupt. — Was war das gewesen? So noch nie als jetzt, so noch nie! All seiner Tage keine Freude und keine Seligkeit war ihm so tief gegangen, als jetzt, da er dem armen Menschen die Last tragen half. In Ewigkeit hätte er so mögen dahingehen neben dem Sünder und ihm tragen helfen und ihn lieben.... Ist es das? Ist es das? Zu sein, wo die Liebe ist? Und die Liebe höret nimmer auf! —

Als er wieder zu sich kam aus den Tiefen seines Staunens, wollte er eilen, um den Zug einzuholen, da sah er über dem Hügel, an welchem allerlei Gestalten umherhuschten, langsam den Holzbalken sich erheben, daran hieng ein nackter Mensch. Der wendete sein Haupt zum Himmel und rief laute Worte. Die Menge horchte und einer fragte den anderen: „Ich konnte es nicht verstehen, was hat er denn gesagt?"

„Er soll gesagt haben: Verzeihe ihnen, Gott Vater! Sie wissen ja nicht, was sie thun."

Und als es vorüber war, fragte jemand: „Hat er nicht widerrufen?"

„Er hat nicht widerrufen."

„Dann —" der es sprach, verhüllte sein Angesicht und stammelte: „Dann ist er's gewesen!"

Simeon taumelte über den Steinboden dahin. Jetzt gieng in ihm etwas auf. Jener Rabbi in der Wüste! — — —

In der folgenden Nacht irrte er unten im Thale Kidron umher. Ein wonniges Beben erschütterte sein ganzes Wesen. Es war eine laue Frühlingsnacht. Oben in der Stadt war alles Geräusch erstorben, nur der Bach rieselte dahin unter den Ölbäumen. Er irrte immer noch umher voll wonnigen Schauers. Am frühen Morgen fand ihn Nikodem.

„Wohin bist du gerathen? Ich suche dich. Was ist dir geschehen?"

Simeon breitete seine Arme aus, weinend und lachend zugleich.

„Ich bin nicht so heiter wie du", sagte Nikodem betrübt.

„Selig bin ich geworden!" rief Simeon.

Der andere sprach zagend und leise: „Er hat uns gesagt, dass seine Feinde keine Macht hätten über ihn. Und jetzt ist er schon begraben."

„Selig bin ich geworden!" rief Simeon.

„Er hat uns auch gesagt, dass er auferstehen werde. — Seine Glieder sind gebrochen. Seine Brust ist durchstochen. Wir sehen ihn nimmermehr."

„Selig bin ich geworden!" jauchzte Simeon wieder. „Ich habe für einen anderen das Kreuz getragen. So lass doch das Traurigsein, Nikodem. Alles ist eitel, nur die Liebe nicht. Diese Offenbarung ist mehr als auferstehen!"

So sprachen sie und schritten wegshin gegen Bethanien. Hinter dem Ölberg gieng die Sonne auf. Da begegnete ihnen ein Gärtner, grüßte sie und sprach: „Mit euch sei Friede!"

In einer stillen Nacht . . .

In einer stillen Nacht, mein Liebchen, werde
Ich führen weit dich weg von dieser Erde
In jenes Land, nach dem das Herz dir schlägt,
Das immer leise solches Heimweh trägt.
Du sollst das Land der Sehnsucht kennen lernen:
Ich will den Weg dir weisen zu den Sternen!

Das ist die kalte, weiße Winternacht,
Vom Himmel rieseln weiße Flocken sacht,
Verschleiern nicht der Himmelssterne Strahl
Und übersternen selbst das ganze Thal,
Am Ast, am Boden, in der Höhe weit:
Nur Stern an Stern in weißer Einsamkeit.

Und noch ein Stern, der glänzendste von allen,
Vom Himmel ist in unser Herz gefallen. —
Weißt du, mein Kind, dass du zu dieser Frist
Mit mir bei Sternen — in dem Himmel bist?

Anton Renk.

Wie man Spitzbuben erwischt und überführt.

Allerhand Rüstzeug und Waffen des Strafrichters.

Von **Otto Hagen.**

(Schluss.)

Den Löwenantheil an der Thätigkeit des Strafrichters nimmt natürlich der eigentliche Kampf mit dem Verbrecher in Anspruch, uralt, so lange es überhaupt eine menschliche Gesellschaft und ein Recht gibt. Die Mittel, mit denen dieser Kampf geführt wird, ändern sich mit den Fortschritten des Verkehrs und der gesellschaftlichen Gesittung und Gewöhnung genau ebenso, wie sich die Verbrecher diese Fortschritte zunutze zu machen wissen. Wichtig ist hier vor allem die Internationalität, die sich in der Strafverfolgung schwererer und gefährlicherer Verbrecher mehr und mehr einzubürgern beginnt, nicht nur durch Auslieferungsverträge und durch wechselseitige Rechtshilfe bei dem eigentlichen Strafverfahren gegen den entdeckten Verbrecher, sondern vor allem auch durch gemeinschaftliche Einrichtungen zum Schutze gegen beabsichtigte Verbrechen und zur Ermittlung unbekannter Thäter. Das internationale Gauner- und Verbrecherthum kennt keine Grenzen, man braucht nur an den Anarchismus zu denken; aber auch alles, was wir unter dem Namem Hochstapler zusammenzufassen pflegen, gehört hieher; es leuchtet ein, wie wichtig es ist, den verhältnismäßig harmlosen Gelegenheitsdieb mit einiger Sicherheit von dem anderwärts bekannten und längst gesuchten Gewohnheitsverbrecher unterscheiden zu können. Steckbriefe mit der schönsten Personalbeschreibung versagen hier: der Neuling begeht zuerst eine That und sucht sich dann unkenntlich zu machen; der gewiegte Verbrecher dagegen macht sich vor dem Verbrechen unkenntlich und entflieht dann in seiner wahren Gestalt.

Groß meint, beim Studium von Steckbriefen sei deshalb von vornherein alles für bedenklich und nicht für echt zu halten, was besonders auffallend sei. Die zuverlässigste Hilfe in solchen Fällen bietet uns die Photographie, deren ganze Leistungsfähigkeit für Zwecke der Strafrechtspflege wir auch heute noch kaum ahnen können. Sehr oft ist dabei freilich der Zufall der einzige Freund des Kriminalisten. Wo er versagt, muss man sich auf andere Weise zu helfen suchen, denn selbstverständlich

ist es ausgeschlossen, die Photographie irgend eines verdächtigen Landstreichers oder Diebes in der ganzen Welt herumzuschicken, ob sie vielleicht irgendwo erkannt werden könnte. Hier setzt die anthropometrische Messung, oder wie man sie nach ihrem Erfinder Alphonse Bertillon in Paris nennt, die Bertillonage ein, die in wenigen Jahren, seit 1879, ihren Siegeslauf durch die ganze Welt genommen hat. Bertillon fußt auf der Thatsache, dass beim erwachsenen Menschen etwa vom einundzwanzigsten Lebensjahre ab alles unverändert bleibt, was in seinen Maßen durch Knochen oder Knorpel bestimmt wird; es werden also mit besonderen Werkzeugen und vor allem mit der größten Genauigkeit gemessen die Körperhöhe, die Spannweite der Arme, die Höhe des Oberkörpers in sitzender Stellung, die Länge und Breite des Kopfes, die Länge und Breite des rechten Ohres, die Länge des linken Fußes, die Länge des linken Mittelfingers, die Länge des linken kleinen Fingers und der Abstand vom linken Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers. Der Wert der Messungen besteht darin, dass unter hunderttausend Menschen kaum zehn gefunden werden können, bei denen sämmtliche Maße auch nur annähernd übereinstimmen würden. Überaus sorgfältig behandelt Bertillon die Feststellung der Ohrmuschel; er behauptet, auf Grund der Merkmale des Ohrs allein die Menschen unterscheiden zu können — man sieht daraus, wie sich die Zeiten ändern: um einen Verbrecher sicher kenntlich zu machen, schnitt man ihm früher die Ohren ab; heute wird das nützliche Glied bloß photographiert und gemessen. Alle Maße werden nebst der Photographie auf einem Carton verzeichnet, der in Paris fiche genannt wird; in dem Pariser Centralbureau werden jetzt schon mehr als 200.000 fiches aufbewahrt. Diese sind zunächst nach der Länge des Kopfes in drei Gruppen eingetheilt, mit großer, mittlerer und geringerer Kopflänge, jede dieser drei Gruppen wieder in derselben Weise nach der Kopfbreite, dann wieder jedes Drittel nach der Länge des Mittelfingers und so fort, bis man endlich mit Hilfe der Augenfarbe und der Ohrenlänge zu ganz kleinen Päcken von nicht mehr als als zehn Personen kommt, worunter der Gesuchte sein muss, wenn er überhaupt schon verzeichnet ist.

Der ganze Hergang des Messens und Nachsuchens erfordert nur wenige Minuten. Wenn man sich nun vorstellt, worüber Verhandlungen schweben, dass im Wege internationaler Vereinbarung in allen größeren Städten der ganzen Welt „bertillonisiert" werden soll, und wenn man die Hilfe des Telegraphen mit dazu nimmt, dann ist kein Zweifel, dass man in der That künftig im Laufe nicht allzu vieler Stunden mit mathematischer Sicherheit wird feststellen können, ob der Mann, den man in Kottbus etwa wegen einer harmlosen Zechprellerei festgenommen hat, mit einem aus dem Zuchthause in San Francisco entsprungenen Raub-

mörder identisch ist oder nicht. Bertillon fordert bei der Beschreibung noch die Angabe von mindestens fünf besonderen Merkmalen, Narben und dergleichen; er meint, jeder Mensch habe mindestens acht bis zwölf solcher Kennzeichen; wer an seinem eigenen Körper genau nachsehe, werde gewiss mindestens soviele finden. Damit gewinnt man allerdings ein Bild, das weit genauer, zuverlässiger und unveränderlicher ist, als die beste Photographie; denn von der Schwierigkeit des Versuches, nach einer Photographie einen unbekannten oder weniger bekannten Menschen zu erkennen, kann man sich mit Hilfe seines eigenen Photographiealbums leicht überzeugen. Bertillon bildet auf einer besonderen école pénitenciaire supérieure mit Hilfe des sogenannten portrait parle seine Polizeiagenten darin aus, mit voller Sicherheit verfolgte Personen bloß nach dem Ansehen herauszufinden, auch wenn sie sich noch sehr verändert haben; die Erfolge mit diesem Vorgehen sollen ganz erstaunlich und überraschend sein. Die Franzosen behaupten, dass die Bertillonage die großen internationalen Gauner, namentlich die englischen Taschendiebe in ganz auffallender Weise von Paris verscheucht habe: im Jahre 1885 sollen noch 65 pickpockets, 1890 dagegen nur 14 festgenommen worden sein. Wie jeder neue Hieb eine entsprechende Verbesserung der Parade nach sich zieht, lässt sich daraus ersehen, dass man in Amerika dazu hat übergehen müssen, in den Polizeibureaux besondere einbruchsichere Schränke zu construieren, da dort jeder einigermaßen „smarte" Verbrecher vor einem wichtigeren Unternehmen mit großer Regelmäßigkeit zunächst sein eigenes Bild und seine Maße aus dem Verbrecheralbum zu stehlen pflegte.

Weniger bekannt, aber fast noch merkwürdiger ist die Identificierung mit Hilfe der sogenannten Papillarlinien. An den Fingerspitzen findet sich in der menschlichen Haut ein ganzes Netz eigenthümlich geordneter feiner und erhabener Linien, deren Entstehung und Zweck in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Ein Engländer, Dr. Francis Galton, hat sie seit 1888 für Strafrechtszwecke zu verwerten gesucht. Diese Papillarlinien haben nämlich zwei merkwürdige Eigenschaften: einmal verlaufen sie bei jedem Menschen anders; bei dem einzelnen Menschen aber, wo sie schon drei Monate vor der Geburt am Körper erscheinen und auch nach dem Tode bis zur Auflösung des Leichnams erkennbar bleiben, behalten sie während ihres ganzen Bestehens bis ins einzelne unverändert ihre Gestalt und Anordnung, von unnatürlichen Verletzungen und Narbenbildungen natürlich abgesehen, und die Veränderung ihrer Maße infolge des natürlichen Wachsthums wirkt auf sie nicht anders als etwa die Verzerrung eines Spitzentuches. Da es nichts Neues unter der Sonne gibt, so wird erzählt, dass die Chinesen seit uralter Zeit diese Linien zur Wiedererkennung ihrer Sträflinge benutzen, und dass sich in Bengalen

die englische Verwaltung bei Pensionsquittungen und sonstigen wichtigen Urkunden von den schreibunkundigen Eingeborenen statt der Unterschrift Fingerabdrücke in Wachs u. dgl. geben lässt. Galton hat versucht, die unzählige Mannigfaltigkeit dieser Papillarlinien in Classen einzutheilen und so für die Wiedererkennung von Verbrechern nutzbar zu machen; immerhin bleibt das eine missliche und umständliche Sache; für den Strafrichter liegt der Wert auf einem anderen Gebiete, nämlich in der Feststellung, ob ein bestimmter, in irgend einer Weise wichtiger Fingerabdruck von einer gewissen Person herrührt oder nicht.[1]) Ein seiner Zeit viel besprochener Fall möge dies beleuchten.

Vor vielen Jahren wurde eines Morgens ein Gelehrter todt neben seinem Bette gefunden; da er mehrere blutige Verletzungen an der Stirn und an der linken Schläfe hatte, zweifelte niemand an einem Verbrechen, zumal da eine Schublade des von dem Bette ganz entfernt stehenden Schreibtisches offen stand und durchwühlt war und eine auf dem Schreibtische liegende Zeitschrift die deutlichen Abdrücke drei blutiger Finger zeigte. Der Verdacht lenkte sich auf den eigenen Sohn des Todten, gleichfalls einem angesehenen Gelehrten, und es bedurfte einer sehr langwierigen und, wie Groß sagt, in jeder Richtung meisterhaft geführten Untersuchung, festzustellen, dass ein Mord gar nicht vorlag: der alte Herr war in der Nacht von Herzbeklemmungen befallen worden und aufgestanden, um in der Schreibtischlade seine gewohnte Arznei zu suchen; dabei war er wieder unwohl geworden und zu Boden gestürzt, wodurch die Verletzung an der Schläfe entstanden war, in die die eine Ecke des Schreibtisches genau hineinpasste; der Verletzte hatte prüfend nach der Wunde getastet und dann seine eigenen, dabei blutig gewordenen Finger auf die Schreibtischplatte und die dort liegende Zeitschrift aufgestemmt, um sich aufzurichten; auf dem Rückwege nach dem Bette war er dann wieder hingestürzt und hatte sich an den gleichfalls genau in die Wunde passenden Schnitzereien des Bettpfostens die zweite tödtliche Wunde geholt. Hätte man damals schon die Galton'sche Lehre gekannt, wie leicht und rasch hätte der Thatbestand dadurch aufgeklärt werden können, wenn man die Papillarlinien, die sich in einem klebrigen Blutfleck auf einer glatten Fläche am allerbesten ausprägen, mit den Fingern des anscheinend Ermordeten und mit denen des Verdächtigen verglichen hätte!

Ermöglicht und gesichert wird eine solche Vergleichung durch photographische Abbildung und entsprechende Vergrößerung der Vergleichsobjecte. Hier, wo gerade das Kleinste und Unscheinbarste die ungeheuerste Wichtigkeit erlangen kann, feiert die Photographie im Dienste des Strafrichters ihre schönsten Triumphe. Blutflecke und sonstige Abdrücke kann

[1]) Dies hat auch bei dem Berliner Mordprocess Guthmann in einer für die betheiligten Kriminalbeamten nicht gerade schmeichelhaften Weise die Öffentlichkeit beschäftigt.

man nämlich kaum anders, jedenfalls nicht besser aufheben, als auf der lichtempfindlichen Platte, „der neuen Netzhaut des Forschers", wie man sie mit Recht genannt hat. Im allgemeinen wird man sagen können, die Photographie ist immer dann zu verwenden, wenn es sich darum handelt, unbedingt objectiven, revidierbaren und bleibenden Beweisstoff zu schaffen; aber auch darüber hinaus hat die Trockenplatte zwei für den Strafrichter geradezu unschätzbare Eigenschaften: sie sieht nicht nur vieles genauer als das menschliche Auge, sondern sie sieht und behält auch alles, was der gespanntesten Aufmerksamkeit auch des gewiegtesten Beobachters nur zu leicht entgeht. Welche Leistungen die Mikrophotographie in der einen, die Momentphotographie in der anderen Richtung aufzuweisen hat, zeigen die Namen Jeserich und Anschütz, die sich längst einen wohlverdienten Weltruf errungen haben. Es ist allgemein bekannt, dass man mit Hilfe der Chemie und der Photographie nicht nur die Verschiedenartigkeit der Tinten, sondern auch wegradierte und selbst weggeätzte Schriftzüge zum Vorschein bringen und nur so Blutspuren nach ihrer Herkunft vom Menschen oder vom Thiere bestimmen kann. Neu und interessant war mir, was Groß über den Beweiswert des Staubes und Schmutzes sagt. Der Staub, der sich in so überraschend kurzer Zeit und in so großer Menge in jeder Kleidertasche sammelt, erzählt in seiner Zusammensetzung die ganze Geschichte der letzten Tage und kann die wichtigsten Aufschlüsse darüber geben, was der Inhaber des Kleidungsstückes in den letzten Tagen angefasst, womit er sich also beschäftigt, und wo er sich aufgehalten hat. Selbst der an den Stiefelsohlen haftende Straßenschmutz kann verhängnisvoll werden, wofür Groß zwei Beispiele erzählt: in dem einen Falle handelte es sich um einen Raub in einer Mühle, in dem anderen um den Nachweis, dass gerade der Verdächtigte das aufgefundene gestohlene Geld in einem hohlen Weidenbaum knapp am Flussufer versteckt hatte; beide male wurde der Straßenschmutz an den Stiefeln untersucht und zeigte zwei unterscheidbare Schichten, die in dem ersten Falle durch eine Schicht von Mehlstaub, in dem zweiten durch feinen Flussand von einander getrennt waren. Dies genügte in beiden Fällen zur Überführung.

Die Aufgabe der Photographie ist es in solchen Fällen, das mikroskopisch gewonnene Ergebnis nicht nur für spätere Nachprüfung unvergänglich zu fixieren, sondern es auch durch Vergrößerung für jedermann anschaulich zu machen, insbesondere im Gerichtssaal zur Überführung des Angeklagten zu benutzen. Hier leistet auch die einfache Photographie unübertreffliche Dienste. Wird gleich bei der ersten Besichtigung eine Photographie des Thatortes aufgenommen, so hält die Platte unerbittlich und streng objectiv alles fest, was zur Zeit der Aufnahme überhaupt zu sehen war, und jeder Strafrichter weiß aus eigener Erfahrung, wie oft bei

der entscheidenden Beweisaufnahme alles von einer Kleinigkeit abhängt, an die man bei der Besichtigung nicht gedacht hat, und die man dann nachträglich eben nicht mehr aufklären kann. Der Bethätigung der Liebhaberphotographie bietet sich hier ein ungeahntes Arbeitsfeld vom reichsten Nutzen, und im zwanzigsten Jahrhundert wird man sich vielleicht einen Untersuchungsrichter ohne „Photojumel," „Klappkodak" oder „Wünsches Filmkamera Bosco" überhaupt nicht vorstellen können.

Noch einen Schritt weiter führt uns die Verwendung eines Skioptikons vor dem Gerichte, wovon kürzlich die Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft ein anschauliches Zukunftsbild brachte; es kann damit ohne sonderliche Schwierigkeit eine photographische Aufnahme, etwa ein Präparat oder ein Thatort einem größeren Gerichtshofe (den Geschworenen) zur eigenen Anschauung vorgeführt werden; der Nutzen einer solchen Vorführung ist unbestreitbar; jeder weiß, wie umständlich, mühsam und trügerisch es ist, einem anderen mit diplomatischer Genauigkeit einen Ort oder Befund zu beschreiben, denn der andere nicht selber gesehen hat. Vielleicht erinnern sich noch manche an den Process des Gattenmörders Tourville aus den siebziger Jahren, wo sich das ganze Schwurgericht mit dem Angeklagten, dem Staatsanwalt, den Vertheidigern und sämmtlichen Zeugen und Sachverständigen, wenn ich nicht irre, von Bozen aus auf das Stilfser Joch begeben musste, um festzustellen, dass sich der Vorgang nicht so abgespielt haben konnte, wie der Angeklagte ihn zu schildern versucht hatte. Mit Hilfe einiger Photographien und geeigneter Lichtbilder hätte man sich die kostspielige Reise leicht ersparen können. Bezeichnend ist, dass der begleitende Text der Strafrechtszeitschrift es für nöthig hält, ausdrücklich der Annahme entgegenzutreten, dass sich die Vorführung solcher Lichtbilder mit der Würde des Gerichts nicht decke.

Wie die Photographie auch unmittelbar Thatzeugin sein kann, erzählt Groß gleichfalls sehr hübsch. Bei einem Auflauf in Brüssel waren mehrere Burschen festgenommen worden, die behaupteten, gar nicht betheiligt gewesen zu sein; sie wären ohne jede böse Absicht wider ihren Willen in den Rummel gekommen und mitgerissen worden. Zufällig wurde ermittelt, dass ein Liebhaberphotograph von seinem Fenster aus den Auflauf photographiert hatte; die Polizei verschaffte sich einen Abzug davon und vergrößerte ihn; richtig waren einige der verhafteten „unbetheiligten Zuschauer" auf dem Bilde ganz deutlich zu erkennen, und da sie unglücklicherweise mit weit offenem Munde, also schreiend und mit hoch erhobenen Armen und geschwungenen Stöcken abgebildet waren, so gaben sie sofort ihr Leugnen auf. Man hat diese Geschichte nicht bloß für gut erfunden zu halten; die Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft bringt in dem schon erwähnten Aufsatze eine unbemerkt aufgenommene Photographie eines Taschendiebes bei der Arbeit — ein Bild, das für sich selber redet.

Ein anderes, in unserer Zeit des Dreyfushandels der allgemeinen Aufmerksamkeit sicheres Capitel, in das die Photographie übrigens gleichfalls hineinspielt, ist die Schriftenvergleichung. Der bekannte Satz, dass „wir nicht bloß mit der Hand, sondern auch mit dem Hirn schreiben“, ist gewiss richtig; denn wie wäre es sonst zu erklären, dass jede Handschrift, auch in verstellter Form, ihre charakteristische Eigenthümlichkeit behält und dass man auch die einem allervertrauteste Handschrift eines anderen vielleicht nachmalen, aber niemals nachahmen kann! Nur hat noch niemand mit hinreichender Sicherheit herausgebracht, worin denn das Charakteristische liegt, und weshalb eine Handschrift gerade so und nicht anders ist. Solange dies nicht aufgeklärt werden kann, schwebt die ganze Sache mehr oder weniger in der Luft. Was Groß über diesen Punkt, anscheinend aus eigener Erfahrung, vorträgt, klingt allerdings verführerisch genug. Man soll es danach mit einiger Übung und Aufmerksamkeit wirklich dahin bringen können, mit selten fehlender Sicherheit das Alter, das Geschlecht, in gewissem Umfange den Beruf, vor allem aber auch den Charakter des Schreibenden aus der Handschrift herauszulesen, ja sogar die Stimmung, in der das Schriftstück aufgesetzt worden ist, soll man nachempfinden lernen, wenn man den Schriftzügen etwa eines Briefes mit einer trockenen Feder oder einem Hölzchen ganz genau nachfährt und dies annähernd so rasch zu machen sucht, als ob man selbst schriebe: „Es ist nicht Übertreibung oder Einbildung, wenn behauptet wird, dass man in der That bei diesem Vorgange in eine eigenthümliche Stimmung geräth, die jener entspricht, von welcher seinerzeit das Schriftstück geleitet wurde. Man empfindet nervöse Aufregung, Ärger, Freude, Zorn, wenn der Schreiber aufgeregt, ärgerlich, freudig oder zornig war.“ Für die eigentliche gerichtliche Schriftenvergleichung gilt da noch der wichtige Grundsatz, dass jede einzelne Schrift für sich allein zu prüfen und nach ihren Eigenthümlichkeiten zu bestimmen ist, und dass dann nur die Ergebnisse mit einander verglichen werden dürfen, nicht die Schriften selbst. Die äußere Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der A's und B's, die man herausfindet, wenn man die zu vergleichenden Schriften nebeneinander legt, besagt gar nichts. Denn „jeder von uns macht zu verschiedenen Zeiten denselben Buchstaben anders, oft in derselben Zeile, und ebenso lässt sich wieder jeder, auch der besonders charakteristische Buchstabe nachmachen. Die Gleichheit der Buchstaben liegt dann vor, wenn sie das gleiche Hirn dictiert hat, wenn ihnen derselbe Gedanke, derselbe Zug, derselbe Charakter zu Grunde liegen. Und ebenso können zwei Buchstaben ganz gleich aussehen: wenn sie nicht dasselbe Hirn dictiert hat, wenn sie nicht im gleichen Geiste geschrieben sind, so sehen sie ganz anders aus. Das ist das Alpha und Omega aller Schriftenbeurtheilung, wer das herausfindet, der kann urtheilen.“

In der Praxis wird hiergegen vielfach gesündigt; immer wieder trifft man auf den Versuch, durch rein äußerliche Vergleichung eines eine Strafthat enthaltenden oder beweisenden Schriftstückes mit willkürlichen oder zufälligen Schriftproben einen sonst nicht zu erbringenden Schuldbeweis zu ersetzen und sich an Gutachten zu halten, die weder durch die Persönlichkeit ihrer Erstatter, noch durch ihre innere Begründung irgend welche Zuverlässigkeit haben und nur durch wohlklingende meist übereinstimmende Phrasen zu wirken suchen: Totalität des Schriftbildes; Gleichheit des Gesammteindruckes, wenn man die Vergleichsobjecte auf das prüfende Auge wirken läſst; derselbe Charakter und Ductus; die gleiche Physiognomie und Gewandung der Schrift und dergleichen. Zur Begründung findet man dann die Feststellung einer größeren oder geringeren Reihe rein äußerlicher Übereinstimmung der einzelnen Buchstaben u. s. w.; einmal habe ich sogar in einem Gutachten als charakteristische Ähnlichkeit angeführt gelesen, daſs der Verfasser der untersuchten namenlosen Anzeige ebenso wie der Angeklagte in seinen anerkannten Briefen auf der Adresse den Ortsnamen lateinisch geschrieben und unterstrichen habe. Damit kann man allerdings alles beweisen! So ein Gutachten ist im Grunde nichts als eine reine Selbsttäuschung des Richters: die Ähnlichkeit zwischen zwei nebeneinander gehaltenen Schriften kann jeder erkennen, darauf allein wird niemand verurtheilen; gibt nun ein Sachverständiger ein längeres Gutachten, worin die einzelnen Buchstaben mit einander verglichen und genau beschrieben werden, so läuft dies im günstigsten Falle auf eine Analyse, eine Zergliederung des ohnehin vorhandenen Gesammteindruckes hinaus, d. h. es ist nur eben genau dasselbe bewiesen, was man ohne das Gutachten auch schon sehen konnte. Gleichwohl wird noch heute bei vielen Gerichten derartigen Gutachten ein ganz unverdienter Wert beigemessen, trotz der vielen und verhängnisvollen Irrthümer, die dadurch nachweislich schon verschuldet worden sind. Groß fertigt das mit einem einzigen Satze ab: „Es gibt aber auch Sachverständige, die recht handwerksmäßig und äußerlich vorgehen; hat man nur diese, dann mache man die Arbeit lieber selbst.“

Andererseits kann auch hier wieder das anscheinend Geringfügigste bedeutungsvoll werden, z. B. die Häufigkeit des Eintauchens, daſs man mit Hilfe der Lupe und der Photographie an den blasser werdenden und plötzlich wieder schwarzen Schriftzügen deutlich verfolgen kann; je nachdem das Eintauchen regelmäßig oder in unregelmäßigen Abständen wiederkehrt oder gar nicht nachweisbar ist, weil alles gleichmäßig schwarze Schriftzüge zeigt, kann man erkennen, ob es sich um ein Dictat oder um ein frei verfaſstes Schriftstück oder um eine Abschrift handelt. Eine Fälschung ist ferner auch dadurch einmal an den Tag gekommen, daſs die Schmutzflecken, die auf dem Pergamente als Beweis des Alters und

der Echtheit angebracht worden waren, durch das Mikroskop als unter der Schrift befindlich nachgewiesen wurden.

Berühmt und auch politisch und geschichtlich nicht unwichtig ist in diesem Zusammenhange die sogenannte Königinhofer Handschrift. Unsere getreuen Nachbarn, die Tschechen, kränkt bekanntlich in ihrem Selbstgefühl nichts so sehr wie die Behauptung, dass sie ihre gesammte Cultur und Bildung den gehassten Deutschen zu verdanken haben. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts „entdeckte“ deshalb ein gewisser Wenzel Hanka eine Handschrift mit einer Reihe von Gedichten in alttschechischer Sprache aus dem Jahre 1300, die auf einer so hohen Stufe der Vollendung standen, dass sogar Goethe eines davon bearbeitet hat; jahrzehntelang wurden sie allgemein angestaunt und bewundert und bewiesen aufs unwiderleglichste die geschichtliche Ebenbürtigkeit des heiligen Wenzelvolkes. Ganz zufällig und ohne jede böse Absicht untersuchte einmal ein Chemiker die bei den Initialen verwendeten Farben; er fand dabei Berliner Blau, das nun freilich erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, also vierhundert Jahre nach der angeblichen Entstehung der Handschrift entdeckt worden war; es ergab sich ferner, dass in den Gedichten von Trommeln die Rede war, die man um 1300 noch nicht gekannt hat, und auch sonst hielten die in den Gedichten geschilderten oder vorausgesetzten Lebens- und Rechtsverhältnisse der inneren Kritik der fortschreitenden Gesichtswissenschaft nicht mehr Stand, nachdem das Misstrauen einmal rege geworden war. Nach dem Tode Hankas wurde seine Bibliothek versteigert, und dabei fand sich dann das ganze Handwerkszeug für seine Fälschung: nicht nur alle erdenklichen Hilfsbücher und Vorlagen, sondern insbesondere auch zahllose Schriftproben, an denen ersichtlich war, wie er sich für die Fälschung von Schritt zu Schritt vorbereitet hatte.

Wegen des hübschen geschichtlichen Rückblicks, der sich daran knüpft, mögen zum Schlusse noch die beiden merkwürdigsten der von Groß in reicher Auswahl mitgetheilten Gaunerzinken erwähnt werden, worunter man Zeichen versteht, die Verbrecher, aber auch harmlose Landstreicher an Häusern, Zäunen, Wegweisern oder sonst einsamen Orten anzubringen pflegen, um sich mit nachkommenden Genossen oder auch mit ganz unbekannten Mitgliedern der fahrenden Zunft zu verständigen; sie sind entstanden aus den Mordbrennerzeichen, womit man sich in früheren Jahrhunderten mit geringerer Sicherheit als heute über die niederzubrennenden oder zu überfallenden Häuser verständigte. Der eine der beiden Zinken zeigt einen Papagei, eine Kirche, einen Schlüssel, drei Steine und ein Wickelkind. Der Papagei war das Wappen eines bekannten Einbrechers, der Schlüssel bedeutet einen Einbruch, die drei Steine sind das Kalenderzeichen des heiligen Stephanus und bedeuten dessen Tag, den 26. December; das Wickelkind bedeutet als Christkind den 25. December. Nun ist das

Ganze leicht zu lesen: der Inhaber des Papageiwappens beabsichtigt für den 26. December einen Einbruch in eine Kirche und wird sich am 25. December an dem Orte der Zeichnung, einer einsamen Waldkapelle, einfinden, um Genossen für den Raubzug zu werben. Der Zinken wurde rechtzeitig entdeckt und entziffert, und die Polizei erwischte an dem betreffenden Christtage in der Kapelle vier berüchtigte Einbrecher.

Das zweite Zeichen erzählt von einem weniger glücklichen Ausgange. Vor mehreren Jahren wurde auf einsamer Waldstraße in der östlichen Steiermark ein Gendarm durch unzähliche Messerstiche ermordet vorgefunden, der sich als streng und wachsam bei den Landstreichern und Zigeunern besonders verhasst gemacht hatte; die Thäter sind nie entdeckt worden. Wenige Tage nach dem Morde fand man nicht weit von dem Thatorte auf einer halbverfallenen Mauer einen Zinken, der das Gesicht eines Gendarms mit mächtigem Schnurrbart, umgeben von zahlreichen drohend nach ihm gerichteten Messern zeigt. Dass das Zeichen schon vor der Mordthat dort vorhanden gewesen war, also unverkennbar entweder eine Drohung oder eine Verabredung, vielleicht auch eine Warnung bedeutete, ließ sich leicht erweisen, da es vom Regen arg verwaschen war — zwischen dem Tage des Mordes und der Auffindung des Zeichens hatte es nicht geregnet. Der Schnurrbart des Abbildes soll thatsächlich ähnlich gewesen sein.

Diese Zeichen sind uralt und lassen sich unverändert jahrhundertelang zurückverfolgen. Der Papagei des ersten Zeichens ist in einem Zuge gezeichnet — solche Kunststücke liebte man besonders in der Zeit Albrecht Dürers. Wandernde Zigeuner wissen an Kreuzwegen ihren Genossen oder späteren Trupps die Richtung ihres Zuges durch unscheinbare Wegweiser anzugeben; als solche kommen noch heute drei übereinander gelegte Steine, der größte zu unterst, der kleinste zu oberst, oder verknüpfte Ruthen oder ein Ästchen mit dreifacher Quergablung, das mittelste in der Richtung der Wanderung umgebogen. Groß hatte in den früheren Auflagen seines Handbuches angenommen, dies seien besondere aus Indien mitgebrachte Eigenthümlichkeiten der Zigeuner. Wie er in einer Anmerkung erwähnt, ist er inzwischen auf folgende Stelle einer Predigt von Berthold von Regensburg aus dem Jahre 1250 aufmerksam gemacht worden: „Der Teufel mache es so wie die Räuber, die an den Wegen gewisse Zeichen anbringen, damit die Wanderer glaubten, sie seien auf dem richtigen Wege, während sie durch diese Zeichen geraden Wegs zu den Höhlen der Räuber gelockt würden; dieser Zeichen gebe es drei: gekreuzte Ästchen, zusammengelegte Steine und verknüpfte Ruthen oder Dornensträuche." Dies sind also genau dieselben Wegezeichen, deren sich noch heutigentags die Zigeuner bedienen; es läßt sich annehmen, dass zur Zeit dieser

Predigt, also vor mehr als einem halben Jahrtausend, diese Zeichen ganz allgemein im Volke bekannt und gebräuchlich waren; jetzt sind sie in dem übrigen Volke verschwunden, und nur ein unscheinbares, halb vergessenes Landstreicherzeichen weist in eine graue Vorzeit zurück.

Wie der Holzknecht Riedel Sonntag hält.

Ein Bild aus den Waldbergen von **Peter Rosegger.**

Breit hingeworfen so recht mitten in die hellgrünen Matten und Felder, liegt ein dunkler filziger Fleck — und das ist der Kürbaumer-Wald. Es ist altes Beständе von Fichten und Kiefern, aber gepflegt und gesäubert, fast wie ein Park, kaum ein dürres Ästlein hängt an den Stämmen, so weit empor es von Menschenhänden zu erreichen ist. Der Wald ist in so viele Theile getheilt, als es Großhöfe gibt ringsum, die von ihm ihren Holzbedarf beziehen; darum wird das Gehölze so wirtschaftlich verwaltet. Von drei zu drei Jahren unternehmen sie eine Waldreinigung, da wird das Gefälle fortgeschafft, das Gestämme von verdorrten Ästen befreit und abgestorbene Bäume legt man nieder und zerkleinert sie zu Scheitern. Auch wo junger Anwachs zu dicht steht, so dass die Bäumchen sich gegenseitig im Wege stehen und ersticken, wird gelichtet; die Schwächlinge, die ohnehin den Kampf ums Dasein nicht bestehen könnten, müssen sich dem Beile ergeben. An Lichtungen grünt kurzes Heidekraut, unter welchem Eidechsen wurmeln, unter dichten Beständen, die mit hohem Geäste und Gewipfel gleichsam überwölbt sind, liegt auf kahlem Boden die Schichte der dürren Nadeln vom vorigen Jahre, belebt von Käferchen und Ameisen.

An Sommersonntagen, wenn in den umliegenden Dörfern das laute Leben ist, in den Wirtshäusern und auf der Gasse, wenn die Leute im Festgewand auf den Feldwegen umherschwärmen mit fröhlichem Gethue — gehe ich gerne in den Kürbaumer-Wald. Da bin ich allein mitten im still und geheimnisvoll webenden Leben; denn selten ein Sonntagsvergnügler ist einfältig genug, die Bäume den Leuten vorzuziehen.

Auf einem solchen Waldgange nun fand ich den Riedel. Der Riedel, das ist ein Holzknecht aus dem Unterthal, der im Kürbaumer-Wald für einen der Besitzer die Waldsäuberung übernommen hatte. Er war mehrere Tage vorher mit seinem Buckelkorbe gekommen, im zerschlissenen, vielbeflickten Lodengewand. All seine guten und schönen Sachen hatte er zu Hause gelassen in der fernen Einwohne im Unterthal. Für

die Waldarbeit thut's das schlechte Zeug. Und die Woche über that es sich auch. Zu den Mahlzeiten und zur Schlafstätte geht er in das nächste Dorf, woran werktags auch niemand Ärgernis nimmt, als die Hunde, die dem arg zerschlissenen und geflickten Gesellen streckenlang bellend das Geleite geben. Anders am Sonntag. Am Sonntag kann man mit diesem Gewand nicht unter die Leute gehen. Da heißt es, den ganzen lieben Tag über im Waldesdunkel hocken bleiben, und noch abseits vom Wege, damit durchziehende Wanderer nicht zusehr erschrecken. In aller Morgenfrühe schon kommt er mit seinen Sachen aus dem Heustadel, wo er zu schlafen pflegt, heraus und bringt in einem Topfe Wasser mit, denn im Wald ist weitum keine Quelle. Dann sitzt er stundenlang auf einem moosigen Baumstock, stützt die Ellbogen auf die Knie und legt das Gesicht in die hohlen Hände. Aus den Dörfern klingen die Glocken des Gottesdienstes herüber, er thut aus dem Sacke einen braunen Rosenkranz, schlingt ihn um die Fäuste und beginnt ihn — Gralle für Gralle — abzubeten, lautlos, nur an der Lippenbewegung sieht man's, dass er betet. Nach der Andacht steht er auf; die Glieder sind ganz ungelenk, er muss sie ein wenig ausschlenkern. So trottet er zwischen den Stämmen umher und guckt einmal durch die Lücken hinaus, wie hoch wohl die Sonne schon steht. Das geht heute viel langweiliger vor sich, als an den Werktagen. Am liebsten möchte er aus dem Korbe die Axt nehmen und anheben zu arbeiten. Nein, das darf man nicht! Wer wird am Sonntag Holz schlagen! Dass dann kein Segen wäre in der Woche! — Wie soll er sich nur die Zeit vertreiben. An der wulstigen Lodenhose haben sich Flicken losgetrennt, aber es ist keine Nadel und kein Zwirn vorhanden. Tabakrauchen? Er hat nur ein paar Pfeifen voll und die will er sich auf Nachmittag sparen, denn am Sonntag nachmittag muss man sich was zugute thun. Nun, es wird ja endlich Kochenszeit. Er bricht von den Bäumen dürres Astwerk, trägt es zusammen auf einen Haufen. Dann die Nöthe mit den Streichhölzern. Fürs erste wollen sie an der Raspel nicht Feuer fangen und züngelt das blaue Flämmchen doch ein wenig auf, so ist fürs zweite ein Lüftchen da und bläst es wieder aus. Der Boden ringsum ist schon bestreut von todten Streichhölzern, und noch immer kein Feuer. Endlich in der Huthöhlung und vermöge eines Briefleins von der Bewussten im Unterthal kommt so viel Feuer auf, dass der Reisighaufen angezündet werden kann. Der Riedel hat's ja längst im Kopf und in allen Gliedern, was sie schreibt, so kann er das Brieflein freilich wohl als Fidibus benutzen. — Dieweilen es aufknistert, holt er aus dem Korb eine Kaffeemühle hervor und eine Düte mit den braunen Bohnen. Denn so armselig, wie es etwa aussehen mag, sind wir doch noch nicht. Kaffee wollen wir uns kochen, wenn auch nur schwarzen, und nachher ein Sterzlein in Schmalz!

Aber die Kaffeemühle geht doch allzulind, selten eine Bohne wird lädiert. Er wendet sie, er schüttelt sie und mahlt wieder, bis die Sache endlich soweit ist, dass die Bohnen, wenn schon nicht zermalmt, so doch geschunden sind. Während dieser langwierigen Arbeit ist das Reisigfeuer niedergebrannt und nur ein Kranz von Holzstümpchen noch übrig, die träge auf dem Boden herumrauchen. Neuerdings sammelt er Knisterholz und entfacht die Flammen, dann thut er den Kaffee in den Wassertopf und stellt ihn ans Feuer und bis er schließlich aufkocht, rückt der Riedel einen ungeberdigen Ast zurecht und stößt dabei den Topf um, dass der schwarze Kaffee sich über das Gewurzel ergießt.

Der Holzknecht würgt einen reichlich ausgewachsenen Fluch hervor und will den treulosen Topf an einem Baumstamm zerschellen. Im rechten Augenblick fällt ihm die Vernunft in den Arm: Riedel, thue dir das nicht an! dem dummen Topf ist es ganz gleichgiltig, ob er Topf ist oder Scherben — du selber bringest dich um all dein Sonntagsglück. Der Tag ist noch lang. — Im Innersten empört über das Geschick setzt er sich wieder auf den Baumstock und läßst den Zorn verdampfen. Und als er verdampft ist, thut der Mann neuerdings Kaffeebohnen in die Mühle, bereitet aus einem Papierpäckchen auch Zucker her und beginnt ergeben zu mahlen. Nach reichlich einer Stunde kann das Zeug in den Topf gethan werden, doch — nun fehlt das Wasser! Freilich wohl weiß er einen Brunnen, allein der ist unten auf den Feldern an der Straße, wo die aufgeputzten Leute gehen. Unser Holzknecht hat doch zuviel Selbstachtung, als dass er sich in der Leute Mäuler mit seinem Lumpengewand danach bezeichnen lassen möchte, er hungert also und dürstet. Und sieht einem trostlosen Nachmittage entgegen; denn Wasser zu kriegen zum Kochen, das ist nicht menschenmöglich. Als er wieder auf seinem Stocke sitzt, die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in die hohlen Hände gelegt, da beginnt ein Wunder zu geschehen. Wie den Israeliten in der Wüste einst Manna vom Himmel fiel, so hebt jetzt im Kürbaumer-Wald Wasser an zu fallen, zuerst tropfenweise, dann in Strömen. Der Topf ist bald voll, auch der Riedel ist durchnässt bis an die Haut und das Feuer ist gründlich ausgelöscht. Aber der Wunsch ist doch erfüllt! Du hast Wasser genug, ohne es über die Felder holen zu müssen von der Straße her. — Und jetzt kommt ihm das Missgeschick schier lustig vor. Dort in der Lichtung scheint ja wieder die Sonne. Er hängt seine Kleider an die Äste, um sie zu trocknen, nur das letzte dünne Linnenhüllchen läßst er am Leibe trocken werden. Dabei ist er geschäftig, aus dem Holzbuttel Mehl in den Topf zu schütten, es im Wasser herumzurühren und die Schöpfung eines frischen Feuers zu versuchen. Die Streichhölzer haben schon in trockenem Zustande nicht brennen wollen, jetzt mögen sie noch weniger. Er muss also zuwarten, bis in der Lich-

tung die heiße Sommersonne wieder alles zurecht bringt. Nach ein paar Stunden ist alles strohtrocken, es loht das Feuer, es schmort der Sterz. Der für den Kaffee bestimmte Zucker wird über die Mehlspeise ausgestäubt und nun kommt endlich der Blechlöffel dran. Das ist um vier nachmittags.

Sorglos und gewandlos liegt der Riedel ausgestreckt auf dem weichen Moose. O Sonnenschein, o Menschenhaut, wie ihr euch gut verstündet miteinander, wenn man euch öfter zusammenließe! Da haben sie kein Vergnügen draußen im Dorfsonntage, das an Wonne vergleichbar wäre mit dem dieses Waldsonntags! So daliegen wie ein falber Molch in der süßen Sonne. Von Kleidern abgehalten thut sie weh als Hitze, hier — ihr ganz preisgegeben — striegeln ihre Strahlen die Haut und wohliges Leben fühlt man in allen Poren! — Der Holzknecht hat sich das zwar nicht just so gedacht; nur das eine fällt ihm immer wieder bei: Ihr Sonntagsleute da draußen, das habt ihr nicht so! Ihr habt nur Sonntag, ich habe Sonnentag! — Es ist schon viel, wenn ein Holzknecht so weit denkt! Dann zieht er es vor, gar nicht zu denken, sondern seine Glieder auszustrecken, so lang sie sind, seine Beine zu recken, einmal so, einmal so, seine Arme zu schlenkern und seinen Leib zu betrachten, den er eigentlich noch nie so recht gesehen hatte. Sein Ärger ist nur, dass sich der Hals nicht ganz bis nach hinten drehen will, denn auch seinen schönen, breiten Rücken hielte er einer Beachtung wert. — So ein Mensch, denkt er sich, ist eigentlich ganz was Merkwürdiges! Und so was kann holzhacken! Man meint immer, das Gewand ist's. Und jetzt ist's auch ohne. Dann auf seine Fetzen zielend: Gott, was der Mensch für abscheuliche Sachen an seinen schönen Leib hängt! Wenn man sich's einrichten dürft', wie man wollt', das wär' das richtige Sonntagsgewand! Mit dem sollt' man können hinausgehen. — Plötzlich hinter ihm ein Geräusch, vor Schreck schnellt er auf in die Luft wie ein Fisch, der plötzlich ins Trockene geworfen wird, dann will er ins nahe Dickicht huschen. Aber es war niemand gewesen. Es war wohl nur ein Rehbock gewesen.

Die Sonne scheint noch lange hell und heiß hernieder auf den Waldanger, aber mit der Freude an dem schönen Sonntags-Sonnenbade ist es vorbei. Es wird ihm ungleich, das Knistern vorher hat ihn doch nervös gemacht. Er kriecht ins Gebüsch. Wirklich, jetzt kommt jemand! den Waldsteig heran steigen Sonntagsvergnügler. Der eine kennt sich bei der Holzarbeit aus und will doch sehen, was der Riedel die Woche über geleistet hat. Er sieht's, er lobt, sie gehen vorüber.

Endlich hat die Sonne sich davon gemacht, eine kühle Luft streicht. Es ist Zeit, dass wir hervorgehen und uns ankleiden. Denn für die Länge — es ist doch besser in der Hülse. Der Mensch ist halt doch

eine Hülsenfrucht, und da hilft alles nichts. — Und als der Riedel nun mit aller Vorsicht in die Lichtung geht, sind die Kleider nicht da. Sie sind nicht da! Die Kleider sind nicht da! Die Kleider nicht! — Trotz der kalten Luft dringt ihm der Schweiß aus den Poren, vor Schreck, vor Angst. Nicht auszudenken vermag er, was jetzt werden soll! — — Um zwanzig Schritte kann man sich bei solcher Orientierung leicht irren in der Richtung. Etwas weiter hinten liegen sie ja — die Kleider.

Er zieht sie an und schämt sich nicht mehr ihrer. Und an einem nächsten Tage schreibt er die „paar Zeilen" an die Bewusste: „I halt mi no etli Wochen da auf. Kum bald amal her und bring mir mein Sunntagwand mit. Der Deinige."

Was man im Böhmerwald für einen Glauben hat.

Zu den wenigen deutschen Landstrichen, die noch ein ursprüngliches Volksleben haben, gehört der Böhmerwald. Dieses Volksleben ähnelt vielfach dem der Oststeirer im guten wie im schlimmen. Vor kurzem ist bei Karl Pohl in Prachatitz ein Büchlein herausgekommen: „Geheimnisse der Böhmerwäldler" von Anton Schacherl, welches eine Menge Sachen enthält, die den Freund der Volkskunde interessieren müssen: Sagen, Zaubersprüche, Urkunden, Volksgebräuche, Aberglauben, Fensterlsprüche, Hochzeitssprüche, Volkslieder u. s. w., alles aus dem Böhmerwalde. Im Folgenden soll aus dieser Sammlung Eigenthümliches mitgetheilt werden, nämlich etwas vom abergläubischen Formelwesen, das in diesem Volke noch herrschend ist. Die Dinge werden natürlich nicht alle mehr geglaubt und gepflegt, aber sie sind noch in vieler Mund und geben uns eine Ahnung davon, wie tief und trostlos die Finsternis gewesen sein muss, die einst über diesem Volke lag. Bei älteren Leuten der entlegenen, der Schule entrückten Striche kann man wohl auch heute noch eine tüchtige Portion finden von jener Art Glauben, die das Menschenherz nicht besser, das Leben nicht glücklicher macht, die vielmehr ein verhängnisvolles Hemmnis menschlicher Vervollkommnung ist.

Hören wir, was Anton Schacherl von den „Zaubersprüchen" sagt:

Manche Zaubersprüche sind tiefe Geheimnisse der Böhmerwäldler, und es ist äußerst schwierig, dieselben zu erfahren. Überhaupt darf sie bei Vererbung von Geschlecht auf Geschlecht immer nur ein Mannsbild von einem Weibsbild, und ein Weibsbild von einem Mannsbild lernen, da im entgegengesetzten Falle die Sprüche nicht helfen.

Folgende Sprüche sind gegen behextes Vieh, und zwar gegen den „Neid", hervorgerufen durch den „bösen Blick" aus den „Neidaugen"

böser Menschen. 1. „Ich beschwöre dich vor Neid und Krankheit durch die Fürbitte des heiligen Leonhard, bewahre dieses Haus vor allem, was durch Neid und Krankheit Schaden leidet! Ehre sei Gott 2c.“ 2. „Neider haben dich beschrien, es sei Knecht oder Dirn. Hat es gethan ein Mann, so geht's ihn selber an; hat es gethan ein Weib, so komme es in ihren Leib; hat es gethan Knecht oder Dirn, so helfe dir das ganze Himmelsgestirn. Davor helfe dir Gott der Vater 2c.“ 3. „Ich spreche für den Neid, für alle Neid', für Vieh und Leut', für Mark und Bein, dass dir der Neid kann nichts mehr thun. Ich wische dich ab vom Kopf bis zum Schweif; aller Hass und Neid, alle Augen und Zaubereien und alle Teufelskunst: davor helfe dir Gott der Vater 2c.“ 4. „Scheck“ (der Name des beneideten Viehes)! „hat dich was beschrien, so helfe dir Gott und das Himmelsgestirn. Hat es ein Mann gethan, so trifft's ihn selber an; hat es gethan ein Weib, so kommt's in ihren Leib; hat es gethan Knecht oder Dirn, so helfe dir Gott und das Himmelsgestirn. Die Ehre sei Gott 2c.“ Dann fünf Vaterunser und fünf Ave-Maria beten unter freiem Himmel, ohne Amen zu sagen.

Gegen den Neid ist auch gut, wenn man Eierschmalzkuchen backt und dieselben dem Vieh eingibt. — Oder man nehme unter dem rechten Fuße, wo das Vieh steht, einen Mist, streiche damit über dessen Rücken hinaus und spreche: „Ich wisch' dich ab gegen den Neid, ich wisch' dich ab gegen die Leid', ich wisch' dich ab im Namen der hl. Dreifaltigkeit!“ — Oder man spreche: „Im Namen Gottes 2c. † † † Amen. Gott hilf aus dem Neid und Halderey!“ Dann bete man fünf Vaterunser und fünf Ave-Maria und das Glaubensbekenntnis unter freiem Himmel. — Man kann auch das betreffende Vieh mit dem Hemde, das man am Leibe hat, über den Rücken hinaus abwischen; oder auch mit einem Hemde, in welchem die Menstruation einer Frau ist.

Gegen die Blattern: „Unsere liebe Frau gieng mit ihrem Jesulein aus, den sie neun Monate unter ihrem Herzen trug. Davon seien alle Blattern zerrissen, zerlumpt und zerfetzt.“

Gegen Rhachitis (englische Krankheit, Knochenerweichung): „Die Knochen erstarren und erweichen nicht. Wie Jesus und Maria nach Egypten gegangen sind, so nehme diese Krankheit die allerheiligste Dreifaltigkeit von diesem Kinde hinweg. Im Namen Gottes des Vaters 2c.“

Gegen die Wurmkrankheit: „Unser Herrgott fährt ackern aus mit einem ganz silbernen Pflug. Was ackert er? Drei Furchen, nicht mehr. Was ackert er aus? Drei Würmer, nicht mehr. Der erste ist schwarz, der zweite ist weiß, der dritte ist roth, macht alle siebenundsiebzig todt. Davon helfe dir Gott der Vater 2c.“

Gegen das Fieber: 1. „Jesus gieng zu Petrus und Thomas. Sie giengen miteinander auf einen grünen Anger. Jesus sprach zu

Petrus und zu Thomas: ‚Gehet hin zu einer grünen Weide, thut drei Wiedel winden, thut 77 Fieber drin verbinden'. Wer dieses Gebet sprechen und beten kann, den fällt sein Lebtag kein Frost und Fieber an. Das helfe uns Gott der Vater ꝛc." 2. „Fieber sind 77. Sind nicht 77, sind 76. Sind nicht 76, sind 75 u. s. w." So muſs man zurückzählen, ohn irre zu werden, bis es heißt: „Ist nicht eins, es ist keins."

Gegen Geschwüre: „O Wunde, ich befehle dir, daſs du nicht schwürst, gleich wie die heiligen fünf Wunden Christi nicht geschwürt haben!"

Gegen den Rothlauf: „Rothlauf steh roth, Rothlauf steh still, gleich wie Jesus Christus still stand im Flusse Jordan, als ihn Johannes taufte." — Das ist dreimal zu sprechen und das Kreuz zu machen, dann sind drei Vaterunser zu beten zu Ehren des bitteren Leidens Christi.

Gegen den Schwindel: 1. „Ich schwinde an allen Gliedern, es sei Flaxschwund, es sei Markschwund, es sei Beinschwund, es sei Fleischschwund, es sei Blutschwund, das ist für das Schwindeln gut." Dann muſs der Ausprecher und der Schwindelkranke je fünf Vaterunser und fünf Ave-Maria mit dem Glauben unter freiem Himmel beten. 2. Nimm einen Knochen, den du gefunden hast, mache das Kreuzzeichen und sprich: „Find-Bein, Schwind-Bein, hilf mir von meinem Schwindel, es sei Flax-, Mark-, Bein-, Fleisch- oder Blutschwund!" Dann lege das Bein hin, wie du es genommen hast und bete fünf Vaterunser und fünf Ave-Maria.

Gegen die Läuse: „Nimm eine Laus, wirf sie von dir und sprich: „Geh hin im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, im Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, gehe hin, wo du hergekommen bist!" 2. Man stecke neun Läuse in einen Federkiel, stopfe ihn fest zu, geh zu einem Bache und werfe sie über den Rücken hinein, indem man spricht: „Ihr seid in des Teufels Namen gekommen, geht in des Teufels Namen fort!" Man darf aber ja nicht umschauen, auch beim Weggehen nicht.

Um Tauben zu züchten, mache man den Taubenverschlag aus den Brettern eines Sarges, in welchen ein todtgeborenes Kind lag.

Gegen die Wanzen nehme man Moder von einer Todtentruhe, und streue ihn in die Löcher, indem man für den Verstorbenen betet, der in dem betreffenden Sarge lag.

Daſs man leicht ausrühren kann (Butter bereiten), nehme man Holz von einem Baume, in den der Blitz eingeschlagen hat, bohre es in den Rührstab und schlage Haselnuſsholz darauf.

Gichtgebet: „Du unschuldiges rosenfarbenes Blut, vertreib' mir die Gicht und das rebellische Blut; schwende nicht, so wie unsere liebe Frau nicht geschwendet hat und so auch der Herr Jesus nicht geschwendet

hat. Die Ehre sei Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geiste." Dann sind fünf Vaterunser, fünf Ave-Maria und der Glaube zu Ehren des hl. Peregrinus zu beten.

Gegen das Zahnweh: 1. Gehe auf den Friedhof, suche ein Bein, knie nieder, mache sechsmal das Kreuz, bete sechs Vaterunser, mache mit dem Bein dreimal das Kreuz wo der Schmerz ist, lege es dann wieder hin wo und wie du es genommen hast, mache dreimal das Kreuz und bete sechs Vaterunser für die armen Seelen. 2. Nimm eine Fleischschwarte, reibe dir den Zahn damit aus und grabe dieselbe unter den Dachtropfen ein, während einem Todten ausgeläutet wird.

Gegen böse Leute, dass sie in den Ställen nicht zu dem Vieh können. Nimm Wermuth, schwarzen Kümmel, Fünffingerkraut, Teufelsdreck, von jedem ein Stück um zwei Kreuzer, dann Saubohnenstroh, die Zusammenkehrung unter der Stallthüre und etwas Salz, thue alles in ein Bündlein und stecke es in ein Loch, wo das Vieh ein- und ausgeht und schlage es mit Elfenbeinholz zu.

Wenn einer Kuh die Milch benommen wurde:

J. Creuz Jesu Christi Milch goss.
J. Creuz Jesu Christ Wasser goss.
J. Creuz Jesu Christi haben goss.

Diese Worte müssen auf drei Zettel geschrieben sein, darnach nimm Milch von der kranken Kuh und diese drei Zettel, schabe etwas von der Hirnschale eines armen Sünders, thue alles in einen Hafen, vermache es wohl und siede es recht, so muss die Hexe crepieren; man kann auch die drei Zettel abgeschrieben ins Maul nehmen, vor die Dachtraufe hinausgehen und dreimal sprechen, darnach dem Vieh eingeben und so wirst du nicht allein die Hexen sehen, sondern es wird auch dem Vieh geholfen werden.

Um beim Spielen allzeit zu gewinnen, binde das Herz einer Fledermaus mit einem rothseidenen Faden an den Arm, mit dem du die Karte ausgibst: du wirst dann alles gewinnen.

Wenn dir etwas gestohlen wurde, gehe des Morgens vor Sonnenaufgang zu einem Birnbaum, nimm drei Nägel aus einer Todtenbahre, oder Hufnägel, die noch nicht gebraucht wurden, mit, halte sie gegen Osten und sprich: „O Dieb, ich binde dich bei dem ersten Nagel, den ich in deine Stirn oder Hirn thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen eigenen Ort musst tragen, es soll dir so zuwider und weh werden nach dem Menschen und nach dem Orte, da du es gestohlen hast, als dem Jünger Judas war, da er Jesum verrathen hatte. Den anderen Nagel schlage ich dir in deine Lunge und Leber, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen Ort selbst trägst. Es soll dir so weh nach dem Menschen und nach dem Orte sein, da du es gestohlen hast,

als dem Pilatus in der Höllenpein. Den dritten Nagel, den ich dir in deinen Fuß thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast: o Dieb, ich binde dich und bringe dich durch die heiligen drei Nägel, die Christum durch seine heiligen Hände und Füße sind geschlagen worden, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast. † † †." Die Nägel müssen aber mit einem Armen-Sünderschmalz geschmiert sein. Auf diese Beschwörung hin muss der Dieb mit dem gestohlenen Gute erscheinen.

Eine allzeit gewiss helfende Blutstillung: Schreibe die vier Hauptgewässer der ganzen Welt, welche aus dem Paradies fließen, auf einen Zettel, nämlich Pisahn, Gibon, Hedekiel und Pheat, die geschrieben sind im ersten Buch Mosis des zweiten Capitels, Vers 11, 12 und 13. Wenn du es da aufgeschlagen, so hilft's.

Wie man jemanden in der Ferne prügeln kann. Wenn Neumond ist, gehe man vor Sonnenaufgang vor einen Stecken, den man sich vorher schon ausersehen hat, stelle sich mit dem Gesichte gegen Osten und spreche: „Stecken, ich greife dich an im Namen †." Nimm nun ein Messer in die Hand und sprich: „Stecken, ich schneide dich im Namen † † †", dass du mir sollst gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wenn ich seinen Namen nenne!" Darnach schneide dem Stecken an zwei Stellen etwas weg, dass man folgende Worte darauf schreiben kann: „Aby a obia fabia." Lege einen Kittel auf einen Maulwurfhaufen, schlage mit diesem Stecken darauf, nenne desjenigen Namen, den man prügeln will. Man schlage nur tapfer zu, und man wird denselben ebensogut treffen, als wenn er selber darunter wäre, und er doch viele Meilen entfernt sein kann. Anstatt des Maulwurfhaufens thut es auch die Thürschwelle, wie ein Schäfer von Bärneck an einem Edelmann die Probe gemacht hat.

Dass einer das gestohlene Gut wieder bringen muss. Gehe vor Sonnenaufgang zu einem Wacholderbusch, biege ihn mit der linken Hand gegen Osten und spreche: „Wacholderbusch, ich thu dich bücken und drücken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlenes Gut wieder an seinen Ort hat getragen." Dann lege einen Stein auf den Busch, darunter die Hirnschale eines Übelthäters †. Du musst aber acht geben, wenn der Dieb das gestohlene Gut wieder gebracht hat, dass du den Stein wieder an seinen früheren Ort trägst, wo er gelegen ist und den Busch wieder losmachst.

Wenn die Hühner behext sind, nehme man ihr letztgelegtes Ei mit einem Handschuh, aber ja nicht mit bloßer Hand, und stecke es in die „Lagluke", das ist das Rohr, wo der Rauch vom Ofen in den Schornstein geht; oder man zwicke es unter der Zimmerthür ein und zerquetsche es.

Gegen das Fürchten muss man Christenschmalz genießen, wie es der Todtengräber im Grabe beim Ausgraben eines Gerippes findet.

Gegen Epilepsie (Fallsucht) muss man einen Auerhahn während des Fluges herunterschießen, ihm das Herz herausreißen und noch im warmen Zustande genießen. — Oder wenn ein Mensch stirbt, ziehe man das von ihm noch warme Hemd an und trage es neun Tage lang.

Um sich unsichtbar zu machen, nehme man von einer ganz schwarzen Katze ein Bein (Knochen), gehe unter eine Trauerbirke und rufe immer: „Siehst du mich noch?“ bis vom Teufel die Antwort erfolgt: „Nein!“ Dann ist man solange unsichtbar, solange man das Bein bei sich hat.

Wenn ein Schwein crepiert durch Zauberei eines anderen, so hänge man dasselbe unaufgemacht verkehrt in den Schornstein. Solange es oben hängt, solange ist der Beschwörer zum Sterben krank. Wenn aber das betreffende Thier noch nicht ganz todt ist, so räuchere man es mit Weihrauch, Birkenrinden, Windwachs, dürren Disteln, Zucker und was die Hauptsache ist, mit einem Gegenstande aus dem Kleide, sei es ein Fetzchen ꝛc., der beschwörenden Person.

Gegen die Läuse hänge man auch ein Hemd, wenn es noch körperwarm ist, und nachdem man es beim Ausziehen umgekehrt hat, in den Schornstein oder stecke es in den Backofen.

Gegen rothe oder wunde Augen muss ein Sonntagskind dreimal ohne Athem zu schöpfen, in das betreffende Auge blasen. — —

Und solche Dinge wurden geglaubt, jahrhundertelang geglaubt!

Eine Wallfahrt nach Maria-Zell.

Von **Rosalia Fischer.**[1]

Mit welchen Blicken betrachtet wohl der kühle Weltmensch eine Wallfahrerschar, die unter lautem Gebete und meist eintönigen Gesängen ihre Wege zieht?! — Sieht er etwas anderes an ihr als eine Schar beschränkter Menschen, die in ihrer Herzenseinfalt nicht genug finden

[1]) Den Lesern dieses Blattes ist Rosalia Fischer, das Naturkind von Hartberg, keine Fremde. Manches drastische Volksbild, manche sinnige Plauderei von ihr ist im „Heimgarten“ gestanden. Besonders zu erwähnen die Selbstbiographie im Jahrgang XXIII, Seite 132. Was wir von diesem merkwürdigen Bauernmädchen heute bieten, ist die lebenswahre Beschreibung einer steirischen Wallfahrt nach Maria-Zell. Katholische Frömmigkeit und evangelischer Freimuth in der Gesinnung einigen sich mit gesundem Realismus, so dass jeder ein treues Bild einer solchen Wallfahrt, aber auch ein rührend inniges Bild des Seelenzustandes einer gläubigen Pilgerin empfängt. Derlei Einblicke in die Volksseele sind wertvoll. Die Red.

können an den Heiligen ihrer Heimatskirche, sondern noch stunden- und tageweit gehen müssen, um ebendieselben Heiligen in fremden Orten zu verehren?! — Gedenkt er der leidvollen Stunden, die fast alle Theilnehmer durchlebt haben, ehe sie sich zur Wallfahrt an einem Gnadenort „verlobten?“ [1]) Ahnt er die körperlichen Schmerzen und seelischen Leiden, denen der Bittgang oder das Dankopfer gilt, und ahnt er die Hoffnungsfreude, die Seligkeit, den Herzensfrieden, der solch einer schönen Reise entströmt, insbesonders wenn sie ein Weg der Dankbarkeit ist, und wenn dieser Weg hinführt durch Gottes schöne grüne Welt, hin durchs friedvolle Bergland?

Als wir noch kleine Kinder waren, haben wir schon von Maria-Zell gehört, und haben mit viel Neugierde die deutschen und ungarischen „Schöcke“ betrachtet, die „Wallfahrter“, die mit auf dem Rücken geschnürten Bündeln, übergehängten Regenschirmen und starken Stecken in der Hand vorüberzogen und nach einer Woche mit über die Brust gehängten Bildlein und einem „schönen Gruß von Maria-Zell“ wiederkehrten.

Und dann ist einmal eine schlichte, liebe Bürgersfrau auch nach Zell gegangen und hat ihren Kindern und uns, denen sie eine mütterliche Freundin war, allerlei „Zellerkirta“ mitgebracht: Bilderln, auf denen eine dreithürmige schöne Kirche stand, über der auf einem Wolkengebilde die Muttergottes mit dem Kindlein schwebte; Breverln, [2]) weiß wie Silber, auch mit dem Muttergottes- oder einem Kreuzbilde, und an einem rothen Banderl um den Hals zu hängen; buntbemalte Kerzen und endlich süßes Lebzelt. In den Glasschrank aber stellte sie einige zierliche Wachsfiguren, die ein kleiner Glassturz deckte, und an denen wir uns nicht satt sehen konnten, besonders an der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten, wie da die Gottesmutter so still mit dem süßen Kindlein auf dem geduldig schauenden, grauen Esel saß, indes der heilige Josef als Vater und Schützer nebenher schritt, Zaum und Zügel und den Wanderstecken in der Hand. —

Und zu alldem hat uns die Wallfahrerin soviel erzählt von der Himmelmutter in Maria-Zell und von dem Nikolo auf der „Roth Sohl’n“, [3]) und besonders von diesem haben wir mit heimlichem Grauen und doch stiller Freude reden gehört. Wie er da droben auf der Alm „lost“ [4]) in seinem hölzernen Kammerl mit den zwei „Barteln“ und wie er mit seinem weißen Bart herausgeschaut hatte auf die Wallfahrer, die ihm dann Kreuzer gaben, damit er am „Nikolotag“ wieder heruntersteigt

[1]) Verloben, Gelöbnis.
[2]) Medaillen.
[3]) Rothsohl-Pass an der Hohen Veitsch.
[4]) Lauscht, wartet.

und am Abend die Kinder fragen geht, ob sie brav sind und schön beten können, und dass er den Braven Lebzelt, Äpfel und Nüsse bringt und über Nacht in die vors Fenster gestellten Schuhe legt. Wie er aber dagegen die schlimmen Buben mit der Kette anhängen oder in den Buckelkorb stecken und auf die „roth' Sohl'n" schleppen würde in den tiefen, tiefen Schnee. —

Und dann kam einmal eine Stunde, in der in trauriger Heimsuchung eine tiefinnige Herzensstimme sprach: „Maria hilf."

Und es kam wieder eine Stunde, in der dieselbe Stimme sagte: „Maria, dir sei Dank." Und so haben wir, geleitet von den Segenswünschen unserer zurückbleibenden Lieben, von denen die älteren sich selber mit Seligkeit ihrer einstigen Zellerreise erinnerten, uns auf den Weg gemacht, — auf einen Weg, auf dem ich so oft des „Heimgärtners" denken musste.

Mild, mit sachtem Sonnenschimmer und lauem Lüfteweh'n lag nach einer überaus stürmischen Woche der Sonntag über uns, — ein Maientag. Wir fühlten's an den Tannen und Fichten, die mit flatterndem Bänderschmuck vor den Wegkreuzen und Marienbildern standen, und wir haben's gefühlt an all dem thaufrischen Glückesschimmer, der über der Natur ruhte und aus den Menschenaugen sprach. Und durch diesen Sonntagsfrieden sind wir dahin gefahren, nach Pöllau, von wo aus erst die „Kirchfahrt" beginnen sollte. Und auf dem Weg dahin saß außer meinem Bruder eine Nachbarin neben mir, so ein bewegliches, mehr als sechzigjähriges Weiblein, das schon zum achtenmale „auf Zell" gieng. Dieses letztemal hatte sie es „verlobt", als sie in schmerzlicher Krankheit „mehr dort, als da",[1] schon gewesen war, und nur mit Sorge ließen ihre Angehörigen sie ziehen. Aber die „Lindenmutter" hatte keine Angst, — sie wusste, dass sie so schön mager und „gering"[2] war und manche Junge auslachte, und schon Wochen vorher hat sie uns erzählt, wie sie oftmals auf diesem Wege sonst starken, aber ermüdeten Leuten hatte helfen müssen, und dass der Schock überhaupt niemand Mühseligen „versetzt".[3])

Da müssten sie eher mitgetragen werden, denn auf solchem Wege seien alle durcheinander Brüder. Dass sie dabei ganz im Geiste christlicher Nächstenliebe sprach, und nicht doch über manche vorher gegen sie Protzige lachte, kann freilich nicht behauptet werden, aber gegenwärtig freute sich die Lindenmutter doch schon wieder darauf, für uns sorgen zu können; wie sie uns in kleinen Häuseln Betten verschaffen und Kaffee kochen wollte, und wie sie uns dort und da was Merkwürdiges zeigen werde.

---

[1]) Schon fast im Jenseits.
[2]) Leicht.
[3]) Im Stiche läfst.

Und dann hat sie mir beim Rütteln und Schütteln des Wagens, das gerade nicht federlind war, und während über uns der Wald sich neigte und der Bach vorüber wallte, und weiße Blümlein an seinem Rande blühten, von ihrer ersten Wallfahrt nach Maria-Zell erzählt, als sie erst fünfzehn Jahre alt gewesen war. Wie damals ihre Mutter an der Wassersucht so schwer krank lag, dass sie tagtäglich ihren Tod befürchteten, und wie das Dirndl hingekniet war und gebeten hatte: „Mutter, lasst mich mitgeh'n auf Zell, dass ich euch Euere Gesundheit erbitten kann." Und wie dann die Mutter darauf erwiderte: „Mei' G'sundheit kannst nicht erbitten, aber vielleicht soviel, dass ich umsolang länger leb', bis du wieder z'ruckkommen kannst." Und war das Mädel mit seinem gläubigen Herzen den dreitägigen Weg nach Maria-Zell geeilt, um für die kranke Mutter zu beten. Und wie sie in der Gnadenkirche weilte, da überkam sie eine so furchtbare Angst, es war ihr nur immer, als liege ihre Mutter in den letzten Zügen, als müsse sie jetzt sterben, und als könne sie diese Mutter nie mehr im Leben sehen.

Und in diesem bitteren Herzensbangen war das Mädel am „Wiener Altar" [1]) vor dem Bilde in die Knie gesunken und hatte unter strömenden Thränen zu der Gottesmutter gefleht: „Nur so lang, so lang lass mei' Mutter leben, dass ich sie einmal noch sehen kann." Und dann war es ihr leichter geworden, so dass sie geduldig wartete, bis sich der Schock auf den Heimweg machte. Aber unterwegs bekam sie schon wieder eine so quälende Angst, dass sie einen bekannten älteren Mann, einen Maurer, mit ungestümen Bitten überhäufte, er möge mit ihr die Schar verlassen und vorauseilen. Dem Kinde zulieb that er es, doch vermochte er dem angstbeflügelten Laufe kaum zu folgen, und als sie nach zweitägiger Wanderung schon in ein bekanntes Dorf kamen, machte er halt und sagte fest: „Weißt was, Dirndl, weiter kann ich nicht. Geh her, wir bleiben übernacht und morgen geh'n wir heim."

Sie gehorchte und legte sich erschöpft ins Heu, doch als der Morgen nur etwas graute, stand sie auf und schlich fort, ohne ihren Begleiter zu wecken. Und noch im ersten Morgenschein betrat sie die väterliche Hütte, die Stube, in der das Licht brannte. Die Mutter lag im Bett und mit dem Ausruf: „Ja Julerl, wo kommst du her?" streckte sie ihrem Kinde die Hände entgegen. Weinend war das Mädel hingesunken und hatte der Mutter erzählt von ihrer Angst, von ihrem schrecklichen Bangen, dass die Mutter in der Stunde sterben werde, wo sie in Maria-Zell auf den Knien lag. Und in derselben Stunde, sagte die Mutter genau, da sei sie im Sterben gelegen und hätten sie ihr das Licht eingehalten. Und dann sei sie wie durch ein Wunder wieder zum Leben zurückgekehrt. Und als sie sich

[1]) Warum „Wiener" Altar? Etwa von Wienern gespendet.

so ausgeredet hatten, da verlangte die Mutter nach dem geweihten Licht und fieng an zu sterben. —

Das hat mir so die Nachbarin erzählt. Und dann sagte die Lindin, die in ihrem Leben durchaus keine Betschwester war und ihre hübschen Mädeln auch nicht dazu erzog, doch so recht aus schlichtgläubigem Herzen heraus: „O sein thut schon was. Und wann hundertmal unser Herrgott nur helfen kann, — die ‚liebe Frau' erbitt ein' viel." —

Und zu dieser Fürbitterin, zum Bilde derselben, hoben wir eine Stunde in der kühldämmerigen Kirche von Pöllau den Blick, und schauten, als wir, an fünfzig Personen den Zellerweg antraten zum Firmament empor, als müssten wir dieses Mutterbild dort in der Himmelsbläue suchen.

Wir haben es nicht gesehen, und doch, wie anders als in gleichgiltigen Tagen klang uns heut' der Sang, den die voranschreitende Schar anstimmte, — dieses alte Wallfahrtslied:

„Wache auf, wache auf
Mein lieber Christ,
Weil heut der Tag
Zum Reisen ist."

Oder mit dem Schlusssatz:

„Weil heut der Tag
Der Gnaden ist."

Dieses Gedenken, diese Empfindung hat uns am ersten Tage nicht verlassen; es war Andacht, es war ein Gefühl hingebungsvollen Vertrauens, das die Gesänge und Gebete begleitete, und es hat ein jedes getreulich ausgehalten, obgleich das Auge nicht blind war für die grüne, schöne Landschaft, die sich um uns breitete. Freilich war gerade an diesem ersten Tage die Müdigkeit groß und die Raststation heiß ersehnt, und freilich hätten wir gerne mit großen Augen die Welt betrachtet, wenn nicht das Beten gewesen wäre, insbesonders als wir unter dem „Gegrüßet seist du Maria" eines Rosenkranzes den steinigen Bergweg nach Birkfeld niederstiegen, wo das Wasser rauschte und der Duft des frisch geschnittenen Holzes von den Sägewerken uns umwehte, — wo die weißen Ladenstöße, die Schindeldächer und die hölzernen Häuser uns eine fremde Welt erschienen.

Und dort beiläufig mag es gewesen sein, dass wir die ersten armen Kinder betend, oder mit still gefalteten Händchen und sehnsüchtigen Augen an unserem Wege knien sahen, ein Anblick, der insbesonders uns neue Zellwallfahrer so sehr überraschte und bewegte, dass oft so was Feuchtes in die Augen schoss. Wir haben wohl alle nach Kreuzern gesucht, sie in die bittenden Händchen und aufgehaltenen Hüte gelegt und haben uns des „Gelt's Gott" gefreut und des dankbaren Kindesblickes.

Und als es an dem war, dass die kleinen Geldstücke aufhören wollten, und doch noch immer Kinder am Wege knieten, als nicht mehr

jedes jedem geben konnte, da hätte es uns bald traurig gemacht. Und hat bei dieser Gelegenheit ein Mann mit einer Adlernase und ernsten Augen, ein Bauer, der selbst Kinder hat und für die Genesung des einen nach Maria-Zell wallfahrtete, gesagt, er könne die Kleinen nicht anschau'n, wenn er nichts mehr zu geben hätte.

„Sie sind einem ins Herz gewachsen", meinte er, „und ich könnt' mir keine größere Freud' für einen reichen Menschen denken, als so eine Reis' machen und jedem armen Kind am Wege etwas geben." [1]) Recht hatte er wohl. Übrigens sagte jemand tröstend: „Wenn die ‚Krowot'n' kommen, krieg'ns Strudeln", und wir sahen auch bald hie und da im Besitze der Kinder ein Stücklein weißes Germbrot, wie es die „Krowoten" — unter welcher Bezeichnung man gemeinhin die Wallfahrer aus den Ländern der ungarischen Krone versteht — in mächtigen Rucksäcken mit sich tragen.

Den ersten Schock dieser „Krowot'n" trafen wir vor einem Feldkreuz lagernd, wie solche an Geld armen Leute überhaupt nicht leicht im Wirtshaus, sondern womöglich auf „freier Weid'" rasten. Sie ließen unsere singende Schar mit gezogenem Hut vorüberziehen und erst die letzten von uns frug eine Bauersfrau in gebrochenem Deutsch: „Woher?" „Aus Hartberg", erwiderten wir, und woher sie? „Unterhalb Körmend in Ungarn." So sagte die ältliche Frau und ein junger, schmalgesichtiger Mann, und mit einem Blicke des Mitleides oder der Bewunderung haben wir die Leute in ihren faltigen Hemdärmeln betrachtet. Über manchem Gesichte lag ein Ausdruck der Ermüdung — sie hatten doppelt so weit als wir.

Es war auch in unserer Schar ein gebürtiger Ungar, der aber die längste Zeit seines Lebens in steirischen Diensten gestanden war und demzufolge sich zum deutschen Volke rechnet. Er sprach seine ungarischen Landsleute nicht an, sondern gieng mit seinen sechsundsiebzig Jahren und mit seinen schon zitternden Beinen still seines Weges. Ein friedfertiger, ergebener Ausdruck lag auf dem mageren, sanften Gesicht und oft gieng er noch mit entblößtem grauem Kopf, betend, den „Rosenkranz" zwischen den bebenden Fingern, dahin, wenn die voranschreitende jüngere Schar längst fröhlich plauderte. Verschiedene Leute aus den heimatlichen Dörfern kannten den Alten wohl, doch Angehörige mochte er niemand beim Schocke haben, und warum er gieng, frug doch nicht leicht jemand den einsamen Mann. [2])

Er fühlte sich aber nicht einsam. Einmal auf hochansteigender Straße, um die links und rechts der Wald im Abendwind rauschte, und

[1]) Wir sahen auch Krüppel und Idioten als Bittende.

[2]) Nach dem Beweggrunde der Wallfahrt hat man sich überhaupt zartfühlenderweise gegenseitig nicht gefragt, obwohl wenige aus Vergnügen den Weg angetreten haben mochten.

rothwölkig der Himmel sich über uns wölbte, da zog der wohl schon ermüdete Pilger eine schlanke Flasche aus der umgehängten Ledertasche, trank selber und gab uns ringsum von dem starken Brantwein zu trinken. Wir wollten dankend ablehnen, doch der Alte meinte gutmüthig zuredend: „Wohl, wohl. Auf so einem Weg sind wir doch alle gleich.“ Und so sind wir gemeinsam unserem heutigen Wanderziele zugegangen, — Fischbach. — Wie eine fremde Welt oder wie ein Märchenbild, so lieb und traut lag es mit seinen Schindeldächern und hölzernen Häusern und den waldigen Bergen im Hintergrund vor uns Kindern aus dem ebenen Lande und den gemauerten Häusern.

Und die Kirche hat uns still gegrüßt.

Da stand unser „Fahn'trager“, ein etwa vierzehnjähriger Bub', ein wenig still; der Vorbeter und Scharführer nahm aus einer umgehängten großen Blechbüchse die seit unserem Auszuge wohl verwahrte rothe Fahne mit dem Muttergottesbild und befestigte sie an der mit einem grünen Buxbaumkranzel geschmückten Fahn'stange. Und so, mit wehender Fahne und einem ausnehmend frischen Grußlied:

„So singet nun alle
Mit jubelndem Schalle“ —

zog unsere Schar in die Kirche ein.

Auch „Krowoten“ waren da und lagen vor dem Kreuzbild außerhalb der Kirche auf ihren Knien, unter fremdsprachigen lauten Gesängen den Blick zum Gekreuzigten erhebend, in leidenschaftlicher Hingebung das Kreuzholz umklammernd. — Dann kamen sie auch in die Kirche und sangen ihre Wallfahrerweisen, und die Deutschen sangen auch, — und das war ein Lärm, so betäubend, dass man das eigene Wort nicht verstand. Mitten in diesem Wirrwarr wurden am Altar die Lichter angezündet, es kam ein Priester im Ornat und vom Chore klang die Orgel zum trauten Segenlied: „Heilig, heilig, heilig“, — und Deutsche und Croaten sangen zu der altbekannten heimischen Weise. Und wie dann der Priester die „Frauenlitanei“ betete und wir sie mit „Bitt für uns“ begleiteten, da sprachen auch die fremden Leute ein wenig mit und der Abglanz des Vertrauens, des leidenschaftlichen Flehens oder der stillen Ergebung lag auf so manchem gebräunten, starkknochigen Gesichte und auf manchen blassen, zarten Zügen, — und stille Thränen flossen.

Ein Gefühl des Glückes hat auch uns umfangen, ein seliges Gefühl des Geborgen- und Daheimseins in diesem katholischen Gotteshaus. Und als wir dann gemeinschaftlich mit dem Priester beteten:

„Gegrüßet seist du Königin,
Mutter der Barmherzigkeit“, —

da war es wohl, als ströme ein Meer von Gnade durch diesen Raum.

In tiefster Hingebung sind wir dann gekniet, als wieder die Orgel klang und der Priester mit dem Heiligsten uns segnete, und mit stillem Frieden im Herzen sind wir darauf hinausgetreten ins Freie, wo schon lau die Dämmerung lag und an den dunklen Bergen die Nebel stiegen. —

Wir waren so evangeliumsgläubig und sorglos, und hatten uns nicht gefragt: „Was werden wir essen und wo werden wir schlafen?", bis auf eine von uns — die Lindenmutter. Die hatte bei ihrer alles besorgenden Geschäftigkeit nicht Zeit gehabt für die Andacht in der Kirche und nicht für den stillen Blick zum Gotteshimmel — sie hatte derzeit Quartier gesucht und war zur Kirchthür schon mit der Meldung gekommen, Betten hätte sie gefunden und der Kaffee werde auch schon heiß. Aber nur eine junge Bürgersfrau, die sich unter dem besonderen Schutz der Lindin gestellt hatte, machte von ihrem Anerbieten Gebrauch. Wir anderen giengen mit dem Scharführer zum bestellten Gasthaus und fanden in dem stattlichen Holzbau ein gutes Asyl, wo zu Wein und Most Brot und Fleisch von daheim genossen und schließlich von einer behäbigen Bauersfrau mittelst Spiritus Kaffee gekocht wurde. Der ist dann in einer großen Schüssel über „aufgebrocktem" Weißbrot angerichtet und sind außer dem jungen, lieben Töchterlein der Frau noch alle möglichen nahe- und fernestehenden „Guten" zum Mitessen eingeladen worden. Dafür versprachen die anderen wieder, bei nächster Gelegenheit Kaffee, Milch und Zucker zu schaffen, und es ist recht heiter gewesen bei diesem gemeinschaftlichen Mahle. Und fröhlich waren wir auch, als wir endlich vom Vorhaus aus die niederen, schaukelnden Holztreppen emporstiegen zu unserem Nachtquartier. Die meisten von der Schar fanden es droben im Dachraum, einigen wurden Betten überlassen, und ich selber war unter den „Auserwählten", denen sich durch die Fürsorge des Scharführers ein besonderes Gemach erschloss. Und es war ein so überaus herziges Zimmerlein, wie ein Märchenstüblein in diesem dunklen Holzbau, mit weißen Betten und gestickten Kissen, mit weißen Gardinen an den kleinen Fenstern und einem großen, buntfarbigen Vorhang gegen den Vorraum hinaus, — mit allerlei Kleinigkeiten, die überall das Walten einer emsigen, feinen Frauenhand verriethen. Es war so gut sein, dass wir noch lange wachten, da die zwei jungen Frauen, die Schwiegertöchter des Scharführers und ich, jede ein weniges zu nähen und viel zu plaudern hatten. Aber endlich haben wir doch das Licht gelöscht und unser Lager aufgesucht, — die jungen Frauen gemeinschaftlich das eine Bett, ich einschichtig den Divan, — und als schließlich noch ein alter Mann etwas unerwartet sagte: „So wollen wir jetzt auch ein wenig was beten", und als es zur allgemeinen Freude doch nur ein kurzer „Englischer Gruß" gewesen ist, da ist es darauf wohl bald stille geworden. Und

es war so behaglich und sicher ruh'n zwischen diesen hölzernen Wänden, indes durch die Fensterlein die farblose Nacht schattete. —

Der frühe Nebelmorgen war es, der uns bei unserem Erwachen begrüßte und in graudunklen Farbentönen sah ich die Umrisse von Häusern und Bäumen sich zeichnen, sowie die Kirche, von deren Thurm eine Glocke klang. Da haben wir uns zeitlich aufgemacht, denn um fünf Uhr wollten wir einer heiligen Messe beiwohnen. Aber trotzdem das Ankleiden verhältnismäßig recht gut von Händen gieng und uns drunten in der Küche die junge Wirtin mit schöner fraulicher Gelassenheit, aber doch ungesäumt Kaffee einschenkte, kamen wir dennoch erst spät in die Kirche und habe ich die Lindenmutter bewundert, die schon da war. Dann sammelten wir uns in Andacht, und durch den Markt, wo eben Kaufleute „Kirtaständе" aufrichteten, denn es war Jahrmarkt, zog die Schar wieder singend hinaus. Ein wenig neugierig und wohl auch lächelnd haben uns dort und da Leute angeschaut, — es mochten wohl Fremde und Juden sein, — aber in den Weg gelegt hat uns niemand was, nur die Krowoten wollten uns im Vorausgehen zuvorkommen. Sie haben dies auch leicht zuwege gebracht, denn sie giengen in mehreren Schöcken mit Riesenschritten dahin und sangen so schreiend in die sanftgoldige Morgenluft, dass wir lachen mussten und froh waren, wieder auf einsamer Straße dahin zu gehen. Wir haben uns dabei auch noch einen Blick gegönnt zurück ins Thal mit seiner trauten Menschenansiedlung und seinen grünen Hängen und dunklen waldigen Bergen, und haben unter dem goldwolkigen Himmel nach Osten hin unsere Heimat suchen wollen. Dann aber haben wir wieder vorwärts geschaut, fort und recht weit fort, als könnten wir jede Stunde schon unser Wanderziel erblicken, als müssten wir sie auftauchen sehen die Kirche von Maria-Zell dort in den blauen Bergen, über die weiße Häupter schimmernd ragten. Dorthin beiläufig gieng unser Weg — wohin genau wussten wir nicht, konnten es gar nicht denken, und habe ich bei dieser Gelegenheit bedauert, dass niemand bei der Schar war, der uns so ein wenig die Bergkuppen mit Namen genannt hätte. Ortschaften trafen wir nicht viel, einzelne Gehöfte dann und wann, und Menschen auch nur wenig; aber den Bergfrieden haben wir mit vollen Zügen geschöpft, — Luft für die Lungen, Ruhe für die Brust. Es war ein seliges Wandern, wie wir dann so über die Fischbacher Alm hingiengen, — anfangs durch niederes Gesträuch, das eben die ersten grünen Sprossen trieb, hier im Mai so hoffnungsjung wie bei uns daheim im März, — und dann droben über Halden, wo schüttere Waldbestände und vereinzelte Zwergbäume leise im Winde sich regten. Sie mögen wohl viel zu erzählen wissen, diese auf einsamer Höhe so kümmerlich gewachsenen Bäume; sie mögen wohl alt sein mit ihren grauen moosigen Bärten, — alt geworden hier in

weltabgeschiedener Gegend, wo trotz der warmen Frühjahrssonne noch Schnee liegt an schattigen Plätzen. Aber das lange dürre Gras raschelt unterm Fuße — es wird grün werden, dann werden die Rinder kommen und weiden, und werden die Halter singen. — Glückseliger Friede.

Hier leben zu können in walddurchrauschter Höhe und Einsamkeit, ferne der staubigen Welt, — mit ruhigem Herzen und friedlichem Sinn, — ach, dieses zu denken that wohl. Aber es war kein Haus in der Nähe und kein ansässiger Mensch, nur die Meisen und Finken zwitscherten um uns, und der Kuckuck rief so lockend und traut, wie bei uns daheim im Wald. Und so haben wir nach mehrstündiger Wanderung auf sonnigem Wiesenplane Halt gemacht und uns hingesetzt und haben mitten auf einsamer Alm unsere Jause verzehrt, — wieder Fleisch und Brot aus unseren Körbchen und Taschen. Dazu haben sie irgendwo eine Quelle aufgespürt und die Lindenmutter, die nimmermüde, hat uns junge Leute vorsorglich getränkt. Es war so gut ruhen und ist hier auf dieser menschenfernen Höhe gar so ein armes Waldbauernkind im dürftigen Lodengewand zu uns gekommen, den ärmlichen Hut zwischen den bittenden Händen, den Ausdruck schüchternen Flehens auf dem durch Armut und Leid frühreif geprägten Gesichte. Wir gaben ihm gern und haben den Kleinen gefragt, von wo er denn herkomme, wo hier denn ein Haus sei. Er wies mit der Hand nach dem Wald. „Dort drunten, ein klein's Häusel" — und in jener Richtung war das Kind sodann verschwunden. Dafür kam durch den Wald herüber schon wieder mit hallendem Sange eine Schar „Krowot'n". Woher sie denn alle kommen mochten und in welchem Sturmschritt sie giengen! Sie hielten nicht an bei uns, aber die Hände streckten viele aus nach unseren Wasserbechern und tranken sie gierig leer. Dann waren sie im Gehölze verschwunden und Berg und Thal hallte von ihrem Gesange wieder.

Diese Leute waren anders wie wir. Während unsere deutsche Schar nicht betete und sang, sobald sie bergan steigen musste, beteten und sangen diese Croaten sozusagen ohne Unterlass, und während wir öfters ruhten und bei den einzelnen Wegkreuzen nur ein Kopfneigen oder einen andächtigen Blick hatten, eilten die fremden Leute flüchtigen Schrittes dahin, um dann wieder bei gar manchem Kreuzbilde in die Knie zu sinken. Etliche von ihnen waren daheim nur wenige Stunden von der deutschen Grenze; trotzdem tragen sie schon ihre besondere Volkstracht, — vorzüglich dunkelblau und schwarz gehaltene Gewänder, — Schürzen und Schnürleiber mit sehr viel grünen, weißen, rothen und blauen Bändern ausgenäht, — im Sommer die Männer weite, weiße Linnenhosen, die Frauen kurze, weiße Bauschärmel.

Gegenwärtig steckte noch alles Weibliche in unschönen, dunklen Jacken und weiten, losen Blousen, und trug die dunklen Tücheln, statt frisch und

frei im Genick geknotet, schlampig ums Gesicht gewunden, so dass es wohl schwer gewesen wäre, ein hübsches oder nicht schönes Gesicht heraus zu finden. [1])

Unser heutiges Wanderziel war das „Hohe Rad“, und morgen dann fort über das Gebirge der Hohen Veitsch.

Wie ernst die weißen Berge grüßten! Nur einmal sahen wir in einem tiefen Thalgrunde weißes Gemäuer auftauchen, — es war Stanz, — dann gieng's wieder lange einsam dahin, bis plötzlich statt des Waldgrundes, wo viele von uns „Lungenkraut“ oder „Kramperlthee“ gepflückt hatten, weicher, grüner Rasen auftauchte, so verführerisch, dass einige Frauen die drückenden Schuhe auszogen und barfüßig und flüchtig hineilten.

Und da, als frisch und froh und freudig ein deutsches Marienlied hinausklang in die Sonnenluft und im Walde drunten der Sang der Croaten wiederhallte, da hat plötzlich manch Auge fröhlich aufgeleuchtet und hat eine Hand um die andere hinabgewiesen ins ferne Thal, wo im Sonnenschein und Schimmer eine vielgiebelige Menschenheimstatt lag — Krieglach.

Es freuten sich alle, als sie das grüne Thal auftauchen sahen mit seinem frohen Leben, mit seinen Menschen und schönen Ortschaften.

Ich habe mich an den Scharführer herangemacht mit der Frage, ob wir auf dem Rückwege nach Krieglach kämen.

Er studierte etwas bedächtig und meinte, kommen thäten wir wohl dorthin. Ich war's zufrieden und so zogen wir denn jetzt gen Mitterdorf hinab und standen mitten im Getriebe der großen Welt, wo das Wasser rauschte und Maschinen und Hammer lärmten, und nach Ost und West das Dampfross brauste.

Viele von der Schar waren ganz glücklich mitten in dem regen Leben, und ich war es eigentlich auch, aber etwas bange werden wollte mir um meinen „Almfrieden“, um die tiefe Ruhe des Gemüthes, die mich so sehr beglückte. Aber dieses selige Gefühl, das so gar keine Ähnlichkeit hatte mit düsterer Frömmigkeit oder kriecherischer Betschwesterei, es ist alles in der Brust geblieben. Als wir in einem kühlen Gastgarten Rast hielten, da fühlten wir's erst, wie müde wir waren, aber doch nur die Füße; der Geist nicht und das Herz nicht, und bei dieser ersten Gelegenheit, die sich uns bot, hat wohl gar manches von uns seinen Lieben heimgeschrieben.

Nebstbei haben wir trotz aller Wallfahrtsstimmung so ein wenig Leute studiert, wieder die Krowoten, von denen auch ein Schock neben uns Rast hielt. Was da für hässliche Gesichter dabei waren, — es sind

---

[1]) So wie es ja auch bei uns leider nicht üblich ist, die Tücheln echt steirisch, frisch und frei zurück zu binden.

mir zwar nur einige Weiber aufgefallen, — und wie schnippisch und rechthaberisch sie gegen die Kellnerin auftraten und um jedes Glas Bier feilschten.

„Nu, geb'ns es billiger, g'hört für arm's Mensch."

Wir deutsche Wallfahrer konnten auch trotz der „Einheit des Glaubens" keine Freundschaft mit den fremden Menschen machen, und sind dann wieder allein unseres Weges gezogen. Dass wir nicht mehr unterm durchwegs schlichtgläubigen Bergvolk wanderten, sondern im Bereich der großen Welt, haben wir hier in der Nähe der Eisenbahn wohl gefühlt, denn statt der biederen, mit gezogenem Hut vorübergehenden Landleute, wie sie uns bisher auf unseren einsamen Gebirgswegen begegnet waren, trafen wir hier öfters als einmal Menschen, sowohl „Bessere" als auch Fuhrleute und Arbeiter, die entweder mit halbem Lächeln oder mit finsterer oder gleichgiltiger Miene bedeckten Hauptes an der betenden Schar vorüber giengen und fuhren.[1]) Es hat sich aber wohl niemand von uns darüber aufgehalten.

Doch gefreut haben wir uns alle, als wir endlich in der „Veitsch" wieder eine Kirche betraten, wo am „Maialtar" frische Blumen und süßer Duft Mariens Bild bekränzten.

Unser Vorsänger, so ein alter, rescher Weißkopf, sang im Verein mit einer behäbigen, bejahrten und einer jungen Bauersfrau und begleitet von der übrigen Schar ein vielleicht sehr altes Grußlied zum „heiligen Veitsch (Veit)":

„Wir sind zu dir kommen,
Wir rufen dich an, —
Sei unser Fürbitter
Und Schutzpatron." —

Je näher dem Maria-Zell, je mehr Wallfahrerscharen waren zu sehen in diesen Bittagen.

Durch die Pforte des Kirchhofes zog wieder eine Schar Krowoten herein und sie sang im gebrochenen Deutsch:

„Wir sind zu dir kummen —"

Wir mussten ein wenig lachen, weil sie den heiligen „Veitsch" doch für einen Deutschen hielten und in deutscher Sprache anriefen.

Dann sind wir am Fuße steiler Berge, Felsengrate und Steinbrüche und am Ufer des rauschenden Wassers unsere sonnige Straße gezogen. Wir haben dabei gesehen, wie auf einem Kogel die Leute mitten im Frühsommer auf einem Schlitten Dünger führten; und wir haben später ein schwarzes Mauerwerk und die hochaufgeschichteten schwarzen Erdmassen ringsum betrachtet und haben uns erklären lassen, dass hier ein Schmelzofen sei. Und weiter droben erst, da sahen wir etwas Merk-

[1]) Vielleicht waren es evangelische Bewohner von Obersteier oder wohl auch Katholiken, deren Herzensgefühl nicht schlechter, bloß ein anderes war als das unsere.

würdiges: Da liefen auf einem steilen Acker, in der Luft zwei „Vieher“ gegeneinander, dann auseinander und dem Wald zu, und wieder zusammen, — und als wir gar nicht erkennen konnten, was denn diese seltsamen Thiere treiben. Eine Wallfahrerin meinte, dass ein paar Wildschweine rauften. Andere sagten, dass diese zwei Ungethüme „Lurf“ genannt würden und sie zu der elektrischen Luftbahn gehörten, die übers Gebirge nach Wartberg hinüberführt, zur Fabrik der „feuerfesten Ziegel.“ Später als wir diese „Dinge“ mit Erz gefüllt oder leer über uns in der Luft hin und her schweben sahen, haben wir die Sache wohl begriffen, — aber halt so einfältige Wallfahrer! Freilich haben wir auch noch angelegentlich durch den Zaun gucken müssen nach dem großmächtigen Fabriksgebäude mit seinem Rauch und Kohlendunst und blaublousigen Arbeitern, und droben im „Stiftwirtshaus“, wo junge Burschen von unserer Schar hier in der Gegend beschäftigte Heimatskameraden trafen, ist die Wallfahrtsstimmung auch nicht die richtige geblieben.

Aber sie kam wieder, als wir am späten Nachmittage dahingiengen auf einsamer Straße, am rauschenden Wasser und tiefdunklen Wäldern entlang.

Und an diesem Wege war es, dass einsam auf kiesbestreutem, grünumhecktem Platz ein hohes Kreuz in den sinkenden Abend ragte. Aber es war kein Heiland, der am Kreuzholz hieng, und kein Marterl und kein Marienbild, — Sanct Hubert war es, der Jagdpatron. Sanct Hubertus, der vor dem kreuztragenden Hirsch in die Knie sinkt, um niemals ein Wild mehr zu schießen. — Das Bild dieses einst so leidenschaftlichen, durch den Anblick des Erlösungszeichens auf dem Leib des armen Thieres bekehrten Jägers, — wie berührt es so seltsam an dieser einsamen Stelle wo im Hintergrund sich der Bergwald erhebt, mit seinem vielen Wild, bestimmt für die Kugel des Jägers.

Warum hat man dieses Bild an den Kreuzesstamm geheftet? Warum ist vom Papste durch eine Inschrift am Fuße des Kreuzes ein Ablass verheißen allen jenen, die hier mit Andacht ein kurzes Gebet — Englischen Gruß und ein Vaterunser — zum Himmel schicken, — hier vor diesem Privatdenkmal, das Graf und Gräfin Hardegg ihrer Schwägerin gewidmet haben?! — Was bedeutet dieses Bild, und von welcher Geschichte spricht wohl das rauschende Wasser und der säuselnde, heilige Wald?

Hinter dem prachtvollen Jagdhaus kniete ein armes Büblein und bettelte. Wir gaben ihm, und als wir uns seiner Freude freuten, kam mit einem Wasserschaff ein Weib mit zurückgebundenen Tüchelzipfen zur Thür heraus.

Die sagte uns: „Ja, wissen's, wir haben soviel Wild da heroben, das frisst uns alles weg!“

Ich habe an den Heimgärtner denken müssen, der so oft und so streng die Jagdleidenschaft verurtheilt, die das arme Wild nur hegt und pflegt, um es dann mit Lust morden zu können, — die mit allen möglichen Mitteln den Gebirgsbauer von seiner heimatlichen, friedvollen Scholle verdrängt und herausstößt in eine Welt voll Haltlosigkeit, Versuchung und Noth. Wir hörten diese Anklage dann auch, als wir im lauen Abenddämmern vor unserem Nachtquartier zum „hohen Rade“ standen und aufschauten zur Höh', wo aus dem Walde mehrere Hirsche, etwa sechs oder sieben auf den grünenden Hang heraustraten und weideten. Wir hatten unsere Freude an dem seltenen Anblick, nicht aber die ansässigen Leute, die uns erzählten, wie ihnen das Wild alles wegfresse, so dass sie umsonst Kohl gebaut, und nicht einmal so viel Stroh geerntet hatten, um einem armen Wallfahrer ein Nachtlager zu bieten.

Wir sind im Wirtshause nicht sobald dazu gekommen, unser Nachtlager aufzusuchen, das uns in einem großen Zimmer mit vielen Betten und verschiedenen Schlafkameraden geboten wurde.

Übrigens war der großgewachsene, nicht ganz junge, aber sehr stattliche und stolze Wirt „kühl gewesen bis ans Herz hinan“, doch hatte er einigen von uns ein hübscheres, aber auch theueres Zimmer überlassen, das er, wie er sagte, nicht jedem, sondern eigentlich nur Touristen einräume.

Wir lachten, denn so hübsch wie unser gestriges Stüberl war es dennoch nicht, aber viel kostspieliger. Doch, wenn man so müd ist und schon einmal in einem fremden Bette schlafen muss, so ist es am Ende alles eins, wer unbekannterweise zuvor darinnen gelegen ist, ein bestaubter Tourist oder ein schlichter Wallfahrer.

Es haben nicht alle Wallfahrer Betten bekommen und genommen; sehr viele schliefen im Heuboden und im Stroh, und immer neue kamen nach, die der Wirt mit der Miene eines Herrschers empfieng und ihnen ihren Schlafraum anwies.

Er ist hier auch sozusagen ein Herrscher in seinem Reich, denn die vielen obdachlosen Wanderer, die gerade dieses Ziel erreichen, wo wollten sie wohl hin in der sinkenden Nacht, wenn der Wirt ihnen nicht für einige Kreuzer ein Lager gewährte? —

Er ist freilich von einer deutschen Bürgersfrau ersucht worden, so ein wenig die verschiedenen Nationen von einander zu scheiden, und er wird es auch gethan haben. Es wäre demnach alles recht und gut, wenn bei diesem Massen-Nachtquartier nur nicht die große Feuersgefahr zu fürchten wäre.

Es heißt übrigens, dass auf solch einem Wege nicht leicht etwas geschieht, aber man weiß doch von Fällen, wo das Gerüst einstürzte und

unterhalb schlafende Wallfahrer erschlug, und man weiß von Feuersbrünsten, wo ganze Scharen Wallfahrer verbrannten.

Es ist auch die Furcht vor Feuer von mehreren ausgesprochen worden, doch folgten alle willig der Weisung des Wirtes, der mit seinen kleinen Töchterchen an der Hand im Hofe stand und dann kamen zuguterletzt noch, als es schon finster wurde, zwei Abgesandte einer croatischen Schar und baten um Quartier. Sie sprachen sehr höflich, wenn auch nicht ganz richtig deutsch, und ihre Bitte wurde gewährt. Und so zog die Schar in das Gasthaus ein und gleich zum Heuboden hin, und sang ein fremdländisches Lied dabei. Und das klang so weich und rein, und schwärmerisch und es war wie ein heiliger Abendsegen. —

Morgen um diese Zeit in Maria-Zell.

(Schluss folgt.)

An das Kreuz.

Von Franz Eichert.[1])

Kreuz, o du herrliches,
Schimmerndes Zeichen,
Purpurweintriefender
Baum ohnegleichen!

Hell wie die Sonne
Strahlt deines Stammes
Schaft vom geheiligten
Blüte des Lammes.

Feurige Säule,
Weltzeiten trennend,
Herwärts den Suchenden
Leuchtend und brennend;

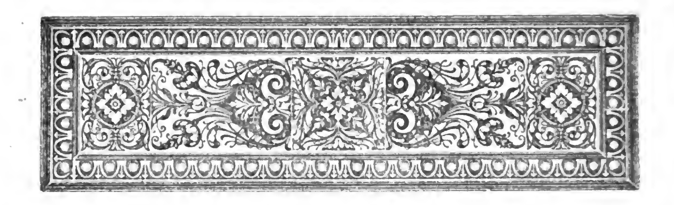
Rückwärts in Finsternis,
Abgrundgeboren,
Hüllst du den prahlenden
Hochmuth der Thoren.

Markstein der Ewigkeit,
Zeitenlos ragend,
Welten erbauend und
Welten zerschlagend!

Fackel des Weltenbrands,
Purpurumglommen
Seh'n wir im Siegeslauf
Einstens dich kommen,

Thronend im heiligen,
Lebenden Lichte,
Lodernd von Blitzen der
Gottesgerichte!

[1]) Kreuzlieder. Stuttgart. Roth'sche Verlagshandlung. 1899.



Kleine Laube.

Vom erschossenen Studenten.

Vor kurzem ist bei uns in Graz ein Student erschossen worden. Im Duell, oder wie es mildernd, aber nicht glaubwürdig heißt, während der Vorbereitung zum Duell, von ungefähr.

Zwei Freunde, welche eines Tages einer geringfügigen Sache wegen in Wortwechsel gerathen waren. Dabei sollen sie in jugendlicher Aufwallung sich Schläge ins Gesicht versetzt haben. Nach Auffassung gewisser Gesellschaftsclassen ist das eine Entehrung. Nicht wer schlägt, ist entehrt, sondern wer geschlagen wird. Er muss sich Genugthuung verschaffen. Die beiden Studenten gehörten einer Burschenschaft an und von dieser wurde nun bestimmt, dass sie sich wieder schlagen müssten, als ob durch den zweiten Schlag der erste gut gemacht werden könnte. Gewählt wurden Pistolen mit der heimlichen Absicht, gegenseitig in die Luft zu schießen. Dieser Betheuerung messen wir Glauben bei. Alles gieng unter Aufsicht der Secundanten vorschriftsmäßig vor sich, auf fünfunddreißig Schritte Abstand stellten sie sich auf. Es wurde losgedrückt und der eine stürzte todt zu Boden. Die Kugel hatte ihn auf die Stirne getroffen.

So beiläufig wurde es dargestellt. Die Blätter, mit Ausnahme der Arbeiterzeitungen, waren überaus discret. Ein Besoffener, den der Wachman einführt, oder die einem Missgünstling gebrachte Katzenmusik findet in den Journalen mehr Beachtung, als diese weit- und tiefgehende Tragödie gefunden hatte.

In mir hatte das Ereignis die heftigsten Empfindungen erregt. Das erste Gefühl: Herzzerreißendes Mitleid. Mitleid mit dem jungen, lebenslustigen Menschen, der in der hellen Blüte gefällt wird. Wenn er, den Schuss im Haupte, noch eine Secunde das Bewusstsein hatte — und Sterbende denken in einer Secunde viel — was wird noch durch seine Seele geflogen sein — dem Freunde, der versprochen hatte, in die Luft zu schießen. Mitleid mit der alten Mutter, die auf einmal die Nachricht erhält, dass im fernen Lande ihr geliebtes Kind, die Freude und Hoffnung ihres Lebens, dahingemordet wurde. Nicht durch einen Zufall verunglückt, nein, zu einem Duell gedrängt und in demselben gefallen. Allertiefstes Mitleid endlich mit dem jungen Mann, dessen Hand den Freund getödtet hat, um nichts! um nichts! Ich bin sein Mörder! war wohl der erste Ruf an den hingestürzten Getroffenen; die Secundanten, die Burschenschafter, die Duellritter mögen ihm tausendmal versichern,

dass es ein Mord nicht sei, dass es ein Duell gewesen sei, in welchem ihn so gut, wie den Gegner die Kugel hätte treffen können, er wird sein lebelang an der unglücklichen Hand waschen und die Blutspuren nicht mehr ganz vertilgen können. Der eine war das rasche, dieser aber das größere Opfer einer ungeheueren Thorheit geworden. Er konnte ja schließlich nicht anders. Die Frage stand nicht so: Will ich mich duellieren? Sondern, es war überhaupt keine Frage, er musste sich duellieren, weil's die Satzung so vorschreibt, weil's die Burschenschaft so bestimmte. Er wäre in seinem Kreise ehrlos gewesen, wenn er sich nicht geschlagen hätte, da hatte er keine Wahl. Und die Burschenschaft, hatte sie eine Wahl? Sie wieder musste sich der Vorschrift fügen, sie hätte ihr ritterliches Bewusstsein aufgegeben, wenn in diesem Falle vom Duell Abstand genommen worden wäre. Alle miteinander sind die bemitleidenswerten Opfer einer ungeheueren Thorheit, aus der sie sich nicht zu befreien vermögen.

Mein zweites Gefühl bei diesem Ereignisse: Heißer Zorn. Zorn gegen sonst brave und vernünftige junge Leute, die am Duell trotzig festhalten und nicht Selbstbestimmungkraft und Muth genug finden, um den hässlichen Moloch aus dem Mittelalter von sich abzuschütteln. Zorn gegen Gesellschaft und Staat, die mit diesem dümmsten aller Verbrechen nicht fertig zu werden wissen.

Dieselben Studenten, die als moderne Menschen so viel Abscheu haben vor den Einrichtungen des Mittelalters, die alles Alte Zopf, alle seelenlos gewordenen Satzungen Pharisäerthum nennen, alle hergebrachten unsinnigen Sitten sonst so tapfer verachten: sie klammern sich hier an ein Unding, in dem der ganze Aberglauben des Mittelalters verborgen liegt; sie machen das Herrlichste, was sie haben, die Mannesehre, abhängig von einem alten Zopf und das Leben von den Zufälligkeiten eines Spieles, einer körperlichen Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit. Vor kurzem hörten wir in Graz einen Jesuiten vor Männern predigen, der sagte unter anderem Folgendes: „Uns Jesuiten wird nachgesagt, dass wir den Grundsatz hätten: Der Zweck heiligt die Mittel. Zur Erreichung eines guten Zweckes sei jedes, auch das schlechteste Mittel erlaubt. Nein, meine Herren, das gilt nicht für uns, das gilt für euch, z. B. wenn ihr ein Duell habt. Seine Ehre zu retten, das ist gewiss ein guter Zweck. Aber zur Erreichung desselben ist euch das schlechteste Mittel gut genug — und wäre es ein Todtschlag, ein Mord.“ — Man konnte diesmal dem Jesuiten nicht widersprechen.

Das Duell passt in unsere aufgeklärte Weltanschauung, wie eine Faust auf das Auge. Unsere Studenten sind aber in dieses alte Vorurtheil so eingerostet, dass sie sich selbst nicht werden befreien können, dass sie von außen her Kraft und Hilfe brauchen. Es wird eine Operation nöthig sein, und der erste Schnitt wird weh thun. Die Professoren aller deutschen Universitäten müssten sich dahin einigen, dass Studenten, die mit lebensgefährlicher Waffe auf einander losgehen, aus der akademischen Gemeinsamkeit ausgeschlossen werden. Die Professoren werden das aber nicht thun. Sie werden „die Auswüchse des Duells“ theoretisch verurtheilen und praktisch übersehen. „Wir waren ja auch einmal jung, haben's ja auch so gemacht. Die Jugend muss austoben. Die Mensur ist ein Bildungsmittel für den Charakter, und jede gute Sache hat natürlich auch ihre Schattenseiten, ihre Gefahren. Wer wird das Reiten verbieten, weil man sich dabei den Hals brechen kann.“ Das sind so die Rechtfertigungen. Und wenn am Grabe eines Getödteten der Geistliche sagt: Es sei wohl eine Frage, ob ein solcher Tod nach Gottes Willen ist! Und es sei nicht recht, ein Leben, das der Nation gehört und vielleicht bestimmt gewesen ist, Großes zu leisten, wegen einer Nichtigkeit hinzuwerfen! — so antwortet vielleicht einer der Mitbetheiligten: Höher als das Leben stehe die Ehre. Ein schöner und

wahrer Spruch, aber nur dann, wenn er auf den Fall passt. Ja gewiss, höher als das Leben steht die Ehre. Doch gerade die tödtlichsten Ehrenbeleidigungen können durch das Duell nicht wett gemacht werden. Wenn z. B. jemand einer betrügerischen Handlung verdächtigt wird, so kann kein Duell, ob der Beschuldigte fällt oder den Gegner tödtet, den Verdacht aufheben. Die betrügerische Handlung kann immerhin geschehen sein. Nicht einmal gegen den Vorwurf der Feigheit kommt das Duell auf, weil man eingestandenermaßen gelegentlich ja nur den äußeren Pflanz macht, jede Gefahr aber hintanzuhalten sucht. Unsere beiden Duellanten wollten ja verabredetermaßen in die Luft schießen. Es sollte bloß knallen, dann war die Ehre schon in Sicherheit. Aber der Teufel, den man an die Wand malt, wird manchmal lebendig, springt herab und zerreißt den Maler. Es war nicht der erste und wird nicht der letzte Fall sein, dass der Revolver, mit dem man spielt, losgeht. Mit dem Revolver und mit der Ehre soll man nicht spielen.

Mir wird's wohl anders, aber leider nicht besser gehen, wie den Duellanten, die in die Luft schießen wollen und das Herz treffen. Ich ziele mit meinen Worten ins Herz und spreche sie in den Wind. Worte richten nichts aus, selbst wenn sie unter dem Zeichen eines Paragraphen stehen. In unserem Gesetzbuch ist das Duell verboten. Auch der beleidigte Officier, wenn er sich schlägt, wird bestraft. Und wenn er sich nicht schlägt, wird er degradiert. — Ich möchte wissen, ob die Chinesen etwas dergleichen haben. Wahrscheinlich nicht. Von einem Staat mit solcher Consequenz kann man freilich nicht erwarten, dass er mit dem Duellwesen fertig werden soll. Wenn der Staatsanwalt in unserer angedeuteten Duellaffaire den Hauptschuldigen sucht, wen hat er anzuklagen?

Die Duellseuche nimmt zu und wird noch weiter zunehmen. Die Officiere, die Cavaliere, die Studenten, die Parlamentarier schlagen und schießen sich schon tüchtig, wenn auch mit der christlichen Absicht, sich nicht wehe zu thun. Mit derselben Ritterlichkeit, aber vielleicht rücksichtsloser folgen die Beamten, die Journalisten, die Kaufleute, die Gewerbsleute, die Schuljungen, die Schusterbuben, die eifersüchtigen Damen und zuletzt auch die alten Weiber. Und das wird die Rettung sein. Sobald eine Sitte „Gemeingut" geworden, wird sie in den „oberen Kreisen verworfen".

Aber das alles ändert nichts an der Thatsache, dass heute ein junger Mensch in der Erde modert, ein Mutterherz still verblutet und ein Unglücklicher die Sitte verflucht, die ihn an seinem Freunde zum Todtschläger gemacht hat. R.

Der Buren Noth.

Im Eisenbahncoupé saß ein Knabe. Er saß ruhig in der Ecke und blickte mit stillem Behagen zum Fenster hinaus. Da kam ein großer Lackel hereingestolpert und riss mit seinen klobigen Pratzen den Knaben vom Fenster, um sich selbst an den Platz zu setzen. Der Kleine wehrte sich muthig, der Große aber schleuderte ihn zu Boden, schlug ihn, trat ihn mit Füßen, würgte ihn, so dass der Knabe röchelte, die Augen verzog und blau wurde im Gesicht. Die übrigen Insassen des Coupés waren ob des brutalen Überfalls starr vor Entrüstung. Dann begannen sie ihre Stimmen zu erheben gegen diesen bestialischen Angriff, der Knabe sei still und bescheiden auf seinem Plätzchen gesessen, der eben erst Eingestiegene habe nicht das mindeste Recht, ihn vom Platze zu drängen, für ihn sei noch Raum genug und er solle sich anständig benehmen. Der große Tölpel kümmerte sich nicht um das Gerede der Leute, sondern fuhr fort, den wehrlosen Knaben zu misshandeln, über

dessen bebenden Körper schon das Blut strömte. Jetzt kam der Schaffner herbei, um Ordnung zu machen. Er ermahnte den Riesen-Lümmel, den Kleinen in Ruhe zu lassen, er drohte ihn bei der nächsten Station hinauszuweisen, aber der Wüthende kehrte sich nicht dran. Auf das Geschrei kamen Leute von den anderen Coupés herbei, umstanden die widerliche Scene, drückten mit Zorn und Verwünschungen ihren Unmuth aus über diesen niederträchtigen Räuberskerl, der ein harmloses Kind überfalle und erwürge. Es war ein grauenhaftes Geschrei der Entrüstung, aber nicht ein Einziger legte Hand an, um die Bestie abzuwehren und den armen Jungen zu schützen.

Als der Kleine todt war, stiegen sie mit grenzenloser Entrüstung aus dem Zuge, verfluchend die Zustände, unter denen eine solch himmelschreiende Gräuelthat geschehen könne. Der große Lackel saß breit und herrisch am Fenster und grinste mit Hohn auf die sittlich entrüstete Menge.

So, das wären die Buren, die Engländer und — die civilisierte Gesellschaft. — Das muss man sagen, wir haben uns bei diesem Kriege wieder einmal nett benommen. Groß war unser beleidigtes Rechtsgefühl, unser Mitleid, unsere Opferwilligkeit für die armen, tapferen Buren — soweit es gerade für uns selber keinen Nachtheil brachte. Die ganze Welt, mit Ausnahme des Angreifers, war sich einig in der allerschärfsten Verurtheilung dieses Krieges. Die Zeitungen konnten sich nicht genug thun, die englische Räuberpolitik zu verdammen, die Heldenhaftigkeit des kleinen Burenvolkes zu rühmen und wieder einmal darzulegen, welch stärkendes und sittigendes Element der Krieg sei! Die Poeten aller Culturländer wetteiferten in Verfassung von Burenhymnen, Versammlungen und Sammlungen für die Buren überall — kurz, das ganze Volk und die Völker ringsum waren in höchster Erregung und machten die Sache der kleinen, heldenhaft ringenden Republik zu der ihren. Als nun aber Präsident Krüger an die Fürsten den Nothschrei richtete um Vermittlung, antworteten diese Fürsten: Uns geht das nichts an, wir mischen uns nicht drein.

So steht es mit der Volksmacht unserer „demokratischen" Zeit. Die Millionen und Millionen Menschen vermögen es nicht, ein paar Souveraine soweit zu beeinflussen, um ein himmelschreiendes Unrecht, einen offenbaren Raubzug und Volksmord zu verhindern, der die ganze Welt in Entrüstung setzt. Die Kronen bilden einen Ring. Das ist natürlich nur buchstäblich gemeint. Können sie anders? Das Eingreifen eines Staates würde den Krieg mit dem riesigen England bedeuten. Das aber geht an die eigene Haut.

Und die Menge? Sobald die Buren sich behaupteten, schwamm sie in Begeisterung und Entzücken. Es ist so bequem, wenn bei einem Kampf „die Herzen mitschlagen", während man selber weit vom Schusse steht. Man schaute diesem Kampf zu, etwa wie man ein Heldengedicht auf der Bühne sieht, und des künstlerischen Principes willen wünschten wir einen Ausgang mit poetischer Gerechtigkeit. Als aber das zu geschehen drohte — was doch vorauszusehen war — und der kleine Transvaalstaat der ungeheueren Übermacht zu erliegen schien, da kühlte sich die Theilnahme ab, man begann das Verhalten der Buren zu kritisieren, wie man ein Theaterstück kritisiert, das schließlich unbefriedigt gelassen hat, man fand, dass die Buren im Angriffe zu saumselig, im Kampfe zu lässig gewesen wären, man bemängelte, dass sie um Unterhandlungen, um Frieden baten. Man war einfach enttäuscht. Diese „großen Culturvölker", die nicht einmal so viel Einfluss, Macht und Rückgrat haben, um den Riesenraubzug eines anderen „Culturvolkes" zu verhindern und die nebenbei gelegentlich den Engländern noch Waffen liefern, verlangten von einer handvoll Bauern und Hirten, dass sie den antiken Heldentod sterben.

Das ist öffentliche Meinung, das ist schlechte Politik, das ist Sentimentalität und Eigennutz, das ist alles mögliche — nur das richtige ist es nicht. Die tapferen Buren verdienten thatkräftige Freunde und nicht — gerührte Zuschauer.

R.

Poetenwinkel.

Erwartung.

Schwarz ist der Himmel. Mein Herz ist bang.
Bang von Sehnsucht und Heiterkeit.
Der Baum, umflort von Blüten breit,
Athmet in junger Herrlichkeit. —
O du Wartezeit, o du Wartezeit,
Wie bist du lang! — —

Donner und Blitze! Im blauen Licht
Flammt der Fruchtbaum und schauert schwer.
Tausend Flämmchen. Ein Blütenmeer.
Regenkühle weht segnend her,
Haucht mich an, wie wenn irgendwer
„Komm mit mir" spricht.

Maurice von Stern.

Auf dem Meere.

Die Ruder warf ich
Und das Steuer hinweg,
Und gleite im Kahne
In sinkender Dämmerung
Der Nacht entgegen
Hinab den Strom.

Halb trunken lieg ich
Selig willenlos;
Und trunkener noch
Macht mich des Gleitens
Schmeichelbewegung
Ins Unbekannte.

An mir vorbei
Im wachsenden Dunkel
Huschen des Ufers
Wechselnde Formen,
Uferbäume und
Stätten der Menschen.

Nur mir zu Häupten,
Im Purpurdämmer
Des Abendhimmels,
Ein grünbleicher Stern
Ziehet mit mir —
O du mein Leid.

E. Winkl.

Harlekin.

Gaukle, Harlekin, und lache!
Ernst' Gesicht darfst du nicht zeigen.
Gaukeln nur ist deine Sache,
Rad zu schlagen — und zu schweigen.

Wer wohl würde sie verstehen,
Heiße Thränen, die geflossen?
Nein, dein gramdurchbebtes Flehen
Hielte man für fade Possen.

Sieh, die Gaffer, die entzücken
Sich an deinem alten Spaße.
Willst du sie denn nicht beglücken
Mit entsetzlicher Grimasse?

Willst du sie denn nicht belehren,
Dass das Leben nur ein Tollen?
Kannst du sie denn nicht belehren,
Dass selbst Spaß — der letzte Schollen?

Darum gaukle, lache, tolle,
Dass man freudig klatscht die Hände.
Bricht das Herz, das übervolle —
Dann ist der Komödie Ende.

Karl Krobath.

Lied eines blinden Waisenmädchens.

Ich fühl' die Sonn' und schau' sie nicht.
O Gott, wie ist's gekommen,
Dass dieses Auges Glanz und Licht
Ach, von mir ward genommen!

Ich trag' ein tiefes Herzeleid,
Ach Gott, wie ist's gekommen,
Dass du mir in der trübsten Stund'
So allen Trost genommen!

Ich bin verwaist, ein einsam' Kind,
Ach Gott, wie ist's gekommen,
Dass du die gute Mutter mir
So frühe hast genommen!

Mir glüht im Herzen treue Lieb',
Ach Gott, wie ist's gekommen,
Dass er von meinem Herzensschlag
Kein Wörtlein hat vernommen!

Triabsöli.

A Sunda in Regn;
Um d' Berg' is olls triab.
In Thol spielt a Werkl
Die „hoamlichi Liab".

Mein Derferl do drunt
Is stüll wia ausg'storbn,
Hot ma d' Freid mit sein Plaudern
Oft gmua schon verdorbn.

I sitz auf der Heh',
Mecht ins Woldgros mi legn,
Ober 's zidert und glonzt
An iads Stammerl van Regn.

Mein' Liab is nit hoamli,
Mein' Liab kenna's oll.
Und zweng wos ih hiaz woana muaß,
Des woaß 's gonzi Thol.

Joh. Friedrich.

Der Strohwitwer.

Geschichte einer jungen Liebe von Marco Brociner.[1])

Ich habe bis nun alljährlich die Badereisen meiner Frau mitgemacht. Heuer bin ich zum erstenmale daheim geblieben, während sie mit meinem Hansi nach Marienbad reiste. Bin also zum erstenmal Strohwitwer. Ich schätze und liebe meine Frau, ich darf sogar behaupten, dass ich sie verehre. Aber gleichwohl muss ich ehrlich bekennen, dass es nicht ausschließlich Wehmuth war, was ich empfand, als ich, die Augen feucht von Thränen, meiner Paula einen langen Abschiedskuss auf den Mund drückte. Nein, es war nicht Wehmuth allein! Es spielten da in den Trennungsschmerz einige kleine, nicht unangenehme Nebengefühle hinein, die ihn ein

[1]) Aus „Junge Liebe" von Marco Brociner. Dresden. E. Pierson. 1900. Eine empfehlenswerte Sammlung kleiner, frisch erzählter Geschichten, Lebens- und Stimmungsbilder. Die Red.



wenig linderten. Nach zehn Jahren — so lange bin ich nämlich verheiratet — endlich einmal einige Wochen völlig frei! Nach zehn Jahren endlich für einige Zeit ungebunden, unabhängig, mein eigener Herr! Schon dieser erquickliche Gedanke allein hätte genügt, um meine etwas eingeschläferten Lebensgeister aufzurütteln. Aber es kam noch etwas anderes hinzu, was mich in eine eigenthümliche Gemüthsververfassung brachte: mich lockte etwas Unbekanntes, Bedenkliches, Verbotenes.

Mit einem Worte: mich lockte ein kleines Abenteuer. Es ist dies ein schwerwiegendes Geständnis. Vom Standpunkt der strengen Moral hätte man vollauf recht, mich zu verdammen. Aber ich bitte, gefälligst auch die mildernden Umstände zu erwägen, die für mich sprechen. Ich bin Poet. Ich muss Geschichten ersinnen und Frauencharaktere darstellen. Ich muss Leidenschaften schildern und Gefühle des weiblichen Herzens analysieren. All das setzt eine große Erfahrung, eine reiche Fülle von Erlebnissen voraus. Und ich hatte in meinem Dasein bloß ein einziges Erlebnis: meine Heirat, meine Frau, meine theure Paula, die eine einfache, durchsichtige Natur ist. Das ist nicht viel, das ist sogar sehr wenig. Was wunder also, dass ich während meines Strohwitwerthums einem Erlebnis nachgehen wollte? Es war ja eigentlich ein Opfer, das ich meinem Beruf schuldig war. Was thut man nicht alles für seinen Beruf? Im übrigen war es ja meine Paula selbst, die ahnungslos den Drang nach einem Erlebnis in mir wachgerufen. Sie hatte nämlich ein theatralisches Talent entdeckt, die Probiermamsell des Modegeschäftes, aus dem sie ihre Toiletten bezog. Sie hatte diese Probiermamsell bei einer Dilettantenvorstellung gesehen und war von ihrem Spiel und ihrer Erscheinung derart entzückt, dass sie in einen förmlichen Begeisterungsrausch gerieth.

„Denk dir", führte sie mir mit sprudelnden Worten zu Gemüthe, „denk dir eine schlanke, herrlich gebaute Gestalt, so groß wie ich, ein edles, classisch geprägtes Antlitz, ein prächtiges Organ, zwei dunkle, räthselhaft tiefe Augen und dazu Temperament, dazu Leidenschaft, dazu Feuer! Sie will sich dir vorstellen. Als Theaterkritiker kannst du sie ja fördern, kannst ihr zu einem Engagement verhelfen. Sie wird dir einige Monologe vordeclamieren. Du wirst dich überzeugen, in dieser Probiermamsell steckt ein großes, tragisches Talent. Sie schwärmt übrigens für deine Werke. Schreibe ihr, dass sie dir ihre Aufwartung machen soll. Ich lege sie dir ans Herz.

Diese enthusiastische Schilderung der Probiermamsell, dieser Hinweis darauf, dass sie eine Verehrerin meiner Werke sei, diese dringende Aufforderung, die angehende Tragödin einzuladen, mich zu besuchen, und diese Mahnung, sie unter meine schirmenden Fittiche zu nehmen, all das stimmte mich sehr nachdenklich und sehr träumerisch. Das mochte wohl auch der Grund gewesen sein, dass es nicht ausschließlich Wehmuth war, was ich empfand, als die Stunde heranrückte, da ich von meiner Frau Abschied nahm, und dass in den Trennungsschmerz einige kleine, nicht ganz unangenehme Nebengefühle hineinspielten. Ich sträubte mich allerdings dagegen. Ich focht einen psychologisch interessanten Kampf mit mir selber aus. Ich bemühte mich, das schriftstellerische Ich in meiner Seele, das nach einem Erlebnis sich sehnte, zu ersticken. Ich hielt mir eine stille, aber sehr eindringliche Moralpredigt. Ich lenkte meine Aufmerksamkeit darauf, dass ich ein treuer Gatte bin, ein zärtlicher Familienvater, dass die Liebe meiner Paula in unserem zehnjährigen ehelichen Leben unwandelbar geblieben, dass sie stets alles gethan, was sie mir an den Augen absehen konnte, kurz, dass ich mich in der beneidenswerten Lage befinde, meine Ehe nach jeder Richtung hin als musterhaft zu qualificieren. Aber es half doch alles nichts. Ich fühlte etwas Verstocktes in mir, das weder für Vernunftgründe noch für sentimentale Regungen empfänglich war. Und so muss ich denn

auch der Wahrheit die Ehre geben und leider gestehen, dass die Thränen, die meine Augen feuchteten, als der Eisenbahnzug davonbrauste, in dem sich meine Paula befand und aus dem sie mir mit ihrem flatternden Tüchlein zuwinkte, dass diese scheinbar so echten Thränen doch ein klein wenig theatralisch erkünstelt waren. Als Psychologe suchte ich natürlich über die tiefer liegenden Motive dieser seltsamen Erscheinung Klarheit zu gewinnen. „Es ist dies ganz natürlich", sagte ich mir. „In jeder Ehe, sei sie noch so glücklich, häuft sich im Laufe der Jahre so viel Prosa, so viel Nüchternheit auf, dass man es einem armen Ehemann nicht allzu sehr übel nehmen darf, wenn ihn in dem Moment, da seine Frau eine Badereise antritt und da ihm die Fessellosigkeit des Strohwitwerthums winkt, jener Humor umfängt, der unter Thränen lächelt. Und nun gar erst, wenn einem die seltsame Zufallsfügung bevorsteht, in einer Probiermamsell, die räthselhafte, dunkle Augen, Temperament, Leidenschaft und Feuer besitzt, ein großes tragisches Talent zu entdecken!"

* * *

Meine erste That, nachdem ich vom Bahnhof heimgekehrt war, bestand also darin, dass ich der Probiermamsell ein Briefchen schrieb, in dem ich sie einlud, mir tags darauf die Ehre und das Vergnügen ihres Besuches zu schenken. In dem Augenblick jedoch, als ich dieses Briefchen, das trotz seiner Kürze in einem sehr warmen Ton gehalten war, in den Postkarten werfen wollte, beschlich mich ein eigenthümliches, bangendes Gefühl. „Aus dieser Begegnung mit der angehenden Tragödin", sagte ich zu mir, „wird sich allem Anscheine nach ein kleineres Abenteuer entspinnen. Aber Paula bleibt ja vier Wochen aus. Es wäre daher nur recht und billig, wenn du die geplante Zusammenkunft verschiebst und mindestens acht Tage pietätvoll dem Andenken deines theuren Weibchens weihest." Die Arme hatte ja diese edle Rücksicht vollauf verdient. Sie hatte beim Abschied ehrlich geweint. Es war unsere erste Trennung nach einer zehnjährigen Ehe, das erstemal, dass sie mich allein ließ, und sie hatte gleichwohl mit keiner Silbe durchschimmern lassen, dass sie mir misstraue. Und ich sollte gleich am ersten Tage ihrer Abwesenheit ihr Vertrauen schmählich täuschen! Nein! Ich warf also das Briefchen nicht in den Postkasten, sondern fasste den löblichen Entschluss, acht Tage hindurch all die Leiden des Strohwitwerthums gründlich durchzukosten.

Die Kasteiung sollte gewissermaßen die anticipierte Buße für meine spätere Ungebundenheit, die Sühne für den nachherigen Genuss meiner Freiheit sein. Acht Tage sind eine kurze Zeit. Und sie war doch für mich ein heilsames Purgatorium, sie genügte, um mir mein eheliches Leben, das mir so kühl und kahl dünkte, in einem neuen, wundersamen Lichte erscheinen zu lassen. Ich empfand gründlich alle Trübseligkeiten des Strohwitwerthums, die ich bis dahin nur vom Hörensagen gekannt hatte. Diese todte Stille in meinem Heim, wo sonst mein Büblein lachte, jauchzte und sich herumtummelte! Diese dumpfe Öde in jenen Räumen, in denen sonst meine Paula in geschäftiger Rührseligkeit waltete! Diese gleichgiltigen Gesichter an der Gasthaustafel! Und wie bitter drückte mich der Mangel aller jener kleinen häuslichen Annehmlichkeiten, die ich früher nicht beachtet hatte!

Am wehmüthigsten stimmten mich aber die Abende. Da kam ich mir wie verwaist vor. Das Schlafzimmer wagte ich kaum zu betreten, denn alle todten Gegenstände darin wurden lebendig, raunten und flüsterten mir seltsame Dinge zu und mahnten mich an die Abwesende. Und so tauchte in mir allmählich ein Gefühl der Sehnsucht nach meiner Frau auf, das immer mehr anschwoll, das mich gefangen nahm, das mich oft zwang, meine Arbeiten zu unterbrechen, die Schläfen zwischen die Hände zu pressen und an Paula zu denken. Ich ertappte mich sogar

oft dabei, wie ich schwer aufseufzte. Hinter der starren Kruste, die eine zehnjährige Ehe um mein Herz gebildet, nistete also doch noch etwas anderes als wohltemperierte Neigung, glühte noch ein starkes Gefühl, loderte noch die ungebrochene Kraft einer echten Liebe . . . Inzwischen waren die ersten acht Tage verstrichen. Das Brieschen an die angehende Tragödin war noch nicht abgesendet. Nach vierzehn Tagen lag es noch immer auf dem Tische vor mir. Als aber die dritte Woche vorüber war, stieg plötzlich ein Gefühl flammender Entrüstung in mir auf. Und diese Entrüstung wendete sich gegen mich selbst. Ich warf mir einige grobkörnige Verbalinjurien an den Kopf und zerriss in einem edlen Wuthanfall das Brieschen an die Probiermamsell. Und nun war der Bann, in den ich eine geraume Weile geschlagen war, völlig gelöst. Das Bild meiner Frau schwebte plötzlich vor mir, um zehn Jahre verjüngt. Und als ich gestern den Willkommkuss auf ihren Mund presste, da war es mir seltsam weich und wehmüthig ums Herz. Es war ein glühender Kuss, in den einige Nebengefühle hineinspielten, aber ganz andere, als beim Abschied: ein Überschuss von Liebe, von verklärender Phantasie, von neuer Lebensfrische . . .

Wenn wir Todten erwachen.

Vor kurzer Zeit habe ich in Graz zwei merkwürdige Theaterdichtungen gesehen — eine alte und eine neue. Am ersten Tag die neue, das war Ibsens: „Wenn wir Todten erwachen“, am zweiten Tage Raimunds: „Der Bauer als Millionär.“ Beides tiefdeutige, symbolische Stücke. Aber der Unterschied! Hier eine gestaltenreiche, farbenprangende, üppig quellende Dichtung, deren tiefer Sinn mit göttlichem Humor, leichtfasslich für jeden dargestellt wird. Dort ein Seelenproblem, das echte Dichter schon vielfach mit künstlerischer Klarheit behandelt haben, in nordischen Nebel getaucht, den Herzen der Zuschauer möglichst in die Ferne gerückt und nicht gelöst. Sonst hat an einfachen Gedanken dichterischer Schwulst und Bilderreichthum manches verbrochen. Ibsen bringt es zuwege, in denkbar trockenster Alltagssprache die Einheit des großen Gedankens zu verwirren. Seine Jünger verlegen sich aufs Deuteln. Es soll der Schein erweckt werden, dass mehr dahinter sei, als thatsächlich der Fall ist.

Raimunds „Bauer als Millionär“ ist über siebzig Jahre alt, und er wirkt noch immer, trotz der Banalität. Diese tugendhaften Gemeinplätze, diese alten Witze, diese kindlichen Wendungen, über die man heute wohl lächelt, waren auch einmal neu und haben einst nicht bloß das einfache Publicum, sondern auch kritische und philosophische Köpfe beschäftigt und entzückt. Und trotz eines gewissen Alte-Möbeln-Geruches, trotz der längst abgenützten Schlager vermag das Stück heute noch uns zu erwärmen, zu ergötzen und zu erheben. Nehmen wir hingegen an, dass nach siebzig Jahren Ibsens „Wenn wir Todten erwachen“ zur Aufführung käme! Nehmen wir an, dass bishin einige Ibsenfreunde noch leben (wie heute Raimundfreunde, die zu Zeiten der größten Raimund-Triumphe jung gewesen), wäre es denkbar, dass für sie die Dichtung noch einen Reiz haben könnte? Sie würden nur eine lederne, überaus langweilige, handlungslose Theaterscene vor sich haben, deren Sinn längst bis zur unerträglichen Banalität veraltet ist. Kein Fünkchen Humor, kein heiteres Licht aus den Herzen, die einzige „Stimmung,“ die dictiert wird, muss der Theatermaschinist leisten. Und da kann man auf unseren Bergen noch viel natürlichere Gebirgsnebel, Gewitter und Schneelawinen sehen, als es das Theater mit dem besten Willen zusammenbringt.

Ein Bildhauer versäumt es, während er das Kunstwerk schafft, das Modell zu lieben. Dieses kränkt sich darob so tief, dass es irrsinnig wird. Später kommen

sie zufällig wieder zusammen, der Künstler und das Modell, und wollen das Versäumte nachholen, denn dem Künstler ist sein natürliches prosaisches Weibchen ohnehin langweilig geworden, das geht zu einem anderen, einem derben Bärenjäger. Der Bildhauer will das zwar irrsinnige, aber noch immer reizende Modell von einst einmal auf natürliche Weise lieben. Sie werden jedoch daran verhindert durch eine Berglawine, welche beide begräbt.

Man sieht, wie simpel, wie herkömmlich, mit Ausnahme der braven Berglawine. Der besondere Sinn liegt aber darin, dass der Bildhauer das Modell zur Mutter seines Kunstwerkes macht, das Weib aber für diese Mutterschaft kein Verständnis hat. Und dass die Vereinigung der künstlerischen und der natürlichen Liebe dem Menschen nicht gegönnt ist. Endlich will im Stücke auch noch gesagt sein, dass im Menschen die ersparte Liebeskraft sich künstlerisch bethätigt, oder sonstwie schöpferisch. Wenn das ist, dann hat es seine Richtigkeit mit der Enthaltung, ja sogar mit dem Cölibat. Das Weib meiden, um in dem Berufe der gesellschaftlichen Aufgabe doppelt stark zu sein. Dieser Gedanke, künstlerisch dargestellt, würde das Ibsen'sche Stück auf eine allgemeine Höhe heben. Sonst aber ist, wie man sieht, die Angelegenheit ähnlich wie jene der „Versunkenen Glocke“ von Hauptmann, nicht für alle, nur für leckerige Künstler und philosophierende Schriftsteller. Darum wird über derartige Stücke so viel geschrieben, dieweilen sie von der Bühne in kurzer Zeit wieder verschwinden.

Ibsens Neuheit heißt „Wie wir Todten erwachen“. Das klingt sehr gut. Sie könnte füglich auch den Titel führen: „Wie wir versäumte Liebe nachholen, verdoppeln wollten und dabei von einer Lawine überrascht wurden. Epilog zweier Leute, mit denen es aus ist“. M.

Lessing in der Bauernjoppe.

„Unser Landvolk und die Kirchen“ benennt sich ein ganz vortrefflicher Aufsatz, den die „Grenzboten“, 8. und 15. März 1900 veröffentlichten. Obschon in demselben von westdeutschen Bauern die Rede ist, trifft er doch auch die religiösen und kirchlichen Anschauungen unserer Bauern. Da herrscht kein großer Unterschied zwischen Ost und West, zwischen Katholiken und Protestanten.

Ausnahmen gibt es. Und eine Ausnahme, die wir der Curiosität halber hier wiedergeben, ist's, wie jener Bauer die Gleichwertigkeit der Kirchen und Religionen bewies. Er sagte: Es sind einmal ein Katholischer, ein Evangelischer, ein Jud und ein Heide in Streit gewesen, welche Religion die beste sei. Der Katholische pries die Macht seiner Kirche, der Evangelische die reine Lehre, der Jud das Alter seiner Religion, der Heide meinte: Wenn er das gehabt hätte, was die andern haben, so wäre seine Religion die beste. Den Streit schlichtete ein Unbetheiligter folgendermaßen. Der katholischen Religion gab er die Zahl 18: der evangelischen das Doppelte 36; der jüdischen wieder das Doppelte hiervon 72 und der heidnischen das Doppelte der jüdischen 144. Jetzt wollen wir die Rechnung machen, wessen Religion die beste ist. Du, Katholischer, hast 18 oder $1 + 8 = 9$; du, Evangelischer, 36: $3 + 6 = 9$; du, Jud, 72: $7 + 2 = 9$; du, Heide, 144: $1 + 4 + 4 = 9$. Am End' hat jede Religion die Zahl 9: eine Religion ist wie die andere.

Handwerkersprüche.

Beiträge zur humoristischen Gattung der Haussprüche liefern die Anzeigen der verschiedenen Handwerke.

Dem Seiler, der über die Thüre seiner Werkstatt schrieb:

Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die großen läßt man laufen;
Wär' dies nicht der Weltenlauf,
Würd' ich mehr Sträng' verkaufen,

gebrach es gewiss nicht an Mutterwitz, ebensowenig dem Schuster, der einen umgekehrten Stiefel malte und darunter schrieb:

Die Welt ist jetzt so aufgeklärt,
Drum ist der Stiefel umgekehrt;
Wenn die Welt anders werd,
Kommt der Absatz auf die Erd.

Auch nicht dumm war der Metzger, der sein Handwerk von Abraham ableitete:

Geschlachtet hat schon Abraham
Dem lieben Gott sein Opferlamm
Für Isaak, seinen lieben Sohn,
So alt sind auch die Metzger schon.

Und noch witziger sein College, der seinen Kunden erklärt, weshalb sie die Knochen zu dem Fleisch mit in den Kauf nehmen müssen:

Der Ochs hat Fleisch und Bein zum laufen,
Drum kann ich das Fleisch ohne Bein nicht verkaufen.

Recht sinnig sagt uns der Schlosser, in welchem Falle sein Handwerk das beste der Welt wäre:

Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloss müsst angehängt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden.

Den Bäcker ärgert es am meisten, dass er sein Mehl nicht umsonst bekommen kann:

Früh, eh' der Tag noch graut,
Morgens, wenn die Erde thaut,
Müssen Bäcker wachen,
Brot und Semmeln machen;
Dies wär' eine feine Kunst,
Hätten sie das Mehl umsunst.

Wer würde dem Schreiner nicht etwas verdienen lassen, der über seine Thüre einen so einladenden Spruch setzt:

Ich bin der Meister Hobelmann,
Der auch drechseln und schnitzen kann;
Wer's nicht glaubt, der komm' herein
Und bestell' einen Schrank oder Schrein.

oder dem frommen Hutmacher, der über den Eingang seiner Werkstatt schreibt:

Ich liebe Gott,
Lasse selben walten,
Mach' neue Hüt',
Färbe auch die alten.

Stereotypisch sind die zwei ersten Verse dieses Spruches zur Bezeichnung der Handwerke. So sagt z. B. der Schneider:

Der Herrgottsschneider bin ich,
Lass' Gott allein nur walten,
Mach' lieber stets die neuen Hos',
Als flicken immer die alten.

Dr. H. Bischoff.

„Für Freunde der Dichtkunst."

Als ob der Dilettanterei noch nicht genug wäre in unserer Literatur, wo von den jährlich „herausgegebenen" 10.000 Bänden Belletristik mindestens dreiviertel von Dilettanten geschrieben werden. Nun erscheint gar wieder eine „Zeitschrift für Freunde der Dichtkunst" (W. Friedrich in Oetzch). Die erste Nummer enthält an zwanzig „Gedichte" von „Freunden" der Dichtkunst. Wir leisten unseren Lesern mit Überwindung eine Probe daraus:

Die Wanduhr.

Nun sind vollbracht die Tagespflichten,
Und ich kann wieder fröhlich richten
Mein Auge voller Lieb und Lust
Zu den Gefühlen meiner Brust.
Da klopft das Herz mir immer schneller,
Und 's Angesicht wird immer heller,
Und immer mehr der Seligkeit
Empfind' ich in dem Liebesleid!

So viel auch Wonne und Vergnügen
Mein ganzes Herz zusammenfügen:
's ist dennoch eine große Pein,
Dies Glück zu fühlen — ganz allein!
Der Liebste, den ich hab so gerne,
Er wohnt in weiter, weiter Ferne,
Nur die Gedanken können sehn,
Wie treu wir zueinander stehn!

Doch mancher Seufzer, manche Klage,
Mancher Zweifel, manche Frage —
Ob 's Liebchen wirklich treu mir ist,
Oder später mich vergisst —
Entsteht in solchen stillen Stunden
Und öffnet mir gar viele Wunden — —
Doch — horch — der Wanduhr hellem Klang —
Im Herzen klingt's wie Engelssang:

Sein Herzel — Dein Herzel —
Dein Herzel — Sein Herzel —
Seine Wonne — Deine Wonne —
Deine Wonne — Seine Wonne —
Sein Glück — Dein Glück —
Dein Glück — Sein Glück —
Seine Schmerzen — Deine Schmerzen —
Deine Schmerzen — Seine Schmerzen —
Seine Mutter — Deine Mutter —
Deine Mutter — Seine Mutter —
Sein Häuschen — Dein Häuschen —
Dein Häuschen — Sein Häuschen —
— — Ob immer? — — Ob nimmer? —
— — Ob nimmer? — — Ob immer? —
Immer! — — Immer!
Immer! — — Immer!
Immer! — — Immer!

Nun fragen wir, ist so was noch erlaubt? Schreiben so viel blödes Zeug, als sie wollen, allein wenn sie die Öffentlichkeit damit belästigen, dann muss man doch endlich den Besen nehmen und den dummen Schund zur Thür hinausfegen. M.



Adressbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Dr. Johann Bohatta und Dr. Michael Holzmann, Amanuenses der k. k. Universitätsbibliothek zu Wien. Wien 1900. Karl Fromme.

Das vorliegende dickleibige Buch verdient hohe Beachtung. Es bietet eine Übersicht über die gesammten öffentlichen und über die größeren privaten Büchereien Österreichs und Ungarns. Wir finden verzeichnet bezüglich jeder Bibliothek die Anzahl der Bände, der Handschriften, der Incunabeln, — die Art der in den einzelnen Bibliotheken existierenden Kataloge, die Bedingungen, unter welchen die Bibliothek benützbar u. s. w. Auch die Gründung und Geschichte der Bibliotheken ist nicht übergangen. Die Ausarbeitung geschah nach dem Muster des Adressbuchs der deutschen Bibliotheken von Paul Schwenke (Leipzig 1893); aber die beiden Herausgeber hatten nichts destoweniger bei der Massenhaftigkeit des zu überwältigenden Stoffes eine schwere Arbeit. Die Arbeit indes ist geglückt, und obiges Adressbuch kann als Musterleistung in seiner Art bezeichnet werden. Für jeden geistigen Arbeiter,

der aus den Schätzen der Bibliotheken zu schöpfen sich veranlasst sieht, wird es ein unentbehrliches Handbuch — eine Art Kürschner — bilden! Dem Culturhistoriker aber bietet es ein Stück Geschichte geistigen Lebens unseres Vaterlandes! Dr. Rr.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold in München. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. B. G. Teubner in Leipzig.) Jeder denkende Mensch wird und muss sich heute — wo die modernen Culturvölker, wie die Entwickelung ihres wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens lehrt, in unaufhaltsamem Übergang begriffen sind aus dem naiven, von Sitten und Autorität geleiteten Dahinleben zur Mündigkeit und Selbstbestimmung — die Frage vorlegen: wie ordnen wir unser Dasein, das persönliche und das öffentliche; gibt es für die mündige Persönlichkeit überhaupt keinen Zweck und kein Ziel des Einzel- und Gesammtlebens? gibt es keine bindenden Gesetze und Regeln des menschlichen Handelns? Die Beantwortung dieser Frage, in der er zugleich die Lebensfrage der modernen Culturvölker und somit auch unseres deutschen Volkes sieht, seitens des Verfassers dieses Bändchens ist eine zuversichtlich bejahende, zugleich wohl begründete. Die Gesetze und Bedingungen, die Zwecke und Ziele des menschlichen Einzel- und Gesammtlebens aus zwei Quellen der Betrachtung ableitend, gewinnt er die Natur- und die Culturbedingungen, die nothwendigsten nächsten und die fernsten höchsten Zwecke und Ziele des menschlichen Einzel- und Gesammtdaseins. Hieraus ergeben sich dann als unabweisliche Folgerungen die einzelnen Sittengesetze. V.

Zwei Bücher der Friedensvorkämpferin Bertha von Suttner sind soeben bei E. Pierson (Dresden) in zweiter Auflage erschienen: **Ein schlechter Mensch** und **Daniela Dormes.**

Da stellen die Romane „Ein schlechter Mensch" und „Daniela Dormes", beide eine pädagogische Frage von hohem Interesse in den Mittelpunkt ihrer Erörterungen: die des Gegensatzes zwischen alttradioneller Erziehung durch die Kirche und ihre Diener und der modernen Impulsen entspringenden Freigabe individueller Selbstentwicklung, diese beeinflusst von den Ideen der englischen Free-Thinkers, jene bestimmt durch die katholische Orthodoxie und den französischen Classicismus. In beiden Romanen wird die Frage in den verschiedensten Entwicklungen des pro und contra beleuchtet und zu möglichster Vertiefung geführt; dass die Vertreter der modernen Anschauungen endlich zum Siege kommen, wird den nicht wundern, der die Werke Bertha von Suttners kennt. P.

„Kosma," Die Erde von ihrem Uranfange bis zu ihrem Endziele im Rahmen und Lichte der heiligen Schrift. Ein Beitrag zur Abwehr wissenschaftlicher Eingriffe in die biblische Lehre. 3. gänzlich umgearbeitete Auflage mit einem Geleitsbrief von Ernst Mühe. (L. Frobeen, Berlin.)

Wenn ein Vertreter der Wissenschaft, Professor Andreas Wagner, den Ausspruch gethan hat: „Die Bibel hat nichts von der strengen Wissenschaft zu fürchten, sondern sie darf sich im Gegentheil allenthalben auf sie berufen", so steht dieses Zeugnis aus der Gelehrtenwelt für die Zuverlässigkeit der Bibel unserer modernen Wissenschaft gegenüber nicht vereinzelt da. Und wenn auch die drei größten Himmelsforscher Kopernikus, Kepler und Newton auf dem Boden der heiligen Schrift standen, so ist wohl anzunehmen, dass jeder ehrliche Forscher und Denker neue Beiträge zur Aussöhnung unserer modernen Wissenschaft mit der Bibel nur mit Freuden begrüßen und ihnen seine ganze Aufmerksamkeit widmen wird. Diesem Zwecke will die Kosma dienen. Sie überzeugt den Leser, dass zwischen den Befunden der Geologie und den Aussagen der Bibel völlige Übereinstimmung herrscht. Die Kosma liefert diesen hochinteressanten Beweis unter Anführung ganz bestimmter Jahreszahlen, innerhalb deren Grenzen sich die geologischen Weltalter, ohne gegen die Bibel zu verstoßen, abspielen, so dass die wissenschaftliche Behauptung hinfällig wird: das Urgestein, die Steinkohlen, die Urthiere, sie könnten nicht untergebracht werden, wenn man an die Bibel glaube.

Ja, die Kosma geht noch weiter. Sie untergräbt das Axiom aller Physik und Geologie, den Fundamentalsatz: „Im Anfang war die Materie", und verdrängt denselben durch die tiefergreifende biblische Begründung, indem sie sagt: Im Anfang war die Kraft! Hierdurch erreicht sie: das bisher Unglaubliche nachzuweisen, dass alle Matere durch die Kraft aus dem Nichts entstanden ist, genau so, wie es die Bibel lehrt, aber tiefergreifender als irgend ein bisheriger wissenschaftlicher Ausspruch. So bietet die Kosma einen Ausgleich zwischen Religion und Wissenschaft in der denkbar natürlichsten Weise, indem sie nachweist, dass die Wissenschaft mit allen ihren Grenzen in der Religion vollständig aufgeht. Jeden Bibelgläubigen befriedigt die Kosma in hohem Maße. Sie zeigt, was keine kosmische Wissenschaft hat: den Anfang aller Dinge und den Zweck aller Dinge im Lichte der Bibel. V.

Wie feierte man in früherer Zeit die Wende des Jahrhunderts? Von Dr. P. Menzel. (Breslau. Graß, Barth & Comp. 1899.)
Ein anregendes Schriftchen auch für solche, die heiß um den Jahrhundertanfang streiten. Enthält auch stimmungsvolle Festgedichte zum Beginn früherer Jahrhunderte.

Obschon die Zeitschrift „Heimgarten" kein landwirtschaftliches Fachblatt ist, weiß ich andererseits aber doch, dass der Heimgärtner als Schätzer des Erdsegens immer gerne bereit sein wird, diesen zu fördern.

Wenn wir das sachliche Wissen unterstützen, werden wir zum Segen nützen, darum möchte ich mir erlauben, besonders unsere bodenständige Bevölkerung auf zwei sehr gediegene und populär gehaltene Fachschriftchen aufmerksam zu machen.

Es ist selbstverständlich sowohl für den Land- und Forstwirt, als auch für den Gärtner und Weinbauer von hohem Werte, wenn er die seinen Culturen schädlichen als auch nützlichen Insecten und deren Lebensökonomie kennt, und sowohl Vorbeugungs- sowie Abstellungsmaßnahmen zu ergreifen versteht. Solche Kenntnis unschwer zu erwerben, ist uns durch zwei von Heinrich Freiherrn von Schilling herausgegebene Büchlein in vollem Maße geboten. Das eine der Schriftchen betitelt sich: „Die Schädlinge des Obst- und Weinbaues", das andere: „Allerlei nützliche Garteninsecten". Die Büchlein sind mit sehr guten naturgetreuen Farbendruck-Abbildungen und Holzschnitten versehen, und wurden sehr günstig in der Fachliteratur beurtheilt. Außerdem haben selbe auch noch den Vorzug großer Billigkeit, indem beide Werkchen zusammen nur den Betrag von 3·04 K kosten.

Diese beiden kleinen, geradezu mustergiltigen Büchlein sollten nach meiner Meinung in keinem Bauernhause fehlen und auch den Schüler-Bibliotheken der Volksschulen überall eingereiht werden.

Dies aus innerster Überzeugung von einem Erdsegenbeflissenen.

Die Bücher erscheinen in Frankfurt a. Oder, Verlag der königl. Hofbuchdruckerei Trowitzsch und Sohn.

An der schönen blauen Donau. Wiener Skizzen von August Angenetter. (Graz. Hans Wagner. 1900.) Heitere Bilder aus dem Wiener Leben nach der Schule Pötzl's. Für Freunde eines charakteristischen Wienerthums köstlich zu lesen. M.

Büchereinlauf.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Von Emile Zola. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Der Meisterfahrer. Roman von C. E. Ries. (München. C. H. Beck'sche Verlagshandlung. 1900.)

Leben und Streben. Kleine Erzählungen von Friedrich Kroff. (E. Pierson. Dresden.)

Im Lindenhof. — Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen von Adolf Palm. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Dös giebt's! Münchner Humoresken von Maximilian Krauß. Mit einer Einführung von Benno Rauchenegger. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Neuheiten der Österreichischen Verlags-Anstalt in Linz:

Küsse und andere Novellen von Hugo Greinz.

Schlummernde Seelen. Geschichten aus Klein-Russland von Hans Weber-Lutkow.

Im Vormärz der Liebe. Roman aus der Gegenwart von Heinrich v. Schullern.

Sündenkinder. Drama in zwei Aufzügen von Ludwig v. Ficker.

Allgemeine Nationalbibliothek. (Wien. E. Daberkow.) Adalbert Stifters: Katzensilber. Das alte Siegel. Brigitta.

Die Dachfenster. Erzählung von Karus von der Larpe. (Dresden. E. Pierson.)

Prinz Habezwirn. Dramatisches Märchen von Carl Maria Klob. (Leipzig. Oswald Mütze. 1900.)

Umriss pädagogischer Vorlesungen. Von Johann Friedrich Herbart. (O. Hendel. Halle a. S.)

Worte des Herzens. Von J. C. Lavater. (O. Hendel. Halle a. S.)

Geleitworte fürs Leben. Zurufe geistlicher und weltlicher Dichter. Herausgegeben von Maximilian Bern. (O. Hendel. Halle a. S.)

Quo vadis? Erzählung aus der Zeit Neros von Henryk Sienkiewicz. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Deutscher Liederstrauß. Von O. Lenz. (Stuttgart. Selbstverlag.)

Ferdinand Lassalle. Eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Werke. Von Georg Brandes. Vierte gänzlich neu bearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Mit Lassalles Porträt. (H. Barsdorf. Charlottenburg.)

Briefe der Madame Jérome Bonaparte (Elisabeth Patterson). Herausgegeben von Henry Perl. Mit Illustrationen. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Sein Leben und Wirken. Dargestellt von Hermann Römer. (Gnadau. Unitäts-Buchhandlung. 1900.)

Aus meinem Leben. Jugend und Amtserinnerungen von Karl Wilhelm Eichenberg. (Dresden. Alexander Köhler. 1900.)

Der Übermensch, der allein die sociale Frage lösen kann. Von C. A.

Friedrich. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1899).

Christi Gehorsam und der Menschen Ungehorsam. Von Philipp Strube. (Elberfeld.)

Sursum corda. Ein Trostbüchlein von Wilhelm Schirmer. Zweite vermehrte Auflage. (Constanz. Ernst Ackermann. 1900.)

Rheinisches Wanderbuch. (Eine rheinische Heimatkunde.) Bilder aus dem Natur- und Volksleben der Rheinlande. Von Karl Kollbach. (Emil Strauß in Bonn.)

Briefe aus dem hohen Norden. Von Dr. Elias Haffter. (Frauenfeld. J. Huber. 1900.)

Geheimnisse der Böhmerwäldler. Von Anton Schacherl. (Prachatitz. Karl Pohl. 1900.)

Causeries parisiennes recueil de dialogues à l'usage des Etrangers que veulent se formes à la Conversation française par A. Peschier. (Stuttgart. Paul Neff. 1900.)

Das Recht der Buren und die britische Vormacht. Von Alfred Lill v. Lilienbach. (Meran. F. W. Ellmenreich. 1900.)

Der außerordentliche finnländische Landtag 1899. Die Antwortschreiben der Stände auf die kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heereswesens. Übersetzt und herausgegeben von Dr. phil. Fritz Arnheim. (Leipzig. Dünker & Humblot. 1900.)

Die Bulle „Unam sanctam" und das vatikanische Autoritätsprinzip. Von Dr. Wilhelm Joos. (Schaffhausen, Schweiz. Karl Schochs Buchhandlung. 1900.)

Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien von W. Wedekind. (Berlin. W. Wedekind. 1900.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



Theologe J. M. München. Der Ausdruck „allein seligmachende Kirche" wird im Volke so verstanden, als ob allein nur die katholische Kirche, und außer ihr keine, selig mache. In diesem Sinne wird es auch unzähligemale auf der Kanzel gesagt, und ich finde, dass man den klaren Ausdruck gar nicht anders verstehen kann: „Die katholische Kirche allein macht selig." — Umso erfreulicher ist es, dass Sie als katholischer Gelehrter erklären, gerade das Gegentheil wäre der Fall. Alle katholischen Theologen der alten und der neuen Zeit lehrten ausnahmslos, dass Gott keinem Menschen, der thue, was an ihm ist, die zur Seligkeit genügende Gnade versage. Seiner redlich erworbenen Überzeugung, selbst auf die Gefahr hin, dass sie irrig sei, müsse man folgen. Nur für solche, die freventlich (also ohne Gewissenstrieb oder weltlicher Interessen wegen) aus der Kirche treten, sei kein Heil. — Ich freue mich herzlich dieser Erklärung, die in Ihrer Zeitschrift „Renaissance" Nr. 1 zu finden ist. Ist die Kirche mit Ihnen einverstanden, dann sind wir glücklich um einen Schritt weiter. Aber ich fürchte, die clericalen Journalisten werden vermuthen, dass in Baiern der Religions-Unterricht sehr schlecht sein müsse, „weil dort nicht einmal ein Theologe den Ausdruck ‚allein seligmachende Kirche' recht versteht".
R.

M. O. Wien. Den scharfen aber gerechten Aufsatz: „Das deutsche Volkslied in Tirol" finden Sie in der von Dr. J. Pommer und Hans Fraungruber herausgegebenen Zeitschrift: „Das deutsche Volkslied" März 1900. Wien. Bei dieser Gelegenheit sehen Sie sich die Zeitschrift näher an, Sie werden es nicht bereuen.

Anonymus. Je mehr fremden Charakter Du Deiner Schrift geben willst, je deutlicher zeigt sie den Deinen. Selbst wenn anonyme Briefschreiber-Schurklein sich einer Schreibmaschine bedienen, liegt ihre Kreatur so offen da, wie ein gelbflüchtiger Mistkäfer in der Sonne.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. April 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Geschichte vom Laurentl.

Ein Lebenslauf aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Ich hatte einen jungen Vetter. Der war schlank gewachsen, trug eine hirschlederne Kniehose, ein grünes Filzhütlein, hieß mit Namen Laurentl und war ein Bauernknecht. Er hatte ein fast milchweißes schmales Gesicht, braunes Haar, das links gescheitelt und rechts quer über die Stirn gekämmt war, er hatte ein braunes Schnurrbärtchen, dessen Spitzen er gerne mit dem Beinmundstück seiner Tabakspfeife emporschob, und er sah eigentlich aus wie ein Stadtbübel, das man wundershalber so über die Sommerfrische ins Bauerngewand gesteckt hat. Ach, Stadtbübel, das war der Laurentl nicht, und so gut gieng es ihm nicht. Obschon erst neunzehn Jahre alt, musste er bei seinem Großbauern neben drei baumstarken Kerlen arbeiten wie sie, und wenn er vor dem Spätabend müde sich auf den Rasen setzte und auf der Stelle einschlief, trieben sie mit ihm Gespötte und steckten ihm kleine rothe Ameisen hinter den Hemdkragen. Im Weberhäusel bei Vater und Mutter hatte er eine warme Kindheit gehabt; die Eltern starben, das Häusel wurde vergantet und das Leben des vereinsamten Jungen wurde hart und kalt. Mit Freuden war er in den Dienst gegangen, als der Großbauer eines Tages auf dem Kirchplatz zu ihm gesagt: „Na, Laurentl, was ist's denn? Weil 's Häusel

hin ist, rath ich dir, nimm ein Haus. Komm zu mir, ich hab auch als Knecht angefangen und heut hab' ich hundert Joch Acker, vierzig Stück Vieh und zwei Dutzend Leut." — Wohl. Just das zweite Dutzend machte der Laurentl voll und wie er nach dem ersten Tagwerk auf dem Felde in Hemdärmeln beim großen Tisch saß, mitten unter den derben, bärtigen und schwitzigen Knechten, da kam er sich das erstemal in seinem Leben als jemand vor — wenn schon noch nicht ganz als Knecht, so doch als Knechtl. Aber bald zeigte es sich, der Pflug war stärker als er, denn er schleuderte ihn auf den Furchen hin und wieder; und auch die Mehlklöße waren stärker als er, denn sie drückten ihm nächtig jämmerlich den Magen. Er war schier der letzteste und der niedrigste im ganzen Hause.

Dann ist er — ein Sonntag war's, um Nachmittag — zu mir gekommen.

Weinen that er just nicht, aber an den Mundwinkeln zuckte es so ein wenig unsicher. Und den Oheim wolle er halt um einen Rath fragen.

„Oheim, ich hab' mir's überlegt. Das Bauerndienen freut mich nicht. Ich will ins Eisenwerk gehen. Dort kommt der Verdienst viel höher und die Arbeitszeit ist kürzer. Ist die Schicht vorbei, so bin ich mein eigener Herr und kann machen was ich will. Der Firnsteiner Sepp ist auch ins Werk gegangen und er sagt, vier starke Zugochsen brächten ihn nicht zurück ins Bauernhaus. Jetzt möcht ich's halt auch probieren und frag den Oheim um Rath."

So habe ich ihm geantwortet: „Laurentl, das thäte ich nicht. Der Verdienst im Eisenwerk ist freilich höher, aber auch der Aufgang, mußt bedenken. Beim Bauern kostet dir die Wohnung nichts, im Werk mußt du dir ein Zimmer mieten um viel Geld; beim Bauern brauchst dich gleich so zur Schüssel zu setzen, im Werk mußt du dir alles selber einschaffen und kochen; oder gehst ins Wirtshaus, dann weiß man schon, was es geschlagen hat. Beim Bauern hast du gesunde Arbeit von allerhand, jetzt in Haus und Hof, jetzt in Feld und Wald, und du siehst, daß was wird. Im Werk mußt bei Staub und Rauch allweil das Gleiche thun, so daß der eine Körpertheil überanstrengt, der andere verkümmert wird, und von der Arbeit hast du doch bei keinem einzigen Stück aufzuweisen: das habe ich gemacht. Na, und die Freiheit, mein Gott, die wird von jungen Leuten halt dazu verwendet, sich umzubringen. Dich halt ich für brav und gut. Was man aber vom Firnsteiner Michel hört! Vier starke Zugochsen werden den jetzt freilich nicht zurückbringen ins Dorf; bis er nur erst siech und arbeitsunfähig ist, dann wird eine alte Schindmähre stark genug sein, um ihn auf dem Strohkarren in seine Heimatsgemeinde zurückzuschleppen. — Jetzt kannst dir denken, Laurentl, welchen Rath ich dir geben will."

Der Junge ist dagestanden, hat an den Fransen seines Hutbandes gezupft und nachher gesagt:

„Ich denk', es kommt halt darauf an, wie der Mensch ist. Der Fleißige bringt's im Eisenwerk leichter zu was. Beim Bauern kann ich Tag und Nacht arbeiten, es kommt mir nicht zu Nutzen und keine Stund der Wochen kann ich für mich selber sein. Und schon gar, wie es mir geht. Vorigen Winter habe ich einmal so Halsweh gehabt, dass kein Schlucken mehr möglich gewesen, schier zum Ersticken. Da haben sie mich im Stall liegen lassen auf dem Strohsack, drei Wochen lang, in Durst und Fieber, und erst wie zu einer kranken Kuh der Thierarzt gekommen ist und mich liegen gesehen und angeschaut hat, sagt er: Jesses, Leut, der hat ja die häutige Bräun! Nur geschwind Kuhfladen um den Hals binden. Gestorben bin ich freilich nicht, aber die Red ist mir verfallen gewesen monatelang, dass ich gar nichts hab' sagen können. Macht nix, hat mein Bauer gesprochen, reden braucht er eh nit, wenn er nur wieder arbeiten kann. Das kann ich freilich, aber was hilft's, wenn ich alt oder krank werd', hab' ich doch nichts. Schlechter kann's auch im Eisenwerk nicht sein, aber leicht besser, wenn ich fleißig sparen thu."

Hierauf habe ich gesagt: „Laurentl, wenn du fleißig sparen thust, so probier's halt in Gottesnamen und gehe ins Werk." Denn, habe ich bei mir selber gedacht, wenn der Bauer seine Dienstboten schlechter hält, wie das Vieh, so will ich weiter nichts drein reden.

Also mein junger Vetter ist Eisenwerksarbeiter geworden und hat Wort gehalten — hat fleißig gespart. Und weil er nicht mit den andern gehalten, die ihre sauer erworbenen Groschen verjubelten, so ist er bald ihr Gespött geworden. Dennoch hat ihn jede Partei — die rothe social-demokratische wie die schwarze conservative — für sich haben wollen. Er aber war ein nachdenklicher Bursche, hat die Rothen und die Schwarzen beobachtet in ihren Grundsätzen und Handlungen, hat das eine von beiden angenommen und das andere von beiden verworfen, wie es eben in seinem Kopf schon fertig gewesen ist. Bei der Arbeit hat er willig und verlässlich seinen Mann gestellt, an Sonntagen ist er im schmucken Gewande des Obersteirers im Freien umhergegangen, hat mit Genossen, die ihm helfen konnten, „zweispannig" gesungen, oder ist allein über die Felder geschritten, um die Blumen anzuschauen, oder durch die Wälder, um den munteren Rehen und Hirschen nachzuspähen. Am Abend hat er sich eine Pfeife angezündet und ein Glas Wein getrunken in seiner Kammer, die er im Häuschen einer Witwe gemietet hatte. Die Frau achtete seiner gut und machte ihm's heimlig im warmen Neste ihres Besitzthums. Das hat ihm wohlgefallen. Das Wirtshaus aber war ihm zu laut und zu dunstig gewesen. Manchmal hat er sich sogar mit einem Buche abgeplagt, in der Absicht, das Lesen zu lernen, denn seine Eltern

hatten ihn vor lauter Liebe nicht in die Schule geschickt, weil er beim ersten Versuche schluchzend nach Hause gekommen war.

Die Genossen saßen in den Schänken, jeder auf dem Knie ein Mädel. Der Laurentl dachte bei einer Liebschaft allemal gleich ans Heiraten, an Kind und Kegel, an Haus und Hof, und dafür hatte er noch viel zu wenig in seinem Sparcassebüchel. Fortweg gab es aber junge Frauenzimmer, die dem schmucken gutmüthigen Burschen den Hof machten; er stellte sich allen Anspielungen gegenüber geradezu dumm, so gut er sie zwar verstand. Eine besonders zudringliche Fliege fand sich vor, die, weil sie so schmeichlerisch geartet und so niedlich gerundet war, dem Jungen allmählich an die Nerven gieng. Des Wagemeisters Älteste war's. Und weil sie ihn jeden Abend, wenn er aus der Schicht kam, so lieblich anlachte, und ihm einmal das Halsbindel ordnete und dabei mit den zarten Fingerlein an seine Wange strich und sein Ohr kneipte, so fragte er sie dreist, ob sie ihn haben wolle. Er wäre ihr nicht zuwider, meinte sie offenherzig. Aber heiraten werde er sie nicht, gestand er. Das verlange sie auch nicht, war ihre Antwort. Im ersten Augenblick gefiel ihm diese Bescheidenheit, nachher jedoch kam es ihm vor, dass er an dem Frauenzimmer gerade darum keine Freude haben könne, weil ihr das Heiraten so gleichgiltig war. Er überließ sie einem Genossen, dem eine solche Gesinnung ungemein gefiel, und gab sich zufrieden daheim in der kühlen Kammer, nachbarlich der Witwe. Und es fügte sich mählich etwas anderes, so dass, was das Heiraten anbelangt, zwei beide einverstanden waren. Aber, das soll doch anmuthiger erzählt werden.

Mir war es schon aufgefallen, dass der Laurentl an Sonntagen so besonders ausgeschmückt umhergieng. Nicht allein, dass er im Knopfloch die rothe Nelke trug, und allemal eine ganz frische, auch sein grüner Hut war aufgestrammt mit Hahnenstoß und Gemsbart, und an der Uhrkette hatte er zwei in Silber gefasste Tigerzähne und etliche alte Silberthaler hängen, dass es nur so klinselte, wenn er mit seinen langen Beinen würdig daherschritt. Auf dem Kirchplatz hatte ich ihn ein paarmal neben hausgesessenen Männern stehen sehen, und wie er sich von einem solchen sogar Tabakfeuer geben ließ. Mir fiel aber nichts weiter auf, bis er eines Tages schier feierlich bei mir vorsprach. Und er wolle halt den Oheim um einen guten Rath fragen.

„Oheim, ich hab mir's überlegt. Im Eisenwerk freut's mich nimmer. Der Mensch rackert sich ab und weiß nicht, für wen. Seit sechs Jahren hab ich mir wohl ein bissel was erspart, so dass wir die par hundert Gulden gleich wegzahlen mögen beim Häusel."

„Bei welchem Häusel?" habe ich gefragt.

„Weil ich halt", bog er ab, „jetzt einmal Ernst machen möchte.

Wenn der Mensch einmal siebenundzwanzig Jahr alt ist, wird er nimmer viel besser."

Nun fieng ich an, ihn zu verstehen.

„Eh eine alte Bekannte", fuhr er fort. „Und eine Häuselschneck ist's auch, dass ich mir's einmal bissel leichter geschehen lassen könnt'."

„Wenn's nur eine ist, die du gern hast", war mein Einwand.

„Und sie hat mich noch lieber", fuhr es ihm heraus. „Wir werden hübsch zusammenpassen, denk' ich. Nach großer Jungheit frag ich nicht viel, wenn sie nur sonst gut ist. Soll auch ihren ersten Mann gut behandelt haben."

„Ihren ersten Mann?"

„Es ist halt meine Zimmerfrau, die Frau Leitl."

„Behandelt, sagst du, hätte sie schon einen? Und von der willst du dich auch behandeln lassen? Komm zu dir, Laurentl. Willst du nicht eine nehmen, die du behandeln kannst?"

„Und deswegen möcht ich den Herrn Oheim halt um Rath fragen."

„Geh, geh. Heiraten wollen und um Rath fragen! Wer in dieser Sache einmal um Rath fragt, dem sagt man: nein. Und nachher folgt er erst nicht. Geh heim, Laurentl, und schlaf dich aus!"

Da sagt er ganz weichmüthig: „Meine eigene Mutter kunnt nicht besser auf mich schauen, wie die Frau Leitl auf mich. Und das Essen! Alle zweiten Tag kocht sie mir Speckknödeln und schlampertes Kraut dazu, weil sie weiß, dass ich's gern ess'. Und alle anderen zweiten Tag gibt's Eierschmarrn mit Gurkensalat, weil ich auch das gerne ess'. Und wie sie mir aufs Gewand schaut! Und auf die Wäsch! Und aufs Bett."

„Kann mir's denken. Wenn's deine Mutter wär', thät's alles stimmen. Und sie könnt's auch sein. Ist sie nicht schon fünfzig?"

„Oh nein, noch nicht ganz achtundvierzig!" betheuert er.

„Nimm sie nicht!" schrei ich ihm zu. Es ist wie ein schriller Nothschrei.

Da wird er stumm und blass und läſst seine Augen auf dem Fußboden hin- und herzucken; vor seinem Fuß ist ein Ast in den Dielen, auf dem wetzt er mit der Fußspitze hin und her. Dann zieht er sein blaues Sacktuch heraus, das hat an der Ecke einen Knoten.

„Den — den da", stotterte er und hielt mir den Knoten vor das Gesicht, „den hat sie mir gemacht, dazumal. Dass ich nicht vergessen sollt —. Weil ich ihr's halt versprochen hab — 's Heiraten."

„So! Und da fragst du noch um Rath? Wenn es so steht, dann bist schon verheiratet, ich sag es dir. Was soll ich dir nur für ein Hochzeitsgeschenk geben? Vielleicht ein Lotterbett. Wiege braucht ihr keine."

Ich war zornig. Mich dauerte der Junge, aber größer als das Mitleid war die Entrüstung über seine Dummheit.

Dann haben sie geheiratet. Er hat ihr sich verschrieben, sie ihm das Häusel, eine moderige Holzhütte, die auf der Straßenseite ein fast neues Schindeldach und auf der rückwärtigen Seite ein durchlöchertes, halb verfaultes Strohdach hatte. Und nun war der Laurentl Hausbesitzer! Er gieng von jetzt ab nicht mehr in das Eisenwerk, sondern bebaute das kleine Feld und mähte das Wieslein und fütterte die Kuh. Er arbeitete mit Fleiß und Lust, er freute sich seiner Wirtschaft. Sein Weib versorgte das Häusel und hatte stets einen Kranz alter Freundinnen um sich, die sie mit Kaffee bewirtete und denen sie, wenn sie fortgiengen, Mehl, Butter und Eier mitgab. Die Freundinnen schenkten auch zurück: war's ein Hut mit rothen Bändern, war's eine schöne Busennadel, war's gar ein Sammtaufputz für den Sonntagsrock. Auch der Laurentl war die erste Zeit nicht karg gewesen und so stolzierte die Frau Leitl, jetzt Frau Egghofer, auf dem Kirchweg recht proper einher. Um so schlichter sah der Laurentl aus. Er ließ sich nicht Herr Egghofer nennen, hatte an der Uhrkette auch keine Silberthaler mehr hängen und sein schöner grauer Steirerrock mit den grünen Aufschlägen war schon so oft sorgfältig ausgebürstet worden, bis man nun die nackten, ins Kreuz gewebten Fäden sah.

Nachdem eine Weile vorüber war, fragte ich ihn auf einer der zufälligen Begegnungen, wie es ihm eigentlich gehe. Da antwortete er: „So wie man sich's denkt, ist es nirgends. Es hat überall was." Und nichts weiter. Wieder nach einer Weile habe ich ihn das zweitemal gefragt, und er antwortete: „Es war früher nichts und es ist jetzt nichts." Und gieng seinen Weg.

So. Das ist just nicht viel, das könnte eigentlich jeder sagen. Aber sein Aussehen wollte mir nicht gefallen. Ein gebeugter Nacken, ein fahlgrünes Gesicht, ein schläfriges Auge. Ist das der Laurentl?

Und dann eines Abends. Ich gieng über die Berge heim, es war schon spät. Nach heißem Tage eine feuchte Luft. In einer Lache quakten Frösche, ich meine zwei waren ihrer, der eine quakte Tenor, der andere Bass; es war sicherlich ein Eheduett. Neben der Lache, in der sich der Abendhimmel spiegelte, sah ich etwas Dunkles, das sich ein wenig regte. Und war's mein Laurentl.

„Herrgott!" rufe ich, „wie du einen erschrecken magst! Was thust denn da?"

„Weil sie so schön singen miteinand!" antwortete er.

„Wenn du ein Frosch wärest, wollt es mich nicht wundern. Aber du bist ein Leut. Und Leute kriegen das Fieber an der Lache, bei der Nacht."

„Wär mir auch alles eins."

„Jetzt wirst du aber gleich aufstehen und mit mir gehen und sagen, was dir ist."

Er gieng dann des Weges neben mir her und behauptete sehr kühl, dass es ihm gut gehe, und dass, wenn es anders wäre, ihm ohnehin niemand helfen könne.

„Du willst mir's also nicht sagen?"

„Zu was denn auch?"

„So will ich es dir sagen, Laurentl. Deine Nachbarn, die Augen und Ohren aufmachen, wissen wenigstens so viel von deinem häuslichen Glück, als du selber. Ja, mein lieber Laurentl, du hast schon die Richtige erwischt. Zwei Gesichter hat manches Eheweib, ein gutes für die Fremden und ein böses für daheim. Und du bekommst das erste seit deiner Hochzeit schon gar nimmer zu sehen, nicht einmal Sonntags unter dem Aufputz. In der Wirtschaft ist sie dumm wie ein Strohbund, und wenn du nach eigenem Willen was machen willst auf dem Feld, so heißt's, das gienge dich nichts an, die Besitzung hätte sie zugebracht. Was du mit Fleiß erwirbst, das verthut sie an ihre Kaffeeschwestern oder lasst es im Kasten verderben, bis es stinkt. Nachher ist's für dich noch gut genug. Mit einem Theil der paar Groschen, die du zugebracht hast, hat sie die Wirtshausschulden ihres Ersten bezahlt. Das war einer, der's gewusst hat, wo man wegen der bösen Weiber Trost findet. Von dem andern Theil deiner paar Groschen — nein, nichts, nichts. Dass der vacierende Nagelschmied mit einer neuen silbernen Uhr —"

In diesem Augenblick hat er mich scharf unterbrochen: „Das ist nicht wahr! Sie ist ein böses Weib, aber ein schlechtes Weib ist sie nicht!"

Nicht wenig erschrak ich darüber, dass er meinen Satz verstanden, bevor er zu Ende gesagt war.

Wie wir so eine Weile schweigend neben einander hingegangen sind entlang der Pappelallee, und wie mir der arme Junge weh thut wie ein Blutstropfen in der entzündeten Wunde, da spreche ich: „Laurentl, du hast mich oft um Rath gefragt, wo ich dir keinen geben konnte, oder wo du ihn nicht befolgt hast. Heute könnte ich dir vielleicht rathen und du möchtest befolgen."

Da ist er mitten auf der Straße stehen geblieben und ich mit ihm. Und da habe ich gesagt: „Laurentl, du musst dich scheiden lassen."

Er hebt wieder an zu gehen und murmelt: „Wenn das gienge, mein lieber Oheim, dann wäre es freilich leicht. Aber ich habe ihr vor dem Altar die ewige Treue versprochen."

Jetzt habe ich nach seinem Arm gegriffen. Der war wirklich, es war kein Geist, der so gesprochen, es war in aller Wesenheit ein Mensch aus dem neunzehnten Jahrhundert.

„Ach ja so!" rufe ich überlaut. „Die ewige Treue hast du ihr versprochen. Na, dann ist's was anders."

„Wir kommen an den Rand des Dorfes, wo unter dem Rain sein Häuslein steht. An der Schranke sagt er traurig: „Gute Nacht!" und geht über den Anger. In einem der Fenster liegt glutiger Schein, ein rother Vorhang ist vorgezogen. In den Ahornen flüstert der Nachtwind, da fächelt der Fenstervorhang in die Stube hinein, ein-, zweimal — und nun hat's der Laurentl gesehen. Mit großen Schritten ist er wieder zurück zur Schranke, zum Weg gelaufen und hat mir ein paar Athemzüge zugestoßen: „Er ist drinnen bei ihr!" Und fort in der finsteren Nacht. — Da habe ich ihm wohl nachdenken müssen: Armer Knabe, dir ist nicht zu helfen. Du bist so grenzenlos ungeschickt. Hättest du jetzt zugegriffen, so wärest du Herr der Dinge gewesen, hättest deine saubere Alte gleich am Nagelschmied hängen lassen können.

Darauf gehen einige Tage dahin, da hört man, unten im Lahmthal, in der Ziegelbrennerhütte liege der Laurentl Egghofer krank darnieder. Die Ziegelschläger-Leute, Stockitaliener, die man gar nicht versteht, hätten ihn auf der Gasse gefunden, mit sich genommen und der Alte habe ihm sein Bett abgetreten. Im Dorfe war's gar nicht bekannt gewesen, dass er fehlte; erst als die Frau Egghoferin merkte, dass es den Leuten auffiel, fieng sie an zu jammern, sie wisse nicht, wo ihr Mann bliebe. Sie habe immer Angst um ihn; so oft er ausgehe, habe sie Angst; sie habe einmal schon den Fall durchgemacht, Gott bewahre, dass sie das zweitemal einen Mann verlieren müsse. Und so einen Mann! — Und dann zählte sie seine Vorzüge auf, so dass man sich ordentlich freuen musste, wie diese brave Frau ihren Gatten schätzte. Als es hieß, das Nervenfieber sei über ihn gekommen, fand sie, dass er ohne Lebensgefahr nicht transportiert werden könne, so gern sie einen Finger ihrer Hand geben möchte, wenn sie ihren guten Laurentl jetzt bei sich haben könnte.

Plötzlich steigerte sich ihre Sorge um ihn ins Leidenschaftliche. Sie gieng hinab ins Lahmthal, umkreiste die Ziegelhütte und lauerte. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, dass in der italienischen Familie auch ein erwachsenes Mädel wäre. Sie wollte in die Hütte, aber der alte Katzelmacher wies sie zurück, denn der Kranke hatte mit aufgehobenen Händen zu verstehen gegeben: Nur diese Person sollte man nicht zu ihm hereinlassen. So lag sie eine ganze Nacht draußen auf einem Backsteinstoß und betheuerte Vorübergehenden, hier wolle sie sterben. Er sei so im Delirium; sie, die er sonst auf den Händen trage, die er nie anders, als sein Herztäuberl genannt, erkenne er jetzt gar nicht wieder und sehe in Fieberphantasien an ihr weiß Gott was Schlimmes. Sie sei trostlos, sie wolle nicht mehr leben, wenn er sterbe!

Ob er ihr den Nagelschmied schicken solle? fragte ein sehr boshafter Fuhrmann; sie hörte es nicht, sondern weinte laut. Jetzt war aber der

Kranke drinn in der Hütte einer von solchen, die kein Weibsbild weinen hören können. Die Welschen verstopften rasch das Fenster mit einem Strohschaub, denn sie hatten nun mancherlei begriffen. Die erwachsene Tochter sprach nämlich ein wenig deutsch und so verstand sich die Wärterin zur Noth mit dem Pflegling. Ich hatte auf einem Besuche gesehen, dass der Laurentl bei diesen weltfremden Leuten weit besser aufgehoben sei, als in seinem Rainhäusel und war menschenfreundlich genug, das draußen der trostlosen Ehefrau zu hinterbringen. Mehrmals hatte sie auch durch die Thür „die welsche Schlange mit dem schwarzen Haar“ gesehen, und da drohte ihr Schmerz um den kranken Mann in Raserei auszuarten. — Und plötzlich mit einem Katzensprung war sie in der Hütte. Auf das Bett stürzte sie hin und fiel dem Kranken um den Hals. „Und wenn ich dich mit blutigen Händen und Füßen heim muss tragen, mein Laurentl, aus lass' ich dich nimmer. Du bist ja mein Lieb! Du bist ja mein Herz!“ Sie küsste ihn stürmisch. Er lag erschöpft und hilflos in ihrem Arm und wer weiß, ob sie ihn nicht davongeschleppt hätte, wenn nicht der Arzt erschienen wäre.

„Liebe Frau Leitl!“ sagte er, ich glaube, dass er absichtlich diesen Namen gewählt hat, „der Kranke gehört mir. Gehen Sie nur ruhig heim mit der Versicherung, dass er hier leichter genesen wird als zu Hause.“

Und sie hernach zu den Leuten: „Freilich am leichtesten thät' er zu Hause gesund werden bei der guten Pflege, sagt der Herr Doctor, aber er kann 's Überführen nicht aushalten, der arme liebe Mensch!“

Denn auf den guten Anschein hielt sie was, die kluge Frau, hätte nur der rothe Vorhang nicht manchmal so geflattert im Nachtwind. Und Augen, die zwischen Vorhängen durch was bemerken, sehen am Ende auch durch dicke Wände.

Der Laurentl war seit dem Eintreten seiner Frau in die Ziegelhütte sehr unruhig und aufgeregt. „Sie ist halt doch gut. Sie ist halt doch gut!“ sagte er, trotzdem das Fieber endlich vorbei war. Und zu einer Stunde, als just niemand gegenwärtig war, stand er vom Bette auf, zog sich hastig an und schlich ohne Dank und Gruß davon.

Am nächsten Tag wusste man es in der ganzen Gegend: Bei den Welschen habe es der kranke Laurent Egghofer nicht mehr länger aushalten können, das seien unsaubere Leute, man könne sich darunter denken was der Will. Nur zu seinem Weib hätt's ihn gezogen, und wenn er je einmal schlecht gestimmt gewesen sei — mein Gott, kränklichen Leuten dürfe man das nicht verübeln — jetzt werde er wissen, was er an ihr hat!

In der hinteren Kammer, wo der mürfelnde Wäschekasten, das alte Schuhwerk und die Mäuse waren, hatte die sorgsame Ehewirtin ihren

Laurentl gebettet, dieweilen das vordere Zimmer frei sein muſste für die Kaffeegesellschaften und für sonstige Gäste. Der Nagelschmied verstand etwas von Medicin und so sprach er natürlich zu, um sich nach dem Kranken zu erkundigen und gute Mittel anzurathen. Um diese Zeit begegnete ich die Frau Egghofer auf der Gasse, sie trug ihren buntesten Hut, ein ganzer Garten von Papier- und Seidenblumen zierte ihr Haupt, dessen grauende Haarsträhne im Kreise gewunden sich geschickt hinter der Flora zu verbergen suchten. Sie war sehr aufgeräumt und trug unter der Schürze etwas wie eine Flasche.

„Wie geht's?" muſste ich sie fragen. „Ist der Kranke doch schon soweit, daſs er Wein trinken soll?"

„Aber ja!" lachte sie.

„Ich will ihn bald wieder besuchen."

„Es wird ihn gfreuen. Obschon er just kein großer Freund von Besuchen ist. Sie regen ihn auf, sagt er. Und sind halt am froheſten allein bei einander, wir zwei. Gar leutschen ist er worden, das bleibt gern von einer solchen Krankheit zurück. Wird auch wieder gut werden und nachher, später einmal muſs uns der Herr Onkel wohl einmal die Ehr schenken auf einen Löffel Suppe. Ja, behüt Gott, schön!"

Aha, dachte ich mir, es wird Zeit sein, daſs ich mich wieder einmal nach ihm umsehe. Besser heute, als morgen. — Und als die Frau über Seheweite hinaus war, gieng ich ihr nach bis zu ihrem Häuslein. Arg entzückt war sie nicht, schien es eilig in häuslicher Arbeit zu haben und wies mich in die vordere Stube.

„Aber ich will zum Laurentl."

„Mein Gott, ist denn gar keine Ruh' mehr für den armen Mann. Er schläft jetzt und Schlaf ist die beste Stärkung, sagt der Arzt, im Schlaf darf er nicht gestört werden, sagt er, und so viel Anrecht werde ich wohl noch haben an meinen Mann, daſs ich Schaden von ihm abhalte. Nein, ich laſſ' niemand hinein!"

So breit sie sich mit gespitzten Ellbogen vor die Thür der hinteren Kammer stellte, ich begieng den Hausfriedensbruch. Mit Gewalt sie zurückschiebend und die Thür aufreißend stand ich in der dunklen Kammer. Und vor mir der struppige Nagelschmied in Hemdärmeln, der just einen alten Weiberschuh in der Flickarbeit hatte. — Und der Laurentl? Der war nicht da. Das schmale Bett, in dem ich ihn ein par Wochen früher liegend gefunden hatte, war mit weichen, rothen Kissen hoch aufgeschichtet; die Truhe, auf der die Medicinflaschen und Schalen gestanden, war abgeräumt und vom Laurentl keine Spur.

„Wo ist er denn?" fährt's mir scharf heraus.

„Nu, wo wird er denn sein!" gibt sie an der Thür zur Antwort, „wenn er da nicht ist, wird er wohl wo anders sein."

Der Nagelschmied schmunzelte behaglich und schaute mit verschmitzten Augen umher. An der Wand hing Laurentls Steirergewand, das einmal so schön gewesen war. Ich gieng auf den Dachboden; da gab es alte zerrissene Strümpfe, ein zerbrochenes Spinnrad und große Fetzenbündel. Es war die Ablagerungsstätte eines Lumpensammlers. Ich gieng in die Küche; da gab es in Töpfen und Pfannen vertrocknete Speisereste und zwei Hühner stiegen auf dem Herde umher und kratzten in der Asche. Ich gieng in den Keller; da lagen halbverfaulte Erdäpfel umher, da stand in flachen Schüsseln Milch, in welcher Fliegen und Käfer ertrunken waren. Ich gieng in den Stall; da stand eine magere Kuh, deren hinterer Theil in einem Panzer von Mistkrusten prangte. Auf dem Fußboden fußtiefe Unsauberkeiten, in allen Winkeln Spinnweben. Aber, den ich suchte, er war nicht zu finden.

Auf die ernstliche Frage, wohin sie den Kranken gethan habe, lachte sie grell auf. Ob ich denn glaube, dass sie ihn gefressen hätte? Ob sie etwas könne dafür, dass er davonlaufe in der Nacht, wie ein Wicht? Sei er jämmerlich krank, da wisse er sie, sein armes Weib, schon zu finden, dass sie ihn pflege und begute und tagelang kein Auge schließe. Und sei er endlich wieder auf den Füßen, dann renne er welschen Dirnen nach! Und sogar die Brieftasche habe er mitgenommen, so dass nicht einmal ein Groschen Geld im Hause sei und sie sein Gewand würde verkaufen müssen.

Ich gieng zum Arzt. Auch der wusste nichts vom Laurentl. Die Krankheit habe sich wohl schon gelöst gehabt, aber eine große Aufgeregtheit wäre zurückgeblieben. Wenn er, der Arzt, ins Haus gekommen, sei scheinbar alles eitel Wohlgefallen gewesen, die Frau voller Artigkeit und Zärtlichkeit, allein der Patient sei immer verstört gewesen und man habe unschwer wahrnehmen können, dass etwas durchaus nicht in Ordnung ist. In den letzten Tagen sei der Arzt abgelehnt worden, die Frau habe ihm sagen lassen, der liebe Mann sei endlich so weit, dass er nichts mehr brauche und für die ärztlichen Besuche schön danke.

Lange hat die abscheuliche Ungewissheit, in der ich schwebte, nicht gedauert. Schon am nächsten Tage ist er gefunden worden in einem Dickicht, nahe am Waldweg, der in das Lahmthal hinabführt.

In eine alte fransige Bettdecke war er eingerollt, die er wohl vom Hause mitgenommen hatte. Ein gewaltsamer Tod war nicht zu constatieren. Auf dem lehmfahlen Antlitz lag eine behagliche, fast heitere Ruhe. An einem der Ohren jedoch hatte schon ein Rabe genascht.

Bei dem Begräbnisse war das halbe Dorf zugegen und viele Arbeiter des Eisenwerkes. Alle hatten sie ihn gern gehabt. Die Witwe — ach, nun war sie's das zweitemal! — trauerte sehr. Als sie am offenen Grabe eine Flasche mit Weihwasser auf den Sarg hinab-

leerte, wimmerte sie ihm Lobsprüche nach und der Schmerz war so groß, dass sie ohnmächtig auf den Erdhaufen sank, aber so, dass ihr neuer Hut mit den schwarzen Seidenbändern nicht Schaden nahm.

In dem Augenblick kreischte irgendwo eine Stimme auf: „Bettel!" Mehrere der Arbeiter sagten es nach, bewarfen die Witwe mit Erde, sie kam sofort zu sich. „Bettel! Bettel!" schrie die Menge und noch schlimmere Namen, und also ist sie vom Grabe hinweggejagt worden.

Der Mann, der diese Geschichte erzählt, hat sie an seinem Vetter erlebt. Sie ist ihm nachgegangen so lange, bis er aufschrieb, so wie es sich zugetragen hatte. Es soll keine Warnung sein, denn wer lässt sich warnen, dem das Verhängnis im Herzen sitzt! Es soll auch keine Rache sein, denn eine solche ist der armen Witwe von anderer Seite gekommen. Der Nagelschmied, der vacierende, ist ihr dritter geworden und dieser tapfere Mann findet die Freuden des heiligen Ehestandes darin, dass er sein Weib prügelt — an den Wochentagen je einmal, an Sonn- und Feiertagen, wenn es Räusche gibt, je zweimal.

In der Waldmühle.

Von **Louise Seidl-Derschmidt.**

I.

Es war ein weiter Weg zur Schule, und heiß war's auch. Die zwei Mädchen, welche den schmalen, felsigen Pfad am Ufer der Naarn entlang giengen, spürten das.

Es war noch früh am Tage, der Thau hieng an den Gräsern und Kräutern und die Blätter des Sauerklees waren noch in der Schlafstellung — zusammengeklappt wie ein Regenschirmchen.

Der Waldesschatten nahm die beiden Schülerinnen auf und sie blieben aufathmend unter den ersten Bäumen stehen.

Die besser Gekleidete nahm sogleich die lederne Schultasche vom Rücken und warf sie ins Heidelbeergebüsch, — sie selber that desgleichen und streckte sich zur Rast hin.

„Aber Resi", mahnte die zweite, sehr ärmliche Kleine, „ist dir nicht leid um dein neues G'wand? Das Gras ist noch nass und die Heidelbeeren ‚malen'."

„Ach was, — ich bin müd."

„Geh weiter, wir sollen zur Frühmesse in Königsau sein, sonst greint der Herr Pfarrer."

„Soll greinen! In der Kirche ist heut wieder kein Platz, weil Bauernfeiertag ist, da müsst ich stehen, — das mag ich nicht."

Zögernd wartete die andere einige Minuten.

„So geh, geh an! ich will zur Kirche; sonst geh ich allein."

„Geh zu, Weinbeerl! Willst halt immer gut stehn beim Pfarrer und bei den Lehrern, du Bettelmensch! Thut dir freilich noth. Bei mir ist's anders, wir sind reich. Ich brauch nix z' lernen."

Gekränkt trabte die Beschimpfte weiter, Thränen des Zornes in den hübschen Blauaugen.

Es dauerte jedoch nicht lange und sie hörte sich rufen.

„Cilla! Halt aus ein wenig! Cilla, renn nicht so!"

Da sie unbeirrt fortgieng, musste Resi den gewonnenen Vorsprung mühsam nachholen und kam endlich schnaufend bei der Schulkameradin an. Das begonnene Thema war so verlockend für sie, dass sie sogar der Mühen des Weges vergaß.

„Wie du heut wieder ausschaust, Cilla! Ich gieng' nicht vor die Thür mit so einem geflickten Kittel. Mein Vater hat am Feld draußen eine Krautscheuchen, der haben's mein altes G'wand anzogen, das ich nimmer mögen hab! Die ist noch weit schöner als du!"

Von einem Seitenwege sprang eben ein Halbdutzend anderer Schulkinder verschiedenen Alters herzu und gesellten sich zu den Mädchen.

Resi spann ihre Rede fort und erzählte nochmals von der Krautscheuchen, die schöner sei als Cilla.

„Aft müsst's halt tauschen", sagte ein Knabe, „gib ihr das G'wand von der Krautscheuchen und sie soll das ihre ins Feld hängen."

„Selber soll sie sich ins Feld stellen, da schrecken sich alle Hasen in ihr", rief Resi laut lachend, und die Kinderschar stimmte mit ein. Der Muthwille war geweckt. Nicht alle Kinder waren boshaft, aber die Gelegenheit zum Necken war da — und Resi gieng der Stoff nicht aus. Bald zupfte sie eins am Schürzchen, am Kleide, an den Haaren, und wie sehr sich Cilla auch bemühte, den Peinigern zu entlaufen, es nützte nichts.

Ein Bube riss ihr die glatt gekämmten Zöpfe vom Kopfe und zauste sie daran. Ein anderer haschte rasch darnach und rief, die langen blonden Flechten schwingend: „Hüh, Schimmel, hüh!" und ließ nicht mehr los.

Die anderen fanden den Spass köstlich und Resi machte noch einen Vorschlag:

„Wisst's was! Wenn sie schon ein Rösserl ist, da kann's uns auch unsre Schulpäck tragen. Gebts nur her!"

Und sie sammelte die leinenen und ledernen Taschen und Ranzen, hieng sie auf einen Haselstock und zwang Cilla, dieselben zu tragen. Weinend warf diese die Last ab und schrie: „Ich sag's dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Lehrer."

Ein Theil der Kinder wollte nun ihre Habe wieder an sich nehmen, denn sie wussten, mit diesen Herren war nicht zu spassen und Cilla als Vorzugsschülerin galt etwas.

Aber Resi, im Vollbewusstsein ihrer Übermacht, flüsterte Cilla ins Ohr: „Untersteh dich und sag' was! Dann sag' ich's daheim und wir werfen dich sammt deinen Vater und der Schwester auf die Straße. Und schuldig seid's eh auch noch den letzten Häuselzins! Untersteh dich!" — Dagegen gab's nichts weiter zu sagen. Resi hatte die Macht des Stärkeren, — und die Majorität schloss sich ihr jubelnd an. Mit Geschrei und Lachen gieng's weiter, bis an einer neuen Wegkreuzung ein bedeutender Zuwachs von Kindern erfolgte. Dabei waren größere Schüler und bei diesen fand Cilla unerwarteten Schutz.

Zwei Söhne des reichen Klammerbauern, der Hansjörg und der Paul, hatten es schon lang der boshaften Resi geschworen, ihr etwas anzuthun. Sogleich übersahen sie die Sachlage und befreiten Cilla von ihrer Last, weniger, um dieser zu helfen, als um Resi zu ärgern. Auch theilten sie, um ihrem Richteramte mehr Nachdruck zu verleihen, nach allen Seiten wohlgezielte Püffe aus.

Die Kinder näherten sich dem Markte Königsau. Die Kirchthurmspitze sah über einen Hügel und soeben klangen die Glocken zum Zeichen, dass die Frühmesse bald beginne. Rechts und links vom Wege standen schon Häuser und Häuslein; Kirchgänger und Arbeiter belebten das breitere Sträßlein.

Wohl oder übel musste die Rauferei enden, und die Kinder legten die letzte Viertelstunde ruhiger zurück. Die Mehrzahl war nach Kinderart bald wieder miteinander ausgesöhnt, nur Resi und Cilla hegten andere Gefühle im Herzen. Besonders die leidenschaftliche Cilla war empört über die erlittene Schmach, und wusste doch nicht, wie sie sich rächen sollte. Ihr Vater, ein armer Lumpen- und Glasscherbensammler, fristete sein Leben sehr kümmerlich und bewohnte eine elende Hütte, die ehemals als Baracke beim Straßenbau gedient. Diese war das Eigenthum des reichen Waldmüllers, dessen Gut noch weiter oben am Bache lag, als wo die beiden Mädchen zu Beginn des Morgens gerastet.

Der Schimpf „Bettelmensch" war es, der Cilla am tiefsten traf, — denn er war ungerechtfertigt. Ihr Vater schickte die Kinder nie betteln, sondern suchte mit seinem kargen Erwerb auszukommen. Zu letzterem gehörte auch das wenig geachtete Geschäft des Abdeckers, — Schinder — sagten die Leute, und doch wusste er daraus doppelten

Nutzen zu ziehen. Denn so mancher Hund, der dem Jäger zu alt, manches Pferd, das lahm geworden, gab für die Küche des „Glasscherbentoni“ einen willkommenen Braten.

Hätte sein Weib gelebt, die hätte nicht so leicht mitgethan, denn sie war gar genau und reinlich.

„Vielleicht hätte sie's doch, meinte der Toni, man weiß nicht, von was man fett wird, und in der Noth frisst der Teufel Fliegen.“

Hänseleien und Spott gab's genug darob, der alte Glasscherbentoni aber war ein Philosoph und machte sich nichts daraus.

Anders gieng's dem warmherzigen Cillerl. Diese empfand die Kränkungen tief. Voriges Jahr, als die Mutter noch lebte, hatte sie sich zu ihr geflüchtet, — und welches Kinderleid fände nicht Trost am Mutterherzen? Die Lücke, welche in dem kleinen Haushalte durch den Tod der Taglöhnerin entstand, wurde am meisten von Cilla empfunden. — Die Hausherrentochter, die Müller-Resi, war der Cilla nicht so sehr feind, als diese nach all den Peinigungen glauben musste. Die Ursache der Quälereien lag in dem ungemessenen Bauernstolze, zu dem sich eine Faulheit des Geistes und Körpers gesellte, wohl auch erzeugt und genährt von der steten Versicherung der Umgebung: du wirst einst die reichste Bäuerin ringsum sein, brauchst nichts zu arbeiten.

Dass sich ihr Groll gegen Cilla richtete, war natürlich, denn diese war erstens begabt und fleißig und erfuhr in der Schule den Vorzug vor der verwöhnten Großbauerntochter.

Zweitens war sie arm, sehr arm, das gab dem eingepflanzten Hochmuth Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen. War dies geschehen, dann gieng wieder eine Zeit herum, ohne dass Cilla von ihr angefeindet wurde. Die Mädchen vertrugen sich scheinbar wieder gut. In dem trägen Geiste Resis haftete kein Eindruck lange. Anders Cilla, die vergaß nicht so leicht.

Als die Kinder vor der Schulmesse zur Schule kamen, sprangen sie noch eine Zeit vor dem Hause herum, beaufsichtigt von den Lehrpersonen, welche auch den schönen Morgen so lange als möglich ausnützten.

Cilla stand abseits.

Die Lehrerin bemerkte sie und fragte: „Wie siehst du aus? Dein Anzug ist in Unordnung, die Schürze zerrissen, das Haar zerrauft.“

Ein Blick auf das verweinte Gesicht sagte ihr jedoch, dass dies alles wohl nicht ihre Schuld sei. Darum nahm sie das Mädchen bei der Hand, führte es in ihr Zimmer, hieß sie, sich Gesicht und Hände waschen und kämmte und flocht ihr aufs neue die arg mitgenommenen Zöpfe. Unterdessen berichtete Cilla nach langem Fragen und Zureden, wie alles gekommen, bat aber um Gotteswillen, Resi nicht zu strafen, da es sonst sie und ihr Vater büßen müsste.

Cilla war seit langem der Liebling der Lehrerin.

Nun saß das Kind da und flickte sich den Riss an der Schürze mit Nadel und Zwirn der Lehrerin.

„Wenn ich solche Sachen thät“, sagte sie, — „ich krieget's ordentlich, aber die Resi darf alles thun. Da liest man in den Geschichtenbüchern, dass immer die Braven belohnt werden. Ich glaub's nicht mehr.“

Die Lehrerin streichelte ihr die heißen Wangen. Der Conflict war bereits eingedrungen in das verletzte Kindergemüth, und schon regte sich der Drang nach Befreiung von den ungerechten Fesseln der Gesellschaft.

„Weißt“, sagte die Lehrerin nach einer kleinen Pause, „nimm dir's nicht so zu Herzen! Die Resi thut's mehr in der dummen Weis'! Morgen seid ihr wieder gut! Und dass du arm bist, ist nicht das größte Unglück. Bist ja frisch und gesund, die Schulzeit ist bald herum, dann lernst eine tüchtige Arbeit und verdienst dir was. Vielleicht lachst du die dumme Resi dann noch aus, trotz ihres Reichthums.

Cilla lächelte getröstet. Die Lehrerin gab ihr noch den Rest des eigenen Frühstückes. Glückselig leistete sich das Kind den seltenen Genuss eines warmen Kaffees und frischen Weißbrotes.

„Dann sag ich dir noch etwas“, setzte die Lehrerin ihre Tröstung fort, — „du hast wohl deine Religion nicht umsonst gelernt. Das Beten allein thut's nicht, da schau den Heiland an! Hätte er zu den Reichen geholfen, dann wäre er nicht arm auf die Welt gekommen, du musst dich auch bezwingen und weiter keine Feindschaft hegen. — So, jetzt läutet's. Geh in deine Classe.“

Fröhlich verbrachte Cilla den Schultag.

Als die Schule aus war, ließ sie die Nachbarskinder vorangehen und machte sich so lange im Schulhause zu schaffen, bis die oberste Classe aus war. Dann gieng sie mit den älteren Schülern heim und flüsterte den zwei Klammerbuben zu:

„Ihr! Mögt's einen Staarl? Mein Vater hat einen im Häusl. Er kann schon ein wenig was reden, Toni und Cilla kann er sagen. Ich bitt' mein' Vater, dann gibt er mirn schon. Ich möcht euch was geben wegen, — wegen heut früh.“

„Geh, dummes Dirndl, brauchst uns nix z'geben.“

„Ja, ja! Mögt's ihn, den Staarl?“

Eine zu verlockende Aussicht für ein Bubenherz. Der wiederholte Antrag wurde angenommen.

II.

Ein Dutzend Jahre sind hinweggestrichen.

Die Lehrerin hatte mit ihrer Prophezeiung bisher recht gehabt, denn Cilla hatte nach vollendeter Wochenschule zuerst einen Platz beim

Lehrer als Kindermädchen bekommen, dann war sie mehrere Jahre bei einem Bauer in Diensten gestanden, hatte tüchtig zugegriffen und galt als eine begehrenswerte Arbeitskraft.

Sie trachtete aber mehr zu lernen und fragte darum im Bräuhause an, ob ein Platz für sie da aufgehoben würde, wenn einmal diese oder jene Dirne ausstehe. Die Bräuerin sagte zu, da sie über Cillas Fähigkeiten unterrichtet war. Und da die „einwendige Dirn“ — in Kürze Hochzeit machte, kam Cilla auf diesen Platz und lernte die Führung einer größer angelegten Wirtschaft, sah und hörte vieles, was auf einem Bauernhofe nicht oder anders gemacht wurde. Später half sie auch in Küche und Gastzimmer und ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, auch die Wäschebehandlung und andere Handarbeiten zu lernen. — Dabei war sie sauber geworden; groß und kräftig, ein blondes Bauerndirndl mit blitzenden Blauaugen und weißen Zähnen. Die rothen Wangen waren mit weißlichem Schimmer überhaucht, und es war keinem der Gäste des Bräuhauses zu verdenken, wenn ihn die Lust ankam, diese vollen Wangen zu tätscheln oder zu kneifen.

Hätte Cilla Lust gehabt, die reiche Müller-Resi auszulachen, so wäre ihr am Tanzboden dazu reichlich Gelegenheit geworden. Denn infolge des mühelosen Genusses reichlicher Nahrung hatte sich dieses Knösplein zu einer vollerblühten dicken Pfingstrose entwickelt und scheute nichts mehr als Anstrengung und Bewegung.

Mochten die Ländler- und Walzerweisen noch so sehr locken, die langsamen Glieder konnten dem Takte nicht folgen, und Resi war trotz ihrer schönen Kleider und dem Geldsacke ihres Vaters eine nur wenig begehrte Tänzerin. Hinter ihrem Rücken ward ihr manches Spottlied gesungen, das Cilla im Bräuhause wohl zu deuten wusste.

„Buama, spielt's auf — auf der großen Soat'n,
Han an Tolpatschen da, kann an nöt daloat'n.“

Oder:

„Tanzt han i gestern, kann's Mensch nöt dazahrn,
O mein Gott und mein Herr, hat dö ghabt a Schwaarn.“

Dennoch nahm es niemanden wunder, als des Waldmüllers Resi mit dem Klammer-Paul als Brautleute von der Kanzel verkündet wurden. — „Da kommen zwei ‚Geldige‘ zusammen“, sagten die Leute, — und fanden das auch so recht und in der Ordnung. Ein rechter Bauer muss auf Vergrößerung seines Reichthums und Anwesens bedacht sein. — Auf etwas anderes wird selten Rücksicht genommen, — wenigstens die Alten sehen nicht darauf, — und die Jungen fügen sich meist auch.

Der blonden Cilla war diese Verlobung freilich nicht ganz recht. Sie hielt etwas auf die Klammerbuben von Kindheit auf, hatte ihnen den einstigen Ritterdienst nicht vergessen und gönnte der „Blunzen“ den

schlanken Paul nicht. Sie hätte ihr auch den Hansjörg nicht vergönnt, wenn dieser sie genommen hätte.

Leider war aber diese „Einwendung gegen die Eheschließung" nicht stichhältig genug, um damit „im Pfarrhofe sich zu melden", — und so tauchte denn Cilla ihren Ärger hinab und ließ ihn beileibe niemandem merken.

Sie tanzte bei Resis Hochzeit auch mit dem Bräutigam. Denn da die Hochzeit im Bräuhause war, musste sie die Gäste bedienen und es war Sitte, dass auch die Mitglieder des Hauses zum Tanz aufgefordert wurden.

Es fehlte überhaupt Cilla nicht an Anwert. Aber der praktische Sinn des armen Mädchens und die trüben Erfahrungen ihrer Jugend hatten sie misstrauisch und berechnend gemacht.

„Jetzt, heiraten thut mich doch keiner von den Großbauernsöhnen", sagte sie sich, „und nehm ich einen Hungerleider, so hab ich mehr Arbeit und weniger z'essen, als wenn ich Dienstbot bleib! — Grad so gern haben thäten's mich schon, aber das zahlte sich nicht aus, sich den guten Platz zu verthun, denn die Bräuerin jaget mich aus, wenn's auf was käm. Ich trau nicht."

Ja Dirndl, du traust nicht. Und doch gehst du in die Falle, die dir der Teufel, — (nennst ihn jetzt Schicksal oder Ehrgeiz oder wie du willst —) stellt.

Saß eines Sonntags zwischen Frühmesse und Hochamt der alte Waldmüller beim Bräuer.

„Hätt mit der Bräuerin was z'reden! Wie bist denn mit der Cilla z'frieden?"

„Wohl bin ich z'frieden, Waldmüller; solltest s Dirndl eh kennen von klein auf."

„Könnst es gar nicht g'rathen? Ich mein, du kriegst leicht wieder eine Dirn, um einen Platz in deinem Haus ist ja s G'riss. Ich brauchet die Cilla noch nothwendiger."

„Du, Waldmüller?"

„Das heißt, nicht grad ich allein, mein Tochter, mein Schwiegersohn, — alle braucheten wir's. Weißt, Bräuerin", — setzte er leise flüsternd hinzu, — „sein thut's so: Seit mein' Bäurin, Gott tröst's, gstorben ist, gfallt mir mein' ganze Mühl nimmer. Die Alt' hat g'arbeit und was verstanden, und die Jung' hat aus der Art geschlagen."

„Wär nit aus?" sagte die Bräuerin scheinbar erstaunt, — „hätt'st dir's anders zogen", setzte sie in Gedanken hinzu.

„Faul und schlampet ist's grad gnug, — ich kenn's nicht mehr, wie's jetzt bei uns ausschaut. Frei picken bleiben könntst auf der Bank. Und dann greint's und schreit's mit den Dirnen, kann ihnen aber nichts

zeigen: So macht's es, so will ich's — und da lacht's jede aus und thut, was sie will. Jag ich die eine davon, ist's bei der andern wieder so. Drum möcht ich die Cilla."

„Meinst, sie geht dir? Hast schon mit ihr gredt?"

„Das nicht, aber ich mein, ich geh nicht umsonst. Denn ihr Vater ist noch oben in der Baracken, und wenn ich sag zur Cilla: Er hat sein Lebtag umsonst sein Bleiben drauf, wenn's d' versprichst, bei uns z'bleiben und z'wirtschaften, der Lohn ist auch nicht schlecht, — ich mein, dann sagt's nicht nein."

„Was wird denn dein' Tochter sagen, wenn du ihr eine Wirtschafterin bringst, die anschafft?"

Die is froh, wann's nix z'thun hat und sich an einem Sonntag sauber z'sammenputzen kann. Von ihr aus steht die Cilla als Dirn ein, und das andere find't sich."

„Ja, wenn's d'meinst, ich bin ihr nicht im Weg, wenn's gehn will. Ich verlier's wohl nicht gern, denn ein braver Dienstbot ist auch schon eine seltene Sach. Red halt mit ihr."

Die nächste Viertelstunde hatte die fernere Zukunft Cillas entschieden. Sie nahm das Drangeld als Dirn in der Waldmühle. Den Ausschlag gab hiebei natürlich die Versorgung des alten Vaters, die Möglichkeit, ihm in unmittelbarer Nähe mehr Dienste leisten zu können, als so.

Nach einem Vierteljahre gieng Cilla den wohlbekannten ehemaligen Schulweg am Bache aufwärts durch die wilde „Klammleiten".

Die Buchen begannen zu grünen und die wilden Kirschbäume zu blühen, denn es war der erste Mai.

Jeden Granitblock, jede Höhle, jeden Wasserfall kannte Cilla, auch die Bäume standen noch fast unverändert da, wie vor zwölf Jahren, da sie mit dem blauleinenen Ränzlein hier täglich gewandert war.

Sie liebte dieses Felsenthal, pflegte stets den Weg hindurch zu nehmen, im Gegensatze zu den meisten ihrer Schulkameradinnen, welche sich in der hehren Waldeinsamkeit fürchteten und lieber den sonnigen Weg durch die Felder und auf der Landstraße giengen. Spukte doch manch grausige Geschichte in der Erinnerung der Leute.

Vor etwa siebzig Jahren hatte der „Bader" von Königsau seine Gattin ermordet, und es gieng die Sage, die „Baderin" gehe hier in der Klammleiten als Geist um und suche ihr Gewand, das der Mörder in den Höhlen der Felsen verborgen.

Und seit vor kurzer Zeit erst die Gendarmen eine Gattenmörderin nebst ihrem Liebhaber gefesselt durch diese Felsenschlucht geführt, weil die That gleich ober dem Ausgange derselben auf einem einsamen Gehöfte geschehen, — nannten sie viele den „Mörderweg" und ließen sich

um alles in der Welt nicht bewegen, dahinzugehen, bei anbrechender Dunkelheit schon gar nicht.

Cilla aber lachte zu diesen Bedenken. Selten begegnete sie jemandem. Nur ein Zimmermann mit seinen Helfern besserte oft an der großen Holzrinne, dem „Gefluder“, welches auf mächtigen Pfosten zum Dienste der Holzschwemme hereingebaut war.

Die Lehrersleute und Geistlichen suchten oft den romantischen Spaziergang, ausgerüstet mit Fischgeräthen oder Körben für die wilden Beeren, welche massenhaft hier wucherten.

Heute aber hatte die Klammleiten noch einen anderen Besucher, der sich zwar nur jährlich einmal, aber mit größter Regelmäßigkeit einstellte. Links vom Wege war eine Gruppe von Granitblöcken so gelagert, dass sie eine Art tiefer Nische bildeten. Der Block, welcher sich als Dach darüber legte, zeigte nach obenhin große Rauchflecken. Im Innern der Nische hieng ein auf Glas gemaltes Heiligenbild und ein kleines Crucifix.

Davor saß ein städtisch gekleideter Mann mit langem grauem Bart und Haar, fast wie der Gnom Rübezahl anzusehen.

„Grüß Gott, Herr Kerbler“, rief Cilla ihn an, „seid's auch wieder einmal da?“

„Siehst es wohl, Dirndl!“

„Dass Sie der Klammleiten so treu bleiben!“, redete Cilla weiter, indem sie durch das Adlerfarngebüsch zu dem alten Manne trat und ihn mit Handschlag begrüßte.

„Wer könnt auch sein Vaterhaus vergessen?“

„Gehn's, ist's denn doch wahr, dass Sie in der Felslucken auf die Welt kommen sind?“

„Freilich ist's wahr, Dirndl, ich und meine drei Brüder, Gott geb' ihnen die ewige Ruh!“

„G'sagt habens die Leut wohl oft, aber ich hab's dennoch nicht recht glauben können. Hat's denn im Markt und nirgends mehr eine Wohnung geben?“

„Hätt schon eine gegeben. Aber meine Mutter, schau, die hat sich halt nicht leicht gethan mit der Nachbarschaft. Nicht, dass ich ihr was nachsagen möcht, denn sie war mir's Liebste auf der Welt, — und gegen uns Kinder war's gut, wär gstorben für ein jeds, — aber sonst hat's die böse Schneidersali geheißen. So hat ihr niemand mehr Wohnung geben wollen, und dem Vater ist auch die Streiterei zuwider worden. Da hat er beim Bauernlipp droben angefragt, ob er sich da ansiedeln darf, hat sich einen Verschlag gezimmert und ist mit seinem Weib und seinen sieben Zwetschken — viel war's nicht — da heraus gewandert.“

„Aber im Winter, da muss es Euch doch hier meist „erfrört“ haben?“

„Gar keine Spur! Den ganzen Sommer haben die Eltern Moos und Laub g'sammelt und alle Wände damit gestopft und ausgelegt. Und von Holzreisern und Prügeln haben's eine zweite Wand um den Verschlag herumgemacht. Das eiserne Öferl hat gut geheizt. Uns vier Buben, wie wir nacheinander dahergerumpelt sind, hat nicht gefroren, außer wenn wir zu lange draußen blieben sind beim Schlittenfahren."

„Wie ist's denn möglich gewesen, dass Sie ein Stadtherr worden sind, — als Sohn von so arme Leut?"

„Das hat der Fleiß von meinen Eltern zustand bracht, und unser genügsames Leben. Wer nichts Feins gewohnt ist, bringt sich schon durch in der Stadt, — und so ein gar großer Herr bin ich ja auch nicht geworden."

„Doch genug, häuftig genug! So kann doch ein Armes auch in die Höh' kommen. Jetzt muss ich wieder weiter. Behüt Gott, Herr Kerbler!"

„Behüt dich Gott, Dirndl!"

III.

Die Waldmühle lag noch eine Viertelstunde oberhalb der Öffnung der Waldschlucht, war umgeben von Wiesen und Feldern, an einer Seite stieg ein waldiger Hügel an.

Die Landstraße führte hier vorbei und schlängelte sich als ockergelber Streifen über das bebaute wellenförmige Land. Hart daran, etwa zweihundert Schritte vom Waldmüllergute, stand das Hüttchen des Glasscherbentoni. Außer dem einzigen kleinen Wohn- und Schlafraume war nur nach hinten ein Anbau, „das Magazin", wo Toni seine Vorräthe an Lumpen, Knochen, Scherben ꝛc. aufbewahrte. Das Stüblein war an den Wänden mit einigen Vogelbauern behangen, denn Toni verstand sich auf das Abrichten der Stare und Häher, und löste manchen Kreuzer bei Liebhabern dieses Gethiers.

Hier trat Cilla zuerst ein.

„Vaterl, da wär' ich jetzt."

Der alte Lumpensammler stand auf und fasste die Tochter an beiden Händen.

„Meinetwillen thust es, — ich weiß, — hast das vierte Gebot nicht umsonst gelernt. Gott geb' seinen Segen dazu!"

Kopfschüttelnd schwieg er.

„Vater, was gibt's? Ist was nicht in der Ordnung?"

„Cilla, — wirst es schon sehen! Ich sag dir nur eins: Bleib brav und stich nicht hinein in das Wespennest, lass Fünfe grad sein, ziemen thut mich, aus ist's! Wäre ich nicht der alte Grabler, mit dem's nichts mehr ist, der angewiesen ist auf die Wohlthat der Leut' und dein' kindliche Lieb', — ich nähm dein Opfer nicht an."

„Aber so sag's der Vater doch, was es gibt! Dass die Resi —" (hier ward die Stimme leise), „nichts versteht, weiß ich lang; die ist ja z'faul zum Reden, die ist froh, wenn ich ihr die Arbeit thu. Glaubst, ich lass von den Dummheiten was merken, wie wir alle zwei noch in d' Schul' gangen sind?"

Der Glasscherbentoni wehrte mit beiden ausgespreizten Händen ab. „Nix, nix! Mehr sag ich nicht! Sei nur gscheit, ich bitt' dich um Gotteswillen!"

Er musterte bei seinen Worten die üppigschlanke Gestalt der Tochter, ihr vom Gehen hochgeröthetes liebliches Köpfchen. Es schien, als wolle er noch etwas zur Warnung sagen, unterdrückte es jedoch und murrte für sich:

„Verbotene Früchte schmecken am besten, was soll ich sie aufmerksam machen?"

Cillas Einstand bedeutete in der Waldmühle eine Reformation.

Gleich zuerst hatte ihr der alte Müller die Hausgenossen vorgestellt: „Mich und die jungen Leut' kennst eh. Das ist die Stalldirn, das der Mühljung' und dort der Knecht. Anschaffen thu derweilen noch i ch, so lang ich mich rühren mag; damit du weißt, wer dein Herr ist. Der Cilla steht vorderhand die Hilf in der Hauswirtschaft zu, ihr andern müsst's ihr folgen, wenn ich und die jungen Bauernleut nicht da sind. Jetzt zeig ich dir alles, geh mit."

Beim Rundgang durch das wohlbekannte Haus merkte Cilla gleich, dass es hauptsächlich das Innere war, wo eine ordnende Hand fehlte. Ställe und Felder schienen gut versorgt, dagegen das eigentliche Gebiet der Hausfrau, Wohnräume und Küche, arg vernachlässigt, Wäsche und Kleider der Hausgenossen in schlimmem Zustande.

„Kleinweis", sagte sie zum alten Müller, „wird's schon wieder recht."

Und sie ließ sich's angelegen sein.

Während in den nächsten schönen Maitagen das meiste Hausgesind und die Bauernleute bei den drei Bittprocessionen auswärts waren und erst am späten Nachmittage heimkehrten, machte sie Ordnung in der großen Stube und in den andern Hausräumen.

Blanke Dielen und Fenster schimmerten den Zurückgekehrten entgegen, und der Alte lohnte Cilla durch ein freundliches Kopfnicken; es war ihr genug Anerkennung.

Im oberen Stock befand sich ein ziemlich großer unbenützter Wohnraum, vollgepfropft mit allerlei Geräthen. Schön geschnitzte und eingelegte Kästen und Truhen standen neben einem neuen Ledersopha und geschmacklos bemaltem Schund aus weichem Holze. An den Wänden hiengen

Farbendrucke, eingerahmte Stickereien, Haarflechtarbeiten und Hirschgeweihe. Das sollte Cillas Schlafstube sein. Sie bat den Müller, die Geräthe umstellen zu dürfen.

„Wenn wir den Maurer kriegen, kannst es stellen wie du willst", sagte er."

Vor den Pfingstfeiertagen geschah die Umwälzung. Cilla räumte einiges, was ihr nicht gefiel und überflüssig schien, in eine Nebenkammer, stellte alles zweckmäßiger und hieng die Bilder regelmäßiger. Auch erbat sie sich geblümte Vorhänge, — und als sie nach Vollendung ihres Werkes den alten Müller einlud, sich's anzuschauen, schmunzelte dieser und sagte: „Schön hast's herg'richt', es ist, als wär' eine neue Einrichtung da."

Wie Cilla mit Resi auskam? Ganz ähnlich, wie sie einst als Schülerin mit ihr ausgekommen. Wo die junge Müllerin Cilla brauchte, war sie gut hernehmen, sonst aber ließ sie es an hochmüthigen Sticheleien nicht fehlen.

Übrigens fragte niemand viel nach den Reden Resis, sie war die Null im Hause; man ließ sie keifen und machte sich nichts draus.

Dass Paul an Reichthum der Resi ebenbürtig gewesen, war gut für die Zukunft. Denn wollte der Alte einmal „übergeben", so war er doch der Herr und brauchte sich von Resi nichts einreden zu lassen.

Cilla konnte es auch nicht verborgen bleiben, was man in der Nachbarschaft ringsum leise und laut besprach: Paul hätte keine Freude an seinem Weibe.

Es schien auch, als blicke er nicht mehr so muthwillig lebensfroh in die Welt wie früher, und sie glaubte nun die räthselhafte Rede ihres Vaters zu verstehen.

„Wenn ich wollt'", sagte sie mit einem leisen Lächeln des Triumphes zu sich, — „jetzt wär der zahlende Tag gekommen."

Es regte sich etwas von der alten Eifersucht, wie damals, als Paul geheiratet hatte.

Theils beabsichtigt, theils unbewusst schenkte sie Paul mehr Aufmerksamkeit als vorher.

Wenn Resi auf seine Wünsche nicht Rücksicht nahm, beeilte sie sich wortlos, ihm dieselben an den Augen abzulesen, ehe er sie geäußert. Paul sagte nicht viel, — oft aber, wenn Cilla nach anderer Richtung schaute, ruhte sein Blick wohlgefällig und staunend auf ihren schönen Formen.

Der Sommer vergieng, und es schien, als sei die alte Ordnung im Waldmühlenhofe eingekehrt.

Zu Nicolai war Kirchtag.

Die Sitte des Beschenkens bestand in der Familie des Müllers und auch die Dienstboten wurden bedacht, am reichlichsten Cilla. —

Freudig eilte sie mit ihren Schätzen, einem schönen Seidenhalstuch, einem Kittelzeug und allerlei Süßigkeiten nach oben und wollte sie in ihrer Truhe aufheben. Wie sie davor kniete, gieng die Stubenthür auf, und Paul blieb schier verlegen auf der Schwelle stehen.

„Je, — Paul! Was will denn der Paul?“

Zögernd gieng er näher.

„Ich hätt auch was für dich, möcht' dir's aber allein geben, damit die andern keinen Neid haben, weißt, ich hab schon meine Augen im Kopf und seh's, was 's Neues gibt, — wenn ich auch nicht viel sag? Dank sind wir dir schon schuldig, du thust mehr, als dir angschafft ist.“

Er hielt ihr ein Silberkettchen hin mit einem Kreuzchen daran.

„Weißt“, setzte er scherzend hinzu, als er Cillas freudiges Augenblitzen gewahrte, — „das ist noch eine Abzahlung für denselbigen Starl.“

„Paul!“ — Sie haschte nach seinen Händen. „Denkst noch daran? — Aber das kann ich nicht annehmen. Was thät denn die Resi dazu sagen?“

„Die braucht's nicht zu wissen, dass 's von mir ist!“ Paul gieng aus der Stube, als schäme er sich, dass er mit seiner Magd Geheimnisse gegenüber seinem Weibe habe.

Cilla legte, leise in sich hineinkichernd, die Silberkette zu den anderen Geschenken.

Von heut an war sie noch fröhlicher, summte und sang Liedchen bei ihrer Arbeit und richtete ihre kleinen Aufmerksamkeiten unauffällig, nur von ihm bemerkt, auf Paul.

Dass sie öfter als sonst sein Leibgericht, die Semmelknödel, auf den Tisch brachte, ward auch von Resi beifällig aufgenommen, denn sie verschmähte niemals einen guten Bissen.

„Schau, schau, wie nobel jetzt unsere Kost wird“, sagte sie. „Freilich, wir haben ja eine Stadtköchin.“ Das Spötteln konnte sie nicht lassen.

„Das wird unserm Geldbeutel kein so großes Loch reißen“, erwiderte Paul, — „und wenn ich's alle Tag mag, so wirst du auch nix dagegen haben.“

Resi hielt es unter ihrer Würde, zu antworten. Überhaupt hatte ein Vertrauen, ein Herzensbündnis zwischen den Eheleuten nie bestanden. Sie hielt oft stundenlangen Klatsch bei den Nachbarsweibern, da gieng ihr der Redestoff nicht aus, lud auch öfters Gäste zu sich ein und bewirtete sie reichlich.

Trat Paul einmal zur Gesellschaft, die er hatte vom weiten lachen und plaudern hören, so verstummte plötzlich die Unterhaltung, und er merkte, seine Gegenwart war nicht willkommen.

Ebenso gieng's zu, wenn sie auf der Straße mit einer Kirchgängerin ein „Standerl" hielt. Kam er hinzu, so gaben sich die Weiber den Abschiedsgruß. — War sie dagegen mit ihm allein, so war sie schweigsam und mürrisch; ihm hatte sie nichts zu sagen.

Man muss Paul Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war in der ersten Zeit seiner Ehe eifrig bemüht gewesen, durch liebevollen Zuspruch das Vertrauen seines Weibes zu gewinnen. Als er keinen Erfolg sah, war er darüber tief betrübt, denn er war von Haus aus ein „guter Kerl", — will sagen, sein Gemüthsleben verlangte seine Rechte.

Dem Stumpfsinn Resis jedoch hielt seine Geduld nicht stand, daher gab er nach wenigen Jahren fruchtloser Liebesmüh seine Versuche auf. Sie lebten dahin ohne besondere Streitigkeiten, aber auch ohne Glück und Freude.

Nachdem Paul durch sein Geschenk an Cilla die erste Annäherung an sie gewagt, sprachen sie öfter zusammen. Paul hatte es einmal so eingerichtet, dass sie zusammen zur Frühmesse giengen. Auf dem Kirchwege vertraute er ihr manches an.

„Sag' Paul", fragte Cilla, wie hat's dir denn einfallen können, die Resi z'heiraten. Hast sie doch vom Schulgehen aus kennt."

„Kennt und nicht auch. Heißt's ja immer, ein jedes Dirndl muss erst zum Weib abgericht werden; wenn der rechte Mann kommt, so ist's schon zum Richten und zum Ziehen, — so muss halt wohl ich der richtige Mann nicht sein."

„Oder sie ein Weib, das sich nicht ziehen lässt."

„Hab's eh in Gutem versucht, — ausgelacht hat's mich. Cilla, glauben sollst es nicht, aber so lang das Jahr dauert, hör' ich von meinem Weib kein guts Wörtl, — und wenn's Jahr aus ist, auch nicht. Ein andrer hätt's lang nimmer ausghalten. Waschen thät's ein anderer, weil's zu nichts ist, — zu keiner Arbeit und auch nicht zum Gernhaben. — — Ich hab das ganze Gemüth zu ihr verloren."

Nach der Kirche suchte Cilla die Lehrerin heim. Es war noch dieselbe und eine alte Anhänglichkeit und Dankbarkeit verband die ehemalige Schülerin mit ihr.

„Fräulein", begann Cilla, „heut' hätt' ich ein besonders Anliegen. Ich thät bitten um ein Stickmuster."

„Gern! Wie du heute sauber aussiehst! Cilla, von wem hast denn das Silberkettl?"

Die Lehrerin ließ sich nicht leicht anlügen, das wusste Cilla von früher her. Daher gestand sie:

„Vom Müller-Paul, wenn Sie's nicht weiter sagen wollen. Und weil's mich so viel freut, möcht ich doch auch was thun, dass er sieht, es ist was derkennt und ich möcht' dankbar sein."

„Nun?“

„Ein Uhrtaschl möcht' ich ihm halt sticken und als Christkindl einlegen.“

Cilla senkte vor dem forschenden Blicke der Lehrerin die Augen.

Letztere brauchte ziemlich lange zum Suchen des Stickmusters, und es herrschte im Zimmer betretenes Schweigen.

Endlich sagte die Lehrerin, Cilla an der Hand fassend: „Nimmst einen Rath von mir an?“

Und da das Mädchen hocherröthend schwieg, fuhr sie fort: „Cilla, ich mein, du bist auf keinem guten Weg.“

„Denken's nichts Unrechtes, Fräuln!“

„Das thu ich nie, bevor ich Grund und Beweis hab', — und für dich ist's umso besser. Noch kannst dir nichts Sündlichs vorwerfen, ich glaub' dir's auf dein ehrlichs Gesicht. Aber vielleicht bin ich die Einzige, die dir's glaubt.“

„Kann mir wer was nachsagen?“

„Die Leut werden's bald thun, wenn du Geschenke annimmst und gibst, wie's unter Liebesleuten der Brauch ist.“

„Recht haben's wohl, Fräulein, aber was soll ich thun? Aus dem Haus gehn?“

„Ja! Denn jetzt ist's noch nicht zu spät.“

„Aber mein Vater!“

„Der wird alles einsehen, wie ich und du. Thu' übrigens wie du willst, vorschreiben kann ich dir nichts.“

„Ich dank schön, Fräulein! Will mir's wohl überlegen.“

Schwankend zwischen der bessern Einsicht und dem Wunsche, in der Nähe des Stillgeliebten zu bleiben, gieng Cilla heim, — heute nicht den Mörderweg, denn dort lag tiefer Schnee.

„Unsereins“, sagte sie zu sich, „soll halt immer auslassen und nachgeben. Hast einmal was Schönes ausgespäht und willst darnach langen, so nimmt dir's ein anderes vor der Nase weg. — Die Resi! Die liegt daheim auf der faulen Haut und stiehlt unserm Herrgott den Tag. Ich hab' mich g'schunden und plagt mein Lebtag — und sollt' nicht einmal den armseligen Trost haben, die Magd von dem zu sein, dem ich ein besseres Weib sein könnt', wie die seine. Sie hat von der ‚Bäuerin' nur den Namen und 's Angenehme, — das Saure und Mühselige ist meine Sach. Und jetzt soll ich gehn, damit die Waschmäuler nichts z'schimpfen haben? Die lassen sich leicht so auch das G'schäft nicht wehren. Ah was, — ich mein', ich bleib.“

Und sie blieb. (Schluss folgt.)

Die verklärte Scheune.

Eine ländliche Scene von **Marie Stona.**

Es war neun Uhr abends; im Schlosse war längst alles zur Ruhe gegangen. Ich wollte eben friedlich zu dichten beginnen, als vor den Fenstern laute Rufe erschallten. „Leute! Leute! Herbei — herbei!" Erschrocken sprang ich auf und eilte hinaus. In den Gängen lief alles durcheinander. „Es brennt im Hofe!" riefen einige Stimmen. Nun flog ich vors Thor, — da sah ich die großen Kastanien in heller Flammenglut und rechts von ihnen, aus den alten Scheunen, züngelte es roth empor. . .

Ich lief ins Haus zurück, zu meinen Kindern.

Sie waren schon aus den Betten gefahren.

„Was ist geschehen?"

„Es brennt! Schnell zieht euch an!" rief ich ihnen zu und sauste in meinen Salon. Was retten? Hilflos blickte ich um mich. Die Blumen, die Vasen, die Photographien, die Gedichte, — ich wusste nicht, wofür ich mich entschließen sollte und lief abermals fassungslos weg.

Mädi und Bubi kamen mir in ihren Bademänteln entgegen. Mädi hatte die Kapuze über den Kopf gestülpt.

„Wir sind schon angezogen!" klapperten sie mit den Zähnen. Wir liefen weiter.

„Nicht aufregen! Nicht sich aufregen!" rief Tante Ida, fast besinnungslos vor Aufregung, meinem Vater zu, der mit Seelenruhe die Treppe hinabschritt, um den Brand zu inspicieren. Durch die offene Thür sah ich sie in Schubfächern wühlen.

„Was machst denn du, Tante?"

„Ach, ich such' mir nur meine Kreuzlose zusammen!" jammerte sie.

„Du wirst sie verlegen und nie wiederfinden!" prophezeite ich.

Im Nebenzimmer stand die Gouvernante und rang in fliegender Hast ihre sämmtlichen Armreifen auf die Hände; an uns vorbei eilte Fräulein Amalie, die Buchhalterin, mit vier Cassetten, in denen sie ihre sämmtlichen Wertsachen verwahrt hielt.

Eben raste mein Mann ins Haus. „Alles hier bleiben!" commandierte er. „Draußen ist nichts zu retten!"

Das war für mich das Signal, hinauszustürzen. Nur die Kinder und die Gouvernante, die zum Gehorsam verpflichtet sind, weil sie ihn noch nicht geschworen haben, wies ich mit herrischem Blick zurück. Dann sprengte ich in den Hof, hinter mir die aufgescheuchten Gemüther des Hauses bis zur kleinsten Küchenmagd.

Gluthell war der ganze Platz beleuchtet. Polacken trugen ihre Habseligkeiten aus den Baracken, Strohsäcke, ärmlichen Hausrath, Betten, in denen weinende, halbnackte Kinder sich verkrochen. Jammernde Weiber, nur in Hemd und Rock gekleidet, rannten händeringend hin und her, Pferde wurden aus den Stallungen geführt, Kühe und Schweine in die Nacht gejagt. Es war ein Durcheinander von Thieren und Menschen, ein Rufen, Wiehern, Schreien und Brüllen und alles phantastisch beleuchtet von den hoch emporzüngelnden Flammen, die stetig und unbeirrt über den Kamm der Scheune hinschritten.

„Wo ist die Feuerwehr?" ruft plötzlich jemand, dem ein rettender Gedanke kommt.

„Sie kann den Schlüssel zum Spritzenhaus nicht finden!" lautet die Antwort.

Doch da rasselt sie auch schon herbei, die Männer ziehen selbst den Wagen und bald hebt ein emsiges Pumpen, Blasen, Spritzen an.

Von Zeit zu Zeit wird mein Mann sichtbar. „So sitz' doch zu Haus!" wettert er, so oft er mich erblickt.

Das fiele mir gerade ein.

Ich suche die Ursache des Feuers zu ergründen. Die polnischen Arbeiter geben den eingebornen die Schuld, die eingebornen den Polacken. Nur so viel ist herauszubekommen, dass Mägde im Heu geschlafen haben und eine brennende Pfeife in ihre Nähe kam.

Lichterloh brennt indessen die dreitheilige Scheune in einer Länge von 120 Meter.

Die Feuermauern, die die einzelnen Theile trennen, haben genügend große Lucken, um den Flammen herrlichen Durchzug zu gewähren. Majestätisch wallen sie empor; elastisch sich hebend und biegend, zur Rechten und zur Linken sich neigend, nehmen sie immer wieder aufs neue den Flug zum Himmel auf. Ein Sternenheer von Funken sprüht aus ihnen hervor, durch den Windeshauch, den die Kraft des Feuers erzeugt, hierhin und dorthin getragen. Auf jedem Dach im Dorfe sitzt der Hausbesitzer und löscht, was da unvermuthet und ungebeten angeflogen kommt.

Fanfarengeschmetter verkündet neu herbeiströmende Retter; bald kommen sie von allen Seiten, hilfbereit in blitzenden Helmen.

Sogar die Feuerwehr des Nachbardorfes naht, die seit jeher mit der Ortsfeuerwehr in heftiger Fehde lebt. Alle Welt staunt diese Selbst-

verleugnung an; freilich behaupten viele, sie richte ihre Spritze weniger auf die Flammen, als gegen ihre feindlichen Collegen.

Mitten in all dem Chaos von wiehernden Pferden, quietschenden Schweinen, jammernden Weibern, brüllenden Männern, stand mein alter Vater und blickte schweigend in die wilde Flammenpracht. Von heißem Mitgefühl ergriffen, trat ich zu ihm. Dort sah der greise Mann seine Habe brennen, die Früchte des Fleißes, das ganze miserable Korn, die elende Gerste, den ausgewachsenen Weizen, wie schmerzlich mochte sein Herz zucken.

„Vater!“ begann ich mit vor Leid vibrierender Stimme, „Vater! Deine halbe Ernte brennt!“

„Da brauch' ich sie wenigstens nicht zu verkaufen“, sagte er ruhig. Welche Fassung!

In diesem Augenblick ertönte ein neuer Schreckensruf.

„Die alte Dreschmaschine brennt! Man hat vergessen, sie aus dem Schoppen zu ziehen!“

Nicht eine Falte des Kummers glitt über das Antlitz ihres Besitzers. Erhaben in seiner würdevollen Ruhe stand er da.

„Die Dreschmaschine brennt!“ verbreitete es sich wie ein Lauffeuer und alles schlug die Hände zusammen und eilte jammernd, die ehrwürdige Veste zu sehen, um die die ältesten Leute sich als Kinder getummelt hatten und die nun langsam in sich zusammensank.

Ein fremder Mann stürzte zu uns, einer von denen, die von Nächstenliebe getrieben, herbeigeeilt waren, um zu retten, was so gut versichert war.

„Herr!“ schrie er, „gebt uns Butten — Butten! Wir wollen eine lebende Kette bilden und die Wassereimer von Hand zu reichen und löschen — löschen!“

„Was?“ fragte mein Vater, der von Zeit zu Zeit ein wenig schwerhörig ist.

„Butten — Butten!“ schrie der Mann ihm ins Ohr.

„Ihr seht ja, Freund, daſs ich keine bei mir habe“, entgegnete der Gutsherr mit gewohnter Gelassenheit.

Da kam mein Gatte eilig heran. „Wo ist Amalie?“ rief er.

„Wo ist Amalie?“ wiederholte ich dienstbeflissen.

Der Ruf nach ihr verbreitete sich; alles suchte sie. Die Frau Verwalterin selbst stellte die Laterne hin, mit der sie alle Büsche nach ihren Schweinchen durchforschte, unterbrach ihre Koserufe und ängstigte sich um Fräulein Amalie. Niemand wuſste zu sagen, wo die Buchhalterin sei. Sie schien mit ihren Wertsachen verschwunden.

„Wenn sie nur nicht in die Flammen gefallen ist!“ wehklagte die Frau Verwalterin, die das Gleiche von ihren Schweinchen befürchtete.

„Was willst du denn von ihr?“ fragte ich meinen Mann, mir auch in den wichtigsten Momenten ein gewisses, weitgreifendes Interesse bewahrend.

„Sie soll nachsehen, ob die Versicherungsprämie eingezahlt ist!“ flüsterte er mit heiserer Stimme.

Nun wankte auch mein Vater. Wie, wenn — wenn — —

Während ein wildes Suchen nach Amalie tobte, tauchte die Ersehnte mit einemmale lächelnd auf. Das brave Mädchen hatte, stets ihrer Berufspflicht eingedenk, sich in die Kanzlei begeben gehabt, um in die Assecurranzpolizzen Einsicht zu nehmen.

„Nun — und?“

„Alles in Ordnung“, referierte sie. „Die Versicherung geht erst morgen aus . . . .“

In den Lärm, der die Brandstätte umtobte, mischte sich plötzlich ein lautes Prasseln und Knistern und Knaxen und Knattern. Das Feuer sprengte den Schieferpanzer des Daches. Krachend brach er zusammen; nur sein Balkengerüst blieb stehen wie ein Gefüge von Kartenblättern. Und an den glimmenden Balken hielt die letzte Reihe der rothglühenden Schieferplatten sich fest, einem seltsamen Zickzack von Goldfiligran gleichend.

Nie war die alte, graue Scheune so schön gewesen, wie zu dieser Stunde. Alles Irdische war von ihr niedergesunken, die ganze Prosa ihres Berufes lag verkohlend auf ihrem Grunde, und in dem hellen Schein eines Lebens, das verändert und verzehrt, stand sie da, von Flammen geküsst und verklärt, in leuchtender Pracht. Von Zeit zu Zeit sprühte es knisternd aus ihr hervor, wie ein frohlockendes Jauchzen. . .

Neronische Gefühle durchwogten meinen Busen.

Doch die Männer ringsum hatten keine Blicke für ihre Schönheit, kein Ohr für ihr heimliches Aufjubeln.

„Löschen! Löschen!“ war ihre Devise. Unermüdlich wurden die Spritzen auf sie gerichtet. Sie aber achtete nicht des Wasserstrahls.

Den ganzen Unwert ihres bisher so nüchternen und verstaubten Daseins plötzlich erkennend, der Menge hohnlachend, von der sie oft verspottet worden und deren Blicke nun mit Angst und Grauen auf ihr ruhten, verband sie sich immer inniger mit dem neuen Element, dessen Gluten sie umwoben, um sich zum erstenmal auszuleben in bacchantischer Lust . . . in einer weithinstrahlenden Herrlichkeit, wie sie nur den Bevorzugten ihresgleichen zutheil wird.

———

Was weiß das deutsche Volk von Goethe?

Von **Fritz Anders.**[1])

Es war einige Wochen vor der Einweihung des Goethedenkmals von Schaper in Berlin, als ich mit dem Künstler zusammen den Kurfürstenkeller aufsuchte. Dort trafen wir einen Kreis von Künstlern der Feder und des Stiftes, deren Namen dem Leser sicher bekannt sind, aber ich will sie lieber nicht nennen. Natürlich kam sogleich die Rede auf das Goethedenkmal, und es wurde mitgetheilt, dass sich Schaper entschlossen habe, nichts weiter als den Namen „Goethe“ auf dem Postament anbringen lassen. Das fand allgemeine Billigung, nur einer der Herren meinte: Herr Professor, ich würde gar nichts schreiben.

„Nanu? wieso?“

„Das deutsche Volk kennt seinen Goethe. Goethe ist der Dichter der Nation. Wird ein Mann mit seinem Sohne vor dem Monument stehen und zu ihm sagen: Siehst du, mein Sohn, das ist Goethe, so wird er, weiß Gott, Ihre Inschrift nicht brauchen.“

Ich erlaubte mir einige bescheidene Zweifel auszudrücken. Ich könne zwar nicht wissen, wie erleuchtet die verehrlichen Väter und Söhne in der Residenz seien, aber dafür glaube ich eintreten zu können, dass in der „Provinz“, die denn doch auch zur Nation gehöre, das Bild Goethes so gut wie unbekannt sei.

„Unmöglich!“

„Meine Herren, erwiderte ich, ich mache mich anheischig, dieses Goethebild, wenn es keine Unterschrift hat, sowohl dem Vater wie dem Sohne (natürlich aus der Provinz) ebensogut als Schiller wie als Lessing, Mozart oder Raffael vorzustellen, ohne Widerspruch zu finden.“

Es erhob sich ein Sturm von Einwendungen. Das sei ja ganz unglaublich, ich müsste wohl das Volk nicht kennen, wenn ich so etwas behauptete. Das ließ ich mir nun nicht gefallen. Ich entgegnete, dass ich schon von Berufs wegen das Volk besser kennen müsse als Leute, die ihr Lebtag nicht aus den künstlichen Verhältnissen einer großen Stadt herausgekommen wären, und verstieg mich zu der Behauptung:

---

[1]) Aus: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben, gezeichnet von Fritz Anders. Leipzig. Fr. W. Grunow. 1899.

Wenn das Volk keine Ahnung von dem Gesichte Goethes hat, so liegt darin nicht der geringste Vorwurf — Dichter sind nicht dazu da, angesehen, sondern gelesen zu werden; „das Volk“ kennt aber Goethes Schriften ebensowenig wie sein Porträt.

„Aber Hempel, Reclam, Cotta —“

„Drucken Goethes Werke in Hunderttausenden von Exemplaren, die man kauft, einbinden läſst, hinstellt und nicht liest — so wenig wie die Bibel, die ebenfalls in unzähligen Exemplaren gedruckt, aber nur von einer ganz kleinen Gemeinde gelesen wird. Und was Goethe anlangt, so ist dieser gar nicht der Dichter der Nation, sondern nur eines kleinen, feingebildeten und feinfühlenden Kreises.“

„So bestreiten Sie, daſs es nationale Dichter gibt?“

„Ja, das bestreite ich, insofern unter einem nationalen Dichter ein solcher verstanden wird, den die Nation in ihrer groſsen Masse mehr als dem Namen nach kennt.“

Was weiß das deutsche Volk von Goethe? Die Frage, die ich damals in etwas kecker Laune aufgeworfen hatte, hat mich hinterher manches Jahr beschäftigt. Wir leben in einer Zeit, wo Bildung in großem Maßstabe produciert wird. Wie ein Platzregen strömte diese Bildungsflut auf das Land nieder. Die oberen Schichten werden mit Bildung gesättigt, aber wieviel dringt von dieser Culturflut in die Tiefe ein? Bis zu welchen Schichten dringt sie ein, durch welche Canäle, in welcher Mischung, mit welcher Wirkung? Das sind interessante Fragen, zu deren Beantwortung die Untersuchung: Was weiß das deutsche Volk von Goethe? auch beitragen könnte. Hierbei müſste man seine Untersuchung auf die mittleren Volksschichten richten, auf die Höhenlinie, wo sich die Schichten der gebildeten und ungebildeten Menschen berühren. Das beschloſs ich zu thun, und dies umsomehr, als ich nicht weit zu suchen hatte. Ich brauchte ja nur unseren Langenzieritzer Verhältnissen näher zu treten.

„Sagen Sie 'mal Schadow, wissen Sie, wer das ist?“

Schadow ist mein Schuster, ein ganz angesehener Mann in Langenzieritz; ich fragte ihn, als er in meiner Stube vor einem Bilde Goethes stand.

„Nee, Herr Doctor.“

„Es ist Goethe; wissen Sie, wer Goethe ist?“

„Ach, das ist wohl der Vater von Pastor Goethe in Mausettel?“

Der wuſste von Goethe nichts.

Ein andermal kaufte ich bei dem Kärner nebenan Cigarren. Er schlug sie in Druckpapier, auf dem Verse und zwar Goethe'sche Verse gedruckt waren. — „Sie wollen wohl mit Ihrer Maculatur Bildung unter das Volk bringen?“ sagte ich.

„Wieso, Herr Doctor? Bitt' schön."

„Weil Sie Goethe'sche Verse gratis zu Ihren Cigarren zugeben. Sie wissen doch, wer Goethe war?"

„Bitt' schön. Natürlich! Fest gemauert in der Erde —"

Der wusste es auch nicht. Offenbar war ich mit meiner Sonde zu tief gerathen, setzen wir sie also höher an.

Wir haben in unserer Stadt einen Bürgerbildungsverein. Wer in Langenzieritz etwas auf sich hält, ist Mitglied dieses Vereins. Wenn sich dennoch die Lehrerschaft nicht angeschlossen hat, so ist dies darum geschehen, weil sie sich eigene Bildungsveranstaltungen eingerichtet hat, und weil sie in der Bürgerschaft nicht so zur Geltung zu kommen glaubt, als wenn sie unter sich ist. In diesem Vereine vermittelt man die Bildung durch Vorträge. Diese Methode hat ihre großen Vorzüge. Denn offenbar ist es nächst Bilderbesehen das Leichteste auf der Welt, wenn man, statt selbst zu arbeiten, andere reden läst von dem, was sie gearbeitet haben. Hervorragende Mitglieder des Vereins halten uns aus dem Kreise ihrer Studien Vorträge, die vom Vorstande besonders darum geschätzt werden, weil sie nichts kosten. Wir haben gehört: Über den Nordpol, die Limes-Forschungen, Paul Briesemann, einen noch unentdeckten Dichter, die Röntgenstrahlen, den Raubgrafen, Reiseerinnerungen aus den Berner Alpen, die deutsche Bildersprache, Friedrich den Großen, die Zeit Ramses III., den Fixsternhimmel und viele andere interessante Gegenstände. Man sieht, welche Fülle von Bildung durch eine solche Reihe von Vorträgen aus allen Wissensgebieten vermittelt wird. Es wäre nur zu wünschen, dass die Vorträge besser besucht würden, und dass es nicht so schwer wäre, neue Redner aufzutreiben. Der Vorstand hat bereits dazu übergehen müssen, sich Wanderredner zu verschreiben. Da die Casse nicht sehr leistungsfähig ist, so hat man sich darauf beschränken müssen, Redner zweiter bis dritter Güte kommen zu lassen.

Am Tage des Stiftungsfestes findet eine besonders glänzende Sitzung statt. Man läst einen Redner für fünfzig bis fünfundsiebzig Mark kommen. Nach dem Vortrage gibt es ein gemeinsames Abendessen und hierauf „ein Tänzchen". Natürlich ist der Vortrag an diesem Tage von jung und alt sehr gut besucht. Dies war auch neulich der Fall, als man einen Herrn Colbitz aus Leipzig hatte kommen lassen, der auf folgende drei Themen: Die Urbilder der Goethe'schen Frauengestalten, Schiller als Humorist und die Philosophie Shakespeares reist. Man hatte das erste Thema gewählt. Da war etwas für mich, und wenn ich nicht schon so wie so hätte hingehen müssen, so hätte mich dieses Thema hingebracht, weil ich hoffte, etwas über meine Goethefrage erfahren zu können.

Der Saal des Bürgercasinos war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Schulkatheder war aus der Rectorclasse herbeigebracht worden, hier stand eine Lampe aus des Wirts guter Stube, und auch das übliche Glas Wasser fehlte nicht. Im Vordergrunde saßen Damen, theils würdevoll, theils lebhaft angeregt, im Hintergrunde standen links die Ballherren, die von der Sorge um Cravatte und Schnurrbart gänzlich in Anspruch genommen waren, rechts die Herren Väter, durch deren Reihen eine sichtliche Bewegung gieng, so oft die Thüre geöffnet wurde und Bratendüfte in das Sitzungszimmer eindrangen. — Donnerschlag, sagte mein Freund, der dicke C. K. Meyer, man kriegt ja die reinen Pfützen auf der Zunge.

Jetzt erschien durch allgemeine Aufmerksamkeit begrüßt der Redner und bestieg das Katheder, worauf er mit gebürender Umständlichkeit seine weißen Handschuhe auszog, sich räusperte und loslegte. Dass er seinen Vortrag fließend und bis auf das Wort genau an den Mann brachte, wird nicht wundernehmen, wenn man erfährt, dass er ihn bereits zum siebzehntenmale hielt. Nach einer allgemein gehaltenen Erörterung über den Geist und Herz bildenden Wert von allem, was mit unseren großen Dichtern irgendwie zusammenhängt, gieng er dazu über, die Bilder des Frankfurter Gretchens, von Käthchen Schönkopf, Friedrike Brion, Charlotte Buff, der Stein und der Herzogin Amalie zu zeichnen, und versuchte die Ähnlichkeit dieser Bilder mit den Goethe'schen Frauengestalten nachzuweisen. Hiebei wandte er sich in verbindlicher Rede besonders an die jungen Damen und setzte voraus, dass diese mit „Wahrheit und Dichtung" und dem Briefwechsel Goethes auf das innigste bekannt und befreundet seien. Er machte damit offenbar Eindruck, aber der Eindruck würde gewiss tiefer gewesen sein, wenn der Vortragende selbst nicht ein so alter Kerl mit großer Platte und runder scharfer Brille gewesen wäre. Zum Schluss erhielt er seinen vorschriftsmäßigen Beifall.

Der Vortrag war auch gar nicht schlecht gewesen; es fragte sich nur, was die Hörer für Gewinn davon gehabt hatten. Um dies zu erfahren, schlängelte ich mich durch die Gruppen der älteren und der jüngeren Herren, die bei einander stehen geblieben waren und lebhaft sprachen. Ich hörte: Stehen heute 104 ½ — Und ein Paar Augen hat sie — Ach was, keine tausend Thaler Vermögen — Die Handschuhe kosten zwei Mark fünfzig — Das Bier war gestern miserabel. — Zuletzt kam ich zu dem Kreise, der den Redner umgab. Hier stritt man sich lebhaft, ob die Goldene Krone in D. unter dem gegenwärtigen oder früheren Wirte besser gewesen.

Endlich gieng man zu Tisch. Es war nicht ganz zufällig, dass ich meinen Platz mitten unter den jungen Damen erhielt. Der Localdichter,

Herr David, saß mir gegenüber, und so dauerte es nicht lange, bis die Unterhaltung beim Vortrage angelangt war.

Wie der Vortrag gefallen habe? — Sehr nett, reizend, wirklich sehr interessant. — Was denn so interessant gewesen sei? — Nun, Käthchen Schönkopf und das Sesenheimer Pfarrhaus und überhaupt Goethe. Ob man Goethe kenne. — Natürlich, wir waren ja neulich mit dem Theaterzuge in W. und haben den Faust gesehen. — Es war sehr schön. — Nein, Fränzel, es war gar nicht sehr schön, es war so heiß, und der Faust war zu klein und besonders auch viel zu dick. — Ich bin auch einmal in den Räubern gewesen. — Und Marie Stuart ist doch auch ein sehr schönes Stück. — Und besonders die kleine Schmidtfeld, schwarzer Sammet und Atlas, prachtvoll. — Das sei ja ganz hübsch, aber man könne ja nicht immer nach W. fahren. Ob sich denn die Damen auch zu Hause mit den Classikern beschäftigten? Natürlich, Mama hat mir erst zu Weihnachten Goethes Werke geschenkt. — Ausgezeichnet von Mama, aber ob Fräulein Marie auch in Goethes Werken gelesen habe, nicht geblättert, wirklich gelesen?

Fräulein Marie wollte ausweichen, ward ärgerlich, fing an sich ein bischen zu schämen und sagte zuletzt lachend:

„Da Sie es durchaus wissen wollen — nein."

Aber Mariechen, riefen die anderen, der schöne rothe Einband, und überhaupt Goethe und noch nicht gelesen!

„Macht euch doch nicht! Habt ihr ihn denn gelesen? Nein. Ich weiß es ganz genau, dass ihr so thut, und das soll der Herr Doctor auch wissen. Proteste und große Sensation, aber Fräulein Mariechen ließ sich nicht einschüchtern.

„Was werden Sie nur von mir denken, Herr Doctor! Ich habe wirklich versucht, Goethe zu lesen, aber es war schrecklich langweilig. Und Mama wollte es überhaupt nicht."

Das war der Anfang einer Unterhaltung, in die des Weiteren und Tieferen eingegangen worden wäre, wenn nicht mitten hinein das Tanzsignal erklungen wäre und mein junges Volk wie die Tauben davongeflogen wäre. Nun nahm ich im Kreise der älteren Damen und zwar neben Frau C. K. Meyer platz. Man fragte, wovon wir uns so lebhaft unterhalten hätten. — Von Goethe. — Was die jungen Mädchen dazu gesagt hätten. — Ihr Fräulein Tochter, Frau Meyer, erklärte Goethes Werke zu besitzen, aber noch nicht darin gelesen zu haben. Sie wollten es nicht haben.

„Ja, Herr Doctor," entgegnete Frau Meyer, „das ist allerdings so! Sie werden wahrscheinlich denken, wir seien hier in Langenzieritz sehr zurück, aber ich kann Ihnen versichern, wir haben in unseren Verhältnissen für Gedichte keine Zeit. Bedenken Sie nur, wir sind täglich

mit den jungen Leuten aus dem Geschäft vierzehn Personen bei Tisch; das will doch besorgt sein, und ich werde älter und kann es nicht mehr allein schaffen. Da muss Mariechen ganz ordentlich helfen. Und abends kommt es auch nicht dazu. Mein Mann hat nun einmal kein Interesse an so etwas; er hat den ganzen Tag über den Kopf voll im Geschäft und will den Abend nicht mit schweren Dingen unterhalten sein, sondern etwas Gutes zu essen haben. Da muss denn zuerst für den Vater gesorgt werden, und an Goethe kommt man nicht.

„Sie haben recht, der Frieden im Hause ist mehr wert als Goethe zu studieren, und wenn er noch so schön eingebunden ist: Aber warum haben Sie denn Goethes Werke angeschafft?"

„Weil die andern sie auch haben, und weil sie gerade billig angeboten wurden. Sehen Sie, das ist hier überall so: In den Unterricht reden wir nicht hinein, da mögen die Kinder lernen, was sie brauchen; hernach gehen sie noch ein Jahr in die Pension, dann müssen sie im Haushalte helfen, und dann heiraten sie. Ich sagte meinem Manne, es müsse doch auch etwas für die Bildung geschehen, er antwortete aber: Larifari! Bei uns ist auch nichts für die Bildung geschehen, und wir sind doch durch die Welt gekommen.

Ei ei, lieber Goethe, mit dir steht es schlecht in Langenzieritz!

Am späteren Abend trat ich in das Rauchzimmer, wo die Herren Skat spielten und der Redner des Abends bemüht war, noch einige interessante Ergänzungen seines Vortrages an den Mann zu bringen. Dazu meinte der Vertreter der Presse, der gerade glücklich tourniert hatte: Nun hören Sie aber auf mit Ihrem Trätsch. Eicheln sticht.

Frau C. K. Meyer hatte geäußert, dass man die Geistesbildung der Schule überlasse. Es war daher natürlich, dass ich meine Augen auf die Schule und zwar zunächst auf die Lehrerschaft richtete, um meine Goethe-Untersuchung fortzusetzen. Es traf sich so günstig, dass gerade im Pädagogischen Verein ein Vortrag über „die deutschen Classiker in der Volksschule" gehalten wurde. Ich gieng also hin und hörte ein Referat, in dem die längst verblichenen preußischen Regulative mit ihren „sogenannten Classikern" gebürend abgefertigt und dagegen die eminente Bildungskraft, welche unseren Classikern innewohne, gerühmt wurde. Goethe sagt: Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen. Schiller sagt: Es strömen des Gesanges Wellen — Hervor aus nie entdeckten Quellen. Seneca sagt: Einige führen sich selbst zur Tugend an, andere bedürfen dazu eines Führers. Darum, meine Herren, es gilt das Palladium der Volksschule zu vertheidigen. Nur Finsterlinge und Heuchler können es unternehmen, dem Volke diesen hehren Born der Wahrheit zu verschließen. Lassen Sie uns unentwegt einstehen für unsere Dichter. Ein Volk ehrt sich selbst in seinen Dichtern. (Bravo.)

Ich unterließ nicht, dem Redner meine Hochachtung zu bezeugen und ihm meine Verwunderung über seine eminente Belesenheit auszudrücken. Ich sei überzeugt, dass ein Mann, der der Jugend unsere Classiker erschließt, in ihnen wohl bewandert sein müsse. Nur könnte ich mir nicht recht vorstellen, wie die Sache in der Schule praktisch bebehandelt werde. — O, das gehe ganz gut, ich möchte doch einmal hinkommen und zuhören.

Das that ich denn auch umgehend.

Die Behandlung war etwa folgende: Lehrer: Ich habe euch von Goethe erzählt. Was weißt du mir von Goethe zu sagen? — Kind: Goethe, der größte deutsche Dichter, wurde in Frankfurt am Main am 28. August 1749 geboren. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte und wirkte er am Hofe zu Weimar und starb am 22. März 1832 mit dem Ausrufe: Mehr Licht. — Lehrer: Von diesem Goethe befindet sich ein Gedicht in unserem Lesebuche. Schlagt auf Seite 289: Das Heideröslein. Das Gedicht wird mehrmals gelesen, darauf wird die richtige Betonung hineingebracht, dann liest die Classe im Chore:

Sah ein *Knab* ein *Röslein* stehn,
Röslein — auf der *Heide*.

Darauf schreitet man zur Besprechung. Wie lautet die Überschrift? Was ist ein Heideröslein? Wo befand sich also das Röslein? Nenne eine Heide. — Die Lüneburger Heide. — Wer sah das Röslein? Was sagte der Knabe? Das Röslein spricht. Unterscheide Fabel und Parabel. Unterscheide Dornen und Stacheln. Die Dornenbüsche haben Dornen, die Rosen haben Stacheln. Warum haben die Rosen Stacheln und nicht Dornen? Weil Stacheln auf der Rinde wachsen u. s. w. Lerne: Wer eine Rose unvorsichtig anfasst, sticht sich. Sei nicht wild, so kannst du auch eine Rose pflücken, ohne dich zu stechen. Hierauf gieng der Lehrer zu dem einfachen, nackten Satze: — Ein Knabe sah ein Röslein — über. Endlich wurde das Gedicht zum deutschen Aufsatze gestaltet und orthographisch beleuchtet. Lehrer: Fasse zusammen, was wir von Goethe gelernt haben. Kind: Goethe, der größte deutsche Dichter, wurde in Frankfurt am 28. August 1749 geboren. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte und wirkte er am Hofe zu Weimar und starb am 22. März 1832 mit dem Ausrufe: Mehr Licht! Er ist der Dichter des Heideröslein.

„Es ist nicht gerade viel, was die Kinder lernen", meinte der Herr Lehrer, „sie können aber doch sagen, dass sie in der Schule auch Goethe gehabt haben.

Dies also war besagtes Palladium. Hatte nicht der alte Stil recht, wenn er lieber keine, als solche Classiker in der Volksschule haben wollte?

Es scheint demnach höchst unwahrscheinlich, dass ein Vater aus dem Volke, wozu doch auch der unbemittelte Handwerker zählt, mit seinem Sohne vor dem unbeschriebenen Goethemonument stehen und zu seinem Sohne sagen werde: Sieh, mein Sohn, das ist Goethe, der Dichter des Heideröslein.

Natürlich durfte ich bei meiner Untersuchung unseren Localdichter als Sachverständigen nicht übergehen. Ich setzte ihm meine Erfahrungen auseinander. Er amüsierte sich köstlich, sowohl darüber, was ich in der Volksschule gefunden, als auch darüber, dass ich unternommen hatte, den Spuren Goethes in der Volksschule nachzugehen. Lieber Herr, sagte er, Sie verlangen denn doch zu viel. Im Grunde ist Goethe nur der Dichter der Gebildeten.

„Sehr gut, aber wo fangen diese an? Doch wohl mindestens bei Ihnen und in Ihrem Hause. Gretchen, komm einmal her. Sage einmal, was weißt du von Goethe?“ Gretchen, ein Backfisch von vierzehn Jahren, genierte sich, aber schoss zuletzt los: „Goethe, unser größter nationaler Dichter, wurde geboren . . .“

„Gut, das wissen wir — weiter!“

„Sein Vater, der Rath Goethe, war ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte er in Weimar in einer Sturm und Drangperiode und schrieb . . .“

„Aha, er schrieb . . .“

„Werther, Götz von Berlichingen, Tasso, Faust, die Wahlverwandschaften u. s. w.“

„Gretchen, das ist ja enorm. Erzähle mir doch etwas von Götz von Berlichingen.

„Götz von Berlichingen. Das Abendroth des untergehenden Ritterthums wird erleuchtet durch die Gestalt Götz von Berlichingens, eines Helden, welcher die Idee der Freiheit . . .“

„Genug, Gretchen. Hat euch denn der Herr Rector etwas aus Götz vorgelesen.“

„Nein!“

„Auch nichts anderes?“

„Nein. O doch, aus Tasso, aber das war schrecklich langweilig.“

„Das ist ja haarsträubend!“ rief Herr David, der noch nie daran gedacht hatte, seine Tochter nach dem zu fragen, was sie in der „Literaturgeschichte“ lernte. „Also das nennt dieser Ritter von der traurigen Gestalt, dieser Rector, Bildung von Herz und Geist.“ Gretchen, ich selbst werde dir Goethe vorlesen. Wissen Sie was, Herr Doctor, es gibt allerdings nationale Dichter, aber nicht in dem Sinne, wie man

zumeist annimmt. Der classische Dichter, der, offen gestanden, doch auch mehr oder weniger veraltert ist, befruchtet die modernen Dichter und dringt so durch deren Mund ins Volk.

„J, sehen Sie 'mal! Die Idee ist nicht so schlecht. Aber hüten Sie sich, dass man nicht auf die Idee kommt, der Cultus, den ihr Herren von der Feder den großen Dichtern darbringt, sei nicht ohne Eigennutz."

„Wieso?"

„Nun, ihr treibt die Pferde vor dem großen Wagen an, um eure kleine Karre hintendran zu hängen."

Zweierlei Predigten.

Man meint, dass die gegenwärtige Religionsgährung zum Segen für alle christlichen Kirchen sein werde, denn sie erwecke hüben wie drüben den religiösen Sinn und das christliche Gewissen.

Es kann aber auch das Gegentheil der Fall sein. Der Streit ist so rücksichtslos, die Polemiken, besonders von einer Seite, sind so roh und widerspruchsvoll, dass der letzte Rest des Glaubens, der bisher noch in den Menschen ist, dadurch leicht ganz und gar vernichtet werden kann.

Betrachten wir einmal zweierlei Predigten, die eine Art wie sie sein soll, die andere wie sie ist, wie sie heute leider in den meisten Kirchen unseres Landes gehört werden kann.

I.

Der Prediger beginnt seinen Vortrag mit dem Evangelium und weicht nicht davon ab. Er führt das Leben Jesu vor, stellt darüber Betrachtungen an und weckt zu dieser göttlichen Persönlichkeit, die uns erlöst und befreit, eine innige Liebe. Er bespricht die Gnaden des Glaubens, die Wunder der Liebe. Und immer wieder kommt er zurück auf die großen Lebenslehren der Bergpredigt. Es ist ein starker Christus, den er da vorstellt, ein treuer Führer durch Leid und Gefahr, milde, liebreich dem Willigen, herbe dem Widerstrebenden und Hochmüthigen. Je ärmer, niedriger, sündiger einer ist, je angelegentlicher und gütiger beugt sich Christus zu ihm nieder und richtet ihn auf. Der arme Mensch braucht nichts zu thun, als sich aufrichten zu lassen. Der Redner predigt immer wieder den redlichen Willen, die Demuth und die Nächstenliebe, die Reinheit der Gesinnung und des Handelns. Immer wieder erinnert er an

jene Worte Christi, die uns widerstandsfähig machen gegen irdische Drangsale, die uns treu machen dem Bruder, dem Nachbar, dem Untergebenen, dem Vorgesetzten, dem Vaterlande; die uns stark machen gegen die Feinde unseres Volkes, gegen das Unrecht, wo und wie es sich auch zeigen mag; die uns tüchtig machen für die Aufgaben unseres Berufes. Der Prediger spricht von Christus und der Wissenschaft, von Christus und dem Fortschritt, von Christus und der socialen Frage, alles Leben und Streben weiß er in ein Verhältnis zu Christus zu rücken. Aber er mahnt heute und morgen und jeden Tag, dass diese irdischen, zeitlichen Angelegenheiten nicht die Hauptsache, nicht das letzte Ziel sind. Dass wir Menschen Einkehr in uns selbst halten sollen, dass wir in unserem Innersten das Reich Gottes haben, wenn wir es haben wollen, ein Hochgefühl in Gott, das uns sanftmüthig, geduldig, zufrieden macht, das uns Seelenruhe und Glückseligkeit verleiht, das uns souverain macht über die ganze Welt. Und der Prediger weist jubelnd darauf hin, dass dieses unser inneres Reich Gottes nicht vorübergehend ist, wie unser Leib und irdisches Leben, sondern in Ewigkeit die Heimat reiner Seelen bleibt. Dann aber auch kommt der evangelische Prediger auf die besonderen Anliegen der Gemeinde und Einzelner in ihr. Wo Unglück und Trauer ist, da beruhigt, tröstet er mit der treuen Liebe des Heilandes und mit seinem Worte weckt er das Mitleid und die Opferwilligkeit der Gemeinde auf. Wo Glück ist, da verklärt er es mit dem Hauche des Göttlichen. So hebt er den Muth und dämpft den Übermuth und sucht bei allen Dingen christliche Ordnung in den Einzelnen, in die Familie, in die Gemeinde zu bringen.

II.

Auch dieser Prediger geht vom Evangelium aus und predigt es. Aber er predigt es fast bloß in theologisch-dogmatischem Sinne und braucht nur solche Sprüche, mit denen er die Kirche und ihre Priester rechtfertigen zu können glaubt. Es gibt schon auch Beherzigenswertes und Gediegenes, das meiste aber ist Polemik gegen andere Bekenntnisse, die man beiläufig mit Gottlosigkeit zusammenwirft. Wer nicht glaubt, der wird ewig verdammt, aber es gibt nur einen wahren Glauben, den römisch-katholischen. Ein Ungläubiger ist zu allem fähig. Lucheni, der Mörder unserer Kaiserin, war auch ein Ungläubiger. Es kommt allerdings vor, dass auch Ungläubige gut, gerecht und barmherzig sind, aber man ist nicht einen Augenblick sicher, dass sie sich ändern, Schurken und Verbrecher werden. In Tirol war einmal ein junger Officier, der machte sich lustig über den Glauben und leugnete Gott. Da sagte ein Bauer zu ihm: Herr Officier, wenn du da oben über den Berg reitest, könnte man dich vom Pferde schießen. — Aber wer könnte so unchristlich sein?

— Ich. Wenn du das erste Gebot aufhebst, so hebe ich das fünfte auf. — Das war gut geantwortet, setzt der Prediger bei. Der Glaube ist das innere Augenlicht. Der Glaube kommt vom Hörensagen, darum soll man nicht nachforschen. Der Glaube ist eine Gnade Gottes, wer ihn nicht hat, der soll darum beten. Wer nicht glauben will, der glaubt auch trotz Wundern nicht. Aber der Glaube ohne die Werke ist todt, man muss auch gute Werke üben, nämlich beten, fasten, Almosen geben und die heiligen Sacramente empfangen. Die Apostel und ersten Christen waren arme, unwissende Menschen. Und bald darauf: Ein Grund des Abfalles vom Glauben ist die Unwissenheit. Ein zweiter Grund ist die Unkeuschheit. Mancher katholische Priester ist vom Glauben abgefallen, weil er Weib und Kinder haben wollte. Die Ursache der Reformation war, weil Luther sein Katherl haben wollte. Die Ursache des Abfalls in England war, dass der König seine rechtmäßig anvertraute Gemahlin verließ und ein junges Fräulein nahm. Der Papst gab dies nicht zu, so wurde der König dem Glauben abtrünnig. Ein katholischer Priester ist zu den Altkatholiken gegangen, er hat Geld genommen. Auf dem Sterbebette will jeder Abgefallene wieder katholisch werden, lutherisch ist zwar gut leben, aber katholisch ist gut sterben. Der Religionsfeind Voltaire hat in der Sterbestunde einen Priester haben wollen, aber man hat ihm keinen geschickt. Die Protestanten sagen, sie hätten das Evangelium. Ja, wer bürgt ihnen denn dafür, dass die Evangelien, die Apostelbücher, die Bibel überhaupt heilige Bücher sind? Wer gibt ihnen die Gewähr dafür, dass nichts hineingeschwindelt ist? Sie haben keine Autorität, auf die sie sich verlassen können in diesen Sachen. Wir Katholiken haben eine Autorität — den Papst. Der römische Papst ist Petrus, der Felsen, auf den Christus seine Kirche gebaut, das ist unwiderleglich, dagegen kann nichts eingewendet werden, weil es Christus gesagt hat und weil Christus die ewige Wahrheit ist. Der Papst hat — und das kann jeder in der Kirchengeschichte lesen — nie eine Irrlehre verkündet. Der Papst kann als Mensch sündigen, ja, es waren einzelne Päpste, die ihres schlechten Lebens wegen wahrscheinlich verdammt sind, aber als Völkerlehrer sagt der Papst die Wahrheit, weil er unfehlbar ist, und der Papst ist unfehlbar, weil er Stellvertreter Gottes der ewigen Wahrheit ist. Heutzutage ist alles gegen den Papst und die Priester werden verfolgt wie die heiligen Märtyrer. Unter den vielen tausend Priestern gibt es freilich auch einige schlechte, aber die verfolgt man nicht, man verfolgt nur die guten. Protestantische Pastoren gehen im katholischen Lande umher, um den falschen Glauben zu predigen. Wenn katholische Priester das in den lutherischen Ländern wagen wollten, was würde ihnen geschehen? An zehntausend Personen sind übergetreten zum falschen Glauben, wovon viele schon heute wieder zurück möchten, wenn

es der Trotz zuließe. Dafür sind vor kurzem im Orient achtzigtausend Heiden katholisch geworden. Die katholische Kirche ist die allein seligmachende und sie wird durch keinen Feind überwunden werden können, wird bestehen bis ans Ende der Welt. Darum seid stark im Glauben. Wer glaubt, der wird selig, wer aber an den Papst nicht glaubt, der glaubt nicht an Christus, und wer an Christus nicht glaubt, der wird ewig verdammt. —

Das die Grundzüge der Predigten, wie man sie jetzt hören kann, die letztere Art bei uns weitaus häufiger, als die erstere. Für erstere wäre die ganze Welt empfänglich, auf jeder katholischen Kanzel könnte sie gehalten werden, ohne das christkatholische Princip zu verletzen. Aber das Anhören solcher Predigten im evangelischen Geiste, wie sie I. zeigt, ist den Katholiken unter Androhung der Strafe Gottes verboten! — Diejenige Art von Predigten jedoch, wie sie unter II. steht, schreckt alle milden, religiösen Herzen zurück, sie erfüllt die Gemüther mit Zorn und Widerspruch — sie führt zu keinem guten Ende.

Eine Wallfahrt nach Maria-Zell.

Von **Rosalia Fischer.**

(Schluss.)

Am nächsten Morgen sind wir unter einer trüben Überraschung aufgewacht, — es regnete. Es rauschte an die Fensterscheiben und es regnete grau in grau über die waldreiche Landschaft hin. Trostlos bei dem Gedanken an den Weg, der uns heute bevorstand über das Gebirge der Veitsch, die hohe „Roth' Sohl'n", vor der wir gestern gewarnt worden waren, weil es droben die ganze Woche geschneit hatte. Wir hatten leichtmüthig darauf gesagt, die Krowoten würden schon den Pfad treten.

Als wir mit einem warmen Trank gestärkt das „Hoch' Rad-Wirtshaus" verließen und unmittelbar den Bergpfad am grünen Hang emporstiegen, als unter uns noch das Wasser rauschte und durch das leise Regenrieseln doch etwas schimmern wollte wie ein Hauch von Sonnenlicht, — als dann der Wald kam mit seinem feuchtfrischen Harz- und Nadelduft, — als wir über Schranken und Stiegel stiegen und im Walde etwas wie ein Juchezer oder wie ein Wildschrei klang, da war sie ja schon wieder im Herzen drinnen die naturfreudige, bergfriedliche, sehnsüchtige und selige Wallfahrtsstimmung. Sie ist auch nicht gewichen auf dem ganzen langen Weg, und es war schön, wie uns die jungsprossenden Büsche den Weg umsäumten und wie über unsern Pfad das Bergwasser hinschoss und von den verschiedensten Hängen und Klammen zur Tiefe stürzte.

Und es war sehr schön, wie die Nebel aus den Wäldern stiegen und wie sie dann niederkrochen, das ganze Thal zu unseren Füßen verhüllend, so dass es drunten kochte und braute, und da habe ich bei diesem gruseligen und graulichem Anblick des Berglandes wohl geruht, dass es schön werden möge, auf dass wir dieses Gebirgsland sehen könnten mit seinen Wäldern und Schluchten, mit seinen Almen und Graten und seinen Sennerhütten.

Aber es kam Sturm und Regen, dass es beim Übergehen auf hoher Alm nur so in Strömen goss und der Wind so kalt herüberzog, dass wir wohl am liebsten unsere quer um den Leib befestigten Umhängtücher ganz ordentlich umgenommen hätten. Es war aber schwer möglich und so sind wir nass geworden bis auf die „Hausleinwand". Trotz alldem war keines missmuthig. Es heißt ja, wenn es regnet, ist die Wallfahrt gesegnet. Im Innern war noch immer der Friede und so haben wir beim Nicolokreuz im strömenden Regen ein wenig angehalten und den alten guten Nicolaus begrüßt, der mit seiner hohen Bischofskappe und seinem weißen Bart so streng und doch gutmüthig aus seinem hölzernen Häuserl herausschaute auf uns fast kindlich gläubige Wallfahrer, dass wir ihn doch wirklich für den lieben Heimatbekannten vom traulich-schauerlichen Spätherbstabend am sechsten December gehalten haben.

Eine Krowotenschar drängte sich eben auch um ihn; rüstig schritten sie dann fürbass und haben uns im Vereine mit ihren gestern vorangeeilten Kameraden wohl „Pfad getreten". Aber was für einen Pfad! Es kamen jetzt Stellen, die wohl nicht ohne Gefahr zu passieren und auch gefürchtet waren.

Gestern hatte uns ja dieser Berg so tief verschneit entgegengeschaut, und heute, wo doch der Regen so reichlich floss und uns allerwegen das Schneewasser entgegenschoss, fanden wir noch gegen die steile Waldwand gepresst tiefe, harte Schneewechten, und obzwar die Krowotenstiefel gehörig Stufen getreten hatten, so war doch der Pfad oberhalb und am äußersten Rande einer jäh abfallenden Berglehne ein gefahrvoller und Schwindel erregender, so dass einige Wallfahrerinnen männlichen Beistandes bedurften, um den schlüpfrigen, knietief und unregelmäßig ausgetretenen Pfad zu passieren. Zwar rasch gieng es bei uns andern auch nicht, aber doch, es gieng. Nur keinen Blick in den Abgrund, dass er uns nicht hinunterzieht in seinen verderbenbringenden Schlund. —

Und als wir glücklich drüben und wieder eine Weile gewandert waren, da kamen wir erst zur „Schneckenstiege", und thatsächlich im Schneckenmarsch sind wir sie hinabgeklommen.

Im Regen über halbmannshohe Erdstufen, über unsichere Steine und schlüpfriges Wurzelwerk niedersteigen, niederknien und bei manchen unfreiwillig sich setzen.

Und wieder rauschte und stürzte das Wasser und aus dem Berge sprangen Quellen, und als wir nach einer Weile auf ebenem Weg nach Wegscheid kamen und in die Kirche zogen, und dort unter dem jungfrisch gemalten Bild der „Maria-Heimsuchung" eine Weile knieten und beteten, da fröstelte es uns in unseren nassen Kleidern und sind wir ganz starr und grämig geworden.[1])

Draußen kam aber indessen der Sonnenschein und als wir im Wirtshaus uns mit warmer Suppe gelabt hatten, zogen wir auch wieder wohlgemuth gegen „Gusswerk" weiter.

Und es war ein sonniges, grünes Thal um uns, durch das das Wasser glitzernd wallte; und es kam ein abrinnender Brunnen, an dem die Lindenmutter und ich unsere Kittelsäume und kothigen Schuhe wuschen und es dann der lieben Frau Sonne überließen, vor dem Einzug in Mariazell wieder schön und trocken zu machen, was Regen und Weg verschuldet hatten. So trafen wir unsere vorangegangene Schar erst im Wirtshaus, denn viele waren fortgeeilt gewesen, um das abgekommene Gusswerk zu besichtigen.

Unser junges Volk aber, Burschen und Frauenzimmer, die waren in der Wirtshausluft bei Bier und Wein wunderbar aufgethaut und es gieng sehr laut drinnen zu. Halt der Wein und das junge Blut! Aber es änderte sich die Stimmung plötzlich, als wir beim „Urlaubkreuze" uns sammelten, wo unter der hohen Straße, um einen grünen Hügel das schimmernde Wasser floss und weiße Enten schwammen; wo des Himmels Bläue in die Wellen schien und über das grüne Thal, das wie vor einer engen Schlucht auseinandergieng, — und dort, — ach, Herzschlag, warum stehst du still, — Thränenflut, warum schießest du in die Augen? — Warum falten wir die Hände, warum möchten wir sie ausstrecken in wilder Bewegung nach dem Bild, das wir seit unseren Kindeszeiten im Herzen getragen, nach dem wir uns seit Tagen so heiß gesehnt? — Jenes Bild, das, aus des Himmels Bläue tauchend, zu uns herübergrüßt — Maria-Zell!

O, es war ein unendlich freudiger Schreck, eine Seligkeit ohne Namen. Ein heißes Händefalten, ein wortlos Herzensflehn — ein Gedanke des Bittens und Dankens.

So haben wir hinüber geschaut nach den schönen Thürmen, die über die Baumwipfel ragten.

„Wir kommen her über Berg und Thal,
Maria-Zell, schöner Gnadensaal."

---

[1]) Da hat uns der alte, sechsundsiebzigjährige Ungar von unserer Schar eingeholt der richtig ohne Wissen und ohne Bekannte beim hohen Rad „versetzt" worden war und allein den weiten gefährlichen Almweg über die rothe Sohle in Sturm und Regen zurücklegen muiste. Er murrte nicht, hat nur Gott ergeben gedankt, dass er's vollbracht.

Gnadenmutter Maria! Wo weilt sie wohl? Wohin muss das Herz sich wenden, wo das Aug' sie suchen?

Wir haben den Blick ja erhoben zur Himmelshöhe, aber wir haben ihn wieder gesenkt und dorthin geheftet, wo innerhalb des Gotteshauses Mauern, ein Werk von Menschenhand, das Gnadenbild uns grüßte. — Nur ein Bild, nur ein Abbild der Gottesmutter, aber wir haben es vermocht, in diesem Bild die Mutter zu sehen, zu verehren, zu lieben.

Nur ein Bild auf silbernem Altare, von Lichtern umschimmert, — ein altersdunkles Bild, — und darunter ungezählte heißschlagende Menschenherzen! — Allmacht des Glaubens!

Wir haben süßeste Seligkeit gefühlt in der Stunde, da wir unter Musik- und Priesterbegleitung, — wir Mädeln mit gelösten Haaren und weißen Kränzlein darauf — in die Zellerkirche einzogen, eine blaugekleidete Marienstatue auf unseren Achseln. Und mag auch diese Statue nur für Entgelt den verschiedenen Scharen zum Einzug überlassen werden, und mag auch gerade dieses Hineintragen der einen „Muttergottes" zum Gnadenbild einen recht kindlichen Glauben bekunden, und mag auch auf den Gesichtern der Musiker und des einen oder anderen Priesters der Ausdruck geschäftlicher Gleichgiltigkeit sich prägen, — für uns, für das gläubige, sehnende Herz liegt ein Meer von Seligkeit in diesem Hintreten und Niedersinken vor der Mutter mit dem Kinde.

Und mit welch inniger Inbrunst sind wir vor dieser Mutter gestanden und gekniet, und haben zu ihr die Hände gefaltet! Schon als wir die eine Muttergottesstatue zum Einzug holen, und von den Schultern weißgekleideter Ungarinnen, die vor uns gekommen waren, nehmen mussten, und als uns die fremden Mädchen mit dem reichen gelösten Blondhaar und den zarten Gesichtern in fremder Sprache etwas zuflüsterten und auf unsere Antwort, dass wir sie nicht verstünden mit einem bedauernden „Nem" uns anschauten, schon da haben wir feucht glänzende Augen gesehen.

Wie anders ist es hier gewesen als daheim in gleichgiltigen Tagen. Wie hat uns hier die Macht des Glaubens überwältigt; wie ist alles so fremd gewesen und doch so heimisch und traut. Die mächtige Kirche mit den großartigen Wölbungen und Gemälden, darunter unsere kleine Schar verschwand wie ein Schattenbild in den Reihen der Tausende, die kamen und giengen, beteten und sangen.

Und dieses Beten und Singen!

Hätte ich nicht gewusst, dass es Maria-Zell bei der Gnadenmutter ist, ich hätte daran zweifeln müssen, in einer katholischen Kirche zu sein. Diese lauten Gebete in allen Sprachen, — diese schreienden Gesänge in so vielen fremden Zungen, — dieser Lärm, dieses Gewirr, dieses Drängen,

— diese fremdartigen, phantastischen Ceremonien, — es hätte dürfen ein Heidentempel sein.

Aber es war das traute Mutterbild, das unter schimmernden Lichtern mild und still auf die Menschenmenge niederschaut, seit Jahrhunderten schon.

Und nur diesem Bilde gilt all die hingebungsvolle Andacht, all die überwältigende Gläubigkeit, all die Kasteiung, all die Demuth, all die Opferfreude der Tausende von Menschen. Hier liegen sie auf den Knien, umrutschen die Altäre, küssen die Erde, brennen Lichter und opfern. Hier, vor diesem stillen Bild beten, bereuen und weinen sie, und im Vertrauen auf die Mutter der Barmherzigkeit legen sie ihr Geld hin, oft so viel, dass manche unter Entbehrung die Heimreise machen müssen.

Und es ist doch nur freier Wille. Kein Mensch und keine Kirchenlehre verlangt es, aber das Leid und das Vertrauen im Menschenherzen drängt dazu, und es mag der darüber urtheilen, der niemals im Schmerze gezittert.

Andererseits freilich will auch das Leben und die Menschennatur wieder ihr Recht haben, und es wird nicht ausbleiben, dass man mit Neugierde den verschiedenen Gebräuchen beiwohnt. Aber mag mir auch zum Beispiel bei unserem „Fußfall", als wir auf des Vorsängers: „Jungfrauen, fallt nieder auf eure Knie", auf die Knie sinken, und schließlich auf das weitere: „Jungfrauen, fallt nieder aufs Angesicht", flach hin auf das kalte Steinpflaster fallen mussten, — mag mir da auch der Gedanke „Komödie" und unerwartet das Lachen gekommen sein, es vergieng mir, als ich neben mir das jugendliche Tonerl so herzbrechend schluchzen hörte, und viele Mädchen und Frauen weinen.

Demüthig sind wir dann aufgestanden, und als sich hernach für heute unsere Schar trennte, damit jedes nach eigenem Bedürfnis handeln konnte, bin ich auf das Ersuchen einer jungen Frau auch mit ihr dreimal um den Hochaltar gekniet. Sodann giengen wir in die Sacristei, um aus eigenem Antrieb und auf das Ersuchen anderer Messen zu zahlen.

Wir haben lange warten müssen, denn es standen schon viele Leute vor uns, und andere kamen, von denen sich einzelne vorzudrängen suchten, so dass sich ein rundgesichtiger Kirchendiener bewogen fühlte, in freundlicher Weise Ordnung zu halten, zum Beispiel indem er zu einer kecken Niederösterreicherin mit liebenswürdigstem Lächeln sagte: „Nicht wahr, liebe Frau, Sie haben ja Zeit zu warten? Nicht wahr, Sie stellen sich da rückwärts an, bis die Reihe an Sie kommt?"

Die so Zurechtgewiesene war plötzlich ganz gefügig und trat demüthig zurück, aber allmählich regte sich wieder ihre resche österreichische Natur und sie fieng an, sich darüber aufzuhalten, dass man hier in

dieser reichen Kirche so viele Messen zahle. Sie zahle für andere, aber für sich selber opfere sie ihr Geld in armen Kirchen.

Es schien übrigens auch, als hätte sie nicht unrecht, denn es war viel, viel Geld, das wir hier für Messen hinlegen sahen, und es kommt einem unwillkürlich der Gedanke, was wohl mit den großen Summen geschehen mag, und dass es eine Unmöglichkeit sein muss, all diese bezahlten Messen in der Zellerkirche aufzuopfern. Doch haben wir schon früher gehört, dass das „Zuviel“ an Messengeld anderen Kirchen, besonders armen Klöstern übersendet wird, und wenn man denkt, dass von dort aus armen Menschen viel Gutes gethan wird, so kann man wohl auch zufrieden sein.

Nur die besonders für den Gnadenaltar aufgeopferten heiligen Messen müssen auch daselbst gelesen werden, und kosten daher statt sechzig Kreuzer einen Gulden. Auch hörten wir verwunderlicher Weise von besonderen Bitten: eine, zwei oder mehrere, von denen jede zehn oder zwanzig Kreuzer kostet, und hätten wir uns dabei gerne etwas — denken mögen.

Der ältliche, behäbige Priester an der Casse hat darüber gar keine besondere Freude bezeugt. Missmuthig notierte er die verschiedenen Angaben in mehrere Büchel und grantig strich er das Geld ein, und als er erst trotz mehrerer auf dem Pulte liegender Bleistifte den richtigen nicht finden konnte, wie ist er da außer sich gekommen und hat mit doppeltem Kerzenlicht das Bleistiftstücklein gesucht!

Uns kam das Lachen bei dieser peinlichen Genauigkeit, und konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Es wird ihn halt jemand zum Andenken mitgenommen haben.“

„Nicht zum Andenken“, erwiderte der weißhaarige Herr. „So hat ihn jemand eingesteckt.“

Darauf stellte er doch das Suchen ein, schickte den Kirchendiener hinaus zu einem Verkaufsladen um einen Bleistift, blauroth, und fieng wieder an, Geld einzucassieren.

So kamen auch wir an die Reihe, haben gläubig und gerne gezahlt und sind dann, froh dieser Sorge los zu sein, wieder in die Kirche hinausgetreten.

Es war schon tiefdämmerig, aber um das Gnadenbild schimmerten viele, viele Lichter und flimmerte Silber und Gold, und die Menschen beteten und sangen. Und auf dem Sockel der Mariensäule, rückwärts der Gnadekapelle, schimmerte, flammte, zitterte und knisterte es von unzähligen Kerzlein und Kerzen, und unterhalb rangen sich die Hände und rannen die Thränen.

Ach, jedem dieser Lichtlein schlägt ein zitterndes Menschenherz, jedes gilt einem Leid, an jedes klammert sich Glaube und Hoffen.

Und unter den Lichtlein lagen Wachsfiguren roth und weiß, im kleinsten Umfange, Hände und Füße, Kinder und Große, Häuser und Thiere darstellend, Zeichen des Leides, um dessentwillen man bittend oder dankend zur Gnadenmutter kam. Und diese Mutter nur gegenwärtig in dem stillen dunklen Bilde, und vor diesem Bilde die Thränen fließend und die Hände sich ringend, als sei es möglich, sie zu umklammern, sie, zu der die Lippen stammeln:

„Du Königin," — „du Mutter der Barmherzigkeit," — „du Zuflucht der Sünder," — „du Trost der Betrübten," — du Hilfe der Christen", — „du Heil der Kranken", — „du Morgenstern".

Dieses leise, drängende Flüstern, — dieses laute Beten in allen Sprachen, — diese hallenden Gesänge in fremden Zungen, und diese einzelnen schrillen Stimmen!

Ein betäubender Lärm und ein verwirrendes Menschendrängen. — Und trotzdem hat jedes Zeit gefunden und Hoffnung, um vor dem Mutterbild zu knien und zu beten. Und es geschah dann, dass plötzlich die dunkle Kirche in einem Meer von elektrischen Lichtern schimmerte, und dass die Orgel klang und ein Weihgesang: „Tantum ergo Sacramentum", und dass es stille ward in der Kirche und alle Menschen auf den Knien lagen, als das Glöcklein klang und am Altar der Priester die schimmernde Monstranze hob und segnend die Brotgestalt über uns neigte.

Und damals, Heimgärtner, kam mir der Gedanke an die Weltmacht der katholischen Kirche.

Wie all die lauten, vielsprachigen Gebete und Gesänge verklangen vor dem Ton der Orgel, die zum Segen rief, und wie all die vielen, vielen Menschen, Kinder der verschiedensten Nationen und heimständig in den fernsten Ländern, wie sie alle auf die Knie sanken beim Zeichen des Glöckleins, und wie sie an die Brust klopften beim Anblick des heiligen Sacramentes des Abendmahles, und wie unsere Herzen pochten und wie wir allesammt es vermochten, in der jubelnd gesungenen lateinischen Frauenlitanei und im lateinischen Segenlied die heilige Heimatweise zu erkennen, zu verstehen, da habe ich die Berechtigung der lauretanischen Kirchensprache erkennen gelernt, — dieser Sprache, die, ausgehend vom Stuhle des Vaters, alle Katholiken auf der ganzen Welt umweht, umschlingt und eint.

Es hat mich doppelt gefreut, als nach Beendigung des Segens im Gedränge mir, der Knienden, sich eine Hand bot, und ich in das Gesicht eines jungen Krowoten schaute, der nach einem kurzen Blick wieder unentwegt zum Muttergottesbilde aufsah.

Aber dann, als wir durch die Kirche giengen und ich an den Gitterwänden vor den Beichtstühlen die Tafeln las, in welcher Sprache

hier gebeichtet werden konnte, da wollte sich doch so etwas wie Trotz in meinem Innern regen, denn überall waren zuerst Tschechen, Slovenen, Magyaren und dann erst „Deutsche" genannt.

Es sollen sich hier auch gehässige Auftritte abgespielt haben, da die Slaven mit der Äußerung „nix deutsch" die Deutschen verdrängten. Mir war aber dieser Ärger erspart geblieben, da meine Begleiterin und ich wegen Mangels an Sammlung nicht heute, sondern morgen früh beichten wollten.

Um acht Uhr abends standen die Priester vom Beichthören auf, um, wie uns einer lächelnd sagte, jetzt schlafen zu gehen, damit sie um vier Uhr früh wieder kommen könnten. Und da war auch der weißhaarige Herr aus der Sacristei dabei, der nunmehr nach Beschluss des Geldeinnehmens auch freundlich und glücklich schien. Kirchendiener aber giengen durch die dunkelnde Kirche und trugen Büchsen und Schüsseln voll Geld von den Altären. Dann kam einer und raffte am Sockel der Frauensäule alles zusammen in ein Gefäß, — die Hände und Füße, die Kinder und Großen, die Häuser und Thiere, — all diese Sinnbilder aus Wachs sammt ihrem daranhängenden Menschenleid und all die zitternden Kerzenflammen. Nur am Gnadenaltare brannten noch einige Lichter vor dem einsamen, stillen Mutterbild, indes draußen über der dahinströmenden Menschenmenge sich der Sternenhimmel breitete.

Am nächsten Morgen, als ein frostig trüber Dämmerschein ins Zimmer fiel und ein mächtig Glockentönen uns weckte, da sind wir auch ungesäumt aufgestanden und durch die regennebeligen Gassen wieder der Kirche zugegangen, wo wir fürs erste beichteten und communicierten. Und es war ein gütiger, deutscher Greis, der uns die Beichte hörte, und es war ein junger, deutscher Priester, der uns das heilige Abendmahl reichte, — so ein traut-heimisches Gesicht, — wohl ein steirisches Landeskind.

Wir erkannten es in der Weise, wie er die schon „gespeisten" Deutschen, die in dichten Reihen knieten, ermahnte, die von den jenseitigen Beichtstühlen herkommenden Leute vorzulassen, mit den Worten: „Lasst's die Krowoten vüra", — und dann zu diesen gewendet: „Geht's vüra, (vorwärts), geht's." —

Ich weiß nicht, ich habe zuweilen einen Priester, wenn er schon den Kelch mit den Hostien in Händen hielt, an die die Communion erwartenden Gläubigen unfreundliche Worte richten hören und es hat mich immer tief verletzt bei dem Gedanken, was das andächtig und hingebend gläubige Gemüth sich im heiligen Sacramente vorstellt, aber die gutmüthigen Worte dieses jungen Geistlichen haben mich gefreut. Wir sahen ihn an diesem Tage oft, wie er immer wieder geduldig zum Altare kam, um die stets herandrängenden Menschenmengen mit seinem

Seelenbrote zu erquicken, während er dann wieder oftmals aus der Sacristei trat, um die von den Gläubigen auf einen Tisch gelegten Gegenstände zu „weihen". Ein Stolaumnehmen, ein segnend Handbewegen, ein Sprühregen geweihten Wassers und einige für uns unverständliche lateinische Worte, — und die Sachen sind geweiht. —

Voll Herzensfrieden glauben wir es. —

Nach der Communion gieng alles wieder zum Gnadenaltar, um unterm Bilde der Gottesmutter zu beten, und den heiligen Messen beizuwohnen, die daselbst aufgeopfert wurden. Und da war es, dass zu einer Segenmesse die Orgel spielte, und dass zu ihrem Klang wohl viele hundert Stimmen sangen, — ein fremdsprachiges Lied. Es mochten wohl Slovenen sein, die sangen und habe ich mir gedacht, dass besonders für sie diese Segenmesse aufgeopfert werden mochte, weshalb sie sich das Vorrecht ihres Volksgesanges aneigneten.

Das glaube ich nicht, dass der hochblondbärtige Priester, der mit einem gewissen weltlichen Ungezwungensein die heilige Messe las, dem fremden Volke angehörte.[1]) Ich habe vielmehr, ich weiß nicht warum, an einen altkatholischen Geistlichen denken müssen bei seinem Anblick. — Aber es war doch das lateinische Messopfer.

Die Messe war zu Ende, die Andacht vergieng, und als wir dann wieder vom Gnadenbilde schieden und durch die Kirche giengen, da stellte sich so ein gewisses weltlich Wohlgefühl ein, — ein Gefühl des Glückes, dass wir fertig gebetet hatten, und nun mit Interesse verschiedenes uns Neues betrachten konnten. So sind wir vereinzelt unsere Wege gegangen.

Da war die Schatzkammer mit ihrem ungeheueren Reichthum, mit ihren glänzenden Juwelen und Geschmeiden, an denen vielleicht einst die Herzen hiengen, oder die etwa drückten wie eine Last, — Schätze, die die Menschen der Himmelskönigin zu Füßen legten. Dann waren die reichen Gemälde an den Wölbungen[2]) und dann war die Stadt Bethlehem mit der „Geburt Christi". Und da hat es mich besonders interessiert, dass die Leutlein, die so andächtig zum Stalle und zum neugeborenen Kindlein pilgern, so schön graue Anzüglein mit grünen Aufschlägen tragen, — echte Steirer, und dass beim Kindesmord des Herodes die Frauen in weißen Häubchen und Schürzen, als weinende Mütter ihre weißgekleideten Kindchen den wildlachenden Mordgesellen hinhalten. Dann das „Wunder zu Kanaa" mit der schön gezierten Braut, und „Adam und Eva unterm

[1]) Einen Geistlichen in langem, schwarzen Talar und Rock darüber, — einen blondhaarigen Mann mit niederer Stirne und finsterem Blick sah ich in einer slovenischen Schar, mit der er gekommen war. Sein „Volk" hieng verehrend an ihm, und einmal standen ein ernster Mann, ein junges Weib und ein von den Eltern an beiden Händen gehaltenes vollgesichtig Büblein vor ihm, dem Berather, wie Maria und Josef mit dem Jesukinde vor einem Propheten.

[2]) Dankbilder und Votivtafeln waren nicht zu sehen. „Sie seien wegen Renovierung der Kirche abgenommen."

Apfelbaum". Rührend war es, wie da Krowoten und Slovenen diese kindlichen Darstellungen mit harmloser Freude betrachteten. Wie sie in ihrer arm erscheinenden Tracht vor dem Jesukindlein standen, — wie sie den Kindermord beklagten und das Wunder zu Kanaa besprachen, und wie sie über „Adam und Eva" redeten.

Auch versäumten sie nicht, der Frau, die hier die Aufseherin und Erklärerin macht, einzelne Münzen hinzugeben. —

Um elf Uhr sammelte unsere zerstreute Schar sich, auf dass wir gemeinsam auf den Calvarienberg gehen sollten. Doch waren unsere Reihen sehr gelichtet, denn einzelne waren trotz des Frostwetters zum Erlaffee gewandert, andere hatten sich so verflüchtigt, und eine Anzahl schickte sich an, mit einer anderen aus den heimatlichen Dörfern gekommenen Schar schon heute fortzuziehen, darunter sogar unser jugendlicher „Fahnträger".

Und ich weiß nicht, es war jedes Einzelnen freier Wille, zu gehen oder zu bleiben, aber es hat uns doch diese „Fahnenflucht" fast verletzt, und besonders der resche Graukopf war nicht schlecht zornig.

„Alle könnten sie geh'n", meinte er, sammelte aber doch seine übrig gebliebenen Schäflein, um gemeinschaftlich mit ihnen auf den Calvarienberg zu pilgern, was für manche wohl einen Bußweg bedeutete.

Schon das endlose Beten bei allen Altären der Kirche vor dem Auszug war überaus ermüdend, und der kothige Weg sodann und das leichte Regenrieseln, in das sich freilich etwas Sonnenschein stahl, machte auch nichts besser, zudem noch Beten und Singen verlangt wurde, den Berg hinauf und bei jeder Station und insbesonders droben am Fuße des Kreuzes das Niederknien auf kothbespritzten Stufen. Bußfertig und willig ist alles vollbracht worden, nur habe ich mit Bedauern auf diesem Weg und wohl auch anderwärts die unschöne Darstellung heiliger Gestalten betrachtet. Warum das? — Wenn schon der tiefe Herzensglaube jedes Werk von Menschenhand verklären, und die schlichtesten Andenken aus alter Zeit heiligen kann, eine zu plumpe, sozusagen beleidigende Verkörperung heiliger, idealer Gestalten thut doch dem Gefühle weh. Und weh thun, drücken kann auch so eine düstere Frömmigkeit, wie wir uns derselben auf diesem Kreuzwege hingaben, und es war eine Herzerquickung, als wir endlich in der Kapelle von Kaltenbrunn vor Mariens Maialtar in Blumenpracht und frischem Dufte knieten und betend ruhten, und das frisch quellende Wasser tranken.

Und als dann die Wallfahrt aus war für heute bis zum abendlichen Kirchgang, als wir im jetzt warmen Sonnentag dahingiengen, theilweise zu den Kaufbuden und Läden, andere ins Panorama und zum Photographen, wo sich einige Mädchen mit den weißen Kränzlein auf dem Kopf abnehmen ließen, das war ja sehr schön.

Nicht so schön war es, als wir am Nachmittag bei verschiedenen Einkäufen, — Andenken für die Lieben daheim (Zellerkirta) — unverhofft viel Geld ausgegeben hatten.

Schön war es, als die Lindenmutter eine Schüssel voll Milchkaffee anrichtete, Wecken einbrockte und die verschiedensten glänzenden und nicht glänzenden Löffel einladend an die Schüssel lehnte.

Wir haben viel gelacht an dem sonnbeschienenen Tischlein vor dem Berghaus, denn es war so wohlig und heimisch, dieses „Begutetwerden" von der treuen Lindenmutter.

Wie mit flatternden, reisiggeschmückten Fahnen fremde Scharen kamen, in die Hunderte zählend, — Menschen aus fernen Ländern, — aus Ungarn oder Siebenbürgen, Croatien oder Dalmatien, — wer wusste es genau! Ein Volk in stockfremder Tracht: die Männer in engen blauen oder weißen Hosen, in hohen Stiefeln, oder die Füße mit Linnen und Schnüren umwunden, — kurze, weißgelbe Felljanker mit Schnüren geziert und ein bunt gesticktes Hemd am Leib, darüber noch meist einen weiten grobfädigen Mantel um die Schulter hängend, wie die Hirten des alten Testaments, die Köpfe geschoren oder abwechselnd mit sehr langen Haaren und entblößt, die Schlapphütte und Mützen an Schnüren um den Hals befestigt, auf den Rücken oder die Brust niederhängend. Die Frauen in kurzen faltigen Röcken, mit hohen Stiefeln oder Linnengewinden um die Füße, Schürzen und Leiber mit bunten Bändern geziert, darüber meist eine langschößige, weißgelbe gestickte Felljacke, und weiße spitzengezierte und gestickte Tücheln am Kopf; die Mädchen kurzröckig, kurz- und weißärmelig, mit weißen Schürzlein und buntverzierten Miedern, mit gelösten welligen Haaren und weißen Kränzlein darauf; und wie beim „Fußfall" vor dem Gnadenaltare die Jungfrauen, — sechzig an der Zahl, — in die Knie sanken und dann flach hin aufs Angesicht, die nackten Arme auf die Steinfliesen schlagend und den bekränzten Kopf darauf, und wie sie so bitterlich weinten und schluchzten,[1]) und die Umstehenden auch; und wie die fremden Mädchen dann um die Frauensäule knieten und weinend ihre Kränzlein verbrannten, und wie sie die verflammenden Reste auf den Sockel der Säule warfen, ein Opfer der Jungfrau Maria; und wie dann später dieses Volk in endlosen Reihen mit brennenden Lichtern und flatternden Fahnen die Kirche durchzog; wie sie unter hallenden Gesängen sich vor den Altären beugten, und vorm Gnadenbilde schon von ferne die Fahnen neigten, — wie hätten wir da nicht die hinreißende Phantasie dieses Volkes bewundert, die schwärmerisch-innige, hingebungsvolle Frömmigkeit fühlen müssen?! —

[1]) Eine war darunter mit modernen Kleidern und einer schwarzen Überjacke und langen blonden Haaren, — die weinte am meisten.

Und als dann die Nacht kam und das Lichtermeer erschimmerte, als wieder die Orgel zum Segen klang und das lateinische Weihelied, — als wir auf den Knien lagen und betend die Hände falteten und anbetend den Blick erhoben, als wir so selig, selig waren, — da fühlten wir wieder, wie es uns alle umschlang, das Band des Glaubens und der Bruderliebe.

Am andern Morgen sind wir in frühester Stunde wieder vor dem Gnadenbild gekniet, um noch einmal, zum letztenmal der Mutter unsern Dank und unser heißes Flehen ans Herz zu legen.

Und da war es wieder das lateinische Messopfer, um das sich die Menschenscharen anbetend drängten. Aber es geschah, dass der stillen andachtsvollen Messe eine Segenmesse folgte, zu der die Orgel klang.

Und da war es wieder, dass beim ersten Ton ohne Rücksicht auf die vielen Deutschen das slovenische Volk ein Messlied zu singen begann.

Und es war ein gewaltiger Sang, der die Kirche durchbrauste, — die Orgel übertönend, durch die Hallen und Gewölbe dringend, als müsste er aufsteigen zum ewigen Himmelsdom, — ein Sang von vielen hundert Kehlen, — eines ganzen Volkes Hochgesang.

Es lag etwas Hinreißendes in diesem Lied, dessen Worte wir nicht verstanden, dessen Melodie aber anklang an die alte Weise:

„Weint mit mir,
Ihr mächtig stillen Haine. —“

Ein Volk, ein Lied, ein Glaube, — ein einzig Herzensfleh'n in treuer Muttersprache, warum nicht auch uns das Glück, nach dem wir oft so heiß begehrt, nach dem unser ganzes deutsches gläubiges Volk sich sehnt, — ein Glück, das anderen Völkern gegönnt ist?!

Mit diesen Gefühlen bin ich das letztemal in Mariazell vor dem Gnadenbild gekniet, — Gefühle und Gedanken, die ich nicht gesucht und nicht erwartet, die mir aber kamen in der Erinnerung an die Seligkeit, die mich beim deutschen Kirchengesang so oft beschlich. Als der Sang verklang und wir noch einmal der Mutter all unser heißes Flehen dargebracht, haben wir von ihr scheiden müssen.

Und es waren Thränen so glutig heiß, die in die Augen schossen, als beim Portal noch einmal die Blicke zur Mutter flogen und unter dem dreimaligen Neigen der Fahne die Schar das alterthümliche, in diesem Augenblick so tief ergreifende Abschiedslied sang:

„B'hüat dich Gott, b'hüat dich Gott
Viel tausendmal,
Mariazell, schön's Gnadenthal.“ —

Und dann ist die Wanderung dahingegangen in den nebeligen Maimorgen hinein, der so kalt war, dass uns die Finger froren.

Aber gerade beim „Urlaubskreuz", wo unten das Wasser flutet, und zwischen grünem Buschwerk das Thal von Mariazell sich öffnet, gerade da verflog der Nebel und kam der warme Sonnenschein über uns und Mariazell, wohin noch einmal unser Blick sich senkte . . .

Dann ist die Wanderung fortgegangen in das sonnige schöne Land, der Heimat zu.

Es war ein Feiertag, „Christi Himmelfahrt", und wir hätten es vor lauter Kirchensein fast vergessen.

Aber wir merkten es an den sonntäglich gekleideten Menschen, die uns begegneten und an ihren sonnigen Mienen. Woher sie wohl kommen mochten in dieser häuserarmen Gegend, — woher wohl von den Bergen und Gründen?

Wir aber giengen wieder dem Hochgebirge zu und sind recht tapfer die „Schneckenstiege" hinangeklettert. Es gieng hinauf besser als früher im Regen herunter, und war es ein seltsam Bildlein anzuschauen, wie die Vorderleute unentwegt den Pfad anstiegen und die Nachkommenden mühsam emporklommen, — wie auf der Jagd nach dem Glück.

Droben auf der Höh begegneten uns vier einsame Menschen, — Vater, Mutter, Tochter und Sohn, wohl einfache Arbeitsleute. Sie waren aus Cilli und giengen nach Mariazell, um für den Vater die Heilung einer arbeitsunfähigen Hand zu erbitten. — Arme Leute. Ein gelbes Hündchen lief mit ihnen schon seit sechsunddreißig Stunden.

Vor uns lag nun der schwindelnde Schneepfad, über den vorübereilende Krowotenmädchen bloßfüßig hinwegsetzten, und wo wir durch lauthallendes Schreien vom Walde herauf aufmerksam wurden, dass wir jemand „versetzt" hatten. Es war eine, glücklicherweise recht curaschierte Dirne, die unterwegs bei Wegscheid unverhofft ihren Ziehbruder getroffen und dafür die Schar verloren hatte, bis sie durch die ihr begegnenden Cillier von uns hörte. Glücklicherweise war sie, wenn auch von Laufen und Schreien „halb hin", so doch nicht verzagt.

Munter giengen wir über die Alm hin, kehrten ein wenig wieder beim alten Nikolaus ein, der heute vergnügt in die sonnige Welt schaute,[1]) und haben dann ein wenig bei einer einsamen Sennhütte herumgeguckt. Doch die Stubenthür war geschlossen und versperrt, — in den offenen Ställen aber lag hochangewehter schmutziger Schnee.

Was mochten da für Stürme gehaust haben! Und als einmal über die Steinkämme im Hintergrunde her es wie Wetterwolken stieg und einzelnes Donnern übers Hochland grollte, da hätte es mich trotz der flüchtig hineilenden Schar fast gefreut, so ein wildes Hochgebirgsgewitter zu erleben. Aber die Wolken vergiengen, der Donner schwieg,

[1]) Wir gaben ihm einige Kreuzer, auf dass er am Nicolotag wieder zu den Kindern daheim kommen soll.

und als wir nach raschem Niederstieg am „hohen Rad“ an den Waldrand traten, da lag die Welt im Sonnenschein, und es duftete am Rain von jungem Gras und Heu und Waldesluft und die Grillen sangen und die Meisen im Geäst, indes im Wald der Kuckuck schrie. Am Waldrain aber lag, von der Mutter behütet, ein krankes Kind, ein armes, bittend Kind, — das erste, das uns auf dem Rückwege begegnete, dem aber weiterhin wieder viele andere folgten. Und um dieser bittenden Kinder willen habe ich es auf dem Zellerweg gelernt, meinen Eigensinn zu beherrschen. Ich hab' mich nämlich capricieren wollen, mit dem sehr kleinen Reste meiner Barschaft heimzureisen, ohne dass ich von jemand, auch von meinem Bruder, Geld annehmen wollte. Aber bei dem Gedanken an die bittenden Kinder auf unserem Weg erschien mir mein Eigensinn so sündhaft, dass ich ihm widerstand und um des Gebens willen mich leichtmüthig entschloss, im Nothfalle eine „Gabe“ anzunehmen. Und das hat mich nachträglich sehr gefreut, denn diese Kindlein, die um des Almosens willen laut und hastig betend, oder stumm, mit gefalteten Händchen und schüchternem Blick an unserem Wege knieten, sie waren doch die schönsten, süßen Blumen auf diesem Pilgerweg. Wie anders aber der Mann, der mit nur einer Hand und niederhängendem Hemd, um sein Gebrechen zu zeigen, bei einem einsamen Almkreuz uns erwartete. Er glich in seiner Blöße einer biblischen Gestalt, und doch war er in dieser geschäftsmäßigen Nacktheit fast widerwärtig, — noch mehr aber war es ein starker, graubärtiger, gutbäuerisch gekleideter Mann, der späterhin mit gezogenem Hut an einem hohen Waldweg kniete und mit gröhlender Stimme immerwährend betete:

„Heilig, — heilig, — heilig ist der Herr Gott Sabaoth,
Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll. —“

Wie nahe mochten sich da wohl Frömmigkeit und Gottesfrevel gewesen sein!

Thalabwärts hat uns der Weg dahingeführt dem Wasser entlang, an Veitsch, Mitterdorf vorüber nach Krieglach, wo wir einzelne am Fuße des Alpsteiges in einem Bauernhause übernachteten.

Und schön war es auch, als wir nach dem Scheiden wieder die einsame Straße dahingiengen zwischen den abendstillen Feldern; schön, wie die grüne Saat die Ähren wiegte in lauer Maienluft, — und schön, wie zur linken Seite, dort über's Thal weiße Nebel stiegen und im Abendlicht verschwammen, — wie es rauschte und brauste, wo das Wasser seine ewigen Wege wogt, und das Dampfross seine eherne Straße zieht.

Ach, es war schön, wie der Nachtzug schnaubend nordwärts zog, wie durch die Nebelschleier und Schattengebilde es leuchtete und glühte,

und ein Funkenschwarm sprühend und glühend in Lüften flog, — und schön, schön, wie die Mondsichel am Himmel hieng.

Und schön war es endlich, als wir nach diesem wunderbaren Bild und nach wiederholten Fragen und freundlichem „Rechtgerathenwerden“ vor „Haberls“ Gasthaus standen.

Und es war gut sein im Kreise unserer Bekannten in der lichten, tabakraucherfüllten Stube, — gut sein bei Wirtsleuten, die mit bäuerlicher Gastfreundlichkeit die fremden Leute beguteten.

Am nächsten Morgen sind wir wieder frisch reisebereit gewesen bis auf eine von uns, — eine junge Bürgersfrau, die gestern schon überaus mühsam gegangen war, und heute vor lauter Fußschmerzen nicht auftreten konnte. Der Scharführer war entschlossen, mittelst einer Tragbahre die Frau heimzubringen. Aber sie hat es lebhaft abgewehrt und ist, wenn auch mit Thränen zurückgeblieben, um womöglich andern Tags auf der Bahn über Graz und Fehring auf weitem Umweg heimzufahren.

Für uns glückliche Gesunde begann wieder ein schöner Weg, — hinauf im Morgennebel eine Hochstraße. Es war wieder der heilige Hochlandsfriede.

So viel Holz, so unendliche Wälder, und dort und da in Schluchten auf grünen Hängen eine Menschenansiedlung.

Ein Leben in Armut und Frieden, wie Gott es will.

Und dann Heimgärtner, — ich war ganz allein, — die Straße hatte sich gelichtet und auf einem sacht abfallenden Acker haben zwei Buben mit Pferden Hafer gebaut, — da stand dort drüben auf einem jäh ansteigenden grünen Berg ein Haus, — ein einsames Berghaus aus dunklem Holz mit etwas weißem Anbau, — ein Waldbauernhaus. Da hab ich lange hingeschaut, lange. Und die Bäume rauschten ober mir.

Durch Wälder und Felder hat uns unser einsamer Pfad jetzt wieder fortgeführt, oft noch an einschichtigen Bauernhäusern vorbei.

Abendlich war es schon, als wir niederstiegen in das Thal von Pöllau.

Unsere Wallfahrt aber sollte erst morgen mit dem Gottesdienst auf dem „Pöllauberg“ beendet sein, und wollten wir heute unweit davon in einem Bauernhause übernachten.

In der großen Stube mit den vielen Fenstern haben sich die fremden Ankömmlinge heiter um den breiten, blanken Tisch gereiht, indes eine großgewachsene, etwas gebückte, zartgesichtige Bäuerin mit dünner, „sinndelnder“ Stimme um das Begehren der Gäste fragte.

Und sie hat dann lockeres Schwarzbrot hertragen müssen und klaren Birnmost, — viel Most, denn bei dieser Jause im traulichen Bauernhaus hat sich jung und alt heimisch gefühlt.

Übrigens waren wir ja auch so nahe der Heimat, nur noch einige Stunden, so dass es leicht möglich gewesen wäre, heute noch heimzuwandern.

Am Morgen noch in Krieglach, im hohen Bergland, und jetzt so nahe der Heimat.

Wohl, unser heutiges Asyl war auch ein Waldbauernhaus vom alten Schlag, mitsammt seinen Bewohnern; die verwitwete Bäuerin, die bei Angabe ihrer Adresse durchaus den Namen ihres verstorbenen Mannes aufschreiben lassen wollte, weil er halt so geheißen hätt', — dann der große Sohn, ein Bursche, jung, stark, brünett, zutraulich und ungelenk, trotzig und herzwarm, wie ein junges Ross, — zwei halbwüchsige heitere junge Buben, die ab- und zugiengen und sammt Mutter und Bruder die Gäste bedienten; dann eine Magd, nicht mehr jung, aber harmlos kindlich, die den großen Burschen, der sie neckte, mit glücklichem Lächeln ausgreinte, dass er „allweil mit die Weibat'n anzubandeln hätt", — und ein Mann, — Wirtschafter oder Knecht, — graubärtig, grobklotzig und schlicht, grobsprachig und ehrlich, — eine gute Waldbauern-Knechtgestalt, — Naturmenschen alle zusammen.

Auf dem Herde in der Stubenecke ein Feuer, flammend, sprühend und knisternd, und der Rauch dieses Feuers zur dunklen Holzdecke aufsteigend und darunter ziehend durch die ganze Stube zu den Fensterchen hin, durch die das Taglicht schimmernde Streifen ins Rauchgewölke wob.

Indessen hat die Bäuerin an ihrem sauber gehaltenen Herd alle möglichen kleinen und großen schwarzen Häfen abgekocht und es war urgemüthlich dabei. Und wenn auch einzelne Funken in der siedenden Milch verglommen, sie war trotzdem gut und gesund zu dem neugebackenen schwarzen Brot. Und erst, als uns die Bäuerin erklärte, Betten hätte sie in den Kammern etliche gerichtet, aber nicht viele, und im Tenn' draußen schlafen wär es zu kalt, so würde sie uns halt in die Stube Stroh hereintragen lassen für ein Schlafgeld von zwei Kreuzern für jede Person, da haben wir uns wohl überaus gefreut.

Und als die Hausleut gegessen hatten und die Hausmutter das Abendgebet sprach, ein Vaterunser „für unsere verstorbenen Freund und Feind" — ein Vaterunser „zu Ehren Jesus, Maria und Josef, um eine glückselige Sterbestunde zu erbitten", — eines „für alle armen Seelen im Fegefeuer", und schließlich „zu Ehren des heiligen Florian, dass er uns behüt und bewahr vor allem zeitlichen und ewigen Feuer", — da sind auch wir wieder einmal andächtig geworden.

Und sodann kam die Nacht und das Zubettegehn in der Bauernstube. Und diese Nacht, als das Geschnatter der jungen Leute, wie es eben trotz Wallfahrtgehens nicht ausbleibt, auf die Mahnung der älteren

verstummte, und endlich nur noch der Wind an den Fensterchen raschelte und erfrischend durch die Öffnung in die Stube zog und ein stilles Zwielicht durch die vielen Scheiben dämmerte, — diese Nacht im traut sicheren Bauernhaus ist doch noch die schönste gewesen auf unserer ganzen Wanderschaft.

Der nächste Morgensonnenschein aber hat uns nach Pöllauberg geführt, wo unsere Wallfahrt zu Ende war.

Und sind wir, die wir durch sechs Tage in brüderlicher Gemeinschaft durch Berg und Thal dahingegangen, in fremden Gegenden und unter fremden Menschen ein zusammengehörig kleines Volk, auseinandergegangen, wohl viele auf Nimmerwiedersehen.

Ich möchte alle Menschen wallfahrten schicken, so recht demüthig und herzensfreudig, wie wir hingegangen sind durch Gottes große Welt zum armen, schlichten Bild.

Ich möchte sie hingehn lassen, sie, die so ruhlos sind, dass sie Gott in der Natur gar nimmer kennen wollen, sie, die ihren Gottesglauben nur aus den Büchern schöpfen, und starr und steinern für diese geschriebenen und nicht geschriebenen Lehren kämpfen.

Und denke ich zum Ende das: Ob gläubig oder ungläubig oder was immer für einer Religion oder Muttersprache angehörig, wenn's nur ein Herz voll Treue und Liebe ist, voll Barmherzigkeit und Rechtsgefühl, — so ist Gott mit ihm.

Gemeine Werte.

Nicht immer steigert ein vielseitiges Begehren den Wert des Gutes. Edle Güter haben weniger Bewerber als gemeine, häufig bleibt der Besitzer eines idealen Gutes ganz unangefochten, während einer, der das gleiche will wie die Menge, den gemeinen Fraß nur unter Rippenstößen erreichen und unter Zähnefletschen behaupten kann. R.

Der erste Seefahrer ein Steirer.

Ein Blatt aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Vormittags die Alpen, nachmittags das Meer. Wir Steirer können das haben — und bequem. Eines Tages hatten wir's so — ich und mein Sohn Hans. Auf den Waggondächern des Zuges lag, als er in Triest einfuhr, frischer Gebirgsschnee. Die südliche Sonne sog ihn mit Gier auf, wie einen seltenen Leckerbissen. Es war anfangs April.

Die Einladung des Österreichischen Lloyd in der Tasche, schritten wir den Molo San Carlo hinaus. „Na Servas!“ sagte der muntere Student, als er's Meer sah, das zu seinen Füßen schwurbelte und zitternd dalag bis hinaus, „wo Wasser und Himmel sich schneiden“. Das erstenmal so was zu sehen, das gibt einen Sonntag im Kalender des Lebens.

Einst hatten wir von der Seefahrt folgende Vorstellung, erinnerst du dich, Junge? Man nimmt ein Brett, legt's auf's Meer, setzt sich drauf, so dass zu beiden Seiten die Beine ins Wasser strampfeln; mit diesen zappelnden Beinen rudert man nach Amerika, oder sonst wohin. Dieses System leidet frühzeitig Schiffbruch, denn man merkt, das Ding thut's nicht. Man macht's anders.

Dort draußen, gefesselt an eine rothe Kugel, die im Meer schwimmt, steht hoch und schwarz ein Dampfer. Thurmhoch ragen die zwei Masten mit dem Spinnengewebe der Raaen, Taue und Strickleitern. Aus dem etwas schief stehenden schwarzen Riesenrohr pustert der Rauch. Mitten auf dem Deck steht ein viereckiges Haus mit vielen Fenstern. Das Deck wimmelt von geschäftigen Menschen, die gar winzig sind auf dem gewaltigen Bau. — Das ist der neue Lloyd-Dampfer „Styria“, zu dessen Probefahrt wir aus Steiermark gekommen waren. Die Gäste, etwa vierzig an der Zahl, — gar fürnehme Herren und schöne Frauen — hatten sich schon versammelt und so fahren wir auf einer Dampfbarcasse hinaus zum neuen Schiffe. Das soll gleich gekennzeichnet werden. Nach den Daten des Erbauers siehe da unten.[1])

Man sieht, es gibt auch auf dem Meere trockene Daten; das macht nichts, wir werden schon noch feucht werden, ohne über Bord zu springen. Besuchen wir das Innere das schwimmenden Palastes. Da gibt's Sachen, die von den trockenen Daten ganz verschwiegen werden. Fürs erste treten wir in die schöne Stube eines steirischen Jagd- oder Touristenhauses. Lichtholztäfelung, Zirmholzmöbel, an der Wand Hirschgeweihe, Alpengestalten, darunter unser unvergesslicher „Prinz Johann“. Die frische Sennerin, die hier auf dem Bilde steht, kenne ich; sie ist aus den Neubergeralpen. Die „Bildeln“, die daheim in ihrer Hütte hängen über dem Tischel, sind lauter Heilige (der junge, schlanke Kaiserjäger ausgenommen, der keiner ist!). Und jetzt soll sie, die Sennerin selber, hier als Heilige an der Schiffswand auf dem großen Wasser umeinanderfahren? Am Thürpfosten hängt der steirische „Mandlkalender“, auf dem

---

[1]) Die „Styria“, vorwiegend ein Warenschiff, ist 315 Fuß lang, 43 Fuß 3 Zoll breit, 24 Fuß 3 Zoll tief, der Groß-Tonnengehalt beträgt 2771, Nettotonnen 1710. Das Schiff ist durchaus elektrisch beleuchtet und für 42 Passagiere eingerichtet. Das Deplacement beträgt 5625 Tonnen, der Rauminhalt 160.165 Cubikfuß, die Tragfähigkeit 3618 Gewichttonnen, die Tauchung 20 Fuß 5 Zoll. Es wurde ein so geringer Tiefgang angenommen, um in der Lage zu sein, auch den unteren Theil der Donau zu befahren. Das Schiff wird für die gräco-orientalische Linie, für die Eilfahrten nach Konstantinopel, die Häfen des Schwarzen Meeres und Kleinasien in Dienst gestellt werden.

Tische liegt der „Heimgarten" — Herz, was willst du mehr? Noch ein gutes Tabakpfeifel. Denn wir sind im Rauchzimmer der „Styria". Gleich daneben geht's schon vornehm her, Sammtbänke, Spiegel — der Damensalon. In diesen Räumen ist sogar ein bisschen Secession mit Geschmack angewendet. Der feinste Schmuck jedoch sind die Damen selbst. (Erstaunlich, wie galant!) Nach flüchtiger Besichtigung der Zellen kommen wir zum Speisesalon. Da ist's gut sein. Ein breiter, hoher, heller Raum mit laubgrüner Täfelung in weißen Rahmen. An der hellen Decke Sonne und Sterne, von denen nächtlicher Zeit das elektrische Licht ausströmt. Zwischen den buntbeglasten Fenstern einige Schlösserbilder der Steiermark. Am Gesimse ringsherum flott gemalte Genien, Kindergestalten, ackernd, kelternd, butternd, bergwerkend, schmiedend, holzend, kurz, alle wirtschaftliche Thätigkeit der Steirer versinnlichend. Und endlich das Glanzstück — ein großes Wandgemälde: Graz, von der Hilmwarte aus gesehen. Die steirische Hauptstadt im Sonnenschein, ein lachendes Werk von Meister Kircher, dem genialen Marinemaler. Überall sieht man, wie liebevoll die Urheber dieses Schiffes, zumeist selbst geborene Steirer, des heimatlichen Alpenlandes gedachten. In vielem glauben wir den poetischen Anregungen des Lloydpräsidenten selber zu begegnen, eines Mannes, dessen Familienname in der steirischen Geschichte, speciell auch Literaturgeschichte, eine so ehrenvolle Stellung einnimmt. — Überall auf dem neuen Schiffe finden wir — auch nach den Äußerungen der Fachleute gesprochen — das Gediegene mit dem Praktischen, das Einfache mit dem Vornehmen, das Schöne mit dem Guten gepaart.

Leise zitterte der Bau unter dem Knarren der Maschine, dem Rauschen der Wellen — die Steiermark schwamm auf der Adria. Triest war zurückgetreten und auf freiem Meeresplan begann die „Styria" sofort ihre Kräfte zu erproben in jugendlichem Übermuth. Wie rasch sie fahren, wie schnell sie anhalten könne, wie behende sie sich in der Runde drehen könne, wie hoch oder tief sie laufe, wie sicher und fest sie den Wogen widerstehe — und was weiß ich, was sie noch alles versuchte und glänzend bestand. Ein Frachtenschiff mit über vierzehn Knoten Fahrgeschwindigkeit! sagten die Seeleute mit Befriedigung. Das muss wohl was heißen.

Der istrischen Küste entlang gieng der Dampfer, die malerischen Orte Capodistria, Pirano, Cittanuova — und zur anderen Seite das offene Meer gegen Venedig hin, so rauschte die muntere „Styria" voran bis in die Seehöhe von Parenzo. Dann kam das Mittagessen. Da gab's für den alten Älpler eine große Enttäuschung. Er hatte fraglos Sauerkraut mit Milch und Sterz erwartet, und ein Pfeifel Gebeizten drauf. Statt dessen kamen Sardinen, Hummern und Mayonnaise, Westphäler Schinken, Saftbraten mit Erbsen, Geflügel mit welschem Salat, Pudding,

Gefrorenes, Käse, Obst, Kaffee. Ferner die sehr erklecklichen Begleiterscheinungen Bairischbier, Dalmatiner Rothwein, Sect und auf das gekrönte Gebäude als Thurmspitze — Havannah. Man kann aber nicht sagen, dass bei diesem internationalen Mahle einer der Steirer Heimweh bekommen hätte nach der vaterländischen Einbrennsuppe.

Die Eindrücke dieser Dinge lassen sich ja leider nicht so durch das Wort übertragen, wie etwa die Tischreden, die jetzt anhuben zu geschehen. Erhob sich zu meiner Rechten auf einmal der Lloydpräsident Freiherr von Kalchberg, tippte mit dem Messer ans Glas und sprach: „Meine Damen und Herren: Der Österreichische Lloyd hat bereits viele Schiffe, welche den Namen von Kronländern der Monarchie tragen, über die Adria hinausgesendet. Auch heute ist er diesem Beispiel treu geblieben. Das neue Schiff trägt den Namen eines der inneröſterreichischen Erbländer, den Namen eines Landes, der in der ganzen Welt bekannt ist, und überall, wo er genannt wird, sympathisch berührt: Styria — Steiermark! In ihm hat sich — beim Stapellaufe — gleichsam die grüne Steiermark mit dem blauen Adriameere vermählt, und heute sind sie in den Flitterwochen auf der Hochzeitsreise. Wo es sich um so poetische Dinge handelt wie um die Flitterwochen, da darf der Poet selbst nicht fehlen. Deshalb ist es uns eine Freude und eine Auszeichnung zugleich, dass der steirische Dichter, der der Geburt nach jenem Lande, mit seinen Werken aber der ganzen gebildeten Welt angehört, an dieser Hochzeitsreise theilnimmt. Wir können ihn, die ‚Styria' personificiert, als das Herz derselben bezeichnen — während das Haupt des Landes, der Landeshauptmann Graf Attems, der ebenfalls theilnehmen sollte, leider durch den eben tagenden Landtag verhindert ist, unserer Bitte Folge zu leisten. Fürchten Sie aber deshalb nicht, dass wir die ‚Styria' kopflos in die Adria fahren, denn es sind ja heute noch andere Steirer an Bord, die sich ihrer annehmen. Ganz merkwürdig ist es, was für innige Beziehungen die Steiermark — trotzdem sie nicht, wie nach Shakespeare etwa Böhmen, am Meere liegt — seit alten Zeiten schon mit dem Meere hat. Einige von Ihnen sehen mich fragend an, besonders meine Frau wirft mir wegen steirischen Größenwahnes einen warnenden Blick zu. Ich muss also wohl den Beweis erbringen. Unser Dichter Rosegger hat in einem Vierzeiligen, die Sie ja alle kennen, gesungen:

Der Adam hot d'Liab aufbracht,
Da Noah in' Wein,
Da Davidl 's Zithernschlagn',
Müass'n Steira g'west sein.

Derselbe Noah aber, der den Wein erfunden und deshalb ein Steirer war, hat aber auch die Arche gebaut. So ist also der erste Schiffbaumeister ein Steirer gewesen, quod erat demonstrandum. — Noch

ein anderer, dessen Name durch die ganze Welt geht, der sich unsterblichen Ruhm am Meere erworben, war ein Sohn der Steiermark: Tegetthoff. Sein Geist, der tapfere Geist des hartnäckigen Ausdauerns und Überwindens von Schwierigkeiten, lebt noch heute in unserer ruhmreichen Kriegsmarine. Und in demselben Geiste wollen auch wir fortarbeiten. Um auf Noah zurückzukommen, so ist als ein Ur-Ur-Nachfolger auch ein Steirer unter uns, der Arsenaldirector Herr von Kodolitsch, der mit seinen Ingenieuren, Werkmeistern und Arbeitern das Schiff geschaffen, dessen Beurtheilung wir anderen überlassen wollen. Ihm und allen seinen Mitarbeitern gebürt der wärmste Dank der Gesellschaft. Wir werden noch viele Schiffe hinaus aufs Meer zu schicken haben und ich hoffe, dass wir immer größere, bessere, schnellere, immer rentablere hinaussenden können, bemannt mit den besten Matrosen der Welt, den Dalmatinern und Illyriern, immer mehr österreichische Waren hinausführen, unsere Linien immer weiter ausdehnen. Solch freudiger Schaffensdrang wird einem nicht nur Pflicht, sondern Freude, durch das leuchtende Beispiel, das uns von Allerhöchster Stelle gegeben ist, unter aller Trübsal, trotz aller Schwierigkeiten, nie den Muth sinken zu lassen, alle Sorgen zu überwinden. — Diesem Beispiele wollen wir folgen und ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in ein ‚Hoch‘ auf den Träger dieser hohen Mission, auf unseren Kaiser! Er lebe hoch!“

Na, das war so weit gut.

Aber erschrocken über das Hölzl, das dem arglosen Poeten plötzlich geworfen wurde, so unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel, sann ich nach, was jetzt zu thun sei. Sich heimlich aus dem Staube machen, ist fast eine Unmöglichkeit auf dem völlig staublosen Meere. Da gieng zu allem Überfluss auch der Capitain Dell' Adami los und feierte den Waldbauernbuben als Seemann, dessen Werke die Welt umsegelt hätten. Das stimmt, denn die Amerikaner, die Engländer und Holländer auf den Colonien sind literarische Piraten, die sich unserer deutschen Literatur ohne weiteres bemächtigen als billigen Einfuhrartikel. — Meinetwegen, viel schlimmer als das, war die Thatsache, dass ich jetzt sprechen musste. Mir liegt zwar das Herz stets auf der Zunge, die Zunge aber in der Feder. — Es ist ja wahr, mein verehrter Herr Präsident, dass der Patriarch Noah das erste Schiff erbaut hat, und es ist nicht minder wahr, dass er den Wein erfand. Aus letzterer Thatsache habe ich die Folgerung gezogen, dass Noah ein Steirer gewesen ist, denn, weil der Steirer vor allem den Wein liebt, wofür wir soeben den gründlichen Beweis angetreten haben. Diese Thatsachen sind bis heute von der Wissenschaft nicht bestritten worden, also steht es unbestritten fest, dass Noah der Erfinder des Weines, der Erbauer des ersten Schiffes und also auch der erste Seefahrer — ein Steirer war. Wenn

wir, seine Nachkommen, nun auf der Arche, genannt „Styria“, dahinschwimmen über die Sündflut, Menschengeschöpfe jeglicher Gattung; so glaube ich, dass wir wohlbehalten auf dem Berge Ararat landen, als am Ziele der Wünsche und Hoffnungen, die der aufstrebende Österreichische Lloyd von der Zukunft hegt. Es lebe der Lloyd und seine „Styria“ auf den Wassern! —

Diese endgiltige Feststellung der Landsmannschaft Noahs erfüllte mich mit Behagen, das noch gesteigert wurde durch die begeisterten Worte des Statthalters von Istrien, Grafen Goëß, der den Lloyd grüßte und seinen Präsidenten, und durch die Rede des Arsenaldirectors von Kodolitsch, Erbauers des Schiffes, der die Geschichte und Eigenschaften dieses neuen Dampfers darstellte.

Mittlerweile hatte die „Styria“ die Rückfahrt angetreten. Stolz auf die Ehre, die ihr geworden an diesem Tage, dampfte sie dem Hafen von Triest zu, wo eine große Menschenmenge neugierig harrte, als wäre der Dampfer heimgekehrt von seiner ersten Weltreise.

Am nächsten Tage sind ich und mein Sohn auf dem „Grafen Wurmbrand“ orientwärts gefahren — wie weit? Das soll ein nächstes Blatt erzählen. Die „Styria“ aber zieht heute auf hohen Meeren, mit wehendem Wimpel die Ehre unseres Vaterlandes hinaustragend von Continent zu Continent. Wenn die Braunen in Asien, die Rothen in Amerika und die Schwarzen in Afrika nur erst an der Wand die junge Sennerin sehen, dann werden sie schon Cultur annehmen.

Ein Beisel.

Etwas Wienerisches von **Ottokar Tann-Bergler.**[1]

Die Wirte klagen immer über die Mühen ihres Gewerbes und über dessen Niedergang! Und es gibt eigentlich keinen beneidenswerteren Beruf. Sie spielen die Angenehmen, kneipen zu jeder Tages- und Jahreszeit unter dem wenig stichhältigen Vorwand, es sei ihnen nur darum zu thun, die Gäste zu animieren, und leben in Saus und Braus dahin bis nach Mitternacht, Tag für Tag, was doch sonst gewiss nur wohlhabenden Leuten möglich ist. Wenn sie Grund zur Klage haben, so trifft die Schuld nur sie selber, sie ganz allein.

[1] Aus dessen neuem, bei Robert Mohr in Wien erschienenen Büchlein „Pomeisl & Comp.“ Wienerisches, das trotz guter Eigenart an die besten Sachen Schlögls gemahnt.
Die Red.

Kürzlich hab' ich wieder einmal beobachtet, wie in manchen Localen distinguierte Besucher behandelt werden, die zum erstenmal kommen und bei denen alle Anzeichen dafür sprechen, dass sie getreue Stammgäste zu werden gedenken. Den selbstverständlichen und bescheidensten Wünschen des Herrn, von dem ich spreche, kam man nur zögernd nach; oder sie harren heute noch der Erfüllung. Unter solchen Umständen geht's natürlich nicht.

Hätt' ich einen Phonographen bei mir gehabt, er würde die Gespräche reproducieren, wie folgt:

Gast (noch an der Thür): „Wie lang' soll i denn no warten, bis endli aner von die Herr'n Kellner die Gnad' hab'n wird, mir den Überziacher abz'nehmen."

Piccolo: (stürzt sich mit der Geschwindigkeit eines Manlicher-Geschosses, das es sehr eilig hat, auf ihn): „Bitte sehr . . ."

Gast (misst den Piccolo erstaunt und schiebt ihn mit einem Fuß zur Seite): „A Schand und a Spott, dass ma solchene Krutzen, die no in's Deckerl g'hör'n, verwend't. No, i siech schon, da bin i ins richtige Beisel g'rathen. Hätt' i mir glei denken können. Schaut schon von draußen danach aus." (Stellt den Stuhl, der mit der Lehne gegen den Tisch zugeneigt war, gerade und legt den nassen Überrock darauf, den Hut aber auf den Tisch.)

Ein Herr (der daneben sitzt): „Pardon, der Sessel ist besetzt, meine Frau . . ."

Gast: „Das gibt's net. Wer z'erst kommt, mahlt z'erst."

Zahlkellner (in der Absicht zu intervenieren): „Dort beim Fenster wär' noch ein schöner Tisch ganz frei . . ."

Gast: „Wann Ihner der Tisch so g'fallt, setzen S' Ihna selber hin. I bleib' da. Werd'n mir ja seg'n. Und wann a Sicherheiter h'reing'holt werd'n muass'" (Der Sitznachbar erhebt sich achselzuckend und geht zu dem freien Tisch. Der Fremdling blickt ihm empört nach. Zum Zahlkeller:) „Hab'n S' lauter so angenehme Gäst' in dem Local da? Net amal empfohl'n hat er si. So a Grobian! Wer ist denn der Herr eigentli?"

Zahlkellner: „Entschuldigen schon, aber —"

Gast: „Da gibt's gar ka Entschuldigung und ka aber. A Grobian is er und bleibt er vor meiner. Wann's ihm net recht is, soll er mi beim Bezirksg'richt klag'n. — So, und jetzt nehmen S' dem Herrn da" (auf sein Vis-à-vis am Tische zeigend) „amal d' Speis'karten weg. Hat schon Zeit g'nua g'habt zum Auswendilerna. Andere Leut' woll'n a 'was essen."

Speisenträger (taucht wie aus einer Versenkung neben ihm auf, eine Speisekarte präsentierend): „Schöner Hasenrücken wär' hier, Schweinscarree, sehr zu empfehlen, Viertel Gansel . . ."

Gast: „Erstens hab' i Ihner net g'ruafen, zweitens reden S', wann S' g'fragt werd'n und drittens geben S' die Karten her und verschwinden S'." (Setzt den Zwicker näher gegen die Nasenspitze:) „Is eh all's schon wieder ausg'strichen. Bringen S' mir a Portion Kuttelfleck'."

Speisenträger: „Hab'n wir heute leider nicht."

Gast: „So lassen Sie's halt frisch machen."

Speisenträger (verlegen lächelnd): „Ja — Herr — verzeihen schon — das dauert stundenlang! Wählen vielleicht ein Schnitzerl; ist in zehn Minuten fertig, sehr zu empfehlen, oder . . ."

Gast (grimmig auflachend): „Ah, das passert' Eng halt. Wann mir amal a Kellner 'was sehr empfiehlt, dann hab' i schon g'speist! Is's g'wiss schon a bissel stinkert, das ‚Schnitzerl' und da möcht's es halt anbringen?" (Ein Herr am Nebentisch, der von einem Schnitzel erst ein paar Stückchen gegessen und die letzten Worte gehört hat, schiebt den Teller von sich.) „Seg'n S', wie i's derrathen hab'! Dem Herrn dort graust a schon."

Speisenträger (verzweifelt): „Vielleicht etwas Kaltes: Schinken, Roastbeef . . ."

Gast: „No, versteht si! Dass's mir geht, wie an' meinigen Freund, der was 'n Bandelwurm davon g'kriagt hat. Zwa Jahr hat er umdoctern müassen, und schließli, wann er net die Rosscur braucht hätt . . . Ja, so. No, no, die Räuschperei da an die Tisch' wär' just net nothwendi. Mir san alle Menschen. Dös hab' i sehr gern, wann ma in an' öffentlichen Local so hoppatatschig thuat. Wer's Dischkarier'n net vertragt, soll daham bleib'n." (Nach einer nachdenklichen Pause.) „Bringen S' mir zwa wache Eier; kernwach. Da kann wenigstens nix g'fälscht und pantscht werd'n in der Kuchel."

Bier-Schani (demüthig und furchtsam): „Was befehl'n zum Trinken? Bier? Wein?"

Gast: „Natürli, i komm' eigens aus'n fünften Bezirk her, damit i Eng das Krautwasser austrink'! Überhaupt trink' i an' Wein nur bei an' Wirt, denn i schon guat kenn'; i, als Familienvater kann net so leichtsinni sein, dass i mir a Bleivergiftung zuziach. Alsdann a Seidel Bier. Scheint zwar a so a abg'standene Glaudern z'sein. Wie viel hab'n si denn da drin schon d' Füaß 'bad't? . . . Was stengen S' denn no da und halten Maulaffen feil, Sie Latsch? (Bier-Schani stürzt ab und sieht sich dabei erschreckt um.) „A so a Frechheit! Dem is's net recht! Sie, Zahlkellner!"

Zahlkellner: „Bitte sehr . . ."

Gast: „Gehn S' zum Wirt, i lass' ihm sag'n, dass der Bierkellner a Latsch is."

Zahlkellner: „Ja, mein Herr . . ."

Gast (entrüstet): „Mir scheint, Sie kapier'n 'ebenfalls a wengerl schwer. A Latsch is er, verstanden? A Latsch!"

Zahlkellner (zerknittert die Serviette, verneigt sich höflich und geht schweigend ab).

Bier-Schani (stellt ein Seidel Bier auf den Tisch).

Gast: „Das nimm i net. I bin ka General, dass i so a Borten brauch'! Für mein guat's Geld will i a mein ordentlich's Maß. Der Hausknecht soll si an Dümmer'n aussuachen, wann er betakeln will. Nachfüll'n lassen! Aber, weh' eng, wann's an' Hansel nehmt's! Dann g'hört ein Uhrwaschel mein." (Die beiden Eier werden ihm gebracht.) „So, jetzt brauch' i nur no a Bacht. Von dem Körbl da hab' i schon alle Wecken und Semmeln propiert. San alle patzwach und eindruckt. I begreif' net, dass die Leut' so rücksichtslos san. Wischen si d' Händ an die Semmeln ab, und d' andern soll'n s' nachher essen. Muass a nette G'sellschaft da verkehr'n. — He, Speisentrager! Das soll a kernwach's Eier sein? Is no ganz schlumpert; wann S' das an' andern Gast vorsetzen, so hab'n Sie 's schon am Dachel! — Schicken S' derweil 'n Zahnkellner, i geh' in a wirklich's Wirtshaus!"

Zahlkellner: „Ein Seidel Lager ist sieben, zwei Eier ist fünfzehn, ein Brot neunzehn."

Gast: „Was, das geb'n Sie für a Lager aus, den Fensterschwitz?" (Giftig lachend.) „Sehr guat. Und an Eier kost't acht Kreuzer?"

Zahlkellner: „Haben ja zwei Eier gehabt."

Gast: „A'ns hat g'strebelt; das soll i a zahl'n?"

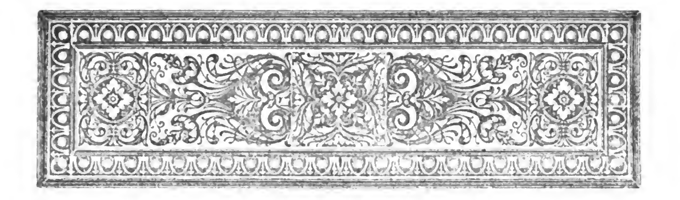
Zahlkellner: „Haben es ja auch gespeist."

Gast (In Gedanken): „No, i werd' mi net mit Ihner h'rumstreiten. Den Kreuzer können S' Ihner als Trinkgeld b'halten." (Da ihm der Kellner beim Ankleiden behilflich sein will) „I pfeif' Eng d'rauf." (Im Abgehen): „B'füat Eng Gott mit Rosenwasser, i waß, was i z'thuan hab'; das lass' i in d' Zeitung einisetzen. Das nehmen s' mir überall auf!"

Neue Kunst.

Zwar seh' ich, traun, so manches arg verhunzt,
Und anderes verzerrt zu tollen Fazen,
Doch lass' ich gelten gern die neue Kunst,
So lang' die Bäume in der alten waren.

M.



Kleine Laube.

Atheistische Religionsheuchelei.

Wenn Einer nicht an Gott glauben kann — wer vermag es, ihn deshalb geringer zu achten? Ich getraue mir nicht zu behaupten, dass Atheisten niedriger stehen, als Gläubige. Die Kirche sagt, es fehle ihnen die Gnade, der Realist sagt, es fehle ihnen ein Sinn, der Künstler sagt, es fehle ihnen ein Talent. Und ich sage, es fehlt ihnen ein Glück.

Dass jedoch unsere Atheisten sich doch mit Religion abgeben, hierin aber vielfach nicht redlich sind, das muss man bedauern. Ich meine Politiker, heute aber nicht römische, welche die Religion zu politischen Zwecken missbrauchen, sondern deutsche Politiker, die es auch so machen. Um es klarer zu sagen, denke ich an einige unserer nationalen Führer. Sie selber — nun, sie glauben an Gott nicht, belieben aber, die Religion als Kampfmittel, als Lockruf fürs Volk zu benützen. Das ist ein schwerer Vorwurf, doch in so wichtigen Dingen muss die Überzeugung rücksichtslos ausgesprochen werden. Die Männer, die ich meine, sie mögen sonst aufrichtig und selbstlos sein — aber in dieser Sache thun sie unrecht. Sie fördern die Übertrittsbewegung. Gut. Aber die evangelische Kirche ist ihnen im Grunde so gleichgiltig, als die katholische, sie glauben keiner von beiden. Sie möchten aber doch das glaubende Volk gerne von der römischen Kirche losmachen und zur protestantischen führen — lediglich zu nationalpolitischen Zwecken. Zu solchem Ziele werden sie laute Lobredner des Christenthums, an das sie persönlich nicht nur nicht glauben, das ihnen nachgerade herzlich zuwider ist. Und diese Unredlichkeit verdrießt mich. Erstens weil ein Predigen ohne Selbstglauben keine Kraft hat und nur Heuchler erzeugt; zweitens weil bei uns Deutschen der Zweck nicht die Mittel heiligt. — Wer den Wert des Glaubens als solchen nicht anerkennen kann, wer insgeheim die Religion nur für ein Verdummungsmittel des Volkes hält, der darf Glaube und Kirche auch nicht als nationalen Köder benützen.

Die Übertrittsbewegung ist nur was wert, wenn sie der inneren, religiösen Überzeugung entspricht. Nur dann kann sie auch dem Volksthume zum Segen sein.

Nach meiner Erfahrung geschehen die Übertritte größtentheils aus dem sehr gerechten Verlangen nach einem Cultus des reinen Evangeliums in der Muttersprache. Darin liegt natürlich auch eine nationale Bedeutung, die hoch zu begrüßen ist. Hauptsache jedoch kann das Nationale vom religiösen Standpunkte aus nie und nimmer

45*

sein. Luther hat das Evangelium der deutschen Nation näher gerückt, aber er hat damit nicht etwa für die Deutschen ein besonderes Christenthum herrichten wollen. Das Christenthum der Evangelien ist für alle Menschen gestiftet worden. „Gehet hin und lehret alle Völker.“ So hat's auch Luther übersetzt.

Man lebt und wirkt für das deutsche Volk am schönsten, wenn man wahr ist. Und wenn man beständig für die Verbreitung und Vertiefung des Christenthums arbeitet, so geschehe es vor allem diesem Christenthum zuliebe, weiterhin kommt es auch dem deutschen Volke zugute. Hätte ich jedoch nicht das Glück, an die Weltsendung Jesu glauben zu können, so würde ich die Religion in meinen irdischen Bestrebungen aus dem Spiele lassen.

Um das Deutschthum zu fördern, wüsste ich ganz andere Mittel, als die Verquickung der Religion mit Politik. Ich habe solche Mittel gelegentlich genannt, aber sie scheinen — zu kostspielig zu sein. Möchten es sich etliche nicht sagen lassen müssen, dass sie für ihr Volksthum nur das zu opfern bereit sind, was für sie ohnehin keinen Wert mehr hat — die Religion. Rosegger.

Die Buren müssen ausgerottet werden.

Vor kurzem las man in einem Wiener Blatte eine Meinung über den Burenkrieg. Und da hieß es unter anderem, die Buren seien ein edles Volk, das mit antiker Heldenhaftigkeit um seine Freiheit kämpfe. Das Recht sei vollkommen auf Seite der Buren. Und doch müsse man wünschen, dass England siege, des Fortschrittes wegen. Die Buren erwiesen der Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwicklung einen größeren Dienst, wenn sie untergiengen, als wenn sie siegten.

Das ist so ziemlich das Niederträchtigste, was diese Herren je eingestanden haben. Also des „Fortschrittes“, der „Entwicklung“ wegen soll das Recht unterliegen, sollen edle, freiheitsliebende Völker vernichtet werden. Was sie unter ihrem Fortschritte meinen, das kann man sich schon denken, die völlige Entwicklung jenes Raubsystems, bei welchem ohne jedes sittliche Leitmotiv, ohne allen Gewissensskrupel der physisch Stärkere den Schwächeren vernichten darf. Was würde die „Neue Freie Presse“, die obigen Ausspruch mit Wonne veröffentlicht hat, sagen, wenn man einmal einen reichen Juden erschlagen wollte, um mit seinem Gelde die „Entwicklung“ zu fördern, neue Handelsverbindungen zu schaffen, „Cultur“ zu verbreiten?

Gedanken und Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Je älter man wird, desto mehr kommt man zur Überzeugung, dass der Name nichts und die That alles bedeutet.

* * *

Es gibt Gesellschaftsclassen, deren geistiger Gesichtskreis mit einem — Stacheldraht umgeben ist.

* * *

Im Worte Damen steckt schon das — Amen.

* * *

Jeder bedeutende Mann wird bestrebt sein, die Menschen so zu machen, wie er ist.

* * *

Auch ich trage eine Krone — in der Tasche.

Sollen Dichter heiraten?

Von J. G. Oswald.[1]

Ich bin erstaunt, dass noch kein Vocativus auf den Einfall gekommen ist, diese bedeutungsvolle Frage zum Gegenstande einer Enquête zu machen. Was maßgebende Personen gelegentlich darüber vorgebracht haben, sind ganz widersprechende Ansichten. Wenn Friedrich Nietzsche die Künstlerehe nichts weniger als günstig beurtheilt, ja geradezu behauptet: „Die Gefahr der Genies liegt im Weibe", erklärt Emile Zola im Gegentheil: „Die Heirat ist für mich die Schule der großen modernen Künstler."

Um diesen so unbegreiflich scheinenden Widerspruch begreiflich zu finden, muss man sich das Naturell, die Individualität der beiden vergegenwärtigen. Nietzsche, dieser sprunghafte, wechselvolle, aphoristische Geist, zur ewigen Treue verurtheilt — es wäre eine Unmöglichkeit. Dagegen erscheint der Architekt des Riesenbaues „Rougon-Macquart" allerdings prädestiniert zum Ehemann, denn er besitzt im höchsten Grade das, was einem solchen vor allem noth thut: die Geduld.

Aber beide sind Ausnahmen. Will man zu einer Regel, zu einem Gesetze gelangen, so muss man die Untersuchung auf eine breitere Basis gründen.

Wie ich die Dichter kenne, verspreche ich mir von einer Enquête so gut wie nichts. Kaum einer würde der Versuchung widerstehen, ein wenig den genialen Lüderjan herauszubeißen, mag er auch in praxi der correcteste Ehemann sein. Nein, es gilt den Weg der Empirie zu beschreiten, durch eine verstohlene, hinterlistige Beobachtung ein Material aufzuhäufen, daraus sich ein unumstößliches Naturgesetz inducieren läst. Ein schwieriges und langwieriges Unternehmen! Aber ich scheue mich nicht, es getrost zu beginnen.

Wo die Wissenschaft in Frage kommt, müssen kleinliche Bedenken verstummen. Ich bin daher so indiscret, aus einem Privatbrief eines befreundeten Dichters der Öffentlichkeit zu überantworten, was für die Öffentlichkeit von Interesse ist.

Nachdem er eingangs den Plan zu einer neuen Dichtung erörtert hat, fährt er fort: „Aber bitte — reinen Mund, zumal meiner Frau gegenüber! Sie ist ohnedies meiner Kunst nicht mehr grün. Erst neulich sagte sie: ‚Kannst du denn nicht irgend was anderes unternehmen? Musst du denn ewig schreiben? Die Honorare sind doch wahrlich nicht verlockend, und dann bist du auch nicht gelehrt genug. Du bist ja nicht einmal Doctor! Ja, wenn du ordentlich studiert hättest, dann könntest du auch was Belehrendes und Bildendes schreiben, dann brauchtest du nicht immer Liebesgeschichten zu erfinden, oder gar unsere eigenen, intimsten Angelegenheiten an die große Glocke zu hängen.'"

---

[1]) „Schweizerische Rundschau."

Was den beleidigenden Ausfall erklärt, wenn auch nicht entschuldigt, ist eine lächerliche Eifersucht. Freund, danke dem Himmel, dass du einspännig durchs Leben kutschierst und daher keine Ahnung von jener berüchtigten atra cura hast, die alle besseren Ehemänner verfolgt. Wenn es mir bisher so leidlich gelungen war, das Gespenst unsern Penaten fern zu halten, so frag mich nur nicht wie? — Jedoch ich will es dir beichten. Ich bin in einer fatalen Stimmung, ich habe das Bedürfnis, mich einer vertrauten nnd verschwiegenen Seele zu eröffnen. Also höre:

Du weißt, dass von dem Tage meiner Verlobung bis heute alle Heldinnen, überhaupt alle sympathischen Weiber meiner Romane und Novellen blond und blauäugig sind, gerade wie meine Frau. Aber was du nicht weißt, ist das Verhängnis, dem ich schon bald nach unserer Hochzeitsreise verfallen bin. All diese blonden Marien, Amalien, Theresen sah ich im Geiste mit dunkler Mähne und schwarzen Feueraugen; es entspann sich ein Conflict zwischen dem ehrlichen Künstler und dem friedliebenden Gatten. Der letztere trug freilich den Sieg davon, doch nur insoweit, als ich diesen Schönen in Gottes Namen gelbe Mähnen und blaue Augen gab, ohne sie im übrigen ihres brünetten Temperaments zu berauben. So erklärt sich der auffallende Widerspruch zwischen ihrem innern Wesen und ihrer äußeren Gestalt, den ein mir gewogener Kritiker als eine „köstliche Pikanterie“ zu bezeichnen so gütig war. (Ach, diese Kritiker! Da hast du wieder ein Beispiel, wie wenig selbst die Gescheiteren unsere wahren Motive zu errathen vermögen.) Auf diese Weise gieng alles gut. Die Poesie gab niemals Anlass zu häuslichem Krakeel. Meine Frau wurde allerdings im Laufe der Zeit gegenüber meinen poetischen Sprösslingen kühler, zumal sich auch andere einstellten, die natürlich ihrem Herzen näher standen. Es genügte ihr, sich über das Äußere meiner Damen zu beruhigen, das andere kümmerte sie nicht. Ich war's zufrieden und wünschte, ich wäre es heute noch. Aber da hat mir der Zufall einen netten Streich gespielt.

Denke dir, neulich bei dem schönen Frühlingswetter befällt mich wieder die alte Kinderkrankheit. Ich war drauf und dran, ein Lenzpoem zu zimmern, besann mich indessen noch rechtzeitig, indem ich erwog, dass man Frühlingsgefühle ebenso gut in Prosa als in Versen ausdrücken kann, das erstere aber vom praktischen Standpunkte entschieden rathsamer ist. Es gab also eine Lenzplauderei, und was für eine! Ich schwerenöterte munter drauf los, gab deutlich zu verstehen, dass ich noch Junggeselle sei, kurz, ich gerierte mich, wie wir Ehemänner uns zu gerieren pflegen, wenn wir ohne unsere besseren Hälften auf Reisen gehen und den Trauring, statt am Finger, in der Tasche haben. Dabei gerieth ich dermaßen in Schwung, dass ich mich selbst übertraf. Schon die Redaction verhielt sich danach. Sie brachte das Ding gleich in der nächsten Nummer, und zwar an erster Stelle. Und nun das Publicum! Nach einigen Tagen bekam ich ein, zwei, drei Briefe von zarter Damenhand. Das ist immer ein Zeichen, dass man ins Schwarze getroffen hat.

Der erste enthielt freilich nur die Bitte um ein Autograph. Die Schreiberin des zweiten aber muss entschieden eine höhere Jungfrau sein. Ihr innigster Wunsch ist, mit einem so entzückenden Plauderer, wie meine Wenigkeit, eine Privat-Correspondenz zu beginnen. Ich soll ihr meine Ansichten über die Ehe und über die Frauen mittheilen, natürlich „baldmöglichst“ und „recht ausführlich“. Das dritte Brieflein war merkwürdig schwer. Als ich es öffnete, fand ich die Photographie eines blutjungen, bildhübschen Mädels. Ich sage dir, ein Gesichtchen — zum küssen — zum anbeißen! Dazu ein musterhaft stilisiertes Schreiben, energische, fast männliche Hand, vier Seiten ohne einen einzigen orthographischen Fehler — ich musste hell auflachen. Das sollte von dem allerliebsten Jüngferchen da herrühren? Na, so dumm bin ich nun auch nicht. Du musst nämlich wissen, dass des langen

Briefes kurzer Sinn war, ich möchte ihr mein Conterfei verehren, wozu sie mich durch Übersendung des ihrigen ermuntern wolle. Wie gesagt, ich lachte hell auf.

Heiter und angenehm beschäftigt, wie ich war, überhörte ich ganz, dass meine Frau eintrat.

„Was hast du denn da?„

„O — eine Photographie —" sage ich und sah überrascht auf. Aber da hat sie auch schon das süße Gesichtel in der Hand und macht ihrerseits ein recht saures.

„Aber wer ist —"

„Ja. siehst du, Schatz, was du für einen berühmten Mann hast —" bemerke ich so recht im Frohgefühl meines neuen Ruhmes — „da lies nur, was das hübsche Kind mir schreibt".

Es wird dir vielleicht bekannt sein — vielleicht auch nicht — Gattinnen haben über das Schickliche derartiger Sendungen höchst eigenthümliche Ansichten. Es gab also eine Auseinandersetzung, die zu keiner Übereinstimmung führte. Als sie schließlich gereizt die Frage that, ob ich denn wirklich die Absicht habe, „der Person da" mein Bild zu schicken, antwortete ich ebenfalls gereizt: „Versteht sich!" Damit hatte ich dem Faß den Boden ausgeschlagen.

Abends ertappe ich sie über meinen Romanen, die sie bisher nur angeblättert hat. Die Lectüre verbessert keineswegs ihre Laune. Ich denke indessen, sie wird's verschlafen. Jawohl! Beim Frühstück wieder spitze Bemerkungen. Ich retiriere in mein Arbeitszimmer. Bald ist sie auch da und macht sich allerhand zu schaffen. Sie weiß nämlich, dass ich das nicht leiden kann. Ich fahre in meinen Rückzugsbewegungen fort und trolle mich in den Park.

Wie ich dort im warmen Sonnenschein herumspaziere, bin ich auch wieder der alte Leichtfuß. Ärger und Verdruss wie weggeblasen, nichts als das reizende Mädel geht mir im Kopf herum, und im Nu habe ich ihm das lieblichste Novellettchen angedichtet. Ganz entzückt ziehe ich mein Notizbuch hervor, nicht ohne mich vorsichtig umzusehen, denn ich bin in solchen Momenten nicht gern beobachtet. In einiger Entfernung gewahre ich ein weibliches Wesen. Ich gehe also recht langsam, damit es mich überhole und ich ungestört sei. Ein, zwei Minuten verstreichen, ich werde ungeduldig, gucke wieder um. Sapperlot! jetzt merke ich's erst. Die Donna hält sich nach wie vor in einer gewissen Entfernung, sie folgt mir, sie hat's auf mich abgesehen. Die Geschichte passt mir nicht recht, aber ein bisschen neugierig bin ich doch. Unglücklicherweise habe ich in der Eile meinen Zwicker vergessen. Da steh ich nun in meiner Kurzsichtigkeit und blinzle und blinzle. Das Dämchen huscht indessen in die nächste Seitenallee, ich natürlich hinterdrein, und wen meinst du, den ich schließlich erwische? — Meine Frau.

„So! Du schleichst mir nach!" sage ich, meine Verblüffung möglichst verbergend.

„Hm, du hast ja meine Probe vorzüglich bestanden!"

„Wieso? Du meinst doch nicht etwa, ich hätte dich nicht gleich erkannt?"

„Ohne das Ding da gewiss nicht." — Damit hält sie mir triumphierend das verwünschte Instrument, den Zwicker, vor die Nase.

„Liebes Kind, als ob ich dich nicht auch ohne das erkennen würde!"

Selbstverständlich ist sie nicht zu überzeugen, es setzt eine Predigt ab, zu Hause Thränen, hinterher versalzene Suppe. Freund, um alles in der Welt — —"

Die Lamentationen, worin der Brief ausklingt, sind für die Öffentlichkeit belanglos. Aber ist es nicht ein vorzügliches Document? — Freilich hüte ich mich, einen Schluss daraus zu ziehen. Es ist nur ein einzelner Fall, der noch nichts

beweist. Wir müssen das Material verhundert- und vertausendfachen. Ich richte daher an die geehrten Leser die ergebene Bitte, mich in meinen Bemühungen unterstützen zu wollen, damit endlich jene bedeutungsvolle Frage, eine der wichtigsten der Psychologie des Künstlerthums, ihre streng wissenschaftliche Erledigung finde, die Frage: Sollen Dichter heiraten?

„Als Poesie gut!"

In einer Denkschrift über Preußens Erhebung und Wiedergeburt hatte Gneisenau den Vorschlag gemacht, die Prediger seien anzuweisen, über den Unterjochungsplan Frankreichs zu predigen, die Unterdrückungen, die man erfahren, aufzuzählen und zu schildern und an den Kampf der Makkabäer zu erinnern und durch deren Beispiel zu begeistern. Der König fügte dem Vorschlag die Bemerkung hinzu: „Als Poesie gut!" Darauf schrieb Gneisenau in einer Eingabe vom 20. August 1811 zum Schluss die Worte: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses schreibe, abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gerne hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzensneigung ohne sie. Wer nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron sieht, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgiltig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen, für ihn entsagt er den Familienfreuden, für ihn gibt er Leben und Gut einer ungewissen Zukunft preis. Das ist Poesie, und zwar von der edelsten Art, an ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang. Zur Ehre will ich es mir anrechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daransetzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solchen Entschluss gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht."

Ist das nicht ein herrlicher Erguss einer ideal denkenden Seele? Was Gneisenau „Poesie" nannte, würden wir heute mit dem bezeichnenderen Ausdruck „Idealismus" benennen. Der Idealismus ist noch heute die Quelle großer Thaten, wie wir an dem Burenvolke sehen. Es ist nur ein kleines Volk, aber welcher Geist, welcher ideale Kern wohnt in ihm! Dieser Sinn für Recht und Freiheit, diese Liebe zum Vaterland, dieser Mannesmuth, diese Opferfreudigkeit, dieser Geist der Gottesfurcht und des Glaubens, mit einem Wort: dieser Idealismus — welche Macht verleiht er ihm! Und es ist von ganzem Herzen zu wünschen, daß der Idealismus eines fast verschwindenden Häufleins triumphiert über die schnöde Geldsucht und Selbstsucht einer großen Weltmacht. Die Lenker des Staates können wahrlich keinen größeren Fehler begehen, als wenn sie die geistigen und sittlichen Mächte, die sogenannten Imponderabilien (unwägbaren Dinge), gering achten.

Was ist ein Volksstück?

Antwort auf eine Zuschrift.

Sehr geehrter Herr!

Sagen Sie mir, was ein Volk ist, und ich sage Ihnen, was ein Volksstück ist. Es gibt ein Landvolk, ein Stadtvolk, ein gebildetes, ein ungebildetes, ein deutsches Volk u. s. w. Also ist auch das Wort Volksstück keine einheitliche Bezeichnung. Vielleicht könnte man das ein Volksstück nennen, was dem größten Theil einer Bevölkerung, ihrem Verständnisse, Kunstgeschmack und ihrer sittlichen Anschauung am meisten entspricht. Vor allem, meine ich, müsse ein Volksstück national sein, nicht im politischen Sinne, sondern so, dass es aus demselben Boden, demselben Geiste und demselben Volke entspringt, wofür es berechnet ist. Ich kann mich augenblicklich an kein französisches, englisches, italienisches „Stück“ erinnern, das bei uns „Volksstück“ geworden wäre. Shakespeares Dramen sind es nicht, Schillers „Räuber“, „Tell“ sind es! Die Mundart ist da auch nicht maßgebend; es wäre sogar zu wünschen, dass auch das Volksstück in schlichtem, kernigem Hochdeutsch geschrieben sei, nur warm anklingend an die Sprechweise jener Menschenclasse, von der das Stück handelt.

Unter dem Worte „Volksstück“ wurde vielfach das verstanden, was man Localstück nennen könnte; erst große Volksdichter haben die Gattung erweitert auf die ganze Nation. Und weil wir die Bezeichnung „Volksstück“ schon einmal haben, so möchte ich darunter jedes Stück (die Oper nicht ausgeschlossen) verstanden wissen, das auch für die große Masse des Volkes, welches ein Theater überhaupt besucht, verständlich und wirksam ist. Es soll aber nicht spintisieren wie Ibsen, nicht moralisieren wie dieser und jener, es soll wahres Leben darstellen, wirkliche Menschen mit ihren Leidenschaften, Lastern und Vorzügen, aber es muss verklärt sein von dem Himmelsglanze „poetischer Gerechtigkeit“. Ein Stück, in dem der Gute zuschanden wird und der niederträchtige Kerl triumphiert, ist kein Volksstück, das wird dem Volke nie ans Herz wachsen. Jedes Stück, das auf den geistesgesunden, gemüthswarmen Menschen (ob er nun gebildet oder ungebildet sei) erheiternd oder erhebend wirken kann, dürfen wir am Ende als Volksstück bezeichnen. In enge Grenzen lässt sich weder das Volksstück noch das Volk bannen.

Es gäbe wohl sicher auch noch andere Merkmale des Volksstückes, aber da müsste man einen Literaturhistoriker oder gar einen Recensenten um sein Votum bitten — solche Herren würden die Sache schon gelehrter und spitzfindiger darstellen, als ich in diesem flüchtigen Schreibebrief zu thun imstande war. Rosegger.

Poetenwinkel.

Freimannslied.

Kling', mein Sang, so hehr und hart,
Klinge hell, nach deutscher Art.
Amboss dröhnet, Funken springen —
Markig will ich weiter singen:
Freimann hält getreue Wacht
In tiefer Nacht!

Schmiede mir ein gutes Schwert,
Das des Volkes Rechte ehrt.
Streit gen Streit mit blanken Waffen,
Freimanns Muth darf nicht erschlaffen —
Freimann hält getreue Wacht
In tiefer Nacht!

Feuer flammen rings im Thal.
Nun hervor, mein harter Stahl!
Bald soll Gegners Blut dich färben:
Siegen will ich oder sterben!
Freimann hält getreue Wacht —
Schon weicht die Nacht.

Karl Krobath.

Mit dem Strome.

Die Ruder warf ich,
Das Steuer hinweg.
Und gleite im Kahne
In sinkender Dämmerung
Der Nacht entgegen
Hinab den Strom.

Halb trunken lieg' ich
Selig willenlos,
Und trunkener noch
Macht mich des Gleitens
Schmeichelbewegung
Ins Unbekannte.

An mir vorbei,
Im wachsenden Dunkel,
Huschen des Ufers
Wechselnde Formen,
Uferbäume und
Stätten der Menschen.

Nur mir zu Häupten
Im Purpurdämmer
Des Abendhimmels
Ein grünbleicher Stern
Ziehet mit mir —
O du mein Leid!

E. Winkl.

Am Erlasee.

Von Ada Christen.

Dünne Nebel,
Regenschauer . . .
Der graue See
Verweht von Trauer.
Ein seufzender Wind,
Wie klagendes Weh,
Streicht durch die Bäume,
Den dunklen Rahmen
Des ernsten Bildes —
— — — — — — —
Verblasste Träume,
Vergessene Namen,
Verwehte Stunden,
Verschüttete Gluten
Erstehen wieder!
Vernarbte Wunden
Schmerzen und bluten.
Geliebte Menschen,
Die lange vermodert,
Werden lebendig . . .
Was lang erstorben,
Herbes und Mildes,
Wogt auf und nieder,
Und winkt voll Trauer
Herüber durch Regenschauer,
Durch dünne Nebel.

Natur und Kunst.

Fürwahr, du hast gut singen,
Schwarzdrossel auf dem Baum,
In deinem Sängerleben
Hat keine Sorge Raum.

Im Sommer ist dein Tischlein
Gedeckt zu jeder Zeit,
Im Winter unser Mitleid
Dir reichlich Futter streut.

Vor deinem Feind, dem Kater,
Gewährt dein Flügel Schutz,
Dein Nest im hohlen Baume
Den Stürmen bietet Trutz.

Wir von der Dichtergilde
Erfahren wenig Gunst
Vom eitlen Glück und singen —
Schwarzdrossel, das ist Kunst!

Alois Konrad.

Der Farbenstreit.

Ein Schandfleck unſ'rer großen Zeit
Iſt der polit'ſche Farbenſtreit,
Der unſ're beſte Kraft verbraucht,
In eitel leeres Nichts verhaucht.

Das iſt ein Lärm und ein Geſchrei,
Eine Reclamemacherei,
Und wenn das Wort nicht mehr berauſcht,
Wird es bekräftigt mit der Fauſt.

Kennt ihr aus Altroms Gährungszeit
Das Märchen von dem Cylinderſtreit?
— Ein größ'rer Wahnſinn jener Art
Iſt unſer Streit der Gegenwart.

In Altroms junger Bürgerzunft
Brach endlich Bahn ſich die Vernunft.
Doch Ihr verſchließt ihr Thür und Thor
Und ſchiebt den Hass als Riegel vor.

Und Altroms junge Bürgerſchaft
Regierte noch die rohe Kraft;
In uns hat Chriſtus angefacht
Der Menſchenliebe Wundermacht.

Der Menſchenliebe Wundermacht,
Die unſ'res Herzens finſt're Nacht
Mit reinem Himmelslicht erhellt'
Und neu erſchuf die alte Welt.

Doch Ihr nährt dieſe Flamme nicht,
Ihr übt am Bauch die Nächſtenpflicht
Und euer Leiblied iſt der Hass,
Den ſchürt Ihr ohne Unterlass.

Wohin dies führt? Ihr wiſst es lang:
Zu unſer aller Untergang —
O gebt der Liebe wieder Raum,
Dass ſich erfüllt der Menſchheit Traum!

Alois Konrad.

Abend.

Leiſe athmend ruht der See,
Lichtmüd' hingegoſſen.
Blitzend in der Ufernäh'
Glitzern Silberfloſſen.

Als ein Traumbild ſteigt die Stadt
Aus den ſtillen Fluten,
Hingemalt in blauem Matt
Auf die Abendgluten.

Sonnenmüde, heiß vom Tag
Bebt das Bild von Steinen.
Hörſt du deines Herzens Schlag
Oder vielleicht den ſeinen?

Sonnenfurchen . . . . ruderlos
Treiben d'rin die Boote.
Suchen ſeh' ich eines bloß,
Wind im Abendrothe.

Segel ſchimmern hell im Blau
Wie zwei Taubenflügel.
Schon verſchwimmen fern im Grau
Die beflorten Hügel.

Müde Seele, ſollſt nicht blind
In den Spiegel ſehen.
Einſt wird dir der Abendwind
Auch die Segel blähen.

Maurice von Stern.

Gang der Zeit.

Zeit auf dem ewig alt gewohnten Gang
Traf Leid, das fragte ungeduldig bang:
„Du ſchleichſt dahin, daſs endlos wird die Qual,
Das Herz durchringt ſein Weh wohl tauſendmal!"
Da kam die Luſt und haſchte nach der Zeit:
„O fliehe nicht, laſs halten dich nur heut!
Kaum daſs im Lenz die Welt in Veilchen ſteht,
So iſt ihr ſüßer Duft auch ſchon verweht."
Es lächelt Zeit, ein Hauch — verſchwunden ſind
So Leid wie Luſt. —
Still auf dem alten Wege wandelt Zeit
Zur Ewigkeit. —

Ignota.

Das ist es.

Was verscheucht mich hinaus aus den Häusern der Stadt,
Von den Thronen des Reichthums so kalt und so glatt?
Ei! der Ekel vor all dieser gleißenden Pracht,
Die die Wahrheit verhöhnt und die Schlichtheit verlacht,
Doch bei all ihrem Mammon verdorrt, eh sie blüht,
Weil sie bettelhaft arm ist an Herz und Gemüth.

Ludwig Doser.

Ban Fruhnleinoms-Umgong.

Mei guldernas Nanderl, des Engerl des kloan,
Is heint gonz weiß — wuhlta schen!
Thuat Bleamerl aufstran und Banderl trogn
Und knopp ban Himmel muass's gehn.

Die ondern Maderln thuan neigieri schau'n,
Wia der Himmel that glonzn so fein,
Vuller Seid'n, vuller Sommt, und d' Eng'l ob'nauf! —
Wia muass's erscht in'n wohr'n Himmel sein!

In wohr'n Himmel? d' Nandl, de woaß's gonz genau.
Sechts? schmunzln thuat's e grod a weng;
Owa wonns as drum frogats und bittats — haha —
Glaubts eppa, sie sogats enk? . . .

Johann Friedrich.

Das Franck-Denkmal.

Am 13. Mai d. J. hat Graz ein Fest gefeiert, wie es schlichter, würdiger und inniger zugleich kaum gedacht werden kann.

Wer kennt den Namen Moriz Ritter von Franck? Wenige. Wer kennt den Grazer Stadtpark? Alle. Das kommt daher, weil der Gründer dieses einzigen Parkes persönlich stets im Hintergrunde stehen wollte, während er unermüdlich an seinem Werke und für dessen Gedeihen arbeitete, bis er vor fünf Jahren, in seinem 81. Lebensjahre, das Auge schloss. Wer die Grazer Glacisgründe noch gesehen, der hat den richtigen Standpunkt zur Würdigung dieses Mannes. Es war eine Sandwüste, nur spärlich mit Gras bewachsen, das theils von exercierenden Soldaten und Reitpferden zertreten, theils von der Sonne fahlgesengt war. Die Fetzenmärkte wurden darauf gehalten und die Leute traten nach Belieben ihre Steige, einmal hier, einmal dort, und Papierreste aller Art markierten die Niederlassungen von Groß und Klein. Vor dreißig und so viel Jahren war es daran, dass diese Gründe mit Zinshäusern verbaut werden sollten. Damals war das Geschäft noch nicht ganz das Erste und Letzte wie heute, damals siegte über das Geld manchmal sogar noch eine Idee. Und diese Idee hatte Moriz von Franck, der damalige Bürgermeister der Landeshauptstadt. Der sagte: Auf diesen, fast mitten in die Stadt hineingewachsenen Glacisgründen der längst aufgelassenen Festung bauen wir keine Häuser, sondern pflanzen Bäume, Sträucher, Rosen, gründen einen Volksgarten, der sich an die Schlossberganlagen schmiegt. Das wird ein Garten, wie kein zweiter in Österreich. —

Durch Klugheit und Energie wusste Franck, der auch sonst Vieles und Bedeutendes für das öffentliche Wohl geschaffen, diese Gründe in das Eigenthum der

Stadt Graz zu bringen, für seine Idee gleichgesinnte Persönlichkeiten und Institute zu interessieren und den Stadtverschönerungsverein zu gründen. So ist das Werk entstanden und allmählich gewachsen, zu einer wahrhaft beglückenden Wohlthat der Bevölkerung von Graz. Wer sich noch erinnert jener Sandwüste und wer diesen, mit liebevollster Sorgfalt gepflegten Park heute sieht in seiner prangenden Pracht, durchflutet vom Dufte der Blüten und Rosen, durchklungen von Vogelgesang, belebt und erfrischt von springenden Brunnen, geschmückt mit herrlichen Standbildern bedeutender Männer — der wird verstehen, dass Graz an jenem 13. Mai ein Fest der Dankbarkeit und Liebe feierte. Am genannten Tage ist das Marmorstandbild Moriz Ritters von Franck enthüllt worden. Graz hat es seinem Wohlthäter gestiftet, Meister Helmer hat es geschaffen und die Bevölkerung der Stadt hat man noch selten so innig bewegt und von Herzen hochgestimmt gefunden als an diesem Tage. Alle Herzen empfanden Kaiserfelds edle, tiefgreifende Festrede und Schmeidels Weihegesang:

Dem Manne Preis, dem Manne Dank,
Dem diese Stunde ist geweiht,
Vor dessen Thatkraft niedersank
Der alten Veste Dornenkleid.
Mit reich behängtem Blütenband
Hat seine Hand die Stadt geschmückt,
Ihm dankt sie dieses Festgewand,
Das reizvoll prangend stets entzückt.

Im Morgenroth, im Abendglanz,
Im Vogelsang und Rosenduft,
In kühler Schatten Dämmertanz,
In monddurchwebter Sommerluft
Und in der Weihnacht Silberpracht:
Ihm danket alles neubelebt,
Der diese Zauber einst erdacht,
Mit festem Sinn das Werk erstrebt.

Kein Fürstenlohn kommt jenem gleich,
Der aus des Volkes Herzen dringt,
Und keine Zierde schmückt so reich,
Wie wenn des Volkes Jubel klingt.
Solange diese Haine stehn,
Umschmieg' Dich uns'rer Liebe Kranz,
Solang des Murstroms Wellen geh'n,
Sei Ehre Dir und Ruhmesglanz!

Da habe ich gedacht: Du aufblühende, du glückliche Stadt, die du, Gemeinsinn ehrend, wieder Gemeinsinn übst, du bist heute schon stark und ehrenreich, und du gehst noch einer schöneren Zukunft entgegen! Die Kämpfe deines öffentlichen Lebens, sie kräftigen dich, machen dich willensstark und zielbewusst; deine edlen Vorbilder, die du so treu erhebst, finden bei deinen Söhnen begeisterte Nachfolger. Die Gestalt Francks ist zu Marmelstein geworden, ihrem Urbilde zum Sprechen ähnlich — und sie spricht in der That. Was diese lieben Züge, dieses gütige Auge sagen, wir verstehen es wohl: Bewahrt das Geschaffene und schaffet weiter!

Gerade diese Worte sprach Franck an jenem Tage, als wir nach Enthüllung der von ihm angeregten „Waldlilie“ im trauten Kreise beisammen saßen, er, Meister Brandstetter und ich: Freunde! bauet weiter an der Schönheit und an der Ehre unserer Grazerstadt! Und danket Gott, dass er euch auf Erden schon diese himmlische Heimat gab. —

Das Denkmal selbst künstlerisch zu würdigen, ist anderer Sache. Uns fällt nur das Ungezwungene, Volksthümliche auf, das den schlichten Mann so recht charakterisiert. Es ist ein interessanter Gegensatz zur schönen, classisch stilisierten Aristokratengestalt des Anastasius Gründenkmals in demselben Parke. Das Haupt etwas vorgeneigt, die Hände am Rücken Hut und Stock haltend, so steht Franck da auf seinem weißen, schmucklosen Sockel und blickt freundlich, fast lächelnd nieder auf sein Werk und auf alle, die sich darüber freuen. R.



Bücher.

Golgatha. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel und Sommerlatte. 1900.)

Wir haben Bauernromane, Priesterromane, Arbeiterromane, Judenromane, Antisemitenromane u. s. w. — alle das moderne Leben schildernd mit scharfer Tendenz. Aber wir hatten bisher keinen Roman, der diese socialen Elemente so geschickt zu einem Gesammtbilde zusammenfasste, als dieses „Golgatha“ der Gräfin Salburg. Die Verfasserin hat's insoferne leicht gehabt, als sie die Studien der Vorgänger benützen konnte, als sie sich auf die Achseln derer gestellt hat, die persönlich aus den Tiefen des Volkes schöpften. Wie sie aber dieses Material verarbeitet hat, das ist geradezu bewunderungswürdig. Und noch bewunderungswürdiger die Unbefangenheit, mit der die Aristokratin den Adel behandelt, der Muth, mit dem sie den Einfluss des Judenthums auf unser Volk brandmarkt, die Vorurtheilslosigkeit, mit der sie pflichtvergessene Priester bloßstellt. Ich kann mich nicht erinnern, in der neuen Literatur etwas gelesen zu haben, worin die Herrschsucht, Habsucht, Ränkesucht, Herzlosigkeit und Frivolität kirchlicher Vertreter so derb und rücksichtslos gegeißelt werden, als in diesem „Golgatha“. Aber es sind andererseits kaum edlere Priestergestalten gedichtet worden, als der alte Pfarrer im Armenhause, und als der Kaplan Anton Kleesamm es sind. Dieser Kleesamm steht strenge auf dem Boden der katholischen Kirche, und doch ist er stets im schärfsten Conflict mit seinem Pfarrer und Bischof. Er ist ein treuer Freund des Volkes, und doch steht er mit seinem Vater, dem liberalen Bauer, in unversöhnlichem Gegensatz. Das ist auch sein Untergang. Die guten Elemente gehen unter, die verderblichen bleiben bestehen, diese Teufelslogik beherrscht den Roman. So dass man schließlich unwillig frägt: Warum? Warum setzt sich die Dichterin vierhundert Seiten lang für das brave treue Volk, für den Bauernstand ein, wenn auf den letzten Blättern aus diesem Bauernstand die Canaille hervorbricht, die den Träger des Christenthums und der Liebe erschlägt! Im Leben mag es ja wohl so vorkommen, und es ist gut, wenn manchmal gezeigt wird, wohin ein Volk kommt, das vom Adel entkräftet, von den Juden ausgesogen, vom Clerus verhetzt und entchristlicht wird. Aber es darf andererseits auch der Glaube an den Sieg des Echten nicht verleugnet werden. Revolutionär sind ja alle unsere socialen Romane, aber pessimistisch bis zum Anarchismus sollten sie nicht sein. Der Wege zum Untergang sind einmal genug gezeigt, nun müssen auch Wege zum Siege gesucht werden. Und wenn das Leben ein Golgatha ist, so muss die Poesie eine Auferstehung sein. Was in „Golgatha“ die Fülle der Personen und deren überaus sichere Charakteristik betrifft, was den künstlerischen Aufbau angeht, so übertrifft dieser merkwürdige Roman alle seine Vorbilder von Zola bis Rosegger. Und die Bilder und Zwiegespräche aus der Bauernschaft entfalten manchmal einen drastischen Humor, der als einzige Lichtquelle auch höchst nothwendig ist. Die kritischen Ansichten über Einzelheiten werden verschieden sein, einig aber werden alle Beurtheiler in der Meinung sein, dass der Roman „Golgatha“ dieser hochtalentierten Verfasserin vollendetstes Werk ist. R.

Otto von Bismarck, sein Leben und sein Werk. Von Johannes Kreutzer. Zwei Bände mit zwei neuen Bismarckbildnissen von J. v. Cissarz. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

Der erste Band enthält: Kindheit und Jugend 1815—1847. Im Kampfe gegen die Revolution 1847—1851. Gesandter in Frankfurt, Petersburg, Paris 1851—1862. Bismarck als preußischer Minister bis zum Frieden mit Dänemark 1862—1864, im Kampfe gegen Österreich 1864—1866. Begründer und Kanzler des Norddeutschen Bundes. — Der zweite Band: Die Vollendung der auswärtigen Politik im Kriege mit Frankreich und bis zum Abschluss des Dreibundes. Innere Politik: der Ausbau des Reiches; der Culturkampf; das Zerwürfnis mit den Conservativen; die Wirtschafts- und Socialreform. Die letzten Jahre im Amte. Der Altreichskanzler. Der erste Band ist der einheitlichere, dramatischere; der zweite der der Gegenwart nähere, schwierigere. Wie ein Bismarck-Biograph sich mit so heiklen Abschnitten, wie dem Culturkampf und der Socialpolitik abfinden werde, darauf durfte man gespannt sein. So ist z. B. der Abschnitt über den Culturkampf geradezu ein Meisterstück sorglich abwägender Kritik und glänzender Darstellung. Ebenso wohlwollend und gerecht nach allen Seiten ist die Darstellung von Bismarcks Entlassung. So wird das Buch in seinem zweiten Theile zu einer Geschichte der neueren Zeit.

Der Herr Meister. Schauspiel in vier Acten von Josef Trübswasser. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Starke Geißel gegen die Luegerei in Wien. Der Held ist zu sehr Theaterbösewicht und das zufällige Ende desselben erinnert zu sehr an die alten Zeiten fatalistischer Poesie. Stilgerecht müsste der schlechte Mensch anders enden. Übrigens hat das Stück dramatische Kraft. M.

Österreichische Geschichte von der Urzeit bis 1526. Von Professor Dr. v. Krones. (Leipzig. Göschen'sche Verlagshandlung.)

Österreichische Geschichte von 1526 zur Gegenwart. Von Professor Dr. F. v. Krones. (Leipzig. Göschen'sche Verlagshandlung.)

In diesen zwei leichten Bändchen ist das gewaltige Material übersichtlich behandelt. Es existiert meines Wissens kein Werk der österreichischen Geschichte, welches sich als so brauchbares, ja für Schule und Haus eigentlich unentbehrliches Nachschlagebuch empfehlen würde, als dieses Handbuch, dessen Arbeit eine umso größere ist, je gedrängter der Stoff zu fügen war. M.

Geschichte der Wiener Revolution im Jahre 1848. Volksthümlich dargestellt von Maximilian Bach. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Dieses auf socialdemokratischem Standpunkte stehende Werk ist nun vollständig erschienen. Zahlreiche Urkunden stützen es, viele Bilder zieren es. Nach genauerer Durchsicht beabsichtigen wir, das Buch näher zu kennzeichnen.

Büchereinlauf:

An der Hochschule. Erinnerungen und Bekenntnisse von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1900.)

Der Karthäuser Ortolf. Erzählung aus dem Aufstand der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 16. Jahrhunderts von Therese Rak. (Wien. Heinrich Kirsch. 1900.)

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Um Liebe. Vier Novellen von Otto von Leitgeb. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Gänsemännlein. Erzählung von Otto von Leitgeb. Illustriert von Wilh. Hoffmann. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein Thronerbe. Roman von A. Sonnenfels. (Dresden. E. Pierson.)

Das schönste Kind. Erzählung von B. Mercator. (Constanz. Karl Hirsch.)

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Dritte Auflage. (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.)

Gedichte von Paul Verlaine. Übersetzt von Otto Hauser. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

Aus stillen Stunden. Gedichte von Johannes Floeren. (Krefeld. Selbstverlag des Verfassers.)

Innenleben. Gedichte von Liselotte Michaëlis. (Dresden. E. Pierson.)

Leben und Traum. Gedichte von Hermann Wenkebach. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Zu Hallstatt. Kleine Stimmungsbilder in Versen von Alfred v. Wurmb. (Wien. Karl Konegen. 1900.)

Zipser'scher Liederborn. Gedichte in Zipser Mundart von Rudolf Weber. (Budapest. Ludwig Kókaische Buchhandlung.)

Links am Rhei' iß gut sei'. Neue mundartliche Gedichte aus der hessischen Pfalz von Elard Briegleb. (Gießen. Emil Roth.)

Nix for ungut! Lustige Gedichte in nassauischer Mundart von Rudolf Dietz. (Wiesbaden. Lützenkirchen u. Bröcking. 1900.)

Der Dichter und die Dichtung. Heitere und ernste Plaudereien von Eduard Halter. (Straßburg. Friedrich Bull. 1900.)

Siegfried und Melusine. Dramatisierte Volkssage in drei Abtheilungen von Nikolaus Welter. (Berlin. Concordia. 1900.)

Helmbrecht. Ein Volksstück in fünf Aufzügen von Marie Schmidt. (Wien. Karl Konegen. 1900.)

Schlimme Kinder. Von Oskar Pach. (Wien. Georg Szelinski. 1900.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1899. Geleitet von Oskar Pach. (Wien. Georg Szelinski. 1900.)

Schriften des allgemeinen deutschen Schulvereines zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande. Heft 1. Adolf Pichler, **Die deutsche Flotte.** Peter Rosegger, **Ein verhängnisvolles Laster unseres Volkes.** (Berlin. Georg Reimer. 1900.)

Das Trachtenfest zu Haslach im Kinzigthale am 4. Juni 1899. Dargestellt von Karl Gageur. (Freiburg i. B. H. M. Poppen und Sohn.)

„Die Ostmark.“ Monatsschrift für Niederösterreich. Geleitet von Hugo Bonte. (Wiener-Neustadt. Karl Blumrich.)

Das johanneische Christenthum. Das Christenthum der Zukunft. Umblick, Rückblick, Ausblick. Von Professor Dr. Heinrich Kratz. (Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn. 1900.)

Graf Campello und die katholische Reform in Italien von Alexander Robertson. Deutsch von Professor D. W. Beyschlag. (Halle a. S. J. Fricke. 1900.)

Aus dem Verlage Eugen Diederichs in Leipzig:

Heinrich Hart und Julius Hart: **Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht.** Ein vorläufiges Wort an die wenigen und an alle.

Karl Spiteler: **Olympischer Frühling.**

C. Fr. Arnold: **Die Vertreibung der Salzburger Protestanten** und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein culturgeschichtliches Zeitbild aus dem 18. Jahrhundert.

Wie Philosophen sterben. Nachruf für Hugo Astl-Leonhard. (Wien. Heinrich Lichtbaum.)

Ehekunst. (Frauenfeld. Schweiz. J. Huber.)

Das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Finnland und Russland von B. Getz.

Das Recht Finnlands und seine Wehrpflichtfrage. Von einem finnländischen Juristen.

Ein Beitrag zur Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung des Großfürstenthums Finnland.

(Leipzig. Duncker und Humblot. 1900.)

Kamerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Colonialpolitik von A. Damaschke. (Berlin. Friedrichstraße 16.)

Das deutsche Handwerk in seiner culturgeschichtlichen Entwickelung. Von Director Dr. Eduard Otto. Mit Abbildungen. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Wegweiser für ländliche Wohlfahrt- und Heimatpflege. Im Auftrage und unter Mitwirkung des Ausschusses für Wohlfahrtpflege auf dem Lande. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutscher Dorfschriftenverlag. 1900.)

Über die Kosenamen auf —eles. Von Isaia v. Arendal. (München. „Allgemeine Zeitung." 1900.)

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



L. H., Graz. Wir sind für so lange Zeit mit Erzählungen versehen, dass Sie im Warten die Geduld verlieren würden.

* In F. Arnolds ausgezeichnetem Buche: „Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen" ist von mir eine kleine Sache zu berichtigen, die sonst leicht zu einem Irrthum Anlass geben könnte. In der Einleitung heißt es bei Erwähnung von Persönlichkeiten, die jenen Auswanderern entstammen, unter anderem: „Von gar manchen gilt das Wort Roseggers: ‚Mein Urgroßvater ist im Salzburgischen ein vermögender Mann gewesen, aber lutherisch; deswegen haben sie ihn hinausgetrieben aus dem Lande' u. s. w." Dieser Satz bezieht sich natürlich nicht auf meine Person oder Familie, sondern auf eine Gestalt in meinen Erzählungen. R.

J. H., Graz. Das von B. Zack componierte Lied „Die steirische Roas" ist textlich nicht von mir, wie es angegeben wird. Der Verfasser ist mir unbekannt. R.

F. W., Wien. Die bewusste Bemerkung Strindbergs lautet: Der Gott, der so lange die Klagen der Menschen über das Elend des Erdenlebens gehört hat, dass er schließlich beschloss, niederzusteigen, sich geboren werden zu lassen und zu leben, um zu prüfen, wie schwer es sei, sich mit einem Menschenleben schleppen zu müssen — den fasse ich.

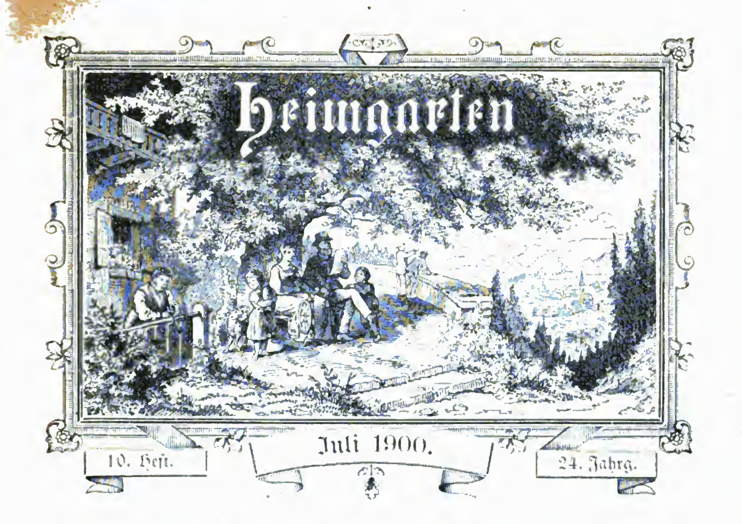
* Der Sommer ist da. Die Heimgartenseele übersiedelt aufs Land, der Heimgartenleib bleibt in der Stadt. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den Heimgarten betreffen, sind wie immer zu richten an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz, Stempfergasse Nr. 4. — Bei Zuschriften an mich wird's mit der Antwort hapern, wofür ich um Entschuldigung bitte. Ich habe den Winter über wieder etwas zu viel Cultur geleckt, bin leuteflüchtig, büchersatt, schreibmüde geworden, bedarf der Erholung, beginne meine Bergwanderungen und trage die Heimgartenredaction auf dem Buckel mit herum. Ist die Lodenrock- und Hemdärmelzeit in den Wildnissen vorüber, dann will ich schon wieder im schwarzen Gewandel und glatt rasiert meine Aufwartung machen. Rosegger.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Mai 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die lästigen Reisegefährtinnen.

Von **Josef Ullrich.**

I.

Um sechs Uhr abends hatten wir Venedig verlassen und um elf Uhr nachts waren wir in Belluno angelangt. Mehr als einmal hatte ich während der Fahrt der Schwäche geflucht, die mich veranlasst hatte, zwei Mädchen aufzufordern, mit uns — ich reiste in Gesellschaft meines alten Freundes Braun — eine Fußtour durch die Dolomiten zu unternehmen. Lediglich, um meine Wanderlust befriedigen zu können, war ich bisher allen Versuchungen, in den Stand der Ehe zu treten, sorgsam aus dem Wege gegangen, und diesmal hatte ich mich so leichtsinnig in die Gefahr begeben, und das zweier hübscher Gesichter wegen. Auf der Fahrt von Triest nach Venedig hatten wir die Schwestern Helmer, zwei Lehrerinnen aus Wien, kennen gelernt. In Venedig waren wir mit ihnen zuerst im Hôtel Bauer & Grünwald bei der Table d'hôte zusammengekommen; später waren wir ihnen in der Kirche Santa Maria Gloriosa dei frari und am Abend auf dem Marcusplatz begegnet. Hier hatte sich unser Schicksal entschieden: die milde italienische Nacht, das Gewoge der tausend und abertausend Menschen, die schwermüthige Musik — wir wurden mittheilsam; in den glühendsten Farben schilderte ich die Groß-

artigkeit der Alpenwelt, und als ich wahrnahm, die Fräulein hätten Lust, einen Blick in dieselbe zu thun, forderte ich sie auf, mit uns zu wandern. Unsere Tour wäre eine leichte, für alte Knaben berechnet, und doch eine, die an Großartigkeit ihresgleichen suche; zudem kämen die Damen, wenn sie über Trient führen, kaum früher in Toblach an. Die Fräulein willigten ein. Freilich, am anderen Tage gab es ihrerseits so manche Verklausulierung. Wir müssten angeben, wir seien alte Bekannte, die sich ganz zufällig in Venedig getroffen und die zu ihrem Erstaunen gefunden, dass sie die gleiche Wanderung geplant. Wir hätten, um mit ihnen reisen zu können, den Aufenthalt in Venedig abgekürzt und uns ihnen als Führer zur Verfügung gestellt.

Wir sagten zu allem ja.

Im stillen aber verglich sich wohl jeder mit dem bekannten langohrigen Grauthier.

Nun sitzen wir im hellerleuchteten Speisesaale des Albergo delle Alpi in Belluno. Die Damen, müde und schläfrig, scheinen zu bereuen, sich uns angeschlossen zu haben. Ich, ärgerlich über mich, dass ich ihnen den Vorschlag, mit uns zu reisen, machte, und noch mehr ärgerlich über sie, weil sie meinen Vorschlag annahmen, erklärte, nur um ihnen etwas Unangenehmes zu sagen: „Morgen müssen wir um fünf Uhr aufstehen, um sechs Uhr müssen wir abmarschieren.“

„Um fünf Uhr?“ fuhren beide erschrocken auf; „da haben wir noch nicht ausgeschlafen; es ist bereits Mitternacht!“

Schon hatte ich das böse Wort auf der Zunge: „Wer nicht zeitlich aufstehen kann, soll zu Hause bei der Mutter bleiben“; ich beherrschte mich jedoch. Braun, der mich zu errathen schien, bemerkte: „Die morgige Tour ist nur klein; wenn wir um acht Uhr von Belluno weggehen, erreichen wir noch immer bequem Agordo.“ —

II.

Die Stimmung während des Frühstücks war frostig; ich insbesonders war sehr zurückhaltend. Ich beobachtete. Wenn Braun sprach, geschah es nur zur Bertha, der älteren Schwester; auch blinzelte er ab und zu zu ihr hinüber. Sollte er — ? Ein verteufelt hübsches Mädchen ist Bertha; mir freilich zu madonnenhaft. Die lebhafte energische Anna könnte mir lieber sein.

Um halb acht Uhr verließen wir Belluno. Die nahezu ebene Straße führt entlang den Südhang der Dolomiten, die, hier fast unvermittelt aus der Ebene emporsteigend, ahnen lassen, welch herrliche Bilderschätze sie enthalten. Bei dem reizend gelegenen Dörfchen Mas erreichten wir das Ufer des Cordevoleflusses. Ein Gasthaus, nahe der Straße, verleitete uns, ein Gabelfrühstück einzunehmen. Sei es, dass der feurige italienische

Wein, sei es, dass die zweistündige Wanderung unsere Stimmung gebessert hatte, wir stießen, was wir bisher noch nie gethan, mit den Damen an, „auf weitere fröhliche Wanderschaft". Ich sah dabei in Annas Augen; schön sind dieselben nicht, aber Ausdruck liegt in ihnen, Schelmerei und Güte.

Nach fast einstündiger Rast gieng es weiter, hinein in die wundervollen Dolomiten.

Zwei Bergesriesen, der Monte Perone und der Monte Majotera, bewachen den Eingang in das Thal des Cordevole, das eigenartig wild, mit seinem über Steinmuren dahineilenden Flusse den Eindruck eines in Dissonanzen endigenden mächtigen Tonwerkes macht. Herrlich wird das Tonwerk; immer mehr der Stimmung, je weiter man vordringt, entlang das ewig dahineilende rauschende Wasser. Immer neue und immer prächtigere Bilder bis zu den einsam daliegenden Hütten von Muda. Eine bescheidene Schenke bot uns ein ebenso bescheidenes Mittagessen: Maisbrot, Käse und Wein. Braun, dem das trockene Maisbrot nicht recht mundete, gab seiner Unzufriedenheit in nicht gerade gewählten Worten Ausdruck. Damit aber schlug er eine Saite an, die die gleichgestimmte Annas zum Tönen brachte.

„Maisbrot und Käse ist kein Mittagessen", erklärte sie kurz.

„Das wohl", erwiderte ich. „Auf Reisen muss man sich jedoch ab und zu mit wenigem bescheiden; übrigens ist der Wein sehr gut. Prosit!"

„Ich stoße nicht an."

Verstimmt zog ich mein Glas zurück.

Als Anna später bemerkte: „Ich wäre zufrieden, wenn ich wüsste, dass wir ein warmes Abendessen bekämen", antwortete ich: „In Agordo gibt es gute Gasthäuser, daher gewiss auch eine entsprechende Auswahl an Speisen."

„Wenn Sie sich aber irren?"

„Dann zahle ich ein Pönale."

„Gut; wenn in Agordo nur Brot und Käse zu haben sind, zahlen Sie alle Ansichtskarten, die wir heute schreiben. Seid ihr einverstanden?" wandte sie sich an Bertha und Braun.

Diese stimmten zu; ich aber empfand etwas wie Hass gegen dieses übermüthige Geschöpf.

„Stoßen wir an, Herr Hofer soll leben, er zahlt heute die Ansichtskarten", fuhr Anna fort.

Wir stießen an. Vor Annas Glase aber zog ich das meinige zurück.

Als wir nach etwa einstündiger Rast weitergiengen, schloss sich Anna mir an: „Sie sind mir gewiss böse; ich war vorhin recht ungezogen. Das elende Essen und der Umstand, dass Sie, der Sie uns

doch aufgefordert haben, mit Ihnen zu wandern, sich gar nicht um uns kümmerten — sie giengen immer mit Ihrer Karte allein voraus, hat die üble Laune verursacht, die Sie mittags an mir wahrnahmen. Tragen Sie mir mein voriges Benehmen nicht nach, ich bitte Sie darum."

„Ich zürne Ihnen in keiner Weise" erwiderte ich.

„Sie sind ein guter Mensch", dabei erfasste sie meine Hand und drückte sie mit Wärme.

„Und wegen der Ansichtskarten, das gilt nicht."

„Was ich versprochen habe, halte ich."

„Dann erkläre ich mich bereit, für den Fall, als ich etwas Warmes zum Abendessen erhalte, auch ein Pönale zu zahlen; was soll ich Ihnen geben?"

„Einen Kuss."

„Ich war unvorsichtig; doch auch ich will mein Wort halten; Sie sollen ihn bekommen."

Einen Kuss! Im Übermuthe hatte ich das Wort gesagt und in der Erwartung, sie werde erklären, ihn nicht geben zu können. Ein Kuss! Er ist der erste Schritt zu einem Verhältnis, zu einem Verlöbnis. Verloben — nein! Es ist besser, der Kuss wird nicht gegeben.

Mit diesen Gedanken war ich durch den klammartigen Engpass hinter Muda marschiert, einen Engpass, wie gleich großartig ich noch keinen gesehen. Rechts von der Straße, tief unten der Cordevole, aus dessen Bett rechts eine wohl tausend Meter lange und mehrere hundert Meter hohe Riesenwand senkrecht emporsteigt, ab und zu mächtige Wassersäulen hinabschleudernd in das rauschende Gewässer des Flusses. Links von der Straße gleichfalls mächtige Wände, vielleicht nur noch wilder und zerrissener.

Wir gelangten zu dem italienischen Castell, und bei diesem, auf hoher Brücke den Fluss übersetzend, in eine schier noch engere, noch furchtbarere Klamm. Das ist der sogenannte Canal von Agordo, von Bädecker als ein sehenswerter großartiger Engpass bezeichnet.

Schweigend schritten wir dahin, Braun an Berthas und ich an Annas Seite.

Die Gegend wurde freundlicher. Die Häuser von Fucine, am Fuße eines schön geformten, mit grünen Matten bedeckten Berges gelegen, die hohe über den Cordevole gespannte Brücke von Pontalto und endlich Agordo — es sind unvergesslich schöne Bilder.

„Agordo!" Gleichzeitig riefen Anna und ich das Wort aus und stehen bleibend bewunderten wir die herrliche Landschaft vor uns.

Drüben, auf dem jenseitigen Ufer des Flusses die schmucken, um die schöne zweithürmige Kirche sich erhebenden Häuser von Agordo, hinter ihnen das saftige Grün des Thales und der Vorberge, die fast symmetrisch von der

Kirche aus links und rechts emporstrebend einen Blick in das Thal des Cordevole gewähren, das im Hintergrunde durch eine mächtige Gebirgsmauer geschlossen erscheint; die Vorberge überragend, starren die gelblichgrauen Felsmassen des Hochgebirges zum Himmel.

Noch etwa zehn Minuten Wanderns, und wir hatten unser heutiges Reiseziel erreicht. In dem an der Piazza liegenden Albergo alle Minieri kehrten wir ein.

Die Damen erhielten ein Zimmer im ersten, Braun und ich je eines im zweiten Stocke angewiesen.

Nachdem ich mich vom Staube gereinigt hatte, trat ich ans Fenster und blickte hinab auf die weite grüne Piazza, an deren Südseite ein alter, mit Statuen geschmückter Palast der Familie Manzoni sich erhebt, betrachtete die schmucken Häuser und weiter die mächtigen Berge, die gleich halbzerfallenen Riesenthürmen das Thal ringsum einschließen.

Kein menschliches Wesen zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören; nur das gleichförmige Rauschen des Cordevole drang an mein Ohr. Da ergriff mich ein Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins, wie ich es bisher nicht gekannt. — —

Ein lautes Pochen an der Thür und der Ruf: „Darf man eintreten?" störten mich in meinen Träumen.

Auf meine zustimmende Antwort hin öffnete sich die Thür, und unsere beiden Gefährtinnen, gefolgt von Braun, betraten mein Zimmer.

„Wir waren, da Sie nicht herunterkamen, besorgt, Sie könnten unwohl geworden sein", sagte Anna. „Wir wollen uns den Ort ansehen; Sie kommen doch mit?"

„Bleiben wir einen Augenblick hier, die Aussicht ist so wunderbar schön."

Die Schwestern traten an das Fenster. Einen Blick auf das herrliche ernste Bild draußen werfend, erklärten sie: „Wir werden hier bleiben." Zwei Sessel befanden sich in meinem Zimmer, zwei holte Braun aus dem seinen, und so ließen wir uns nieder, bei dem einen Fenster er sich an Berthas, bei dem anderen ich mich an Annas Seite. „Wir haben", begann ich zu meiner Nachbarin gewendet, „unser heutiges Tagewerk beendet; wenn Sie die Eindrücke, die Sie empfiengen, an sich vorüberziehen lassen, welches ist Ihr Urtheil?"

„Ich bin entzückt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie uns aufforderten, mitzugehen."

„Nun können Sie begreifen, wie einem alten Alpinisten wird, wenn die Reisezeit anbricht: Heimweh ergreift ihn nach den Bergen; er muss hinaus, er würde sonst krank in seiner Heimat. Die Alpen, sie sind meine Braut; ihretwegen bin ich ledig geblieben, und ihretwegen will ich es bleiben."

Anna sah mich bei diesen Worten mit ihren großen ausdrucksvollen Augen an und sagte: „Wäre ich ein Mann, ich dächte wahrscheinlich ebenso."

Das Abendessen nahmen wir in dem im ersten Stocke liegenden geräumigen Speisesaale ein.

Wir erhielten nicht nur warme, sondern auch gut zubereitete Speisen. Anna war zufrieden, das sah ich.

Ich ergriff daher ihre Hand und sagte:

„Ich habe gewonnen?"

„Ja."

„Ich erhalte also meine Belohnung?"

„Heute nicht, morgen, übermorgen, wenn wir uns trennen werden"; leise fügte sie hinzu:

„Ich habe nämlich einen Verehrer, dem ich sehr gut bin."

Ich war von diesem Augenblicke an verstimmt.

Zeitlicher, als es den Mädchen recht war, mahnte ich zum Aufbruche, und als wir uns „Gute Nacht" sagten, reichte ich weder Anna noch Bertha die Hand.

Die Luft in meinem Zimmer schien mir erdrückend. Ich öffnete das Fenster. Das Rauschen des Cordevole und noch ein anderes Geräusch, das jenes fast übertönte, drang an mein Ohr. Ich blickte hinab: der Corso.

Da gehen sie, die Burschen und die Mädchen des Ortes, auf und nieder, die, die sich gefunden, fröhlich plaudernd, und die, die sich zu finden wünschen, einander feurige Blicke zuwerfend. Diese Leute sind glücklich: sie lieben, und die Liebe gibt ihrem Leben Inhalt genug.

Ganz anders ist es mit mir. Mein künftiges Leben liegt klar vor mir. Fünfzehn Jahre noch werde ich in der Tretmühle meines Amtes arbeiten; während dieser Zeit werde ich jeden Sommer eine Reise unternehmen und werde immer wieder etwas Neues sehen, freilich unendlich wenig von der Erde im Verhältnis zu ihrer Größe; ich werde in den Ruhestand treten, werde müde und alt werden und endlich sterben. Von meinen Reisen, von allem, was ich gesehen, bleibt keine Spur zurück. Zwanzig Jahre nach meinem Tode wird kaum jemand noch meiner gedenken; nach fünfzig Jahren aber bin ich vergessen, als ob ich gar nicht gelebt hätte. Die Arbeiten des Berufes und die Vergnügungen der Erholungszeit, sie bilden nur den halben Inhalt im Leben des Durchschnittsmenschen. Die andere Hälfte muss die Liebe mit ihren Freuden und ihren Leiden ausfüllen.

Es ist lange her, da kannte ich ein Mädchen und liebte es. Meine Versuche, mich ihr zu nähern, wies sie zurück; sie hatte, wie sie sagte, bereits gewählt. Sie heiratete, sie wurde Mutter eines krüppelhaften Kindes, ihr Mann aber ist — ein Trunkenbold.

Anna — es wird dieselbe Geschichte werden. Weiß Gott, an welchen Windbeutel sie ihr Herz verschenkt hat. Du musst ein Windbeutel sein, dann wirst du den Mädchen gefallen. „Mulieres sunt falaces“, das Studentenlied hat Recht.

III.

Gegen fünf Uhr morgens erwachte ich. Im Begriffe, vom Fenster aus Umschau nach der Witterung zu halten, blieb ich überrascht stehen. Die Gipfel der Berge jenseits des Flusses erglänzten in purpurrothem Lichte. Ein Alpenglühen. Ich wusch mich, kleidete mich rasch an und eilte zu Braun.

Ich fand ihn bereits reisefertig am Fenster stehen, versunken in den Anblick des farbenprächtigen Bildes.

„Verständigen wir unsere Reisegenossinnen“, sagte er; „ein so schönes Alpenglühen haben sie gewiss noch nicht gesehen.“

Wir eilten hinunter. Unsere Namen nennend, gaben wir den Zweck unseres Kommens an.

„Sie dürfen herein“, antwortete Bertha. „Wir sind mit unserer Toilette fertig.“

Eingetreten, sahen wir die Mädchen gleichfalls reisefertig am Fenster. Ich stellte mich an Annas, Braun sich an Berthas Seite.

„Das Herrlichste, was ich bisher gesehen habe“, bemerkte Anna.

Was ich erwiderte, weiß ich nicht.

Ich empfand nur, dass das Mädchen eine sehr schöne Gestalt habe und legte meine Hand sachte auf ihre Hüfte.

Weil sie das duldete, ward mir, als müsste ich sie an mich pressen und küssen.

„Beobachten Sie nur, wie das Roth immer tiefer und tiefer zu Thale steigt.“

Es stieg zu Thale, aber es wurde auch bleicher und bleicher; fast schien es mir ein Abbild der Liebe zu sein. Ein Gefühl, das den Menschen zum Gotte macht, nimmt es, sich stets und stets der Erde nähernd, von Tag zu Tag an Kraft ab, um im Treiben des Alltagslebens elend zu vergehen.

Um sechs Uhr verließen wir Agordo, die nach Norden, den Cordevole entlang führende Straße einschlagend. Mächtige, seltsam geformte Felswände, hier hart neben der Straße, dort aus dem Flusse fast senkrecht emporstrebend, gestalten den Charakter der Landschaft zu einem überaus ernsten; bis zu dem Dörfchen Ghirlo, wo er einem freundlicheren weicht, behält sie denselben. In Cencenighe, einem entzückend schön, an einem Bergeshange gelegenen Orte machten wir halt, uns in der schmucken Albergo viandante eine Stunde Rast gönnend.

Die Straße von Cencenighe nach Alleghe, eine der schönsten Alpenstraßen, die ich kenne, ist überaus reich an den herrlichsten Landschaftsbildern. Ein Maler fände hier Motive in Fülle für großangelegte Compositionen.

Um die Mittagstunde langten wir am Ufer des grünen Alleghesees, der im Jahre 1772 durch einen Bergsturz entstand, an. Auf der Terrasse vor dem Gasthause „zur Königin Margherita" nahmen wir das Mittagessen ein. Vor uns das grüne Gewässer des Sees, jenseits desselben saftig grüne Berge, hoch hinauf mit Gebäuden besäet und rechts auf einer kleinen, halbinselartig in den See ragenden Anhöhe, das Dörfchen Alleghe — ich glaube, wir schenkten dem schönen Bilde mehr Aufmerksamkeit als den uns servierten Speisen.

„Wie gut, dass wir ledig sind; wären wir verheiratet, wir wären wohl nimmer hieher gekommen", rief Anna aus und Bertha stimmte ihr zu.

Ich dachte, als Gattinnen reicher Männer könntet ihr nicht nur hieher, ihr könntet in weit schönere Gegenden reisen.

Braun aber ergriff das Wort und sagte: „Unsere Reise danken wir unserer Freiheit; darum: Hurrah, die goldene Freiheit!" Die Gläser klangen und „Hoch und Hurrah die goldene Freiheit!" scholl es hinunter zu den Wässern des Sees.

Vor der Schenke am Gestade
Jenes blauen Sees im Thal
Saßen fröhliche Gesellen,
Freudig leerend den Pokal.

Stand da einer auf und sagte:
„Brüder, was ihr rings erschaut,
Berge, Wässer, — frei ist alles,
Hoch die Freiheit, uns're Braut!"

„Hoch die gold'ne Freiheit!" klang es
Wiederhallend. — In der Höh'
Lauscht erfreut der kühne Adler,
Und erfreut der Fisch im See.

Einem nur kam's nicht vom Herzen,
Leise sprach er vor sich hin:
„Meine Freiheit schenkt ich gerne
Einer Herzenskönigin." —

Nachmittags giengen wir — erst längs des Ostrandes des Sees, dann durch Alleghe, weiter wieder längs des Sees und endlich entlang den Cordevole — nach Caprile, einem einsamen, aber prächtig gelegenen Dorfe.

Im Albergo alle Alpi nahmen wir Nachtquartier.

In der düsteren Gaststube, an Annas Seite sitzend, fragte ich sie, wie sie mit dem heutigen Reisetage zufrieden sei.

Zufrieden, wie nimmer sie geglaubt, dass man es sein könne, war ihre Antwort, der sie noch beifügte, sie verstünde mich. Die Ehe, und hätten die Gatten sich noch so lieb, müsse mit der Zeit langweilig werden. Wie viel schöner gestalte sich das Leben für Personen, die gleich uns die Welt durchwanderten. Acht Monate zehre man von den Erinnerungen der letzten Reise, drei bereite man sich auf die nächste vor, und einen genieße man. Wenn aber einen die Beine nicht mehr hinaustrügen, habe man Stoff genug gesammelt, um davon die paar Jahre, die zu leben einem noch gegönnt seien, zehren zu können. Auch sie werde nie heiraten, dafür aber jedes Jahr reisen, ins Hochgebirge hinein, sowie sie heuer den Anfang gemacht.

„Und Ihr Bräutigam, Fräulein?"

„Ich habe keinen."

„Sie behaupteten doch gestern, Sie hätten —"

„Das sagte ich nur so." —

„Weil Sie mir den Kuss nicht geben wollen."

„Sie werden ihn bekommen!"

„Wann?"

„Spätestens, wenn wir uns trennen." —

„Nächstes Jahr, Fräulein, könnten wir wieder zusammen reisen."

„Das geht nicht."

„Warum?"

„Heuer führte uns der Zufall zusammen. Eine Tour aber, von der man nicht weiß, in welche Lagen sie einen bringt, ein Jahr vorher verabreden, können wir nicht; übrigens könnte Ihnen auch unsere Gesellschaft gefährlich werden. Sie wollen doch um keinen Preis heiraten?"

„Um keinen Preis sagte ich nicht."

„Sie haben Ihre Ansichten geändert?"

„Das Reisen ist ein Sport, geradeso wie das Reiten, das Schwimmen und so manches andere; Sport ist Spiel, ist Tändelei. Ein Spiel aber, mag es noch so vernünftig sein und noch so viele Freuden gewähren, kann nimmer ein Leben ausfüllen."

„Heiraten ist auch nur ein Spiel; die Frau ist das Spielzeug des Mannes. Hat aber der Mann das Spielzeug Frau verworfen, dann sucht er nach anderen Zerstreuungen. Er fährt Zweirad, oder er geht auf die Jagd, oder er macht Reisen, oder er besucht das Gasthaus. Sein Streben ist, nur recht lange vom Hause wegbleiben zu können."

„Das ist Theorie, Fräulein. Ein Mann, der seine Frau liebt, geht in ihr auf. Ihretwegen verzichtet er auf jedwedes Vergnügen, ihretwegen darbt er. Sie glücklich, sie zufrieden zu machen, ist seine Lebensaufgabe. Solange der Mann ledig ist, ist er Egoist. Erst mit dem Tage, an dem er außer sich für ein anderes Wesen zu sorgen hat, wird er Mensch, und Mensch zu werden ist unsere Bestimmung."

„Sie sind verliebt!"

„Ich?"

„Ja — und einem Verliebten darf ein Mädchen keinen Kuss geben."

„Fräulein!"

„Schwören Sie!"

„Was?"

„Dass das Reisen das Höchste ist."

„Das kann ich nicht."

„Weil Sie" — sie wollte offenbar sagen „verliebt sind". Braun, der, wie ich glaube, mit Bertha die morgige Wanderung besprach, schnitt, sich an mich mit einer gleichgiltigen Frage wendend, jedoch ihre weitere Antwort ab.

Als wir die Mädchen zu ihren Zimmern begleiteten, blieb ich mit Anna etwas zurück. Ich ergriff ihre Hand und drückte dieselbe. Mein Druck wurde aber nicht erwidert.

IV.

Um halb sechs Uhr nahmen wir gemeinsam in der Wirtsstube das Frühstück ein, und um sechs Uhr verließen wir Caprile. Wir wanderten auf der nach Rocca Pietore führenden Straße dahin, bis in die Nähe der den Cordevole überspannenden Brücke. Vor derselben biegt ein zum Hôtel Belvedere führender Karrenweg ab. Anfangs auf diesem, später auf einem steinigen Saumpfad der Höhe zustrebend, gelangten wir hinter der österreichisch-italienischen Grenze auf einen markierten Weg, der allem Anscheine nach auf die Gemeindestraße von Colle S. Lucia führte. Als Leithammel erklärte ich denselben für den einzig richtigen und erläuterte meine Behauptung auf der Specialkarte. Dessenungeachtet wurden seitens der Reisegenossinnen Zweifel gesetzt in mein Vermögen, die Karte richtig gedeutet zu haben, — ich selbst zweifelte, da der Weg immer und immer emporführte, schon längst daran. Mein sinkendes Führeransehen rettete Freund Braun. Seine Erklärung, der Steig sei der Aussicht wegen so geführt worden, fand Glauben. Und wahrlich, die Aussicht war gottvoll. Gegen Süden die mächtige vielzackige Civetta, gegen Südwest das malerisch auf einer Anhöhe liegende Dorf Rocca di Pietore und uns gegenüber im Westen auf dem Abhange des Monte Migogn die Häusergruppen von Lastle, alles in schönster Morgenbeleuchtung, — wer da nicht aufjauchzte, ist bar jedes ästhetischen Empfindens. Bewundernd und wieder bewundernd wurde die Höhe gewonnen. Schließlich gelangten wir auf einen mäßig breiten Karrenweg, den ich, um mein Ansehen als Führer wieder herzustellen, für die nach Andraz führende Gemeindestraße erklärte.

Sie war es auch.

Freilich darf man sich unter ihr nicht eine Straße im landläufigen Sinne denken.

Immer neue und immer prächtigere Bilder traten uns vor Augen: Das reizend liegende Pieve (Buchenstein) und weiter, nachdem wir dem Cordevole, dessen Rauschen uns zwei Tage begleitet, schier betrübten Herzens Valet gesagt und an dem in jugendlichem Übermuthe über die Felsen hinstürzenden Andrazbache dahinwanderten, der geisterhaft bleiche Schneemantel der Königin der Dolomiten, der stolzen Marmolata, der sich so vornehm von dem saftigen Grün der nahen Höhen abhob — es sind unvergesslich schöne Landschaften.

Die Lage des Dorfes Andraz, wiewohl reizend, imponiert nach diesen Eindrücken nicht.

Wir kehrten im Gasthause „zur Alpenrose“ ein. Eine trauliche Wirtsstube, ein schmackhaftes Essen und ein köstliches Bier, auf bayrische Art im Hause selbst gebraut, was wunder, dass wir uns bald in der fröhlichsten Stimmung befanden.

Die Damen verlangten Ansichtskarten, und nachdem sie dieselben erhalten hatten, forderten sie uns zu einem Preisdichten auf. Der Preis sollte ein Glas Bier sein.

Ich hatte meine Verse bald zu Papier gebracht:

„Bin im Vaterlande wieder;
Meiner Muttersprache Laute
Hör' ich, und wie Engellieder
Tönen sie ans sel'ge Ohr.
Schön sind Welschlands stolze Höhen,
Schön die Thäler.“

„Das ist recht gut“, fiel mir Anna ins Wort, „aber es ist kein Postkartenvers; ein solcher muss schneidig sein.“

„Den Anfang hätte ich“, bemerkte Braun, und auf der Mädchen Bitte, ihn zu verlesen, begann er:

„Mit dem Bergstock in der Hand,
Zogen wir durch's wel'sche Land.“

Einmal im Versemachen drin, schüttelten wir die Reime förmlich aus dem Ärmel und stoppelten füglich ein „schneidiges“ Postkartengedicht zusammen.

„Den Preis haben beide Herren gewonnen“, erklärte Anna, und nachdem die Wirtin denselben gebracht und die Mädchen auf unsere Bitte hin davon gekostet hatten, theilten wir, Braun und ich, uns redlich in den Gewinnst.

Als ich das Glas an der Stelle, an der es Anna mit ihren Lippen berührt hatte, ansetzte, fielen mir Goethes Verse ein:

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht. —

Es ist doch etwas Eigenes um die Liebe.

Vorgestern noch ein Weiberfeind, und heute —?

Als wir eine halbe Stunde später weiter marschierten, hinauf zur Ruine Andraz und höher empor zum Falzaregojoche, und ich mit Muße meinen Gedanken nachhängen konnte, philosophierte ich: Ich habe Anna lieb. Besonderes ist das gewiss nicht. Zum wundern wäre es, wenn sie, das schneidige, liebe, fidele Mädchen, mir gleichgiltig geblieben wäre. Ich stehe im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Meine Großeltern sind hochbetagt gestorben, meine Eltern, die heute noch leben, sind den Jahren nach Greise, dem Aussehen nach so rüstig, als ob sie in den Fünfzigern ständen. Ich war nie krank. Aller Wahrscheinlichkeit nach habe ich noch mindestens dreißig Jahre zu leben. Dreißig Jahre, — da kann man noch Kinder groß ziehen.

Für wen habe ich bisher Erfahrungen gesammelt? Den lauschenden Kleinen aus der Fülle seiner Erlebnisse zu erzählen, sie für Ideale zu begeistern, für die man einst geschwärmt, das muss herrlich sein.

Ich werde ein neues Leben beginnen.

Gebe Gott, dass es an Annas Seite glücke! —

Als wir in die Region gelangten, in der der Baumwuchs aufhört, bemerkten wir hart am Rande des Weges zahlreiche Sträuchlein herrlich blühender Alpenrosen. Erfreut, diese Blumen selbst gefunden zu haben, baten uns die Mädchen, ihnen recht viele zu pflücken. Am Falzaregojoche gönnten wir uns eine Stunde Rast.

Ich setzte mich an Annas Seite auf einen der Steinblöcke, mit denen die Hochfläche schier übersäet erscheint. Abseits von uns ließen sich Braun und Bertha nieder.

Nachdem ich meinem lieben Mädchen die Namen der Berge, die wir erblickten, genannt, nachdem wir hierauf eine zeitlang das, wenn auch nicht großartige, so doch interessante Bild betrachtet, bemerkte Anna: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie uns zu der so herrlichen Wanderung aufforderten; was ich Ihnen, als wir von Muda nach Agordo giengen, versprach, werde ich Ihnen später geben; vorläufig diesen Lohn.“ Damit setzte sie mir einen Kranz, den sie vorher aus den gefundenen Alpenrosen verfertigt hatte, aufs Haupt. „Unserem lieben, lieben Führer!“ Ich blickte bei diesen Worten in ihre seelenvollen Augen und mir ward, als senkten sich ihre Blicke in meine Brust, tiefer und tiefer bis in mein Herz.

Ich nahm den Kranz von meinem Haupte, ihn mit den Worten „Meiner Königin“ auf das ihre setzend. Dabei näherte ich mein Antlitz dem ihren und, weiß Gott, wie das kam, auf einmal hatte ich sie umfangen und küsste sie — wieder und wieder.

Plötzlich stieß sie mich von sich. Thränen traten in ihre Augen und mit erregter Stimme sagte sie: „Was habe ich gethan, dass Sie mich

so behandeln? Abscheulich ist es." Dabei sprang sie auf. Ich desgleichen, und ihre Hände fassend, stieß ich hervor: „Anna, ich liebe Sie sosehr, ich konnte nicht anders. Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch: Werden Sie meine Frau!"

Sie sanft niederziehend, erzählte ich ihr, dass sie schon während der Überfahrt nach Venedig auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hätte, und dass ich sie, seit ich ihr herrliches Herz entdeckt, unendlich lieb gewonnen habe. Ob sie etwas für mich alten Knaben empfinde, wage ich nicht zu fragen. Ich sei zufrieden, wenn sie mir wahre, aufrichtige Freundschaft entgegenbringe.

„Mir kommt das alles so plötzlich", erwiderte sie; „ich habe nur das Bewusstsein eines unendlichen Glücksgefühles. Ich habe noch nie für einen Mann etwas empfunden. In Ihnen habe ich einen vornehmen Charakter kennen gelernt, einen Mann, den ich stets verehren werde."

„Lieben, Anna, lieben!"

„Ich glaube, ich habe Sie lieb."

Neuerdings drückte ich das schöne Mädchen an meine Brust und küsste sie wieder und wieder.

Als wir unseren Reisegefährten unsere Verlobung mittheilten, erwiderte Braun: „Ihr sagt uns nichts Überraschendes. Dass aus euch ein Paar werden wird, wussten wir längst. Als die Älteren sind wir euch mit gutem Beispiel vorangegangen. Wir sind seit Andraz Verlobte. Gratuliert uns!"

Unter gefälliger Mitwirkung.

Aus dem Englischen von **Leopold Rosenzweig.**[1])

Neulich haben wir, mein Freund Bates und ich, uns leider schauderhaft blamiert. Eines Abends kommt unser Schullehrer Mr. Hastings zu mir auf Besuch. Bates war gerade auch da, auf ein Plauderstündchen und eine Pfeife Tabak, und Hastings setzte sich zu uns und steckte sich auch eine an. Im Laufe des Gesprächs erwähnte Hastings gelegentlich, er sei eben dabei, eine kleine Unterhaltung zu veranstalten — ganz anspruchslos wissen Sie, ganz local — zum besten von irgend jemand oder irgend etwas, ich erinnere mich nicht mehr. Er sagte, das Auftreiben

---

[1]) Thatsachen und Scherze. Otto Hendel, Halle a. d. S. Für lachlustige Leute sehr zu empfehlen. Die Red.

der nöthigen Anzahl Vortragender bereite ihm ziemliche Schwierigkeiten. Er hätte einen Declamator, sagte er, einen ganz famosen Kerl, außerdem einen Komiker, zwei Sängerinnen und eine Clavierspielerin. Was er noch brauchte, wäre: noch eine Sängerin, oder besser einen Tenor, wenn einer zu haben wäre, einen Bassisten und einen Clavierbegleiter. Es sei nur eine ganz locale Geschichte, wiederholte Hastings, und das Auditorium würde sehr dankbar und ganz unkritisch sein. Wüssten wir nicht irgend ein gutmüthiges Mädchen oder einen anspruchslosen Tenor (eine rara avis das, sagte Hastings) oder einen richtigen Bass-Buffo für Matrosenlieder, oder endlich einen gefälligen Clavierspieler, der die Vorträge begleiten und einen aufmunternden Walzer zur Einleitung und die Nationalhymne zum Schlusse spielen würde?

Nun trifft es sich, dass mein braver Bates eine ganz angenehme Tenorstimme hat; Sie sollten ihn: „Du liebes Aug', du holder Stern“ singen hören, um einige Töne tiefer und die höchste Note abgeändert — es ist wirklich ein Genuss. — Ich begleite Bates manchesmal, wenn das Stück in Dur geht und nicht zuviel Kreuze sind. Ich spiele nie in Moll. Kein Componist von einiger Selbstachtung sollte in Moll schreiben; ich glaube, der es thut, thut es nur, um die Spieler zu ärgern, oder um groß zu thun und der staunenden Welt zu zeigen, was er für ein Musiker sei, und dass es für einen Mann wie er gerade so leicht sei, in irgend einer fürchterlichen Tonart, wie z. B. Res-moll zu componieren, als in einer ehrbaren und anständigen, die hübsch auf den weißen Tasten bleibt und die schwarzen vermeidet. Also, wie gesagt, Bates besitzt eine kleine, aber angenehme Tenorstimme, und ich bin, in sehr bescheidenem Sinne, ein Begleiter. Nun ist so ein Schullehrer manchmal sehr, sehr schlau; und obschon ich fest überzeugt bin, dass dem braven Mr. Hastings die Thatsachen, die ich eben erwähnte, recht gut bekannt waren (obgleich es mir ein ewiges Räthsel bleiben wird, wieso er sie erfuhr), so that er doch, als ob er von gar nichts wüsste, während er in der geschilderten Weise von der bevorstehenden Akademie und seiner Noth an Vortragenden sprach. Und da reitet mich nun der Teufel, dass ich, ohne an die Folgen zu denken, herausplatze: „So wahr ich lebe, Bates“, sage ich, „das wäre so was für dich!“

„Kann Mr. Bates begleiten?“ fragte Hastings mit der unschuldigsten Miene. O, diese Schullehrer! Ich war eine hilflose Taube in den Krallen eines Geiers. Ich erklärte ihm, dass Bates ein Tenor sei und dass er nur aus Rücksicht für Signor Stagno und andere arme Teufel, die davon leben müssen, nicht schon längst hervorgetreten sei wie Achilles aus seinem Zelt und die musikalische Welt besiegt habe.

„Das ist ja prächtig!“ sagte dieser heuchlerische Pädagog. „Selbstverständlich müssen Sie an unserem Abend singen, Mr. Bates; welchen

Genuſs werden wir haben, Sie zu hören! Ich hoffe nur, daſs wir einen Begleiter finden, der Ihrer würdig iſt."

„Gut denn", ſagte Bates, „ich will ſingen, wenn Sie wollen, da es ja nur eine locale Veranſtaltung iſt, aber nur unter der Bedingung, daſs dieſer Naſeweis hier (mit dieſer reſpectloſen Bezeichnung meinte er mich) die Begleitung ſpielt. Er kann zwar nicht viel, aber er weiß die Töne, in denen ich nicht ganz feſt bin, und iſt gewohnt, ſie ſtärker, mit Pedal zu ſpielen. Außerdem ziehe ich einen Begleiter vor, dem ich hie und da im Geheimen einen Puff geben kann."

„Was, Sie ſpielen Piano?" rief dieſer argliſtige Schullehrer aus, „das iſt ja herrlich! Nun hilft nichts, Jones, Sie müſſen Freitag über acht Tage alle Begleitungen übernehmen, und einen feſchen Walzer zur Einleitung ſpielen. Ich weiß, Sie werden's mir um des ſchönen Zweckes willen nicht abſchlagen. Wahrhaftig, mein guter Engel hat mich hergeführt."

„Hören Sie mal, Haſtings", ſagte ich, „ich will Bates begleiten, weil ich das kurzſichtige Medium war, um den armen Unſchuldigen in die Schlinge zu locken, die Sie ihm gelegt haben; ich will den armen Bates nicht in der Noth verlaſſen; er kann unmöglich ein E oder F nehmen ohne mich, und ich werde ihm daher um jeden Preis durchhelfen. Aber jemand anderen zu begleiten oder ſonſt noch einen Ton zu ſpielen, lehne ich entſchieden ab — verſtanden? Da müſſen Sie ſich ſchon ein anderes Opfer ausſuchen." — Ich glaube, ich ſah drohend aus. In jedem Falle verſtand Haſtings, daſs ich ihn durchſchaute, denn nach einem fliegenden Blick in mein Geſicht ſprach er von anderen Dingen und empfahl ſich bald darauf. —

Alſo kam es, daſs Bates und ich uns in dieſes tolle Unternehmen ſtürzten. Wir hatten volle zehn Tage, um unſere Lieder einzuſtudieren. Bates kam jeden Abend zu mir, um zu proben. Er ſollte zweimal auftreten, und ſeine Nummern waren: „Die Sonne ſinkt hinter den Bergen", (woraus das Programm nachher „Die Sonne ſingt hinter den Bergen" machte) im erſten Theil; für den zweiten Theil reſervierten wir Bates' Paradepferd: „Du liebes Aug', du holder Stern." — Die Proben giengen ſoweit ganz zufriedenſtellend vonſtatten. „Du liebes Aug', du holder Stern", klang wirklich hübſch. Natürlich fiel es Bates nicht ein, das hohe As zu nehmen — das wäre ja purer Wahnſinn geweſen; wir änderten alle A und G in ſolche Noten um, welche ein ehrlicher Mann mit Anſtand und Würde nehmen kann. — Im erſten Liede war ein Fis, welches Bates vielen Schweiß koſtete. „Die Sonne ſinkt hinter den Bergen" iſt nämlich ein Liebeslied von fünf Strophen, und beſagtes Fis ſteht am Ende einer Strophe. Bates nahm die Höhe manchmal brillant, manchmal ſcheute er ein wenig davor. Aber alles in allem

gieng es doch ziemlich gut, und wir hatten die Zuversicht, dass am Abend selbst alles vortrefflich ablaufen werde.

Der große Tag kam endlich heran, und als er da war, stand mir die klare Erkenntnis vor Augen, was für ein ungeheuerer Esel ich gewesen war, mich zu verpflichten, das erstemal in meinem Leben vor einem Publicum „aufzutreten“. Um die Wahrheit zu sagen, ich fühlte mich genau so, als ob ich erschossen werden sollte.

Was Bates betrifft, so war die Stimmung dieses Künstlers niedergedrückt in der äußersten Bedeutung des Wortes.

Er kam dreimal im Laufe des Tages zu mir, um mich zu erinnern, ihm nur „gewiss das Fis zu bringen“. Wenn nicht, sagte Bates, werde er mich vor dem Publicum denuncieren. Ich gab ihm mein Ehrenwort, dass ich ihm das Fis bringen werde, wenn ich nur sehen könne, wo es liegt; aber um die Wahrheit zu sagen, fühlte ich mich bereits so nervös, dass ich die weißen von den schwarzen Tasten nicht immer genau unterscheiden konnte. „Weißt du, mein Junge“, sagte Bates, es ist ja lächerlich, aber ich bin selbst ein bisschen nervös.“ — Es war sehr überflüssig von dem armen Jungen, mir das zu sagen; denn er sah so bleich, hohl und gealtert aus, als hätte er jemand ermordet, und dessen Geist ihm letzte Nacht einen Besuch abgestattet. „Schließlich“, setzte Bates hinzu, mit einem kläglichen Versuch, einen spöttisch-überlegenen Ton in seine Stimme zu bringen, „ist das Ganze ja nichts als eine kleine locale Akademie, und das Publicum, wenn welches da sein wird (hier lachten wir beide das überlaute, unnöthige und überzeugungslose Lachen der Angst), wird aus kleinen Jungen und solchen Leuten bestehen, die noch weniger von Musik verstehen als wir.“

„Ja“, wiederholte ich begierig, „ein paar Jungen, untermischt mit einigen Orangen saugenden, Bonbons naschenden Schwestern.“

„Ich sollte meinen, für ein solches Auditorium bin ich lange gut genug, was glaubst du?“ sagte Bates, sich den Anschein einer Zuversicht gebend, von welcher er in Wirklichkeit himmelweit entfernt war.

„Aber natürlich!“ sagte ich, „lege nur tüchtig los und sie werden glauben, sie hören Mario.“

Vor Abend kam Bates noch einmal zu mir herein, um mich an das Fis zu erinnern und mit mir Bestärkungen auszutauschen über die Unfähigkeit unseres zu erwartenden Publicums, eine Bassgeige von einer Flöte und einen Ton von einem anderen zu unterscheiden. — Nachher nahmen wir zusammen das Abendessen. Bates wollte nichts essen; er sagte, dass alle berühmten Sänger vier Stunden vor ihrem Auftreten nichts essen; aber er trank einige Glas Bier, indem er mir versicherte, dass kein bedeutender Sänger daran denke, ohne Bier vor das Publicum zu treten. „Da ist z. B. Mario“, sagte Bates, „er hat niemals eine

Scene gesungen, ohne seinen Krug Bier hinter einem Felsen oder einem Baum, oder selbst hinter einem entsprechend kräftig gebauten Krieger oder Pagen verborgen zu haben. „Mario pflegte dann“, sagte Bates, „hinter das betreffende Object, was es gerade war, zu gehen und, indem er that, als suche er den Feind oder die Primadonna oder sonst etwas, einen kräftigen Zug zu thun, dann wieder hervorzukommen und die Oper fortzusetzen. Man kann ohne Bier nicht singen“, schloss Bates, „das wird dir jeder sagen, frage mal van Dyck oder sonst einen Sänger.“ — Bates mag ja recht haben; allein ich muss sagen, ich habe von Sängern die merkwürdigst verschiedenen Meinungen über die Frage des Essens und Trinkens gehört. Der eine versichert, dass kein Sänger, der nur eine blasse Ahnung von der Kunst hat, anders auftreten wird, als direct von einer wohlbesetzten Tafel weg, und dass alles, was Wein, Bier, Liqueur und überhaupt Alkohol heißt, das pure Gift für den Sänger sind. Der andere sagt mit nicht geringerer Überzeugung und Entschiedenheit, dass der Sänger, der mit vollem Magen unternehmen will, seine süßen oder starken Töne hinauszuschmettern, ein vollkommener Ignorant ist, indem vier oder fünf Stunden der geringste Zeitraum seien, der zwischen Essen und Singen verstreichen müsse; was nun das Trinken betrifft, sagt er, so schwöre er für seine Person auf Portwein, in Quantitäten, aber andere zögen Rheinwein oder Bier vor, einige nehmen Champagner. Alle diese seien gut, um darauf zu singen, aber nur beileibe nichts essen: Das Hungersystem sei das einzige Geheimnis guten Singens. Ein dritter Künstler wieder erklärt, dass er esse, was ihm beliebe, und trinke, was ihm beliebe, und soviel es ihm beliebe, und so oft es ihm beliebe, und wann es ihm beliebe, und dass er aller Propheten spotte; halb zu verhungern, bevor man singt, ist ein Unsinn, sagt er, und sich um jeden Preis unmittelbar davor vollzustopfen, ist ebensolcher Unsinn. Essen, wenn es einem schmeckt, trinken, wenn man Durst hat, das sei sein System, und jeder, der ein anderes befolge, sei ein Narr. — Nun singen alle diese drei wundervoll, so dass es etwas schwierig ist zu entscheiden, wessen Theorie den größten Erfolg für sich hat. Ich für meinen Theil halte es mit dem letzten, dem, der die Mittelstraße einschlägt; ich finde überhaupt, dass es am besten ist, in der Mitte der Straße zu fahren, man ist dann weniger in Gefahr, rechts oder links in den Graben zu fallen.

Als Bates und ich in dem verhängnisvollen Saale — dem Schulzimmer des Ortes — eintrafen, fanden wir ihn bis auf den letzten Platz gefüllt von einem ungeduldigen Publicum. Die vordersten drei oder vier Reihen waren von der Aristokratie des Bezirkes besetzt, meistens Damen; nach diesen kamen die Eltern und sonstigen Verwandten der Schulkinder, während diese letzteren den Hintergrund des Raumes zum Überfließen

füllten und sich die Zeit des Wartens in der für Schulbuben üblichen Weise des Nussknackens, Herumpuffens, Orangenessens und Pfeifens vertrieben. Der Anblick des Auditoriums war nicht geeignet, Bates und mich mit Muth und Selbstvertrauen zu erfüllen. Vor allem standen die vier Reihen Intelligenz im Vordergrunde nicht in unserem Contract. Wir fühlten, dass Hastings kein ganz ehrliches Spiel gespielt hatte, und ich nahm mir vor, mit Hastings nachher ein sehr ernstes Wort hierüber zu sprechen. Und was nun gar die lärmende, pfeifende, sich balgende süße Jugend im Hintergrunde betrifft, so flößte sie uns geradezu Entsetzen ein. Wir fanden unsere Plätze mit Schwierigkeit und tappten uns zu denselben in einer Verfassung durch, welche an Bewusstlosigkeit grenzte.

Nun war der Moment für die Hinrichtung des ersten Opfers gekommen, und Hastings bestieg das Podium, um einige einleitende Worte zu sagen. Er sagte das Übliche — wie gut es von uns wäre zu singen, zu declamieren u. s. w., und wie edel es von allen übrigen wäre, zu kommen und zuzuhören — kurz er that, was in seinen Kräften stand, um uns alle sich so behaglich als möglich fühlen zu machen, obschon ihm dies in Bezug auf Bates und mich vollkommen misslang. Seine Stimme klang mir wie aus meilenweiter Ferne, und er und das Podium drehten sich immerfort im Kreis herum, während er sprach. Dann, nach einer Verbeugung, während deren es mir schien, als stünde Hastings auf dem Kopfe, verließ er das Podium, und es erschien ein armes junges Ding — die Verkörperung hilfloser Angst — welches sich hinsetzte und den Eröffnungs-Walzer spielte. Sie war so von Furcht gelähmt, dass das Piano zuerst unter ihrer schwachen Berührung gar nicht erklang; aber als sie bemerkte, dass ihr niemand zuhöre, und dass die Belustigungen am Ende des Saales keine Unterbrechung erfahren hatten, wurde sie ganz muthig, und die letzten zwei oder drei Minuten spürte das Piano ihre Hände ganz gehörig. Heiliger Gott, wie ich und Bates applaudierten, als sie zu Ende war! Es war uns ein Trost, unsere Hände heftig aneinander zu schlagen, und es schien einen Theil des fürchterlichen Grauens wegzunehmen, das uns zu überwältigen drohte. Unsere Nummer war die fünfte, so dass wir Zeit genug hatten, mit allem Genuss, den wir zu empfinden imstande sein würden, die Leistungen einiger Vorgänger auf uns wirken zu lassen. Nach dem Walzer kam eine Declamation von — ich weiß nicht mehr, wie er hieß — Bates sagte nachher, es klang wie Horatius Cocles, ich glaube, er hieß Ignatius Brockley oder so was dergleichen. Ignatius war ein furchtbarer Mann. Er recitierte eine patriotische Ballade in einer Art, welche selbst die Heiden am unteren Ende des Raumes überzeugte. Er war nur mäßig verrückt bis zu einer Stelle, wo es von jemand hieß, dass er strauchelte; aber diese Worte schienen ihn zur Tollheit aufzu-

stacheln, und er wurde plötzlich ein gefährlicher Tobsüchtiger. Er schäumte und wüthete. Er schüttelte seine Faust gegen uns, während er das Podium auf und ab raste; er duckte den Kopf, als weiche er Kanonenkugeln aus. Er schwang sein Schwert (ein Lineal) hoch über seinem Kopfe und feuerte seine Leute an; er fiel aus, hieb und traf; er warf den Feind zu Boden und gab ihm den Rest mit grausigen Bajonettstichen; er nahm die Kanonen mit heiserem Hurrahgeschrei und galoppierte nach Hause als ruhmbedeckter Held und wischte sich den Schweiß von der Stirne, als er inmitten eines Sturmes von Beifall, Händeklatschen, Jauchzen und Johlen vom Podium herunterstieg, und wir alle fühlten uns stolz als Briten und wünschten, wir wären so tapfer als Ignatius. Man rief, „bis" „bis" aus Leibeskräften, besonders Bates und ich, welche natürlicherweise bestrebt waren, die fürchterliche Stunde womöglich noch um eine Galgenfrist hinauszuschieben. Aber Ignatius gab zu verstehen, dass der Sturm seiner Gefühle seine Kräfte erschöpft habe — so legte ich wenigstens seine Geberden aus. Er erschien wiederholt auf dem Podium, verbeugte sich mit schmerzlichem Lächeln und schüttelte verneinend den Kopf, indem er immerfort mit der einen Hand seine Stirn trocknete, während die andere auf dem Herzen ruhte. Declamatoren sind, wie ich bemerkt habe, stets sehr ergriffen von ihrer eigenen Recitation — und das Publicum liebt das und ist von dieser Ergriffenheit seinerseits doppelt ergriffen. Ignatius' Seele war offenbar viel zu groß für seinen Körper, welcher sehr klein und schmächtig war.

Nach dem Declamator, welcher unstreitig einen ganzen Erfolg davongetragen hatte, kam eine Dame, welche uns als Sängerin entzücken sollte. Sie war sehr viel Dame und sehr wenig Sängerin. Es ist ein komisches Ding, wenn eine imposante Brünhilden-Gestalt den Mund öffnet und eine Stimme ertönen läßt, wie das Piepen eines Sperlings. Die Buben am Ende des Saales fanden das auch und sagten es; sie lachten sehr viel darüber — offenbar fanden sie die Sache lustig. Das Lied selbst war sehr harmlos und die darin ausgedrückten Gefühle höchst lobenswert, aber niemand hörte darauf; es waren Perlen vor die kleinen Säue da hinten, welche ihr Kauen und ihr Lärmen nicht unterbrachen, um sie aufzulesen. Die Sängerin hatte starke Nerven — sie war eine Erfahrene — aber als sie ohne sonderlichen Applaus und ohne die vorbereitete Zugabe anbringen zu können, das Podium verlassen musste, schien sie sehr empört, und ich hörte, wie sie zu Hastings sagte, als er sie auf ihren Platz zurückführte, dass sie noch nie vor so verständnislosen Leuten gesungen habe, als sein Publicum sei. Hastings zog sich ohne Zweifel irgendwie aus der Affaire (verlassen Sie sich da auf Hastings!), aber ich konnte seine Antwort nicht hören. Sie war mir auch gleichgiltig, denn in meinem Kopfe hatte kein anderer Gedanke mehr Raum,

als dass nur mehr eine einzige Nummer vor der unsrigen abzuspielen sei. Über das, was diese nächste Nummer enthielt, weiß ich absolut nichts, ebensowenig Bates. Ich erinnere mich nur, dass es die des Komikers war, und dass das ganze Publicum in fortwährende Lachsalven ausbrach, in welche Bates und ich lärmend einstimmten, obschon ich weiß, dass sowohl mein Gehirn als auch Bates' derart sausten, dass wir kein einziges Wort von dem hörten, was der Mann sprach oder sang. Eine stürmisch verlangte Wiederholung gab uns noch ein bis zwei Minuten Gnadenfrist, und dann war die Zeit um, die fürchterliche Stunde hatte geschlagen, unser unentrinnbares Schicksal grinste uns dicht vor Augen.

Halb bewusstlos, taumelnd und tief elend erhob ich mich von meinem Sitze und folgte Bates zum Podium. Was Bates betrifft, so glaube ich, dass sein Zustand, wenn das überhaupt möglich ist, noch miserabler war als der meinige. Ich habe eine nebelhafte Erinnerung — Bates weiß sich absolut an gar nichts zu erinnern — dass Bates, als er die Stufen hinaufstieg, über die oberste stolperte und die Noten fallen ließ, dass das ganze Auditorium, mich inbegriffen, über sein Missgeschick lachte, und dass auch Bates in einer fremden, irren Weise lächelte, und dass er sagte: „Komm!“ und dass ich ihm folgte und in einer jämmerlichen Verfassung auf den Sitz vor dem Piano sank. Ich erinnere mich dunkel, dass Bates beide Stimmen des Liedes in der Hand hatte, und dass ich ihm nicht begreiflich machen konnte, dass ich eine davon nöthig hätte, um daraus zu begleiten. Vielleicht flüsterte ich auch so tonlos, dass er mich nicht hörte — genug, er stand mit einem blöden Lächeln da, sah von mir aufs Publicum und wieder zurück, als ob er sich nicht entsinnen könne, weshalb er eigentlich hier sei, aber hoffe, sich in ein bis zwei Minuten daran zu erinnern, wenn ihm das Publicum Zeit hierzu lassen wolle. Endlich schien er zu begreifen, was ich von ihm wolle, denn er sagte plötzlich ganz laut: „O, ich bitte um Entschuldigung!“ und gab mir die Noten. Ein Junge von unten rief: „Bitte sehr, hat nichts zu sagen!“ und alles lachte wieder.

Dann intonierte ich die Einleitung, von welcher ich wenigstens die Hälfte der Noten ausließ und die andere Hälfte falsch spielte, und dann — — nein, das konnte doch nicht Bates sein, der da sang? Das war nicht Bates' Stimme. Er hatte nie ein lautes Organ — aber das ist das Piepen eines Vögelchens und nicht die Stimme eines Mannes. Und doch schien es Bates zu sein, der den Ton hervorbrachte. „Die Sonne sinkt hinter den Bergen“ — du lieber Himmel, wie scheint sie mir weit, weit weg — nicht die Sonne, sondern Bates' Stimme. — Ich darf nicht vergessen, ihm das Fis zu bringen, wenn es kommt — — — Aber da die gefährliche Stelle näher kommt, wird es mir zur fürchterlichen Gewissheit, dass, wenn ich den Versuch mache, Bates sein Fis zu

bringen, ich entgleisen und die ganze übrige Begleitung hoffnungslos in die Brüche gehen müsse. Die Sache steht so: entweder ich muss Bates scheitern lassen, oder ich muss selbst scheitern — was soll ich thun? Der ahnungslose Bates, der sich auf mich verlässt, nähert sich immer mehr der Klippe; was weiß er von den Qualen, die meine Seele martern um seinetwillen? Ich bin entschlossen: Bates wird in weniger als einer Minute ein Wrack sein. Schließlich ist es am besten, die Begleitung so zu spielen, wie sie geschrieben ist; der Componist muss am besten wissen, was er thut, nicht? — Da ist's nun! „Gut Nacht, mein Lieb", singt Bates in seinen spatzenhaften, weitentfernten Tönen, „gut Naaacht!" Ach! der hohe Ton, das verhängnisvolle Fis hätte auf das zweite „gut Nacht!" kommen sollen, aber es kam nicht. Bates sagt, er glaube, er sei den Ton wie gewöhnlich „angegangen;" thatsächlich war er weit entfernt davon. Anstatt muthig darauf los zu galoppieren und ihn im Sprung zu nehmen, gieng er in einen schwachen Trab und versuchte ihn in einer Art zagendem, ungleichem Eselsschritt zu erreichen, welche unheilvoll enden musste. Und es endete unheilvoll. Die Note, oder was sie hätte vorstellen sollen, kam in einem quiekenden Tremolo heraus, als ob Bates ein Schuljunge und seine Stimme gerade im Mutieren wäre.

Nun aber, dem Publicum schien die Sache unendlich zu gefallen; man jauchzte vor Lachen am unteren Ende des Saales und verlangte stürmisch die Wiederholung des Fis. Bates lächelte auch, mit einem geistesabwesenden, idiotischen Lächeln und ich ebenso; Lachen ist ansteckend, und die „Aristokratie" im Vordergrund, als sie sah, dass wir die Sache von der heiteren Seite nahmen und nicht beleidigt waren, stimmte mit in das Lachen ein. Ich erinnere mich, dass ich um diese Zeit einen Blick in den Zuhörerraum warf, unsere Sitze leer sah und mich unklar wunderte, wo wir beide wohl jetzt seien, und hoffte, es sei uns kein Unfall zugestoßen, obgleich ich ein dumpfes Gefühl hatte, dass wir uns irgendwie in einer schlimmen Situation befänden. — Dann schlug ich mechanisch die Einleitung zur zweiten Strophe an, und Bates fieng an, ehe ich fertig war. Dann kam eine aufregende Jagd während des übrigen Theiles der Strophe; ich schnitt die Ecken der Takte ab, um Bates zu überholen; Bates schnitt auch ab, hielt sich tapfer an der Spitze und gewann schließlich mit einer kurzen Halslänge. Man hätte meinen sollen, dass er tollbegierig sei, das Fis zu erreichen, allein als er es erreichte (ich war damals ungefähr um einen Takt zurück), machte er einen womöglich noch kraftloseren Angriff darauf als das erstemal. Aber das Publicum bezeigte das freundlichste und schmeichelhafteste Interesse an Bates Stimme, und als das Fis in der Ferne auftauchte, standen viele Leute auf, um es kommen zu sehen. Es wurde mit einem Freudengeschrei empfangen, als es da war, und die Heiterkeit war allgemein

und ungekünstelt. Während des Vorspiels zur kommenden Strophe empfieng Bates einige nützliche Rathschläge vom unteren Ende des Saales. Ein Junge empfahl ihm, „etwas Kandiszucker zu suzeln" und ein anderer ermunterte ihn, „es nur recht aus der Brust herauszuholen". — Bates that keines von beiden; es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er es gethan hätte — schlechter in keinem Fall. Während der dritten und vierten Strophe stieg die allgemeine freudige Erregung. Das Fis wurde nun von seinen zahlreichen Bewundern schon erwartet — ersehnt, sie konnten ihre Ungeduld kaum zügeln, wenn die Stelle, an der es kommen mußte, in Sicht kam; es wurde wie ein alter Freund begrüßt und geliebt wie ein solcher; die Jungen übten es, während der übrige Theil der Strophe gesungen wurde, und das Publicum jubelte en masse, wenn es da war. Bates grinste mit krampfhafter Freundlichkeit, so oft ein solcher Heiterkeitsausbruch erfolgte, obschon er bis heute der Meinung ist, er habe drohend die Stirn gerunzelt „gegen die verdammten Rangen da hinten". Thatsächlich war von keinem Stirnrunzeln die Rede — weder drohend noch sonst wie. — So erreichten wir endlich die fünfte Strophe. Ich hatte noch so viel Besinnung, um mir zu sagen, daß nun eine ernstliche Anstrengung gemacht werden müsse, damit wir die Wahlstatt mit fliegenden Fahnen verlassen könnten, und ich beschloß, mein Äußerstes zu thun, um dem armen Bates über die fürchterliche hohe Note wegzuhelfen oder mit ihm unterzugehen. Als wir uns ihr näherten, ziemlich gut beisammen diesmal — er war, glaube ich, um eine Viertelnote oder so etwas voraus, aber das ist nicht der Rede wert — fand ich die Kraft, ihm zuzuflüstern: „Also, mein Junge, jetzt nimm dich zusammen zu diesem letzten Fis, zeige ihnen, aus was für einem Holz du bist!"

Bates zeigte ihnen, aus was für einem Holz er sei, und ich muß leider sagen, daß es ein sehr armseliges war. Bates hat nichts von dem durchschnittlichen Dilettanten-Tenor an sich, nichts von jenem protzigen Hervorstreichen der hohen Noten — Sie wissen, was ich meine: Der Mann erwischt ein hohes A oder sonst eine phänomenale Note, und nun bleibt er darauf liegen, weit über die ihr vom Componisten zugetheilte Zeit hinaus. Vergeblich sieht der Begleiter den Sänger flehend an, als wollte er sagen: „Bitte, bitte, lassen Sie es jetzt los und kommen Sie herunter und gehen wir weiter, ich möchte zum Abendessen nach Hause", — der Sänger verweilt in der Höhe und sieht so grimmig und entschlossen aus, als wollte er sagen: „Mit nichten! Hier bin ich und hier bleibe ich, so lange ich noch ein bißchen Athem in mir habe, — nicht jeder Tenor, mein guter Freund, kann diese Note nehmen und halten." Also was ich sagen wollte, ist, daß solch unbescheidenes Hervorthun meinem guten Bates fremd war; aber in diesem Falle rüttelte ihn vielleicht mein Zuruf doch ein wenig aus seiner Betäubung auf, und er

nahm alle Kraft zusammen, wie ich es von ihm verlangte. Er warf sich auf dieses letzte Fis wie ein Held — und fiel wie ein Held. Um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, ich war es, der ihm den Rest gab; denn in meiner Sucht, Bates um jeden Preis zu helfen, machte ich einen wilden Satz auf das Fis — und verfehlte es total. Das Fis ist, wie meine musikalisch gebildeten Leser wissen werden, eine schwarze Taste; nun, ich zielte auf diese schwarze Taste und langte auf einer ihrer Nachbarinnen an, einer weißen — ich glaube G oder vielleicht E — jedenfalls eine, deren Vorzüge Null waren im Vergleiche zu denen des Fis. Bates hatte diesmal diese Note ganz nahe erreicht und hielt sie tapfer — da fiel ich mit meinem G hinein. Als Bates mein G hörte, verlor seine Stimme aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern oder entschuldigen will, alles Gefühl für Anstand und Schicklichkeit und schnappte mit einem Knacks in ein unartikuliertes Gurgeln um. Kurz, dieses letzte Fis war das schlechteste von allen fünfen.

Ich stieg von dem fatalen Podium herunter, während alles sich in mir und um mich drehte, und ich das dumpfe Gefühl hatte, dass eben zwei Leute sich ganz ungeheuer blamiert und uns alle sehr unterhalten hatten — allein ich konnte mich auf die Namen der armen Kerle nicht besinnen. Seither habe ich mich allerdings darauf besonnen.

Bates und ich taumelten zu unseren Sitzen in einem Sturm von Gelächter und Applaus. Die Damen in den Vorderreihen wanden sich und weinten vor Lachen, und die Jungen rückwärts, welche das Ganze offenbar für einen beabsichtigten Scherz hielten, gaben ihrem Vergnügen geradezu betäubenden Ausdruck. Bates und ich lachten nach Kräften mit. Aber wir waren für unsere Handlungen nicht mehr verantwortlich, denn wir befanden uns in einer Art Delirium.

Natürlich verlangte man laut eine Wiederholung, allein man konnte Bates nicht begreiflich machen, was man von ihm wollte, er war zu betäubt. Alles was er thun konnte, war, in einer mechanischen blödsinnigen Weise zu wiederholen: „Was, mein Junge?“ auf alles, was man ihm sagte. Endlich nahm ich mich mit einer verzweifelten Anstrengung zusammen und sagte Hastings, dass wir einen Zug erreichen müssten oder dergleichen. Dann nahm ich meinen armen Freund unter den Arm und lotste ihn hinaus, während Salven von „Mein Lieb' gut' Naaaacht!“ meistens im hohen Fis, uns begleiteten.

„Bates, Bates“, sagte ich, als wir mit dem eisigen Gefühl des Misserfolges im Herzen heimwärts stolperten, „wie konnten wir nur solche Esel sein, öffentlich aufzutreten! Und, o Bates, warum hast du wie ein Spatz gesungen und nicht wie ein Mann?“

„Was, mein Junge?“ sagte der arme Bates.

In der Waldmühle.

Von **Louise Seidl-Derschmidt.**

(Schluss.)

IV.

Das Weihnachtsfest kam, und mit ihm schöne sonnenhelle Tage und krystallklare Mondnächte.

Der Gang zur Christmette ward auch von den Insassen des Waldmühlenhofes vorgenommen, und diesmal hüteten Paul und Cilla das Haus.

Sie hatten sich in den letzten Wochen selber wohl behütet, vielleicht, weil sie sich über ihr Empfinden nicht mehr unklar waren.

Daher fiel es niemandem ein, Verdacht zu schöpfen.

Cilla hatte in einem Blumentopfe ein winziges Tannenbäumchen geputzt und dasselbe in ihrer Schlafstube wohl verborgen gehalten. Als alle fort waren und Paul in der Stube auf der Ofenbank ruhte, zündete sie es heimlich an, legte ihre Arbeit auf das weißgedeckte Tischchen, stellte das Tannenbäumchen darauf und gieng hinab.

„Paul“, sagte sie, ihre Erregung bemeisternd, — „mich ziemt, ich habs Christkindl klinseln gehört, und in meiner Stube ist's brennlicht. Magst nicht hinaufschauen?“

„'s Christkindl? Hab keins mehr kriegt, seit die Mutter g'storben ist.“

„So musst heut umsomehr eins kriegen. Geh doch!“

Und sie zog Paul ins Vorhaus, eilte voraus, die Treppe hinauf und öffnete die Stubenthür.

Ausnahmsweise hatte Cilla den Raum geheizt, und das Knistern des Feuers im rothglühenden eisernen Öfchen stimmte gar traulich anheimelnd zu dem Tannen- und Wachsduft des Christbäumchens.

„Das nimm für deine Freundlichkeit und Gutheit“, sagte Cilla, „ich bitt dich, verschmäh mir's nicht; es sind nicht viel Leut auf der Welt, denen ich Dank schuldig bin, aber wo 's so ist, möcht ich's auch zeigen.“

Sie gab ihm das Uhrtäschchen und erklärte seine Anwendung.

Paul schwieg eine Weile überrascht. Dann wandte sich sein Blick sonnig und zugleich prüfend zu dem vor Freude zitternden Mädchen.

„Hast mir eine rechte Freud g'macht, Dirndl, ein bissel Aufmerksamkeit und Gemüth thut einem armen Teufel, wie ich bin, gar wohl, — g'wohnt bin ich's nimmer! — Aber, brauchen werd ich's nicht können — wegen der Resi."

„Die braucht's doch nicht zu wissen, dass 's von mir ist —" so wiederholte Cilla lächelnd Pauls eigene Worte.

„Wie schön gemüthlich warm es bei dir hier oben ist, — und wie sauber und fein! Ich kenn die Stube gar nimmer. Da sollen wir doch auch was haben, das zum Christfest passt. Geh, Cilla, — mir ist so gut heut, wie lange nicht, hol ein bissel was herauf, — wirst wohl selber wissen, was daheim ist."

Cilla hüpfte davon wie ein Schulmädel, das der Lehrer gelobt. Auf der Stiege stand sie einen Augenblick still, die Hände aufs stürmische Herz pressend.

„Heut", sagte sie sich, „hab ich auch einen glücklichen Tag; ich glaub, es ist der erste in meinem Leben."

Nach einer Weile kam sie mit einem Laibe Kletzenbrotes, einem Kruge Wein und einem Fläschchen „Rosogli", dem ländlichen Weihnachtsliqueur. Sie holte auch ein Deckelglas und ein „Stamperl" aus dem Glasschrank, und stellte alles neben das Tannenbäumchen, an dem die Kerzen noch brannten.

Paul hatte sich auf das kleine Ledersopha hinter dem Tischchen gesetzt. Cilla nahm auf einem Stuhle Platz. Sie schenkte vom Weine ins Glas, vom „Süßen" ins Stamperl und fragte schelmisch:

„Werden uns doch vertragen mit einem Glasel überall? Womit willst anfangen?"

Paul fasste das gefüllte Weinglas und schob es ihr zu: „Fang nur du an?"

„Dein G'sundheit und Glück!" sagte sie, es annehmend.

So tranken und schmausten sie eine Weile und eins schenkte dem andern ein.

„Zu einem Christbaum gehörten halt eigentlich kleine Kinder", sagte Paul auf einmal.

„Die Freud, wenn's so um den Baum springen!" Cilla wusste, dass Paul ein Kinderfreund war und ahnte, dass er seine Kinderlosigkeit schwer empfand.

„Meinst nicht", fragte sie schüchtern, „dass es besser um dich, — um euch stehen könnt, wenn Kinder da wären?"

„Hab's auch einmal glaubt, glaub's aber nimmer. 's ist besser so."

„Warum denn?"

„Kannst dir *sie* als Mutter vorstellen? Und ist's nicht überhaupt besser, so eine Rasse stirbt aus?"

Cilla hatte dem stillen Paul diesen Hass, der aus den kurzen verächtlichen Worten klang, gar nicht zugetraut.

„Freilich“, grollte er fort, „hat's eine Zeit geben, wo's mich g'freut hätt', Nachfolger von meinem Fleisch und Blut z'haben; denn heiratet man, so will man auch gesunde Kinder sehen, wozu taugte sonst auch das ganze Hochzeitmachen? — Aber du kennst es so gut wie ich, — aus ist's! Ganz aus ist's bei uns! Ich hab einen Mehlsack geheiratet, kein Weib.“

Paul grub sein Gesicht in die Hände und schwieg.

„Geh, trink, — und musst nicht grübeln!“ sagte Cilla aufstehend und wollte seine Hände sanft entfernen.

Er aber fasste sie hart an den Handgelenken und maß ihr erschrockenes Gesicht, ihre jugendliche Wohlgestalt, bewundernd und verlangend trotz der finster zusammengezogenen Brauen.

Plötzlich presste er sie an sich, verbarg sein Gesicht an ihrem Busen und wiederholte mit qualvollem Stöhnen: „Ja, aus ist's — ganz aus ist's!“

Nach einer Weile hob er das hübsche Gesicht zu ihr auf.

„Du Dirndl, du hast mich gern, gelt?“

Da schlang auch sie lachend und weinend die Arme um ihn und konnte nichts sagen, als: „Paul, lieber lieber Paul!“

Am Christbaume erlosch knisternd das erste Kerzchen; das zweite und dritte folgte bald.

Schien ja der Mond durchs Fenster.

V.

Leid folgt der Lust, Weh' verjagt die Wonne. Am meisten in der Liebe; und wieder vor allem in einer Liebe, die recht- und heimatlos, geächtet und verdammt ist von Anfang an.

Nach dem Rechte des Menschenherzens, welches sein Leben hindurch umsonst schreit nach Glück und Liebe, das gestoßen und gequält worden von seiner herzlosen Umgebung, darnach fragt ja doch der tausendköpfige Richter nicht, der sich „die wohl eingerichtete menschliche Gesellschaft“ nennt.

Das Elend des verlorenen Mädchens, so hundertfach geschildert, ereilte auch Cilla.

Lange verschwieg und verhehlte sie, wie es um sie stand. Als das nicht mehr möglich war, schwieg sie noch immer über den Urheber ihres Elends.

Ihr Vater, dem sie sich schweren Herzens zuerst entdeckte, wollte ihr das Geständnis erzwingen. Er schlug mit Fäusten nach ihr und riss sie an den Haaren. — Umsonst! Zuletzt gab er seine Bemühung auf, sagte ihr aber: „Und ich weiß es doch, wer's ist.“

Minder leicht erriethen die andern das Geheimnis Cillas.

Sie hatte als heiteres Mädchen bei mancher Gelegenheit mit diesem und jenem gescherzt und sie geneckt, da rieth nun einer auf den andern.

Dass keiner die geringste Ursache zu diesem Verdachte hatte, wussten sie nicht.

Gemunkelt wurde auch von Paul, doch traute man sich mit keinem Klatsch hervor, da er einer der angesehensten Besitzer war.

Resi, die nun wieder im besten Fahrwasser war, quälte Cilla über alle Beschreibung. Hätte sie einen Ersatz für die nothwendige Arbeitskraft gehabt, so wäre Cilla vielleicht verjagt worden. Doch nahm sich der Alte ihrer an; Paul wagte es nicht.

„Wir haben Cilla gebraucht, und z'finden gewusst, wie's ihr gut gangen ist, so können wir's nicht verstoßen, wo 's ihr schlecht geht. Als ob so was nicht alle Tag vorkäm! Und dem Waldmüller wird's es wohl noch tragen, dass ein kleines Würml mitisst, wo so viele satt werden."

„Aber sagen soll sie's, wer der Vater ist", entgegnete Resi.

„Ob's sie sagt oder nicht, — deswegen wird's nimmer anders."

Die böse Zeit vergieng auch -- und vielleicht infolge der Kränkung und Überanstrengung, — wurde Cilla früher, als sie annehmen konnte, Mutter eines Mägdleins.

Da alles so überraschend kam, konnte sie nicht einmal zu ihrem Vater hinabziehen, sondern musste das Wochenbett in ihrer Stube durchmachen. Ihre jüngere Schwester, ein sechzehnjähriges Mädchen, that ihr Wartung. — Trotz des durchgemachten Leides — oder vielleicht eben deshalb — erfüllte Cilla das Glück der Mutterliebe ganz und gar, ließ sie alles vergessen.

Meist hatte sie die neugeborne Kleine bei sich im Bette, bewunderte ihr unbewusstes süßes Lächeln im Schlafe, von dem man sagt, es rühre daher, das Englein mit ihm spielen, — und wurde nicht müde, ihre weichen Wänglein, ihre zappelnden Händchen zu küssen.

„Mein bist, mein!" jubelte sie, — und du wirst mich gern haben und darfst es. Dagegen kann niemand was einwenden. —" Was ist's doch um's Mutter sein! Und wie schön müsst's erst sein, wenn man's wär ohne Sünd! — Solche Weiber müssen schon ein anderes arges Kreuz haben, sonst hättens den Himmel auf der Welt, — und das gibt's nicht."

Die sittenstrenge Leserin wird fragen: Schämte sie sich denn ihres Kindes nicht? Oder haben die Landleute überhaupt ein weniger feines Gefühl in derlei Sachen? — Weniger fein? Das kommt auf die Auffassung an.

Jedenfalls fand sich Cilla als junge Mutter in ihre Lage, — und dass sie dabei sogar Glück empfand, — das machte ihr gesunder Sinn; unbewusst mochte sie empfinden, dass das Mutterglück das erste und natürlichste Recht des Weibes sei, ob nun von der Gesellschaft sanctioniert oder nicht.

Über ihr Unrecht war sie sich ja wohl klar und hatte viel dafür gebüßt. Doch ist es nicht meine Absicht, zu moralisieren, es war der „Gerechtigkeit" ohnedies vorbehalten, ein Strafgericht über die Schuldigen zu verhängen.

Nach acht Tagen musste Cilla ihr Kind aus dem Hause bringen, Resi hatte das angeordnet. Sie trug es zu ihrem Vater und die Schwester versprach, es gut zu pflegen.

Cilla händigte ihrem Vater ihr Erspartes ein. „Bitt gar schön Vater, thu' mir's der Vater nicht verstoßen."

Der Alte nahm das Wickelkindlein in seine Arme und betrachtete es lange.

„Ja, du hast noth than auf der Welt", sagte er, „jetzt kann ich alter Narr noch Kinder warten."

Damit war's abgethan, so schien es.

Nach einigen Wochen traf aber ein Ereignis ein, das nicht nur Cilla, sondern die ganze Pfarre Königsau mit Entsetzen und Aufregung versetzte.

Paul fuhr eines Tages nach Grein, um Bretter und Laden aus seiner, bei der Mühle im Betrieb stehenden Säge abzuliefern.

Es war niemandem aufgefallen, dass er anders sei, als sonst. Tiefsinnig war er ja lange schon, trank auch hie und da ein Gläschen über den Durst. Das fiel jedoch weiter niemandem auf.

Er war fortgefahren — gesund und frisch.

Am andern Morgen beim ersten Grauen kroch ein seltsames Fuhrwerk langsam den Marktberg bei Königsau hinan.

Alles schlief noch, nur das Bäckerhaus zeigte eine geöffnete Hausthür und Licht hinter den Fenstern.

Vor diesem Hause hielt der Fuhrmann, setzte die brennende Laterne, deren gelbes Licht fast unheimlich abstach gegen das erwachende Morgenroth, auf die Hausbank und schrie: „Heh! Wirtshaus! Leut!"

Er riss an dem Glockenzuge.

Der Bäckerjunge und ein Schweinehändler, der wohl auch früh mit seiner grunzenden Herde weiter wollte, traten heraus.

„Was gibt's denn", fragte letzterer und trat neugierig an den Wagen, fuhr aber mit dem Schrei: „Alle guten Geister!" erblassend ins Haus zurück.

Im Leiterwagen lag Pauls starre Leiche.

Schon liefen aus den andern Häusern Neugierige herbei, die das Rollen des Wagens geweckt hatte, und der staunenden Zuschauer und Zuhörer wurden immer mehr.

Der fremde Fuhrmann musste immer wieder die Geschichte des Unglücksfalles wiederholen, soweit sie ihm bekannt war, dass Paul gestern abends nach Ablieferung seiner Ware sich noch auf den Heimweg gemacht, er habe ihn einspannen sehen und sei ihm in Kürze nachgefahren, da sein Gut an der Landstraße läge. — Da habe er nicht weit von letzterem ein Fuhrwerk stehen sehen, dessen Pferde seitwärts an den Abhängen grasten.

Verwundert sei er hinzugetreten und habe keinen Fuhrmann gesehen. Endlich, nachdem er einen Unglücksfall geahnt, habe er den ihm wohlbekannten Paul im Straßengraben gefunden, ohne Verletzung, soweit er sich überzeugen konnte, aber leblos, mit glasigem Todtenblicke. Nun habe er eilig heimgetrachtet, um sein Fuhrwerk einzustellen, sei mit seinen Hausgenossen nach kurzer Berathung eins geworden, Paul in seine Heimatspfarre Königsau zu führen, — und da sei er nun.

„Ihr Schafsnasen, wisst ihr denn nicht, das Verunglückte oder Ermordete am Orte liegen bleiben müssen, wo sie gefunden werden?"

Es war der Gemeindearzt, der so sprach, als er, herbeieilend, die letzten Worte der Erzählung gehört hatte.

„Ja, nun bin ich schon da, und zurückschicken werdens mich wohl nimmer!"

Der Arzt wetterte noch eine Weile fort, war aber doch zu sehr eingenommen von der aufregenden Neuigkeit, deren Gründe zu erforschen er eine der berufenen Persönlichkeiten war, — um sich länger bei seinen Belehrungen aufzuhalten.

Die gerichtsärztliche Untersuchung ergab: Plötzlicher Tod infolge Schlagflusses.

Wie ein Blitzschlag traf die Schreckenskunde die Bewohner der Waldmühle. Selbst Resis Schildkrötennatur wurde durch das Ereignis aufgerüttelt.

Cilla hatte die Nachricht bei ihrem Vater vernommen, als sie bei ihrem Töchterlein dort zugesprochen hatte.

Fast wäre ihr vor Schreck das Kind entfallen.

„Heiliges Elend, das Gericht Gottes!" schrie sie und eilte davon.

Den ganzen Tag sah sie keines ihrer Hausgenossen daheim.

Sie war durch die Klammleiten nach Königsau gelaufen, hatte Pauls entseelte Hülle in der Todtenkammer gesehen. Vor den vielen Besuchern wusste sie sich zu beherrschen, aber am Heimwege, in der Einsamkeit der waldigen Felsschlucht, gab sie sich rückhaltlos ihrem Schmerze hin.

Am Abende war sie wie gewöhnlich bei der Arbeit, blaſs und wortlos.

Es war Sitte, daſs sich in den zwei Nächten vor der Beerdigung alle Nachbarn zum Gebete einfanden.

War auch diesmal die Leiche nicht im Hause, so wurde dennoch am Brauche festgehalten. Der übliche Psalter wurde gebetet, Speise und Trank vertilgt und Cilla war thätig, die Nachbarn zu bedienen.

Nachdem am letzten Tage alle gegen die Mitternachtstunde verschwunden waren, blitzte noch lange der Lichtschein aus Cillas Zimmerfenstern.

Am Begräbnistage war Cilla allein zu Hause. Sie schloſs die Hausthür und gieng zur Baracke hinüber, wo ihre Schwester das schlafende Kindlein hütete. Auch der Vater war beim Begräbnis.

Cilla nahm die Kleine in die Arme und küſste sie aus dem Schlafe. Als das Kind zu weinen begann, gab sie ihm die süßesten Schmeichelnamen, legte ihre Wange an sein Köpfchen und schluchzte herzbrechend.

Als das Mägdlein wieder schlief, trat Cilla zu ihrer Schwester und gab ihr ein versiegeltes Päcklein.

„Du, sei so gut und trag das morgen zu der Lehrerin hinauf. Es ist ein Stickmuster, das ich zu leihen genommen. Gehst ja doch morgen in die Kirche?"

„Ja! Gehst denn nicht selber?"

„Werd nicht können. Und jetzt: B'hüt Gott." Sie schritt zur Thür, kehrte aber nochmals um, sank an der Wiege in die Knie und küſste die warmen Händchen des Kindes.

Dann rannte sie fort. Am Tische hatte sie den Hausschlüſſel liegen lassen.

VI.

Der schöne Augustmorgen versprach einen heißen Tag. Um Mittag ballten sich im Westen und Norden gewaltige Wolkenkugeln und standen starr am Horizonte. Der Cooperator von Königsau gieng von der Todtenzehrung heim in den Pfarrhof und schaute prüfend nach dem Wetter.

„Nichts wird's", sagte er und packte sein Fischzeug. Dann gieng er über die Straße und rief in den Schulgarten hinab:

„Buben, Mädeln, mögt's mitgehen fischen?"

„Ja, ja!" schrie es aus vier stimmbegabten Kinderkehlen, und zwei Mädchen und zwei Buben sprangen ins Haus, um nach fünf Minuten reisefertig, das heißt ausgerüstet mit einem riesigen weißen Strohhut und einem ansehnlichen „Keil Brot" mit dem Kaplan den Fischzug anzutreten.

„Wohin?" fragten alle.

„In die Klammleiten", war die Antwort.

Die Fische bissen gern an und sprangen sogar aus dem Wasser nach den Fliegen und dem künstlichen Köder.

„Es wird doch ein Wetter kommen", meinte der Geistliche, „eilt's euch, dass wir in die Waldmühle kommen, ehe es losbricht." Die furchtsamen Kinder ließen sich's nicht zweimal sagen.

In der engen Felsschlucht konnte man lange das Heranziehen des Unwetters nicht erkennen. Als endlich die zerrissenen Wolkenmassen im Fluge über die dunklen Fichtenwipfel emporflogen, war der Sturm bereits da.

„Einmal noch, dann lass ich's, sagte der Kaplan und warf die Angel aus. Sie blieb hängen und ein Stück blaues Zeug wurde in die Höhe gezogen.

„Heh, was ist das für ein Fisch? Mariechen, schau hinunter!"

Das Mädchen kletterte über einige Granitblöcke durch Gestrüpp und Farren zur Naarn hinab. Mit einem gellenden Schrei glitt sie jedoch aus und stand bis zum Knie im Wasser. Der Kaplan warf die Fischstange weg und zog das schreiende Mädchen heraus.

— „Da liegt ein Weiberleut drin", rief das Kind und zeigte ins Wasser, „ein Weiberleut ist da ertrunken!"

Die anderen Kinder sprangen herzu und überboten sich in überlauten Ausrufen.

Es war nicht anders. Da lag in einem „Tümpfel", das ist an einer tieferen ruhigen Stelle des Bachbettes, die von Granitmauern umgeben war, eine Frauengestalt mit dem Gesichte unter dem Wasserspiegel. Blonde halbgelöste Zöpfe schwammen an der Oberfläche und ein Zipfel des blauen Kattunrockes hieng an der Angel.

Dem Kaplan gelang es mit Mühe, die Ertrunkene ans Land zu zerren.

„Die Waldmüller Cilla!" schrien die Kinder, als sie der Todten ins Gesicht sehen konnten.

Das Gewitter war losgebrochen mit aller Gewalt.

„Lauft's in die Waldmühl' um Leut!"

Alle vier Kinder eilten fort und bald sahen sie durch die Bäume die weißen Mauern der Mühle leuchten.

Die soeben von der Todtenzehrung heimgekehrten Leute, welche von Cillas Schwester den Hausschlüssel erhalten hatten, rannten noch im Festkleide an die Stelle des neuerlichen Unglücksfalles.

Blitz folgte auf Blitz und die Wolken entleerten prasselnd ihren Inhalt. Die Naarn schwoll und rauschte.

„Leut, das geht nicht, wir müssen sie wegbringen", sagte der Kaplan. „Der Bach nähme sie sonst mit."

So fassten sie den vor kurzem noch so blühenden Mädchenkörper und legten ihn ins nasse Moos. Da bemerkten sie an den Kleidern verwaschene Blutflecken und beim näheren Hinsehen drei tiefe Schnittwunden im Halse Cillas.

Man brachte sie in das Haus, wo ihr Glück und Elend erblüht war.

Eine genaue Untersuchung des Hauses hatte Folgendes ergeben:

Auf den Heustadel führte eine Leiterstiege, an der man Blutflecken entdeckte, wie deutlich zu sehen war, hervorgerufen durch Anfassen der Sprossen mit blutigen Händen. Im Oberraume fand man gleichfalls Blutspuren und ein Küchenmesser daneben. An einem Balken hieng ein Strick, am Boden fand man die davon abgerissene Schlinge.

Von der Stiege führten schwache Blutspuren gegen die Klammleiten, das meiste hatte der Regen verwaschen.

Daraus schloss man, Cilla habe erstlich den Selbstmord durch Erhängen versucht, dann sich die Stichwunden beigebracht, und erst, als auch diese den ersehnten Tod nicht herbeiführten, habe sie denselben in den Fluten der Naarn gesucht und gefunden. —

— Als der Cooperator und die Lehrerskinder sich heimwärts auf den Weg machten, mussten sie auf der Landstraße gehen. Durch die Klammleiten war's unmöglich wegen der hochgehenden Fluten des Baches, der zum Strom angeschwollen war.

Als sie gegen Königsau kamen, füllte das ganze Thal eine lehmfarbige reißende Wassermasse aus und umrauschte den auf einem Hügel gelegenen Markt, der wie eine Halbinsel daraus hervorragte.

Hätten die Fischer das Mädchen nicht aufgefunden, so wäre dieses vielleicht verschwemmt worden in die zahlreichen Felshöhlen der Klammleiten und niemand hätte gewusst, was aus ihr geworden.

Die Secierung ihres Leichnams ergab: Selbstmord durch Ertrinken, verübt im Augenblicke der Geistesverwirrung.

Es tauchten auch Zweifel auf, manche glaubten nicht an Selbstmord, sondern riethen auf Mord.

Doch das an die Lehrerin zurückgelassene Paket ließ jeden Zweifel schwinden.

Der Vater Cillas kam dem letzten Wunsche seiner Tochter nach und überbrachte das Päckchen dem Fräulein, dasselbe bittend, ihm den Inhalt bekannt zu geben.

Sie fanden das entlehnte Stickmuster und einen Brief, welcher lautete:

„Geehrte Fräuln Lehrerin!

Indem ich das Muster zurückschicke, sage ich Ihnen Dank für alles und Sie haben wohl recht gehabt. Hätt ich Ihnen nur gefolgt, jetzt ist

es aus. Und ich bitte Sie vom Grund des Herzens wenn ich nicht mehr bin, dass mein armes Kind nicht zu der Waldmüllerin kommt. Sie wird sich's wohl eh nicht verlangen, aber dem Alten könnt's einfallen, sein Ähnl ist's doch. Mit mir nehmen kann ich's nicht, es erbarmt mir zu viel, darum weil's kein Schuld hat. Vielleicht finden sich gute Leut, mein Vater ist auch nur ein Mensch von heut auf morgen. Ich bitt, redens dem armen Hascherl ein guts Wort, ich wüsst schon, wo's am besten aufghoben wär, wo's mir selber so gut gangen ist, wo ich nie hätt wegkommen sollen. Aber zu bitten trau ich mich nicht. Ich muss fort aus der Welt, ich kann nicht anders."

„Wir wollen schauen, dass ihr Wunsch erfüllt wird", sagte die Lehrerin, „ich meine, bei der reichen kinderlosen Bräuerin thue ich keine Fehlbitte. Solang es noch nicht laufen kann, müsst Ihr's freilich behalten. Somit hoffen wir, dass der Kleinen mehr Glück blüht, als ihrer armen Mutter."

In einer Ecke des Friedhofes zu Königsau wurde Cilla ohne Sang und Klang verscharrt, — und das nur wegen des im Todtenzettel angehängten obenerwähnten Zusatzes „der Geistesverwirrung". Dies rettete ihr einen Platz in geweihter Erde.

Deutsches Lied.

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Noth uns trennen und Gefahr,
wir wollen frei sein, wie die Väter waren —
eh'r in den Tod, als in der Knechtschaft leben!"
Schiller, „Tell".

O Deutschland, sing' kein ander' Lied,
als das dein Barde schuf,
und singe, dass es weiter zieht,
der Menschheit gilt sein Ruf;
die ganze soll erwidern:
Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!

Wir zahlen gern mit Gut und Blut,
wir wissen, was uns eint —
ein Schurk', wer früher feige ruht,
eh' uns die Sonne scheint!
So woll'n wir, eine treue Schar,
in keiner Noth uns trennen und Gefahr!

Wir litten eine lange Frohn,
wir han uns fast verlor'n
vor Herren- und vor Kirchenthron;
erwache, deutscher Zorn,
sie sollen es erfahren:
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!

Das übe jeder an sich aus,
sein eig'ner Herr zu sein;
das schreibe jeder vor sein Haus:
Hier geht kein Sclave ein!
Wir wollen es erstreben:
Eh'r in den Tod, als in der Knechtschaft leben!

D'rum, Deutschland, sing' kein ander' Lied,
eh' das in alle Weite zieht:
„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Noth uns trennen und Gefahr,
wir wollen frei sein, wie die Väter waren —
eh'r in den Tod, als in der Knechtschaft leben!"

Wien. Hermann Hango.

Hamerling zu Georg Ebers, zu Berthold Auerbach, zu Emil Mario Vacano.

Von **Dr. Michael Maria Rabenlechner.**

Hamerling zu Georg Ebers, zu Berthold Auerbach, zu Emil Mario Vacano: — man vermuthe in der Zusammenstellung dieser Namen keine gemeinsamen Beziehungen der drei Männer zu unserem Dichter! Unsere gegenwärtige Mittheilung — lediglich ein Griff in die reiche Urkundenurne der Beziehungen Robert Hamerlings zu großen und berühmten Zeitgenossen, ein Griff, der uns just durch freundlichen Zufall die Namen dreier Fürsten deutscher Erzählungskunst in die Hand gerathen ließ!

— — Frühjahr 1897, dass in Mürzzuschlag der Gedanke auftauchte, Robert Hamerling durch Aufstellung eines Denksteines zu ehren. Nächste Ursache hiezu — die dreißigste Wiederkehr des Tages, da Hamerling 1867 — auf seiner Heimatreise — Mürzzuschlag berührte. Den Lesern des „Heimgarten" ja bekannt, dass dann Hamerling die in und durch Mürzzuschlag empfangenen Eindrücke in wenigen, aber lapidaren Worten fixiert (im „Tagebuch meiner Heimatreise", und die bezügliche Stelle seinerzeit im „Heimgarten", XX., S. 465, abgedruckt) und dass bei dem Umstande, als sich Hamerling sonst fast nie über die landschaftlichen Reize Steiermarks geäußert, Mürzzuschlag ganz besonders stolz darauf zu sein berechtigt war. Und der Frühjahr 1897 auftauchende Gedanke fand, wie wir wissen, schönste Verwirklichung: — seit 16. August desselben Jahres trägt ein senkrechter, fichtenumkrönter Fels nächst Mürzzuschlag das steingemeißelte Bild des Unsterblichen.

Einige Wochen vor diesem Tage war dessen ideeller Schöpfer, Hotelier Toni Schruf in Mürzzuschlag — diesem selten vornehmen, wirklich guten Manne Heil und Freude fürs ganze Leben! — an den Schreiber

dieser Zeilen herangetreten und hatte ihm die Herausgabe einer bezüglichen Festschrift anvertraut. Und auch diese gelang. Man durfte die Freude empfinden, dass außer den Einleitungsversen des Herausgebers und neben interessanten poetischen Beiträgen einer Verwandten Robert Hamerlings[1]) ausschließlich Sterne ersten Ranges „den Manen Hamerlings ein Strahlenopfer boten — Peter Rosegger, Wilhelm Jensen, Rudolf v. Gottschall, Oskar Linke, Rudolf Baumbach, Albert Möser, Marie Eugenie delle Grazie. Und auch der Dichter „Uardas" fehlte in der Reihe dieser Geistesheroen nicht; denn auch an Georg Ebers hatte sich Schreiber dieses um einen — Hamerling betreffenden — Beitrag gewandt, und diese seine Bitte durch seinen Freund Anton Breitner in Mattsee, einen intimen Bekannten von Georg Ebers, unterstützen lassen.

Da kam umgehend — ddo. „Tutzing bei München, 25. Juli 1897", der folgende Brief:

Sehr geehrter Herr Doctor!

Es thut mir sehr leid, dies schreiben zu müssen, doch ‚ultra posse nemo obligatur' und in drei Tagen ein Gedicht, oder einen Aufsatz über Hamerling aus dem Ärmel zu schütteln, ist mir stets und besonders jetzt unmöglich.

Als Freund Breitner mir vor einer Woche schrieb, ich möchte für ein Hamerling-Album etwas geben, sagte ich mit Freuden ja; denn ich schätze diesen Dichter sehr hoch, hatte zeitweilig sehr hübsch Briefe mit ihm gewechselt und wäre auch Ihnen gerne gefällig gewesen. Ende August, schrieb ich Breitner, würde ich an die Arbeit gehen können.

Da schreibt er, Sie brauchten meinen Beitrag viel früher und heute (24 Stunden später) sagt mir Ihr Brief, am 28. Juli, d. h. in drei Tagen, müsste ich meinen Beitrag absenden. Das ist — ich wiederhole es — für mich ein Unding. Zwar lassen sich die neun Jahre des Liegenlassens, die Horaz für eine Dichtung vorschreibt, nicht mehr durchführen, — gleich, nachdem ich es hinwarf, etwas einem Mann und Dichter wie Hamerling Gewidmetes, das alle Welt zu lesen bekommt und unter Beiträgen der Besten stehen soll, in den Druck zu geben, geht aber durchaus nicht an. Ich würde die gute Sache selbst damit schädigen. Könnte ich Ihnen nur begreiflich machen, wie leid mir das ist, — ich muss aber mein „ich kann nicht" bestimmt wiederholen, denn wer bürgt mir dafür, dass ich in dreimal 24 Stunden die rechte Stimmung und die nöthige schmerzlose Zeit finde. Fände ich sie aber auch, bliebe mir für das Durcharbeiten keine Muße, denn bis zum 1. August muss ich eine größere Arbeit wissenschaftlicher Natur für die Münchener Akademie fertig machen und kann sie nicht drei Tage

[1]) Fräulein Louise Hackl in Weitra im niederösterreichischen Waldviertel ist diese Verwandte Robert Hamerlings. Vor kurzem, dass dieses begabte Fräulein mit einem selbstständigen Werke den literarischen Plan betreten: „Der Liebe Zaubermacht. Dämonen." (Wien. 1900. Georg Szelinskys Verlag.) Das tiefe Empfinden einer unbefriedigten Frauenseele, die sich im Kampfe zwischen Ideal und Wirklichkeit verzehrt, das aus diesem Buche zu uns spricht. Und wir übertreiben vom künstlerisch kritischen Standpunkte nicht, wenn wir die erste der beiden Novellen „Der Liebe Zaubermacht" eine Dichtung nennen, welche auch einem Heyse nicht zur Unehre gereichte. Eine fein psychologische Entwicklung bei ziemlich gewagtem Problem in mustergiltiger Prosa. Alle Freunde Hamerlings seien auf das Erstlingsproduct seiner begabten Verwandten Fräulein Luise Hackl hiemit aufmerksam gemacht.

lang ruhen lassen. Von dem wenigstens einige Zeit Liegenlassen des Geschriebenen sprach ich schon.

Bitte also, mich zu dispensieren. Hätte man mir statt drei Tage drei Wochen Zeit gegeben, wäre es mir möglich gewesen, das zu geben, was ich nun nicht an Sie gelangen lassen kann.

Sollte — was ich unter den jetzigen Umständen nicht glaube — mir noch bis zum 28. ein Epigramm gelingen, sollen Sie es natürlich haben.

Besser ist mein Wille selten gewesen, doch ich kann ihn eben nicht, wie die Dinge einmal liegen, zur That werden lassen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Georg Ebers.

Als Ebers todt, wurde in den Nekrologen neben seiner Bedeutung als Erzähler auch seine große persönliche Liebenswürdigkeit betont, ein Entgegenkommen und eine Vornehmheit, wie sie in dem Grade gerade berühmten Menschen nur selten eigen. Ebers, der sich dessen begreiflich bewusst, soll scherzhaft öfter geäußert haben, es sei ihm die Gabe eigen, alle Menschen, die sich ihm nähern, magnetgleich als Freunde festhalten zu müssen. Obiger Brief, gerichtet an einen Ebers bis dahin völlig Unbekannten, wird darum auch als ein Beitrag zum Charakterbilde des berühmten Ägyptologen gelten dürfen — gerade so, wie die einige Tage später an Schreiber dieses einlangenden Zeilen:

Verehrtester Herr Doctor!

Zu meiner Freude langte es doch noch für ein Epigramm! . . .

. . . Ich kam mit Hamerling 1885—1886 in briefliche Beziehung, als wir zusammen Preisrichter für das „Deutsche Dichterheim“ waren, das damals noch von Paul Heinze redigiert wurde. Von da an wechselten wir mehrere Briefe, circa 5—6. Leider entwarfen sie mir ein ergreifend trauriges Bild von dem körperlichen Zustande des mir so tief sympathischen Dichters. Auch ich war damals schwer leidend, doch fühlte ich mich neben den Klagen Hamerlings beinahe beneidenswert. In der Stadt werde ich nachsehen, ob ich diese gemüthvollen Ergüsse noch finde, — ich fürchte aber, dass sie mit einem Paket Schreibereien, das bei meinem Umzuge nach München verschwand, verloren giengen.

Hochachtungsvoll und in der Hoffnung, Sie nicht zu sehr enttäuscht zu haben,

der Ihre

Georg Ebers.

Das diesem Briefe beiliegende Epigramm von Georg Ebers aber lautet:

Robert Hamerling.

Was von den Wundern hehrer Zeit
Fortblühte, schwand, vernichtet,
Zu ew'ger Pracht und Herrlichkeit
Hast du es neu erdichtet.

Georg Ebers.

Die von Hamerling an Ebers gerichteten Briefe aber fanden sich — bei Lebzeiten Ebers wenigstens — nicht mehr vor. Ob vielleicht durch Zufall nach seinem Tode? Wer verwaltet wohl Ebers Nachlass? Vielleicht — obwohl wenig Hoffnung — dass doch die „gemüthvollen Ergüsse“ Robert Hamerlings noch nicht völlig verloren zu geben sind?!

Und seltsam, auch der Nachlass Hamerlings enthält nur einen Ebers'schen Brief! Nur einen einzigen! Und Ebers spricht doch von circa fünf bis sechs!! Wo sind die andern hingerathen?

So vermögen wir also aus den brieflichen Beziehungen der beiden Männer im Folgenden bloß ein Document zu bieten, das einzige, das — leider aller Wahrscheinlichkeit nach — noch erhalten.

Dieser Brief, dessen Veranlassung — nach dem Vorgehenden — keines Commentars bedarf und der die kleine Correspondenz zwischen Hamerling und Ebers einleitete, hat nun folgenden Wortlaut:

Göggingen bei Augsburg. Hessings orthopädisches Institut, den 19. Februar 1886.

Hochverehrter Herr Collega!

Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen durch unsere gemeinsame Berufung auf die Richterbank endlich einmal persönlich, wenn auch leider nicht von Angesicht zu Angesicht zu begegnen.

Ich bin Ihren Dichtungen von Anfang an mit wahrer Bewunderung gefolgt, und ich brauche Ihnen kaum zu sagen, wie mich Ihre „Aspasia“, in der Sie ein so glanzvolles Bild der Blütentage des alten Athen geben, erfreut hat. Wie viel ich gerade dieser Zeit gegenüber auch anders fasse und sehe als Sie, hat mich Ihr Roman doch als Dichtung ganz hingenommen. Ihre Quellen waren mir ja alle bekannt, und so machte es mir neben dem reinen Kunstgenuss besonderes Vergnügen, zu beobachten, wie Sie dieselben in sich umgearbeitet und in poetische Formen gegossen haben.

Möchte mir das Schicksal doch vergönnen, Ihnen einmal im vollen Sinne des Wortes persönlich zu begegnen. Ich bin leider zum Stillsitzen verdammt, wenn mir auch Hessings Apparate die Fähigkeit etwas zu gehen wiedergegeben haben. Ich bin dem genialen Orthopäden zu großem Dank verpflichtet und genieße hier die Freude, manches Kind, das krüppelhaft oder lahm nach Göggingen kam, geheilt fortgehen zu sehen. Bei mir handelt es sich um die Herstellung eines infolge der Entzündung eines Rückenwirbels gelähmten Beines (des linken), das zum Herde der unerhörtesten Ischiasschmerzen geworden war. Auch diese haben sich hier so gemildert, dass ich (ich habe ein Jahr Urlaub) sicher hoffen darf, meine akademischen Vorlesungen und Arbeiten mit den Schülern im Herbst wieder aufnehmen zu können.

Während des Sommers hause ich mit den Meinen auf meinem schön gelegenen Anwesen zu Tutzing am Starnberger See. Führt Sie der Weg nach München, so gehen Sie doch ja nicht an uns vorüber, sondern lassen Sie sich von uns willkommen heißen! Sie sind dem ganzen Ebers'schen Hause ein lieber, alter Bekannter.

Anbei meine Urtheile.

Um die Erzählung 89 thut es mir leid.

Mit den herzlichsten collegialen Grüßen

Ihr Sie verehrender Georg Ebers.

Gleichfalls nur ein Brief von Berthold Auerbach im reichen Briefschatze unseres Dichters. Doch zum Unterschiede von Ebers, dass von Auerbach nur ein Brief sich finden kann. Denn vom „Gevattersmann“ ist nur ein einzigmal ein Blättchen in unseres Dichters Stube geflogen.

Schon als Jüngling hat unser Dichter Berthold Auerbach gelesen und bewundert. Und diese Bewunderung hat im Laufe der Jahre nicht abgenommen, vielmehr eine Steigerung erfahren. Und gerade das, was andere den Schwarzwälder Dorfgeschichten und den Romanen Auerbachs als nicht zum Vortheil anrechneten, war's, um dessentwillen unser Dichter sie noch sympathischer begrüßte: das tiefe gedankliche Ferment.

Als Hamerling „Ahasver in Rom“ veröffentlicht — die Dichtung, in der er zum erstenmale seine tiefe Philosophie den großen Massen mundgerechter zu machen suchte und sie darum in buntes episches Prachtgewand gehüllt, sandte er u. a. ein Exemplar derselben mit einem warmen Geleitbrief an Auerbach, der ja eben gleich ihm ein Dichterphilosoph. Ob sich der Brief Hamerlings im Nachlasse Auerbachs findet? Auerbachs Nachlass soll im Goethearchiv zu Weimar verwahrt sein!

Umgehend dankte Auerbach:

Erquickungsvoll ist es, von einem mitlebenden Berufsgenossen, dessen Name uns wert geworden, einen persönlichen Anruf zu empfangen. In dieser Empfindung hielt ich gestern Ihre Dichtung „Ahasver in Rom“ in der Hand, die mir von Berlin hieher nachgesandt wurde. Ich schreibe Ihnen heute, weil ich Ihnen sofort meine Freude und meinen Dank kundgeben möchte. Denn ich darf es in nächster Zeit nicht wagen, eine die höchsten Probleme erfassende Dichtung zu lesen und dem Autor näheren Einblick mitzutheilen. Ich bin in einer Arbeit, die all mein Denken in Anspruch nimmt und keine Ablenkung duldet. Doch hoffe ich, Ihnen später Mittheilung zu machen.

Kennen Sie das Capitel am Schlusse meines Romans Spinoza, in welchem ich auch Ahasver einführte?

Nun wollte ich Ihnen noch sagen, dass, wenn Sie vielleicht Gedichte haben, die sich zu den zwölf Monatsbildern meines Kalenders eignen würden, es mir zur besonderen Freude gereichte, solche zu 68 abzudrucken und Ihren Namen im Kalender nach Maßgabe fortzuführen.

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Berthold Auerbach.

Bonn, 19. März 1867.

Auerbach schrieb eben damals an einem größeren dichterischen Werke, das ihn zur Anspannung seiner gesammten Kräfte nöthigte; aber er hat auch dann später nach Vollendung des Romans unserem Dichter keinerlei Mittheilung mehr zukommen lassen: der eine Brief an unseren Dichter — nicht mehr.

Und was die Aufforderung Auerbachs betrifft —: die Jahrgänge des „Gevattersmann“ liegen uns allerdings nicht vor, aber wenn wir uns auf die Aufzeichnungen Hamerlings bezüglich der von ihm periodischen Druckschriften gewidmeten Poesien stützen dürfen, hat eine Mitarbeiterschaft Hamerlings an Auerbachs Kalender niemals stattgefunden, und so ist Hamerlings Antwort auf Auerbachs Brief gewiss nur eine höflich motivierte Ablehnung gewesen.

(Schluss folgt.)

Die römische Kirche und die Italiener.[1])

Obgleich Rom der Mittelpunkt und der Schrein des Papstthums und der römische Katholicismus die allgemeine Landeskirche ist, so dürfte wohl kein Land weniger päpstlich gesinnt sein, als Italien. Einen Beweis dafür gibt allein schon die Thatsache, dass es sich zu einem starken Königreiche geeint hat, mit einer Constitution, die so frei ist, wie die englische, und dass es seine Stellung als Großmacht unter den Staaten Europas einnimmt, trotz des „Non possumus“ Pio Nonos und der Bannflüche des Vaticans. Die Thatsache, dass in dem Hause der Deputierten, die durch Stimmenmehrheit vom Volke gewählt werden, keine päpstliche Partei ihren Sitz hat, ist ein anderer Beweis für die Richtigkeit obiger Behauptung.

Auf den Universitäten ist kein theologischer Sitz, in der Armee und der Marine sind keine Kapläne, es wird auch keine Befreiung vom Militärdienste denen gewährt, die in den päpstlichen Seminarien junge Leute für den geistlichen Stand vorbereiten. Die Erziehung der Jugend, die früher in den Händen der Priester war, ist jetzt eine weltliche, nationale und steht unter der Aufsicht der Ortsbehörden. Die Priester sind in den Schulen durch bürgerliche Lehrer ersetzt und die an Stelle der clericalen neu eingeführten Schulbücher haben nicht mehr den vaticanischen, sondern den staatlichen Stempel. Klöster aller Art sind aufgehoben und in Schulen, Hospitäler und Kasernen verwandelt. Die wenigen noch vorhandenen Ordensinstitute sind größtentheils privater Natur. Männer, die von der Kirche als Ketzer verurtheilt und auf das Schaffot oder an den Pfahl geschleppt wurden, werden jetzt als Vorläufer bürgerlicher oder religiöser Freiheit gepriesen und durch Denk-

[1]) Diese Ausführungen sind entnommen dem weitverbreiteten Werke „Graf Campello und die katholische Reform in Italien von Alexander Robertson“. Halle a. S. Fricke. 1900. Überlassen dieser Quelle auch die Verantwortung.

mäler geehrt, die den Hauptstädten des Landes durch öffentliche Subscriptionen errichtet sind, so in Rom dem Giordano Bruno, in Florenz Savonarola, Brescia hat seinen Arnoldo und in Venedig ist dem Mönche Paolo Sarpi die gleiche Anerkennung zutheil geworden. In jeder Stadt, in jedem Flecken werden von den Straßenecken die Namen der Heiligen, die oft nur im Kirchenkalender stehen, herunter gerissen, und an ihrer Stelle Namen und Daten gesetzt, die in der Geschichte des Landes durch den Umsturz der weltlichen Macht, die Erlangung der Unabhängigkeit und Vereinigung der Nation berühmt geworden sind. Die päpstliche Revenue aus dem Peterspfennig sinkt mehr und mehr. Vor zehn Jahren betrug dieselbe sieben Millionen, vor fünf Jahren dagegen nur fünf, und wenige Jahre später nur drei und eine halbe Million, ein Manco, das den Papst veranlasste, entgegen dem Garantiegesetze, einen Eintrittspreis zu den Museen des Vaticans und des Laterans zu fordern.

Bereits vor mehreren Jahren hat die Regierung Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten, die den gemischten Ehen entgegentraten, gehoben, indem sie die standesamtliche Trauung einführte.

Das Parlament nahm 1888 einstimmig die Paragraphen in dem neuen Strafgesetzbuch an, die mit Geldstrafen, Gefängnis und Dienstentlassung jeden Geistlichen bedrohten, der „bei der Ausübung seiner priesterlichen Functionen gegen die Einheit Italiens spricht, oder zur Nichtanerkennung der staatlichen Gesetze und Einrichtungen aufreizt oder den Familienfrieden stört". Diese Clauseln bestimmen ferner, dass Testamente, die zu Gunsten der Kirche, unter priesterlichem Einflusse, an dem Bette eines Sterbenden abgefasst werden, für ungiltig zu erklären sind. Die betreffenden Priester sind mit Gefängnis bestraft worden und die gesetzlichen Erben gelangten zu ihrem Rechte. Italiener, die wegen Befolgung staatlicher, aber den Geboten der Kirche entgegentretender Verordnungen, kleinlichen Verfolgungen seitens der Bischöfe und Prälaten ausgesetzt waren, wurden entschädigt. Kirchliche Würdenträger blieben freilich oft in ihren Stellungen oder sind vom Papst in höhere versetzt worden; aber der Staat hat ihre Stipendien eingezogen und ihre amtliche Stellung unberücksichtigt gelassen.

Im December 1889 nahm die Deputiertenkammer das Gesetz der „Opere pie" an, das die öffentliche Wohlthätigkeit betraf und im Januar 1891 in Kraft trat. Durch dasselbe giengen alle Wohlthätigkeitsanstalten und Einrichtungen, die bisher in den Händen der Kirche waren, an den Staat über; sie wurden durch Commissionen verwaltet, in denen jedoch kein Priester eine Stimme hatte.

Alle Kirchen sind Staatseigenthum, — viele davon sind nationale Denkmäler, — die der Bevölkerung für ihre Gottesdienste überlassen werden. Welcher Art der Gottesdienst ist, hängt von den Gemeinden selbst ab. Das Gesetz unterstützt die Majorität einer Gemeinde bei der

Wahl ihres Pastors, gleichviel, ob er Papist, Protestant, Heide oder Jude ist. Ich brauche nur an die Vorfälle von 1890 in Monte Orfano am Lago Maggiore zu erinnern. Die Einwohner kamen einstimmig überein, ihren Priester zu entlassen und einen protestantischen Prediger zu wählen, der Besitz von ihrer Kirche nehmen und ihr Seelsorger werden sollte. Sie führten ihren Entschluss aus, und ihre Wahl wurde angenommen.

Bezeichnend für den gegenwärtigen Zustand Italiens ist die Macht des religiösen Gefühles, welches, trotz des sich Lösens vom Papstthum, doch einen großen Theil der Bevölkerung durchdringt; es ist, als erwachte jetzt die Erkenntnis dessen, was Religion wirklich bedeutet. Der Italiener sieht sie nicht mehr an als eine Reihenfolge von Feierlichkeiten und Ceremonien, von Messen und Processionen, auch nicht als einen Marien-Cultus, sondern als einen persönlichen geistigen Verkehr des menschlichen Herzens mit seinem Schöpfer. Daher auch eine weit größere Beachtung der heiligen Schrift. Noch vor wenigen Jahren war die Bibel ein fast unbekanntes Buch, das von einigen Fremden heimlich in das Land eingeschmuggelt war und von einigen wenigen Familien verstohlen gelesen wurde. Heute wird sie bereits von Italienern gedruckt und herausgegeben, italienische Buchhandlungen verkaufen sie öffentlich in ihren Läden und in den Zeitungskiosken im ganzen italienischen Reiche. Und sie wird wirklich gekauft!

Es darf freilich nicht geleugnet werden, dass trotzdem eine große Gleichgiltigkeit gegen die Religion unter den Italienern herrscht, sogar vielfach ein offen ausgesprochener Unglaube; dennoch sprechen sie gerne über religiöse Dinge, suchen sie auch wohl in Unterhaltungen hineinzuziehen. Auch bin ich niemals einem Ungläubigen begegnet, dessen Herz nicht besser gewesen wäre, als sein Glaubensbekenntnis und der nicht ein lebendiges Interesse an philantropischen Unternehmungen genommen hätte.

Im Vorstehenden habe ich mich zu beweisen bemüht, dass hier eine vollkommen religiöse Toleranz herrscht; dass die bürgerlichen Rechte des Volkes treu gehütet werden und dass in keinem Lande eine Reform dringender gewünscht wird, umsomehr, als den Italienern von Natur ein religiöses Gefühl innewohnt.

Ihr angeborener Sinn für alles Schöne macht sie empfänglich für die künstlerische Ausstattung ihrer Kirchen und für erhebende Musik bei ihren Gottesdiensten. Einige von ihnen ziehen allerdings in ihrem Widerwillen gegen den Clericalismus die Einfachheit des presbyterianischen Gottesdienstes vor; andere haben sich Gemeinschaften angeschlossen, die jede kirchliche Ordnung und Verfassung verwerfen; doch dies sind nur vereinzelte Erscheinungen. Die Mehrzahl der Italiener sagt: „Wir wollen nicht alles abändern. Reinigt unsere Landeskirche von all den

Schäden, die weltlicher Ehrgeiz im Laufe der Jahrhunderte eingeführt hat. Laßt den Papst einfach Bischof von Rom sein, wie es seine Vorgänger waren, ehe Kaiser Fokas, 607, ihnen die Papstwürde verlieh. Weg mit dem Gebot des Cölibates und dem Messehandel. Bringt unsere Kirche in Einklang mit unserer freien Verfassung. Laßt die Gottesdienste dazu dienen, den Geist zu unterrichten und die Herzen zu reinigen. Gebet uns die Kirche so zurück, wie unsere Vorfahren sie gekannt haben.

Eine Spazierfahrt nach Ragusa.

Tagebuch des Herausgebers.

So schnell ist mir noch kein voller Tag vergangen, als diese vierundzwanzig Stunden auf der Adria. Und keine Fahrt hat mich bisher zu einem solchen Ziele geführt. Von Triest bis Ragusa, das bedeutet, von Europa nach Asien. „Graf Wurmbrand", ein bewährter Schnelldampfer des Österreichischen Lloyd, erreicht in vier „Katzensprüngen" die südlichen Berge der Herzegowina, deren äußerster Rand die Küste von Dalmatien heißt.

Ich könnte ihn zeichnen, den kurzen grellen Pfiff, den der abdampfende „Wurmbrand" ausstößt, ein krummer Pfiff mit dickdumpfem Anlauf und scharfer, kurzgebrochener Endspitze. Wie ein Pulverhorn, das explodiert, emporschmetternd, stechend in die Lüfte gegen die Höhen des Karstes. Dann setzt die Maschine ein, das Plätschern im Hafen wird bald zum Rauschen, zum Brausen auf hoher See, ein Zweikampf des schwarzen Panzers mit dem Meere. Jeder Augenblick zerschlägt die eherne Tafel in tausend Scherben, deren schnurgerade, weißschäumende Linie den Lauf des Dampfers bezeichnet, bis weit hinten sich wieder alles eint und glättet. Trotz der Millionen schneidender Fahrzeuge liegt das Meer so glatt und ungebrochen da, wie am Tage der Schöpfung.

Triest ist verschwunden. Die Häuserkolosse sind in der Dunstbläue des Gesichtskreises ein blasser, unbestimmter Streifen geworden, wie ihn die modernen Landschaftsmaler ziehen, wenn sie etwas andeuten wollen, das sie selber nicht kennen. Die istrische Küste steht in einem Dunstschleier, gibt sich den Anschein, als wäre sie gar ferne und als wären ihre Berge sehr hoch. Wir wollen einmal unser Haus besehen, sagte mein Hans. Wir stiegen hinab in die Cabine mit den runden Fensterluken und dem wässerigen Lichte, das die Wellen spiegelnd auf den flimmernden Plafond warfen. Durch die gütige Fürsorge des Lloydpräsidenten ist uns ein bequemes Gemach eingeräumt worden. Wir packen unsere Sachen aus; auf das

Tischchen legen wir die Karte des Adriatischen Meeres, damit wir gleich einem umsichtigen Admiral über unseren Lauf, die Seehöhe, die vorüberziehenden Inseln u. s. w. stets Kenntnis hätten. Leise zittert das Gemach, draußen rollt das Wasser. Wir beschauen uns den nahen Salon, er ist geräumig, ist Speisesaal, Sprechsaal, Spiel-, Musik- und Lesezimmer. Ein Pianino harrt kundiger Finger und klanglustiger Ohren. Eiserne Säulen stützen die niedere Decke, aus deren mittlerem Aufbau Glasmalereien buntes Oberlicht hereinlassen. An den Wänden die Rundfenster mit den schweren, drehbaren Eisenrahmen, gegen alle Zufälle fest verschließbar. In Gruppen und zu einzeln strichen die Reisenden herum, zumeist wienerische und reichsdeutsche Osterausflügler nach Dalmatien. Noch achten sie des ihnen seltsamen Geräusches, horchen dem dumpfen Rollen der Fluten. Der Ankömmling auf einem großen Schiffe ist ruhelos, immer ist er auf Entdeckungsreisen aus, um seine neue ambulante Heimat kennen zu lernen. Bald schwärmte ich also wieder auf dem Deck umher, schaute durch das Glasdach hinab in den Maschinenraum, wo ein Weltall von Stahl und Eisen knarrend und strampfend lebendig ist und heißer Dunst aufsteigt; besuchte die Warte, wo der Steuermann immerwährend die Hebel des Rades dreht, die Capitänszelle, wo in zahlreichen Instrumenten die Wissenschaft waltet. Uhren, Compass, Fernrohr, Streckenmesser, Seekarten u. s. w. Maschinenraum und Capitänsbrücke, Herz und Kopf. Dann hinaus auf den Vorderbug, wo der Wind pfeift, den der Neuling für einen Sturm hält, während er nur die Folge des raschen Schiffes ist. Ferner suchte ich lauschige Plätzchen am Deck, wo man allein und beschaulich hinausblicken kann auf das hohe Meer. Dieses war früher wassergrau gewesen, jetzt war es braun wie Moor, nur immer belebt von den wechselnden Silberplatten der Wellen, die gelassen und ziellos glitten. In ruhiger Luft wissen sie nicht wohin und schwanken immer nur auf und nieder, in sachten Gruben und leichten Kanten hin und hin. Der heftig hinrauschende Dampfer allein bringt das Gewässer in Aufruhr; weiter in der Ferne wird alles glatt und die schnurgerade Linie zwischen Meer und Himmel ist ein Ruhen in der Ewigkeit.

Jetzt schallt ein Glöcklein durch das Haus. Betenszeit? Nein, es mangelt an Noth. Essenszeit, denn die feuchte Seeluft, sie athmet sich wonnig, sie gibt sogar dem Börsenjobber dort, was er nie hat — Hunger. Table d'hote natürlich. An der langen Tafel oben sitzt der Capitän als Hausvater. Mir wurde der Platz an seiner Seite angewiesen. Die Tafel ist geschmückt mit Obstständern und Blumensträußen und unterscheidet sich nicht von den Speisetischen der feinen Stadthotels. Frei stehen alle Gläser und Flaschen, keine Vorrichtung für stürmische Zeiten. Kaum merklich zittert der Saal unter dem Dröhnen draußen. Man glaubt in einem Salon auf dem Lande zu sitzen und irgendwo draußen wäre ein Gewerke,

dessen unbestimmtes Geräusch man hören kann, um endlich unter Speise und Trank ganz zu vergessen, dass man auf dem Meere zieht. Die reichliche und wohlschmeckende Mahlzeit löst bald Herz und Zunge, und wenn die aus aller Welt zusammengeschwemmten Passagiere auch nicht sofort Brüder und Schwestern werden, so nähern sie sich doch auf geistige Sehweite. Während Neulinge natürlich nur von Seefahrt und Seeleben sprechen, plaudern die gewohnheits- oder berufsmäßigen Reisenden von Politik, Geschäft und Unterhaltung wie überall. Der schwarze Kaffee wird im Rauchzimmer genommen, einen Stock höher, im Stiegenhaus. Der Weg von den Cabinen, dem Gesellschafts- und Speisesaal führt durch dieses Rauchzimmer, in welchem den ganzen Tag die älteren Herren Bier trinken, rauchen, Schach oder Karten spielen. Die jüngeren treiben sich auf Deck herum, drehen Cigaretten, betrachten die Schiffsthätigkeit, oder flirten mit hübschen Damen. Aus dem Salon hervor klingen Strauß'sche Walzer. Es geht alles so lustig zu, so ungezwungen lustig. Und ein behäbiger älterer Herr behauptet, nichts sei für den gehetzten Menschen geeigneter zur Erholung, als eine Seefahrt. Man nehme ein Fahrbillet und gleite aufs Meer, wohin ist gleichviel. Hauptsache comfortables Schiff, gut Essen und Trinken, Seeluft und Natur und völliges Abgeschlossensein von allen Geschäften, Briefträgern, Telegraphen, Telephons und — Besuchern. Wenn dann schlecht Wetter einmal auch die Seele ein bisschen aufrüttelt aus den Regionen des Curszettels, so schadet das gar nicht. — Ich denke, das wird noch kommen. Ambulante Curorte, Sommerfrischen auf dem Ocean.

Unser „Wurmbrand" rauscht weiter und weiter.

Mittlerweile sind links und rechts Gelände erschienen, von deren Höhen gewaltige Forts niederschauen, wir fahren in den Hafen von Pola ein. Hier ist alles großartig, die Befestigung, die Kriegsschiffe, die Arena. Die Stadt dehnt sich lieblich in die grüne Landschaft hinan. Alles ist auf Deck, um das Ein- und Aussteigen, Ab- und Aufladen zu beobachten. Im Schiffe ist es still, als ob die Uhr stehen geblieben wäre. Aber ganz sachte schwankt der Boden, für Augenblicke ein leichtes Unbehagen bringend. Ein Geruch von Theer und faulen Fischen legt sich widerlich in den Nasennerv.

Nach halbstündigem Aufenthalte beginnt der Dampfer seinen weiteren Lauf. Zur Rechten die Insel Brioni, wo eine neue Ansiedlung im Entstehen ist, ein Curort. Josef Stradner, der gründliche Kenner von Land und Leuten an der Adria, sagte mir einmal, dass diese Insel Brioni zu dem Allerschönsten gehört, was Istrien und Dalmatien aufzuweisen hat. Früher habe die Malaria diese Insel unsicher gemacht, aber sie weiche vor der menschlichen Cultur rasch zurück und die schönen Eilande würden eine glänzende Zukunft haben. Von unserem Schiffe aus sahen

wir nur die bewaldeten Streifen, deren Höhen kaum über hundert Meter aus dem Meere hervorragen. Bald sind wir am Südcap von Istrien, und jetzt geht's über den Quarnero ins hohe Meer, welches sich nun auch linkerhand scheinbar ins Unendliche dehnt. Bei klarem Wetter wird man aus der Gegend von Abbazia herüber wohl den Monte Maggiore leuchten sehen; unser Himmel senkte in diesen Tagen fortwährend seine Schleier, uns die Stimmung einer Seefahrt über den Ocean verleihend. Und gerade diese Stimmung liebe ich. Im Salon werden die Geräthe unruhig und auch die Insassen. Ich lehne mich auf dem Deck an die Wand und schaue der rückwärtigen Schiffsspitze zu, die langsam mehrere Meter hoch auf und niederwallt. Das Schiff stampft! Das Meer ist dunkelblau geworden und hebt sich wie eine schwere, dickflüssige Masse ab von der Himmelsglocke. Die Linie des Horizontes ringsum erscheint uns nicht in Form eines Kreises, etwa, als ob man mitten auf einer dunklen ungeheuren Scheibe stünde, nein, sie zeigt sich hin und hin wie ein schnurgerader Streifen, an dem gar nirgends eine Curve zu erkennen ist, und doch zieht sie sich rund um uns. — Jetzt wird das Element gierig. In langen und hohen Wellen springt es heran und immer wieder heran. Das Schiff durchschneidet diese rollenden Riegel, wird aber doch gehoben von jedem Wall. Draußen ringen unter sich die Wogen, prallen aneinander, dass hoch die Gischten springen, wuthschäumen über ein rasendes Kämpfen, das keinen Zweck zu haben scheint. Nicht leicht ein bezeichnenderes Bild des ewigen zweck- und ziellosen Kampfes auf Erden, des Kampfes mit sich selber, als das wilde Meer. Es ist, könnte man sagen, ein ethischer Kampf, ein Kampf ums Gleichgewicht. — Aber in diesem Widerstreite der Wässer kommt auch ein Fremdes, ein winziger Körper heran und erdreistet sich, mit scharfem Eisen die See zu durchschneiden, darob neue Empörung der Wellen; einen Augenblick zurück weichen sie vom Schiff, um dann wie ein lebendiges Gebirge gegen Himmel zu springen, an die Schiffswand zu prallen und das Deck mit seinem Gischt zu bespeien. Aller Maschinenlärm und Menschenlaut erstickt in dem Tosen und Branden, ein endloser Schrei des Meeres über ein endloses Leid, das wir ahnen und nicht kennen. Jawohl — nun sind wir dir anheimgegeben, du erdumwallende Flut, jetzt ist es ernst, jetzt muss es sich weisen, ob der armselige Menschenbau den Streit mit dir besteht.

Auf dem Zwischendeck, über das ich hinblicke, ist allerlei Volk; die Leute torkeln und lachen, taumeln und halten sich an Brüstungen und Tauen fest. Sie verschwinden, um der Noth zu gehorchen. Slavische Soldaten, die aus dem Böhmerlande nach dem Süden Österreichs versetzt werden, singen in weichen, flehenden Tönen ein Lied zu der heiligen Maria. Darunter ein junger schöner Bursche, hell mitsingend, die blauen Augen voller Wasser, in diesen fremden, ungeheueren Elementen wohl

gedenkend der fernen, fernen Heimat. Unter den Füßen der Leute ein scheckig Hündlein, das früher zur Ergötzung der Officiere noch allerlei Künste getrieben hatte, jetzt auf dem Boden kauernd, mit den Pranken sich an die Dielen festhaltend, zeitweise winselnd und stöhnend. Und rings-um das hohle Tosen, das Heranspringen der Wellen bis an die Brüstung, wie unermüdliche Feinde, die eine Festung erstürmen wollen. Der Dampfer hebt und senkt sich vorn und hinten haushoch. „Santa Madonna!" ruft ein Matrose und taumelt an den Mast hin. Ich stand fest an die Wand gespreizt und sah es, und empfand jenes unbeschreibliche Wohlbehagen, das an Wollust grenzt, und das mich bei allen Stürmen zu erfassen pflegt. Nie und nirgends fühle ich mich geborgener, als im Unwetter, weil mir nichts geschehen kann, weil ich gerade in solchen Momenten auf dem Punkte stehe, in die ewige, göttliche Einheit unterzutauchen.

Seit dem Leuchtthurme am Cap von Istrien hatte ich eine Möve beobachtet, die in nimmermüdem Fluge, einmal auf und einmal nieder, unserem Schiffe folgte. Sie blieb nicht zurück und kam auch nie ganz herbei, mit ihren langen spitzen Flügeln segelte sie immerfort und immerfort heran. Man sagte mir, dass die Matrosen solchen Vögeln Brosamen in die Lüfte streuten und dass die Thiere niederschössen, um die Leckerbissen aufzufangen. Jetzt freilich hatten die Männer nicht Zeit zu solchem Spiele, mit aller Kraft arbeiteten sie an Raaen, Tauen und Masten, um der drohenden Gewalt vorzubeugen. Mein junger Böhme umklammerte einen Pfahl, blickte betrübt auf das wilde, weißzackige Meer hinaus und sang mit im elegischen Liede. Zu seinen Füßen kauerte der scheckige Hund, und that, als wolle er seinen Kopf in die Dielen vergraben. Ich wollte nun einmal den vorderen Schiffstheil betreten. Die Bordbrüstung als Handhabe, so suchte ich vorzudringen, aber kaum die schützende Wand verlassen, gossen mir die Gischten ins Gesicht und meine Stirn schlug an den Balken. Es war aber kein Balken, es war der Wind, der mir mit harter Gewalt ans Haupt schlug, und der alles, was sich an diese Deckseite gewagt, zu Boden fegte. Der Steuermann hoch oben stand in seiner Glaslaterne, drehte die Balken des Rades und spähte hinaus auf die hohe Flut, auf das dunkle Gewoge mit den weißen Riffen. Und der stampfende Dampfer nahm durch die Wasserwildnis seinen schnurgeraden Lauf. Wieder meinen geschützten Platz suchend, gewahrte ich in der Menge des Zwischendeckes eine außerordentliche Bewegung. „Er hat sich hinabgestürzt!" kreischte eine Frau, „er hat sich ins Wasser gestürzt!" riefen andere und drängten an die Brüstung. Ein Mann über Bord?! Wer? Wie? — Ich sah den betrübten böhmischen Soldaten nicht. — Alles schaute zurück, wo an der weißen Spurlinie des Schiffes die Wellen wirbelten. Kein auftauchender Körper. — „Der Hund, der

scheckige Hund hat sich ins Wasser gestürzt!“ Eine Frau wollte gesehen haben, wie das sich krümmende und wimmernde Thier plötzlich aufsprang, auf die Brüstung und mit großem Satz in die Wellen. Alle Spur dahin. — „Er war seekrank!“ riethen einige. „Aus Desparation“ vermutheten andere. „Aus Heimweh!“ Der Hund war von einem Officier mitgenommen worden, bestimmt für einen Freund in Zara. „Er ringt noch“, sagten wir nach den ersten Augenblicken. Und nach fünf Minuten: „Jetzt sinkt er in die Tiefe, und Seethiere halten ein Mahl.“ Wir wissen nicht, ob es ein Selbstmord war, oder im vergessenen Moment des Taumels ein unbedachtes Hinausspringen über das Geländer.

Mittlerweile waren langgestreckte, theils gebirgige Inseln aufgetaucht, links Lussin, Asinello, Selve, rechts Sarsago, Premuda, Melada. Da beruhigten sich die Wasser mählich. Das Aufundniederschnappen des Schiffes gieng in ein sanfteres Wallen über. Durch westliches Gewölk blickte die Sonne, und bevor sie gebrochen ins Meer sank, röthete sie noch die Küste und die Wellen. — Aber wo war mein junger Reisegefährte? Mir fiel's auf, dass er seit ein paar Stunden nicht mehr zu sehen gewesen auf dem Deck. Na, der lag in der Cabine zusammengekauert, nun im Halbschlummer. Es sei schon besser, sagte er. Aber, indem ich auf schwankendem Sofa neben ihm saß, da kam's, als wäre ich auf einer Schaukel. Es drehte sich der Kasten quer nieder, aber anstatt zu fallen, kam er immer wieder hinten nach. Ein Hitzen gieng mir durch den Körper, auf der Stirn kalte Tropfen. Das kreisende Rad im Kopf musste eine Transmission haben mit dem Magen. Es hebt an — und noch fünfzehn Stunden bis ans Ziel! — Es hebt nicht an! rief ich, sprang empor, taumelte aufs Deck und stand wieder an meine Wand gelehnt. Ein Frösteln durch den Körper, dann war's gut. Fahrgäste richteten freundliche Ansprachen an mich. Ich werde gewiss sehr mürrisch geantwortet haben — denn so allein und schweigend für mich hinauszublicken auf das finstere hochathmende Meer — ich konnte mir's nicht stören lassen. Das Meer war immer dunkler geworden, eine schwarzblaue Fläche, wie ein in die Himmel gespanntes Tuch. Ein Landmensch, der nie ein Meer gesehen, würde bestreiten, dass es Wasser ist. So war es Abend geworden, immerfort rauschte das Schiff dahin in den Einsamkeiten. Kein Fahrzeug begegnete uns, nur bisweilen ein Leuchtthurm, warnend vor Klippen oder Untiefen. — Nach zehnstündiger Fahrt vor uns die Lichter von Zara.

Nachdem der Dampfer den Hafen der dalmatinischen Hauptstadt verlassen hatte, versammelte man sich zum Nachtmahl. Die von kurzer Seekrankheit Erstandenen waren doppelt lustig, wie jeder Hinschwung seinen Herschwung hat. Der rothe Dalmatiner Wein war der Stimmung auch nicht abträglich, und so sind wir in unsere Cabine etwas spät zurückgekommen. Mein Genosse schlief nach drei Minuten fest, ich ver-

brachte die Nacht in Halbschlummer, immerfort und immerfort das dumpfe Brausen des Wassers im Ohr und manchmal auch das abscheuliche Rasseln einer Kette, die über der Cabine ihr Unwesen trieb; sie ist gewiss für das Schiff sehr nothwendig, für ein Schlafgemach aber höchst überflüssig. Der kurze, krumme Pfiff unseres „Wurmbrand“, das Stillstehen der Maschine zeigte um Mitternacht den Hafen von Spalato an. Im Canal von Brazza schlugen durch die Fensterlucken grelle Blitze herein, über den Bergen der nahen Küste stand ein Gewitter. Bald darauf begann das Schiff zu rollen, die hohe See schlägt in die Flanke und macht das Fahrzeug von Seite zu Seite wie eine Wiege schaukeln. Ich glitt im Bette von Wand zu Kant' und von Kant' zu Wand, alles was an den Nägeln hieng, hub an zu klappern, die Wogen brausten in schweren Stößen, die Maschine keuchte in harter Arbeit, allein trotz dieses Wiegens und Wiegengesanges schlief ich nicht ein. Es grauten die Fenster, es hellte der Tag, es brausten die Wasser fort und immerfort, es begann im Kopf das Rad wieder zu kreisen, mit der Magentransmission. Rasch gieng ich auf Deck. Der Dampfer fuhr zwischen den Inseln Sabbioncello, Curzola und Melada. Wildes Buschgebiet oder karstiges Gebirge, ohne Ortschaft, ohne Menschenwohnung; stundenlang kein Fahrzeug. Uröde in diesem paradiesischen Himmelsstrich. Endlich rückt die Küste links nahe, wir erblicken spitze Vorberge mit senkrecht ins Meer stürzenden Wänden, wir sehen in tiefe Buchten hinein, hoch im Gebirge kleben Dörfer in südlicher Bauart, tropische Vegetation. Weiter hinauf karstig kahl und weiß.

Nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt, die eine Strecke zurücklegt, wie z. B. die zwischen Wien und Hermannstadt in Siebenbürgen ist, legte der „Wurmbrand“ am 6. April 1900 gegen zehn Uhr Vormittags in Gravosa an. Das ist der Hafen von Ragusa.

Der „Wurmbrand“ geht bis Cattaro, ist abends fünf Uhr wieder zurück in Gravosa, wo wir gleich am selben Tage die — Heimreise antreten wollen. Ich pflege, auch wenn keine Pflicht ruft, sehr rasch zu reisen. Die ersten Eindrücke sind die köstlichsten; ein Ausruhen in fremden Gegenden ist für mich gleichbedeutend mit sich steigerndem Unbehagen und Heimweh.

Die wenigen Stunden in Ragusa, sie sind mir unvergesslich. Einen so absonderlichen Ort hatte ich bisher noch nicht gesehen. Doch beschreiben will ich nicht, nur ein paar Kennzeichen markieren. Die Achse des Fremden ist das neue Hotel Imperial, dessen Einrichtung besonders dem energischen Bemühen des Lloyd-Präsidenten Freiherrn von Kalchberg zu verdanken ist, der mit diesem Hotel den Reisenden eine wahre Wohlthat erwiesen hat und täglich erweist. Die Herbergen der alten Stadt mögen ethnographisch interessanter sein, als dieser moderne Gasthof mit seiner zwar einfachen aber vornehmen Eleganz, — so behaglich und heimlig sind sie

gewiss nicht. Auf dem ersten Blick meint man, das Hotel in der nördlichen Vorstadt, etwas dem Meere entrückt, stehe nicht auf dem richtigen Platz. Man betrete nur erst die Terrasse, die hoch oben den Bau umgibt! Von da aus ein Bild zum Jauchzen, oder — zum andachtsvollen Schweigen. Dort am Berge lehnt Ragusa, die alte viereckige Stadt, über deren röthliche Festungsmauern und gewaltige runde Thürme man hineinsieht auf ihre Dächer und Kuppeln. Sie ruht in dieser Ummauerung wie in einem Korbe zwischen dem Berghang und den Felskolossen am Strande. Draußen leuchtet das Meer. Worte machen nichts, Bilder machen etwas. Selber sehen macht alles. Die Terrasse des Hotels Imperial wird noch einen europäischen Ruf bekommen. Wenn wir nun erst auf den Berg steigen, zwischen Cypressen, Pinien, Cakteen, Palmen und Orangenbäumen hinan zur Blasius-Capelle. Es ist ein völlig tropisches Bild, für den nordischen Wanderer unerhört; aber man wundert sich über nichts mehr, es ist so einheitlich, so selbstverständlich, man ist einfach durchdrungen von dieser Natur und selbst ein Südländer geworden. Ich bin einmal auf ähnlichem Aussichtspunkt gestanden, zu Calmaldoli bei Neapel, aber malerischer noch ist dieser. Statt des Vesuvs die steilen hohen Berge, an welchen sich weiße Straßen hinüberschlängeln in die Herzegowina, die hinter dem Gebirgskamm liegt, nach Montenegro, dessen schwarze Berge in einzelnen Spitzen herüberragen. Uns zunächst steigt der karstige Monte Sergio auf mit dem malerischen Fort Imperial, das die Franzosen erbauten, die unter Napoleon das Gebiet besetzt hatten. Wie eine weiße Krone ragt diese Festung über Ragusa. Dann zieht sich die Küste mit dem steilen Bergzug südostwärts; in der Ferne blauen die Höhen der Bucht von Cattaro, die den Vierwaldstädtersee des Südens in sich birgt. Gegenüber der Stadt Ragusa, ganz nahe, liegt die Insel Cramona, eine Art Trauerhain mit Kloster, von Richard Löwenherz gegründet. Die Sage geht, dass Richard Löwenherz auf der Kreuzfahrt sich verirrt habe in diesen Gewässern, und dass er gelobt, dort, wo er Fuß fassen könne, Kirche und Kloster zu bauen. In neuer Zeit hatte der unglückliche Erzherzog Max, der nachmalige Kaiser von Mexiko, die Insel erworben, dann war sie in den Händen der unglücklichen Kaiserin Sophie gewesen, endlich war sie in den Besitz des unglücklichen Kronprinzen Rudolf gekommen. Eine Welt von Leid liegt über diesem kleinen paradiesischen Eilande; der Kaiser von Österreich hat es den Dominicanern geschenkt, dass sie beten .... Von diesem Schatten fliegt unser Blick hinaus über das Adriatische Meer im Sonnensilber.

Ungern stiegen wir herab von der bezaubernden Höhe der Blasius-Kapelle, aber endlich müssen wir doch einen Blick in die Stadt werfen. Wo sind wir denn? In Österreich? Nicht in Asien? Die Stadt mit ihren rostbraunen Quaderbauten und flachen Dächern, mit ihren engen,

vielfach bergansteigenden Gassen hat ein orientalisches Aussehen und sie ist voller „Türken". Frauen mit reichgestickten Blousen und weiten Hosen, Männer in Turban oder Fez, mit Waffen im rothen Wollengürtel, mit kurzen Jacken und weiten Kniehosen. Und wenn man frägt, welchem Volk sie angehörten, den Osmanen, den Slaven, den Romanen, so sagen sie stolz, aber nicht in deutscher Sprache, sie wären Ragusaner! Sie träumen noch von der Republik Ragusa, die im Mittelalter eine hohe Herrlichkeit gewesen ist. Was sagen sie zu den Fremden, die herbeikommen, von Jahr zu Jahr reichlicher? „Diese bringen Geld her und nehmen unsere Seelen mit." Im Hafen zu Gravosa wird der Bahnhof gebaut. In kurzer Zeit wird man von Berlin und Wien über Bosnien und die Herzegowina auf der Eisenbahn nach Ragusa fahren, und auf der See zurück, und da wird in dieser ehrwürdigen Stadt der Turban sachte dem Seidencylinder platzmachen, und das Land ist gerettet! In der Gegend gibt es zwar lange schon Banditen, aber die Cultur-Agenten werden höflicher sein und das Volk um so sicherer cultivieren. — Na, da hilft alles nichts, mir ist's doch lieber im Hotel Imperial, denn in einem alten Albergo der morgenländischen Seestadt.

Ragusa ist in der Tageszeit den Triestern um eine halbe Stunde voraus. In der sonnigen Ferne dort steht schon das Pünktchen „Wurmbrand". Also keine Zeit mehr für Besichtigung der Merkwürdigkeiten und Schönheiten, an denen die Stadt und Umgebung so reich ist. Meinem Sohne Hans aber kann ich's nicht verdenken, wenn er einige Tage bleiben will. Es sind ja die Osterferien da, es steht in den nächsten Monaten die Matura bevor, da heißt's frische Kraft schöpfen. Schöpfe sie dir in den balsamischen Düften an der Küste des Adriatischen Meeres, im leuchtenden Ragusa.

Und ich habe sie nach wenigen Stunden verlassen, die Perle des Adriatischen Meeres und der brave Dampfer hat mich wieder unter seine Hut genommen. Auf der Rückfahrt bannte unendlicher Regen mich in die Cabine. Es ist nur noch des Waldbauernbuben Seefestigkeit zu vermelden. Zum Abendbrot versammelte sich eine muntere Gesellschaft von Damen, Officieren und Kaufleuten. In heiterem Gespräche erzählten sie Reiseerlebnisse und thaten sich etwas zugut auf ihre Immunität. Als jedoch in der Nähe der Insel Brazza das Schiff anhub zu stampfen, da wollte der Oberlieutenant doch einmal nachsehen gehen, ob es noch regne. Von den Damen hatte manche etwas in der Cabine vergessen, andere fanden, dass man so interessante Fahrten nicht im Salon versitzen soll, kurz, als es so weit kam, dass Messer und Gabel von den Tellern rollten, und die Teller vom Tische, und als die Trinkgläser hinabflogen auf den bunten Fußteppich, da saßen wir zwischen den hin- und herstürzenden sachenrettenden Aufwärtern allein bei Tische, der

Capitän und ich. — Das war noch zu verbuchen. Wenn's einmal auf die Berge nicht mehr gehen will, steht mir der Weg offen über die Meere. Und wenn ich auf weiter Fahrt wieder einmal nach Ragusa komme, will ich mich nicht bloß acht Stunden dort aufhalten, sondern mindestens einen ganzen Tag. Dann aber, nach so anhaltenden und gründlichen Studien, schreibe ich sofort ein großes Werk über die Perle des Adriatischen Meeres.

Wie sich Bergsteiger ausrüsten sollen.

Von **Dr. Schneider.**

Das Heer der zur Sommerszeit in die Alpen einrückenden Touristen setzt sich bekanntlich zusammen aus Salonschlangen, Thalschleichen, Jochhüpfern und Spitzenreitern. Wer in den besuchten, gut ausgestatteten Gasthöfen wohnt, hin und wieder auf Promenadewegen einen kleinen Aussichtsberg „ersteigt" oder einen Spaziergang im Thale macht, bedarf keiner besonderen Vorschriften über Ausrüstung, Ernährung und Art des Wanderns. Wen Freude an der Natur, Wagemuth, Lust an erfrischender, Geist und Körper kräftigender Arbeit in höhere Regionen treibt, thut gut daran, sich vorher ein wenig mit den Bedingungen zu befassen, die er zu erfüllen hat, um sich den Genuss der Bergwanderung nicht durch vermeidbare Missgeschicke und Unannehmlichkeiten zu trüben.

Zum Bergsteigen gehört Gesundheit und viel Willenskraft, Muskelstärke ist eine erwünschte, aber nicht unbedingt nothwendige Zugabe. Ich habe oft genug gesehen, dass äußerlich unansehnliche Männer leichter und selbständiger hohe Gipfel erklommen, als große, muskulöse, die jenen an Energie nachstanden und die erste Ermüdung nicht zu überwinden fähig waren. Nerventhätigkeit ist dabei wichtiger, als Muskelthätigkeit; denn das Bergsteigen setzt sich nicht aus einer beschränkten Anzahl maximaler Muskelarbeitsleistungen, sondern aus unendlich vielen Durchschnittsleistungen zusammen, zu deren leichter und sicherer Ausführung Aufmerksamkeit und Überlegung, also Anspannung der geistigen Fähigkeiten, viel beiträgt. Jede Felsenkletterei in den Dolomiten zum Beispiel, bei der das Auge des Touristen dem Fuß voraneilen muss, um nach guten „Griffen", das heißt haltbaren und handlichen Unebenheiten des Gesteins zu spähen, bestätigt diese Behauptung.

Die meisten ungeübten Bergsteiger verfallen in den Fehler, im Anfange der Tour zu schnell zu gehen und zu große Schritte zu machen. So ermüden sie bald und sind nicht mehr frisch, wenn die wirklichen Schwierigkeiten erst beginnen. Chi va piano, va sano, chi

va sano, va lontano, sagen die italienischen Führer. Darin, sowie in der Haltung sollen Touristen sich die Bergbewohner zum Muster nehmen, die mit gekrümmten Knien und etwas vornübergeneigtem Körper viele Stunden lang steigen können, ohne zu rasten. Auf steilen, felsigen oder Gletscher-Abhängen „hohe Schritte“ zu machen, etwa, um diese mühsamen Stellen schneller hinter sich zu haben, ist sehr falsch, nicht nur, weil ein hoher Schritt mehr anstrengt als zwei niedrigere, sondern auch, weil der zu hoch stehende vordere Fuß einen schlechten Stützpunkt für den nachfolgenden Körper abgibt, der dann mit einem Ruck gewissermaßen abgestoßen werden muss. Alle Bewegungen beim Klettern sollen so langsam und ruhig als möglich ablaufen, weil ruck- und stoßweise ausgeführte leicht Steine oder Eis- und Schneestücke ablösen können, wodurch der Steiger selbst sich des Stützpunktes beraubt werden und zudem nachfolgenden Gefährten böse Verletzungen zufügen kann. Einen je größeren Theil der Fußsohle man beim Steigen aufsetzt, umso sicherer steht man, und darin scheint größtentheils die viel beneidete Gewandtheit der Gebirgswohner im leichten und sicheren Steigen zu liegen, sie gebrauchen nicht, wie viele Bergsteiger aus Neigung, hauptsächlich die Gelenke der vorderen Fußhälften, sondern haben ihre Fuß-Knöchelgelenke durch lange Übung so in der Gewalt, dass sie stets den Absatz und wenigstens einen Rand der Sohle auf die nächste höhere Stufe setzen. Man versuche einmal, vier steile Treppen in dieser Weise hinauf zu gehen, und wird sehen, dass die Sache nicht so leicht ist. Leute mit Beinen, die im Verhältnis zum Oberkörper lang sind, mögen der Natur für die glückliche touristische Anlage danken, da sie eine verhältnismäßig geringe Körperlast zu heben haben, und selbst mit ihren kleinen Schritten vergleichsweise große machen. — Man sollte meinen, dass gänzliche Schwindelfreiheit für Hochtouren unbedingt erforderlich sei. Sie ist es auch für führerlos und allein gehende Steiger. Meistens ist der Höhenschwindel ein Zeichen der Unsicherheit und der durch sie bedingten Furcht; ist man ermüdet und das Gemüth an die Eindrücke, die steile und tiefe Abgründe auf dasselbe machen, nicht gewöhnt, so tritt diese lähmende Empfindung umso eher ein. Selbst Bergführer sind gegen sie nicht gefeit: manche von ihnen, so sicher sie über steile Felsen emporklettern, werden auf einem schmalen Schneegrat schwindlig; aber das umgekehrte Verhältnis scheint seltener vorzukommen. Hier heißt es, die ganze Willenskraft einsetzen, auf den Weg und nur auf den Weg achten, keinen Schritt übereilen, ja, lieber den Schritt verlangsamen. Geht man nicht auf einem Grat, sondern hat auf einer Seite die Bergwand, so wende man ihr das Gesicht zu. Wie viel Willenskraft gegen den Schwindel ausrichtet, lehrt das Beispiel Goethes, der sich diese Empfindung auf dem Strassburger Münster abgewöhnte (siehe „Wahrheit und Dichtung“).

Wer so glücklich ist, in der Nähe eines, wenn auch unbedeutenden Gebirges zu wohnen, kann sich für Hochtouren vorbereiten; wer das nicht thut, soll sich keinesfalls sofort an eine größere Besteigung wagen, sondern in den ersten Tagen seiner Bergwanderungen den Organismus durch kleinere Besteigungen einexercieren. Sonst läuft er Gefahr, das ungeübte Herz zu plötzlich über Gebür anzustrengen und es so auf längere oder kürzere Zeit zu größeren Leistungen unfähig zu machen. Immerhin können wir Durchschnittsgroßstädter, die wir nicht in München oder in Wien wohnen, das Fahrrad als Trainierungsmittel benutzen, wenn uns Zeit und Lust zu dem — vielen übrigens langweiligen — Turnen fehlt; das Radeln kräftigt wenigstens die Streckmuskeln der Beine und erhält das Herz in Übung.

Zu Muskelleistungen von langer Dauer muss der Körper hinreichend und zweckmäßig genährt sein. Damit ist nicht sowohl gesagt, dass der Bergsteiger während der Hochtour sehr reichlich und gut essen soll, als vielmehr, dass er vor Antritt seiner Bergfahrt im Vollbesitz seiner Kräfte sein und sein Nahrungsbedürfnis ausgiebig befriedigt haben soll; denn der Organismus arbeitet bei großen Anstrengungen nicht mit den während der Arbeitspausen zugeführten, Kraft erzeugenden Mitteln, deren Umsetzung und Aufbau im Körper ohnehin Zeit und Ruhe beansprucht, sondern er wirtschaftet hauptsächlich mit den in ihm vorhandenen, vorher angesammelten Kraftcapitalien. Da die meisten noch immer in dem Glauben leben, dass die eiweißreichen Nahrungsmittel die einzigen Kraftspender seien, wird von den Touristen gewöhnlich großer Wert auf Fleischgenuss gelegt, und die Wirte in den Alpen tragen dieser Neigung gern Rechnung. Stellt ein solcher Wirt auf den — übrigens unverständigen — Wunsch des Touristen den Proviant zusammen, so gibt er etwa mit: „oan halben Liter Rothen, oan halben Weißen, oan Rauchfleisch, Salami, Schinkchen", glücklicherweise auch Brot, Butter oder Speck, Salz und, wenn er Freigeist ist, auch Thee mit Zucker. Weniger wäre mehr. Es wird durch die Muskelarbeit zuvörderst nicht der Eiweißbestand des Körpers angegriffen, sondern das hauptsächlich den pflanzlichen Nahrungsmitteln entstammende (kohlehydratreiche) Körpergewebe, das Glykogen und das Wärme spendende Fett. Ohne also seinem persönlichen Geschmack zu sehr Gewalt anzuthun, sollte der Alpenwanderer zwar nicht wie ein Vegetarianer leben, aber doch größere Bedeutung den nahrhaften, mit viel Butter zubereiteten Mehl- und Eierspeisen und Gemüsen beilegen, sowie — wohl gemerkt — auch zuckerhaltiger Nahrung. Gerade der Zucker hat sich, selbst in kleinen Mengen, als ein vorzügliches Nahrungs- und Anregungsmittel für arbeitende Muskeln und Nerven erwiesen; auch wird ihm ja neuerdings in der Truppengesundheitspflege große Beachtung geschenkt. Es stellen also roher

Zucker, Cacao und namentlich Chocolade doch mehr dar als Näschereien, was übrigens die Führer sehr wohl zu schätzen wissen. Vielleicht wäre die Frada, ein alkoholfreies, sehr zuckerreiches, aus Äpfeln hergestelltes Getränk, das sowohl für sich allein, als mit gewöhnlichem oder kohlensaurem Wasser vermischt, angenehm und erfrischend schmeckt, ein für Touristen geeignetes Getränk. Durchaus überflüssig, ja schädlich ist aber der Alkohol auf Hochtouren. Sein Nährwert kommt kaum in Betracht, das von ihm erzeugte Wärmegefühl ist ein bald durchschauter Betrug, und er betäubt die Ermüdung, anstatt sie zu beseitigen. Viel erquickender, ehrlicher und kräftigender ist der stark gesüßte Thee, und ein köstliches Labsal nach großer Anstrengung ist ein Trunk Gießhübler oder irgend eines anderen Tafelwassers, das ja in der Gletscherregion ohnehin leicht kühl zu halten ist. Doch will ich einen guten Cognac nicht ganz verdammen; denn bei einem plötzlichen Schwächeanfall, zu dem es freilich überhaupt nicht kommen sollte, regt er für den Augenblick mächtig an, und überdies ist er zum Einreiben ermüdeter Glieder recht gut zu gebrauchen. Zur Verscheuchung quälenden Durstes, der Hitze und der Trockenheit, das sich beim Athmen mit offenem Munde bald einstellt, thut das Saugen an einer frischen Citrone sehr gute Dienste; ja eine Citrone kann sogar das Trinken für längere Zeit ganz entbehrlich machen. Hat man diese nicht zur Hand, so ist es jedenfalls vernünftiger, etwas Eis oder Schnee im Munde zergehen zu lassen, als Wein zu trinken. Wenn ich also das Menu für den Tag einer Hochtour zusammenstellen sollte, würde ich etwa vorschlagen: zum ersten Frühstück Cacao in Milch, oder Chocolade mit Kuchen oder Butterbrot, als Proviant: Brot, Butter oder Speck, Salz, vier harte Eier oder gekochten Schinken, ein Kistchen Sardinen, Thee mit Zucker, eine Flasche Tafelwasser, etwas rohes Obst oder Obstgelee, eine Citrone, einige gute Cakes und als eisernen Bestand Chocolade. Man esse nur, wenn man Hunger hat; der richtige Appetit soll sich erst als ein Zeichen einer physiologisch regelrecht, das heißt ohne Übermündung vollbrachten Bergbesteigung nach dem Abstiege einstellen und dann wird auch ein Glas Bier oder Wein nicht schaden. Wenn man nach der Rückkehr die Möglichkeit hat, ein warmes Bad zu nehmen, wozu jetzt selbst auf einigen „Hütten" des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines Gelegenheit ist, sollte man sich diese Belohnung seiner Thaten nicht versagen. Nicht nur, dass es die Haut von Schweiß und Staub befreit, es leitet auch das Blut aus den damit überfüllten Muskeln nach der Haut ab und regt deren Thätigkeit an; anstatt der niederdrückenden Erschöpfung macht sich dann ein wohliges Gefühl der Müdigkeit und der Ruhe geltend, und in kürzerer Zeit als sonst ist man wieder eindrucks- und genussfähig.

Die sogenannte Reiseapotheke ist, je reichhaltiger, um so — über-

flüssiger. Auch auf Reisen ist Prophylaxis das beste Mittel, die Gesundheit zu erhalten. Wer sich mit Speisen und Getränken vorsieht, ungewohnte und schwer verdauliche Dinge meidet, wird kaum Opiumtropfen und sonstige Magentröster missen; und sollte auch wirklich einmal eine kleine Verdauungsstörung eintreten, so wird sie unter Ruhe, Fasten und Warmhalten des Leibes schnell vorübergehen. Ricinusöl dagegen ist zu schätzen, weniger für den Touristen selbst, als für seine Schuhe, für die es das beste Schmiermittel ist. Wenn die „Apotheke" aus einer Rollbinde von Cambric, einigen Sicherheitsnadeln, etwas Watte und Verbandgaze und einer Tube mit einer geschmeidigen Salbe, etwa Borolanolin (Byrolin), besteht, ist sie vollständig genug. Die Lanolinsalbe ist sehr verwendbar, besonders bei Vermeidung von Hautreizungen, wie sie durch Wundlaufen an den Füßen oder im Gesicht durch die starke Einwirkung der Sonne selbst und des vom Gletscher zurückgestrahlten Sonnenlichts (Gletscherbrand) auftreten können. Sie thut aber auch gut, wenn sich die Entzündung der Haut schon ausgebildet hat. Mosso in Turin empfiehlt zum Schutz gegen den Gletscherbrand das Bestreichen des Gesichtes mit einem angekohlten Kork, ein Mittel, dessen Wirksamkeit einleuchtet, wenn man bedenkt, dass der Russ wenig Strahlen durchlässt.

Die Kleidung des Bergsteigers kann zweckmäßig sein, auch ohne dass er in ihr den Berggigerl hervorkehrt. Sie soll ihn gegen die Unbilden der Witterung schützen, den Schweiß, sowie die gasförmigen Ausscheidungen der Haut stetig ableiten und verdunsten lassen und ihm ausgiebige Beweglichkeit gestatten. Diesen Forderungen werden lockere, wollene Stoffe mit rauher Oberfläche am ehesten gerecht; daher die Lodenkleidung bei Gebirgsbewohnern ebenso, wie bei Touristen beliebt ist. Unmittelbar über der Haut sollte ein Hemd aus Wollflanell getragen werden, weil dieser den Schweiß langsamer, als glattgewebte Stoffe, wie Seide, Leinen oder Baumwolle, in sich aufnimmt oder verdunsten lässt, so dass eine schnelle — gesundheitsschädliche und unangenehm empfundene — Abkühlung der Haut vermieden wird, wie sie bei der reichlichen Durchfeuchtung etwa leinener Gewebe mit Schweiß vor sich geht. Lockere, wollene Stoffe sind an sich, schon wegen der in ihnen eingeschlossenen Luft, schlechte Wärmeleiter, aber selbst wenn die Luftporen theilweise mit Wasser gefüllt sind, entziehen sie dem Körper weniger Wärme, als Leinen oder Baumwolle. Zudem legt sich rauhes Wollgewebe wegen der aus seiner Fläche herausstehenden Fäserchen nie der Haut, auch dermaßen nicht, eng an, sondern es bleibt stets eine wärmende und ventilierende Luftschicht zwischen Haut und Unterkleidung. Überhaupt sorgen lockere, wollene Kleidungsstücke besser für die Lüftung der Kleidung, wie der Haut, eben wegen ihres Reichthums an größeren Poren. Endlich haben wollene Stoffe mit rauher Oberfläche das Gute, dass sie ihren bei großer Hitze

unangenehmen Vorzug schlechter Wärmeleitung wett machen, indem sie durch Wärmestrahlung viel Wärme an die Umgebung abgeben. Wie sehr auch diese Erfahrungen für wollene Kleidungen sprechen mögen, so wäre es doch pedantisch, auf irgend ein „Wollsystem" zu schwören. Es genügt für den Touristen, wenn seine Kleidungsstoffe vornehmlich aus Wolle bestehen; ein paar Baumwollfasern im Gewebe heben diese Vorzüge noch nicht auf. Für viele Personen mit zarter Haut, zum Beispiel Frauen, ist die reizende Wollfaser lästig. Ihnen ist bei anstrengenden Märschen seidene Unterkleidung zu empfehlen, die der leinenen gegenüber immerhin den Vorzug besseren Lüftungsvermögens und langsamerer Schweißverdunstung hat. Aber selbst der abgehärtete Bergsteiger mag den Luxus einiger seidener Hemden nicht scheuen; bei leichteren Touren an heißen Tagen und auch zum Zweck gelegentlichen Wechselns macht er sich hinreichend bezahlt. Ziemlich weite Beinkleider, die unterhalb des Knies abschließen, sind für Mann und Weib angenehm, weil sie dem Knie beim Steigen ungehinderte Beweglichkeit gestatten; doch kann der Mann auch lange Beinkleider tragen, vorausgesetzt, dass sie das Knie nicht beengen. „Gemslederne", die das Knie freilassen, sind gigerlhaft und auf Hochtouren ungesund. Über den Bergschuh, das für den Steiger wichtigste Kleidungsstück, ist viel geschrieben worden, und adhuc sub judice lis est. Durchgängig werden Schnürschuhe aus gutem, festem Leder verwandt, womöglich mit Kalbleder gefüttert. Sie lüften den Fuß gut und lassen sich nach Belieben fester oder lockerer anlegen. Der Schuh muss vorn breit anstoßen, und an der Ferse fest sitzen. Das Beschlagen der Sohle besorgt am besten ein Schuster im Gebirge.

Sollte es manchem scheinen, als ob so peinliche Sorge um die Wohlfahrt des Leibes der Begeisterung für die Herrlichkeiten der Natur Eintrag thun könnte, so bedenke er nur, dass Geist und Gemüth gerade dann am genussfähigsten sind, wenn ihre Aufmerksamkeit von keinen körperlichen Störungen in Anspruch genommen wird. Der leichteste Aufstieg kann qualvoll werden, wenn man bei jedem Schritt merkt, wo der Schuh drückt, und auch auf dem herrlichsten Gipfel mit der umfassendsten Rundsicht verlangt der angestrengte Körper Ersatz und Lohn. Nur der wird erholt und gestärkt heimkehren, der auf der Reise gesundheitsmäßig gelebt hat. Freilich, die durch harte Arbeit erworbene Muskelkraft hält nicht lange vor, wenn man sie nicht weiter übt, aber was wir in den Bergen suchen, ist hauptsächlich Erfrischung der Sinne, Stählung des Willens. Und dieser Erfolg hält wohl vor, bis der nächste Sommer wieder die Sehnsucht erweckt nach den Bergen, nach der Freiheit.

Köln. Ztg.

Das Eisenkästel.

Das alte Eisenkästel — ja, es war mein altes Kästel. Es war zwei Spannen lang, eine Spanne breit und eine Spanne hoch. Es stand an der Wand zwischen Uhrkasten und Thür. Vom Sopha aus konnte ich es gut sehen. Es war so bleigrau und bleischwer, mit der Fußspitze rührte ich es nicht vom Fleck. Manchmal ließ ich mich auf ein Knie nieder und betrachtete das Eisenkästel. Der Deckel gieng nach oben auf, er lief in zwei festen Eisenbändern, deren Beschläge Eichenblätter darstellten, die sich scheinbar weich wie Butter über den Deckel legten; sie waren mit vielen Nagelköpfen befestigt. Das Blatt vor dem Schlüsselloch war wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, auch mit Nagelköpfen reichlich befestigt, dass er nicht davonfliegen konnte. An den Rändern liefen Leisten umher, die glattgefeilt waren, sonst sah man überall die Narben des Schmiedehammers. An den beiden Schmalwänden waren Petrus und Paulus eingemarbelt mit langen, faltigen Mänteln, unterhalb lateinische Inschriften — Segenssprüche vom Großvater her. Der Großvater hatte das Kästel einst geschmiedet, ich hatte es damals oft stehen sehen in seiner schönen Stube. Zu meines Vaters Zeiten war es hinten in der Kammer gestanden unter altem Geräthe. Er hatte in seinem Arbeitszimmer einen großen feuersicheren Schrank gehabt. Mir war das Kästel lieber und als ich d'ran kam, ist es aus der Hinterkammer geholt worden und an die Wand gestellt zwischen Uhrkasten und Bett, wohin man vom Sopha aus sehen konnte. Meine Häuserin liebte es nicht, es stand ihr im Wege beim Bodenfegen und sie wurde ausgezankt, wenn ein Wassertropfen darauf fiel. Jedes Rostflecklein mußte sie mit einem scharfen Pulver wegscheuern. Im Eisenkästel hatte ich mein Vermögen, drei Pakete Wertpapiere im Betrag von vierhundertfünfzigtausend Gulden ungefähr. Aber zwischen den Adlerflügeln waren doch ein paar Rostflecken, die die Häuserin nicht wegzubringen wusste. Sie versuchte es mit Benzin, da wurden die Flecken noch abscheulicher, sie rieb mit Sand, da entstanden im Eisen Kratzer, die ich nicht litt und doch leiden musste, weil sie nicht mehr auszutilgen waren. Da rief die Häuserin einmal zornig aus, man solle dieses dumme Möbel, das nur Verdruss mache, doch wieder in die Rumpelkammer werfen. „Frau!“ sage ich, „mir macht dieses Möbel keinen Verdruss und es soll stehen bleiben an

der Wand zwischen Uhrkasten und Thür, wo man es vom Sopha ausehen kann."

So stand es denn dort, ich betrachtete es, beschaute die glatten Stahlreifen, mit denen die Ecken eingefaſst waren, die Blätter der Deckelbänder, das Schloſsblatt mit den Adlerflügeln, die Apostel Petrus und Paulus und ich zählte die Narben der Hammerschläge, mit denen mein Großvater das Kästel geschmiedet hatte. Dann gab es einmal eine kleine Reise, die mich außer Ordnung brachte und während die Wohnung gereinigt wurde. Heimgekehrt, war in meinen täglichen Verrichtungen manches nachzuholen. Die Käfersammlung war zu lüften, einige der schönsten Exemplare begannen zu schimmeln. In den Gartenkübeln waren mir ein paar Cacteen lausig geworden. Auch im Tagebuch gab es nachzuholen. Als ich wieder einmal auf dem Sopha lag und in die Gegend hinblickte zwischen Uhrkasten und Thür, war mir anfangs, als sei dort etwas anderes als sonst, man sah so hübsch die gerade Linie, die Wand und Fußboden schied — ja, da fiel es mir auf: das Eisenkästel ist nicht da. Sie wird es in den Kleiderkasten gestellt haben, dachte ich, oder in die Rumpelkammer getragen. Doch, als ich die Häuserin danach fragte, wuſste sie nichts davon. Sie hätte das Fehlen des Kästels lange schon bemerkt, aber sich gedacht, ich würde es irgendwo aufbewahrt haben.

„Je nun!" sagte ich und schüttelte die Achseln.

„Es ist am besten, wenn man sich nichts draus macht", meinte die Häuserin, da dämmerte mir auf, das Eisenkästel könne gestohlen worden sein.

Ich lag noch ein paar Tage auf dem Sopha und überlegte, was jetzt zu thun sei. Denn der Verlust des alten Eisenkästels that mir leid. Der Großvater hat so viel Fleiß darauf verwendet. Andere werden das nicht estimieren. Ich hielt es für gut, den Verlust der Polizei anzuzeigen. „Bringen Sie die Wohnung in Ordnung", trug ich der Häuserin auf, „wenn etwa Besuch kommen sollte. Vielleicht Beamte des Eisenkästels wegen." Ich hatte im Garten zu thun bei den Cacteen und den Schildkröten, deren ich mehrere Gattungen besitze. Ich denke, ob man nicht eine Bast-Art züchten könnte, die schneller läuft, zwei Meter die Minute — ist das viel verlangt? Man muſs auch als Naturfreund für den Fortschritt was thun. Als ich auf die Stube zurückkomme, tickt die Schwarzwälderin nicht. Es wurde vergessen, sie aufzuziehen. Wie ich es nachhole, stößt meine Stiefelspitze aufs Eisenkästel. Ist das Eisenkästel wieder da. Bleigrau und bleischwer steht es an der Wand wie immer. Na, das ist recht, will mir's wieder einmal ordentlich besehen. Solche Schmiedewaren macht man heute nicht mehr. Diese eisernen Gedanken und Gedichte! Man kann's nicht besser sagen. Auch inwendig. Der Schlüssel. Schade, daſs ich im Augenblick den Schlüssel nicht finde. — Ei doch,

es ist ja offen, der Deckel geht ja ohnehin auf. Die eingravierten Buchstaben an den Innenwänden, wenn man dieses Gothische nur leichter lesen könnte. Und am Boden die Liebe Frau mit den schlängelnden Flammenstrahlen ringsum. Aus einem besonderen Eisenblatte kunstvoll geschnitzt und mit so vielen Nagelköpfen auf dem Grunde des Kästels befestigt, als es Strahlen hat. Und die Spitzen des Halbmondes, auf welchem die Königin steht, haben auch ihren Nagelkopfschmuck, als seien sie besetzt mit Perlen. Das hatte ich noch nie so genau besehen. Es war noch nie so bequem anzuschauen gewesen. Es war — ja, wo sind denn die Pakete? Es waren doch drei Pakete im Kästel gewesen. — Sie werden wohl anderswo sein, es ist gut, dass man das Liebfrauenbild so schön sehen kann auf dem Grund. O, das schöne Eisenkästel! Handarbeit, reine, echte Künstlerarbeit, wie man's heute nicht mehr macht.

Dann habe ich es der Polizei sagen lassen, ich ließe danken, sie möge sich nicht bemühen, das Eisenkästel hätte sich wiedergefunden. R.

Dem alten Weinbauer sein Geheimnis.

In hessischer Mundart von Elard Briegleb.[1])

De alt Filuzjus war en Bauersmann,
Der soll m'r wuhl mei' Lebdaak net vegesse,
So schlau, wie m'r norr aan sich denke kann,
Un uff de Vorrdel wunnerbar vesesse.

Er hot dobei bis an sei' selig Enn'
Sich Daak forr Daak abscheilich abgerackert
Un selbscht mit seine alde, schwache Hänn'
Noch hart geschafft un selwer noch gezackert.

Sein Wei' den hot er als so fei' gedaaft,
— M'r hot die Kunscht draa' fascht net kenne finne —
Un jeeresmol, so oft er hot velaaft,
Deht er de heechschde Preis deforr gewinne.

Nohd war er krank; do kann's jo leicht gescheh',
Aß m'r nemmeh' erlebt de nächschde Morje,
Un bei'm Filuzjus hot m'r aa geseh',
Daß ehm dess Schderwe macht doch werklich Sorje.

Dann ehn hot ebbes haamlich schwer gedrickt,
Dess wollt er vorr sei'm Dood noch offebare;
Drum hot er glei zu seine Söh' geschickt,
Die sollten sei' Gehamnis jetz erfahre.

---

[1]) Aus dessen humorvoller Sammlung: „Links am Rhei' — Iß gut sei'." Neue mundartliche Gedichte aus der hessischen Pfalz. Gießen. Emil Roth.

Un wie die nohdert rasch sich engefunn,
Do seggt mit letschder, schwacher Kraft de Alde:
„Ich wollt en dere schwere Abschiedsschdunn
Eich e Gehamnis doch net vorenthalde.

Ach, lewen wuhl, mei' Söh', gu' Nacht! gu' Nacht!
Un halten m'r sesamme all mei' Sache,
Un uff mei' Letschdes gewwen jetz hibsch Acht: —
M'r kann aach Wei' aus pure Trauwe mache."

Zur Naturdichtung des Volkes.

Von **Theodor Vernaleken.**

Kein Volk ist ohne Poesie. Es deutet sich in seiner Weise die Gegenstände und Erscheinungen in der belebten und unbelebten Natur, in ähnlicher Weise, wie es seine Religion ebenfalls in der alten Zeit geschaffen hat. Wir erinnern an unsere ersten Mittheilungen im „Heimgarten" (October 1899, S. 32).

Wir wählen hier noch einige bisher ungedruckte Beispiele aus der Thierwelt und dem Pflanzenreiche. Sie sind alle dem Volksmunde entnommen.

1. Die erste Fledermaus.

In Zwettl (Niederösterreich) hat man sich einmal folgendes erzählt:

Auf einem Hügel stand ein kleines Häuschen, darinnen wohnte ein altes Weib und ein Mäuslein. Dieses Mäuslein war, wie alle Mäuslein sind, sehr genäschig, und wo es nur etwas finden konnte, musste es davon kosten.

Es war aber ein Jahr, in welchem nichts wuchs, und das alte Weib hatte nur noch einige Kohlstauden und Krautköpfe nebst einem Stücklein Speck, das in dem Schornstein hieng.

Eines Tages gieng die Frau in den Garten, um nach dem Gemüse zu sehen; jedoch zu ihrem Schrecken hatten die Raupen alles abgefressen, bis auf die Stengel. Jetzt hatte sie nichts mehr als das Stückchen Speck. Des andern Tages stieg sie in den Schornstein, um sich einen Bissen davon abzuschneiden, da bemerkte sie im Specke ein kleines Loch, und aus dem Loche hieng ein Schweifchen heraus. Verwundert zog sie es an und gewahrte die Maus. Da murrte sie und sagte: Wie viele Wohlthaten habe ich dir schon erwiesen und nun bist du so undankbar; wart, ich werde dir das Schweiflein ausreißen. Da bat das Mäuslein und bat und versprach, alle Raupen zu fressen, die

den Garten so sehr verwüstet hatten. Endlich gab die Alte nach und ließ das Thierchen frei. In aller Eile lief es in den Garten und wollte ihr Versprechen erfüllen, aber wie erschrak das Mäuslein, als es eine Unzahl von Raupen sah. Doch machte sich die Maus endlich ans Werk, allein nach einer Stunde sah sie ein, dass sie zu viel versprochen habe. Sie lief daher zu dem Weibe und sagte, sie könne unmöglich eine so große Anzahl Raupen vertilgen. Erzürnt darüber, dass das Mäuslein sein Versprechen nicht gehalten, ergriff die Frau das Thierchen, nagelte es mit den Vorderfüßen an die Thür und riss ihm das Schwänzlein aus.

Da ertönte die Abendglocke und die Frau kniete nieder, um ihr Abendgebet zu verrichten. Sie bat die Himmelskönigin, zu kommen und ihr in dieser Noth zu helfen. Die Himmelskönigin erhörte sie und kam den Hügel herauf. Als sie aber das arme Mäuslein so hängen sah, erbarmte sie sich des Thierchens und sprach: Du sollst von nun an in der Luft flattern, und zwar immer abends und morgens, wenn die Glocke zum Gebet läutet. Dem Weibe aber machte sie Vorwürfe wegen ihrer Grausamkeit; wenn sie solches noch einmal thue, so werde auch sie kein Erbarmen finden.

So erklärt sich das dichtende Naturvolk die Beschaffenheit dieser Flatterthiere, die bei Nacht in der Luft schwärmen und bei Tage schlafen, weil sie das Licht scheuen. Wenn auch lichtscheu, so sind sie doch nützliche Geschöpfe, die sich nähren von Insekten, Käfern, Fliegen und Mücken.

2. Der erste Maulwurf.

Auch in Zwettl erzählte man sich:

Vor vielen vielen Jahren lebte ein alter frommer Mann, der schon viel gesehen und in der Welt weit herumgekommen war. Er hatte sich vorgenommen, den Rest seiner Tage mit Beten und guten Werken auszufüllen; daher zog er sich in eine Gegend, wo nur arme Leute waren und errichtete sich im Walde eine Hütte von Baumstämmen und wurde so ein Einsiedler. Ein kleines Gärtchen, welches er sich umgegraben und eingezäunt hatte, gab ihm Gemüse so viel er brauchte, dabei pflanzte er noch eine Menge nützlicher Kräuter, welches er zur Bereitung von Heiltränken brauchte. Durch seine Lehren, Wohlthaten und Gesundheitstränke wurde er bald weit und breit bekannt, und schon mancher Sünder war durch ihn gebessert worden, daher verbreitete sich das Gerücht, niemand könne seinen gottgefälligen Reden und Lehren widerstehen.

Aber in der Umgebung hauste auch ein Zwerg, der gerade das Gegentheil des frommen Einsiedlers war. Er neckte und quälte die armen

Waldbewohner, wo er nur konnte, und bei jeder Gelegenheit that er ihnen einen Schabernack an. Einmal hatte der Zwerg einem Köhler das Feuer abgedämpft und den wohl gedeckten Stoß aus einander geworfen und so die mühevolle Arbeit zerstört.

Der Köhler kam gerade, als der Zwerg fortgehen wollte, und erkannte in ihm gleich den Urheber dieser Verwüstung. Der Zwerg lachte und gieng seines Weges, der Köhler jedoch rief ihm nach: „Sähe dich nur der Einsiedler, der würde bald ein frommes Männlein aus dir machen, du Bösewicht.“

Durch diese Rede wurde der Zwerg auf den Einsiedler aufmerksam gemacht, und er nahm sich vor, ihn zu sehen. Deshalb machte er sich gleich auf den Weg zur Siedelei und sah den ehrwürdigen Greis vor seiner Hütte auf einer Rasenbank sitzen und seine Kräuter trocknen. Schon das Äußere des Greises flößte ihm Ehrfurcht ein, und er wagte es nicht ihm zu schaden. Doch wenn der Einsiedler im Walde war, da schlich er zum Gärtchen oder Hüttchen und that womöglich etwas Böses. So fügte er dem frommen Mann viel Schaden zu und dieser sagte nie etwas, oder murrte nur, aber als er ihm einmal seine Lieblingstaube umgebracht hatte, da rief er aus: „Wenn ich dich einmal sehe, dann soll es dir schlimm ergehen.“

Eines Morgens stand der Einsiedler auf und sah zum Fenster hinaus in den Garten. Wen sah er da? Doch nicht den Zwerg? Ja ja, leider hatte der abscheuliche Bösewicht die Nacht über den ganzen Garten zerstört, und alles Gemüse, alles Kräuterwerch, alle Blumen und Bäumchen ausgerissen, zerstreut und zertreten.

In einem Winkel grub und wühlte der Zwerg, wodurch er die letzten Reste der Wurzeln zerstören wollte. Da wurde der Greis zornig und er verfluchte den Zwerg mit folgenden Worten:

„Von nun an sollst du verflucht sein, zu wühlen, aber nicht auf der Erde, sondern unter derselben. Du sollst den Menschen nützlich sein ohne es zu wollen, dadurch, daſs du alle schädlichen Würmer aufzehren mußt; du sollst das Tageslicht nicht mehr sehen; statt deiner jetzigen Gelenkigkeit sollst du unbeholfen und dumm bleiben, trotzdem daſs du den Menschen nützlich bist, sollst du, wenn du auf die Erde kommst, von ihnen verfolgt und verabscheut werden.“

Nach diesen Worten schrumpfte der Zwerg zusammen, bald war nichts mehr zu sehen als ein kleiner Erdhügel, unter welchem sich etwas bewegte.

So entstand der erste Maulwurf, der eigentlich Moldwerf heißen sollte, denn das Thier wirft nicht mit dem Maul die Erde auf, sondern mit seinen Schaufelpfoten. In der altdeutschen Sprache hieß diese Schermaus Moldwerf oder Multwerf. Molde bedeutet Staub. Die Moldwerfe leben nur von thierischen Stoffen, nicht von Pflanzen. Schädlich sind nur seine Verwüstungen.

3. Die Schnecke.

Im Salzburgischen erzählt sich das Volk:

Vor alten Zeiten, als es noch Feen und Zauberer gegeben hat, lebte in einem Dörfchen ein Knabe namens Damian. Seine Eltern waren wohlhabende Leute und konnten ihm daher alles kaufen, was die andern Kindern des Dorfes entbehren mussten. Darauf that sich der kleine Narr so viel zugute, dass er sich für besser und vornehmer hielt, als die andern und stets von ihnen Gehorsam verlangte.

Mit den Jahren wuchs seine Habsucht immer mehr und bald wurde er von allen Leuten verachtet und gemieden. Als seine Eltern starben, erbte er als einziger Sohn das ganze Vermögen der Eltern. Durch schlauen Handel vergrößerte er dieses noch mehr, aber rechte Freude fand er nicht, denn er fürchtete, sie möchten ihn bestehlen. So führte er ein einsames, durch Geiz und Neid verkümmertes Leben.

Unterdessen war Damians Schwester in fernem Lande in Noth und Elend gestorben und hatte ihm ihr einziges Kind als Erbtheil hinterlassen.

Damian sah sich genöthigt, die arme Waise in sein Haus aufzunehmen; der Kleine aber hatte dort die bittersten Stunden. Jeden Augenblick von dem mürrischen Verwandten für eine unnütze Last gescholten, die nur Brot essen, aber keines verdienen könne, schleppte das arme Kind unter Hunger und Thränen seine Tage hin.

Einst saß der kleine Georg, so hieß der Knabe, wieder vor dem Thor des Vorhofes und verzehrte weinend sein grobes trockenes Brot, das ihm der karge Oheim unter Brummen und Schelten zugetheilt hatte. Da nahte sich ihm ein kranker, schwacher Greis und schaute heißhungrig nach dem Brote des Kleinen. Dieser, von Mitgefühl ergriffen, vergaß seinen eigenen Hunger und reichte mitleidig dem Alten die Brotrinde. Da stürzte Damian, der vom Hause aus alles mitangesehen hatte, wüthend auf den Knaben los, schmähte und misshandelte ihn und hetzte in seinem Zorn die Hunde auf den Alten. Diese rissen den Unglücklichen zu Boden.

Da erhob sich aber der verwundete Alte und rief mit fester Stimme: „Deine Habsucht wird deine Strafe werden! Nie sollst du imstande sein, dich von deinen Schätzen zu trennen; ewig sei verdammt, sie mit dir zu führen, sie und dein ganzes Haus, auf dem nur Fluch und Thränen lasten!"

Als dieses Damian hörte, stieß er ein schallendes Gelächter aus, pfiff seinen Hunden und verschwand in seinem Steinhause, das er hinter sich zuschloss.

Die herbeigeeilte Menge aber umringte mitleidig und hilfreich den sterbenden Greis und das misshandelte Kind, heftige Drohungen gegen den grausamen Damian ausstoßend, bis die lauten Stimmen plötzlich vor einem höheren Gerichte verstummten, das sich ernst und furchtbar ihnen offenbarte.

Der Himmel nämlich hatte sich ringsum verfinstert, heftige Donnerschläge erschütterten die Luft und rothe Blitze schlängelten sich wie Feuerzungen um das steinerne Haus. Dies selbst aber schrumpfte unter dem Geheul des Sturmes, dem Rollen des Donners, den zuckenden Blitzen immer kleiner und kleiner zusammen.

Starr vor Erstaunen und Grausen standen die Leute; da stürzte Damian plötzlich heraus mit schreckensbleichen Zügen. Fort wollte er, aber seine Füße wurzelten in dem Boden. Krampfhaft öffneten sich seine Lippen zum Ruf nach Hilfe für sich, aber die Stimme versagte ihm. Und immer kleiner und kleiner und kleiner wurde seine Gestalt, und da wo sein Haus gestanden, sah man bald ein kleines, unansehnliches Thier — eine Schnecke mit ihrem steinernen Gebäude auf dem Rücken langsam und scheu dahinkriechen.[1])

Im Mittelalter kommen dergleichen Deutungen häufig als Fabel-Schwänke vor, wie folgender Schwank beweiset.

4. Warum die Hunde einander vor den Hintern schmecken.

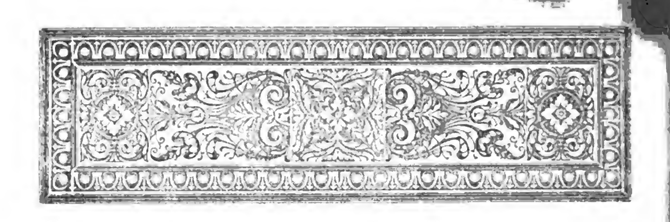
Ein Hund riecht am andern, ob er den Pfeffer nicht habe. Das erklärte man sich im Mittelalter so. Bei der Hochzeit eines Löwen habe der Pfeffer gefehlt und es sei ein Hund ausgesandt, ihn zu holen. Da dieser nicht bald wieder kam, hieß der König alle Hunde ihn aufsuchen und sie haben ihn bis heute noch nicht gefunden. Montanus im „Wegkürzer" erklärt es 1557 anders, indem er schreibt: Vor Zeiten haben die Katzen mit den Hunden einen großen Streit gehabt wegen des Fressens und dabei haben die Katzen mit ihren Pfoten sich zur Wehre gesetzt. Deshalb begaben sich die Hunde zu ihrem Könige, der in der Ferne sich aufhielt. Dieser sollte den Hunden ein Vorrecht (Privilegium) ausstellen. Und das geschah in einem Schreiben. Unterwegs kamen die Hunde zu einem großen Wasser, aber sie fanden weder eine Brücke, noch ein Schiff und sie wußten nicht, wohin sie den Brief thun sollten. Man einigte sich dahin, dass einer von ihnen den Brief unter den Schwanz nehmen sollte, damit er trocken bleibe. Und das geschah. Einer nahm das Schreiben unter den Schwanz und sie schwammen hinüber. Am Ufer zeigte es sich, dass der Brief fortgeschwommen sein müsse und keiner hatte das bemerkt. Vergebens schmeckte einer dem andern unter den Hintern, aber sie fanden nichts. Deshalb schmeckt heutigs Tages noch einer den andern an, in der Meinung, den Brief noch zu finden, aber — so schließt der Erzähler — ich fürchte, es sei vergebens.

[1]) In solchen Dichtungen gestaltet sich die Volksphantasie als eine moralische Macht. Die kalkige Schale auf dem Rücken dieser Thiere hat wohl Veranlassung gegeben zu solcher Dichtung. Das zerstörte Haus müssen die Schnecken mit sich herumtragen, und das muss, wie das Volk denkt, doch wohl einen Grund haben.

Die Stützen der Gesellschaft.

Großer Ibsen! Ja dich spielt man
In den Residenztheatern,
Nennt Apostel dich der Wahrheit,
Und dieselben, die du geißelst,
Klatschen dir frenetisch Beifall,
Ohne dich je zu begreifen.
Ja, so stumpf sind sie geworden!
Keiner fühlt der Schwäre Brennen,
Die du voll mit ätzend Gift träufst,
Um — ein grausam kühner Wundarzt —
Sie nach deiner Art zu heilen.
Keiner klopft die eig'ne Brust sich,
Sieht mit der verlog'nen Maske
Sich in deines Spiegels Klarheit.
Stets aufs feinste — bel étage —
Hinter hellen Spiegelscheiben,
Ja, da wohnen sie behaglich,
Deine Stützen der Gesellschaft.
Eine Lügenwelt des Scheines
Bauen sie um ihre Thaten,
Und ein jeder kennt des andern
Heimliche Achillesferse,
Ohne je sie preiszugeben —
Heischt er doch die gleiche Rücksicht. —
Ibsen, nord'scher Wahrheitsrecke,
Ja, du predigst tauben Ohren!
Was bei uns sie Wahrheit nennen,
Ach, das ist nicht jene Göttin
Mit den edlen, strengen Zügen,
Mit der klaren Marmorstirne,
Mit dem keuschen Flammenauge
Und dem Schwerte in der Rechten,
Wie sie zürnend dir erschienen,
Shakespeare'n, Goethe'n — all den Großen.
Nein — bei uns ist sie ein altes,
Zahnlos geifernd giftig Waschweib,
Das aus schmutz'ger Flickenschürze
Uns mit Unflat frech besudelt.
Wahrheit heißt's bei uns emphatisch,
Wenn wir kleiner Menschen Irren,
Kleines Denken, kleines Fühlen,
Wie es täglich uns vor Augen,
Mit des Photographen Treue,
Auch auf jenen Brettern schauen,
Die uns eine Welt sein sollten,
Aber eine Welt der Schönheit,
Großer, herrlicher Gedanken,
Mächt'ger Leidenschaften Spiegel.
Wahrheit heißt's und Realismus,
Wenn ein Dichtergassenjunge
Die galanten Aventüren
Einer Bühnendiva bloßstellt,
All die kleinen Schmutzigkeiten
Hinter den Coulissen sammelt,
Sie pikant uns aufzutischen.
Die da droben in den Logen,
Die moralisch sich entrüsten,
Sind sie wirklich so viel besser?
Nein — sie sind's nicht, doch sie scheinen's.
Das Theater ist ein Glashaus,
Wo ein jeder keck hineinguckt —
Das Boudoir der Dame aber
Oft hermetisch fest verschlossen.
Was dort vorgeht, wird bezischelt,
Leise, nur im Flüstertone —
Laut beklatscht wird auf den Straßen
Stets das Neu'ste von der Bühne.
Wollt ihr Tugend beim Theater?
Sucht sie auf in eurer Mitte,
Wo sie doch zu Haus sein sollte,
Aber keine Heimstatt findet.
Dort im Flitterrausch der Bühne
Streckt der Zauber der Verführung
Stündlich aus Polypenarme,
Fest sein Opfer zu umgarnen —
Mühsam müsst ihr sie erst suchen,
Um ihr gern zu unterliegen.
Traun, ihr lasst's euch nicht verdrießen,
Bleibt in Ehren unbestritten
Doch die Stützen der Gesellschaft.

Jenny von Reuß.



Kleine Laube.

Die Franzosen in Eisenerz.

Manchmal ein Rückblick auf die Zeiten der Noth ist nicht bloß von geschichtlichem Interesse, er mahnt uns auch, in unseren weniger schlimmen Tagen zufrieden zu sein und kommendem Jammer vorzubeugen. Als vor dreißig Jahren der deutsche Racheengel Frankreich niedergeworfen hatte, gedachten wohl auch die Steirer der schrecklichen Vergangenheit zu Beginn dieses Jahrhunderts, wo sie von den übermüthigen Franzosen zertreten worden waren. Einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der Franzoseneinfälle in Steiermark hat vor kurzem Adolf Reisner, Volksschullehrer zu Eisenerz, geliefert durch seine Schrift „Die Franzosen in Eisenerz“ (Verlag der Gemeinde Eisenerz, 1900). Mit Bildern aus jener Zeit versehen. Diese Schrift behandelt die Einfälle von 1797, 1798, 1800, 1801, 1802, 1804 und 1805. Die Franzosen kamen von Leoben, durch das Ennsthal und aus den Donaulanden gezogen, hielten sich mehrmals wochenlang in Eisenerz auf, machten schwere Contributionen, verübten auch Gewaltsamkeiten, obschon hierin ein gewisses Maß herrschte. Über den Einfall zu Weihnachten 1800 schreibt der Eisenerzer Dechant Pillipp Folgendes:

Am 28. December um fünf Uhr abends zogen die Franzosen unter dem Befehle des Divisions-Generals Montrichard mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele in Eisenerz ein; bis elf Uhr nachts dauerte dieser Einmarsch.

Kaum eine Viertelstunde vorher erhielten wir bestimmten Bericht von dem wirklichen Anzuge unserer Gäste. Wir rafften uns denn in aller Eile zusammen, bildeten eine Deputation aus dem Magistrat und einigen Beamten, die sich ohne Verzug zum Empfange des Feindes aufmachte, und sich unter abgenöthigten Ausdrücken der Unterwerfung im Namen des Ortes seiner Gnade und Schonung empfahl. Nach wenigen Augenblicken ertönten unsere stillen Felsengebirge von dem Wirbelgepolter feindlicher Trommeln und Trompeter: immer neu andringende Schwärme auf Schwärme stopften die Zugänge, und füllten die Gassen des Marktes: Tausend und wieder tausend Blitze blanker Säbeln und Bajonette fuhren durch unsere beklemmten Herzen: Weiber und Kinder flohen auf die Berge. — Der Bürger zitterte unter dem Thore seines Hauses, welches er einem unübersehbaren Jammer geöffnet sah. Der Magistrat versammelte sich auf dem Rathhause, die Befehle seines neuen Gebieters zu hören und die schleunige Quartierung der Truppen zu besorgen, dieweil sie denen Wohnstätten des Ortes dreimal überlegen waren. Es ward elf Uhr

in der Nacht, bis dies alles geschah, und nun erst öffneten sich denen unglücklichen Eisenerzern schreckliche Scenen, deren Andenken ein halbes Jahrhundert aus ihren Herzen nicht vertilgen wird. Niemand war zur Bewirtung einer so zahlreichen Mannschaft vorbereitet: Niemand hatte eine so ungewöhnliche Delicatesse von Seite rauher Krieger vermuthet; um so härter war das Betragen des Feindes, um so schrecklicher die Verlegenheit der Hauswirte, Wein, Bier und Brantwein durfte nicht in gewöhnlichen Trinkgeschirren, sondern musste in Schäffern zugetragen werden, so dass die Scharen der Jammernden, Tragenden und Laufenden mehr einen Brand, als die Bedienung militärischer Fremden verrathen hatten. — Unseren würdigen Magistratsrath Xav. Trost nahm der Platzcommandant unter Wache, um ihm durch diesen sanften Beweggrund gleichviel Gold gegen ein wichtiges Paket Banknoten abzunöthigen. — Unter Anlegung blanker Säbeln, Bajonette und Pistolen wurde vom Hauptquartier abwärts, welches Herr Radgewerke Xav. v. Hochkofler zu tragen das Unglück hatte, in allen Häusern und Hütten geplündert. — Man erpresste Unterschriften der Municipalität, um selbe zu Requisitionen allerlei Waren in den Kaufmannsläden zu benützen. — Nach Mitternacht berief ein General-Adjutant den Magistrat ins Hauptquartier, belegte ihn mit einer Contribution von 500 fl. als Douceur für den Divisions-General wegen Schonung des Ortes. Centner von Zucker mussten herbeigeschafft werden, den der muthwillige Soldat unter dem Weine verkochte, um seiner niedergesoffenen Trinklust neue Reize zu verschaffen. — Keller wurden erbrochen und ihre Vorräthe in freie Disposition genommen. — Schafe, Lämmer, Kälber, Ziegen und Schweine riss man aus den Ställen und schlachtete sie vor den nassen Augen ihrer armen Eigenthümer.

Für die Unschuld gab es keine Rettung, als die Flucht; und da das unglückliche Eisenerz die Schrecken dieser Nacht keines Zusatzes mehr fähig glaubte, fuhr unvermuthet aus den dicken Wolken unserer Drangsale ein neuer Blitz, indem durch die Gassen des Marktes der, das Maß alles übrigen Jammers erfüllende Aufruf Feuer! erscholl, welches in den Stumersch' und Zapf'schen Häusern ausbrach, aber mit Gottes Hilfe in der Geburt wieder erstickt worden ist. —

Die herben Stunden einer hier noch nie erlebten Nacht flossen unter tausend Ängsten und Gefahren des Todes durchwacht, vorüber. Es ward fünf Uhr morgens; Trommeln und Trompeten riefen unsere Gäste nicht aus der Ruhe, sondern von Schwelgtischen zum Marsche. Der Aufbruch erfolgte und wir sahen sein tröstliches Beginnen als das Ende unserer Leiden an. — Allein wir irrten! denn noch hatte sich die letzte Fahnenspitze ausströmender Tausende aus unseren Augen nicht ganz verloren, so waren uns neue Legionen feindlicher Truppen unter dem Begleite eines zahlreichen Geschützes wieder auf dem Rücken, die ihre Züge bis 3. Jänner 1801 ununterbrochen fortgesetzt und die Trauerscenen ihrer Vorgänger getreulich mit uns nachgespielt haben."

Den Charakter der Franzosen schildert Pillipp wie folgt:

„Beim ersten Einfall verbreitet der Franzose Furcht und Schrecken, aber ein Geist, der seine Gegenwart behauptet, wird bald gewahr, dass der Donner nicht so schlage, wie er gerollt hat.

In Contributionen, Requisitionen, Plünderungen und öffentlichen Erpressungen treibt der Franzose die fürchterlichen Rechte des Krieges auf den höchsten Grad, aber geheime Diebereien in Standquartieren sind unter der Würde seines Charakters.

Es fehlt ihm nicht an Muth sich zu schlagen, aber Gegenwehr und Aufstand des Landvolkes macht ihm bange.

Er ist genau im Dienste, aber entfernt von allem Zwange eines militärischen Anstandes.

Beim Eintritte in das Quartier des Landmannes speiet er Feuer aus und kommt mit Vorschriften seiner Bewirtung an kein Ende. Aber eine freundliche Miene, eine fertige Bereitwilligkeit und überzeugende Gründe der Vernunft bezähmen den Brausekopf und befriedigen ihn meistens auch mit wenigem.

Reinlichkeit liebt er in allen Dingen und diese ist allerdings die Quelle seiner auffallend dauerhaften Gesundheit.

Er überladet sich nicht mit vielen schweren Speisen und hierin scheint viel Grund deren Fertigkeiten seines Geistes und seines Körpers zu liegen. Er ist immer munter, mobil und tändelhaft.

Des Weines und der Liebe ist er ein warmer Freund. Ersterer macht ihn rasend und unerträglich, letztere erlaubt ihm die schrecklichsten Mittel, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Auch in Feindes Land achtet er Obrigkeiten und höhere Menschenclassen, aber dem gemeinen Landmann ist er sehr abgeneigt.

Leichtsinn und Misstrauen sind seine vorherrschenden Schwachheiten, Dankbarkeit steht an der Spitze seiner Tugenden.

Und in der That wirtschafteten die kaiserlichen Truppen, die die Bevölkerung hätten schützen sollen, oft noch viel wüster und schrecklicher als der Feind. „Wegen der bekannten Ungezogenheit und Raubgier unserer eigenen Soldaten sind wir allhier dergestalt in Schrecken und Besorgnis gesetzt worden, dass man sicherheitswegen zur Abziehung der hiesigen Ennsbrücke geschritten ist“, schreibt ein dienstlicher Bote aus St. Gallen.

Die geschickt und fleißig zusammengestellten Urkunden lassen also ein deutliches Bild sehen aus jenen Tagen der Noth und Erniedrigung. Diese kehren hoffentlich nie mehr wieder. Denn Bismarck, der in unserem Lande allerdings manchmal noch arg verlästerte, hat der Weltgeschichte einen anderen Lauf gegeben. M.

Unsere Nachäfferei der Engländer.

„Das englische Volk“, sagt Steffen, „hat einen Nationalcharakter, dessen gute Seiten schwer nachzuahmen sind, während man sich dessen schlechtere Züge in unserer Zeit weit leichter aneignen kann.“ Und es scheint, als ob wir vieles von diesen schlechteren Zügen für ebenso nachahmenswert halten wie die guten, wenn man überhaupt Charakterseiten nennen will, was eigentlich nur mehr äußere Besonderheiten sind. Ja, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“, das gucken wir zunächst heute dem Engländer ab und machen uns damit vor uns selbst und anderen längst lächerlich. Vom Stallknecht auf dem Rennplatz bis zum Hofmarschall putzt sich heute alles englisch auf, wie vor zweihundert Jahren alles französisch wurde. Wenn die Engländer, die uns nachsagen, wir hassten sie, nach Berlin oder Köln kämen, könnten sie sich überzeugen, mit welcher Selbstzufriedenheit man in Sprache, Kleidung, schlechten Manieren, in dem plötzlich erwachten Trieb nach körperlichen Übungen, in der Vorliebe für englische Litteratur seine Verehrung des Englischen und seine Missachtung des Eigenen zur Schau trägt. Bengel, die noch nie eine Zeile englisch gelesen haben, verstehen auf dem „Lawn Tennis“-Platz schon alles englisch vorzutragen, was zu dem Spiel gehört, sogar die Zahlen kennen sie. Und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ist die englische Sprache, die in Klang und Bau an Stelle ästhetischer und systematischer Ordnung die Tendenz hat, ihren praktischen Zweck mit möglichst geringem Aufwande von Zungen- und Lippenarbeit zu erreichen, bald ebenso gebräuchlich, wie es vordem die eleganteste, die französische

war. Lange schon kann man den Niedergang der feinen gesellschaftlichen Formen beobachten, der die romanischen Völker und besonders die Franzosen der alten gesellschaftlichen Schule auszeichnete! Aber doch ist bei den Romanen noch wirkliche Höflichkeit zu finden, und wir könnten in Frankreich etwas davon lernen, wenn uns Frankreich nicht die Gastfreundschaft gekündigt hätte. Aber was sollen wir hierin von dem Engländer lernen? Der Engländer hält im allgemeinen von der Höflichkeit wenig, denn sie hat ja eigentlich keinen praktischen Zweck, sie bringt nichts Münzbares ein; wie in der Sprache, so berechnet er instinctiv auch im Verkehr jede Äußerung und findet, dass es eine Verschwendung wäre, sich zu erheben, oder eine Verbeugung zu machen, oder sonst von einer Muskelsubstanz etwas zu verausgaben ohne besseren Zweck, als um einem anderen Menschen gefällig zu sein. Er zahlt lieber Geld und hält das für die einzig vernünftige Art von Höflichkeit. Matter of fact ist alles. Und diese vergröberte, schwere, klotzige Art imponiert uns, diese kalte, passive Höflichkeit scheint uns vornehmer zu sein, als die Zuvorkommenheit des Franzosen. Ja, bequemer! Das ist sie, denn man braucht dazu weit weniger Selbstzucht und besonders weit weniger Geist, als es die Art des Romanen verlangt. Aber wir könnten Vornehmheit, Höflichkeit, Feinheit des Umganges eher von einem italienischen Arbeiter, von einem arabischen Schneider, von einem spanischen Eseltreiber lernen, als von einem englischen Geldsack. Das Geld, das versöhnt uns, das zwingt uns, den Besitzer zu bewundern. Und doch hätten wir allen Grund, uns zu erinnern, dass wir bisher noch keinen passenden deutschen Namen für den englischen Typus haben, der am meisten Anspruch auf unsere Achtung verdient, ich meine den vornehmen englischen Gentleman. Bei uns, und besonders in Norddeutschland, erlangte der Mann in der oberen Gesellschaft Ansehen mehr durch äußere, militärische oder civilistische Attribute, als durch innere Werte. In dem „ich bin das“ lag versteckt fast immer ein Geheimrath, ein Major, ein Professor, ohne den man sich einen Gentleman schwer denken konnte. Nun haben sich daneben der Millionär, der Großhändler, der Großindustrielle gestellt, was die Hoffnung verringert, dass dieses englische Muster bei uns einen Typus ausbilden werde. Den englischen Gentleman zu copieren, danach strebt man wenig, und im Grunde kann man ihn auch nicht copieren; man muss es sein. Was man erstrebt, sind eben meist nur die wertlosen äußeren, die „schlechtern Züge“, die uns Deutschen schlecht zu Gesicht stehen und mit dem Gentleman nichts zu schaffen haben. Und mit all dieser Lust, zu verengländern, sollten wir dem britischen Volk oder dem einzelnen Briten feindlich sein? Wir wollen ja selbst englisch werden, spielen schon den Engländer nicht übel, und sollten ihn hassen? O nein, es ist nur die alte Gewohnheit, irgend jemand draußen zu bewundern, unsere Verbeugung zu machen nach rechts oder nach links — und daneben fühlen wir in unserem Innersten denn doch, dass der englische Nationalcharakter uns nicht gefällt, besonders wie er sich allgemein gezeigt hat, seit man in England anfängt, ernstlich die Möglichkeit einer commerciell-industriellen Concurrenz zu erwägen.

Wir fühlen es: noch ist der Charakter des Deutschen nicht so weit verändert durch die Goldgier, wir sind noch nicht so berauscht von dem Ruhm der Schlachten, dass wir von dem Mammonismus und dem Hochmuth unserer Vettern zur See nicht abgestoßen würden. Aber Vettern bleiben wir ihnen dem Blute nach doch und haben eben begonnen, in der Schule praktischen Lebens zu lernen, aus der die heutigen Engländer als Meister hervorgegangen sind. Wird die gleiche Schule, die gleiche industriell-commercielle Arbeit nicht die gleiche Wirkung auf den Volkscharakter haben?

E. von Brüggen.

Drohender Rückfall.

Findet nicht bald unter uns eine mächtige, gestaltungskräftige Wiedergeburt idealer Gesinnung statt, und zwar eine specifisch religiöse Wiedergeburt, gelingt es uns nicht bald, die fremden Fetzen, die an unserem Christenthume wie Paniere obligatorischer Heuchelei und Unwahrscheinlichkeit noch hängen, herunterzureißen, haben wir nicht mehr die schöpferische Kraft, um aus den Worten und dem Anblick des gekreuzigten Menschensohnes eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unseres Wesens und unserer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustande unserer Cultur entsprechende Religion zu schaffen, eine Religion, so unmittelbar überzeugend, so hinreißend schön, so gegenwärtig, so plastisch beweglich, so ewig wahr und doch so neu, dass wir uns ihr hingeben müssen wie das Weib ihrem Geliebten, fraglos, sicher, begeistert, eine Religion, so genau unserem germanischen Leben angepasst — diesem hochbeanlagten, doch besonders zarten und leicht verfallenden Wesen —, dass sie die Fähigkeit hat, uns im Innersten zu erfassen und zu veredeln und zu kräftigen: gelingt das nicht, so wird aus den Schatten der Zukunft ein zweiter Innocenz III. hervortreten und eine vierte Lateransynode, und noch einmal werden die Flammen des Inquisitionsgerichtes prasselnd gen Himmel züngeln, denn die Welt — und auch die Germanen — wird sich noch immer lieber syro-egyptischen Mysterien in die Arme werfen, als sich an den faden Salbadereien ethischer Gesellschaften erbauen. Und die Welt wird recht daran thun. Chamberlain.

Verdächtigungen auf der Kanzel.

Der „Heimgarten“ erhält folgende Zuschrift, die nicht unterdrückt werden darf, weil sie eines der tausend Beispiele wiedergibt, die jetzt vorkommen:

„Wenn in neuester Zeit die Los-von-Rom-Bewegung mittelst Angriffe auf einzelne Personen von den Kanzeln herab bekämpft wird, so halten wir es für einen groben Missbrauch der Kanzel, insbesondere, wenn da Verleumdung und Unwahrheit mithelfen müssen.

Ein solcher Fall spielte sich in St. Veit am Vogau ab. Dort benützte der Dechant die erste Fastenpredigt, um seinem Grolle über die „Abtrünnigen“ aus seinem Pfarrbezirke Luft zu machen. Insbesondere nahm er einen zur altkatholischen Kirche übergetretenen Mann, namens Rifider aufs Korn. Der Dechant nannte ihn zwar nicht beim Namen, machte ihn aber mit Angabe seiner Heimatsgemeinde Lippsch so kenntlich, dass keiner der Zuhörer zweifelte, wer da gemeint sei. Das Evangelium vom Judas, der seinen Herrn und Meister um 30 Silberlinge verrieth, bot dem zürnenden Prediger Gelegenheit zu folgendem Vergleiche: „Hat Judas seinen Herrn um 30 Silberlinge verkauft, so ist das Vorgehen des vorbezeichneten Abtrünnlings noch schändlicher, der da seine Seele um 100 fl. ö. W. verkauft hat.“ — Und um in den Zuhörern nicht etwa die Meinung aufkommen zu lassen, es sei dies bildlich gesprochen, erzählte der Kanzelmann, dass er einen Menschen kenne, dem man das Zwölffache, also 1200 fl. geboten, wenn er aus der römischen Kirche austrete, der es aber nicht gethan hätte. Nach der Predigt sprach selbstverständlich alles vom „zweiten Judas“, der aus dem Pfarrbezirke stamme.

Der Verleumdete wandte sich an seinen altkatholischen Pfarrer, um einer Wiederholung solcher Lieblosigkeit vorzubeugen. Da es hiezu im lieben Österreich nur ein Mittel gibt, die Presse, so schrieb der altkatholische Pfarrer an seinen

römischen Amtsbruder in St. Veit am Vogau im „Tagblatt" einen offenen Brief. In demselben bittet er den Herrn Dechant, derselbe möchte, um den Schein, eine Unwahrheit gesagt zu haben, nicht auf sich fallen zu lassen, auch seine Behauptung beweisen, d. h. er möchte gütigst mittheilen, wer dem H. Risider 100 fl. gegeben, damit er übertrete und ebenso, wie der Mann heiße, dem man gleich 1200 fl. schnöden Mammons zu gleichem Zwecke geboten. Trotzdem aber fünf Exemplare der betreffenden Tagblattnummer nach St. Veit gesandt wurden, ist der Herr Dechant bis heute — die Antwort schuldig geblieben." —

Derlei Fälle habe ich schon manche erlebt. Die Absicht, vor der Gemeinde eine bestimmte Person zu zeichnen, zu beschimpfen, zu verdächtigen, ohne gerade deren Namen zu nennen, weil man doch das Gericht fürchtet — diese Absicht erreicht auch stets ihren Zweck. Man kann auf den Bezeichneten mit Fingern zeigen, wenn dieser sich aber Recht verschaffen will, so heißt es: Gott bewahre, ich habe ja keinen Namen genannt, habe nur im allgemeinen gesprochen. Nach solchen Predigten tuscheln die Leute sich wohl in die Ohren: den und den hat er heute gehabt! aber erbaut geht wohl niemand aus der Kirche. Mancher denkt sich: Und das soll der Lehrstuhl für ein religiöses sittliches Leben sein! Nein, das ist vielmehr eine Schule, wo einer lernt, wie man es machen muss, die Mitmenschen um ihren guten Namen zu bringen, ohne dass man bestraft wird.

Und da wundert man sich, dass kein Vertrauen mehr ist, dass wir uns nach Stätten sehnen, wo das Wort Gottes verkündet wird.

Ich, der es sich so oft angelegen sein ließ, edle Priester zu schildern, darf wohl auch das Treiben solcher Zeloten rügen. Wäre es nicht gerade jetzt an der Zeit für Priester, die sittliche Größe der Kirche in der That zu zeigen? R.

Das Fortschreiten der religiösen Bewegung.

Pfarrer Bräunlich unterrichtet uns in Einzelheften, welche bei J. F. Lehmann in München erscheinen, über das Fortschreiten der Los-von-Rom-Bewegung in Österreich. Das erste Heft behandelt Böhmen. Durch diese genauen, actenmäßigen Darlegungen ergibt sich ein überraschendes Bild von der neuen bedeutenden Ausbreitung des Evangeliums besonders in Nordböhmen. In den Ortschaften Asch, Eger, Falkenau, Königsburg a. E., Altkinsburg, Graslitz, Karlsbad, Neudeck, Komotau, Kaaden, Saaz, Podersam, Brüx, Teplitz, Karbitz, Wiklitz, Dux, Klostergrab, Turn, Obersedlitz, Aussig, Schönpriesen, Bodenbach-Tetschen, Trebitz, Haida, Warnsdorf, Reichenberg, Gablonz, Friedland, Trautenau, Braunau, Hohenelbe, Langenau, Pilsen, Budweis sind im letzten Jahre viele Tausende von der römischen Kirche zum Evangelismus übergetreten und täglich vollziehen sich neue Übertritte. An vielen Orten haben sich die Gemeinden sofort organisiert und es werden Kirchen gebaut. Es ist nicht zu leugnen, dass anfangs der Bewegung die Leute vielfach aus politischen Gründen übergetreten sind, und dass den Führern hierin die nationale Sache näherlag, als die religiöse. Das hat sich völlig geändert. Bräunlichs Schrift erzählt hunderte von rührenden Beispielen, wie so viele ihre gesellschaftlichen und geschäftlichen Vortheile beiseite setzten, um aus Überzeugung und Herzensbedürfnis evangelische Christen zu werden. Mancher Fall erinnert geradezu an das Verhalten der ersten Christen. Sosehr man Religionswechsel aus weltlichen Gründen verabscheuen muss, so erfreulich ist eine solche Kräftigung des christlichen Bewusstseins und eine freimüthige Bethätigung desselben, wie es nun immer häufiger vorkommt.

Das religiöse Leben in und außerhalb unserer Kirchen war doch nachgerade schon trostlos geworden, entweder die ödeste Lauheit, oder der widerlichste Aberglaube, oder die liebloseste Intoleranz. Nun stehen wir an einem Wendepunkt. Ein nächstes Heft Bräunlichs wird die Bewegung in den Alpenländern darstellen. Da werden wir auch interessante Sachen hören. R.

Schon wieder was angestellt!

Ein Beitrag zur Armensünder-Bank.

Sollte sich jemand noch an meine Erzählung: „Die letzte Rast“ erinnern, die im „Heimgarten“, Decemberheft 1899, zu lesen war? Dieselbe behandelte eine Wanderung des Heilandes über den Libanon und eine Begegnung mit seiner Mutter. Die Erzählung hat mir viel Freundliches eingebracht, auch von katholischen Priestern; sie sei, schrieb einer, von echter Christusfreude erfüllt und schildere so menschlich warm den Ausbruch der Kindesliebe zwischen Sohn und Mutter.

Nun aber kommt im „Salzburger Kirchenblatt“ vom 18. Mai 1900 ein Pater Breitschopf daher und vollführt an mir Armen eine moralische Feuerbestattung nach mittelalterlichem Muster. Mit himmelhohem Pathos und höllentiefer Entrüstung beschuldigt mich der Pater, in jener Erzählung „Die letzte Rast“ eine schaudervolle Blasphemie begangen zu haben. Er stellt die Sache so dar, als ob ich frivol und boshaft die heiligen Personen hätte erniedrigen und beschimpfen wollen, als ob ich den Heiland als „einen arbeitsfaulen, thörichten, wahnwitzigen Ideen nachjagenden Burschen“ geschildert hätte. Mit ein paar willkürlichen Auszügen (die ihm wohl nicht behagen, weil sie im Sinne des Evangeliums sind), glaubt er seine Verdächtigung erhärten zu können und alles, was in der Erzählung dagegen spricht, verschweigt der würdige Pater! Indem er mir also den gebrochenen Stab vor die Füße wirft, kündigt er mir seinen Abscheu und seine Verachtung an, hat schließlich aber noch die Gewogenheit, den guten Rath zu ertheilen, hübsch bei meinen Bauern zu bleiben, wohl andeutend, dass mich die heiligsten Personen nichts angiengen.

Mein ohnehin schmales Gesicht soll bei der großartigen Abfertigung dieses Breitschopfs noch mehr in die Länge gegangen sein. Und dem Leser seines dürfte auch in die Länge gehen, wenn er jene kleine Erzählung, die zum Glücke wörtlich vorliegt, durchsieht und nach seiner Meinung darin nichts findet, als die lauterste Liebe und Verehrung zum Heilande und seiner Mutter. Der Mönch weiß es besser: Blasphemie!

Wenn man sich unter solch wuchtigem Richterspruch schüchtern auf das Evangelium berufen dürfte? Aber das würde mir nichts nützen. Diese Instanz ist dem Jesuiten nicht maßgebend. Wenn ihm das Evangelium maßgebend wäre, so müsste er wissen, wie das Verhältnis Jesu zu seiner Mutter, zu seinen Verwandten thatsächlich gewesen ist und was die meisten seiner Zeitgenossen gehalten haben von dem armen verachteten Nazarener, der keinen Stein hatte, worauf er sein Haupt legen konnte, und wie er zuletzt als „Verbrecher“ hingerichtet worden ist. So menschlich arm, so hilflos und elend haben die Evangelisten den Gottessohn dargestellt. Nach Pater Breitschopfs Weisheit wäre gewiss auch das Blasphemie.

Nein, mein eifernder und geifernder Herr, auch die hehren Bibelgestalten haben ihre realen, menschlichen Seiten und gerade durch die letzteren kommen sie unserem Herzen nahe. Und die Dichtung, die Kunst ist es, die seit jeher das Menschliche an ihnen hervortreten ließ. Denke an die Volksdichtung, an die bildende Kunst des Mittelalters. Denke an die Naivetät der Marienlieder, an die mundart-

lichen Krippenlieder, an die biblischen Spiele mit ihren localvolksthümlichen Darstellungen, wie rührend menschlich! Hat die fromme Vorzeit daran eine Blasphemie gesehen, wenn Jesus als bäuerlicher Schafhirte dargestellt wird, wenn Maria mit unbedeckter Brust das Kind säugt? Auch an den drolligen Anachronismen, wenn z. B. die Mutter Gottes den Rosenkranz abbetet und dabei, wie mir aus einem alten Passionsspiele erinnerlich ist, die Namen „Jesus, Maria und Josef" anruft, haben die Alten keinen Anstoß gefunden. Ja, die haben mehr Humor gehabt, als ihr abgestandenen Schemen, die ihr nicht Leib und nicht Geist seid! — Warum aber findet ihr denn daran keine Blasphemie, wenn noch heutzutage unter euerer Aufsicht die Marienbilder mit seidenen Kleidern angezogen, mit bunten Maschen und Bändern aufgeputzt, mit goldenen Ketten, Ringen und anderen Geschmeiden behängt werden, wenn man ihnen Geld, Wachs, Butter und anderlei Lebensmittel opfert, damit die Muttergottes sich umstimmen lasse zur Fürbitte! Wird sie da nicht auch ins Menschliche — ins Allzumenschliche niedergezogen? — Das Volk verehrt Maria nach seiner Weise, meint ihr, und lasst es gewähren.

Auch ich finde meine Herzensfreude daran, den theuren göttlichen Gestalten in meiner Weise zu opfern, sie nach meiner geringen Gabe dichterisch zu ehren, sie im Sinne der frohen Botschaft zu bekennen und zu lieben. Was geht denn euch mein persönliches Verhältnis zu Gott an? Was habt ihr euch denn immer wieder drein zu mischen und den erhabenen Gegenstand in den öffentlichen Zank herabzuzerren! Was berechtigt euch, mich vor euerem Publicum so hinzustellen, als wäre ich ein gesinnungsloser Lump, weil ich seit meiner Jugend den Muth habe, im katholischen Lande das Evangelium auszurufen! Habe ich den Gläubigen damit Ärgernis gegeben? Untersucht einmal im Volke, ob meine Schriften so viel schaden, als euere gehässige Unduldsamkeit und Verdächtigungssucht! —

Ich denke, Pater, du musst vorsichtiger sein. Peter Rosegger.

Ein paar schwäbische Bauernsprüche.

Das Wort „Spruch" wird von dem Bauer im bayrischen Schwaben in verschiedenen Bedeutungen angewendet. Er bezeichnet damit etwas Würdiges und Ernsthaftes, aber auch etwas Spaßiges oder gar Verächtliches; es heißt ihm bald das Nämliche, was es anderen Leuten heißt, und es hat wiederum einen Sinn, den es bei diesen nicht hat. Selbstverständlich müssen die Buben und Mädchen dort in der Schule auch ihre „Sprüche" lernen, wie anderswo — nur heißen sie's da öfter Verslein als Sprüchlein — und auch dort gibt der Richter in streitiger Sache den Entscheid — durch den „Spruch". Für gewöhnlich nennt er einen „Spruch" das, was sich in gutem oder schlimmem Sinne, nach Form oder Inhalt, oder nach beiden zugleich, von der gewöhnlichen Weise der Rede abhebt. Wenn einer beim Sprechen den gewohnten Dialekt, die volksthümliche Wort- und Satzfügung fallen läßt, so macht er „Sprüche", d. h. er ist nicht weit davon entfernt, aufzuschneiden oder gar zu lügen, oder zum mindesten etwas sehr Unnöthiges zu sagen. Das kann jedem passieren. Nur der Pfarrer ist kein Sprecher, und seine Predigt niemals ein Spruch. Aber der Amtmann hält nicht etwa eine Rede, wenn er nach der Feuerwehrübung vom Spritzenhäuschen aus zu den Leuten spricht, oder den neuen Pfarrer der Gemeinde vorstellt, sondern „er thut einen Spruch". Gerade so thut Müllers Regine auch den Spruch, wenn sie nach der Schulprüfung ein Gedicht declamiert, und der Zimmerpolier, wenn's Haus aufgerichtet ist, oder der Hochzeitsprecher nach dem Mahl. Die beiden letzteren legen's manchmal wohl darauf an, dass der

Spruch erheitere. Es gibt nun Leute, die von Natur die Anlage haben, oder zu deren Geschäftsgeheimnis es gehört, voll von Sprüchen, d. h. witzigen, charakteristischen, erheiternden Redensarten zu sein. Man sagt von einem solchen wohl auch: „Der hat Sprüch." Wer mit der Butte herumgehen und seine Waren hausieren muss und nicht rechte Sprüche machen kann, der darf gleich zu Hause bleiben. Gar mancher mag sich durch solche Sprüche ein Mittagessen oder eine Nachtherberge erobert haben. Weniger beliebt sind solche, die ganz oder wenigstens zeitweise von ihren Sprüchen leben, wie etwa der Fastnachtssprecher, der, in schmutzigem Hemd über der zerrissenen Hose, mit einer hohen Papiermütze auf dem Kopfe, mit geschwärztem Gesichte, auf einem Steckengaul reitend, in der Zeit nach den heiligen drei Königen in jedem Hofe sein altes, armseliges Sprüchlein sagt. Es ist aber auch gewaltig geschimpft, wenn man jemanden einen Fastnachtssprecher heißt, viel ärger noch, als wenn man zu einem sagt, er solle still sein mit seinen „Fabelsbubensprüchen", worunter der Bauer wohl die Sprüche versteht, die von den Personen auf der Bühne ausgehen, oder von dem Helden irgend einer Geschichte, die im Buch steht.

Das heißt der Bauer bei anderen Leuten Sprüche. Nun will ich sagen, was ich Bauernsprüche heiße und von welcher Art die sind, die ich hier aufschreiben und ein bisschen zu erklären versuchen werde. Ich meine darunter solche Redensarten, die, ohne dass sie gerade zu wirklichen Sprichwörtern geworden sein müssen, besonders eigenartig geprägt, meist bildlich gefasst und oft mit scharfem Stachel versehen, aus dem Kampf des Bauers mit irgend etwas Ungewöhnlichem, oder aus der Betrachtung einer seltenen Situation hervorgegangen sind. Reich ist das bayrische Schwaben an solchen Sprüchen, mögen sie nun recht wehleidig und winselig oder recht „wähe", d. i. stolz und vornehm klingen. Das Wenigste davon ist gesammelt und aufgeschrieben. Unzählige mögen schon verklungen sein. Aber jeder Tag bringt auch wieder neue hervor. Zu den Zeiten Fischarts müsste man leben oder Shakespeares. Dann könnte man es wagen, die besten Bauernsprüche dem Publicum vorzuführen. Das sind aber eben die derben, derb nicht so sehr nach der Seite der Zote, als nach der des unbändig Schweiniglhaften, jenem Elemente, in welchem sich, wie auch die schwäbischen Dialectdichter kundthun, der Schwabe nur allzu leicht behaglich fühlt.

Wenn man gewöhnlich von einem nassen Bruder sagt, er vertrinke oder versaufe all sein Hab und Gut, so ist das eigentlich schon bildlich gesprochen. Da habe ich aber am 4. April 1878 — so genau bin ich da, dass ich nicht nur das Datum, sondern auch thunlichst die Situation mir bemerke, aus welcher der Ausspruch entsprang — einem rechtschaffenen Sohn seinem Lumpen von Vater gegenüber, dem er Vorwürfe macht, noch ein kräftigeres, drastischeres Bild gebrauchen hören, als er ihm zurief, er habe „all sein Hab und Gut an die Wände ge . . . ." — Ein gewöhnlicher Mensch mag sich, wenn ihm für seinen oder eines andern Mund der Ausdruck „Mund" zu fein und vornehm klingt, begnügen, „Maul" zu sagen. Anderer Leute Mäuler heißt der schwäbische Bauer gern „Gosche", oder gar, fromm und frivol zugleich, wie er oft sich zeigt, „Vaterunserloch". — Er ist im allgemeinen gewiss ein guter Christ und hält im besonderen viel auf die Kirche und den Pfarrer; aber wenn der letztere etwas gar zu lange braucht mit seiner Messe, so heißt er ihn einen „Bremser" oder „Kerzenschmelzer". Hingegen sagt er nicht bloß von dem Pfarrer, bei dem es auseinandergeht, sondern auch von jedem anderen irgendwie Beamteten, der seine Amtsgeschäfte mit Anstand, Anstelligkeit und — Schnelligkeit abwickelt, das sei ein „Verrichter" und „bei dem habe es einen Ton". — Man darf nicht glauben, er halte die Sacramente nicht hoch, weil er von einem solchen, der nicht dazu gekommen ist, öfter als einmal im Jahre zu beichten, mit einem vom

Pferdehandel hergenommenen Bilde zu scherzen pflegt, der verkaufe auf Ostern seinen „Jährling“. Ganz besonders verächtliche und keinnütze Leute scheinen ihm die Rossdiebe zu sein, die Reue, Beichte und Buße bis zum letzten Nothknopf schieben. Denn er sagt von denjenigen, die ihre Osterbeichte nicht mit den anderen abgelegt, sondern bis zum letzten Termin hinausgeschoben haben: „die beichten mit den Rossdieben“. Vor frommen Männern und Frauen hat er schon Ehrfurcht, weil er selbst nicht recht dazu kommen kann, recht fromm zu sein. Aber den Frömmelnden und Scheinheiligen trifft er mit dem Spotte: „Das ist einer vom dritten Orden.“ — Der Pfarrer gibt braven und fleißigen Kindern zum Preise und zur Aneiferung manchmal ein Bildchen, ein schwarzes oder ein farbiges, und der Kapuziner dankt, wenn er terminieren geht alle Quartale und Eier und Schmalz oder Getreide kriegt fürs Kloster, mit einem „Vergelt's Gott!“ und durch Hinterlassung eines Bildchens. Davon her wird wohl der oft zu hörende Ausspruch rühren: „ein Bildchen kriegen“, d. h. eine Belohnung bekommen. Meist wird er aber in ironischem Sinne gebraucht wie das gleichbedeutende „einen Sechser kriegen“. — Vom bettelnden Handwerksburschen sagt man wohl auch, er gehe terminiren. Gar artig aber ist das Bild: „Die Fensterstöcke abmessen“ für betteln. — Dass die Handwerkszünfte in diesen Gegenden viel Gutes gewirkt haben und sehr angesehen gewesen sein müssen, zeigt die schöne Bedeutung, die das Wörtlein „zünftig“ hat. Man nennt oft eine Sache „zünftig“, wenn man sie loben will. Freilich sagt man auch einen „zünftigen Rausch“ haben. Und das ist dann kein kleiner. — Bauern und bäuerische Handwerker arbeiten stets fort, wie sie's gelernt haben und gewohnt sind, ohne viel nachzudenken. Darum haben sie einen gewissen scheuen Respect vor einem solchen, der sich zurückzieht und viel nachsinnt. Sie sagen, „er mache Kalender“. Der Kalendermacher ist eben doch der Gescheiteste, denn der weiß, an welchem Tage in 25 Jahren Ostern und was dort für ein Wetter. Freilich, Ostern und das Wetter kämen auch ohne den Kalendermacher, und darum bedeutet der Spruch auch: recht unnöthig über etwas grübeln und „sinnieren“. — Die das thun, lesen meist auch viel in Büchern, die ihnen „zu hoch“ sind, ja wohl gar in der Sibylle Weissagung oder in der Offenbarung Johannis. Da fangen sie dann auch wohl an, nicht nur einen Durcheinander überhaupt, sondern auch einen Durcheinander von Schriftdeutsch und Dialect zu sprechen. Das heißen die Leute dann „die Reden verstellen“. Hiebei ist „verstellen“ wörtlich zu fassen. Die Leute hassen das. Aber es kommt oft vor. Da darf so ein Mädchen oder Bursche nur ein paar Wochen in der Stadt gewesen sein; kommen sie dann heraus aufs „Fest“, so verstellen sie die Reden, wie wenn sie „arme Fürnehme“ wären und nicht draußen daheim im Bettelhäuschen. Da wär' es schier noth, „auf Beut' bei ihnen zu reden“, d. h. die Reden so zu stellen, dass man weder direct duzt, noch auch ihrzt. Man ist eben gern höflich und freundlich, möchte aber auch gern wahr sein. Und die kaum aus dem Dorfe herausgekommen, verdienen's doch noch nicht, dass man sie gleichsam für so viel wert wie zwei hält und „ihr“ zu ihnen sagt. Wo man das thut, ist der Schwabe aber auch gleich so höflich, dass er sogar das Adverb „da“ („dau“) in den Plural setzt und sagt: „dauet“. Ich will nicht behaupten, dass das „Sitte sei, so weit man warm kocht“, aber „in den Stauden“ ist mir das dutzendmale aufgefallen. — Die „Staudengegend“ ist eine der ärmsten und, zuweilen mit Unrecht, verlästertsten Gegenden im bairischen Mittelschwaben. Die Angrenzer pflegen zu spotten: Als unser Herrgott durch diese trübselige Gegend gekommen sei, habe er geweint, sich das Gesicht zugehalten und fast geschämt.“ Der nämliche Spottspruch ergeht wohl auch über manche einzelne Ortschaft in und außer den Stauden, wenn die Lage recht ärmlich und schlecht ist und die Bewohner mehr Fleiß als Lohn haben. Gerade in diesen Stauden, die vom Verkehr mit der Welt draußen naturgemäß noch am wenigsten von allen schwäbischen Gauen berührt sind, gibt es eine Menge der

eigenartigsten Ausdrücke. Der Staudenbauer hat ein neues Wort erfunden für eine neue Sache: er sagt „maschinen“ für „mit der Dreschmaschine arbeiten“ und conjugiert es auch ordentlich in allen Personen und Zeiten; den, welcher eine Dreschmaschine hat — es trägt's ja nicht jedem — und der nun mit ihr da und dort, wo man ihn verlangt, im Tagelohn arbeitet, heißt er den „Maschiner“. Und weil der eine Beschäftigung treibt, die doch nur nebenbei getrieben wird, ist er nicht ein Maschiner, sondern er „macht“ einen Maschiner. Gerade so ist der oder die nicht Hausknecht, Bedienter, Kellnerin oder noch etwas Schlimmeres, sondern macht das und das. Es sind dies gleichsam unwürdige, nicht ganz ehrenhafte, oder bloße Faulenzer-Geschäfte. Es gibt so Städtchen, die ihr Stadtrecht allem möglichen, nur nicht ihrer Bedeutung verdanken. Da ist oft eine recht zahlreiche Bevölkerung gezwungen, recht ärmlich und erbärmlich zu leben. Von solchen Städtchen reimt der Stäudler:

Vormittag städtelet's,
Nachmittag bettelet's.

„Ein Denken haben“ nimmt man im Schwäbischen für: ein gutes Gedächtnis haben. Dabei begegnet ihnen freilich — aber ihnen ja nicht allein — dass sie Gedächtnis und Verstand zusammenwerfen. Ein sehr schönes sinniges Bild scheint mir in der kurzen Redensart zu liegen: „sich hintergehen“, die gleichbedeutend ist mit: „sich ein Leid anthun“. Auch wie sie manchmal die Zeit bestimmen, gefällt mir. Sie nehmen da ihre Arbeiten als Ausgangs- und Endpunkt. Da kann man sie z. B. sagen hören: „seit dem Habersäen ist er krank“ oder „bis nach der Flegelheuket muss man zinsen und steuern“. — Ein netter Spruch ist auch: „sie kann das kleine Fuhrwerk“. Das heißt: sie kann das Fuhrwerk auf dem Besen zum Kamin hinaus, sie kann hexen. Arme alte Weiber! Will die Kuh nicht fressen — weil das Heu schlecht ist — gibt sie nicht genug Milch — weil die Magd sie heimlich wegtrinkt oder wegträgt — da hat man die Hexerei im Stalle oder kurz: „man hat's im Stalle“ — und eine von euch mit ihren Runzeln und Sprüchlein hat das dem Hause angethan!

In einem Dorfe Oberschwabens lebte einmal ein wohlhabendes Bäuerlein, das sich in den Kopf gesetzt hatte, nicht nur keine von den sieben Todsünden zu begehen, sondern auch ganz nach den zehn Geboten Gottes und den fünf der Kirche zu leben, ja sogar in der Heiligung und Abtödtung noch etwas Übriges zu thun. Dabei wurde er nun nicht gerade fett, ja in manchen Partien seines Körpers geradezu durchsichtig. Da hatten die Bauern ihre Sprüche über ihn, und einer von ihnen hieß: „Der N. muss noch ein heiliger Leib werden in unserer Kirche und muss unter Glas und Rahmen, und wir erleben's noch!“ — Ich gieng eines Tages durch ein Dorf. In einem Hofe waren Dienstboten beschäftigt, Dünger aufzuladen. Die Arbeit ist gethan. Da geht der Knecht zum Bauern, der unter der Thüre steht, und fragt ihn kurz und laut: „Bauer, wohin den Wagen?“ Da geht der Bauer mit dem Knecht langsam und ernsthaft über den Hof an das Fuhrwerk und sagt: „Den Wagen? Hm! Siehst die Wolke da droben? Da hinauf musst fahren, traumseliger Weißnitviel!“ Das war auch ein Bauernspruch. Freilich ein harter. Und ein verbitterter ist der, den ich von einem verlumpten Söldner gehört habe: „Uns armen Leuten gehört nichts als eine gefrorene Rührmilchsuppe, ein wirken Hemd, ein Gäbelestecken und — die ewige Verdammnis.“ Mit zu denen, die auf mich am meisten gewirkt haben, gehört der Spruch: „Es sollte nur Einen Geistlichen auf der Welt geben, der sollte seinen Sitz in der Sonne haben. Dann wäre er hübsch weit weg und könnte doch überall gesehen werden und überallhin wirken.“

Josef Lautenbacher.

Schlimme Kinder.

Von Oskar Bach.[1])

Scire nefas.

Scire nefas-Wissen ist Fluch,
heißt's in Horazens Liederbuch;
dieser alte, weise Lateiner
kannte die Menschen wie heute keiner,
schwang den Becher Falernerweins,
schlürfte gewaltig und lachte sich eins,
sprach: Der Mensch auf dieser Erden
ist zu dumm, um gescheit zu werden.

Entsagung.

Ein Weiser starb. Man pries ihn laut,
weil er des Lebens Innerstes erschaut',
und mit Verachtung, still und kühl
auswich dem irdischen Gewühl.

Ich aber weiß, dass alle Offenbarung
Ergebnis ist der bittersten Erfahrung,
und das ist meiner Weisheit Schluss:
aufs Glück pfeift eben nur, wer muss.

Den literarischen Tausendkünstlern.

Ich fühle mich hier nicht zu Hause
in eurer Societät,
bei all dem Geschlürf' und Geschmause
lebt ihr noch viel zu diät.
Den Speisen fehlt es an Würze,
dem Wein am nöthigsten Geist,
den Witzen fehlt es an Kürze,
den Füßen an Köpfen zumeist.
Von all den Gedankenblitzen
wird doch die Welt nicht gar hell,
Ihr seid trotz Mühen und Schwitzen
nichts sonst als sensationell.

Es ist verteufelt schwer, was Neues zu ersinnen,
im Neuesten steckt was vom Alten drinnen;
wir selbst sind nichts and'res als unsere Väter,
nur waren die früher, und wir sind später.
Die waren dumm, wir sind nicht gescheiter,
drum geht auch der alte Schlendrian weiter.

---

[1]) „Schlimme Kinder." Wien. Georg Szelinski. 1900.



Bücher.

Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom XVI. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Von Franz Ilwof. (Graz. Leykam. 1900.)

Obschon der Verfasser in einem Vorworte sagt, dass dieses Werk größtentheils vor der „Los von Rom-Bewegung" entstanden sei und zu derselben in keiner Beziehung stehe, wird doch gerade bei der genannten Bewegung die Schrift ein besonderes Interesse finden. In übersichtlicher Kürze schildert Ilwof den Protestantismus in Steiermark, sein Aufblühen, seine Verfolgung, seine verborgene Beständigkeit und sein Wiederaufleben in neuer Zeit. Er schildert die Reformation, die Gegenreformation, die Verfolgung der heimlichen Bekenner, die öffentlich katholisch, insgeheim jedoch evangelisch geblieben waren: die Kryptoprotestanten. Er schildert die Zeit der Duldung und endlich die Zeit der Gleichberechtigung der evangelischen Kirche in unserem Lande. Und er deutet die Hemmnisse und Intriguen an, die vom Clerus und den Behörden immer noch geübt wurden gegen die evangelischen Bekenner, als diese durch das kaiserliche Patent vom 8. April 1861 schon längst die volle Gleichberechtigung hatten. Einst hatte die römische Kirche allerdings vom Staate verlangen dürfen: „Auf dem Lande seien alle Schulen aufzuheben, weil die Kenntnis des Lesens und Schreibens fast die einzige Quelle sei, wodurch die Bauern „das Gift" (des Evangeliums!) einsaugen. Weshalb auch das des Lesens unkundige windische Volk den katholischen Glauben eifriger bewahrt!" — Jetzt, nach der großen Salzburger Auswanderung, nach Kaiser Josef und nach 1848 gieng ein anderer Wind. Aber nicht einen Augenblick ruhte die Thätigkeit der Ultramontanen, den Evangelismus wieder unterzukriegen und ihre Herrschaft über Staat und Gesellschaft neuerdings zu gewinnen. Möge Österreichs Regierung nie vergessen, dass alle Staaten, die unter römischer Führung der Gewissensfreiheit und der geistigen Entwicklung entbehren, dem Untergange entgegensinken. Wenn die Geschichte der Menschheit Lehrmeisterin ist, so sollte man auch manchmal ein bisschen zu ihr in die Schule gehen. M.

Das Buch von der Lex Heinze. Ein Culturdocument aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, herausgegeben von Otto Falckenberg mit Buchschmuck von A. Oppenheim. (Leipzig. L. Staakmann. 1900.)

Die Sache ist vorüber, doch den Aufruhr, der durch die Lex Heinze entstanden, wird man sich zu merken haben. In dieser Schrift

wird von hervorragenden Männern, auch Frauen sind darunter, in ernsthafter und satirischer Weise die Frage durchgesprochen. Besondere Beachtung verdient Dr. Karl Rolls Essay „Über das Nackte in der kirchlichen Kunst der alten Meister“ und köstliche Satiren von Kurt Aram: „Die Lex Heinze und die Kirchenschriftsteller“. In diesen genannten Arbeiten wird aufgezeigt, wie liberal Kirchen und Kirchenmänner den heiklen Gegenstand gehegt und behandelt haben, und dass es gerade den Muckern unserer Zeit vorbehalten war, sittlicher als die großen Kirchenlehrer, als die heiligen Schriften sein zu wollen. M.

Der König der Bernina. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1900.)

Der schweizerische Dichter und Schriftsteller J. V. Wiedmann sagt über dieses Buch unter anderem das Folgende: Der nominelle Held der Handlung ist der ins gigantisch Heroische hinaufidealisierte Alpenjäger Markus Paltram, der unheimliche „Camogasker“, den das Volk als den „König“ seines Jagdgebietes, der Bernina, halb scheut, halb verehrt. Aber eigentlich ist das ganze Engadinervolk mit seinen Leiden und Freuden, seinen Hoffnungen und Bestrebungen, wie sie sich seit Anfang dieses Jahrhunderts bis zur Eröffnung der ersten Alpenstraße kund gaben, der Held dieser alpinen Dichtung. Mit eisernem Verstand hat Heer das realistische Baugerüst seines Werkes, die stoffliche Grundlage, gezimmert. Durch den Raub des Veltlins in der Franzosenzeit war den Engadinern ihr Unterthanenland und damit die Quelle ihres Reichthums genommen worden. Ihr eigenes schönes Hochthal ist unfruchtbar, kann die Bevölkerung nicht ernähren. Sie wandert aus und die Dörfer werden menschenleer. Mit der klaren Darlegung und Schilderung dieses Zustandes hebt der Roman an. Er schließt mit der Gründung des ersten Curhauses in St. Moriz und dem Bau der Albulastraße, d. h. mit der Anbahnung des Aufschwunges, den das Engadin durch seine Heilquellen und durch die Berühmtheit seiner Naturschönheiten erlangt hat. Menschen, denen er ein großes Schicksal auferlegte, ein Schicksal, das nichts Willkürliches hat, da es vielmehr im richtig geschauten und tiefsten Zusammenhang steht mit der Natur des Hochgebirgs und mit den nationalen Eigenthümlichkeiten dortigen Volksthums, hat er zu Trägern der Handlung gemacht, welche uns im Wesentlichen die Wiedergeburt des schon auf den Aussterbeetat gesetzten Engadins und seine blühende Entwicklung vorführt. Wir finden dies Volk bei der Arbeit und im Werktagskleid, aber auch im Festgewand; wir erleben die kurzen Sommertage und Sommernächte des Engadins, aber auch den Winter mit seinen Schlittenfahrten über die hartgefrorenen Seen und den wilden Fastnachtsjubel von Calanda Mars wir hören die Herbstjagd auf das Gemsenvolk, das fröhliche Einbringen des geschossenen Bären, den Meisterschuss auf den Adler des Hochgebirges, wir sehen das vom Gletscherbach nach Jahren hervorgespülte Gerippe des in einer Spalte versunkenen Schleichjägers, begleiten das Ausgraben und die Rettung eines von der Lawine bedeckten Säumerzuges und junge, ahnungslose Liebe, die an einem glücklichen Sommertag bis in die blinkende Mondnacht hinein über die Berge wandert. Und nichts von alledem, das nicht in enger Beziehung zur Haupthandlung und zu dem ergreifenden Schicksal der Hauptpersonen stände. Auch Bilder der fernen Vergangenheit spielen wirkungsvoll in seine Gegenwart hinein, so namentlich die bedeutungsvolle Geschichte des ersten reformierten Pfarrers von Potresina, des einstigen Waldenserverfolgers Bischofs Paolo Vergerio und seiner nachmaligen Gemalin Caterina Dianti. Zu alledem nun der Glanz der Engadiner Hochgebirgsnatur, ein wirkliches Firneleuchten über der ganzen Dichtung, als ob der Leser eben selbst das herrliche Land durchwanderte! Man begreift, dass alle Welt nach einem solchen Roman die Hände streckt. Welchen gesunden Gegensatz bildet er zu den seelenzergliedernden Romanen und Novellen aus der modernen Gesellschaft, die uns mit Vorliebe dekadente Großstadtmenschen und ihre schwülen oder nervösen Gemüthszustände nur allzutreu wiedergeben! In Heers Roman werden wir wieder einmal aufs schönste daran erinnert, dass der natürliche Zustand des Menschen ein Leben im Zusammenhange mit der lebendigen Natur in Luft und Sonnenschein, oder auch in Schnee und Nebel, aber nicht ewig nur in der dumpfen Stubenatmosphäre ist. Wie schön Heers „An heiligen Wassern“ war, sein „König der Bernina“ ist ein noch schöneres, noch vollendeteres Werk. Und so dürfen wir den schweizerischen Meister-Erzähler, der sich in stets aufsteigender Linie bewegt, zu seinem wohlverdienten Erfolge herzlich beglückwünschen.

Psyche. Gedichte von Else Kastner-Michalitschke. (Wien. Wilhelm Braumüller & Sohn 1900.)

Im ersten Augenblicke muthen sie an, wie alte, längstgewohnte Klänge. Man gebe sich diesen Liedern nur unbefangen hin, sie greifen sachte tief ins Herz. Das Kind, das Weib, die Mutter ist es, die für Leid und Lust hier das rechte Wort finden, das den Leser schauernd durchweht. Die kleine Sammlung, welche eine reizende Ausstattung erfahren, enthält echte Poesie. R.

Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse. Zweifelhafte Fälle, unsichere Begriffe, deutsche Personennamen und brauch-

bare Fremdwörter in einer alphabetisch geordneten Auswahl nach zuverlässlichen Forschungen erläutert von Theodor Vernaleken. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn 1900.)

Auf dieses ausgezeichnete Werk des greisen Germanisten hoffen wir gelegentlich näher eingehen zu können.

Bei uns dahoam. Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1900.)

Unser steirischer Hans kommt nicht oft, wenn er aber kommt, dann bringt er auch was mit. Diese neue Sammlung ist nach meiner Meinung die schönste Gabe, die uns seit Jahren die heimatlichen Mundartdichter gebracht haben. Eine echt steirische Gemüthlichkeit weht durch das Büchlein, eine liebenswürdige Heiterkeit. Manch prächtiger Schlager ist geschickt verwertet, manch volksthümlicher Gedanke hat eine neue, überraschende Wendung bekommen, aber es fehlt auch nicht der tiefere Blick in den Ernst und die Tragik des Lebens. Viele der Liedchen sind so sanglich, dass wir sie bald im Munde lustiger Burschen und frischer Dirndln finden dürften. Alles in allem, das neue Büchlein des oberländischen Dichters bedeutet eine Bereicherung unserer heimischen Poesie. R.

Reisende, die auf der Murthalerbahn ins schöne Lungau reisen wollen, seien aufmerksam gemacht auf den prächtigen **„Illustrierten Führer der Murthalbahn“** von Anton Pastner. (Leoben. J. Hans Prosl u. Co. 1900). Dieses reichhaltige, mit großer Sorgfalt und Geschick verfasste und mit Bildern und einer Karte versehene Buch ist nachgerade unentbehrlich für alle, die jene noch wenig bekannten schönen Gegenden bereisen oder dort Sommerfrische nehmen. Das Werkchen ist vielfach auch ein schätzenswerter, manches Neue fördernder Beitrag zur steirischen Landeskunde. M.

Meyers Reisebücher. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Von allen deutschen Reisehandbüchern haben diese den Sieg davongetragen. Übersichtlichkeit und Verlässlichkeit, diese Hauptbedingungen, sind in Meyers Reisebüchern glänzend erfüllt. Dazu ist jede Route mit einer Karte, jede bemerkenswertere Stadt mit einem Plane versehen. Ferner sind von malerischen Gebirgsgegenden künstlerisch ausgeführte Panoramen beigegeben. Gegenwärtig liegen uns die neuesten Ausgaben vor von „Österreich-Ungarn“, den „deutschen Alpen“ und von der „Riviera“. Ein Reisehandbuch mit guten Karten ist auf Fahrten und Wanderungen nicht bloß nothwendig, die Orientierungen überall und in allem sind auch eine Lust und ein dauernder Gewinn. Nicht nur für die Reise ist so ein Buch, sondern auch für später als Nachschlagebuch und zur Erinnerung dient es. So wie man kein Buch, aus dem man gelernt hat, je wegwerfen soll, weil man sich gerade in demselben am ehesten zurechtfindet, so sollte man auch kein Handbuch, nach dem man gereist, fortgeben. — Die geschmackvoll ausgestatteten Meyer'schen Reisebücher können mit besonderer Wärme empfohlen werden. M.

Büchereinlauf:

Eutychia, oder Die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht von Robert Hamerling. Nach der Widmungshandschrift neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Vancsa. (Wien. Roth'sche Verlagshandlung.)

Vagabonden. Von Hans Ostwald. (Berlin. Bruno und Paul Cassirer. 1900.)

Kreuz und Hammer. Erzählung von Ludwig Ahlefeld. (Zeitz. H. Barkemeyer & Comp. 1899.)

Astrid von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. (Wien. J. Roth'sche Buchhandlung.)

Nur aus Trutz. Charakterskizze in einem Act von A. Baumberg. (Wien. Karl Konegen. 1900.)

Herzmuscheln. Sinngedichte von Otto Promber. (Leipzig. Ludwig Haman 1900.)

Befreiung. Neue Gedichte von Anna Ritter. (Stuttgart. Cotta. 1900.)

Bur und Lord. Tagebuch eines englischen Officiers aus dem Transvaalkrieg. (Heilbronn. Eugen Salzer 1900.)

Eine Standesgeschichte des deutschen Richters. Franz Heinemann, Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Culturgeschichte, Bd. IV.) Mit 159 Holzschnitten und Kupferstichen aus dem 15.—18. Jahrhundert. (Eugen Diederichs. Leipzig.)

Ein neues zoologisches Prachtwerk beginnt soeben im Verlage von Martin Oldenbourg in Berlin, unter dem Titel zu erscheinen: **Das Thierleben der Erde.** von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Das Werk wird 40 Lieferungen umfassen.

Cultur im Alltag. Gesammelte Aufsätze von Michael Haberlandt. (Wiener Verlag. 1900.)

Die letzten zwanzig Jahre deutscher Litteraturgeschichte 1880—1900. Im Abriss dargestellt von Emil Thomas. (Leipzig. Walther Fiedler. 1900.)

Bibliothek der Gesammtliteratur. (Halle. Otto Hendel.) **Des Flavius Josephus Jüdische Alterthümer,** übersetzt von Dr. Heinrich Clementz. **Ausgewählte Schriften** von Dr. Richard Rothe. Herausgegeben von Th. Schneider. **Drei Erzählungen** von D. W. Grigorowitsch. Aus dem Russischen von Elisabeth Zimmermann.

Geschichte der Malerei. Von Prof. Dr. Rich. Muther. (Leipzig. G. J. Göschen.)

Secession. Von Hermann Bahr. (Wiener Verlag. 1900.)

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800 bis 1900. Sechs volksthümliche Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung von Dr. W. Lotz. (B. G. Teubner, Leipzig.)

Abbazia. Von Flora Horn. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Das Deutschthum im Auslande. Mittheilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereines zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande. (Berlin.)

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



R. K. Wien. Lesen Sie in dem „Grenzboten“ vom 10. Mai 1900 den Aufsatz: „Erdboden“. „Vielleicht scheidet uns nichts so sehr vom Juden, als dass er die sittliche Kraft des Erdbodens nicht kennt, und dass er heimatlos ist. Es ist nicht wahr, dass der Erdboden ein Capital wie ein anderes sei und ist nicht wahr, dass der Ackerbau ein Erwerb wie jeder andere sei.“

Mürzzuschlag. Sie finden, dass die Buren in ihrem Gottvertrauen gründlich getäuscht worden wären, und ziehen daraus Schlüsse. Wir ziehen auch daraus Schlüsse und meinen, die Buren waren den Engländern gegenüber im entschiedensten Rechte. Aber von früher her sind sie wohl im Unrecht gewesen. Auch die Buren sind vor so und so viel Jahren eingefallen in ein fremdes Land, haben ein Naturvolk überfallen und vernichtet. Gott scheint das nicht vergessen zu haben. Ja, in der Politik, ob nun die Buren das Kaffernvolk, oder die Engländer das Burenvolk, oder andere friedliche Völker aus Gewinnsucht überfallen, wird das Gottvertrauen nicht viel nützen, da steht scheinbar Gott immer auf derselben Seite, wo die meisten Kanonen sind. Und gerade durch solche Kanonen rächt sich altes Unrecht, weil Böses fortzeugend Böses muss gebären. Lange und muthig haben die Buren sich durch ihren festen Bibelglauben gehalten, und weil sie sich das Land durch Kraft und Fleiß schon einmal zu eigen gemacht hatten, so war ihnen der Sieg zu wünschen nach unserer opportunen Geschichtsauffassung. Vielleicht aber waren sie, wie der Bestechungsprocess nachweisen will, zu corrumpiert, um des Sieges würdig zu sein. Wir kommen zum Schlusse, dass Gott ein längeres Gedächtnis hat, als die Politiker. Das werden schon auch die Engländer u. s. w. noch erfahren.

J. W., Graz. Eine Familie mit dem gewöhnlichen Bekanntenkreis gibt wöchentlich mindestens vier Ansichtskarten aus. Wenn vielleicht im Winter weniger, so gewiss im Sommer mehr. Um dieses Geld könnte sie sich jährlich acht bis zehn schöne Bücher anschaffen. Die Ansichtskartenmacher wollen leben, heißt es immer. Ja, wenn es den gütigen Leuten schon darauf ankommt — offen gestanden — leben wollen eigentlich die Bücherschreiber auch.

H. W. in K. Von Herzen gern, wenn es nicht zu sehr verbrauchte Gedanken wären. Das gilt vom „Im Walde“ und vom Mundartgedicht, dessen Gedanke im verbreiteten Schnaderhüpfel vorkommt:

„Nahst Nocht bin ih gonga
Zan Nochbarn sei Dirn.
Hon s Fensterl nit troffn,
Hon ja da Goas einigschrian.“

P. M. Unterbergern. Es ist mir besser, nicht zu viele theologische und polemische Schriften zu lesen, sondern möglichst im Kreise des Evangeliums zu bleiben. In der Theologie, die sie eine Wissenschaft nennen, kann und will ich nicht mitreden. Möchte nur eine sittlich gesunde katholische Kirche haben, die uns völlig und rein das Evangelium gestattet. Ist denn das was Schlechtes? R.

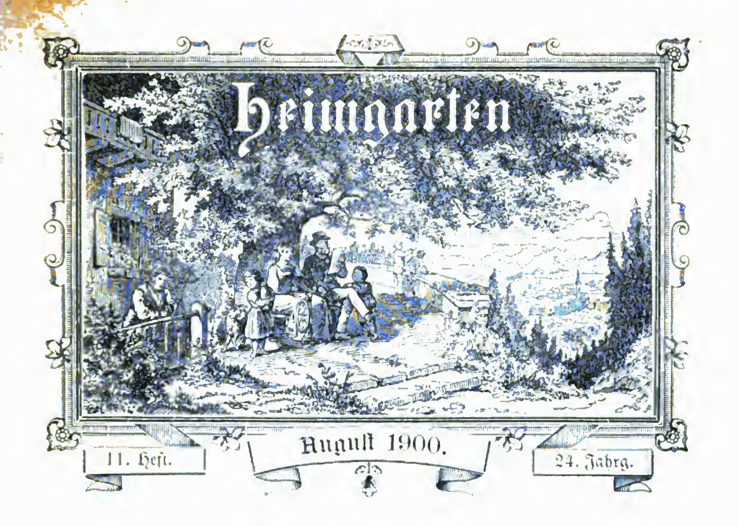
H. B., St. Barthlmä. Gewünschtes Gedicht finden Sie im 17. Jahrg., 6. Heft. Eine „W.“-Erzählung ist im „Heimgarten“ nicht enthalten.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Juni 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Die Komödie des Todes.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

I.

Der Ferge Meinhardt kauerte am Ufer des Flusses und lehnte sich an den Block, an welchen der Kahn gebunden war. Er stützte den Ellbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand. Sein gebräuntes noch jugendliches Gesicht hatte einen Zug finsteren Grames. Er schaute hinaus in die abendliche Gegend. Vor ihm der breite Fluss, auf welchem die grauen Wässer des Hochgebirges rasch und lautlos dahinwogten. Diesseits grünes Hügelgelände mit Landhäusern und Obstgärten; jenseits die steilen, schluchtigen Berghänge mit den dunklen Fichtenwäldern. Hinter den Bergen war die Sonne vergangen und hatte einen brennenden Goldgrundhimmel zurückgelassen. Wozu? — Die schöne Natur ist nichts, wenn der Mensch ein banges Herz hat. Der Ferge sah nicht die liebliche Landschaft, er sah nur sein inneres Elend. Unglückliche Liebe — zu seiner Frau! Seit drei Jahren mit der drallen, schneidigen Frau Josefa verheiratet, hatten sie in Zank und Streit alles verwüstet, was einst so thaufrisch und heilig aufgewachsen war in ihren Herzen. Die süße, die innige Neigung zu einander war dahin, die Eifersucht war geblieben. Frau Josefa hielt ihm vor, dass er, wenn ein junges Weib auf dem Kahne sei, langsamere Fahrt mache über den Fluss als sonst,

was ja gar nicht möglich war, weil das Fahrzeug, das vermittelst Tau und Rädchen an dem querübergespannten Strange lief, vom Wasser selbst getrieben wurde. Da kann der Ferge mit dem Ruder nicht viel dazuthun. Aber sie musste wohl eine Entschuldigung brauchen für ihre eigene Aufführung! Der Zottel! Dieser Stadtzottel! Der schwarze Kohlenschreiber vom Eisenwerk! — Dort oben . . . .

Meinhardt lauerte durch das Buschwerk. — Dort auf dem Fußsteig schleicht er ja wieder. Jetzt deckt ihn das lange Korn, so dass nur der Hut sichtbar ist — wie ein Rabe über den Ähren. Meinhardt hatte sein Weib heute wieder zur Rede gestellt, was sie so viel mit dem Kohlenschreiber zu schwatzen habe? Warum sie aus dem Hause trete, so oft er vorübergieng? Das hatte er sie gefragt. Und sie gab lachend zur Antwort: „Damit er nicht ins Haus zu treten braucht.“ Sie wolle es sich aber nicht vorschreiben lassen, mit wem sie plaudern dürfe und mit wem nicht! — Es käme darauf an, was geplaudert würde! Darauf seine Gegenrede. Und sie: „Na, streiten thun wir nicht, der Schreiber und ich, das kannst glauben.“ So lockte ein böses Wort das andere hervor, anfangs hämisch, dann zornig, endlich wüthend, bis er ihr die wildesten Schimpfworte, die schwersten Flüche ins Gesicht schleuderte und wie rasend davonlief. Da saß er nun in friedlicher Abendstunde am wogenden Wasser und überdachte alles wieder. Tief schmerzten ihn die bissigen Bemerkungen, die sie ihm zugeworfen, noch tiefer aber die kieselharten Worte, die er ihr an den Kopf geschleudert hatte. Als nun der Kohlenschreiber dort oben vorbeigehuscht war, wohl die Richtung her, wo am Raine das Haus des Meinhardt stand, da kam der Ferge neuerdings in Aufruhr. Der Kohlenschreiber Franz Grassing war noch nicht lange in der Gegend, hatte aber schon seinen Ruf. Einen doppelten. Die wunderlichen Kleider waren zuerst aufgefallen, in denen der aus der Stadt zugereiste Beamte umhergieng. Er trug sich immer schwarz, hatte an den Sonntagen sogar den hohen Seidenhut auf dem Kopf, und wenn er ihn bei höflichem Gruße abzog, sah man, wie fein sein dunkles Haar geölt, wie reizend es gekräuselt war. Sein ebenso sorgfältig gewundenes Schnurrbärtchen soll sehr zart und weich gewesen sein, wusste mehr als ein Weibsbild zu sagen. Übrigens kannte man sich an dem Kohlenschreiber nicht recht aus. Wenn er nüchtern war, that er überaus ernst und redete mit Männern unheimlich wenig; wenn er Wein getrunken hatte, schwatzte er manchmal arg viel und krauses Zeug. Da legte er gerne aus, wie verliebt er sei und wie unmöglich die Weiber ihm widerstehen könnten. Dann geschah es auch, dass er betrübt und klagend wurde, weil er die eine, die er meine, immer noch nicht herum hätte, und plötzlich wurde er zornig und schrie gewaltig in die Wirtsstube hinein, dass noch ein Unglück geschehen werde! — Die Leute

machten sich über den eitlen, überspannten Menschen lustig, aber nicht alle. — Eben heute, mittags, hatten der Meinhardt und sein Weib des Kohlenschreibers wegen gestritten. Von einem solchen Zorn im Wirtshaus war die Rede gewesen, da hatte die Josefa gesagt: „Wenn er ein heißes Herz hat! Gut für den, der eins hat. Der, wenn er die Rechte findet, ist noch auf gleich zu bringen. Die Dummheiten müßste man ihm freilich abgewöhnen!"

„Na, Respect!" hatte hierauf ihr Mann bemerkt, „du kannst den Leuten die Dummheit abgewöhnen!"

„Verkehr' die Red' nicht!" hatte sie scharf zurückgerufen, „ich hab' nicht gesagt, die Dummheit, ich hab' gesagt, die Dummheiten. Die Dummheit kann man niemand abgewöhnen. Die Dummheiten hat schon oft einer sein lassen, wenn das rechte Weib dazugekommen ist!"

„Wolltest es nicht du probieren?" hatte er giftig entgegnet.

„Wenn ich nicht mehr Glück hätte als bei dir!" darauf sie.

So hatten sie sich wieder einmal hineingeredet in allen wüsten Herzensgrimm. Des Kohlenschreibers wegen!

Und diesem Menschen eilte Frau Josefa aus dem Hause entgegen, wenn er vorübergieng! Beim Brunnen standen sie gerne und plauderten, er sehr artig, sie sehr schneidig, aber doch so voller Munterkeit und Gütigkeit, wie sie zu ihm — dem Ehemann — fast nie mehr war. An den Gauch verschwendete sie all ihre Liebenswürdigkeit, so dass für ihn, den Meinhardt, wenn er von seinem harten Tagwerke heimkam, nichts übrig blieb als Zank und Hader.

Von Marienthal her klang das Glöcklein zum Ave Maria. Der Ferge zog nicht den Hut vom Haupt, er war zu verbittert, um jetzt beten zu können. Das Gebet wollte er sich nicht vergiften. Aber heimgehen wollte er jetzt und ihr einmal gehörig den Standpunkt klar machen, der ihr dem Gatten, dem Ernährer und Beschützer, dem Wahrer der Ehre des Hauses gegenüber gebürte. Und wenn es Trümmer gibt, heute ist ihm alles eins!

Noch untersuchte er das Seil, ob der Kahn wohl gesichert wäre, da schrillte vom jenseitigen Ufer herüber ein Pfiff. Dort stand ein Mann in fahlfarbiger Kleidung, die sich vom Erdboden kaum abhob. Er legte seine hohlen Hände an den Mund und rief wie durch ein Sprachrohr: „Hol' über!"

Der Ferge legte die hohle Faust ans Auge, die war sein Fernrohr, durch das er den Blick zu schärfen pflegte. Er erkannte sofort den Mann und schrie hinüber: „Heut' wird nicht mehr gefahren. Es hat acht geschlagen!"

„Was es geschlagen hat, wirst du später hören. Hol' nur über!" So der andere.

„Bleib' drüben, alter Lump!“ rief der Ferge.

Und der andere: „Aber schau, Brudersmensch, Lumpen können unmöglich herüben bleiben, da im Wald gibt's kein Wirtshaus!“

„Kannst so wieder den Fahrgroschen nicht zahlen!“

„Hol' über!“ rief der andere.

Da dachte der Meinhardt: Was soll der arme Teufel denn machen drüben im Walde! Hakte den Kahn los, der glitt über die Wellen hinaus und das Rädchen rasselte am Eisenstrange dahin.

Und drüben stand er, in seinem zerschlissenen Anzug, auf dem Kopf ein alte Zipfelmütze, die einmal bunt gewesen war. Auf schlankem, strickaderigem Halse ein eingetrocknetes Gesicht, ein bartloses und ein zeitloses, denn man wusste nicht, ob es jung oder alt war. Zwischen den sehr engestehenden listigen Äuglein ragte eine scharfe, geierschnabelähnliche Nase. So stand er da mit verschränkten Armen und gackerte. Denn so war sein Lachen, als er das Fahrzeng mit dem Fährmann herangleiten sah. Bevor dieser noch gelandet, sprang er vom Ufer flink hinein, dem Meinhardt um den Hals fallend, so dass beide wankten und dem Sturze nahe waren.

„Wie?“ lachte er dann dem Fergen ins Gesicht. „Bist du denn nicht glückselig, dass du deinen Klacherl wieder hast, den alten Busenfreund, für den du immer betest, dass ihn der Teufel holen soll? Musst ein großer Sünder sein, weil dein Gebet noch nicht erhört worden ist!“

„Willst hinüber? Dann lass das Frozeln.“

Der Klacherl ließ es aber nicht. Als sie mitten auf dem reißenden Flusse waren und bei jedem Wellenstoß das Tau wie eine Saite dröhnte, sagte er dem Meinhardt gar süßlich unters Gesicht hinein: „Wenn der Strick reißt, holt er — derjenige! — uns allzwei beide miteinand? Und für dich ist er am Ende gar nicht einmal angegangen worden!“

„Mir wär's schon bald einerlei“, brummte der Ferge und stieß das Ruder so heftig ins Wasser, dass der Kahn einen Ruck that und der Klacherl sich noch mit Mühe am Bord festhalten konnte, um nicht überzukippen.

„Man soll ihn nicht an die Wand malen!“ lachte er girend.

Als sie am andern Ufer waren, blieb der Klacherl hocken auf seinem Brett.

„Na, wird's?“ sagte der Ferge und bedeutete seinem Passagier, auszusteigen.

Der andere blieb noch immer sitzen, fuhr mit den dürren Händen in seinen Taschen umher — er hatte sie nicht an Stellen, wo andere sie haben — und fieng an, leise zu singen: „Kleingeld hab' ich keins im Sack ...“

„Das weiß ich. Schau, dass du weiterkommst!“

„Wenn du mir wechseln wolltest?“ sagte der Klacherl und zog aus dem Lappen eine Banknote hervor.

Der Meinhardt erschrak fast. Ein Fünfzigguldenschein war's. Dann fragte er — und die Stimme gab keinen Klang: „Woher hast du den?“

Nun rückte der Klacherl sich auf dem Brette zurecht, als hätte er die Absicht, noch lange in diesem Nachen sitzen zu bleiben; dann hielt er mit beiden Händen das Papier auf, als sei es ein Bild, das man betrachten müsse.

„Woher hast du es?“ fragte der Ferge schärfer.

„Das da? Den da? Denke dir, schöner Wassermann, diesen kaiser-königlichen Reisepass — weißt du, den hab' ich von — von —. Na, alter Freund, ich will dich doch lieber anlügen!“

„Das kann ich mir denken, mit der Wahrheit bist du nie verheiratet gewesen!“

„Das schon. Einmal schon. Hab' mich aber scheiden lassen. 's ist halt so, die Wahrheit glaubt man unsereinem nicht — alsdann greift man nach und nach zu 'was anderm. — Den da? Wo ich ihn her hab'? Lachen muss ich. Probieren wir's einmal. Jetzt schau, Meinhardt, heut' hast du mich herübergeholt. Diesen Fünfziger aber hat mir einer geschickt, dafür, dass ich dich h i n ü b e r holen soll.“

„Geschwätz, dummes!“ knurrte der Ferge.

„Also, das glaubst du mir nicht. Na, so wird mir das Trumm Geld halt wer geschenkt haben!“

„Wahrscheinlich!“ lachte der Meinhardt auf.

„Oder ich hab's gefunden?“

„Sicherlich! Bevor es einer verloren hat!“

„Also auch das nicht. Nachher weiß ich nicht, was wir machen. Kann's denn nicht auch einmal etwas ganz Unglaubliches geben? Kann ich mir das Geld nicht verdient haben?“

Der Ferge sprang von seinem Sitze auf vor Entrüstung, dass der Vagabund ihm eine solche Mär zu glauben zumuthete. Der Klacherl zog ihn wieder aufs Brett. „Mein lieber Freund“, sagte er, „der Spass hat immer einmal eine Kehrsumseite, so wie die kleine Klumserkathel, du kennst sie eh, die schaut von hinten aus wie ein junges Dirndl und von vorne wie ein altes Weib. Du wirst höllisch große Augen machen, Kamerad, vor dem alten Weib, das bei meinem Spass auf der Kehrsumseite dran ist. Es wird zwar schon finster, aber wir zwei müssen heut' noch lang' miteinander reden. Hast Zeit? Versäumst zu Haus?“

„Oh nein“, antwortete der Ferge zerstreut. Es that fast wohl, dass der Schwätzer ihm die bitteren Empfindungen einlullte.

„Also, Meinhardt", fuhr der Klacherl fort, „ich hab' dich angelogen und du hast nichts geglaubt. Das ist ganz in Ordnung. Fürs erste: ich hab' mein Lebtag viel probiert, aber verdient hab' ich mir noch wenig. Beim Wegschuttführen bin ich krank worden, beim Bauarbeiten bin ich durchgegangen, beim Erzgraben hat mich der Aufseher verjagt. Das war mein Glück, sonst hätt' ich mich noch weiß Gott wie lang' schinden müssen bei der dummen Arbeit. — Fürs zweite: ich bettle alle Leut' an; immer einmal gibt's einen Kreuzer, immer einmal ein Stückel Brot, immer einmal eine Auszeichnung mit dem Stiefelabsatz, aber so ein Pflaster, wie das da, hat mir noch keiner geschenkt. — Fürs dritte: suchen thu' ich immerfort, hab' mein Glück schon überall gesucht. Die Straßen sind mit Schotter und Dreck gepflastert, aber nicht mit Banknoten. So ein Pflaster, sagt der Wegmacher, thäten die Handwerksburschen aufreißen, wie anno achtundvierzig zu Wien!"

Der Kahn war am Pflock befestigt worden und schaukelte leicht die beiden Männer, die drin saßen. Der Meinhardt starrte in die Wellen, an denen das Abendroth in allerlei Gestalten zuckte, in Schlangen, in Blitzen und Zacken, in lodernden Herzen und Blutlachen . . .

Da zog der Klacherl seine Mütze über die Ohren nieder und klapperte mit den ausgedörrten Stiefeln auf den Dielen des Kahnes. Dann that er einen tiefen Athemzug und sagte: „Ja, mein lieber Capitän, so geht's! — Dass du mich heut' herübergeholt hast, ist doch gut gewesen. Sonst könnten wir jetzt nicht so gemüthlich beisammensitzen. Du magst mich zwar nicht, obschon wir auf der Schulbank gut Freund gewesen sind. Da könnt' der Köften-Klacherl freilich lang laufen, bis er einen einholen thät, der ihn mag! — Aber schau, Meinhardt, ich wollte dir ja was sagen. Du hast mir die Lügen nicht geglaubt, jetzt die Wahrheit wirst du mir noch viel weniger glauben wollen. Wie ich zum Geld gekommen bin? Soll ich dir was erzählen? Versäumst zu Haus?"

Diese Frage zum zweitenmal schien dem Fergen nicht ganz unabsichtlich zu sein. Nun dachte er: Jetzt ist sie sicherlich allein im Hause. Sie soll nur warten auf mich. Vielleicht fällt's ihr ein, dass einem Überführer beim Wasser auch einmal was geschehen könnte. Ein bissel Angst mag ihr nicht schaden.

„Na also, Admiral, soll ich?"

Da fuhr er ihn an: „Weißt was, so red' nicht lang' um und sag's!"

Sie blieben sitzen im schaukelnden Kahn. Am Himmel blinkten schon Sterne und der Fluss, der am Tage so still dahinzuwogen schien, rauschte jetzt. Aber ganz dumpf, so dass man den Klacherl wohl verstehen konnte, so leise er auch sprach.

„Du weißt, wo ich jetzt logier'", so hub er an. „Unter der Moosbachwand im Rehhüttel. Gewiss auch noch, wo der Jäger im Winter das Heu hat zum Rehfüttern. Jetzt im Sommer ist die Wohnung frei, so bin ich eingezogen. Dass ich einen Platz hab' für meinen Buckelkorb; alleweil kann ihn der Mensch nicht auf dem Buckel tragen, sonst möcht' er am End' anwachsen. Und denk' dir, gestern abends, wie ich heimkomm' vom Tagwerk — auf der Schwaigeralm bin ich gewesen betteln, weil dort die Weiberleut' noch Religion und Buttermilch haben — wie ich also heimkomm', find ich was in meinem Korb. So ein kleines Pakel, in ein rothes Schnupftüchel gewickelt. Deuxel, denk' ich mir anfangs, wer schenkt denn mir eine Tabakspfeife! Es ist aber was anderes gewesen. Rathe einmal, Schiffscapitän, was es gewesen ist! Willst nicht? Nachher sag' ich dir's auch so. Ein Revolverl ist's gewesen, ein sechsläufiges! Bumfest geladen alle sechs, und extra noch ein Dutzend Patronen in der Schachtel. Hau, denk' ich, soll das eine Anspielung sein? — Wenn du nicht glaubst, Ferge, so greif'! Da drinnen hab' ich das Instrumentel!" — Er schlug die Jacke auseinander, so dass durch das zerrissene Unterfutter der lose niederhängende Sack hervortrat, in welchem ein schweres Ding pendelte.

„Jetzt, mein lieber Meinhardt, sitzen wir noch ganz gemüthlich beisammen", fuhr der Vagabund in zärtlich singendem Tone fort, „wenn's nur anhält! Du bist als gebildeter Mensch sicherlich nervös. Nachher wird's bald ein Wetter geben!"

„Geh, geh, Klacherl, thu' dich nicht so auseinander!" sagte der Ferge lachend. „Dass man sich etwa fürchten soll vor dir! Deine Kurasch' kenne ich von der Schulzeit her!"

„Du, wer weiß!" spitzte der andere auf. „Von hinten! Und wenn einer dafür gezahlt wird! — Du musst mich ausreden lassen. Wie ich die Patronenschachtel untersuch', ob nicht doch etwan auch was Brauchbares drinnen wär', ist ein Briefel vorhanden, ein gut zusammengelegtes, und ist die Banknote da! — Erschrocken bin ich dir nicht schlecht. Im Eisenwerk beim Zahlmeister hab' ich einmal so einen gesehen, danach hab' ich ihn erkannt, den gnädigen Herrn Fünfziger. Und jetzt die Schenkungsurkunde. Bin neugierig gewesen, was auf dem Briefel steht. Bist du's nicht auch? Nicht? Sollst aber doch. Steht auch von dir was drin. Schau, ich bin ein ordentlicher Mensch und hab's bei mir!

Er suchte eine Weile in seinen Taschen, und schon glaubte er, sein Eigenlob zurücknehmen zu müssen, da hatte er's. — „Licht, wenn du hättest. Ein Ferge soll immer die Latern' mithaben, weil man nie wissen kann, ob nicht bei der Nacht ein wichtiger Brief zu lesen ist."

Halb willenlos, fast im Banne des Schwätzers, hatte der Meinhardt sein Streichholzbüchslein hervorgethan. Bald staken im rothen Licht die beiden Köpfe beisammen und lasen den Brief. Der war ganz schlecht und spießig mit Bleistift geschrieben, und so stand's zu lesen:

„Lieber Johann Klacherl!

Ich kenne Dich, Du mich nicht, und wirst Dich wundern über den Glücksfall. Da hast fünfzig Gulden, die gehören Dein, wenn Du binnen acht Tagen den Fergen Sebastian Meinhardt —“ Das Streichhölzchen brannte dem Genannten an den Fingern, er musste es wegwerfen und ein neues anzünden. Dann lasen sie weiter: „— den Fergen Sebastian Meinhardt todtmachest, so bekommst Du auf demselben Wege das Doppelte. Ich weiß, wir können uns aufeinander verlassen.

Ein schwer leidender Freund.“

Und das stand auf diesem Papier!

Der Meinhardt war nicht aufgesprungen, er saß gelassen da und sagte: „Mir scheint, man spielt mit mir eine Komödie!“

„Glaubst du, dass es eine Fopperei ist?“ fragte der andere. „Freund, ich lass mich foppen!“ Den Geldschein hob er in die Lüfte: „Diesen Aufsitzer lass ich mir gefallen, allemal!“

Nachdenklich sagte der Meinhardt: „Johann! Ein Haderlump bist du, das weiß jeder in ganz Marienthal. Aber dass du schlecht sein solltest! So schlecht, dass dir jemand im Ernst so etwas zutrauen sollte können!“

Der Klacherl langte so ein wenig in die Gegend des Sackes, in dem er den Revolver hatte, und sagte in seiner singenden Weise: „Scharf geladen — alle sechs. Das Doppelte, schreibt er! — Meiner Seel', Schiffscapitän, heut' wär' ein Abend zum Geldverdienen!“

Der Meinhardt lachte. „Das macht mir keine Sorge!“ Nach diesen Worten war der Klacherl ganz still, ganz bewegungslos. Dann tastete er tölpisch nach der Hand des Fergen und holperte die Worte hervor: „Dank' dir's Gott, Schulkamerad!“

Der Meinhardt verstand ihn wohl, diesen Dank des Verkommenen, Verachteten, den Dank dafür, dass es noch einen Menschen gab, der ihm das Schlimmste nicht zumuthete.

„Aber was anderes, mein Lieber!“ setzte sich der Meinhardt fort. „Sei so gut und zeig' ihn her noch einmal.“

Bei dem Brande eines weiteren Streichholzes betrachtete er den Brief. Die Schrift war absichtlich entstellt, das musste jeder sehen. Eine Frauenschrift konnte es nicht sein, nein, nein. Zwar heißt es, dass eine Schrift, die mit dem Daumen und dem kleinen Finger der linken Hand geschrieben wird, nicht zu erkennen sei. Und die Weiber

sind findig. Falsch sind sie alle. Besonders, wenn das Plangen nach einem schlechten Mannsbild dazukommt. — Aber das ist ja abscheulich, wie ich von meinem Weib denke! so weckte er sich selbst auf. — Doch er — der andere!

„Hast du ein Lichtl, wer dir die Sachen zugeschickt hat?" fragte er den Klacherl.

Dieser zuckte die Achseln und antwortete: „Ganz finster."

„Hast du nichts gehört, dass wer eine Feindschaft gegen mich hätte?"

Wieder ein Achselzucken. Dann: „Wer hätte denn keinen Feind? In solchem Besitz ist sogar der arme Klacherl, der sein Lebtag niemand was Gutes gethan hat!"

„Du meinst, niemand was Böses?"

„Freund, merk' dir das: die meisten Feinde schafft man sich durch Gutheit!"

Auf den Kopf gefallen ist er nicht, der Klacherl. Und ganz schlecht? Halt auch ein Mensch, wie die meisten anderen.

Dem Meinhardt war nun aber das wehe Herz überquellend geworden. „Johann", sagte er, „ich hab' einen Verdacht. — Kennst du den Kohlenschreiber Grassing?"

„Den Halbteppen?"

„Du, pass' auf, ob der nicht abgefeimter ist, als wir allmiteinander! Kennst du ihn?"

„Natürlich, den Herrn Grassing! Hat mir erst am vorigen Sonntag beim Fasselwirt vorgeweint wie ein kleines Kind!"

„Geweint hat er? Warum denn lauter?"

„Das hat er wahrscheinlich selber nicht gewusst. Wegen der Lieb', hat er gesagt. Dummheiten! Einen Rausch hat er gehabt. Ein Unglück thät geschehen, hat er geschrien und mit der Faust auf den Tisch geschlagen, dass alle gelacht haben."

„Johann", sagte der Ferge, „der Grassing hat dir den Revolver geschickt!" Der Vagabund klaschte die Hände zusammen. „Das wär' noch schöner!"

„Der will mich todtmachen lassen, damit er mein Weib haben kann."

„Dein Weib möcht' er haben? Und da soll ich ein bissel kuppeln? Mit dem Revolverl da? Schau, du? — Aber zahlen könnt' er. Brauchet mich mit dem Doppelten auch nicht zufrieden zu geben. Müsst' nachher schwitzen, so viel ich verlanget. Und wenn er dein Weiberl schon einmal gar so gern hat, da muss man doch Mittel machen, mein Mensch! — Und meinst, dass auch sie gern eine Veränderung hätt'?"

„Weiß nicht, ob sie nicht dahintersteckt!"

„So!“ sagte der Klacherl. „Verdacht hast. So, so.“

„Das will ich nicht sagen!“ rief der Meinhardt und sprang ans Ufer. „Aber wissen möcht' ich's! Das möcht' ich doch wissen, wer mich umbringen lassen will!“

„Natürlich, das weiß der Mensch allemal gern“, sagte der Klacherl, stieg ihm nach, fasste mit beiden Händen seinen Arm und zischelte ihm zu: „Du, hörst, jetzt ist dem schlechten Haderlumpen was eingefallen. Wenn du dir rathen läst von deinem alten Kameraden, so sei morgen früh todt. Mausetodt, gewiss auch noch! Es ist das Allerbeste!“

Der Ferge riss sich los.

„Du hast mich nicht verstanden, Capitän!“ setzte der Vagabund bei. „Hast denn gar nicht ein bissel Geist? Siehst du, und mit dem erscheinst du ihnen nachher, wie sie beisammen sind. Dann kannst sie beim Schopf fassen. He!“

Absonderlich, wie es jetzt aufblitzte im Kopfe des Fergen. Der Gram war nur so hingepurzelt, und die übermüthige Abenteuerlust reckte keck ihr Haupt auf. War er denn nicht auch einmal ein verfluchter Kerl gewesen? Wie tolllustig in den Knabenjahren, wenn er auf Baumwipfeln von einem zum andern sprang wie eine Wildkatze, oder wenn er im Wettersturm auf halbgeborstenem Kahn über den See fuhr! Vor Jahren war's gewesen, als der Erzherzog über Land reiste, dass die Marienthaler ihm zu Ehren das Ritterschauspiel von der Pfalzgräfin Genovefa veranstaltet hatten. Da erkrankte am vorletzten Tage der Mann, der die Rolle des Siegfried geben sollte. Der junge Meinhardt wagte es, sprang ein und spielte den Siegfried mit glänzendem Erfolg. So verwegen wie damals kam er sich auch jetzt vor. Es war ihm, als ob er kühn und trotzig seine Seele ins Spiel werfen sollte, um sie zu gewinnen oder zu verlieren. Aber bevor er das, was plötzlich in ihm wirbelte, zum Ausdrucke bringen konnte, streckte der Klacherl seinen Arm in die Luft — ein Doppelblitz und ein Doppelknall — der hier blendend und schmetternd an die Sinne und dort drüben an die finsteren Berge schlug.

„So, mein lieber Meinhardt, jetzt bist du hin!“ sagte der Vagabund, und der Ferge verstand ihn. Die Entschlossenheit der Willensschwachen kam über Meinhardt, er war entschlossen, mit sich thun zu lassen, was der andere wollte. Dann standen sie beisammen bei den Erlbüschen und redeten leise miteinander. Nur einmal rief der Meinhardt lebhafter: „Du bist doch ein durchtriebenes Band!“

„Auf mich verlass dich! Gieb nur acht, dass du dich nicht vergackelst!“

„Aber ein Frevel ist's! Ein abscheulicher Frevel!“

„Wieso denn? Wir thun doch nichts. Sie machen ja alles selber, wirst es sehen“, sagte der Klacherl. „Jetzt wollen wir halt übers Wasser

fahren allzwei, denn daherüben auf der Marienthalerseite ist für Todte kein gesunder Aufenthalt. Du sollst derweil mein Gast sein im Rehhüttel oben. Mach' die Nussschale flott, ich bin bald wieder da!" Und dann huschte der Schelm durch das Gebüsch hinauf und die Straße dahin bis zum Wirtshaus, um Brot und Rauchfleisch zu kaufen. Sie wunderten sich, dass er Geld hatte; er antwortete, es wäre ein Glücksfall eingetreten. Endlich kam er wieder zurück zur Furt. Schweigend und eilig setzten sie sich in den Kahn und fuhren ans andere Ufer. Der Strang schrillte unheimlich laut. Das soll er ja nicht! Den Fergen schauerte. Als sie drüben ausgestiegen waren, stieß der Kacherl mit einem Fußtritt den Kahn los, dieser glitt hinaus bis in die Mitte des Flusses, dort blieb er hängen und schaukelte hin und her auf dem wogenden Wasser. Über den Hügeln der Marienthaler Seite alles dunkel. Nur in einem einzigen Fensterlein glomm eine trübrothe Glut . . .

(Schluss folgt.)

Peppi der Hirt.

Ein Idyll von **Maurice Reinhold von Stern.**

Obwohl er schon ins zwölfte Jahr gieng, maß Peppi nicht viel über zehn Faust. Das machte die knappe Kost, die er Sommer und Winter bei seinem Vater genoss, dem Oberreiter Wagner, eine kleine Stunde von Ammersbach, rechts auf dem Wege nach Heiligenstift. Der Weg kriecht dort steil zwischen Tannenwäldern hinauf, deren Säume von Heidekraut und Heidelbeerwildnissen besetzt sind. Dann folgen feuchte Wiesen, im Herbst von den weißen Sternen des Wiesenlauchs besäet, auf der linken Seite, und auf der rechten öde und wenig fruchtbare Felder, gegen deren steinernes Chaos der Oberreiter schon lange vergeblich kämpft. Zwischen Wiesen und Feldern krümmt sich der Weg sanft aufwärts von rechts nach links, einsame Föhrengruppen hinter sich lassend. In der Sonne sieht man ein Kapellchen mit Glockenthurm ragen. Das ist Heiligenstift, eine Ortschaft von vielleicht achtzig Seelen. Von dort blickt man in das einsame wilde Thal des Schwarzbaches.

Ja, es war eine schmale Kost beim Oberreiter. Sommer und Winter Einbrennsuppe, Knödel und Kraut. Selten einmal ein Stück geselchtes Fleisch, da der Oberreiter im Jahr nur ein einziges Schwein schlachten konnte. Aber Peppi kannte es nicht anders und war glücklich und zufrieden.

Das Bübchen war klein, aber wohlgebaut. Ein hübsches, freundliches Stutznäschen blickte keck und ein paar große, schwarze Augen scheu

und staunend in die Welt. Lesen konnte er schon ordentlich, schreiben ziemlich, aber im Singen, da that es ihm in der Ammersbacher Schule kein einziger gleich. In der Singschule und ebenso in der Kirche konnte man die glockenreine Stimme des Oberreiter-Buben wie Lerchenjubel im Frühlingslicht schmettern hören. Seine Stimme, das war sein Glück. Auf ihren Tönen stieg er wie auf goldenen Stufen bis in den Himmel hinauf und war dann oft recht erstaunt, wenn er verstummte, sich in der grauen Schulstube, im morschen Kirchenchor oder im blühenden Heidekraut zu finden.

Der Vater hatte ihn in seiner Art recht lieb, da er das einzige Kind und die Mutter lange todt war. Wenn er morgens um sieben in die Schule gieng, gab der Vater ihm ein Stück grobes Hausbrot und etwa einen Apfel mit. Wenn er aber zornig war und zuviel Wachholderbrantwein getrunken hatte, dann gab es wohl auch Knüffe und Tritte. Dann lief der Knabe in den Wald und jubilierte mit den Drosseln um die Wette. Das verdross ihn wenig. In seinem Herzen war nur Platz für Wind und Sonnenschein.

Das war so im Frühling und Sommer. Im Winter, wenn der Schnee meterhoch dalag, und alle Waldwege zudeckte, da gab es schon keine Zuflucht mehr im Heidekraut und bei den Vögeln. Aber Schlitten fahren konnte man die Straße hinunter bis nach Ammersbach. Das gieng bergab wie der sausende Wind. Aber schauerlich war oft der Heimgang abends im Zwielicht, wenn die Schneestürme brausten und nicht einmal das scheue Wild sich aus dem Wald hervor wagte. Da betete Peppi oft inbrünstig zu Gott und allen Heiligen vor Angst, den Heimweg zu verlieren. Rathlos stand er im Schneewehen, suchte den verlorenen Pfad und konnte das Wahrzeichen, die Kapelle von Heiligenstift, durch den dichten Schleier des fallenden Schnees nicht sehen. In der Angst erhob er seine Stimme und sang wohl in die Öde hinaus, dass es von den Feldsteinen widerhallte. Dann trabte er weiter, und irgend ein Schutzgeist führte ihn nach Hause zum Vater, der beim Schein des Kienspans Speichen schnitzte.

Besser gieng es ihm im Herbst. Da kam er zum Lebsterbauern zum Hirten. Wenn der Grummet eingebracht war, dann waren die Wiesen und Waldlichtungen, manchmal auch die Winterkornfelder, zum Weiden freigegeben. Der Lebsterbauer sagte: „Wer mir im Frühling aufs Feld kommt, dem geh ich mit dem Stecken nach, aber im Herbst mit einem Stück Brot.“ Er sah es gern, wenn die jungen Herbsttriebe des Winterkornes abgeweidet und die Felder gehörig zertreten wurden. Um so schöner, meinte er, gehe das Korn im Frühling auf.

Im Herbst, da begannen Peppis schöne Tage. Am Morgen gab's warme Milch und Brot zum Vergeuden. Um fünf schon trieb er die

drei Kühe in den Wald: den Scheck, die Bless und die Rothe. In der Tasche hatte er Brot und Äpfel, um die Schultern ein Netz für Pilze und in der Hand die Gerte und ein Körbchen für Beeren. Mit den Erdbeeren, die im Sommer alle Waldlichtungen wie mit purpurnem Schleier bedeckten, war es wohl vorbei. Aber Himbeeren, Heidelbeeren und Preißelbeeren gab es in Massen. Die wurden des Abends nach Ammersbach zu den Sommerfrischlern getragen. Das gab manchen rothen Heller.

Gern trieb er die Kühe in den Wald, und am liebsten durch den Jägersteig auf die „Wilde Bless". Da giengen die Kühe im schmalen Rehwechsel eine nach der andern im Gänsemarsch, und Peppi mit der Gerte hinterdrein.

Auf der „Bless" überließ er die Kühe ruhig ihrem Schicksal. Er wusste, dass sie nicht davon liefen, und ihre Glöckchen läuteten friedlich und harmonisch bald hier, bald da im Schilfgras und Gestrüpp. Aber Peppi setzte sich mit dem Märchenbuch, das ihm der Herr Cooperator zu Weihnachten geschenkt hatte, auf seinen Sesselstein und las und las und träumte. Oder er legte sich auf den Rücken und starrte in die Wolken.

Was gab es da nicht alles zu sehen! Erstens einmal die Wolken selbst, bald weiße, bald graue, bald silbrige. Dann ein paar Wildtauben mit blitzenden Schwingen. Jetzt ein Nussthäher, mit seinem den Jägern so verhassten Warnruf. Und nun nur noch der blaue, tiefe Himmel. Ja, aber ist denn der tiefe, blaue Himmel nicht schön, wenn man wunschlos und schuldlos in ihn hineinstarrt, bis es einem ist, als senkte er sich durch die Augen in das Herz hinein, wie eine sichere Gewissheit der Nähe Gottes? Ja, der blaue Himmel war schön, und Peppi liebte ihn über die Maßen.

Wenn es regnete, donnerte und blitzte, dann verkroch er sich unter dem „hohen Tännling", wo sich die Jäger sammeln vor dem ersten Trieb. Der Blitz schlägt nicht ein in frisch-harziges Holz, sagen die Bauern. Na, beim Peppi hat's 'mal nicht eingeschlagen, also wird wohl was daran sein.

Und dann das Echo! Das liebe, lustige Echo, das niemals müde wurde, Antwort zu geben, und wenn man es stundenlang foppte. Was schrie er ihm nicht alles zu: „Vorwärts marsch!" „Ich bin der Hirt, und nicht die Kuh. Dummes Echo, was bist du?" „Geh heim, heut' gibt's Erdäpfelschmarrn." Und wenn das Echo dann „Marsch, marsch", „Was bist du" und „Schmarrn" wiederholte, dann wälzte sich Peppi auf dem Rücken und jauchzte. Und das Echo gab das Jauchzen als Zugabe auch noch drein. Das liebe dumme Echo!

Oder er stellte sich auf die höchste Spitze des Steines und predigte in den Wald und in die Wolken hinein, wie er es vom Herrn Pfarrer

oder vom Herrn Cooperator gehört hatte. Bisweilen aber wich er auch davon ab und legte eigene Texte unter. „O wäre ich ein Vogel, wie wollte ich fliegen über den Wald, mit den Flügeln über die Kronen streifen, in den Donner tauchen, mit den Blitzen spielen und bunte Körner suchen im Regenbogen. Der Regen sollte mich baden, die Sonne trocknen, und singen wollte ich, singen, bis mir das Herz bricht und ich selig hinunter falle in Moos und Blumen."

Dann schwieg er und lauschte in die Stille. Die Stille aber gab keine Antwort. Der Specht nur hämmerte. Die Quellen plauderten. Ein Reh erschien am Waldsaum, stutzte und brach durch die Büsche. Und die Kuhglocken läuteten. Dicke Thränen standen Peppi in den Augen, er presste den Stein ans Herz und schluchzte.

Wenn aber der Himmel recht blau und die Sonne recht golden war, dann warf er seine Lieder ins Geklüft, dass es wie von Silber wiedertönte. Dann horchte das Wild und eine leise Sehnsucht schwebte durch den Wald. Peppis Lieder stimmten gut zum Waldes- und Quellenrauschen und auch zum Vogelsang, mit dem sie wie auf Übereinkunft abwechselten.

Einmal lag er in der Abendsonne und träumte. Da kam eine kupferbraune Schlange, schlängelte am Stein hinauf und schmiegte sich an Peppis nackten Fuß. Er hielt ganz still, schaute dem Thier freundlich in die schönen Augen und streichelte es sanft mit den Blättern einer frischen Gerte, die er in Händen hielt. Die Schlange ringelte sich schön in der Sonne und verschwand. Der Bauer meinte, es sei eine Kupferschlange gewesen, und wollte dem Peppi Stiefel anmessen lassen, die ihm so wie so als Hirtenlohn zukamen. Aber Peppi lachte und rief: O, mir thun die Schlangen nichts, weil ich sie nicht schrecke! Nur ein Thier, das geschreckt wird, beißt." — „Kannst recht haben", meinte der Lebsterbauer.

Wie lustig war es, den Ameisen zuzuschauen, wenn sie, scheinbar planlos, in Wirklichkeit mit bedachtem Fleiß, hin und her liefen, um dürre Tannennadeln, größer fast als sie selbst, zusammenzutragen. Peppi fand einen todten Vogel, den that er in einer durchlöcherten Pappschachtel in den Ameisenhaufen. Das war ein Wunder, da er die Schachtel nach Wochen öffnete, wie zart und weiß die sauber herausgeschälten Knöchelchen leuchteten! Und wie herrlich sauer duftete es, wenn man ein Tuch auf den Ameisenhaufen breitete und daran roch!

Das Erste am frühen Morgen war das Pilzsuchen. Die Herrenpilze kommen gern über Nacht aus dem Boden. Wie kleine braune Knöpfe heben sie sich aus dem moosigen Wiesengrunde am Waldsaum und tragen oft noch Gräser und Moostheilchen auf dem Hut, mit dem sie sich keck aus der Erde emporarbeiten. Man sollte den zarten kleinen

Dingerchen gar nicht diese Kraft zutrauen. Peppi kannte die jungen Herrenpilze so gut an Farbe und Gestalt, dass er sie nie mit anderen verwechselte. Diese kleinen Knöpfe haben auch in Form und Farbe etwas Edles und Besonderes, etwas Ungiftiges und Vertrauenerweckendes. Wachsen sie im Schatten, so sind sie zuerst beinahe weiß. In der Sonne werden sie schön kaffeebraun bis schwarz. Und suchen muss man sie, solange sie noch jung sind. Die Käfer und Fliegen legen gern ihre Maden ins zarte Fleisch. Die Pilze wachsen zwar noch und werden groß und mastig, aber innerlich sind sie zerfressen und morsch. Aber wer sie morgens in der Frühe, wenn sie eben erst hervorgeschlüpft sind, noch feucht und glänzend vom Herbstthau, pflückt, der bekommt nichts Wurmstichiges in die Hände. Sorgfältig schnitt Peppi die Schwämmchen dicht über dem Boden mit dem Messer ab und riss sie nie mit der Wurzel aus der Erde heraus. Denn der Einsiedler hatte ihm erklärt, dass man dem Pilz dadurch „den Samen nehme". Auch sammelte er Eier- und Semmelschwämme und später im Herbst die edlen, schön kreisförmig gemusterten Blutreizker, die er alle den Sommerfrischlern verkaufte.

Wie freute sich Peppi, wenn er morgens auf den vertrauten Lichtungen, die noch nicht von der Sonne geküsst waren, während die Glöckchen der Kühe ringsum läuteten, zerstreut im kurzen Grase die kleinen runden Hüte blinken sah. Oder tiefer im Walde die leuchtenden „Hexenringe" der ockergelben Eierschwämme oder die licht bräunlichen Semmelschwämme. Oder ganz im Walddunkel die rothen vorwitzigen Knöpfe des Kapuzinerpilzes!

Und köstlich war ihm auch das Himbeersuchen. O, auf der „wilden Bless" gab es keine ärmlichen Himbeerstauden, da dehnte sich weit aus ein dichter, fast undurchdringlicher Himbeerwald, wo man kühn von Stein zu Stein hüpfen musste, um vorwärts zu kommen. Groß, vollreif und thauig leuchteten die Früchte, oft schon überreif. Dann lagen sie angewelkt auf den heißen Granitsteinen und vertrockneten. Aber diese waren besonders süß und würzig. In dieser Himbeerwildnis sah man Peppi halbe Tage herumklettern. Drunten tönten wechselweise die Glocken. Blauer Himmel wölbte sich über den Wald und über die „wilde Bless", so dass sie ganz vom Wald und Himmelblau gegen die Welt abgeschnitten war, und die Augustsonne hüllte die ganze heimliche Wildniss in ihren zitternden Duft.

Einmal hatte sich Peppi allzusehr in den Himbeerwald vertieft. Wie er glühend von Eifer und Sonne, das Körbchen voll Himbeeren, aus dem Gestrüpp hervortrat, da horchte er vergeblich auf das Herdengeläut'. Er stutzte und rief die Kühe bei Namen. Dann jauchzte er, dass die ganze „wilde Bless" widerhallte. Aber die Kühe blieben verschwunden. Nun wurde Peppi ängstlich, versteckte die Beeren am Stein und gieng

das Vieh suchen. Er suchte und suchte wohl den lieben langen Tag. Aber er konnte es nicht finden. Mittagszeit war längst vorbei. Schon stand die Sonne schräg am Himmel und die Tannenschatten wurden länger und gespenstiger. Eine bleierne Schwüle verbreitete sich. Müde und gedehnt, wie im Traum, tönte der Gesang der Vögel. Auch die Eichhörnchen ruhten.

Aber von Westen zogen schwere Wetterwolken an. Schwarze unheimliche Wolken, mit schwefelgelben Rändern. Dann brach der Donner los, dass es hallend und brausend durch den Wald fuhr. Kühles Wehen gieng durch die Bäume. Und nun kam das sanfte Rauschen des Regens. Der Himmel wurde wieder heiter und über die „wilde Bless" wölbte sich ein klarer, bunter, duftiger Regenbogen. Da fiel Peppi auf die Knie und bat die Jungfrau, ihm zu helfen, das Vieh zu finden. Er kletterte die „Steinwend" hinauf und kam auf die Harderbauer-Felder. Da stand sein Herz fast still vor Freude, er hörte Glocken und sah die drei Kühe friedlich im Haberfeld grasen. Nebenbei das Korn aber war greulich zerschlagen vom — Hagel. Peppi hängte sich an seinen Liebling, den Scheck, und jauchzte, dass es widerhallte im regenfrischen Gefild. Wie er abends heimkam, rang der Lebsterbauer die Hände und berechnete den Hagelschaden!

Immer herbstlicher wird es im Wald. Die Himbeerzeit ist vorüber. Hie und da mischen sich schon falbe, gelbliche Töne in das Grün des Waldes. Aber die Brombeeren werden jetzt reif. Da hat es auf der „wilden Bless" einen zusammenhängenden Brombeerstrauch, der misst wohl seine fünfzig Schritt im Umfang. Kohlschwarz hängen die beinahe pflaumengroßen Beeren in Büscheln bis auf den Boden nieder. Niemand erbarmt sich ihrer, als der Einsiedler und Peppi. Oder nein, das Wild verachtet diese Kost auch nicht zum Nachtisch. Besonders der Fuchs ist ein großer Verehrer der Brombeeren. An seiner Losung erkennt der Jäger, wenn die Brombeeren reifen. Mit Vergnügen ertappte Peppi einmal den Fuchs, wie er, emporgereckt, mit spitzen, lüsternen Lippen, Beeren naschte. Wie beschämt schlich der Fuchs auf die Seite. Dicht beim großen Brombeerstrauch hatte er seinen Bau, aus dem er einen feisten Dachs sammt Familie vertrieben hatte.

Das macht der Fuchs so. Wenn ihm durch Jäger oder Hunde sein Bau verleidet ist — und dazu gehört nicht viel, denn er ist krittlich! — so sucht er sich einen anderen, entweder einen neuen, oder lieber einen verlassenen oder einen Dachsbau. Er speculiert dabei auf die große Reinlichkeit des Dachses, der seinen Bau niemals verunreinigt, sondern zu seiner Bequemlichkeit entfernte eigene Gruben auf den Feldern anlegt. Der Fuchs aber ist unsauber in seinem Bau. Da schleicht er sich ein in den Dachsbau, verschmutzt und verstänkert ihn und

vertreibt so den Dachs. Dann zieht er mit Familie guten Muthes ein. Das sind so Reineckes Kniffe und Ränke.

Zuweilen konnte Peppi die ganze Fuchsfamilie auf dem großen Stein in der Sonne spielen sehen. Das heißt, die Jungen spielten, und die Alten sahen zu und blinzelten in die Sonne, die buschigen Schweife bewegend.

Die Herrenpilze sind nun auch durch die Herbstfröste vertrieben. Die gelben „Hexenringe“ fangen an zu zerfließen. Die Vögel werden immer stiller und nachdenklicher. Überreif liegen die Brombeeren in Massen am Boden und werden selbst vom Fuchs verschmäht. Die Sommerfrischler in Ammersbach sind in alle Winde verflogen. Und die gelben Töne gehen leise in rostfarbene über. Morgens in der Sonne scheint es zuweilen, als brenne der Laubwald. Immer spärlicher wird das Futter auf den Weiden. Die Silberdistel, der Wiesenlauch und blasse Glockenblumen stehen noch auf den Wiesen. Die Distel ist aber nicht zu verachten, dieses stachlige, flach am Boden klebende, strahlenförmig geblätterte Gewächs. In ihrem Innern hat sie einen süßen Kern, unter dem Fruchtboden verborgen, der schmeckt fast wie Nuss. Peppi weiß davon zu erzählen. Ja, und die Haselnüsse nicht zu vergessen!

Und endlich kommt der Tag, da werden die Kühe in den Stall getrieben. Auf der Tenne tönt der Dreschschlegel, im Walde das Horn des „Anstellers“ auf der Treibjagd. Peppis Herz ist traurig; denn es ist Herbst geworden. Er hängt sich dem „Scheck“ an den Hals und liebkost die „Bless“ und die „Rothe“. Er nimmt Abschied vom Sessel-stein und jubelt noch einmal in die „wilde Bless“, und das Wild stutzt und sagt sich: Der Peppi geht heim!

Ein Theatererfolg.

Erzählung von **Hans Malser.**

„Geehrter Herr Hendlbadschi!

Ihre Tragödie ‚Das Blutgericht‘ habe ich erhalten und sofort gelesen. Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen mittheilen zu können, dass das Stück zur Aufführung angenommen ist. Die Première soll schon am 27. Februar stattfinden, und denke ich, dass Sie nach langem vergeblichen Bemühen auf diesem Felde die Genugthuung eines großen Erfolges haben werden. Ich, sowie meine brave Gesellschaft werden gewiss das Möglichste hiezu beitragen. Seien Sie für den genannten

Tag höflichst eingeladen, sich der Directionsloge zu bedienen. Vielleicht wollen Sie auch Ihrem Fräulein Braut die Freude gönnen, Ihrem Ehrenabende beizuwohnen.

Ihr stets wohlgeneigter

Ringelbaum,
Theaterdirector."

So, das wäre auch gemacht. Director Ringelbaum schleudert die Feder hin, steht flink von seinem Drehstuhle auf und reibt sich die Hände.

— Ja, mein frecher Hendlbadschi! Du chronische Landplage aller Theaterdirectoren, nun wollen wir dich einmal curieren. Dein „Blutgericht" soll dir einen Erfolg bringen, an den du dein Lebtag denken wirst. Und Fanny, die kleine, blonde Bestie —. Ich glaube, dass sich so großartig noch kein verschmähter Liebhaber gerächt hat. In den Zwischenacten sollen Kellnerjungen mit Bier, Kindertrompeten und faulen Eiern herumgehen. Die Directionsloge wird von außen zugesperrt. Vor dem P. T. Publicum rechtfertigt mich der Faschingdienstag. „Das Blutgericht." Na — gehorsamer Diener!

* * *

„Meine Herzensfanny! Schwerenoths-Mädl!

Bum! Bum! — Hörst Du es? Das sind die Siegessalven. Endlich einmal. Soeben hat mir mein Gönner, Herr Director Ringelbaum, mitgetheilt, dass das ‚Blutgericht' zur Aufführung kommt, und zwar schon am 27. Februar, also nächsten Dienstag. Gerade von diesem Stücke — es ist ja eine Jugendarbeit von mir — hätte ich's am allerwenigsten gedacht. Ich bin außer mir. Wie oft bin ich aus der Haut gefahren, wenn die Wische zurückkamen, aber außer mir, so außer mir — noch nie. Wie ein bummelwitziger Falter tanzt meine Seele (jetzt spüre ich, dass eine vorhanden ist) um die schmachtende Gestalt, genannt Balduin Hendlbadschi, den lieben Kerl bewundernd, der ‚das Blutgericht' geschrieben hat. Ein reizender Mensch, dieser Ringelbaum. Mag seinen himmlischen Brief nicht den Zufälligkeiten der Post anvertrauen, bringe ihn Dir morgen selber. In der Directionsloge, denke Dir, werden wir sitzen. Thue mir doch den einzigen Gefallen, Dir bei der Schneiderin sofort eine Rosa-Seidenrobe zu bestellen; Du, mein süßes Kosekatzerl, sollst den Neid der gesammten Damenwelt entfachen, wie ich den der Dramendichter des ganzen deutscheinigen Reiches. Bum! Bum! Ttschinradatschin! Ich beschwöre dich, Fanny! Wirf Dein Divankissen auf die Erde, knie d'rauf und bet mich an als Deinen verklärten, in alle Himmel entrückten und verzückten, triumphierenden

Baldl."

Die Rückantwort erschien noch an demselben Tage, durch einen Knaben, der zwei Silberzehner bekommen hatte, damit er recht laufen sollte. Das Briefchen war thatsächlich noch feucht geklebt, Hendlbadschi küsste dieses Feuchte mit wüthender Inbrunst auf.

„O mein geliebter Jüngling!

Endlich also ist Dein Ringen und Harren und Dulden gekrönt, Du nun bald mit Lorbeeren bekränzter Held. Wollte Dir gleich einen Zweig senden, aber der Gärtner hat noch nichts. Na, der kann sich sputen. Ich freue mich furchtbar auf den Dienstag. Ob jedoch lichtrosa Seide passt für das Trauerspiel, wo es mich schon jetzt gruselt, wenn der schwarze Ritter kommt und die engelsschöne Rosa ersticht! Da wird man im Theater wohl mehr Taschentücher sehen, als was anderes! Vergiss nicht, Deinen Frack zum Fleckputzer zu geben. Wer weiß, wie oft sie Dich auf die Bühne schleppen, Du armer Kerl. Aber nachher gehen wir in den ‚Hirschen' soupieren. Gott, wenn mich nur nicht früher der Schlag trifft! Mein Herz pumpert seit Deinem Brief und es ist alles so ganz lebendig in mir. Meine Quartierfrau sagt, sie möchte auch hineingehen, wenn sie eine Karte haben könnt. Gib ihr eine, sie soll recht baschen.

Komm nicht zu spät morgen, kann Dich schon nimmer erwarten."

Ohne Datum und Unterschrift natürlich, aber Hendlbadschi wusste recht gut, woran er war.

Die Nachschrift: „Deinem gar zu netten Briefe entnehme ich, dass Du den ‚Witzbold in der Westentasche' schon gelesen hast. Bringe ihn mit, der N. will ihn zurückhaben."

Gruppenweise standen an den Straßenecken die Leute beisammen und lasen den großen, purpurrothen Theaterzettel:

Theater.

Heute, am Faschingdienstag, den 27. Februar 1900:

Das Blutgericht.

Trauerspiel in fünf Acten von Balduin Hendlbadschi.

Personen:

Graf Roderich von Lilienburg	Herr Wallner.
Rosa von Lilienburg, seine Schwester	Frl. Florelli.
Kuno, der schwarze Ritter	Herr Müller.
Gakerakom, ein Hirte	Herr Bromberg.
Muhu, ein Stier	Director Ringelbaum.

Volk. — Zeit: Mittelalter. — Ort: Der Spessart.

Im Blätterwald war es still wie vor einem Sturm. Keine Zeitung brachte eine Reclamenotiz, es war ein fast feierliches Entgegengehen dem Ereignisse.

Eine Stunde vor Eröffnung des Theaters drängte man sich vor dem Eingang, und roth von der Wand leuchtete es nieder: Das Blutgericht! Die Besetzung war eine ausgezeichnete. Der Heldendarsteller Wallner, ein Recke mit donnergewaltiger Stimme, der Liebhaber Müller mit dem üppigen, geringelten Lockenhaar, das immer so pechschwarz und feucht war. Der Charakterdarsteller Bromberg mit den Intriguantenfalten im glattrasierten Gesicht. Director Ringelbaum, der so selten spielte, nur in Rollen, wo sein schöner Schnurrbart nicht störte; ein boshafter Recensent hatte einmal behauptet, dieser Schnurrbart stehe ihm höher als die Kunst. Und endlich Fräulein Florelli, in der Studentenwelt Forelle genannt, eine Liebhaberin, deren Reize es glaubhaft machten, dass man sich ihretwegen mit Papiermachédegen duellierte, mit blindgeladenen Revolvern erschoss, mit leeren Giftbechern vergiftete. Und diese Lieblinge des Publicums sollten die neue Tragödie heute zur Darstellung bringen.

Der Dichter war völlig unbekannt. Man wollte wissen, dass Balduin Hendlbadschi ein angenommener Name sei, hinter dem sich eine hochstehende Persönlichkeit verberge. Andere wollten den Mann als jungen Privatlehrer kennen, der immer zu kurze Beinkleider und einen zu hohen Cylinder trug und wenigstens schon so viele classische Stücke geschrieben hätte, als Goethe und Schiller zusammen. Director Ringelbaum habe es mit Mühe dahingebracht, dass der Dichter sein neuestes Drama aufführen lasse, so bescheiden sei er. Weil aber alles Hehre durch Bosheit verdorben werden muss, so erdreistete sich ein schmieriger Choristenbursche zur Behauptung, „das Blutgericht“ sei schon der dreizehnte Schund, den Herr Hendlbadschi seit zwei Jahren bei diesem Theater eingereicht habe. Er setze durch seine Zudringlichkeit alle Dramaturgen in Verzweiflung. Man werde wohl sehen!

In einer Gallerieecke des Theaters hockten drei halberwachsene Buben, ein wenig zerzaust an Kleidung und Haar, aber kunstbegeistert. Die führten zischelnd — zwei waren stark zahnlückig — ein Gespräch:

„Wie viel hat er dir gegeben?“

„Eine Krone. Und dir?“

„Auch eine Krone. Aber aufpassen sollen wir, hat er gesagt. Wenn die Leute baschen, müssen wir pfeifen, und wenn die Leute pfeifen, sollen wir baschen. Und wenn sie nach Abschluss still sind, müssen wir auch baschen.“

„Warum denn? Wenn's durchfallen soll!“

„Du bist dumm. Wenn nicht ein par anheben zu baschen, wird dir dein Lebtag kein Stück ausgetrampelt.“

„Ich möcht' nur das wissen, warum der Director ein Stück austrampeln lassen will, wo er selber mitspielt.“

„Ja, mein Lieber! Das geht um ein Frauenzimmer her!“

„Aaah, jetzt verstehe ich! Na, da hätt' er schon zwei Kronen geben können."

*
* *

Das Haus war überfüllt. Es konnte kein Apfel zu Boden fallen. Der von einer Kinderloge fallende Apfel fiel einem alten Major auf den Schädel. Hätte der Mann nicht schon Kanonenkugeln über sein Haupt summen gehört, er würde wahrscheinlich ob dieser unvorhergesehenen Fruchternte ungehalten gewesen sein.

Fünf Minuten vor Beginn entstand Bewegung. In der Directionsloge war ein Herr und eine Dame erschienen.

„Die Pinselduse!" raunten sich die Leute zu, besonders die Herren, während die Damen ihre schönen rothen Mündchen verzogen. Die kein Mündchen hatte, verzog den Mund. Interessant war die junge Malerin allen, man merkte es wohl. In ihrem schwarzen, eng anliegenden Seidenkleid, mit dem gelben Haargekrause, welches wie ein ungeberdiger Heiligenschein das weiße Rundgesichtchen umgab, hatte sie heute ein ganz distinguiert geniales Aussehen. Mit dem graubehandschuhten schmalen Händchen wedelte sie den großen japanischen Fächer, eines ihrer eigenen Meisterwerke, so dass man das lichte Gesichtchen nur immer als Halbmond zu sehen bekam. Sie plauderte scheinbar harmlos mit ihrem Begleiter, dieweilen ihre Blicke wie zwei lose Vöglein im Hause umherflogen, voll heimlichen Vergnügens darüber, sich beobachtet zu sehen. Leute, die es wussten, dass die Pinselduse noch nie auf so exponierter Stelle gesessen, wunderten sich über ihre Routine. Sie war wie geschaffen, um zu glänzen und gesehen zu werden. Dem Herrn zu ihrer Linken glückte es nicht so gut. Er war in pechschwarzem Anzug, mit weit ausgeschnittener weißer Brust, weißer Cravate und Stehkragen, der seine Kopfhaltung in eine Art Zwangslage brachte. An den Ärmeln standen die weißen Manchetten weit hervor über die maikäferbraunen Handschuhe, und damit man sie auch sah, legte er die Hände stets auf die Brüstung, und wenn die Manchetten unter den Ärmel rutschen wollten, schob er sie durch eine wie zufällig scheinende Bewegung hervor. Er saß steif aufrecht und überragte seine rundliche Dame um Kopfeslänge. Er hatte ein dreieckiges, gelblich blasses Gesicht mit blonden Coteletten unter den Ohren, zwischen der kurzen, stumpfen Nase und dem gekniffenen Mund war eine breite Oberlippe, die nur an den Mundwinkeln Schnurrbartspuren zeigte; Wangen und Stirn waren mit decent gesäeten Sommersprossen besetzt. Das aschblonde Haar war an der linken Seite sehr sorgfältig gescheitelt und vorne in einer Curve aufgeschopft. Der Mann befliss sich eines sehr tiefsinnigen Blickes, trotzdem hatte sein Gesicht manchmal etwas unruhig, lustig Springendes. Er sprach scheinbar sehr eifrig mit der Dame, und seinen Geberden und Mienen dabei sah man's an, dass

sie „zum Fenster hinaus" gemacht waren. Manchmal wollte er die unbeholfene Verlegenheit mit Nonchalance bemänteln, lehnte sich zurück und that, als sei ihm das alles so von ungefähr, so nebenbei, etwas, das seine Persönlichkeit noch lange nicht erschöpfe. Alle Operngläser waren nach ihm gerichtet — denn wie ein Lauffeuer hatte es durch das Haus gezuckt: Das ist Hendlbadschi.

Der Capellmeister hatte aus dem „Freischütz", den „Hugenotten" und dem „Propheten" eine grause Musik zusammengemacht, die gieng durch Mark und Bein und bereitete vor auf die nahen Ereignisse. Hendlbadschi wusste wohl, dass der eigentliche Ruhm erst nach Schluss der Aufführung angehen könne, aber eine kleine Anleihe davon konnte er doch jetzt schon machen. Jetzt ist der Genius, der nach zwei Stunden vor aller Augen frei und leuchtend dastehen wird, noch geheimnisvoll verhüllt. Dieser Nimbus ist auch nicht zu verachten. Fanny warf manchmal einen Blick auf das Publicum, gleichsam: Ihr armen Kinderchens, noch wisst ihr es nicht, wen ich neben mir sitzen habe, wer in eurer Mitte lebt.

Kling! — ganz leise. Die Brandung legt sich, der Vorhang hebt sich.

Mondnacht. Felsenlandschaft. Man hört das Tosen eines Wasserfalls. Auf einer Rasenbank sitzen Kuno, der schwarze Ritter, und Rosa von Lilienburg. Sie schwören sich mit Ausdauer ewige Treue und küssen sich. Darob stockt — ein sehr sinniger Zug — der Wasserfall, es ist still, man hört das süße Schlagen einer Nachtigall. Diesen Umstand benützt das Paar zu einem schönen Reim.

Rosa: O Geliebter mein, vernimm, es schweigt der Wasserfall!

Kuno: Und hörst du, Mädchen, nicht die Nachtigall?

Über diese Idylle senkt sich langsam der Vorhang. Natürlich kamen auch andere Scenen vor, und wunderschöne Sentenzen, die geradezu an niemanden Geringern als Friedrich Schiller erinnerten! Der Erzähler kann das nicht alles so wiedergeben, er muss sich mit Vorführung der Hauptsache bescheiden. Der erste Aufzug vorüber. Das Publicum war verblüfft. So verblüfft, dass es aufs Applaudieren vergaß. Hendlbadschi und Pinselduse nickten sich vielsagend zu. Diese heilige Ruhe ist mehr als Applaus. Sie sind in eine andere Welt versetzt. — Das Volk fand sich zuerst wieder, das schlichte Volk auf der Gallerie. Dort begann es irgendwo zu klatschen, vier oder sechs Hände. Hendlbadschi wurde unruhig. Ob er nicht aufstehen und sich auf die Bühne begeben sollte? Fanny, meinte, er möge warten, bis es noch dicker komme.

Zweiter Aufzug. Dorfplatz. Jahrmarkt mit allerlei Volk, Marktschreier, Werkelmänner, Taschenspieler, im Hintergrunde Seiltänzer. Von der Kirche her Glockengeläute, Orgelklang, Liederchor. Die Leute strömen in die Kirche, darunter auch Kuno und Rosa, einander am Arm führend.

Rosa in weißem Schleppkleid, Schleier und Myrtenkranz, Kuno im Harnisch und Helm, an der Seite ein breites Schwert. Vor dem Thore begegnet ihnen Graf Roderich von Lilienburg in rothem Sammtwams, über der Brust eine goldene Kette, Barett mit bunten Federn.

Roderich (zu Rosa): Wohin, Schwester?

Rosa (auf Kuno deutend): Frage meinen Herrn.

Roderich: Ritter Kuno, du?

Kuno: Ja, Herr Graf, ich!

Roderich: Wohin führst du meine Schwester?

Kuno: Zum Traualtar, Herr Graf!

Roderich (sich in die Brust werfend): Mein Herr!

Kuno (sich auch in die Brust werfend): Mein Herr!

Roderich: Das wird nimmer geschehen, solange ich lebe!

Kuno: So stirb, du seichter Fant! (Zieht das Schwert, um den Grafen zu erstechen, trifft aber Rosa, die sich dazwischengeworfen hat.)

Rosa (legt ihre Hand auf die Brust): Ach, das thut weh! — Lebe wohl, mein Geliebter, ich verzeihe dir! (Fällt um und stirbt.)

Roderich (springt auf eine Stufe, ballt gegen Kuno die Faust und schreit mit furchtbarer Stimme): Rache! Rache! Rache!

Der Vorhang fällt.

Im Publicum Bewegung. An mehreren Stellen wird geklatscht. Fanny will Taschentücher bemerken. Hendlbadschi eilt hinaus, rennt in den Vorgängen herum, findet endlich den Zugang zur Bühne, prallt an Coulissen und verlangt, dass der Vorhang sich hebe.

„Da müssen Sie, bitte, schon warten, bis man Sie ruft!" sagt der Regisseur. „Einstweilen — hören Sie?"

Man hört ein paar schrillende Pfiffe. Hendlbadschi kehrt kreidebleich in die Loge zurück.

„Man pfeift, weil man sich durch dummes Klatschen die Stimmung nicht zerstören lassen will", sagt die Pinselduse. „Ich sehe Frauen, die bitterlich weinen."

„Die Komödie thut ihre Schuldigkeit", flüstert Hendlbadschi scheinbar zufrieden, doch etwas unsicher.

„Es ist ein furchtbares Stück", haucht Fanny. „Ich hätte nicht gedacht, dass es so arg erschüttern könnte. Die Leute sind sehr aufgeregt."

„Das kommt noch besser!" sagt der Autor mit stoischer Gelassenheit. Doch fühlt er, seine Rolle für diesen Abend ist die schwerste. Es ist ihm, als ob er starken Wein getrunken hätte und über ein gespanntes Seil gehen müsste.

Im Publicum gehen Bierjungen umher. „Frisch Bier gefällig?" Auch Biscuit haben sie auf ihren Tellern, Schinken, Eier und dergleichen.

„Wozu ist denn das?“ frägt ein gemüthlicher Herr und langt nach einem roth angestrichenen Holztrompetchen, das zwischen den Eiern liegt.

„Das kann man den Kindern kaufen“, antwortet der Bierjunge und zwinkert mit den Augen. „Nur fünf Heller.“

„Da hast, Junge.“

— Kling! — Dritter Aufzug. Freie Heide. Vom Buschwerk her das Blöken einer Herde. Gakerakom, der Hirt, tritt auf, mit langem Rastelbinderhaar, in komisch zerfahrenem Gewand. Er philosophiert über das Glück der Armut, dann nimmt er seine Flöte vor und bläst, und singt hernach ein Lied mit dem Refrain:

Ach, wie ist das so fein,
Ein Schwein — ein Schwein —
Ein Schweinedieb zu sein!

Die Bühne verdüstert sich, es beginnt zu blitzen und zu donnern. Bei pfeifendem Sturm stürzt Ritter Kuno herbei, wirft sich vor dem Hirten nieder: „Gakerakom! Schütze mich! ich beschwöre dich bei allem was dir heilig ist, beschütze mich!“

Gakerakom: Bist du nicht Kuno, der schwarze Ritter?

Kuno: Ich bin's. Man will mich morden. Bin noch so jung und soll schon sterben. Ich will nicht sterben, nein, ich will nicht! Die Grausen des Todes, oh! — Gakerakom! Lieber, guter Gakerakom, verbirg mich! Verbirg mich im Busch, unter deinem Mantel, wo du willst, nur rette mich!

Gakerakom: Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht. Mir scheint, es kommt ein Gewitter. (Donnerschlag.)

Kuno (furchtbar bebend): Hast du kein Pferd? Mein Grafenschloss für ein Pferd! — Uh, uh, er naht, er ist schon da!

Graf Roderich: Ha, Bube! Mörder meiner theuren Schwester, du entkommst mir nicht. Hier hast du deinen Lohn!

(Schleudert einen Wurfspieß nach ihm, trifft den Hirten.)

Gakerakom: Was ist das für ein Geschoß, das in mein warmes Herz dringt? Ewige Gerechtigkeit, vom Himmel möcht' ich deine Sterne reißen, um den Mörder zu zermalmen! Ihr Blitz und Donner, rächet mich! Ihr Blümlein der Au, ihr Thiere und Herden, rächet mich. Ich bin des Todes! (Stirbt.)

Graf Roderich: Wie? Den Kuno habe ich erstochen und der Hirte stirbt? (Zornig zur Leiche): Canaille, was hast du zu sterben, wenn ich den Kuno ermorde! Auf, Spitzbub, oder du sollst meinen Zorn fühlen. Wirklich? Wirklich todt? (In Jammer ausbrechend): Ach weh, ach weh! alle Creatur hat sich gegen mich verschworen!

Kuno: Zurück, Schurke, von dieser Leiche! Neue Kraft gibt mir das himmelschreiende Verbrechen. Ich rathe dir, geh bald zur Beichte. Ritter Kuno wird die Unschuld rächen!

Vorhang fällt.

In einigen Ecken der Gallerie Applaus, im Publicum Widerspruch: „Ruhig!" Man zischt, eine Kindertrompete piepst. Gelächter und Händeklatschen, das sich durch das ganze Haus verbreitet. „Kommt denn die Forelle nicht wieder!" riefen die Studenten.

„Aber die ist ja todt!"

„Dann tröst' sie Gott!"

Hendlbadschi neigt sich für alle Fälle ein wenig zurück, er weiß nicht ganz genau, wie ihm geschieht. Der Pinselduse ist sehr warm, sie flattert heftig mit dem Fächer.

Auf der Bühne frägt der Regisseur den Director, ob man das Stück zu Ende spielen solle? „Aber natürlich!"

„Also auf!"

Vierter Aufzug. Meeresküste. Sonnenuntergang. Möven schwirren über die Bühne. Man hört das Gebrüll eines Stieres. Ritter Kuno tritt auf, schleichend, hastig, bleibt stehen, späht um sich: „Auf diesem Strandwege muss er kommen. Hier vollend' ich's! — O, der Qualen dieser letzten Tage! Vom Rachegott gekitzelt, musste ich gleichwohl liegen auf dem Stroh, in den Eingeweiden ein mächtig Grimmen, denn meine Schaffnerin, die alte Hexe, hatte mir die Fisolen nicht gar gekocht. Und über meinem thatenlosen Sein kreisten die ewigen Sterne!"

Ob dieser herrlichen Sprache geht durch die Zuschauer ein Hauch des Entzückens. Hendlbadschi will sich doch auf die Bühne begeben, vermag aber jetzt die Logenthür nicht zu öffnen. Aller Aufmerksamkeit ist der Scene zugewendet. Aus dem Buschwerk trottet plump ein schwarzer Stier.

Kuno: Welch ein Ungeheuer äfft mich hier!

Graf Roderich (der hinter dem Stiere her auftritt): Ungeheuer? Du bist es, das größte auf dem Erdball! Stehe mir!

Kuno: Dich hat dein Engel heut' verlassen, Schurke! Ich will dir heimleuchten ins ewige Leben! (Sie ziehen die Schwerter und fechten, aber so, dass sie den Stier zwischen sich haben und einer wie der andere sich durch das Thier zu decken sucht. Endlich holt Kuno zu einem mächtigen Hieb aus, trifft aber den Stier im Nacken. Dieser wankt, fällt schwer zu Boden, schiebt sich um und reckt die Beine hoch in die Luft. (Am Himmel ein liebliches Abendroth.)

Und in diesem Augenblicke war's, dass — bei offener Scene — sich ein stürmischer, ein beispielloser Applaus erhob. Volles Männerlachen, kreischendes Frauenlachen, schmetterndes Kinderlachen erfüllte das Haus.

„Ein Riesenerfolg!" flüsterte die Pinselduse dem Autor zu, „jetzt mach', dass du vor die Rampe kommst!"

„Und jetzt gehe ich nicht", sagte Hendlbadschi. Je mehr sie lachten im Hause, je mehr war ihm ums Weinen. „Du bist das größte Un-

geheuer auf dem Erdball!“ knirschte er dem Publicum zu. Der ganze Zwischenact war belebt, die Leute standen in Gruppen, sprachen laut, lachten und blickten grüßend und zunickend nach der Directionsloge. Frauen, die von der Pinselduse bemalte Fächer hatten, schwangen und schwenkten solche gegen die Loge.

Der fünfte Aufzug war eine melodramatische Apotheose. Unter den weichen Klängen der Lorelei erhellte sich sachte der nächtliche Himmel, die Wolken theilten sich und im Verklärungsschein schwebten die drei heiligen Opfer: Rosa im weißen Brautkleide, dann Gakerakom und — der schwarze Stier. Die hehre Stimmung wurde leider beeinträchtigt durch den ungeheueren Heiterkeitsausbruch. Und junge Leute im Parterre riefen laut: „Die Forelle! Die Forelle!“ Wie noch so die drei verklärten Gestalten in den flammenden Wolken des Himmels standen, senkte sich langsam, feierlich der Vorhang.

Der Beifallssturm ist nicht zu beschreiben.

„Balduin Hendlbadschi?“ schrien hunderte von Stimmen, und während der Vorhang immer wieder aufgieng, und die Schauspieler, auch der schwarze Stier, sich verneigten, kam der Regisseur in die Loge, schleppte den Autor mit sich und auf die Bühne. — Von den eleganten Verbeugungen, die er sich eingelernt, war keine Spur, er torkelte, er taumelte. Mit seinen langen, steifen Beinen und spitzen Ellbogen war er eckig wie ein Drudenkreuz. Eine Dankesansprache hatte er sich ausgedacht, nun fand er von ihr weder Anfang noch Schluss, nur das Wort, von der „gütigen Nachsicht des Publicums mit dem bescheidenen Jünger der göttlichen Kunst“ kam ihm auf die Zunge und das stammelte er auch.

Die Herren standen auf den Sitzen und applaudierten, die Frauen rissen Blumen von ihren Hüten und warfen sie auf die Bühne. Und nachdem unter beständigem Lärmen und Tücherschwenken Hendlbadschi öfter als ein Dutzendmal herausgerufen war und die Diener schon das Licht abdrehten, begann endlich das Theater sich zu entleeren. Während die Menge unter lebhaften Gesprächen und Gelächter sich nach allen Seiten der Stadt zerstreute, luden Studenten den Hendlbadschi auf einen hölzernen Theaterschild und trugen ihn so auf den Achseln dem „Goldenen Hirschen“ zu.

Die Pinselduse eilte mit gehobenem Bauschrocke allein durch die dunklen Gassen, weinend vor Aufregung und Verdruss, dass man nicht auch sie so auf die Schultern der Studenten gehoben hatte.

Das nächste „Abendblatt“ brachte folgenden Bericht:

„Gestern hat uns unser Theater eine höchst gelungene und liebenswürdige Überraschung bereitet. ‚Das Blutgericht‘ heißt die Canail — Pardon! — Tragödie, die uns zwei Acte lang so köstlich genasführt

hat, bis es dem Publicum und, offen gesagt, auch uns erst im dritten Act klar wurde, es wäre die Parodie einer jener Ritterstücke, bei denen unsere Großmütter sich noch die Augen roth weinten. Die gestrigen Zuschauer haben sie sich roth gelacht. Es war ein Faschingsulk, der seiner übermüthigen Launen wegen auch noch in der Fastenzeit viele ergötzen wird. Möge das Stück auf dem Spielplan bleiben, bis es alle lachlustigen Theaterfreunde gesehen haben. Wie wir hören, sollen sich bereits mehrere Bühnen telegraphisch um das Aufführungsrecht beworben haben. Der Verfasser, den nach der Vorstellung begeisterte junge Leute ins Hotel trugen, ist ein junger, schlichter Sprachlehrer, der durch diese humorvolle Schöpfung sich als einen der feinsten Geister unserer Stadt legitimiert hat."

Director Ringelbaum war schlecht gelaunt. „Mir gelingt schon gar nichts mehr. Ich ziehe mich ins Privatleben zurück." —

Hendlbadschi las die Recension bei seiner Pinselduse. Darauf lehnte er eine Weile im Sopha, zupfte an den blonden Schnurrbartschöpfchen und blickte dem Fräulein so ein wenig unsicher ins runde Gesicht. Endlich fragte er: „Fanny — und was denkst du?"

„Ich? Dass du ein Lustspiel geschrieben hast."

„Es hat mir nämlich schon den Eindruck gemacht, als meinten einige, ich hätte — allen Ernstes ein Trauerspiel schreiben wollen."

„Tröpfe!" sagte sie und kicherte heimlich in den weißen Fächer, auf den sie eben eine blaue Tulpe malte. — — Es brauchen nicht gerade immer die gescheitesten Männer zu sein, die man heiratet.

„Nur Eins", sagte sie und nagte dabei mit den weißen Zähnchen an der Unterlippe, „nur Eines vermisse ich an diesem Lustspiel. Nämlich —"

„Nämlich?"

„Die letzte Scene. Wo sie sich kriegen."

„Aber Mädel! Sie haben sich ja schon!" flüsterte Hendlbadschi und küsste ihr das Handgelenk.

In seinem nächsten Lustspiel will er diese gelungene Scene verwenden. Hoffentlich wird's kein Trauerspiel.

Hamerling zu Georg Ebers, zu Berthold Auerbach, zu Emil Mario Vacano.

Von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

(Schluss.)

Zu den interessantesten Persönlichkeiten des neueren deutschen Schriftthums zählt Emil Mario Vacano.

Geboren am 16. November 1840 zu Mährisch-Schönberg — ist er nach einem wechselvollen Leben am 9. Juni 1892 zu Karlsruhe gestorben.

Wer aber den Entwicklungsgang zwischen diesen beiden Daten — voll und ganz — gekannt hätte, den Entwicklungsgang dieser undefinierbarsten Sphinxnatur!! Denn „Vacano gehörte zu jenen Personen, in welchen eine launische Natur die extremsten Anlagen und Neigungen gleichsam versuchsweise zusammenzutragen liebt“. Die extremsten Anlagen und Neigungen!

Soll als junger Mensch im Habit eines Klosternovizen gesteckt sein, soll dann die Kutte vertauscht haben mit der Robe einer Akrobatin und unter wanderndem Circusvolk als „Signorina Sangumetta, die berühmte Kunstreiterin“ im Venetianischen umhergezogen sein, hat dann als Schauspieler einer österreichischen Provinzbühne erste Heldenrollen spielen dürfen — daneben Maler und Musiker aus Liebhaberei — soll hierauf als geschickter Prestidigitateur „Don Alvareso“ die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt haben, und soll erst während dieser Zauberkünstlerweltbummelei zum Bewusstsein gekommen sein, dass der Zauberstab, den er am richtigsten zu führen imstande, kein anderer als die Feder ...

Als Schriftsteller ist dann Vacano — bald ja selbst ein gefeierter Literat — mit berühmten und angesehenen Zunftgenossen in Berührung getreten und mit ihnen und vielen Menschen gut Freund geworden.

Aber sonst recht mittheilsam und fast schwärmerisch-herzlich — ist er an gewissen Phasen seines Lebens selbst intimsten Freunden gegenüber mit unbrechbarem Stillschweigen vorübergeeilt, und so herzensgut, vornehm und nobel sein Charakter — — —: wer immer mit ihm verkehrte, selbst seine treuesten und intimsten Bekannten — so recht klug wurde keiner derselben aus Vacanos Persönlichkeit.

Mann und Weib — Klosterbruder und Circusreiterin — glaubwürdig dieses Extrem im „sächlichen" Bacano.

So in etwas vielleicht auch mahnend an Zacharias Werner. Wie dieser an den Gräbern der Apostelfürsten tagsüber in verzückter Gläubigkeit — so Bacano im buntfenstrigen gothischen Dome in stummer ehrlicher Entzückung. Und Zacharias Werner, die Nacht darauf — nun man weiß ja . . . Und so jauchzt auch Bacano beim Sperl oder im Orpheum oder in irgend einem anderen Tingel-Tangel — nachtsüber ein echtes Weltkind . . . Er sammelt Heiligenbilder, ist glücklich, wenn sich deren Zahl vermehrt, drückt jedes neue, das er erhält, mit Inbrunst an die Lippen, an dieselben Lippen, die einige Stunden später in der goldenen Haarflut eines Mädchenkopfes sich berauschen. „Patriarch und Gigerl" unterschreibt er sich einmal, ein andermal „Kokette und Betbruder". Als ob einer Klosterfrau ein Patriarchenbart angeklebt wäre — so das bleiche Antlitz Bacanos mit den schönen, frommen Zügen. Aber dieses patriarchenbartumrahmte Gesicht trägt eine — — Lorgnette. Angethan mit einem Mönchskleide läßt er sich photographieren und schickt das Bild seiner Angebeteten.

Und wie im Leben dieses Extrem, so predigt er als Schriftsteller heute Weltgenuss und morgen Weltentsagung.

Es war im Jahre 1871, dass bei Heckenast in Pest ein theologisches Buch erschien: „Die Gottesmörder. Von einem Gläubigen." Auf dem seltsamen Umschlage des dickleibigen Werkes fanden sich die Bibelcitate: „Ich, Johannes, der auch euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal ist und am Reich und an der Geduld Jesu Christi, war in der Insel, die da heißt Patmos, um des Wort Gottes Willen und des Zeugnisses Jesu Christi . . . Ich war im Geiste an des Herren Tage und hörete hinter mir eine große Stimme als einer Posaune, die sprach: Ich bin das A und das Z, der Erste und der Letzte; und was du siehest, das schreibe in ein Buch und sende es den Gemeinden." (Apokalypse des Theol. Joannes I. 10. 11.) „Sie aber binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals, aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen . . Wehe euch, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, lasset ihr auch nicht hineingehen. (Matth. 23., 4. u. 13.)"

Das seltsame, wunderliche Buch erregte in den Blättern verschiedenster Parteirichtung meteorgleich gewaltiges Aufsehen. In kühner Sprache bot es ein Stück Culturgeschichte auf religiösmystischer Grundlage. Freilich der Offenbarungsgläubige vermochte sich mit dem Inhalte ebensowenig einverstanden zu erklären, wie der Lichtfreund, aber als ragendes Document einer originell veranlagten

ringenden Seele wurde sein Erscheinen in beiden Lagern nachhaltig verzeichnet.

Kurze Zeit darauf erschien im gleichen Verlage ein Buch „Die Heiligen. Vom Verfasser der Gottesmörder“, und noch im gleichen Jahre 1872 eine interessante religiös-philosophische Studie „Die Töchter Babels. Vom Verfasser der Gottesmörder.“

Keines dieser drei von fast ascetischem Geiste erfüllten Werke trug auf dem Titel den Namen des Verfassers.

Als einst Rosegger bei Heckenast, der, wie wir ja wissen, Roseggers langjähriger Verleger, zu Gaste, kam die Sprache auf jene drei Bücher. Heckenast theilte Rosegger mit, wer der Verfasser. „Einen lauteren Schrei der Überraschung habe ich wohl mein Lebtag nicht ausgestoßen als damals, als der Verleger Gustav Heckenast in Pest mir mitgetheilt, das Werk ‚Die Gottesmörder‘ habe — — Bacano geschrieben.“ Wir glauben Rosegger diesen Schrei der Überraschung gerne; der Verfasser der „Gottesmörder“, nämlich derselbe, der die „modernen Vagabunden“ geschrieben, den „Magen und das Herz“, „Leichtes Blut“, „Bilder aus dem Harem“, „Bilderbuch für Hagestolze“ — geistgewürzte Caviarlectüre, die ganz in der gleichen Qualität wie Bacano ein Paul de Kock seinem gierigen Lesevolk serviert — —

— — Robert Hamerling, der Bacanos Schriften kannte und in ihrem Verfasser die gewandte stilbeherrschende Erzählungskunst schätzte, erfuhr das Geheimnis der Autorschaft der „Gottesmörder“ und der „Heiligen“. Das Pikante, das in der Sache lag, reizte unseres Dichters literarisch sonst so verwöhnten Gaumen, er verschaffte sich beide Werke, las sie, las sie wiederholt, und das Interesse ward ein so nachhaltiges, dass unser Dichter seine kritische Äußerung Februar 1872 in einem längeren Aufsatze zu Papier brachte.

Ein freundlicher Zufall — dass wir vor kurzem diese völlig verschollene Arbeit Robert Hamerlings zu entdecken vermochten. Ihre Mittheilung im Folgenden bedarf keiner Rechtfertigung. Sie wird in erster Linie um Robert Hamerlings willen von der Hamerling-Gemeinde freudig begrüßt werden. Dann aber wird gewiss durch sie auch etwelches Interesse dem schon langsam der Vergessenheit anheimfallenden religiösen Bacano neu sich zuwenden. Bacanos religiöse Schriften, die eigentlich nie recht ins Lesepublicum gedrungen, aber doch trotz ihrer vielen Irrungen ein lautes Zeugnis einer um Wahrheit sich mühenden Seele darstellen, werden durch eines Hamerlings Wort gewiss am ehesten vor völliger Verschollenheit bewahrt.

Hamerlings Aufsatz aber führt den Titel „Neureligiöse Literatur“ und hat folgenden Wortlaut:

Die Bemerkung ist vielleicht schon öfter gemacht worden, dass in Deutschland die Kunst des witzigen und geistreichen Feuilletons eine sehr ausgebildete ist, dass wir aber noch immer im allgemeinen nicht verstehen, wissenschaftliche und philosophische Gegenstände in umfangreicheren Büchern in wirklich gutem, fasslichem Stil mit Geist und leicht gefälliger Grazie abzuhandeln. In „vormärzlichen" Zeiten herrschte einmal die Einrichtung, dass Bücher über 20 Bogen censurfrei waren — man verließ sich offenbar darauf, dass deutsche Bücher, wenn sie einen gewissen Umfang erreichen, zu langweilig sind, als dass noch jemand Lust haben sollte, sie zu lesen. Und wie man damals in dicken Büchern ungestraft liberal sein durfte, in Brochuren aber nicht, so scheint eine unbekannte Censur uns umgekehrt die Verausgabung von Geist, Witz und Grazie nur in kleiner Münze zu gestatten. Es gibt aber kühne Ausnahmen, und eine solche ist das vor nicht langer Zeit erschienene merkwürdige Buch: Die Gottesmörder (Pesth, Heckenast, 1871). Das Buch ist ein modernes Feuilleton „von 33 Bogen" mit allen Vorzügen und Schwächen eines solchen und noch einigen darüber. Der Autor ist ein großer geistiger Seiltänzer — er tanzt auf dem Seile bald mit dem Kopfe, bald mit den Füßen, bald mit irgend einem anderen beliebigen Gliede — immer zum Erstaunen des Kenners.

Schon der Titel tritt als kühn geschwungene fragwürdige Hieroglyphe an den Leser heran: „Gottesmörder?" wer soll das sein? Das scharfe Wort soll nach des Autors Sinn den heute schwer heimgesuchten Stand der Priester bezeichnen, welchen das Buch vorwirft, zu allen Zeiten und bei allen Völkern den wahren Gott geleugnet, die reine Lehre verfälscht zu haben. Das klingt erschreckend radical. Und doch hat der Autor mit niemand in der Welt weniger Ähnlichkeit als mit den Radicalreformern des Tages. Er ist liberal, radical, o ja — aber er ist es auch wieder nicht — durchaus nicht — nichts weniger als das.

Das Buch erschien anonym. Einige muthmaßten den bekannten L. R. Zimmermann als Verfasser, andere riethen auf den Statthaltereirath Harrandt in Wien. Gegenwärtig weiß jedermann, dass der Autor der „Gottesmörder" kein anderer ist als der geniale Erzähler und Feuilletonist E. M. Vacano.

Man würde irren, wenn man voraussetzte, dass der Verfasser sich streng an das oben angedeutete Thema halte. Er gibt vielmehr, von einer religiösen Grundidee ausgehend, eine Art Culturstudie über alte, mittlere und neue Zeit, in der Art jedoch, dass er einzelne, meist absonderliche, wenig behandelte, aber bedeutsame Einzelheiten aus der Sittengeschichte herausgreift und sie ausstattet mit allen Pikanterien eines feinen und zugleich realistischen Pinsels. Sein Stil ist gewürzt mit den stärksten Ingredienzien, vornehmlich mit Asa foetida, geeignet, den abgestumpften Sinn des modernen Lesers im Interesse des Gegenstandes aufzustacheln. Auf S. 67 wird Julius Cäsar erwähnt. Da heißt es: „Und er wurde Feldherr; er zog aus in die Regen Galliens und den Nebeln Britanniens entgegen. Mit seiner Epilepsie, seinem Magen, der nichts mehr vertragen konnte, seinem übelriechenden kaltschweißigen, grünlichen Körper, der kein Vergnügen mehr genießen konnte. Und als er heimkehrte, legte er die Hand auf das Diadem der Weltherrschaft."– Was sagt der Leser zu diesem Pröbchen? Ist das „pikant" geschildert, oder ist es nicht pikant geschildert?

Vielleicht findet es der Leser zu pikant, zu stark gewürzt mit Asa foetida. Nun, wer die Pikanterie unseres Autors ohne diese Würze genießen will, der lese die Schilderung des mittelalterlichen Wucherers auf Seite 400. Das ist ein Cabinetsstück farbenkräftiger Malerei in Worten von rein künstlerischem Eindruck.

Zu dem Merkwürdigsten, was die psychologische Deutung und Construction geschichtlicher Thatsachen je geleistet, gehören die Capitel über die Hexerei, die

Pest und den Tod aus dem Abschnitte über das Mittelalter. Nach des Verfassers Ansicht gieng die Hexerei von den Templern aus, welche diese Kunst zunächst ihren „adeligen Maitressen" mittheilten. Von diesen Damen lernten sie die Kammerfrauen und Mägde, und wenn eine solche Kammerfrau oder Magd altersschwach geworden, aus dem Adelsschlosse in ihr Dorf zurückkehrte, so hexte sie — zunächst bloß, um sich ein Ansehen zu geben. „Eine pensionierte Kammerfrau von heute spricht französisch", sagt der Autor, „die altgewordene Leibmagd des Mittelalters hexte — beide, um sich dadurch ins Ansehen zu setzen."

Weiterhin werden nicht bloß der Veitstanz, sondern auch die Krätze, der Ausschlag, die Syphilis und die Pest in ihrer Entstehung auf psychische Gründe zurückgeführt. Wie? Das möge der Leser im Buche selbst nachlesen; wir könnten nur durch seitenlange Anführungen einen Begriff davon geben. In eine Reihe mit den erwähnten Erscheinungen setzt der Autor die Verspottungen des Todes, die „Todtentänze". Entzügelter Geschlechtswahnsinn gilt ihm als der gemeinsame Urgrund aller dieser Erscheinungen. Man lese die Schilderung Seite 381: „Ein Taumel ergriff den Jüngling, die Jungfrau, das Kind. Wenn diese Armen in der Kirche zusammenkamen, frech höhnend, in Leichentücher gehüllt — wenn sie beim Klange des Todtenmarsches zu tanzen anhuben, und einander den Wein in den Mund gossen — und wenn dann der Weinrausch und die Todesahnung in ein entsetzliches blut- und naturschänderisches Gewirr übergieng, so war das keine Sünde, es war Verzweiflung; es war das Wimmern der Jugendkraft, die sich vor der Vernichtung sträubte. Grüne Verwesungsflecke und blaue Pestbeulen entstanden an den schamlos entblößten Leibern, die ein Kuss oder ein Griff getroffen hatte."

Das ist ein sozusagen convulsivisches Denken — es sind Gedankenkrämpfe. — Warum soll es nicht auch eine Art geistiger Epilepsie geben? — Aber das kann der Sympathie und Achtung, welche der Einsichtige, jeder ehrlich ringenden und strebenden Menschenseele, also auch dem Verfasser der „Gottesmörder" schuldig ist, keinen Eintrag thun. Wer darf heutzutage sich völliger Gesundheit rühmen? Sind wir nicht alle von einem gewissen ungesunden Hauche der Zeit innerlich angekränkelt? Manchmal sind die Geister seuchenartig krank, wie die Weinreben oder die Kartoffeln.

Als Symptom einer ehrlich ringenden und strebenden Menschenseele verdient achtungsvolle Nachsicht auch jene Naivetät des Widerspruchs, die uns, wie schon erwähnt, in den Ansichten und Äußerungen des Autors begegnet, und die ihn oft plötzlich die Hand mit Angstgeberden zum Schutze desjenigen erheben lässt, was er selbst kräftiger als irgend einer, auf der vorigen Seite unterwühlt und zertrümmert hat. Aber nur, wer um äußerer Zwecke willen schreibt, vermag es, immer consequent zu sein; der Mensch, der ganz nach innen horcht, ist vielfach von Stimmungen abhängig. Übrigens steckt ja nach Hegel der Widerspruch schon in den Dingen selbst; wir alle sind ein Spielzeug jener natürlichen Dialectik, die darin liegt, dass jegliches Ding zwei Seiten hat. Auch bestimmt oft das Gegenüber für den Moment unsern Standpunkt. Dem bigotten Lästerer des Fortschrittes gegenüber ereifern wir uns so radical als möglich; dem seichten Ultra und Wirtshausprädicanten kehren wir die conservative Seite heraus.

Freilich, was man dem Menschen verzeiht, verzeiht man nicht ebenso genau dem Autor. Das Buch hat einen monumentalen Charakter; es darf nicht den bloßen Menschen mit seinen wechselnden Stimmungen, in seiner momentanen Bestimmtheit wiederspiegeln; es soll die objective Haltung, die systematische Geschlossenheit und Abrundung eines Kunstwerks haben. Auf diesen Vorzug aber verzichten von vornherein die „Gottesmörder". In ihnen ist der „Stil wirklich der Mensch".

Mit einer etwas bedenklichen Raschheit hat unser Autor den „Gottesmördern" ein fast ebenso dickes Buch, „Die Heiligen" betitelt, folgen lassen (Pest, im selben Verlage). Man merkt sogleich, dies Werk ist schneller aufs Papier geworfen — es ist weniger geistreich, weniger excentrisch als die „Gottesmörder". Es steht etwas mehr auf dem Standpunkt eines flachen Liberalismus, obgleich ein Paar Stellen über Peter von Arbues und über die Jesuiten dem großen Haufen nicht munden werden. Auf das Psychologische der „Heiligkeit" als geschichtlicher Erscheinung geht der Verfasser allerdings ein, aber was er bietet, befriedigt nicht völlig, weil ihm, dem sonst so reichlich an Geist und Gemüth Begabten, merkwürdigerweise das Eine fehlt, was nöthig, um gerade dies Thema in seiner Tiefe zu erfassen. Sinn und Verständnis für den mystischen Drang in der Menschennatur. Dass ihm das Verständnis der Mystik gebricht, ist umsomehr zu verwundern, da er — es mag sonderbar klingen — ohne pietistischen Hang ist. Die Entzückungen seiner Heiligen führt er einzig auf die geschlechtliche Erregung zurück, und die heilige Theresia schildert er auf Grund ihrer Schriften als eine so unzüchtige Person, dass man schließlich in der That nicht begreift, warum diese Messalina, um so ungezügelte Triebe zu befriedigen, ins Kloster gegangen und nicht lieber ein Institut von anderer Sorte aufgesucht. Die ganze Weltgeschichte erklärt auch hier unser Verfasser aus dem Geschlechtstrieb. Wir erfahren von ihm, dass die Heiligen darum Martern und den Genuss des Ekelhaften nicht scheuten, weil „der Genuss von Koth und dergleichen bei Überreiften eine Wollust ist" (S. 181); und wer starke Nerven hat, der lese auf Seite 159 die Schilderung der „krankhaft in Sinnlichkeitswahnsinn sich erbrechenden, durch ihre eigene Verpestung crepierenden Christenwelt." S. 377, dass sogar die Hölle dem geisteskranken Menschen des Mittelalters „nöthig geworden", um sich „mit der sinnlichen Vorstellung ewiger Strafen zu reizen gleich einem untüchtigen Greise" (!!!)

Manchmal gefällt sich der Autor in einer recht weitläufigen und hartnäckigen Ausführung von Ansichten, deren Gegentheil offenbar mindestens ebenso plausibel und ebenso geistreich wäre. Er macht sich wiederholt über die Mutter des Augustinus, die heilige Monika, lustig, weil sie heilig gesprochen worden, obgleich man von ihr nichts weiß, als dass sie zeitlebens ohne Aufhören „um ihren Sohn geweint und gebetet habe". Man könnte das ebenso gut auch höchst rührend finden, und wenn Herr Vacano gesagt hätte: „Die ganze Heiligenlegende besitzt keine rührendere Gestalt als diese heilige Monika; denn was gibt es Herrlicheres und Rührenderes als Mutterliebe?" so hätte dies auch nicht übel geklungen.

Eine wahrhaft glückliche, praktische und vielleicht fruchtbare Idee hat der Verfasser der „Gottesmörder" zum Ausdrucke gebracht; eine Idee, die, allen Ernstes sei es gesagt, in der That geeignet wäre, die große Frage des Priestercölibates in einer den Bedürfnissen der Kirche wie den Rücksichten der Humanität entsprechenden Weise zu lösen. Herr Vacano schlägt vor, dass künftig nicht mehr Jünglinge, sondern bloß ältere Männer, welche das weltliche Treiben hinter sich haben, zu Priestern geweiht werden. Verstehen wir den Autor recht, so denkt er dabei wohl an frommgesinnte Witwer und Hagestolze, aber man könnte für den Fall, dass ein verheirateter alter Mann sich dem Priesterstande widmen will, die Löslichkeit der Ehe bewilligen, und mancher ältere Ehemann gienge vielleicht, um sein Hauskreuz loszuwerden, mit Freude ins Kloster. Doch lassen wir den Scherz — die Idee scheint der Erwägung wert.

Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, dass, wenn sich der Priesterstand künftig in der angedeuteten Weise recrutierte, Einer von den ersten, die das Kloster aufsuchten, Herr Vacano selbst wäre. Herr Vacano ist eigentlich fromm —

kirchlich fromm und sieht so aus, als ob er noch frömmer werden könnte. Seine „Gottesmörder" bezeichnen nur eine Phase im Gährungsprocess dieser merkwürdigen Innerlichkeit. Ein so krankhaft überreizter Geist wird entweder wie Lenau oder im Kloster enden.

Entweder wie Lenau oder im Kloster! Nun so buchstäblich ist das letztere nicht eingetreten; aber so in etwas hat's der Seherblick Hamerlings doch errathen —: als stiller, wunschloser Mann in fast klösterlicher Abgeschiedenheit hat Emil Bacano seine letzten Jahre verbracht. Anfänglich in St. Pölten, und als daselbst sein Mütterchen gestorben, in Karlsruhe in der Familie des Malers Karl Plock. Daselbst ist er auch „in das Land gegangen, woher die Kindlein kommen, und das niemand kennt".

Mit Robert Hamerling stand Vacano aber in keinem ausgedehnteren Briefwechsel; zum mindesten lassen die in Hamerlings Nachlass sich vorfindenden Schriftstücke Vacanos und die beiden bereits an anderem Orte („Ungedruckte Briefe von Hamerling", 3. Theil) veröffentlichten Schreiben Hamerlings an Vacano auf einen solchen nicht schließen. Einigemale, dass sich beide Männer in Graz gesehen und gesprochen, und von Vacano im Nachlass unseres Dichters nur Briefe vorhanden, die er alljährlich zur Jahreswende an Hamerling als treue Glück- und Segenswünsche gelangen ließ. Das letzte dieser ganz kurz gefassten, nur stilistisch mehr oder minder abweichenden Brieflein aus St. Pölten, December 1888: „Die hellste, froheste Weihnachtszeit und frisches, nie versiegendes, immergrünes, seelenerquickendes Schaffen im neuen Jahre wünscht dem lorbeerbekränzten Meister in treuer Bewunderung — Emil Vacano."

Als Robert Hamerling gestorben, gab Vacano diesen Gefühlen der Bewunderung öffentlichen Ausdruck — ein kleines Stimmungsbildchen, dessen Mittheilung in der Darstellung der Beziehungen unseres Dichters zu Vacano gewiss nur ungern gemisst würde:

An der Wiege.

Im Waldviertel war, in einem freundlichen Häuschen am Waldessaum ein Kindlein geboren worden, ein Knäblein. Die Mutter saß an einem bienensummenden Nachmittage an der Wiege des ruhig schlummernden Kleinen, und die Ermüdung oder die Sonnengluth hatte sie in Schlummer sinken lassen. Der Fuß, welcher die Wiege in Bewegung gesetzt hatte, ruhte jetzt. Und die Waldbienen summten zwischen dem Weinlaube des Fensters hin und her, als wollten sie Honig bringen oder holen.

Da traten aus dem schlummerstillen Schatten des Waldes drei Gestalten ins Zimmer und an die Wiege. Es war, als giengen sie auf Rasen oder in Wolken, so unhörbar waren ihre Schritte.

Die erste Gestalt, ein Greis mit langem wallenden Silberbarte, in veilchenfarbenem, langfaltigem Gewande, nach der Art der alten Griechen, eine Schildkrotleier im Arme, die Sandalen staubig vom Staube mancher Landstraße, legte einen wilden Lorbeerzweig auf die Wiege des Kindes und sagte mit einer Stimme, in der etwas wie das ferne Rollen des Donners klang:

„Sing die Kämpfe der Helden um wohlbehütete Mauern,
Flicht auch der Götter unsterbliches Walten hinein."

Sprach's und wie ein Schatten fiel es dabei auf das schlummernde Antlitz des Kindes.

Der zweite, ein schlanker, spitzbärtiger Mann in fast buntscheckigem Ritterwamse aus kostbarem Brokat, das aber hie und da zerrissen und geflickt war (wie bei den fahrenden Spielleuten des Mittelalters, welche bald am Fürstenhofe tafelten, bald im feuchten Rasen der Wiesenpfade zu Rast giengen) und der eine alte Fiedel im Gürtel trug, trällerte mit einer Art lustigen Singsanges:

„Und der Frauen holde Minne
Lass den Preis sein starker Helden,
Vom Turneien und Flattieren
Sollst du süße Märe melden!“

Damit nahm er Eichenlaub, in das sich ein wildes Rosenzweiglein schwang, vom Barett, und legte es neben den Lorbeer des Greises auf das Bettlein des Kleinen, um dessen Lippen es wie ein Lächeln lief.

Da trat die dritte Gestalt — es war ein Weib — vor und sagte mit sanfter Stimme:

„Und vergiss nicht, dass des Dichters
Beste Minne ist die Liebe,
Die im Himmel glanzreich waltet
Mit der Liebe einer Mutter.“

Damit legte sie eine blühende Passionsblume auf das Herz des Kindes, das im Schlafe leise zu weinen begann und seine Ärmchen ausstreckte — es war erwacht.

Es war erwacht und die Mutter auch; und sie nahm es aus der Wiege an ihr Herz und küsste es, und Lorbeer Eichenlaub und Blume sickerten auf den Erdboden, und das Kindlein lächelte wieder beruhigt.

Es sollte später Robert Hamerling heißen für die ganze Welt.

Ach, der gute Bacano, dem sein Mütterchen die Welt gewesen — wie so viele hat auch er, der Robert Hamerlings Leben nur von außen kannte, das gleiche bei diesem vermuthet!! Der Biograph des Dichters aber, der bereits Einsicht genommen in Hamerlings bezügliche eigenhändige, inhaltsschwere Aufzeichnungen, gesteht schon jetzt, dass die Beleuchtung des Zusammenseins Hamerlings mit seiner Mutter zur peinlichsten, leider nicht völlig zu umgehenden Aufgabe sich gestaltet... Er vermag aber weiter schon jetzt zu sagen, dass in das düstere, häusliche Leben unseres Dichters wenigstens ein heller ungetrübter Sternenblick fällt — die Beziehungen Minonas — Frau Clotilde Gstirner — zu Hamerling. Es kann nicht oft genug — schon jetzt — betont werden, daß diese Beziehungen unserem Dichter die Bitternis seines Missgeschickes wenigstens für einige Stunden des Tages erträglich geschaffen, so dass Hamerling dankbar seinem Tagebuche anzuvertrauen vermochte: „Möge nach meinem Tode mein Name doch nur gemeinsam mit Clotilde genannt werden!“

„Mein Name nur gemeinsam mit Clotilde!“ Eingedenk dieses Wortes sei es uns gestattet, unseren Ebers-, Auerbach-, Bacano-Mittheilungen ein kleines bezügliches Pendant beizugeben.

Alljährlich zur Jahreswende gab Robert Hamerling seiner treuen Freundin einen Notizkalender. Auf das erste Blatt dieses Kalenders schrieb er selbst eine Widmung. „Alla brava e cara Clotilda — 31. Dec. 1867“ steht im ersten dieser Kalender. Leider haben sich nicht alle übrigen mehr erhalten: — Hamerling-Verehrer und Autographenbettler, die die kostbaren Sedezbändchen der herzensguten Frau Clotilde ausgeführt. In den aber noch im Besitze Minonas befindlichen finden sich die folgenden, freilich oft nur durch Metathesis von einander verschiedenen Sprüche:

Mag die Zeit, die rasche, schwinden,
Ungezählt die Jahre gehen,
Wenn wir Tag für Tag uns finden,
Tag für Tag uns wiedersehen.
31. Dec. 69.

* * *

Ungezählt die Jahre gehen,
Mag die Zeit, die rasche, schwinden,
Wenn wir Tag für Tag uns sehen,
Tag für Tag uns wiederfinden.
31. Dec. 70.

* * *

Mag so Tag um Tag entschwinden,
Mag so Jahr um Jahr vergehen,
Wenn wir Tag für Tag uns finden,
Tag für Tag uns widersehen.
31. Dec. 71.

* * *

Mag so Jahr um Jahr vergehen,
Mag die Zeit, die rasche, schwinden,
Wenn wir Tag für Tag uns sehen,
Tag für Tag uns wiederfinden.
31. Dec. 72.

* * *

Täglich neu sich wiederseh'n,
Täglich neu sich wiederfinden,
Läßt das Alte treu besteh'n
In der Jahre flücht'gem Schwinden.
1. Jan. 74.

* * *

Die Jahre bringen und nehmen manches, aber das Beste bleibt, wenn wir es nicht selber zerstören. Graz, Sylvesterabend 1875.

* * *

In der Jahre flücht'gem Schwinden,
Tag für Tag sich wiederseh'n,
Tag für Tag sich wiederfinden,
Läßt das Alte treu besteh'n.
1. Jan. 76.

In der Jahre raschem Schwinden
Wird so manches auch vergehen,
Doch das Beste wird bestehen,
Immer neu sich wiederfinden.
1. Jan. 77.

* * *

Dankbar gedenk ich jedes Mundes,
Der traut und milde zu mir sprach.
1. Jan. 78.

* * *

In der Monde Kommen, Gehen,
In des Jahres raschem Schwinden
Blüte nur gehört den Winden,
Doch die Früchte sie bestehen.
1. Jan. 79.

* * *

Leidlich mild, erträglich klar,
Stern des Lebens, walte;
Bringt kein neues Glück das Jahr,
Lass es uns das alte!

Robert Hamerling schrieb diesen letzten Vers in Frau Clotildens Kalender am 1. Jänner 1889.

6½ Monate später verließ die arme Hülle das Unsterbliche.

„Bringt kein neues Glück das Jahr — Lass es uns das alte!"

Der Wunsch ward Robert Hamerling gewährt: — Clotilde Gstirner, das treue, hochgeliebte Weib, die seine Hand an jenem Julimorgen in der ihren hielt, bis sie erkaltet, die ihm das müde Auge zugedrückt zu langem, langem Schlummer! . . .

Ein Weiser spricht zu uns!

Manchmal hört man, dass wir ein körperlich, geistig und sittlich herabgekommenes Geschlecht wären. Wer Leben und Verwandlung daraufhin ansieht, der muss eingestehen, dass es wahr ist. Fast alles hat sich abgekehrt von jenen großen Vorbildern und Vorschriften hoher Menschen, die ein Judenthum, ein Griechenthum, ein Römerthum, ein Germanenthum einst groß gemacht haben. Wir Deutsche, mögen wir uns auch noch so national geberden, wir entsetzen uns heute vor den herben Tugenden unserer Vorfahren, oder lachen über sie. Aber es ist kein behagliches Lachen, es ist ein Lachen, wie man's in den Irrenhäusern hören kann.

Wörter haben wir in Überfluss, mit Wörtern glauben Vereinstribunen und Journalisten die Welt zu erlösen. Aber das Wort fehlt uns, das gute, leuchtende Wort.

Darf man in unserer Zeit einen Engländer rühmen? In der Mode ist es nicht. Weil die englischen Politiker einen ungerechten Krieg führen,

müssen alle edlen Eigenschaften dieses großen Volkes vergessen sein. Nach meiner Meinung aber ist mit dem Ausdruck „Krämervolk“ die Charakteristik der Engländer nicht erschöpft! Sie haben große Gelehrte, größere Dichter und größte Philosophen. Zu letzteren zähle ich John Ruskin, durch dessen meisterhafte Übertragung ins Deutsche Jakob Feis sich ein wahres Verdienst erworben hat. Neuerlich erschien das Buch „Aphorismen zur Lebensweisheit.“ Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. (Straßburg, J. H. Ed. Heitz.[1])

Diese Schrift nun ist wieder eines jener großen Worte, die der Menschheit wie ein Stern vorangehen zu ihrem Lichte und Heile. Ziehen wir einige Absätze an, die den Geist des Buches kennzeichnen und uns zum Nachdenken anregen. Zum Nachdenken über das tiefe, dunkle Reich und die ungehobenen Schätze in uns selbst. Über die Verkehrtheiten und Thorheiten, die uns toll machen und doch so leicht zu vermeiden wären.

Religion und Moral.

Ich gebrauche das Wort Religion als Bezeichnung für die Gefühle der Liebe, der Ehrfurcht oder der Furcht, welche im menschlichen Gemüth die Vorstellungen von einem geistigen Wesen anregen, und man weiß, wie nothwendig es ist, sowohl zur eigenen Lebensführung wie auch zum Verständnis des Lebens Anderer, dass wir jederzeit klar und deutlich unterscheiden zwischen dem eben definierten Begriff der Religion, und der Moral als dem Gesetz der richtigen Lebensführung. Denn es gibt viele Religionen, aber nur eine einzige Moral. Es gibt moralische und unmoralische Religionen, die ebenso sehr in ihren Geboten als Gefühlsanregungen von einander abweichen; aber es gibt nur eine Moral, welche stets ein Antrieb in den Herzen aller civilisierten Menschen war, ist und immerdar bleiben wird, ein Antrieb so sicher und unabänderlich, wie die äußerliche Körperform, und der von der Religion weder Satzung noch Standpunkt, sondern nur Hoffnung und Glückseligkeit empfängt. Die bis jetzt gekannten reinen Formen oder Zustände der Religion bestehen darin, dass ein gesundes Menschenthum in sich viele Mängel und Gebrechen entdeckte und sich das Dasein von höheren, solchen Mängeln und Gebrechen nicht unterworfenen Wesen vorstellte oder von deren Existenz sich überzeugte, und im Hinblick auf den Willen oder die Sympathie solcher reineren Geister (mögen sie in der Einbildung oder Wirklichkeit existiert haben) in seinen Bestrebungen gefördert und in seinem Leid getröstet worden ist.

[1]) Der Übersetzer, eine als Schriftsteller und Mensch vornehme Natur, ist vor kurzem in London gestorben. Die Red.

Pietät.

Alle Pietät geht von der Bescheidenheit aus. Sie müssen empfinden, dass Sie winzige Wesen sind und dass es am besten für Sie ist, zu thun, was man Ihnen befiehlt. Alsdann beginnen Sie darüber nachzudenken, was man Ihnen befiehlt und wer es Ihnen befiehlt. Und dann, wenn Sie nicht allzu unglücklich sind, werden Sie gewahr werden, dass Ihrem Geiste ein klarer Begriff von Recht und Unrecht innewohnt, dem Sie, wie es Ihnen beliebt, folgen können oder nicht. Folgen Sie ihm schlicht und standhaft, so tritt täglich immer klarer der Begriff von Recht und Unrecht vor Sie. Folgen Sie ihm, dann werden Sie ergründen, dass Sie im Einklang mit der Natur stehen und sich mit Gott und seinen Geschöpfen im Frieden fühlen. Woher der Friede kommt und worin er besteht — das werden Sie nicht verstehen. Es ist der Friede, der jedes Begriffsvermögen überschreitet. Es ist ebensosehr Sache der Eingebung und Einbildung, wie die Liebe; dennoch ebenso nothwendig für das Leben des Menschen wie sie. Er ist die einzige Quelle lauterer Wonne und gesunden Denkens. Ob du an die Bibel glaubst, oder nicht, — ob du an den Koran glaubst, oder nicht — ob du an die Veden glaubst, oder nicht; — dieser Frieden wird dich stärken, an Gott zu glauben und Ihm zu dienen und vor Ihm ein solcher Theil der Harmonie des Weltalls zu sein, als es in der Bestimmung deiner Natur liegt; in seinen Augen getreu den Mächten, die über dir, und huldreich zu den Geschöpfen, die um dich sind ....

Ich habe in dieser etwas allgemeinen Definition des Wortes Pietät — als der Ehrfurcht vor dem Gefühlsgesetz — alle classischen Autoritäten auf meiner Seite. Für den besonderen Sinn des Wortes Religion, wie ich sie zunächst auslege, besteht keine derartige Autorität, noch kann es eine engbegrenzte und ganz genaue Begriffsbestimmung für dieses Wort geben. Die besten Schriftsteller gebrauchen dieses Wort in verschiedenem Sinne, und jeder muss aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen erklärt werden. Man sagt nicht, dass ein Mensch eine, der andere eine andere Pietät habe, hingegen sagt man, dass dieser Mensch eine und ein zweiter eine andere Religion habe.

Es läſst sich demgemäß die Religion eines Menschen als ein Gefühl bezeichnen, welches ihn ohne Hinzuthun eigener Denkkraft an die Erfüllung von Pflichten oder an Glaubenslehren bindet, wozu sich eine gewisse Gemeinde bekennt, von der er, in abgesonderter Gemeinschaft, der übrigen Welt gegenüber, ein Mitglied ist. „Welches ihn ohne Hinzuthun eigener Denkkraft bindet“, sage ich; in allen Fällen ein von der Denkkraft getrenntes Gefühl und ihr oftmals überlegen; ein solches, welches die Biene zurück zu ihrem Schwarm, den Vogel zurück zu seinem Neste bringt. Die Religion eines Menschen ist die Form einer geistigen Ruhe-

stätte, die seine Väter für ihn theils erworben oder erbaut haben, theils er selber in gebürender Erfurcht vor früherer Sitte sich errichtet hat. Und sie besteht aus den Vorstellungen über Charakter, Wesen und Bethätigungen der Gottheit, die einschließlich der örtlichen Beschränkungen jeweilig im Lande seiner Geburt gegolten haben. Es mag sein, dass der plötzliche Zuwachs unserer Erkenntnis ihn zwingt, seine Idole Maulwürfen und Fledermäusen preiszugeben. Aber es müssen fürwahr höchst sonderbare Einflüsse obwalten, die ihn rechtfertigen, die Religion seiner Väter zu verlassen, und es müssen unweise Einflüsse sein, die ihn herausfordern, sie zu verhöhnen.

Das Banner welches siegt.

Wo immer die christliche Kirche oder eine ihrer Secten wirklich entschlossen war, ein christliches Leben zu führen und die Gesetze Gottes im Namen Gottes zu halten, da gibt sich unmittelbar der Beifall des Himmels kund, indem er mithilft, weltliches Glück und weltlichen Sieg näher zu bringen. Man hat diesen Beweis nur missachtet, weil jede Secte der Christenheit sich zu glauben weigert, es könne die Religion irgend einer anderen Secte aufrichtig oder gar dem Himmel willkommen sein: indessen die Wahrheit die ist, dass es in den Augen des Himmels von nicht der geringsten Wichtigkeit ist, ob wir Katholiken oder Protestanten, Männer des Ostens oder Westens, Byzantiner oder Normannen sind, vielmehr handelt es sich nur darum, dass wir wahr sind. So dass im Augenblick, wo Venedig dem heiligen Markus wahrhaft getreu ist, seine Flagge über alle Inseln des Ostens fliegt; im Augenblick, wo Florenz der Jungfrau mit der Lilie wahrhaft getreu ist, seine Flagge über die Apeninnen fliegt; und im Augenblicke, da die Schweizer der Notra Dame des Neiges wahrhaft getreu sind, ihre Tannenkeulen die österreichischen Lanzen niederschlagen; und im Augenblick, wo England seiner protestantischen Tugend wahrhaft getreu ist, sich alle Winde des Meeres mit ihm gegen die Armada verbünden: und wiewohl jede Nation sich einen darauf folgenden Schandfleck und einen ketzerischen Unglauben zu Schulden kommen läßt, so bleibt dennoch die große Zeit ihrer Religiosität unbefleckt und in ihr leben sie auf immer.

Die Freuden des Glaubens.

Wir hören beständig von den Versuchungen, manchmal vom Sieg des Glaubens, jedoch fast niemals von dessen Freuden. Indessen werden Sie sich überzeugen, dass die größte Freude aller guten Menschen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums darin lag, dass sie die Güte und Weisheit des Meisters anerkannten, der auf Erden gekommen war, um bei ihnen zu wohnen. Sie können sich nur außerordentlich schwer

von der Tiefinnerlichkeit des sie beseelenden Gefühls eine Vorstellung machen und sich keinen Begriff bilden von der Labung, dem Frieden und der Kraft, die es ihnen brachte. Sie setzen sich in Allem, was Sie heute thun und wonach Sie trachten, unzähligen Widerwärtigkeiten der Schmach und der Enttäuschung aus, weil sie in jeder einzelnen That sich nur auf sich selbst verlassen und in allen ihren Bestrebungen nur den eigenen Gewinn suchen. Sie können sich zumeist keine andere Wirksamkeit vorstellen, als die, welche Ihr eigenes Interesse oder das Anderer fördert, für die Sie mit gleichem Unglauben sorgen. Alles, was Ihre Leidenschaft anregt oder was Sie zur Arbeit anspornt, trachtet nach einem materiellen Zweck, und der Gedanke, etwas zu unternehmen, was nicht Ihren Ruhm vermehrt oder Ihnen nicht nützt, beschränkt sich auf nicht viel mehr als des Vorsängers Aufforderung an die Anwesenden, dass sie mit leiser Stimme und noch langsamerer Werkthätigkeit „Gott und seine Herrlichkeit preisen".

Ich habe oben gesagt, dass Sie sich von der im alltäglichen Leben glückbeseelten Thatkraft im weitesten Sinne des Wortes keinen Begriff machen können. Doch wiewohl Sie es nicht begreifen können, so können Sie es erproben. Sind Sie gewillt, in dieser größten aller Wissenschaften einfach einen philosophischen Versuch zu machen, um die Grundsätze und Gefühlsweise dieser Menschen, die vor einem Jahrtausend lebten, sagen wir auf ein Jahr, zu den Ihrigen zu machen? Keineswegs kann Ihnen der Versuch schaden und das Wahre in diesen Dingen läſst sich nicht ohne Versuch ergründen. Wenn Sie sich nicht nach einjähriger Erfahrung darunter glücklicher fühlen werden als zuvor, so sind Sie wenigstens imstande, Ihre jetzige Meinung sowohl mit mehr Würde als Bescheidenheit zu verfechten, indem Sie die von der entgegengesetzten Seite verlangte Probe bestanden haben. Auch schaden Sie Ihrem Charakter nicht mehr, weil Sie eine Zeit lang Ihre Handlungen haben von einem Glauben bestimmen lassen, der nicht vernünftig erscheint, als wenn Sie unter Anleitungen eines Chemikers Versuche angestellt hätten, von denen er Ihnen unerklärbare Resultate vorhergesagt. Und Sie brauchen, um dies zu thun, die Macht, die Sie über den eigenen Geist besitzen, nicht zu bezweifeln. Wenn der Glaube kein freiwilliger wäre, so könnte man ihn nicht rühmen, auch könnte er nicht belohnt werden.

Wenn Sie gewillt sind, diesen Versuch zu machen, so beginnen Sie jeden Tag mit dem Gebete des Königs Alfred — Fiat voluntas tua; fest entschlossen, bei dem zu verharren, was immer der Tag Miſshelliges bringen mag. Dann unternehmen Sie Ihre Arbeit, die Sie in Händen haben, was sie auch sein mag, mit der wohlerwogenen und geläuterten Willenskraft, daſs Ehrgeiz sich nicht darein menge und auch nicht mehr Liebe zum Erwerb und Drang nach Genuß als der Himmel für Sie

bestimmt haben mag, und dass, wenn die Arbeit misslingt, Sie keinen Zorn, keinen Schmerz in sich aufkommen lassen. Stellen Sie sich vor, dass sie *durch Sie*, nicht *von Ihnen* vollbracht wird, dass das Gute darin niemals bekannt werden wird, wohingegen, es sei denn durch eigenen Starrsinn oder Muthwillen, wenigstens der Zufall kein böses Spiel damit treiben kann. Entschließen Sie sich, zur gleichen Zeit und mit stetem Fleiß zu wirken für die Ehre Ihres Vaterlandes und seines Gottes, es in seinen Ungerechtigkeiten nicht unterstützen zu wollen, noch sich von ihm abzuwenden, wenn es im Elend ist, und offen und klar in allem, was Sie thun, aufzuschauen zur unmittelbaren Hilfe und Leitung Gottes und der in Ihrem Gewissen sich kundgebenden Stimme, die es gutheißen muss. Leben Sie so und glauben Sie; dann wird je nach der Aufrichtigkeit Ihrer Zuversicht der Gott der Hoffnung sicherlich ohne Verzug die Antwort geben, die Sie mit aller Freude und Friedseligkeit des Glaubens erfüllen wird. —

Ueber das Lernen der Neuzeit.

Ich nehme an, dass Sie Alle das besitzen, was für die höchste Weisheit der Schlange gehalten wird, und meine Warnung, die ich an Sie richten will, wendet sich geradezu an jene schlangenartig glänzende Meisterschaft. Ich möchte Sie bitten, in allen anderen Punkten gerade so weise zu sein, wie die Schlange, jedoch in *einem* Punkte weiser als sie, nämlich, dass Sie keine Nahrung zu sich nehmen, ohne dass sie Ihnen mundet und auch keine Nahrung auf's Gerathewohl, sondern vor Allem die von der Schlange empfohlene Nahrung der Erkenntnis. Stellen Sie sich vor, wie fein und köstlich diese Nahrung in vergangenen Zeiten zu sein pflegte, als sie noch nicht gar so allgemein war wie jetzt und die jungen Leute — die besten unter ihnen — wirklich darnach hungerten und lechzten. *Damals* gieng ein Jüngling nach Cambridge, Padua oder Bonn, wie an eine Festtafel voll von den schmackhaftesten Gerichten und feinsten Weinen. Heutzutage aber geht er nur, um hinunterzuwürgen, und leider ach! nicht einmal wie ein Vielfraß hinunterwürgt — mit Genuss; nicht einmal vergnügt — man vergebe mir das Aristotelische Griechisch ἡδόμενος τῇ ἀφῇ — so dass es hinunterrutscht, sondern es geht höchst kläglich, ganz genau wie bei der Riesenschlange hinunter, ohne dass es irgendwie mundete. Sie wissen — (es war für mich höchst interessant und neu) — was Professor Huxley Ihnen darlegte, nämlich, dass die große Boa im wahren Sinne des Wortes nichts schluckt, sondern wie ein Kohlensack sich ruckweise über die Nahrung schiebt. Wohlan, wir erwarten, dass der moderne Student gerade so zu Werke geht, dass er seine Nahrung mit scharfen Zähnen packe, sich an sie festhake und seine Haut dicht darüber ziehe, bis zuletzt — kürzlich, wie Sie wissen, sagte ich Ihnen, dass

unsere Künstler eine Schlange nicht von einer Wurst unterscheiden können — bis zuletzt auch wir, wenn unsere Universitätsprofessoren im gleichen Tempo künftighin fortfahren, große Schwierigkeiten haben werden, einen Menschen von einer Wurst zu unterscheiden.

Alsdann denke man darüber nach, welch eine köstliche Sache ein Buch zu sein pflegte, da man es wirklich am Kamin, im Garten oder im Felde las, hie und da daraus, wie von einer Festtorte naschte, einen herrlichen fetten oder mageren Bissen davon, wie von einem Braten, abschnitt.

Was jedoch thun wir heute mit einem Buch, wenn es noch so gut ist? Zuerst gibt man es einem Recensenten, dass er es erstlich abbalge, dann ausbeine, dann zerstückle, dann belecke und dann schließlich in unsere Gurgel stopfe, wie eine Handvoll Pilau. Und wenn wir endlich soweit damit sind, so mundet es uns nicht. Und leider ach! diese zunehmende Empfindungslosigkeit für die Genüsse der Litteratur macht unsern Geist, wenn wir auch noch so gewissenhaft handeln, empfindlich für den qualvollen Stachel der Eitelkeit und gibt uns den niedrigsten Versuchungen preis, worauf der Wettbewerb in den Schulen ausgeht. Wie oft erhalte ich Briefe von verständigen und genialen jungen Leuten, die den Verlust ihrer Kraft und die Vergeudung ihrer Zeit beklagen, die jedoch immer mit denselben Worten schließen: „Ich muss, um meinem Vater zu gefallen, die bestmögliche Prüfung machen". Und die Väter lieben ihre Söhne, aber dennoch, mit jedem Wort, welches sie an dieselben richten, träufeln sie das Gift der Natter in ihr junges Blut, schlagen ihre Augen mit Blindheit für die wahrhaftigen Freuden, die wahrhaftigen Ziele, die wahrhaftigen Vorzüge der Wissenschaft und Litteratur; auch haben sie keine Vorstellung mehr von dem, was einstmals der Glaube des Engländers war: dass der einzig ehrenvolle Pfad der der Aufrichtigkeit ist, und die einzig ehrenvolle Stellung für uns die ist, für die wir tauglich sind.

Meinung.

Wenn du nicht ein höchst merkwürdiger Mensch bist, so kann man nicht sagen, dass du irgend welche „Gedanken" hast; du hast in ernsthaften Dingen nicht das Material dazu; du hast kein Recht zum „Denken", sondern nur das Recht mehr von den Thatsachen zu lernen. Ja (wenn du nicht, wie gesagt, ein merkwürdiger Mensch bist), so wirst du keinen rechtmäßigen Anspruch auf eine „Meinung" über irgend etwas haben, ausgenommen über das, womit du dich augenblicklich gerade beschäftigst. Was nothwendigerweise gethan werden muss und wie dies gethan werden muss, das kannst du jederzeit mit völliger Gewissheit ausfindig machen. Hast du ein Haus in Ordnung zu halten, eine Ware zu verkaufen, einen Acker zu pflügen, einen Graben zu reinigen? Es gibt keine

zwei Meinungen über das richtige Verfahren; es ist auf deine Gefahr, wenn du mehr als eine „Meinung“ hast, wie solche Dinge gethan werden müssen. Und auch außerhalb deines Berufes gibt es einige Dinge, worüber du nur eine Meinung haben darfst. Z. B. dass Schurkerei und Lügenhaftigkeit Widerwärtigkeiten sind, die, wann immer sie entdeckt werden, augenblicklich fortgepeitscht werden müssen; dass Gier und Streitsucht selbst bei Kindern gefährliche Neigungen sind, die Menschen und Völker ins Verderben stürzen: dass am Ende der Gott des Himmels und der Erde thätige, bescheidene und gütige Menschen liebt und träge, hochmüthige, habgierige und grausame hasst. Auf Grund dieser allgemeinen Thatsachen musst du nur eine, aber eine sehr starke Meinung haben. Im übrigen, was Religionen, Regierungen, Wissenschaften, Künste betrifft, wirst du im großen ganzen, wie du ausfindig machen wirst, nichts wissen — nichts beurtheilen können. Das beste was du thun kannst, wenn du auch ein gebildeter Mensch bist, ist, dass du schweigst und darnach trachtest, täglich weiser zu werden, um die Gedanken anderer ein bisschen besser zu begreifen. Du wirst entdecken, sobald du versuchst, dies auf ehrliche Weise zu thun, dass selbst die Gedanken der Gescheitesten nicht viel mehr sind, als sachgemäße Fragen. Alles, was sie zumeist für uns thun können, ist, dass sie das Schwierige deutlicher vor uns hinstellen und die Gründe der Unentschiedenheit darlegen! Wohl ihnen und uns, wenn sie vermögen, „Musik in unsere Gedanken zu bringen und uns mit himmlischen Zweifeln ernster zu stimmen“.

Volksthümlichkeit der Glocken.

Große Gedichte sind bei dem Volke so wenig beliebt wie lange Predigten. So schön auch der Inhalt und so vollendet sich die Form eines langen Gedichtes darbietet, der Leser ermüdet und legt das Buch zur Seite; es müsste denn ein ganz ungewöhnlich anziehender Stoff geboten werden. Wenn nun Schillers Glocke trotz seiner Ausdehnung dennoch bei dem Volke einer großen Beliebtheit sich erfreut, so thut es nicht die meisterhafte, malerische Form allein, nicht einmal vorwiegend, sondern es ist der Inhalt, der, wie kaum ein anderer, das Volk in höchstem Maße anzieht.

Wenn es von dem Glockengießer von Breslau heißt: „Er goss auch Lieb und Glauben mit in die Form hinein“, so darf man von Schiller sagen, er habe die ganze Volksseele in sein Glockenlied hineingelegt und sie Ton für Ton nach allen Richtungen hin ausläuten lassen.

Die alten Reisebeschreibungen registrieren sorgfältig in jeder Stadt deren etwaige große Glocken.

Auch die „große Glocke“ im Kölner Dom im Gewichte von 225 Centner, „oder die so schwer sein soll, als sonst neunzehn Fuder Wein“ wird erwähnt. Gemeint ist offenbar die Preciosa, deren Gewicht anderwärts auf 216 Centner angegeben wird.

Was würde der alte Reisebeschreiber sich aber wundern, wenn er die heutige große Glocke im Kölner Dom, die größte Deutschlands, anschauen könnte! Da müsste er, um sie aufzuwiegen, nach seiner Berechnung noch gegen dreißig Fuder Wein den neunzehn zulegen, denn sie wiegt 26.250 Kilogramm. Und doch schrumpft ihr gewaltiger Umfang zu einem Krüppel zusammen, wenn man sie mit der schwersten Glocke der Welt, dem „Glockenkaiser“ in Moskau, mit ihren 3800 Centnern gegenüberstellt. Selbst China hat größere Glocken, als die Kaiserglocke zu Köln; dort sollen die Glocken schon vor Christi Geburt in Gebrauch gewesen sein.

Sonst sind die Glocken gewöhnlich nur als Kirchenglocken Allgemeingut des Volkes geworden. Mag die Schiffs-, Fabrik-, Signal- oder Schulglocke noch so hell und rein tönen, mögen sie selbst von größerem Umfang sein, so ist ihr Schall doch leer und nichtssagend. Wenn hingegen das kleinste Glöcklein von der Kapelle her kaum hörbar klingt, so lauscht man andächtig empor. Das Volk unterscheidet also instinktgemäß zwischen den profanen und Kirchenglocken und gibt damit den Beweis, dass nicht die Glockenlaute es sind, die zu Herzen gehen, sondern die höheren Ideen, welche sich mit jenen vermählen. So kennt man also schon im menschlichen, natürlichen Empfinden getaufte und ungetaufte Glocken. Mit wunderbarem Verständnis kam die Kirche jenem feinen Volksgefühl entgegen, indem sie für die Kirchenglocken das Sakramentale der Glockenweihe oder Glockentaufe einsetzte und ihnen auch Namen gab. Sie sind ja jedem Menschen liebe Freunde, die man gern bei ihrem Namen nennen will. Der Volksmund gibt ihnen sogar Pathen und zwar in jenen Personen, welche den Namen der Glocke bei deren Weihe dem Bischofe, bezw. dem delegierten Priester mittheilen.

Wie das Volk sich nicht damit begnügt, anmuthige Gegenden zu schauen und zu schildern, sondern seine Phantasie in dem lieben Stoff weiter spielen läst, indem es Fels, Berg, Stein und Wasser mit Märchen umwebt, wie z. B. den Rhein, so hat es auch nicht genug damit, die Glocken zu hören, sondern es will auch in Legenden und Märchen seine große, über das gewöhnliche hinausgehende Verehrung gegen die Glocken kundgeben. Jedem Schulkinde ist die Geschichte von der wandelnden Glocke geläufig, die dem Kinde nachwackelt, das nicht zur Kirche gehen will. Es wird wenig Dichter geben, die nicht auch

den Glocken wenigstens ein Lied gewidmet haben; das Gedicht: „die Würzburger Glöckli hab'n schönes Geläut", ist zum Volksliede geworden, wenn freilich auch nicht um der Glöckli allein willen. Webers Gedicht: „Die Abendglocken, die Abendglocken, o, wie sie meine Gedanken locken", gehört zu den tiefst empfundenen, die der alternde Dichter im Heimweh nach seiner Jugendzeit verfaßt hat. Von dem friedlichen Glöcklein, das zum Hirtenknaben traurig vom Berge herniedertönt, bis zu jenen Kampfes- und Siegesglocken, die von Thurm zu Thurm durchs Land frohlocken in Jubelsturm, haben die Glocken bei den Dichtern alle Gefühlsstufen durchlaufen, die traurigen wie die fröhlichen, die friedlichen wie die stürmischen. Im Sprichwort und in Redensarten tönt der Glockenklang gar oft wieder, z. B. in Lobpreisung jenes braven Mannes, der nach der Menschenrettung aus Eis und Sturmflut in der Menge verschwindet, dessen Lob aber dennoch hoch tönt wie Orgelton und Glockenklang, bis zu jenen Menschen, welche alles selbst an die große Glocke hängen, von jenen Kindern an, welche glockenrein singen und beten, bis zu jenen vergrämten Alten, welche zu Hause sitzen und brummen, wie die groß' Glock'. Manche hören auch ein Glöcklein läuten, wissen aber nicht woher.

Nicht bloß die Dichter suchten in kunstvollen Wortklängen die Töne der Glocken poetisch nachzuahmen, auch das Volk zeichnet kurz und gut in wenigen Silben die hellen bis dumpfen Orgellaute. Das kleine Glöcklein heißt das „Bembelche". Die Glocken bequemen sich nach einem bekannten Scherze der Eigenthümlichkeit der Gegend an. Im äpfelreichen Maingau preisen sie den Apfelwein, allerdings nicht in allzu hohen Weisen: Äppel-Päppel; im Rheingau läuten sie vinum bonum — vinum bonum. Wenn dort der Beste probiert wird, so hört man beim Kosten „alle Glocken zusammenläuten".

Als Kinder verstanden wir es als unsere größte Sehnsucht, einmal hinaufzusteigen zu der Glockenstube, hinein in den Glockenstuhl, um die dortigen Geheimnisse zu schauen; diejenigen genossen große Achtung bei ihren Altersgenossen, welche schon an den Glocken waren. Freilich wird der Glockenthurm durch Lärmen und allerlei Unfug entweiht. Wir rutschten oft zum Vergnügen am Seil der großen Glocke weit von oben herab bis zum Ende des Seiles. Einmal stand der Pfarrer vor der Thüre des Glockenthurmes mit dem „Glockenstrick" in der Hand, der — ein Stück eines alten Glockenseiles — zu unserer Knabenzeit als eigenes kirchliches Strafinstrument galt, um die lärmenden Missethäter mit Züchtigungen zu überraschen, wenn sie aus dem Glockenthurme heraustreten. Die bösen Buben aber bemerkten durch die Thürritzen den draußen Stehenden. Sie riethen hin und her, was zur Rettung dienen könne. Endlich fanden sie einen Weg. Einer knüpfte das Seil der großen

Glocke ab und befestigte es am eisernen Gitter des Thurmfensters. Einer nach dem anderen schwang sich ans Fenster und ließ sich am Seil herab zur Erde ins Freie. Der Pfarrer stand noch lange auf der Lauer. Am anderen Morgen bei der Untersuchung in der Schule ist es natürlich keiner gewesen.

Also bis auf die Seile sind die Glocken populär. Aber auch in anderer Beziehung sind die Glockenseile schon öfters Gegenstand von Streitigkeiten zwischen den kirchlichen und Gemeindebehörden gewesen. Den letzteren steht, wie bekannt, an vielen Orten ein Mitbenutzungsrecht der Glocken im Kirchthurm zu, wofür sie denn auch die Kirchenseile ausbessern, bezw. erneuern müssen, was nicht überall regelmäßig zu geschehen pflegt. In früheren Jahrhunderten, wo die religiösen Verhältnisse konsolidiert waren, hatte eine strenge Auseinanderhaltung von Kirchen- und Civilgemeinde keinen Zweck, da beide in Eins zusammenfielen. Die Glockenstreitigkeiten stammen erst aus der neueren Zeit, wo die Confessionen sich an denselben Orten mischten und Gemeindebehörden glaubten, ihr Recht auch besonders bei Begräbnissen Andersgläubiger ausdehnen zu dürfen. Böser Wille mag selten zu Grunde gelegen haben. Selbst die treuesten Katholiken habe ich darüber schimpfen hören, dass in einem fast ganz katholischen Orte bei der Beerdigung eines Protestanten nicht geläutet wurde. Die Erwägung: „Es war doch ein braver Mann, dem diese Ehre gebührte", überwog gänzlich die kirchenrechtlichen Bedenken. Das Ordinariat des Erzbisthums Freiburg ist dem spontanen (ob berechtigten oder unberechtigten) Volksgefühl schon 1861 weit entgegengekommen, indem es erklärte, dass die Glocken bei den Begräbnissen der Protestanten gebraucht werden dürften, wofern solches bittweise, nicht aber als Recht verlangt würde. In der Praxis wird niemals ein Pfarrer dem Läuten bei Begräbnissen Andersgläubiger entgegentreten, wo solches bisher Sitte gewesen. Denn hier kann nur das Recht, nicht jedoch etwa die Weihe der Glocken oder ein religiöses Bedenken in Frage kommen. Wenn die Kirchenglocken ganz allgemein auf dem Lande bei Versteigerungen, Gemeindeversammlungen, Bränden, Kaisers Geburtstag gebraucht werden und zwar zufolge uralten Herkommens, so kann gegen das Zugrabeläuten der Protestanten an sich wohl nichts eingewandt werden. Jedenfalls zeigt sich aus all' dem, wie das Volk fast mit unbezwingbarer Gewalt den Gebrauch der Glocken für die großen Ereignisse im Menschenleben verlangt und über kaum etwas anderes so nervös sich aufregt, als wenn jemand hier nicht wirklich oder scheinbar zu seinem Rechte kommt — ein handgreiflicher Beweis für die Popularität der Glocken.

Katholiken wie Protestanten wachen sorgfältig darüber, dass im Gebrauche des Läutens keine Änderung geschieht. Der Pfarrer, welcher

hier reformieren will, bereitet sich die größten Schwierigkeiten. In meiner Heimat war es früher, wie heute noch vielfach anderwärts, Sitte, dass nach dem Zusammenläuten zur täglichen Messe das kleinste Glöcklein allein für sich so lange „nachbembelte“, bis der Pfarrer an den Altar gieng. An anderen Orten schlug man die Glocke noch weiter an einer Seite an, man „beierte“. Mag nun der Gebrauch schön sein oder nicht, Thatsache ist, dass die Bewohner eines Westerwälder Dorfes, als sie 1848 sich zur Revolution und „Freiheit“ erhoben, als erste Forderung an ihren Pfarrer aufstellten, dass er das Beiern wieder einführe, welches er abgeschafft hatte. Das Maigeläute im Rheingau, welches theilweise die Bürger des ganzen Ortes abwechslungsweise besorgen, hat auch schon früher in einigen Pfarrern Feinde gefunden; aber abgeschafft oder wesentlich verkürzt wird es nie werden. Der berechtigte Widerstand des Volkes gegen derartige Neuerungen ist dafür zu zähe. Nicht bloß die gesammte einheimische Bevölkerung freut sich mit feierlichem Hochgefühl des Maigeläutes; auch die Gebirgsdörfler weit drüben überm Rhein im Hunsrück und im Soonwald legen nach der Behauptung der Rheingauer, die fast zur poetischen Sage geworden ist, ihren Kopf an den Boden, um die herrlichen Klänge aus der Ferne aufzufangen, und wälzen sich während des Läutens vor Entzücken im grünen Grase des Wonnemonates.

Wie in nicht wenigen protestantischen Kirchen aus den Stürmen der Reformationszeit noch irgend ein Bild von der Mutter Gottes oder einem Heiligen sich unversehrt gerettet hat, und die Kirchengemeinde unter keinen Umständen trotz aller Lehre über den „Götzendienst“ gestattet, dass jenes Bild entfernt werde. Wehe dem, der etwas ändern oder abschaffen wollte! Dass überall, auch bei den Protestanten mittags und abends Ave geläutet wird, ist bekannt; nur heißt es nicht Ave, sondern das Mittags- und Abendgeläut. So nähern sich im Läuten die getrennten Confessionsangehörigen in merkwürdiger Weise, und wir können dies Capitel nicht zweckentsprechender schließen, als indem wir mit Schiller von jeder Glocke wünschen:

„Friede sei ihr erst' Geläute!“

(Köln. Volkszeit.) D. F.

Von der Heilandskirche in der Waldheimat.

Es ist eine Lust, zu sein. Denn die Geister sind alle lebendig. Selbst solche, die längst für todt gesagt wurden, ja die schon für alle Ewigkeit zu den ausgestorbenen Geistern gezählt worden waren. Wie haben vor dreißig Jahren die Gebildeten und Halbgebildeten über Re-

ligion gesprochen? Ihre Zeit sei vorüber, kein Vernünftiger denke mehr, dass es einen Gott gebe, eine unsterbliche Seele, ein Jenseits. An die Stelle solcher Dinge sei die Forschung getreten, die eigennutzlose Moral u. s. w. Viele spotteten mit leidenschaftlicher Gehässigkeit gegen alle, die noch an Gott, Seele und Kirche glaubten. Aber gerade diese Leidenschaftlichkeit war ein Anzeichen, dass die Gemüther nicht Ruhe hatten, dass sie sich lebhaft beschäftigten mit Dingen, deren Existenz sie bestritten. Als nachher die Forschung, die Wissenschaft, der Fortschritt das arme menschliche Herz grausam im Stiche gelassen hatten, da verstummte der Spott mehr und mehr; hochstehende Forscher, Philosophen, Dichter und Volksmänner betonten wieder den Gottesgedanken, stellten die religiöse Frage wieder ins öffentliche Interesse, und die wüthendsten Gegner von einst ließen sich herbei zur zahmen Bemerkung, dass Religion Privatsache sei. Damit hatte man ihr allerdings die richtige Stelle angewiesen, aus der sie niemand so leicht verdrängen kann. Beschimpft wurde nicht mehr die Religion, sondern höchstens noch die Entartung derselben und unwürdige Priester. Die Kirchlichgesinnten schmiegten sich enger an ihre Kirche; andere kamen nun zum Nachdenken, welchem Bekenntnis sie angehörten und hatten sich zu entscheiden. Wieder andere suchten im „Geiste und in der Wahrheit" den ewigen Geheimnissen nahe zu kommen.

Also stehen wir heute mitten im religiösen Leben. Weil aber der Menschen Artung gar unterschiedlich ist, weil es in der menschlichen Natur liegt, das für zu Recht Erkannte auch Anderen mitzutheilen, dafür zu werben und weil man zur Erkenntnis der ungeheuren Wichtigkeit gelangte, die die Religion für den einzelnen, für die Familie, für den Staat, für die ganze Welt hat — so ist in dieser großen Sache eine Bewegung eingetreten, die an das Wogen des stürmischen Meeres erinnert. Eine Hochflut der religiösen und confessionellen Literatur ist da. Jeder Tag bringt Berge von neuen Broschüren, Werken, Zeitschriften und Flugblättern, mit religiösen und kirchlichen Angelegenheiten sich befassend. In der Kunst tritt die religiöse Ader, in der Forschung religiöser Geist hervor. Aber je allgemeiner der religiöse Sinn wird, je eifriger suchen die unterschiedlichen Kirchen ihre besonderen Formen und Merkmale hervor zu kehren und die Seelen an sich zu ziehen. Und das Volk kommt. Vor zwanzig Jahren noch waren unsere Kirchen halb leer, heute sind sie voll und neue müssen gebaut werden. Der Priester werden zu wenige, und selbst die evangelisch-theologische Facultät in Wien erließ vor kurzem einen Aufruf an die deutsche Jugend zum Studium der evangelischen Theologie.

Und auch solche unserer Landesgenossen, die mit der katholischen Kirche zerfallen waren, oder nie mit ihr in Gemeinschaft gewesen sind, oder die formell einem anderen Bekenntnisse angehörten, die gleichgiltig und lau dahingelebt hatten, sie wurden wach, suchten eine Bethätigung

ihres religiösen Gefühles, eine Cultusstätte zu gemeinsamem Gottesdienste. Und gerade für solche Menschen ist die gegenwärtige Bewegung ein wahrer Segen. Sie sind aufgeweckt worden. Abgefallene Bausteine, die als „morsch" erklärt wurden, Bausteine, die ungefüg sich in andere Kirchen nicht reimen wollten, Seelen, die für verloren galten — sie thaten sich in freier Wahl zusammen zu neuen Gemeinden, sie wollten ihre Kirche, ihren Altar, ihr Evangelium haben. Kann es für das religiöse Leben denn etwas Erfreulicheres geben, als eine solche Erscheinung? Selbst die römisch-katholische Kirche, von der viele abfallen, hat daran ihren Vortheil, sie verliert die Zweige, die sie nicht mehr befruchten konnte; sie wird gleichsam gepflügt, aufgerüttelt, dass sie sich ihres christlichen, geistigen Gehaltes erinnere. Da gibt es für sie wahrlich nichts zu klagen, und bei ihrer wohlwollenden Gesinnung für alle Menschen muss sie doch froh sein, dass auch jene, die aufgegeben waren, nicht verloren sind, sondern anderswo ihre Stufen finden zu Gott.

Selbst von solchem katholischen Standpunkte aus meinte ich mitthun zu dürfen, als die Gelegenheit herantrat, jenen fünfhundert Gottsuchern, die eine Kirche haben wollten, eine zu bauen. Als Christ, als Mensch, als Deutscher jedoch hatte ich noch weit lebhaftere Beweggründe, meinen Glaubens-, Landes- und Volksgenossen mitzuhelfen, dass sie sich daheim zu einer evangelischen Gemeinde zusammenschließen und den Herrgott in ihrer deutschen Art und Sprache verehren könnten. Es ist ja auch kein Geheimnis, wie sehr ich mich selbst sehne nach einem christlichen Gottesdienst in deutscher Sprache.

Seit der Reformationszeit waren in Obersteiermark die Evangelischen nie mehr ganz verschwunden. Besonders auch in den Gegenden der oberen Mürz hatten sie sich erhalten, obschon die längste Zeit ohne kirchliche Organisation, ohne Cultus. Von den niederösterreichischen evangelischen Nachbarsgemeinden Naßwald und Mitterbach, an die sie sich wohl theilweise angeschlossen haben mochten, trennte sie immer noch eine zu große Entfernung. In ihren entlegenen Kleinbauern-, Hirten- und Holzknechthütten pflegten die armen Familien ihren Glauben, in langen Zeitläuften heimlich, doch um so inniger. (Seit 1861 erst genießen die Evangelischen in Österreich die Gleichberechtigung mit der römisch-katholischen Kirche.) Später hatten die Evangelischen des Mürzthales ihre Gottesdienste in Leoben, Bruck oder Mürzzuschlag, abgehalten durch den Senior Kotschy aus Wald, der für die Erhaltung des Evangeliums in Obersteier sich große Verdienste erworben hat. Allein die Gottesdienste in den entfernten Orten konnten nur selten stattfinden, und dann zumeist noch unter Hindernissen und Widerwärtigkeiten, besonders des Locales wegen. Hernach als im Thal die großen Eisenwerke und andere Industriestätten entstanden, deren Gründer und Besitzer zumeist Reichsdeutsche waren,

als mit diesen auch evangelische Arbeiter ins Land kamen, und als endlich vor zwei Jahren die religiöse Bewegung unser Land erreichte, da war die Zeit gekommen zur Sammlung der weitverstreuten evangelischen Bekenner in dieser Gegend. Auf Bemühen der Betheiligten kam aus Württemberg ein Pastor, Herr Adolf Kappus, nach Mürzzuschlag, als dem passenden Mittelpunkt; und dieser Mann, mit treuem Willen und frischer Thatkraft ausgestattet, begann ein segensreiches Arbeiten für die Gemeinde, in welcher ihm die Werksbesitzer und besonders auch die Arbeiter, die entlegenen Gebirgsbewohner mit rührendem und opferwilligem Vertrauen entgegengekommen sind. Aber die Hauptsache, die Erfüllung des Herzenswunsches, stand noch in weitem Felde: die Erbauung einer Kirche. Die größtentheils arme Gemeinde allein konnte nicht daran denken, eine solche zu stiften. Pastor Kappus hielt, ein wahrer Wanderprediger, einmal weit unten in der Stadt Bruck seinen Gottesdienst, einmal ganz oben im Hochgebirge, dann wieder in Mürzzuschlag selbst. Hier war es die Turnhalle, der Cursaal, der Kindergartensaal, die zeitweise überlassen werden konnten. Es traten immer wieder Hindernisse auf, obschon von einer öffentlichen Opposition gegen die junge Gemeinde allerdings nichts zu spüren war.

Als ich nun hier — in der Nähe meines Wohnortes — einerseits das begeisterte Bemühen der Leute sah, zu einem Gotteshause zu kommen, andererseits die großen Widerwärtigkeiten, da dachte ich, ob man denn nicht irgendwie helfen könnte. Und fiel mir ein, dass man draußen im Reich die evangelische Bewegung mit großem Interesse verfolgt und dass ich dort Freunde hätte, die meiner Waldheimat stets eine so warme Neigung entgegenbringen. Wie wenn ich mich an die Evangelischen des Reiches wendete, um sie zu bitten, ihren Volks- und Glaubensgenossen an der Mürz eine Kirche bauen zu helfen? Im Einverständnis mit der Gemeinde, oder vielmehr der evangelischen Vereinigung, habe ich also einen Aufruf verfasst zur Geldsammlung für eine Heilandskirche in Mürzzuschlag. Der Name Heilandskirche war mir eines Tages leuchtend durch den Kopf geschossen und ist nachher von der Gemeinde angenommen worden.

Der Aufruf hatte folgenden Wortlaut:

„An unsere Freunde im Reich.

Mit dankbarer Freude der Theilnahme gedenkend, die wir Deutsche in den Alpen oft von Euch erfahren, komme ich heute mit einem besonderen Anliegen. Es betrifft meine Waldheimat in einer uns Allen wichtigen Sache.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist größtentheils katholisch, doch lebt — besonders im Mürzthale — unter den Katholiken zerstreut eine Anzahl evangelischer Christen, theils noch aus der Reformationszeit stammend, theils seither aus Deutschland eingewandert, oder in neuer Zeit übergetreten. Sie waren jedoch bisher nicht mitsammen verbunden durch eine Kirchengemeinde, sie hatten keinen Führer, keinen Gottesdienst, lebten für sich so dahin, in der Gefahr sich zu verlieren und zu erkalten. Aber die Gottessehnsucht unserer Zeit hat auch diese Einsamen erfasst, es überkam sie das Heimweh nach einem christlichen Gemeinleben. So haben

sie nun aus Deutschland einen evangelischen Geistlichen berufen, der bereits mit treuem Eifer thätig ist, die im Mürzthale und Umgebung lebenden 500 Protestanten zu einem Gemeinwesen zusammenzufügen. Er wandert in die entlegenen Thäler und Wälder, steigt auf Alpenhöhen, um die einschichtigen Bekenner aufzusuchen. Er unterrichtet die evangelische Jugend, predigt den Erwachsenen, tröstet die Leidenden. Volk und Behörde erkennen, dass es sich hier nicht etwa um eine politische Propaganda handelt, vielmehr um eine große sittliche Aufgabe für die Einzelnen und die Gesellschaft. Hocherfreulich ist es ja, dass die Menschen sich abzuwenden beginnen von dem seelentötenden Materialismus und zurückverlangen zur christlichen Botschaft. Wie in anderen Alpengegenden werden die beiden Confessionen doch auch hier friedlich neben einander bestehen, jede in ihrer Art ein Bedürfnis und ein Segen für das Volk.

Also ist in dem waldumkränzten Thale die junge evangelische Gemeinde in bester Bildung begriffen. Die Leute schicken sich an, heimzukehren ins Vaterhaus, aber — es ist keins vorhanden. Es fehlt der sichtbare Mittelpunkt, die Kirche. Eine solche soll nun erbaut werden im Hauptorte des oberen Mürzthales, im herrlich am Fuße des Semmerings gelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Dort, von freier Anhöhe aus soll die Heilandskirche leuchten weithin in die Alpenthäler. Die zum Theile sehr armen Gemeindegenossen, aus Holzknechten, Almern und Werkarbeitern bestehend, sind im hohen Grade opferwillig; die wenigen Wohlhabenden steuern kräftig bei, auch der Evangelische Bund wird Mithilfe leisten, allein — das will noch nicht langen auf ein würdiges Gotteshaus, das auch künftigen Jahrhunderten geweiht sein soll.

Ich bin von Haus aus Katholik, finde es aber mit meinem christlichen Gewissen vereinbar, den evangelischen Stammesgenossen bei ihrem Kirchenbau ein wenig zu helfen. So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche in Mürzzuschlag. In Euch ins gesegnete Deutsche Reich komme ich mit allem Vertrauen; Ihr habet Brüder, die heldenhaft für Heimat und Evangelium kämpfen, noch nie verlassen. Ich bitte Euch, Ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Beiträge zu diesem Kirchenbau im Waldlande für Eure Glaubensgenossen. Ihr habet ja gewiss auch schon oft erfahren, dass alles, was im Sinne des Christenthums gethan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt.

Peter Rosegger.

In der Waldheimat, Anfang des Jahres 1900.

Gaben sind zu senden an den Herrn Adolf Kappus, evang. Vicar in Mürzzuschlag, Steiermark. Der Empfang wird in der Berliner ‚Täglichen Rundschau' bestätigt."

Am 2. Jänner dieses Jahres habe ich den Aufruf an 72 unterschiedliche Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und der Schweiz verschickt. Am 6. Jänner, als dem Feste der heiligen drei Könige, kamen aus dem Norden bereits die ersten Gaben. Es waren drei Spenden schlichter Leute aus dem Volke — uns mutheten sie an wie die Opfergaben der drei Weisen an das Jesukind. Und dann begannen sie zu rieseln, zu fließen, zu strömen, die Silber- und Goldbäche von allen Seiten her über alle Erwartung. Selbst aus Amerika, aus der Türkei sind Spenden gekommen, manche Post brachte auf einmal Dutzende von Briefen und Anweisungen, die Beträge meistens begleitet von innigen Worten des Glaubens, der Liebe, der Freude. Die kleinste Gabe, eine Mark, kam aus Königsberg von einer armen Dienstmagd, die größte, sechstausend Kronen, von einem treuen Mann aus Koblenz. Beide Gaben sind gleich gewesen vor dem Herrn. — Mein Aufruf war es aber nicht allein, der die Früchte trug. Vicar Kappus hatte gleichzeitig einen die Verhältnisse näher beleuchtenden warmen Aufsatz versandt, er hatte in verschiedenen Blättern Deutschlands Stimmung gemacht für die Heilandskirche, er hatte seine Beziehungen zu einflussreichen Persönlichkeiten geltend gemacht und für die Sache im Reiche Vorträge gehalten. Diese

Thätigkeit des eifrigen Mannes darf nicht übersehen werden, wenn man staunend sich des Erfolges freut. — Auffallend viel ist uns aus Sachsen, Thüringen und der freien Schweiz zugegangen. Vereine sammelten, Zeitungen sammelten für unsere Heilandskirche, aus Schulen, aus Krankenhäusern kamen Spenden. Arbeiterfamilien, wie fürstliche Personen gaben, und man merkte den oft rührenden Begleitschreiben die christliche Hochstimmung der Geber an. Der evangelische Bund begleitete das Unternehmen mit ausgiebiger Beihilfe. Besonders viele Spenden kamen aus evangelischen Pfarrhäusern; doch auch Katholiken, obschon bei diesen principiell nicht gesammelt wurde, trugen hochherzig bei, — nicht zu Trutz, nur zur Liebe. Einzelne Personen, die nicht mit Gütern gesegnet sind, verkauften Bücher, Bilder und manchen Hausrath, um für die Heilandskirche Geld schicken zu können. Ein mittelloser Künstler schickte ein selbstgemaltes Bild, dass wir es verwerten sollten. Aus Bochum kommen von einem Ungenannten monatlich 5 Mark, wahrscheinlich aus einem geringen Monatsgehalt. Aus Basel schickten drei Kinder 15 Franken, die sie vom Onkel für einen Osterausflug erhalten hatten. In einem Orte Thüringens, dessen Name mir augenblicklich entfallen ist, verordnete ein Knabe auf dem Sterbebette, dass der Inhalt seiner kleinen Sparbüchse für die Heilandskirche in Mürzzuschlag gespendet werde. Eine arme kranke Frau schickte für die Heilandskirche ein Altartuch. Andere machten sich schon erbötig, einzelne Theile der Kircheneinrichtung zu stiften.

Ich denke, dass zur Zeit, da dieser Bericht geschrieben wird, ein Wert von mehr als 60.000 Kronen für die Heilandskirche beisammen ist. Und weil wir hoffen, dass die Liebe noch lange nicht aufhört, und weil man nichts halb machen soll, so denken wir auch gleich an ein Pfarrhaus.

Allerdings haben wir — was wir als Christen nicht haben sollten — ein wenig Sorgen für den morgigen Tag. Aber wir werden nicht verlassen sein.

In Mürzzuschlag, in der nächsten Nähe des Ortes, auf einem Hügel, von altersher der Ölberg geheißen, ist ein überaus schöner und passender Platz für die Kirche erworben worden. Nachdem die junge evangelische Pfarrgemeinde Mürzthal von der Regierung sanctioniert worden war, wurde am 17. Juni — also kaum ein halbes Jahr nach Beginn der Sammlung — in Gegenwart geistlicher Würdenträger vom Superintendenten Herrn Winkler aus Ariach in Kärnten (evangelischer Bischof für die österreichischen Alpenländer) der Grundstein zur Heilandskirche mit großer Feierlichkeit gelegt. Viele Hunderte von Menschen, davon wenigstens die Hälfte Katholiken, wohnten dem stimmungsvollen Feste bei, die Katholiken nicht mit geringerer Andacht und Ehrerbietung als die Evangelischen.

Die Kirche wird 25 Meter lang und 15 Meter breit, recht stattlich und würdig. Der gothische Bau mit seinem schlanken Thurm wird hinausleuchten in das Fröschnitzthal bis zu den Höhen des Semmerings, in des Mürzthales waldreiche Berge und in das Neubergerthal, wo die Felsen gegen Himmel ragen. Vier helle Glocken werden hinklingen über Berg und Thal und — wie ich hoffe — mit dem Geläute der katholischen Kirche zu Mürzzuschlag keine üble Harmonie geben. Ich sehe im neuen Gotteshause nicht eine „protestantische", nur eine christliche Kirche. —

Für mich ist es eine große Beseeligung, dass meine geringe Mitarbeit zur Heilandskirche so reich gesegnet worden. Weil es aber nicht alle Tage vorkommt, dass ein Katholike für ein evangelisches Gotteshaus Steine trägt, so habe ich mir auch ein kleines Denkmal dessen ausgebeten. Ich bin ein alter Freund der Marien-Minne, und weil Maria, die Heilandsmutter, ja doch auch eine evangelische Person ist, so habe ich gesagt zu den Evangelischen im Mürzthal: Wenn ich mitthue, so müsset ihr mir ein schönes Marienbild in die neue Kirche stellen. Man will das Bild der Mutter, die einen solchen Sohn geboren, bisweilen mit Blumen schmücken und man will der Johannes sein, zu dem der Herr am Kreuze gesprochen: Siehe deine Mutter! — Und wenn meine katholischen Landsleute, die Bauern und Holzer und Halter, die Eier- und Hühnerträgerinnen aus dem Jakellande, vom Gebirge kommen und vorübergehend einen scheuen Blick werfen in diese Kirche, so sollen sie ein wenig angeheimelt sein von dem geliebten Bilde, das ihnen freundlich entgegen schaut.

Also ist mir diese Heilandskirche Herzenssache geworden. Und nicht allein im Namen der Gemeinde, auch in meinem eigenen danke ich allen, die zu dieser Kirche so treu und hochherzig beigetragen haben und noch beitragen wollen. Noch ehe dieses Jahr zu Ende ist, hoffe ich freudig erzählen zu können von der Einweihung der schönen Heilandskirche auf dem Ölberg in der Waldheimat. Peter Rosegger.

Ein Literatengespräch.

Können zwei befreundete Schriftsteller Müller und Meier heißen? Ist das gestattet? Gut, dann besucht eines Abends der Meier den Müller.

Dieser sitzt am Schreibtisch, kritzelt mit der Rechten auf einem Blatt, wühlt mit der Linken im wirren Haar und sagt, ohne aufzublicken: „Meier, du? Nicht wahr? Ach, thu' mir den Gefallen, dich

zu setzen und auf ein Viertelstündchen dich in etwas zu vertiefen, ich bin gerade mitten in der Katastrophe. Dort auf dem Tische liegen Novitäten."

„Sei nicht öde, Müller", sagt der Meier, „was heißt Novitäten? Cigarren, wenn du hast! Übrigens wie kommst du spät Abends noch zu einer Katastrophe?"

„Mein Gott, sie ist doch gut vorbereitet, dünkt mich. Bin gerade in der Stimmung, oder war es noch vor einem Augenblick. Wenn es die Collegen nicht wissen, wie man arbeitet und nicht gestört werden soll, dann kann man es den Philistern nicht verübeln, wenn die vom Tagewerk sprechen, wie beim Schuster und Schneider."

„Du warst gestern in der socialdemokratischen Versammlung, Müller."

„Ich denke, wir haben uns dort ja gesehen, Meier."

„Und auch gehört, mein Geschätzter. Deine gute Feder, um die ich dich stets beneide, gestern lag sie dir auf der Zunge. Du sprachest wie ein Gott!"

„Götter sprechen nicht, mein Lieber."

„Also wie ein Teufel. Alle hast du hingerissen mit deiner Rede, ja sogar von der Gegenpartei einige Seelen zum Achtstundentag bekehrt."

„Nicht wahr, das lag mir?"

„Alles liegt dir, Müller, du bist ein Genie."

Müller hat die Feder in den Napf gesteckt und sagt: „Wie? Leiste ich? Und heute seit früh wieder beim Roman."

„Du arbeitest? Und seit früh. sagst du?"

„Wie ein Ochs."

„Höre mal, Müller, hast du dich gestern nicht zu den Arbeitern bekannt? Hast du nicht den kolossalen Ausruf gethan: Wir alle, Genossen, sind Arbeiter, haben die gleichen Interessen, müssen für einander stehen, Einer für Alle, Alle für Einen. Der Sieg mit uns!"

„Jaaa, Meier! Dein Gedächtnis."

„Und deines, Müller? Von früh morgen bis in den späten Abend. Ist das d e i n Achtstundentag?"

„Ah, da hinaus willst du! — Nun sieh 'mal, Meier, es geschah nicht außerordentlich gern. Nimm gütigst für wahr, dass ich lieber in der Chaise gelegen wäre. Aber der Verleger. Wisse, mein Verleger ist ein Hund. Der drängt mich um den Roman, der Hund."

„Eben darum wirst du nicht über acht Stunden arbeiten, damit der Verleger Zeit hat, auch Andere zu beschäftigen. Zum Beispiel, deinen ergebenen Freund Meier, der n i c h t s zu thun hat, n i c h t s, sage ich dir, Kameel, dieweilen du täglich zwölf Stunden lang den armen Genossen das Brot vom Munde weg kritzelst."

„So! Böse sein?! Auch gut, Junge. Dann rathe ich dir bloß 'mal: Habe Talent und du wirst einen Verleger finden. Habe großes Talent und du wirst zehn Verleger finden."

Nun frägt Meier sehr gelassen und etwas heiser: „Mit Verstattung, handelt es sich jetzt um Talent oder um den Achtstundentag?"

Lacht Müller: „Gestern bei den Socialdemokraten um den Achtstundentag, heute beim Schreibtisch um Talent."

„Lieber College, du hast doch wohl schon darüber nachgedacht, dass das Talent verpflichtet."

„Aber ja. Es auszunützen, anstatt auf dem Lotterbett zu liegen oder Kaffeehaus zu bummeln."

„Das geht auf mich."

„Gratuliere zur Selbsterkenntnis."

„Großartig! Wie moralisch du geworden bist!"

Müller, der lässig im Lehnstuhl sitzt und das linke Bein auf den rechten Oberschenkel legt, lehnt jetzt den Kopf zurück, schlägt ruhig sein Auge nach Meier auf und sagt lässig: „Bin ich etwa nicht moralisch?"

„Entschuldigung! Mir war immer, als müsse ein Schriftsteller sein Talent dazu ausnützen, um seine Persönlichkeit in Worten wiederzugeben, seine Überzeugung auszudrücken."

„Überzeugung?" sagt Müller sehr ruhig. „Und du wunderst dich, keinen Verleger zu finden?"

„Und dass man seinen eigenen Worten nachleben müsse."

Müller macht eine leichte Bewegung, als fange die Sache jetzt an, ihn zu interessieren. „Es scheint, Meier, du verwechselst das Genie mit einem tugendhaften Philister. Du hast doch wohl noch 'n bischen Ehre im Leib. Na siehste, wie kannst du so reden. — Wenn der Schriftsteller alles das wirklich meinen wollte, was er schreibt! Ha — lächerlich!"

„Aber was er spricht, muss wahr sein."

„Schreiben oder sprechen, das bleibt sich gleich. Ich habe gestern einen socialdemokratischen Essay gesprochen, und nun müsste ich nach deiner Meinung heute und in aller Zukunft diesen Einfall als mein Gesetz betrachten. Freund Meier, gestatte mir zu sagen, dass selbst die Thätigkeit eines Schuhmachers über deinen Horizont hinausgeht. Oder soll er die Stiefel, die er macht, die von Groß und Klein bei ihm bestellt wurden, alle selber tragen?"

Meier sitzt hilflos da und weiß im Augenblick nichts zu sagen. Darüber lacht Müller und bemerkt: „Warum schweigst du? Schweigen kannst du, wenn du im Rechte bist. In einem Augenblicke aber, wo man, wie jetzt du, absolut nichts zu sagen weiß, muss man erst recht sprechen. Lass doch den Schuster bei seinem Leisten, Müller, würde ich

sagen an deiner Stelle. Der richtige Schriftsteller, ob er schreibt oder spricht, hat eine Sache gründlich, nach allen Seiten hin zu beleuchten, entweder so, dass seine Privatmeinung ganz in den Hintergrund tritt, oder so, dass er sich klar zu einer Seite bekennt. Ich meine, so müsstest jetzt du gesprochen haben."

„Ganz recht, Müller. Dann hättest du gestern die Vor- und Nachtheile des Achtstundentages objectiv behandeln, oder dich für oder gegen den Achtstundentag bekennen müssen. Im letzteren Falle wärest du Parteimann, und als solcher hättest du heute zu thun, was du gestern gesagt hast."

„Siehste, Meier, und hier auf diesem Fleck wollte ich dich haben. Ich war gestern Parteimann. Ich bin als socialdemokratischer Sprecher entschieden für den Achtstundentag eingetreten und habe alle Genossen aufgefordert, von ihrer Achtstundentagforderung unter keiner Bedingung abzulassen und habe gesagt, dass, sei er wer immer, jeder ein Schuft ist, der auch nur fünf Minuten über acht Stunden arbeitet."

„Nun, und heute? Heute sitzest du zwölf Stunden lang am Arbeitstisch, weil du gerade in der Stimmung bist, der Verleger den Roman und der Autor wahrscheinlich das Geld braucht!"

„Charmant, College, diese deine letzte Bemerkung ist mir sympathisch — nebenbei bemerkt. Was nun die socialdemokratische Rede betrifft — ich weiß nur nicht, ob du mir folgen kannst, Meier. Nämlich. Ein Schriftsteller, heißt es, soll objectiv sein. Und ein Dichter muss objectiv sein, besonders wenn er Gestalten aus dem Leben darstellen will. Als Shakespeare Richard den Dritten geschrieben hatte, wird er es doch nächsten Tages nicht als seine heilige Pflicht betrachtet haben, ein Richard der Dritte zu sein!"

„Was willst du damit eigentlich sagen, Müller?"

Dieser wiegt sich resigniert in seinem Sessel und sagt: „Ich habe mir's ja gedacht. — Stelle dir bloß vor, Meier, gestern war ich Dichter und Vortragsmeister und habe der Versammlung einen socialdemokratischen Tribunen vorgestellt. Und zwar so vollendet, dass alle meinten, ich sei es wirklich. Und dass Freund Meier heute noch glaubt, ich sei es mit Fleisch und Blut und Seele gewesen. Siehst du, und das ist es eben. Das ist die Kunst. Ich war Künstler und du hieltest mich für einen Socialdemokraten."

Meier stutzt. „Ich bin geschlagen. — Nur kommen mir jetzt — du verzeihst schon, Müller — Bedenken. Du hast zeitweilig als Freund zu mir gesprochen. War das nicht am Ende auch Kunst?"

„Mein Herr, Sie werden anzüglich!" Müller erhebt sich stolz und ernst. „Man mag mit der großen, dummen Menge spielen, aber man spielt nicht mit Freunden."

„Ich zweifelte eigentlich nicht, Müller", sagt Meier warm und treuherzig." Es wäre ja auch verzeihlich gewesen, wenn du mit dem Achtstundentag der Bergleute und Wasserarbeiter sympathisiert hättest, ohne diese Arbeitszeit auf alle Arbeitsarten zu übertragen. Denn — weil sie für alle nicht passt. Die Muse z. B., hat keine Kanzleistunden, sie wählt sehr eigenwillig ihre Zeit und —"

„Nicht wahr, Junge, wenn du mit mir sprichst, dann habe es mit solchen Banalitäten sein Abkommen."

„Zu Diensten. Ich muss dich ja eigentlich in guter Laune zu erhalten oder vielmehr zu versetzen suchen, Müller. Ein Mann wie du kann sich ja leichter etwas erlauben, als irgend ein armer Teufel. Talente sind souverän, und dass du wirklich ein großes —".

Müller wird aufmerksam. „A—a—h! Mir ahnt etwas, Meier! Ja? Na denn, du weißt. Das erste Gesetz der Freundschaft ist unbeschränkte Offenheit gegenseitig. Also — ich hab' jetzt keins."

„Auch nicht fünf Kronen?"

Müller blickt ihn vorwurfsvoll an. „Du willst doch nicht, dass ich mich der letzten fünf Kronen entäußere!"

Meier steht ein Weilchen bewegungslos da. Dann macht er ein gemüthliches Gesicht, legt dem Freund die Hand auf die Achsel: „Das ist mein Müller. Ohne jegliche Kunst. Ganz Natur. — Willst du dich nicht auch einmal selber so recht objectiv beschreiben? Mit Humor so einen aufgeblasenen Schmutzian. Wie?"

„Bei meiner Seele, das kann ich thun. Das kann ich wirklich thun. Schildere so 'nen Kerl und nenne ihn — Meier." R.

Familie Herzfell.

Aus dem Buche und aus dem Leben von **Edith Gräfin Salburg.**[1])

„Iren! Ich begreif dich nicht, Iren! Mein Gott, bist du denn in den zwei Jahren dieser Ehe heruntergekommen, du?!"

„Liesl, ich mach dich aufmerksam, dass auch das Impertinenzen-Privilegium österreichischer Comtesseln seine Grenzen hat. Benimm dich anständig, wenn du zu mir kommst, und respectier meinen Mann."

„Respectierst du ihn, Iren? Sag, sag mir's jetzt ins Gesicht. Respectierst du ihn?"

Groß, überschlank, trainiert bis zum Äußersten, eine zarte Gestalt, ein schönes Köpfchen mit hochmüthigen, etwas markierten Zügen, das

---

[1]) Golgatha. Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1900.

war Elisabeth von Mühlinen, die jüngste Tochter des früheren Herrn von Zugrub. Die Augen dunkelgrau, das Haar aschblond, blass das schmale Gesicht mit dem sehr hübschen Mund. Sie trug ein englisches Reitkleid von stahlblauem Stoff, einfach und knapp, am Hals durch eine kleine Wappenbroche geschlossen. Der Hut lag neben ihr auf dem Tischchen, an dem Irene Herzfell, geborene Gräfin Mühlinen, saß und Skizzenbilder in Wasserfarben sortierte. Iren war groß wie ihre Schwester und ebenso schlank. Beide hatten die Vornehmheit ihrer Haltung gemein, die schmalen Hände und Füße und den Wohlklang der klaren, weichen Stimmen. Iren war die Schönere. Ihr gelbes Piquékleid von gesuchter Einfachheit stand gut zu den dunklen Augen und dem schwarzen Haar. Sie trug keinen Schmuck. In der prachtvollen Umgebung dieses mit protzenhafter Pracht restaurierten Schlosses nahm sie sich sonderbar vornehm und einfach aus. Sie saßen auf der Terrasse von Zugrub, an die das Gewächshaus voll südlicher Pflanzen und Vögel stieß, in welches Herzfell, wie er Jedem grinsend erzählte, „seine Hunderttausend gesteckt" hatte. Um das große Bassin, in der Mitte des Saales standen Roccocomöbel von großem Wert, in den Gruppen von Palmen, Granatbäumen und anderen Wundern des Südens leuchteten Kunstwerke aus Marmor. Die Rosen und Camelienbäume blühten. Ein vergoldetes Bronzegitter umschloss das Bassin, auf dem große Wasserblumen schwammen. Durch die offenen Thüren sah man die lange Flucht stilvoller Salons mit ihren Sammt- und Ledertapeten, den riesigen Bildern in strotzenden Goldrahmen, den schweren Teppichen, Nippes und Waffensammlungen, ein buntes Chaos greller Farben.

„Dem Veitl sein Tapezierladn" nannte Valentin Mühlinen, der Husarenlieutenant, das verwandelte Schloss seiner Väter, in dem er hätte herrschen sollen. Aber er sprach in solchen Ausdrücken nur, wenn er „weit vom Schuss", d. h. weit von dem Schwager war, der ihm eine Zulage bezahlte und das kostspielige Verbleiben in einem Cavallerieregiment ermöglichte. Dafür musste der elegante Officier ihm feine Herren, mit Titeln und Würden, nach Zugrub bringen. „Noble Lait" hatte der Veit Herzfell gern. Er copierte sie und ambitionierte zu ihnen zu gehören, schon lange eh' ihm eine in Bezug auf Ehren sehr dunkle Existenz zu fabelhaftem Reichthum verholfen hatte.

Baron Veit Herzfell. Es klang stattlich. Noch lieber wäre er Graf gewesen: Graf Herzfell. Geduld! Er wartete einfach darauf, Reichsrathsabgeordneter und dann vielleicht politische Momentaufnahme, das heißt Minister zu werden. Sich vom vierten Stand wählen lassen können, weil man ihn in der Hand hat und ihm den Brotkorb höher hängen kann — dann als Volksvertreter überall die Perfidien der Regierung und ihrer Interessen fördern, das ist „e feines Geschäftchen"!

Er hatte es seinem Freunde Peter, dem großen Bauernvertreter und Bauernschinder ohne Gleichen, abgeguckt und wartete nur, es ihm nachzumachen.

Davon genug.

„Respectierst du deinen Mann? Traust du dich, mir das ins Gesicht zu sagen?“

Iren ereiferte sich nicht. Sie lehnte sich zurück und sah das erregte Mädchen ernsthaft an.

„Respectierst du die Welt, die modernen Einrichtungen, das Leben? und lebst es doch mit. On fait ce qu'on peut, et non ce qu'on veut,“ sagte sie langsam.

„Du hast nicht immer dich und dein Schicksal so — objectiv — beurtheilt. Du hast gelitten. Es gab eine Zeit, Iren, wo deine Augen aussahen, als hätten sie Herzblut geweint.“

„Liesl, sei nicht lyrisch.“

„Ich habe dich angebetet um dieser Thränen willen. Wenn du jetzt nichts mehr fühlst, nichts mehr leidest, so beweist mir dies, dass du sinkst, Iren. Wie wär es auch anders möglich an seiner Seite.“

„Ihr habt kein Recht, es mir vorzuwerfen, wenn ich mich ihm accommodier.“ Die junge Frau suchte einen Augenblick nach dem letzten Wort. Ein undefinierbarer Ausdruck spielte um ihren Mund.

„Das könntest du! Wenn du einmal das Gefühl verlieren kannst, das ich für ihn hege.“ Sie bog die Reitpeitsche ab, um sie pfeifend durch die Luft fahren zu lassen. „Das Gefühl, ihm mit dem da Eines hinüberzugeben. Dann, Iren, dann würd ich dich verachten. Aber es ist ja Alles nicht wahr. Du spielst deine Comödie. Nur spiele sie nicht vor mir. Das nicht; denn ich glaube dir nicht.“

Irene stand auf. Sie trat vor die Schwester und legte ihr die Hände auf die Schultern. Mit einem Blick grenzenloser Liebe ruhten ihre Augen auf den jungen, erregten Zügen.

„Schweige, du bist in seinem Haus“, sagte sie sehr sanft. Dann umfieng sie Elisabeth und verbarg einen Augenblick das Gesicht an ihrer Brust. „Komm“, sagte sie leise.

Stumm schritten die Schwestern durch die lange Zimmerreihe. Es waren echte, alte Schlossräume gewesen, durch die sie giengen, kühl, dämmerig und stimmungsvoll, mit tiefen Wandnischen, Erkerfenstern, um deren Gitterwerk Immergrün und wilde Schlingrosen empor gekrochen waren. Dunkel getäfelt, mit schweren, einfachen Möbeln sollten sie sein, mit braunen Fliesen und Ahnenbildern an den Wänden. Jetzt war es ein hypermodernes Haus, das vornehme Schloss. Ein bunter Bazar, grell und kostbar wie das Hotel einer Maitresse, Reclame machend wie ein Bazar.

„Sein Haus, sein Haus“, stammelte Elisabeth. Sie sah sich mit Ekel in dem türkischen Rauchzimmer um, das das Schlafgemach ihrer Mutter gewesen.

„Dort! dort stand unsere Wiege, die alte, geschnitzte Holzwiege“, schluchzte sie plötzlich auf. „Dort in der Ecke neben Mamas Bett, weißt du noch, dort wurde Valentin geboren, der heißersehnte Sohn. Wie Mama sich über den Erben freute. Wohl ihr, dass sie todt ist. Ja Iren, Papa, weißt du, der fühlt's nicht so. Meinst du nicht auch, er fühlt's nicht?“

„Glaubst du, Lies, glaubst du, weil Einer schweigt und nie tragisch wird und die Aussprachen hasst, glaubst du, er fühle nichts!“ Es klang wie ein Aufschrei. Irene brach kurz ab.

„Übrigens wohl ihm, wenn er darüber hinwegkommt“, sagte sie in verändertem Ton. „Ja, am meisten empfinden's wir Beide. Wir, die Mädchen, die wir ja auch die Opfer sind.“

Irene sah sie zärtlich an.

„Ein Opfer soll und wird genügen. Ich hab' mich verkaufen lassen müssen. Aber dafür sollst du frei sein. Es ist der einzige, der letzte Traum meines Lebens, dir einmal hilfreich sein, dir durch mein Leid ein Glück geben zu können.“

„Ein Glück mir? ein Glück durch seine Mittel? Nie, Iren, nie!“

„Kind, du weißt nicht, was du sprichst. Sei nicht überspannt. Wart den Augenblick ab, bis es an dich herantritt voll und heißbegehrend, lockend, dieses Glück.“

„Sprich nicht davon. Nie, sag ich dir, erkauf ich's mir so.“

Irene schwieg verletzt. „Heute kommt Valentin aus Tarnow“, sagte Lisl nach einer Pause.

„So, kommt er? Hat er schon wieder Urlaub?“

„Protection, weil er das Geld mit vollen Händen hinauswirft, wie Reginald, und dafür musste ein herrliches Geschöpf wie du geopfert werden!“

Irene zuckte die Achseln. „Ein Alltagsbild“, sagte sie mit Ironie und Härte, „Verkommender Hochadel“. Ein Vater, der im Schatten der Ahnen und ihrer Heldensagen müßig sitzt, seine Vorurtheile füttert, 's ist ein gefräßig und kostspielig Ding heutzutag, solch ein feudales Vorurtheil. Es frißt Existenzen auf. Ein grand-seigneur, der Geld ausgibt, ohne es einzunehmen und nie fragt, woher es kommt, zwei Söhne, die Lumpen sind.“

„Iren.“

„Vornehme Lumpen. Nichtswisser, Nichtsthuer mit dem Größenwahnsinn herabgekommener Naturen, die sich immer schenken lassen, immer bedient und getragen sein müssen. Pfui! Ich hasse meine Brüder, sag ich dir.“

„Da stehst du vielleicht einzig da. Im Regiment, in der Gesellschaft, bei der Dienerschaft, überall heißen sie die guten Kerle."

„Gute Kerle ja! Das ist der letzte Titel, die letzte Ehrenbezeichnung, die den Söhnen unseres Adels noch übrig bleibt und mit dem sie Alles zudecken, was an Egoismus, Indolenz und frevelhaftem Leichtsinn in ihnen steckt. Fünfe gerade sein lassen, zu allem lachen, den Lebensernst mit einem Witz quittieren, sich perfect anziehen, exclusiv sein bis zum Blödsinn, das Albernste zum Wichtigsten machen und Andere aufkommen lassen für ihre Verpflichtungen, die man nicht halten kann, ein point d'honneur haben, das bei jeder Berührung nervös zittert, aber keine Mannesehre, keinen Mannesmuth, der dem Leben ins Auge sieht und seine Wahrheit erträgt. Nicht entbehren können, das vor Allem. Einem Bürgerlichen mit Überwindung die Hand reichen, aber Geld annehmen, sich bezahlen lassen von einem Wucherjuden."

„Iren! Iren! ich bitt dich."

„Sprich mir nicht von den Brüdern. Es ist das Einzige, Lies, was ich nicht dulde, nicht vertrage. Sie repräsentieren mein geschändetes Leben, die Schmach meines alten Namens, den ich hoch gehalten, den ich geliebt habe. Ich habe heiraten müssen, damit Valentin nicht infam cassiert wurde. Er hätte die hübsche, vornehme Schwester verleugnet, wenn sie in anständige Bürgerskreise geheiratet hätte. Aber er bezahlte mit ihr den Schuft, der ihm Geld gab. Und Reginald wird sich an ein Weib verkaufen, das ein Seitenstück zu Veit Herzfell ist, denk an mich, denn: „Der Dienst, 's Frühaufstehen wird mir a schon z'wider". So fertigt man sein Leben ab. Wir haben der Fäulnis Thür und Thor geöffnet. Nach wenigen Generationen wird man gar nicht mehr wissen, dass auf diesem Besitz jahrhundertelang ein Geschlecht saß, dem edles Blut in den Adern floss, das dem Landvolk ein Schutz, ein guter Geist, dem Adel ein Schmuck war. Ein Jude Herzfell löscht hundert Grafen Mühlinen aus. Ich habe nur noch ein Gebet zu Gott: Kinderlosigkeit. Ich fluch ihm, wenn er auch das nicht erhören will."

„Ich wusst es ja, dass du's entsetzlich empfindest", stammelte Lies. Der Sturm, den sie zuerst heraufbeschworen, erschreckte sie nun. Irene war todtenblass, ihre Augen sprühten.

„Ja, ich empfinde es wie Gift und Verwesung, was über uns gekommen ist. Ich weiß, was ich habe thun müssen für diese Brüder, die die Stützen ihrer jungen Schwestern hätten sein sollen, für Papa, der ein Kind ist. In diesem verkommenden Adel sind wir Frauen noch der bessere Theil. Noch schaudern wir davor zurück, uns dieser Rasse preiszugeben, der sich die Männer unserer Kreise längst corps et âme überliefert haben. Noch bin ich eine Ausnahme, mit dem was ich gethan. Ich fühle das Kainszeichen an meiner Stirne."

„Du hassest Valentin und hast dich für ihn geopfert."

„Für unseren Namen, nicht für Valentin, für den Vater, da Tino sich weder erschießen, noch in Amerika ein neues Leben der Arbeit anfangen wollte. O Lies! Lies! ahnst du denn, was ich leide?"

„Ich fühle es mit dir, Iren. Fühle es furchtbar. Diese tägliche, stündliche Erniedrigung, diese Schmach. Wenn ich durch diese Zimmer geh, tritt mir überall die Vergangenheit entgegen. Aus allen Winkeln sieht sie mich an. Unser vornehmes Heim, unser glückliches Familienleben, das Selbstbewußtsein, das uns trug, Alles todt; Alles, Alles! Ich sah Mama dort sitzen und uns liebevoll wachsam ansehen und uns vor Allem behüten, was schlecht oder zweifelhaft ist. Behüten, wozu? Großer Gott! Damit man's dann doppelt, dreifach empfindet."

Lies weinte. Sie lehnte an der Wand, das blasse Gesichtchen gesenkt, große Thränen flossen über ihre Wangen.

Irenes Augen blieben heiß und trocken.

„Eines thut mir wohl bei dir", sagte sie heiser. „Du sagst mir nie — — —"

„Keine Regel ohne Ausnahme. Versuch', die guten Seiten dieses Mannes herauszufinden. Versuch', ihn zu — heben. Er ist von denen, die alles Unglück, alle Laster der letzten Jahrzehnte über uns gebracht, seit ein verfehlter Humanismus sie uns gleichgestellt und sie freigegeben. Das liegt in ihrem Blut und strebt gebieterisch, sich zu bethätigen."

„Dein Mann ist ein Schuft", sagte Lies finster.

Dann sprachen sie nichts mehr. Sie giengen langsam durch die Zimmer auf die Terrasse zurück und lehnten sich an die Balustrade. Vor ihnen lag das Thal im sommerlichen Ernteglanz. Gold schien ausgestreut über die ganze Gegend. Irene sah lange schweigend in den Mittagsduft, der über der Gegend schwamm.

„Eines ist dir doch geblieben, du hast die Heimat nicht verlassen müssen", sagte Lies.

„Die Heimat? Das hier ist die Heimat nicht mehr! Ich hoffte zuerst, wenigstens den Leuten ein Segen sein zu können, den armen Bauern ringsum, für die wir Alle immer gut waren. Ich hoffte, den Baron zurückzuhalten vor ihrer Schädigung; ich versuche das noch immer. — — — Aber der guten alten Bauern werden immer weniger und — — — es ist ja Alles umsonst, Alles."

Lieder

von Elise Kastner-Michalitschke.[1])

Das erstemal steh' ich an deiner Gruft
In heißem Schmerz —
Es weht die kühle, schwere Friedhofsluft
Um Aug' und Herz.
Und meine Arme breit' ich sehnend aus
In stummem Harm:
Du kehrst ja nie mehr wieder mir nach Haus —
Wie bin ich arm!
Ruhst ungekannt in fremder Erde hier
Und uns so fern!
Ach, seit du, Liebster, bist gestorben mir,
Stürb' ich auch gern.
So müd und alt hat mich dein Tod gemacht —
Und bin noch jung;
O, welches Weh von neuem fort entfacht
Erinnerung!

Wir sahen uns an,
Uns tief in die Augen,
Und beide fanden,
Und beide verstanden
Im Auge des andern
Das stumme, ungesprochene,
Wehmüthig zweifelnde
Bange Fragen:
Trug jenes Märchen
Aus Jugendzeiten
Einst deine Züge?
Warst du es wirklich,
Derselbe, der hier
Jetzt steht vor mir — —?
Und wir jauchzen nicht auf,
Wir eilen nicht zitternd
Uns in die Arme.
Hat uns die Trennung
So ganz getrennt? —

Warum bist du gekommen
Und hast das Erinnern
Mir jählings gestört?
Mein warst du noch immer
Und wärst es geblieben;
Ich hätte dich nicht,
Du mich nicht verloren.
Nun gehst du wieder
In weite Ferne.
Ob wieder du kehrst --
Der Wunsch ist erstorben,
So heiß er einst war.
O wärst du gestorben,
Da du noch mein! — —
Nun haben wir beide
Trauernd erkannt
Die Wahrheit des alten
Wehmüthigen Worts,
Dass wohl der Tod trennt,
Doch noch mehr das Leben.

Jählings mich oft ein seltsam Weh umfieng,
Ob ich allein, ob in der Menge gieng.

Ein Sehnen, das ich nicht zu bannen wusst',
Ein Wünschen, das ich nicht zu deuten wusst'.

Auf meiner Seele lag es dann wie Blei,
Als ob im Kerker ich, gefangen sei.

Dann wieder trug es mich in Fernen weit,
In längst versunk'ne todte Jugendzeit.

---

[1]) Aus deren Sammlung: „Psyche." Wien. Wilhelm Braumüller und Sohn. 1900.

Ich nannt' es Heimweh — bis du wiederkamst,
Und mir den Schleier von der Seele nahmst.

Wenn ich der Jugend denk', so denk' ich dich,
Und wenn ich Heimat ruf', so mein' ich dich.

Wenn jemand lieb mich hatte, warst es du,
Wenn mich ein Glück noch segnet, bist es du.

Wir wollen zusammen wandern
Den gleichen Lebenspfad,
Der eine stets des andern
Getreu'ster Kamerad.

Und wo du stehst, da stehe
Ich fest mit gleichem Sinn,
Und wo du gehst, da gehe
Ich sonder Frage hin.

Ob sonnig deine Wege,
Ob steil, an Abgrunds Rand,
Auf ungebahntem Stege —
Wir bleiben Hand in Hand.

Gut oder schlecht! Es scheide
Uns nie des Glückes Rad —
In Freude wie in Leide
Bin ich dein Kamerad.

Wie war mein Denken gut und mild und rein,
Voll Kraft mein Wollen und voll Glut mein Lieben,
Dass es nicht immer, immer so geblieben,
Du trägst die Schuld! —

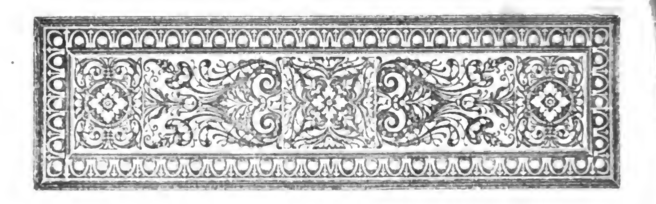
Wie trug ich hoch und stolz die freie Stirn,
Noch keine Rune war darein geschrieben,
Dass es nicht immer, immer so geblieben,
Du trägst die Schuld! —

Ich glaubte noch an Gott, an meinen Stern —
Dass es nicht immer, immer so geblieben,
Dass mein Geschick in Noth und Nacht getrieben,
Du trägst die Schuld! —

Du schlugst mein Herz in deiner Liebe Bann,
Mit Leib und Seele war ich dir verschrieben,
Von all dem Glück, dass — Reue nur verblieben,
Du trägst die Schuld! —

Ein weißes Haar! Ein kleiner leiser Schauer,
Ein kurzer Aufschrei und ein heimlich Klagen,
Und eine stille, heimwehvolle Trauer —
Ein Abschiednehmen von der Jugend Tagen.

Allmählich kommt mein Herbst herangeschritten.
Doch darf ich mich in Frühlingsträumen wiegen:
Das Gold, das von den Schläfen mir geglitten,
Blieb leuchtend auf drei Kinderköpfchen liegen.



Kleine Laube.

Offenes Schreiben

an den Begründer und Vorsteher der „Rosegger-Gesellschaft“.

Mein lieber Freund Toni Schruf in Mürzzuschlag!

Seit Jahren schwebe ich Deinetwegen in einer gewissen Unruhe. Du weißt, dass ich ein offener Feind des in unseren Tagen arg grassierenden Personen-Cultus bin — und schon gar, wenn er mich selber anfällt. Nicht zwar so sehr aus Bescheidenheit, als vielmehr, weil solche Götzeleien zumeist hohl sind, die leeren Namen und Macher in den Vordergrund, die Sache selbst aber in den Hintergrund drängen.

Und nun gründest Du eine „Rosegger-Gesellschaft“ — und das noch dazu in bedenklicher Nähe meines Wohnortes. Mein Bester, da lief mir anfangs wohl ein Schauer über den Rücken! Die Liebe gerade meiner engsten Landsleute, deren ich mich in so hohem Maße erfreue, betrachte ich als ein besonderes Geschenk des Himmels. Dass ich aber alle lauten, übermäßigen Ehrungen mir stets entschieden verbeten habe, Du weißt es. Derlei über mich ergehen zu lassen, gehört einmal nicht zu meinem Vergnügen, selbst wenn es noch so gut gemeint ist. Und jetzt eine Rosegger-Gesellschaft mit ihrem schallenden Ruf zu meinen Fenstern herein und über mein Hausdach hin in die Ferne! Es ward mir ja freilich versichert, dass meiner Person nichts geschehe, dass diese sich gar nicht darum zu kümmern brauche, dass die Gesellschaft nur der guten Sache dienen wolle, die ich zur meinen gemacht. Damit ward mir der Mund gestopft; Mitarbeiter zur Verbreitung seiner Anschauungen, zur Ausführung seiner Absichten läßt man sich ja wohl gerne gefallen. Du hattest es, lieber Toni, gar trefflich ausgedacht, und Dir widerstreben, hieße, mir selber widerstreben. Deshalb wartete ich zu und hatte Unruhe um Dich und um mich. Es war ja etwas ganz Neues, kaum je Dagewesenes, was da werden sollte. Würdest Du nicht missverstanden werden? Würden die Leute, die alles nach ihrem kleinlichen Maßstabe zu messen pflegen, nicht alsogleich gierig nach eigennützigen Beweggründen forschen, bei Dir wie bei mir? Würde nicht eine fortwährende Reclame nöthig sein, eine ständige Qual für mich! Und würde im Falle des Gelingens die Arbeit, die Verantwortlichkeit Dir nicht über den Kopf wachsen, dass Dein eigener Beruf darunter leidet? — Konnte trotz redlichster Absicht die Sache nicht am Ende doch missrathen und Deinen einzigartigen Idealismus bitter verheeren? —

Du weißt, wie oft ich Dir in diesem Sinne meine Bedenken ausgesprochen habe, ja Dich dringend gebeten, von der Gründung einer „Rosegger-Gesellschaft“ abzustehen. Du, sonst der zuvorkommendste, gefälligste Mensch, der je in einem Hospizium gewaltet hat, hattest aber diesmal Deinen harten Kopf, und der sann und vertraute und arbeitete Jahr für Jahr, allerdings von wackeren Männern unterstützt, bis Dein Plan — Thatsache geworden.

Zu meiner freudigen Verblüffung ist heute eine weitverbreitete Vereinigung vorhanden, die sich die Aufgabe stellt, eines deutschen Poeten Ideale von Vaterlandsliebe, Volkstreue, Wohlwollen zu allen Menschen, Naturfreude und Gottesfrohheit mit verwirklichen zu helfen. Denn bis zu einem gewissen Grade sind selbst Poeten-Ideale in Wirklichkeit zu übersetzen.

Allerdings — um ganz offen zu sein — kamen die ersten Leistungen der Gesellschaft einer persönlichen Ehrung etwas allzunahe. Doch aber — kann ich denn böse sein darüber, dass ihr mein altes Elternhaus vor dem gänzlichen Hinfalle bewahret? Oder was soll ich sagen zu dem „Rosegger-Alpenhause“, das ihr auf hoher Alm in meiner Waldheimat errichtet habt? Nachdem dieser Bau fertig ist und seinem Zwecke übergeben wurde, sehe ich, dass er meinen Absichten und Neigungen viel näher kommt, als man im vorhinein denken konnte. Ich will nicht reden von der Schönheit und Heimlichkeit dieses kleinen Berghauses, es ist mir ja zu rührend, wie hunderte von Spendern zusammenwirkten, es zu erbauen und mit allen denkbaren Einrichtungsstücken, Zierden und Labsalen zu versehen, so dass es das Kleinod unserer Touristenhäuser geworden ist. Vor kurzem war ich, wie du weißt, einige Stunden in diesem Alpenhause, und da ist mir seine Bedeutung als Zufluchtsstätte klar geworden. Nicht bloß Touristen heimten sich ein, um hier die Schönheit der Bergnatur zu genießen; auch Wanderer, die mit ihren Körben und Kraxen mühselig übers Gebirge stiegen von der Oststeiermark in das Mürzthal, hielten im Hause Rast und erquickten sich. Bauersleute, die zu ihren Herden heraufgekommen waren, ließen sich in dem neuen Hause ein wenig nieder und waren vergnügt an dieser traulichen Stätte, die auch ihnen geweiht ist. Im Morgenfrost kamen von Regen durchnässte, vom Winde gepeitschte Halter herbei, um an dem knisternden Herde sich zu wärmen. Und zur Winterszeit, wenn über die eisigen Hochkuppen die Schneeschuhläufer herangleiten, halb erstarrt und erschöpft, wie wohl wird ihnen dieses Schutzhaus thun! Du erinnerst Dich gewiss der Siebenmännerpartie in einer fürchterlichen Sturmnacht des vorigen Winters. Hängt in dem Schutzhause, in dem die Halberfrorenen Rettung fanden, doch ein dankbares Votivbild! — Und wenn in leuchtenden Hochsommer- oder in reinen Herbsttagen das Landvolk der Umgebung sich versammelt auf der grünen Alm, um heimatsfrohe Feste und Spiele zu halten, so wird dieses Haus mit seinen steirischen Merkmalen der frohe Mittelpunkt sein. Also ist das Alpenhaus auf dem Pretul eine Wohlthat, eine Freude für viele, und dadurch die größte für mich.

Nach der Gründung dieses so gelungenen Alpenhauses, das völlig Eigenthum der Gesellschaft ist, darf man hoffen, dass die eigentliche Aufgabe der Vereinigung mit gleichem Glücke weitergeführt werden kann.

Kannst du Dich erinnern, lieber Freund? Etwa vor sieben Jahren war es, als ich mit der Ablehnung des in Mürzzuschlag geplanten „Rosegger-Festes“ Dich so grausam ins Herz getroffen hatte. Damals auch war's, dass ich bei einem Spaziergang auf den Ganzstein sagte: „Mein lieber Toni! Ich bin unter allen Umständen viel zu ehrgeizig, als dass mir Fahnenflattern, Pöllerknattern, Toaste und Andudeleien aller Art genügen könnten. Angenommen, dass ich für mein Volk wirklich etwas Bedeutendes geleistet hätte, dann wollte ich auch gründlich geehrt sein! Dann bean-

spruchte ich lebendige Denkmäler. Dann müsste der Mitmenschen Dank in gemeinnützigen Thaten bestehen. Und weißt du, was mir jetzt die größte Freude macht? Wenn aus Armen-, Krankenhäusern und Gefängnissen Zuschriften kommen, dankend, dass meine Bücher die Unglücklichen erheitert und erbaut hätten!" — Du hattest auf meine Bemerkungen damals geschwiegen. Einige Tage später aber nahmest Du Gelegenheit, mir in Deiner treuherzigen Weise zu sagen: „Rosegger! Ich bin der Meinung, dass jeder Mensch außerhalb seines praktischen Berufes sich eine sittliche Aufgabe stellen soll. Es muss ein Verein gegründet werden, der den Zweck hat, Deine Werke unter den Armen und Unglücklichen zu verbreiten. Das soll die sittliche Aufgabe meines Lebens sein." — Mich hatte dieses Wort gefreut, obschon ich es nur für die flüchtige Äußerung eines Idealisten hielt. Und heute hast Du Dein Wort zum Werk gemacht. Unter Mitwirkung thatkräftiger Freunde in Mürzzuschlag und eines großen Kreises Gleichgesinnter des In- und Auslandes bist Du bereits in der Lage, Volksbibliotheken, Schulen, Krankenhäuser, Gefängnisse u. s. w. mit passenden Büchern zu versehen. Man denkt wohl auch schon an ein Büchercomité, das — ohne engherzig und prüde zu sein — nur solche Schriften wählt und vertheilt, deren gesunde sittliche Grundlage volksthümlich klar daliegt. Der Verfasser braucht durchaus nicht allemal — Rosegger zu heißen.

Doch euere Zwecke wachsen mit den Mitteln. Ihr wollt in meinem Heimatlande ja auch die Volksbildung fördern, im treuen deutschen Geiste, ganz besonders zu betonen! Ihr wollet den Armen und Rechtlosen ein Anwalt sein — euere guten Absichten haben gar keine Grenzen. Wie viele Einigkeit, Beständigkeit, Opferwilligkeit, Thatkraft, Klugheit und Segen gehört dazu, um auch nur die nächstliegenden derselben durchzuführen. — —

Vor einer besonderen Gefahr, mein lieber Toni, möchte ich diese Vereinigung bewahrt wissen. Wachet, dass nicht der zersetzende Geist der Politik in sie fahre, dass sie vor Parteihader verschont bleibe. Die Vereinigung führt den Namen eines Poeten, der vom Standpunkte seines Volkes aus mit allen Menschen, die gut sind, Friede haben will. Hätte er seine Sache, anstatt auf diese Grundlage, auf einen Parteistandpunkt gestellt, so würde er längst fertig sein. Auf dem Grunde allgemeiner Menschlichkeit muss auch eine Gesellschaft stehen, die seine Ideen verbreiten, seine Absichten verwirklichen will.

Also, mein lieber Freund, musste ich meine Stellung zur „Rosegger-Gesellschaft" einmal öffentlich klar stellen. Mit Befriedigung, aber auch einigem Bangen blicke ich auf euere Bestrebungen, ohne mich weiter dreinzumischen. Nur Dir muss ich besonders danken, du treuer Mensch, dass Du durch die Gründung dieser Gesellschaft eine Ehrung erfunden hast, die mich nicht drückt, vielmehr erhebt, weil sie vielen Menschen zugute kommt. Manches dankbare Land, das einen größeren Sohn zu ehren hat, als ich es bin, möge daraus lernen, welche Art von Ehrung und Denkmal die lebendige und fruchtbare ist.

Peter Rosegger.

Krieglach, am 10. Juli 1900.

Neue Gedichte

von Sophie von Khuenberg.

I.

Nicht Jahre!

Nicht Jahre machen den Menschen alt,
Es ist der Sorgen schwere Gewalt.
Die Schmerzen sind es, die wir erlitten,
Die Kämpfe sind es, die wir durchstritten.
Die Gräber der Lieben, an denen wir trauern,
Die Geister der Reue, die uns durchschauern!

Nicht Jahre locken den Tod herbei,
Das thut die ruhlose Narretei,
Die uns den Geist so wild zerwühlt,
Dass keiner mehr glaubt und keiner mehr fühlt!
Nicht Jahre drücken zu Boden schwer —
Nur ein Leben von Hoffnung und Liebe leer!

II.

Scheinglück.

Wie mich dein Kuss auch täuschen möchte,
Ein Scheinglück ist's, das uns umgiebt.
Zertrümmern wird's die nächste Stunde,
Denn was auch klingt von deinem Munde —
Du liebst nicht mehr, wie du geliebt!

So täuscht der Herbst an milden Tagen
Das traumumsponnene Gemüth.
Goldtöne weben in den Lüften,
Doch ach, trotz Glanz und milden Düften —
Es blüht nicht mehr, wie es geblüht!

III.

Abendweh.

Freudlos schleicht der Tag vorüber,
Lieblos kommt die Nacht heran
Und die Augen geh'n mir über,
Dass ich's doch nicht ändern kann.

Dass ich hilflos preisgegeben
Dieser stummen Sehnsuchtsqual —
Und vorbei, fürs ganze Leben
Deiner Liebe Sonnenstrahl!

Wie weit die Chinesen noch — zurück sind.

Wir Europäer können bekanntlich nicht mehr schlafen, ohne die Chinesen glücklich gemacht zu haben. Aber die Chinesen, das sind — rechte Chinesen! Die wollen von uns nichts wissen. Und da hat ein in London lebender Chinese, angeblich ein Mitglied der „Boxer“, sich sogar erlaubt, in europäischen Zeitungen seinen und seines Volkes Standpunkt klar zu machen. Und aus diesem Schriftstück, das wir wiedergeben, ist zu sehen, wie weit diese Chinesen noch — zurück sind.

„Die westliche Civilisation“, so sagt der Chinese, „ist in unsern Augen wie ein Pilz, wie ein Ding von gestern. Die chinesische Civilisation dagegen ist ungezählte Jahrtausende alt; wir glauben daher, dass wir euch mindestens um zweitausend Jahre voraus sind. Auch bei uns gab es eine Zeit, da wir unsern „Kampf ums Dasein“, unsere Jagd nach Reichthum, unsern Machthunger, unser Hasten und Hetzen und unsere Qual hatten.

Auch wir hatten unsere klugen Erfindungen, wir hatten das Schießpulver, den Buchdruck und alles übrige, aber wir haben lange genug gelebt, um zu erkennen, wie wenig nothwendig und wie nutzlos alles das ist. Wir haben auch unsere Zeiten des Zweifels, des Fanatismus und des Streites in Religionssachen gehabt; wir hatten unsere Märtyrer, unsere Reformationen, unsere Intoleranz und schließlich die Toleranz — und das alles vor Tausend von Jahren. Aber, wie gesagt, wir sind diesen Dingen entwachsen. Aus den Erfahrungen vergangener

Jahrhunderte haben wir Weisheit, aus den Fehlern und den Unfällen unserer Ahnen haben wir gelernt, dass keines der Dinge, nach denen wir streben, des Strebens wert war.

So haben sich unsere Leidenschaften und unser Ehrgeiz allmählich abgesetzt in dem ruhigen Wunsche nach Glückseligkeit in dieser Welt, unsere Religion ist zu einer Lebensphilosophie geworden, die sich in der Probe der letzten 2000 Jahre als gesund erwiesen hat. Wir glauben, dass das Beste, was man in diesem Leben erreichen kann, die Glückseligkeit ist, und wir lehren unseren Kindern, dass sie dieses Glück nur durch Pflichterfüllung erzielen, dadurch, dass sie die Vorschriften der Moral und der Lebensgemeinschaft erfüllen und sich mit einem Kreise gleichfalls glücklicher Freunde und Verwandten umgeben.

Wenn ein Chinese mehr von geschäftlichem Glück begünstigt ist als seinen Verwandten zutheil geworden, so findet er seine größte Befriedigung darin, sein Vermögen mit jenen zu theilen. Und wir in China hören nie auf zu arbeiten; etwas, wie ein Zurückziehen vom Geschäft, gibt es nicht, die Arbeit ist ein Theil unseres Vergnügens, weil sie ein Theil unserer Pflicht ist. Wir glauben das Beste in diesem Leben zu thun, weil es das Einzige ist, von dem wir etwas Sicheres wissen. Das ist das letzte Sein und Ende der chinesischen Philosophie.

So werden Sie überall in China dasselbe Maß und denselben gleichartigen Geist der Befriedigung finden. Sie mögen glauben, wir lebten in Unwissenheit, Schmutz und Trägheit, aber ich versichere Sie, es ist nicht der Fall. Wir fühlen uns so wohl, wie wir wünschen, und kein Mensch kann uns darin ein Besserung bringen. Und nun kommt ihr aus euerer westlichen Welt zu uns mit dem, was ihr euere „neuen Ideen“ nennt. Ihr bringt uns Euere Religion — ein Kind von neunzehnhundert Jahren; ihr fordert uns auf, Eisenbahnen zu bauen, damit wir von einem Ort zum anderen fliegen können mit einer Eile, die uns weder Bedürfnis ist, noch Reiz für uns hat. Ihr wollt Fabriken bauen und dadurch unsere schönen Künste und Gewerbe verdrängen, ihr wollt blendenden Flitter verfertigen statt der schönen Gebilde und Farben, die wir durch Jahrhunderte erprobt haben. Gegen alles das erheben wir Einspruch.

Wir wollen allein gelassen werden, wir wollen die Freiheit haben, unser schönes Land und die Früchte unserer alten Erfahrung zu genießen. Wenn wir euch bitten, wegzugehen, so weigert ihr euch und ihr bedroht uns gar, wenn wir euch nicht unsere Häfen, unser Land, unsere Städte geben. Daher sind wir Mitglieder der Gesellschaft der sogenannten „Boxer“ nach reiflicher Überlegung zu der Erkenntnis gekommen, dass die einzige Möglichkeit, euch los zu werden, darin liegt, dass wir euch tödten. Wir sind von Natur nicht blutdürstig, aber wenn Zureden und Überzeugung und die Berufung an eueren Verstand und euer Gerechtigkeitsgefühl versagen, so sehen wir uns der Thatsache gegenüber, dass unsere einzige Rettung ist, euer Dasein auszulöschen.

Nehmen Sie Ihre Missionäre! Sie kommen zu uns mit einer neuen Religion, über deren hauptsächlichste Grundsätze sie selbst unter einander bitterlich uneins sind; sie sagen uns, wenn wir ihre Lehre nicht annehmen, würden wir „ewige Strafe“ erdulden. Sie schrecken unsere Kinder und alten Leute und veranlassen alle möglichen Zwistigkeiten zwischen Familien und einzelnen Personen. Da ist es doch kein Wunder, dass wir sie nicht dulden wollen. Wenn wir euere Eisenbahnen und Maschinen haben wollten, so könnten wir sie ja kaufen; aber wir wollen sie nicht, sie sind uns nichts nutz, wir haben gelernt, ohne sie fertig zu werden. Trotzdem sagt ihr, ihr würdet uns zwingen, sie zu kaufen, ob wir wollen oder nicht. Ist das gerecht? Ich sage, es ist eine Anmaßung, eine Beschimpfung.

Viel Wesens wird auch daraus gemacht, dass wir keine Soldaten sind. Wir aber haben aufgehört, Soldaten zu sein, weil wir civilisiert geworden sind. Der Krieg ist barbarisch. Die Wirkung davon, dass wir auf unserer jetzigen Höhe der Civilisation angelangt sind, ist, dass wir uns mehr als irgend eine andere Rasse auf der Erde vermehrt und vervielfacht haben. Trotz unserer großen Sterblichkeit — an der Sie wieder Anstoß nehmen, obwohl wir glauben, dass sie eine weise Vorsehung der Natur ist — vermehrt sich die chinesische Rasse schneller als irgend ein anderes Volk der Welt.

Wenn wir es darauf anlegten, könnten wir die übrige Menschheit überwältigen; dass wir das nicht thun, ist nur der Vollendung unserer Civilisation, unserer Philosophie, unseren Sitten zuzuschreiben. Wir zählen 400 Millionen menschliche Wesen, und wer könnte uns Widerstand leisten, wenn wir unsere Macht zur Geltung bringen wollten? Glauben Sie, wir seien uns dessen nicht bewusst? Im Gegentheil, wir wissen es zu gut, und nun ist es Sache der weißen Rassen auf der Erde, zu erkennen, dass wir, nicht sie die Herren sind.

China ist von 20 sogenannten glücklichen Invasionen heimgesucht worden. Aber was hat sich ereignet? Haben die Eindringlinge die Chinesen beherrscht? Nein, die Besiegten haben die Besieger ausgesogen und alle sind Chinesen geworden. Selbst die Juden, die zu uns gekommen, sind von unserer Rasse absorbiert worden, ein Vorgang, der nirgends seinesgleichen hat.

Lassen Sie mich wiederholen, dass alle die Dinge, die im Westen die Menschen trennen, in China thatsächlich keinen Daseinsgrund haben. Politik, Religion, persönlichen Ehrgeiz, Ausdehnungsdrang, Landhunger, Goldhunger — alles das gibt es in China nicht. Ihr meint, der Chinese sei ein Kind, weil er träge, sorglos und einfach ist. Das ist ein großer Irrthum. Er hat das Geheimnis gelernt, glücklich zu sein, sein Leben ist ruhig und nichts stört ihn, solange sein Gewissen rein ist. Im Sprichwort zusammengefasst, ist das Bild unseres Charakters: „Lasst uns in Ruhe und wir lassen euch in Ruhe!" —

So der Chinese. Wird man über die europäische Cultur auch einmal so schreiben können? — Aber siehe! Im Augenblick des Mordes der Gesandten, die sie doch selbst gesetzlich anerkannten, haben die Chinesen sich ins Unrecht gesetzt. Auch hier das furchtbare Drama vom Fluche des Bösen.

Was Friedrich Nietzsche über das Trinken sagt.

Wie viel Bier ist in der deutschen Intelligenz? Wie ist es eigentlich möglich, dass junge Männer, die den geistigsten Zielen ihr Dasein weihen, nicht den ersten Instinct der Geistigkeit, den Selbsterhaltungsinstinct des Geistes in sich fühlen — und Bier trinken? .... Der Alkoholismus der gelehrten Jugend ist vielleicht noch kein Fragezeichen in Absicht ihrer Gelehrsamkeit — man kann ohne Geist sogar ein großer Gelehrter sein — aber in jedem anderen Betracht bleibt er ein Problem. — Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt!

Götzendämmerung, S. 109/10.

Specifisch germanisch ist die Alkoholvergiftung Europas, welche streng mit dem politischen und Rassen-Übergewicht der Germanen bisher Schritt gehalten hat (wo sie ihr Blut einimpften, impften sie auch ihr Laster ein).

Zur Genealogie der Moral, S. 159.

Dass jede Art Schwindelgeisterei im heutigen Deutschland nicht ohne Erfolg bleibt, hängt mit der nachgerade unableugbaren und bereits handgreiflichen Verödung des deutschen Geistes zusammen, deren Ursache ich in einer allzu ausschließlichen Ernährung mit Zeitungen, Politik, Bier und Wagnerischer Musik suche.

Ebenda, S. 177.

Es zeichnet vielleicht die Asiaten vor den Europäern aus, dass sie einer längeren, tieferen Ruhe fähig sind als diese; selbst ihre Narcotica wirken langsam und verlangen Geduld, im Gegensatz zu der widrigen Plötzlichkeit des europäischen Giftes, des Alkohols.

Die Fröhliche Wissenschaft, S. 70.

Was würden jene Menschen überhaupt von „höheren Stimmungen" wissen, wenn es nicht rauscherzeugende Mittel und idealische Peitschenschläge gäbe! — und so haben sie ihre Begeisterer wie sie ihre Weine haben. Aber was ist mir ihr Getränk und ihre Trunkenheit! Was braucht der Begeisterte den Wein! Vielmehr blickt er mit einer Art von Ekel auf die Mittel und Mittler hin, welche hier eine Wirkung ohne zureichenden Grund erzeugen sollen — eine Nachäffung der hohen Seelenflut! —

Ebenda, S. 108/9.

Vielleicht ist die europäische Unzufriedenheit der neuen Zeit daraufhin anzusehen, dass unsere Vorwelt, das ganze Mittelalter, dank den Einwirkungen der germanischen Neigungen auf Europa, dem Trunk ergeben war: Mittelalter, das heißt die Alkoholvergiftung Europas. — Die deutsche Unlust am Leben ist wesentlich Wintersiechthum, eingerechnet die Wirkungen der Kellerluft und des Ofengiftes in deutschen Wohnräumen.

Ebenda, S. 159.

Der Geist der Deutschen wird durch ihr Bier und ihre Zeitungen niedergehalten.

Menschliches, Allzumenschliches I, S. 142.

Mit den Werken der Kunst steht es wie mit dem Weine; noch besser ist es, wenn man beide nicht nöthig hat, sich an Wasser hält und das Wasser aus innerem Feuer, innerer Süße der Seele immer wieder von selber in Wein verwandelt.

Ebenda II, S. 47.

Wer hat mehr Wasser in den Wein gegossen als die Griechen? Nüchternheit und Grazie verbunden — das war das Adelsvorrecht des Atheners zur Zeit des Sophokles und nach ihm. Mache es nach, wer es kann! Im Leben und Schaffen.

Der Wanderer und sein Schatten.

Ein wunder Punkt.

Eingesendet.

Das erhabene Ziel unserer Rechtspflege ist Humanität. Und diese übt die Principien der Unparteilichkeit und Milde.

Dennoch ist auch die Rechtspflege in gewisser Richtung nicht von jenen Schwächen, welche an menschlichen Institutionen haften, frei, und ebensowenig ist die Möglichkeit zu irren ausgeschlossen. Die Justiz hat sich nie angemaßt, das Dogma der „Unfehlbarkeit" für sich in Anspruch zu nehmen, rief sie doch selbst Behörden ins Leben, an welche nach erstrichterlichem Urtheile appelliert werden kann!

Weder das redlichste Rechtsbewusstsein und die strengste Unparteilichkeit, noch der klarste Gesetzparagraph, auch nicht die zur höchsten Milde geneigten Ge-

schworenen vermögen vor dem Missgriff zu schützen, dass sie durch ein unglückliches Zusammentreffen belastender Umstände ein Urtheil über ein schuldloses Haupt fällen, während der eigentliche Übertreter des Gesetzes frei ausgeht, wenn ihn nicht später oder zufällig der Arm der Gerechtigkeit erfasst oder ihn sein Gewissen selbst zum freiwilligen Bekenntnisse zwingt.

Wenn wir auch zugeben müssen, dass die Fälle eines Justizmordes — oder nennen wir sie vielmehr unbeabsichtigten Todschlag der Lebensehre — in seltenen Ereignissen zur unleugbaren Thatsache geworden und auch in Zukunft immerhin möglich sind, so hat die Justiz eben aus Rücksicht humaner Principien theilweise auch für unschuldig Verurtheilte Gnadenunterstützungen gewährt, doch mangeln die Fonds, um ausgiebige Hilfe den Erbarmenswerten bieten zu können, wenn auch Geld kein Ersatz für ein gebrochenes Menschendasein, für eine zerstörte Existenz, für das Elend eines gebrochenen Herzens keine Entschädigung ist.

Aber für die Rehabilitierung ist bisher gar nichts oder nur sehr wenig geschehen, und dies ist auch der Fall, wo Verhaftungen aus Verdachtsgründen stattfinden.

In früherer Zeit, wo das Zeitungswesen noch nicht Gemeingut geworden, erfuhr das Publicum nur sensationelle Nachrichten, die Gerichtspflege betreffend; in moderner Zeit aber ist die Lectüre einer Zeitung Volksbedürfnis geworden; polizeiliche Vorfälle, Verhaftungen bilden eine große, ausgedehnte Rubrik, es erscheinen oft Namen von Personen, an deren Ehrenhaftigkeit bisher kein Zweifel bestand. Warum soll derjenige, an welchem „das Recht“ fehlgegriffen, noch unterliegen, wenn sich ihm die Pforten des Gefängnisses oder der Untersuchungshaftzelle öffnen?

Es ist Sache der Gerechtigkeit, dass hiefür ein Modus durch die Behörden gefunden werde, welcher die Ehre der Staatsbürger schützt. Es ist von den Localblättern nicht zu begehren, dass sie die Ehrenrettung unschuldig Verurtheilter oder unschuldig Verdächtigter jedesmal in ihren Spalten bringen, aber die Staatsbehörde verfügt wohl über genügende Auswege, um solche Fälle zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, sei es in periodischen Publicationen, in officiellen Blättern (wozu diese selbstverständlich zuerst berufen sind), oder durch Kundmachungen bei den Polizeicommissariaten, welche doch minderwichtige Annoncen über verlorene Gegenstände affichieren. Der moderne Staat muss sich bewusst sein, dass die Ehre der höchste Wertgegenstand ist, den der Mensch besitzt.

J. A. Huschak.

Unsere armen Wälder!

In dem „Deutschen Centralblatt für Papierindustrie“ steht über den Zusammenhang zwischen der Devastierung unserer Wälder und den Hochwasserkatastrophen Folgendes:

„Auf der ganzen Strecke Marburg—Pontafel gibt es keine Station, auf der nicht Schnittmateriale oder behauenes, schwaches Bauholz für den Export nach Italien aufgestapelt ist.

Ich habe acht gegeben und kann constatieren, dass man auf der ganzen Fahrt auch nicht einen einzigen schönen Wald mehr sieht.

Wenn dies so weiter geht, wird auch Kärnten bald zu den ‚Hochwasserkatastrophen-Ländern‘ zählen.

Zum Glück dringen die Klagen über ‚Waldverwüstungen und Hochwasser‘ in immer weitere Kreise. Das ‚Neuigkeits-Weltblatt‘ vergleicht die bayerischen und sächsischen Holzhändler mit ausgehungerten Heuschreckenschwärmen, die sich jetzt, nach-

dem sie die Bauernwaldungen in Böhmen, Tirol und Oberösterreich in Grund und Boden vernichtet haben, auf die steierischen Waldbauern stürzen!

Eine weitere Nachgiebigkeit wäre da Verbrechen; hoffentlich vereinigen sich die maßgebenden Factoren, um diesen Schwarm, solange es noch nicht zu spät ist, abzuwehren.

Auch die Eisenbahnen, die Holzexport durch billige Exporttarife begünstigen, werden dies noch bitter bereuen.

Die Schäden, die die Bahnen durch die Hochwässer der Jahre 1897 und 1899 erlitten haben, wiegen die Gesammteinnahmen, die die Bahnen aus den Holztransporten während 20 Jahren erzielt haben, reichlich auf. In der Zukunft werden die Schäden noch viel größer werden." R.

Ein Brief Holteis.

Ein Freund des „Heimgarten" stellt uns folgenden Original-Brief Karl von Holteis zur Verfügung. Weil uns von bedeutenden Menschen jedes Wort von Interesse ist und in unserem Lande besonders Holtei noch viel Verehrer hat, so finde das Schreiben hier ein Plätzchen.

Graez 28 März 55.

Theurer Freund! In einem Wuste verspäteter Buchhändlerarbeit sitzend, die mich bedrückt und ganz verdreht macht, schreibe ich Ihnen keinen ordentlichen Brief, wie ich es als Antwort auf Ihren letztempfangenen beabsichtigte und denselben mit allerlei hiesigen Berichten und Plaudereien ausstatten wollte. Ich muß mich begnügen, nur von einer Sache zu reden, die wichtig scheint, — wenn sie wahr ist.

Kurt, den ich gestern Abend begegnete, erzählte mir (unter dem Siegel der Verschwiegenheit natürlich), Sie hätten ihm berichtet, daß Sie für den möglichen Fall fortdauernden Krieges und daraus hervorgehender Niederlage Ihres jetzigen Unternehmens, an eine Kompagnieschaft in Breslau dächten?

Sie sagen mir davon nichts. Aber meine Theilnahme für Sie zwingt mich, diesen Punkt zur Sprache zu bringen, auf die Gefahr hin, daß Sie mich für naseweis und zudringlich halten. Sie wißen ja, ich meine es gut und ehrlich.

Deshalb bitt' ich Sie, mich au fait zu setzen.

Hat die Breslauer Geschichte einen reellen Grund? Ist es Reimann der zurücktreten will und sollen Sie mit Dr. Nimbs sich alliiren? — Dann streck' ich die Waffen und bin hors du combat.

Will aber N. ausscheiden und beabsichtiget Reimann mit Ihnen zu bleiben? Dann laßen Sie mich es bald wißen; denn mit Reimann steh' ich auf intimen Fuß und kann Ihnen vielleicht von großem Nutzen seyn.

Nur aus diesem Gesichtspunkte bitt' ich meine Anfrage zu betrachten.

Unverändert

Ihr v. H.

Noch eine egoistische Bitte, um deren Willen ich den Brief noch einmal oeffne.

Ich habe mir (als Vermächtniß für die Meinen) ein Erinnerungs-Album angelegt, wo Visitkarten, Billetchen, Portraits, Ansichten von Orten in denen ich verkehrte &c., bunt gemischt durcheinander kleben.

Von Riga hab' ich nur ein paar Briefbogen-Bildchen; von Mitau auch nicht einmal diese. Wenn Sie nach Deutschland kommen, wollen Sie mir etliche kleine werthlose Sachen dieser Art, wie eben zu haben sind, mitbringen! Sie machen mir große Freude dadurch.

(Adresse.) Sr. Wohlgeboren
des Herrn Fr. Thomé
Direktor des Stadttheaters
in
Riga.

Die zwingad Ursach'.

Von Hans Fraungruber.[1]

Ui je, ös Stadtleut' wollt's a was wiss'n von an Winter? Dass i nit lach'! Kam dass si' ba enk oans d' Nas'n a'g'frärt oder, wann's viel is, an etla Finger — hoaßt dös a schon was?

Hat ba enk schon amol die Schneeg'wad'n 'n Buagamoasta 's Dach eindruckt? Ba uns schon! Habt's ös zan Nachbar a Loch durchigrab'n oder amal ban Rauchfang außischlupf'n müaß'n? Mir schon! Geht's weg! In meine Holzschua trag' i enka ganz's Schneehäuserl davon, und aft habt's an Schmarr'n.

Da müaßt's zan uns einikema in's 'Birg', da werd's 'n Herrgott kenna lerna. Unsa Dörf'l is oftmaln 's reine Fuchsloch, so san ma zuadeckt; und bal oans zan andern will, hoaßt's d' Schaufel pack'n und an Krampen, oder über d' Schneeg'wad'n übrilaib'ln und ba der Dachlucka einischliaf'n. Da is 's nix mehr mit 'n Fensterlngeh'n, und 's Wirtshaus muaß oana entdeck'n, bal er an Durst hat.

Von Sulzbacher am Hübel is amal da Knecht, der Steffel, zan Bader obakema, weil d' Bäu'rin a gache Sucht anganga is. Zwoa Ochs'n hat er eing'spannt, der alt' Bader, und all' drei san's stecka blieb'n in Schnee, und hab'n nit aufimög'n, glei'wohl 's in Summa netta an Büchs'nschuss weit is. Der Knecht hat müaß'n herunt'bleib'n, und die Bäu'rin is ohne Bader g'storb'n. Aft hab'n sie s' wöll'n in Freidhof trag'n, aber intaweg'n is die ganz' G'sellschaft vawaht word'n, und so hab'n s' die Truch'n in Schnee einig'legt. Wia 's nachher in a etla Wochen aufg'lähnt hat, hab'n s' die Sulzbacherin außag'hackt, und hiaz hat die arme Seel' erst in Himmel auftkina. Ja, meine liab'n Leut', ös vasteht's den Gspoaß nit, wia's ba uns ahaust, bal's nit von schneib'n aufhör'n mag. 's Wildbrat kimt ganz zan Häusern zuaha, zaunmüad und röhrad vo' lauta Hunger; könnt's es mit Händ'n fanga oder mit 'n Prügel dadresch'n, bal oans a so a Schinderknecht sein möcht'.

Da woaß i 's no' wia heunt — san mir amal ban Bruck'nwirt g'sess'n, unser drei: i, der Schmied und der Stichlmoar. Sagt d' Wirtin: „Hiaz kann si' 's mehr wieder urntli! Moan thuat ma' schon, der Sturmwind z'lempert oan d' Hütt'n, und von Kalkofenwaldl hört ma' 'n ganzen Tag, wia die arma Bam ausanandkrach'n."

„A ja", moant der Stichlmoar, „frei d' Nas'n g'wahrt mir nit vor seina, so waht's. Und Eiszapf'n hat's ang'setzt auf 'n G'wandtagang, so groß wia a Kirchthurm."

---

[1] Aus dessen neuestem Buche: „Ausseer G'schichten, Erzählungen und Schwänke." (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Sagt wieder d' Wirtin: „Wia wird's lauda hiaz in die Gräb'n drein herschau'n, ban Kochalmbauern, oder ban Hoisbauern, oder ban Kuchler in der Sanschicht, oder ban Angerl in Reith und wia s' alle san, dö Hascher. Dö hat's g'wiss völli' vaschütt' und von der ganzen Welt abg'schnitt'n. Müaßt oans fliag'n kina, bal's außa möcht' ins Dorf. — Trinkst eh no' a Viert'l, gel' ja, Schmied?"

Derweil wir so bracht'n und d' Wirtin hinter'n Ofen einschenka geht, tappt was ban Hausgang eina. Vor der Stubenthür halt's stad und hebt an ins Stampf'n und Pasch'n und Pfnauf'n, und is enk a Rewell, dass uns frei bal' da Schiach anganga war. Mir sitz'n stockmäuserl stad und schaut oans dös ander an. — Gach rumpelt die Thür auf, und wer zottelt eina? Dass i enk sag' — mei' Lebta' han i koan sölchern Mensch'n mehr g'seh'n: A Schneedrull laibelt eina, groß wia a Heuschober, und hebt glei' in der bacherlwarma Stub'n an ins rinna wia a z'lexent's Wasserschaff'l.

„Alle guat'n Geister loben Gott den Herrn!" kirrt auf amal die Wirtin und lasst vor lauta Schreckn schon glei 'n Stoankruag fall'n. „Dös is ja hali da Kochalmbauer! Mei' Mensch, bist todt oder lebendi? Wia kimst 'n du daher ba den Sauwetta?"

Und hiaz dakenna wir 'n a — war's richti da Kochalmbauer von hintern Lassinggrab'n, dort drein, wo d' Welt mit Bretter vaschlag'n und mit Hobelschat'n vaschoppt is. „Na hörst", sag i, „dös is aber dena aus der Weis'! Was hast 'n du da z'suach'n? Du magst ja net außa aus dein Grab'n, dös is dena unmigla! Dösselbig glaubt di' koa Mensch net, dass d' net einbrocha bist, oder dass di' koa G'woad'n vaschütt oder koa Lahn dadruckt hat! Und nit amal dafror'n bist, han?"

„Leut", sagt aft da Stichlmoar, „i moan, da is ippa was g'scheh'n. Is eppa dein' Bäu'rin krank, oder is s' eppa gar g'storb'n — oder hat dir's ung'stem Wetta 'n Hof vawüast? Leut, i moan, da muaß sich eppa unseroans dreinleg'n."

Derweil der Kochalmbauer noh allweil sein bockstarr's G'wand obtuscht, kimmt der Bruckn'wirt hoam; wia uns der hört, schreit er glei' — weil er von der Feuerwehr der Kummadant is —: „Da muaß i blas'n lass'n, dass d' Leut z'sammkeman! Bal mir an etla Ochs'n fürspanna und an Bam anhenk'n, geht's wohl, dass mir an Weg ausschleif'n."

Und z'letzt hebt gar der Schmied a ins red'n an, der sist nur alle halig'n Zeit'n a Wörtl außabringt. „Halt ja", sagt er und haut auf 'n Tisch, „halt ja, spann' ma ein; und wann's wa', dass 's schon gar net gang — aft — no — aft müass'n mir eini!"

„Is eh a so", schreit wieder der Bruck'nwirt, „i moan eh a so, glei' auf der Stell' lass' i blas'n!"

Endli' is der Kochalmbauer ausg'lähnt, und wia er d' Augen ausanandbringt, schaut er uns ganz vawundert an und sagt schön stad, wia sein Brauch is: „Was hat's denn? — Meh', will denn der justament blas'n lass'n? — I werd' schon wieder einikema, bal i außakema bin."

„Jssas, was is denn g'scheh'n ba dir, in Gott'snam?" dribaliert d' Wirtin, „dass d' di' in gar a so a G'fahr bringa magst?" — „Ja mein, was is g'scheh'n", sagt der Kochalmbauer und setzt si' zan Tisch, „so a vahöllte G'schicht halt! Muaß i net ba den Sauwetter zan Kramer außazepp'ln?" — „Na, was hat's denn aft?" schrein mir alle.

„Ja wisst's — mein Tabak is mir ausganga!!"

Lustige Zeitung.

Jener böse König hatte ein Reitpferd, welches er so sehr liebte, dass er eines Tages ausrief: „Hangen will ich den lassen, der mir einst das Wort von dem Tode dieses Thieres ausspricht!“

Das Pferd verreckte. Niemand wagte es, dem König seinen Tod zu melden. Da springt der Hofnarr hervor: „Ich will's thun!“

Und er trat in das Gemach des Königs und wimmerte: „Ach, gnädigster Herr, das Pferd! — Ihr Pferd — Ihr schönes Pferd. Ach, Majestät — o Gott im Himmel! Das liebe, edle, das kostbare Pferd —“

„Ist — ist etwa todt?“ rief der König mit Hast.

„Sie müssen gehängt werden, gnädigster Herr!“ antwortete grinsend der Hofnarr.

* * *

Als sich einst jemand die Errichtung der Blitzableiter erklären ließ, welche bekanntlich in eine goldene Spitze auslaufen, rief er aus:

„Wie soll man nun von menschlichen Richtern die Unbestechlichkeit fordern, wenn sich der Himmel selbst durch Gold bestimmen läszt, seine Blitze von uns abzuwenden.“

* * *

Es war in der Glanzperiode der californischen Goldwäscher. Ein Goldwäscher tritt nach glücklich vollendetem Tagewerke in das nahe Hotel, um seinen Hunger und Durst zu stillen. „Kellner!“ ruft er, „ein gutes Abendmahl, ich habe heute eine Million gemacht!“

„Bedaure sehr“, erwiderte der Kellner, „ein gutes Abendmahl kostet bei uns zwei Millionen.“

* * *

Der König Gustav Adolf begegnete in Sachsen einem Prediger zu Pferde und sagte: „Herr Pastor, es heißt ja: gehet hin in alle Welt, — und nicht: reitet. Das ist ja gegen die Bibel?“

„Eure Majestät“, erwiderte der Prediger, „halten zu Gnaden, im Grundtext steht weiter: Sehet zu, wie ihr fortkommt.“

* * *

Hotelrechnung.

Ischl, 21. Aug. 1873.

Zimmer auf 2 Tage	4.50
Licht	—.80
Bedienung	1.20
Tablthot	5.40
4 Bäder und 1 Führer auf den Schafberg	11.—
2 Kaffee	1.20
	fl. 45.10

Kellner: Bitte, Euer Gnaden, hier die gewünschte Rechnung.

Fremder: Fünfundvierzig? Was tausend ist das für eine famose Addition! Sie zählen ja auch das Datum mit ein!

Kellner: Ah, Pardon!

Fremder: Addieren Sie nur gleich auch die Jahreszahl dazu!



Bücher.

Eine Jugenddichtung Hamerlings. Als Rupert Hammerling, wie der Dichter von Haus aus hieß, im Jahre 1845 das Schottengymnasium in Wien besuchte, hat er — einige Zeit in der Krankenstube zubringend — ein „lyrisch-didaktisches" Gedicht verfasst: „Eutychia, oder die Wege zur Glückseligkeit." Darin schilderte er den unseligen Tod der Tyrannen, Lüstlinge, Frevler und Gottlosen und die Seligkeit der Tugendhaften. „Wer bist du, Mensch, und was ist dein Geschick?" hatte er sich selbst gefragt, worauf ihm ein Cherub in großartigen Bildern die Schrecknisse der Sünder und das Glück der Guten, Frommen und Heiligen zeigte. Die gewandte Form, die glühenden Hamerling-Farben und die reiche Phantasie fällt schon in dieser Jugendarbeit auf. Besonders charakteristisch ist die innige Religiosität, die Kirchengläubigkeit, die in dem Werkchen eine wirklich dichterische Verherrlichung findet. Die Kirchengläubigkeit Hamerlings hat sich später sehr geändert, die tiefe Religiosität aber ist auch in seinen späteren Werken zu verspüren. Als der junge Dichter damals das Gedicht „Eutychia" seinem Religionslehrer Pater Leander Knöpfer gewidmet hatte, sagte dieser nur: „Ich bewundere Ihren Fleiß." — Fleißig war wohl auch der Pater Leander gewesen, er verfasste sogar schöne Predigten, aber ein so leuchtendes Gedicht, wie der fünfzehnjährige Hamerling, hatte er trotz allen Fleißes nicht zusammengebracht. Wehmüthig berührt es heute, dass der junge Poet für diese erste Probe seines großartigen Könnens selbst von seinem ihm zunächststehenden Lehrer nicht besser verstanden und gewürdigt wurde als dass der Herr Professor seinen „Fleiß" bewunderte. Wir bewundern, trotz der großen Unreife des Gedichtes, mehr an demselben! — Die Handschrift, das Widmungsexemplar wurde unter alten für wertlos gehaltenen Büchern in der feuchten Rumpelkammer eines Pfarrhofes gefunden und ist nun, von Dr. Max Vancsa herausgegeben, bei Josef Roth in Wien erschienen. Den Hamerlingfreunden wird es eine interessante Neuheit sein. M.

Die Liebesleiter. Geschichten von Liebe und Ehe von Sophia von Khuenburg. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1900.)

Man wundert sich ordentlich, dass die guten Büchertitel immer noch nicht erschöpft sind. Und dieser eine ist noch dazu so glücklich, ein gutes Buch unter sich zu haben. Man denke aber nicht, es wäre eine Liebesleiter, auf der schlimme Bauernburschen zu ihren Dirnlein ins Fenster steigen, oder durch welche von wilden Rittern holde Jungfrauen entführt werden. Diese Liebesleiter unserer Erzählerin führt zu gesitteten, aber doch leid- und freudreichen Liebes- und Ehegeschichten aus der Gesellschaft. Es ist ein Vergnügen, die prächtigen Novellen zu lesen. R.

Menschen. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Zu den besonderen Erscheinungen in unserer modernen Literatur gehört Ernst Zahn. Durch seinen Beruf an Göschenen gefesselt, die 1100 Meter hoch belegene Eingangspforte zum Gotthardtunnel, sind durch den größeren Theil des Jahres „Haus und Hof ihm eingeschneit", wie er mit Walther von Stolzing sagen könnte, aber diese Zeit beschaulicher Muße kommt seiner Kunst des Fabulierens zugute. Die Kenntnis, die er seit frühester Jugend sich vom Hochgebirge und seinen Bewohnern, von ihren Sitten und Anschauungen erworben hat, bringt er zu kräftigem Ausdruck, und wie im umfangreichen Roman, so bekundet er auch in der knapper gefassten Novelle eine sichere Führung. Von dem neuen Werke, das sieben Geschichten enthält, ist kurz zu betonen, dass der Titel „Menschen", der eigentlich nur der ersten Geschichte gehört, auch als Gesammtbenennung glücklich gewählt ist. Denn keine unwahren Gestalten von falscher Sentimentalität und gekünstelter Empfindung führt der Dichter vor, sondern echte Menschen von Fleisch und Blut. V.

Jonas Lie, Mais a Jons. Übersetzung von M. Janensch. (O. Gracklauer, Leipzig.)

Mais a Jons ist ein armes Nähmädchen, das einen ebenso armen Studenten kennen lernt, sich an ihn gewöhnt und — auch liebt. Durch die Macht der Verhältnisse wird sie zur Ehe mit einem Schuhmacher gezwungen, plackt sich mit diesem einige Jahre herum' um nach seinem Tode als die Näh-Maisa in den Familien, wo sie früher thätig war, kleine Näh- und Flickarbeiten zu verrichten. Das Buch ist ein Meisterwerk der Kleinkunst und Realistik. V.

Psychologische Untersuchungen über Prüfen und Classificieren. Von Dr. Eduard Martinak. (Wien. Alfred Hölder. 1900.)

Man kann in lichtvoller Weise Schattenseiten hervorkehren. Und das geschieht in diesem Schriftchen, welches die Fehlerhaftigkeit und Unverlässlichkeit der jetzigen Prüfungs- und Classificationsmethoden darthut. M.

Klimatische Sommercurorte. Leitfaden für Ärzte und Laien von Dr. med. Hermann Reiner.

Klimatische Wintercurorte. Leitfaden für Ärzte und Laien von Dr. med. Hermann Reiner.

Diese beiden im Verlag von Georg Reimer in Berlin erschienenen Bücher sind dem Publicum, das Curorte sucht, um in denselben Erholung und Gesundheit zu finden, viel zu wenig bekannt. Immer wieder taucht bei vielen die Frage auf: Wohin gehn wir in diesem Sommer? Welcher Ort, welches Klima, welches Wasser u. s. w. wird unser Leiden lindern, unsere Gesundheit stärken, nach schwerer Krankheit den Körper kräftigen? Die erste Stimme wird ja der Arzt haben, im weiteren werden die oben genannten Bücher ein guter Rathgeber sein. Das Buch von den Sommercurorten behandelt die klimatischen Sommercurorte Deutschlands, Deutschösterreichs und der Schweiz, während das Werk von den Wintercurorten nebst den Höhencurorten in den Alpen auch das südliche Frankreich, die Riviera, das Küstengebiet des adriatischen Meeres, Italiens, Spaniens und die Winterstationen in Afrika miteinschließt. Auf diese beiden Bücher verweisen wir die in solcher Sache an uns herangetretenen Fragesteller, die darin willkommene Auskunft finden werden. M.

Es muss angelegentlich aufmerksam gemacht werden auf die neuen Bücher, die in der „Österreichischen Verlagsanstalt“ in Linz erscheinen. Ich kann wegen Überbürdung jetzt diese Werke nicht besprechen, sie sollen aber gelegentlich Würdigung finden. Es sind heimische Autoren, die in diesem Verlag eine Grundlage gefunden haben, schon darum. Vielmehr noch unser Entgegenkommen, wenn die Werke auch gehaltvoll sind, was von einigen derselben schon vorweg gesagt werden kann. R.

Büchereinlauf:

Die Hexe. Roman von Jean Rameau. Ins Deutsche von Henriette Dévidé. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Das goldene Zeitalter. Roman von Rudolf Herzog. (E. Pierson. Dresden.)

Der Maharadschah. Roman von Karl von Heigel. (E. Pierson. Dresden.)

Kein Raum. Eine Cadettengeschichte von Ludwig von Ploetz. (Berlin. F. Fontane & Comp.)

Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen, mit Anlehnung an die Wiener Stock-im-Eisen-Sage von A. Gaus-Bachmann. (Wien. Josef Roth'sche Buchhandlung.)

Fürs Kind. Wiener Stück in drei Aufzügen von Hermann Richard. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Österreichische Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig, 1900:

Ausseer Geschichten. Von Hans Fraungruber.

Waldsegen. Prosadichtungen von Franz Himmelbauer.

Adolf. Monologische Dichtungen von Karl Ettmayer.

Die Heimatsscholle. Volksstück in vier Aufzügen von Karl Bienenstein.

Bibliothek der Gesammtliteratur von Otto Hendel in Halle a. d. S.:

Sartor Resartus oder Leben und Meinung des Herrn Teufelsdröckh von Thomas Carlyle.

Rheinlands-Geschichten von Konrad Fischer-Sallstein.

Der Vogt von Sylt. Erzählung von Theodor Mügge.

Eine Stufe höher. Von Strähl-Imhoof. (Aarau. Emil Wirz. 1899.)

Die religiöse Frage. Beiträge von Dr. Eberhard Zirngiebl. (München. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1900.)

Was thut unserer Kirche noth? Von Ch. Alphonse Witz. (Klagenfurt. Johannes Heyn.)

Die Bibel Gottes Wort. Von F. Magnus. (Barmen. E. Biermann.)

Das Evangelium von Christo eine Gotteskraft zur Seligkeit. Von Charles Alphonse Witz. (Wien.)

Paulus Speratus, ein Prediger des Evangeliums in Wien und in Iglau. Von D. C. A. Witz. (Wien. Stähelin & Lauenstein. 1899.)

Eine Trostschrift der sächsischen Reformatoren an die evangelischen Prediger in Böhmen aus dem Jahre 1555. Von Diaconus O. Paul. (Leipzig, Weststraße 16.)

Erinnerungen aus meinem Diaconissenleben. Von Friederike Leithold. Nach ihren Aufzeichnungen bearbeitet von Luise Freifrau v. Ketelhodt. (Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.)

Der Baumeister Solneß. Vortrag von D. C. A. Witz. (Wien. Stähelin & Lauenstein. 1900.)

Kunst und Sudermann. Eine Laienstudie von Emma Flügel. (Leipzig. Alwin Schmidt.)

Aus meinen Welten. Ein Buch für stille Menschen. Von Karl Röttger. (Leipzig. P. Friesenhahn. 1900.)

Katechismus der Ehe. Allgemeine Bemerkungen und Ansichten zur Kunst, in der Ehe recht glücklich zu werden. Von Heinrich Pindter-Egalis. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Zu Alexas Andenken. Ein poetisches Buch von Karl Nikolaus von Gerbel-Embach. (Dresden, Sedanstraße 3.)

„Die Falena.“ Legende von Silvio Benco. Studie von Hugo Tomicich. (Leipzig. C. Hofbauer. 1899.)

Gesammelte Dichtungen von Friedrich Geßler. (Lahr. Moriz Schauenburg.)

Traue du, du Süße. Lieder von Ludwig Finckh. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Jugendsünden. Gedichte von Dor. Waldau. (Czernowitz. 1900. Romuald Schally.)

Aus deutschem Herzen. Deutsche Gesänge von Oskar Staudigl. (Wien. A. Amonesta.)

Thaulilien. Gedichte von Agnes Rieß. (Preßburg, Kisfaludygasse 22.)

Martin Walterer. Ein Sang aus dem Breisgau von K. Solff. (Freiburg. Lorenz & Martzel.)

Stimmungsbilder vom Bodensee. Von Thekla Ackermann. (Freiburg. Lorenz & Martzel. 1900.)

Lieder für Kinderherzen. Von Egon Hugo Straßburger. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Humoristischer Jubiläums-Reisemärchen-sang für große Kinder. Von Karl Marius. (Breisgau i. B.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.

* Der edle katholische Priester Josef Müller, der Reformkatholike, hat sich meinetwegen von einem seiner Collegen, dem Dr. Th. Deimel im „Correspondenzblatt für den katholischen Clerus“ Nr. 6 1900 anrempeln lassen müssen wie folgt: „Dr. Josef Müller möge sich einen andern Gewährsmann aussuchen, als den steirischen Schneidergesellen, der selbst eingesteht, dass er nichts gelernt hat.“ „Dessen Resumé über den Satz die alleinseligmachende Kirche weist einen vollständig falschen Schluss auf.“ „Ein kurzer Blick in unsern Katechismus hätte ihn eines Bessern belehrt, als die Lectüre eines judenfreundlichen liberalen Schneidergesellen, der für die „Neue Freie Presse“ schreibt (!)“ Diese von pharisäischem Hochmuth und Hass erfüllten Zeilen, die noch dazu eine offenkundige und absichtliche Lüge sagen, sind bloß niedriger zu hängen. — R.

* Einen düsteren Einblick in die Verhältnisse der Frauen, die auf den Brettern, die die Welt bedeuten, uns holde Poesie, Würde, Hoheit, Glanz und Pracht vorgaukeln, während sie in Wirklichkeit mit dem bittersten Elend in allen seinen Gestalten zu kämpfen haben, gibt uns das soeben erschienene 7. Heft der „Documente der Frauen“, in welchem Herr Bolz-Feigl die bestehenden Bühnenverhältnisse erschütternd darstellt. Wie viele Mädchen treibt ihre Phatasterei, die Sehnsucht nach Glanz und Ruhm zur Bühne; sie ahnen nicht, welchen Gefahren sie entgegen gehen, ein so kleiner Theil nur von ihnen erreicht das Ziel.

J. P., Wien. Die im „Heimgarten“ Seite 560 erwähnte Thatsache, dass unser Bauernvolk anstatt des a oft ein reines o setzt, bestreiten Sie mit nervöser Heftigkeit. Das ändert aber nichts. Wer seine Mundartstudien vorwiegend im Wirtshause macht, der kann schon auch das stadtlerische und marktlerische gedämpfte å hören. Wenn Sie aber einmal in unsere Bauernschaft, z. B. der nordöstlichen Steiermark kommen, da werden Sie manches lernen, was in Ihren „germanistischen“ Büchern nicht steht. Unser Bauer spricht, wie ihm „da Schnobel gworn is“. Der Unterschied ist, dass allzu vorlaute gelehrte Herren im Stadtl ausgelächt, in der reinen Bauernschaft aber ausglocht werden.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Juli 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Winlof, der Schöngeist.

Eine schiefgewickelte Lebensbeschreibung von **Hans Malser.**

Wenn jung Winlof Liebeszeichen von sich gab, wurde er von seinen Collegen allemal ausgelacht. Als ob ein Gymnasiast, dem antike Sprachen schon alle Liebesaffairen der alten Welt übermittelt haben, die Mädchen von Ramstadt nicht sollte hübsch und reizend finden dürfen! Allerdings kicherten auch diese liebenswürdigen Mädchen, wenn Winlof mit einer rothen Rose im Knopfloch an ihren Fenstern vorbeischritt, wenn er ritterlich vor ihnen den Hut zog, oder gar einen schlecht verhaltenen Seufzer hören ließ. Dass er sie in den Formen des Horaz auch dichterisch verherrlichte, wussten sie nicht einmal.

Nun muss aber ein Junge, der solche Sachen treibt, ein hübscher Kerl sein, wenn er anstatt Kichern einen wohlgefälligen Blick ergattern, ein holdes Erröthen auf Mädchenwangen erzielen will. Man kann ja nicht sagen, dass Winlof schlecht gewachsen war, er hatte einen breiten Brustkorb und die Schultern waren hübsch wagrecht hinausgebaut. Aber die Kopfhaltung war zu fortschrittlich, wie seine Collegen schnöde spotteten, weil Nacken und Haupt immer nach vorne neigten. Auch sah dieser Kopf ein wenig igelhaft aus, weil die halbgeschnittenen Haare borstig nach allen Seiten hinwegstanden, was freilich wieder den Vortheil hatte, dass die allzukeck vorspringenden Ohren sich noch immerhin bescheidentlich unter

den Schatten des Strupes bergen konnten. Auf dem viereckigen Gesichte gab es nebst den unter starker Stirn tiefliegenden Augen, der stattlichen langen Nase und dem wulstigen Mund noch allerhand Sachen, es gab Sommersprossen, Wärzlein und Narben, und die Kanten der breiten Oberzähne zeigten sich schartig, weil er gewohnt war, die Haselnüsse und Kastanien kurzweg aufzubeißen. Allerdings bekam er eine auf die Linke, derjenige, der über ihn den Spitznamen „Nußknacker" aufgebracht hatte. Eine collegiale Ohrfeige vergeht in kurzer Zeit, wie schwer man aber einen Spottnamen wieder wegbringt, das weiß jeder, der auch irgend einmal „etwas geheißen" hat.

Winlof der Nussknacker hub nach sothanen Erfahrungen allmählich an, seine Zeitgenossen zu verachten und sich den Schätzen der Vorzeit zuzuwenden, er trug keine Rosen mehr, ertheilte keine Ohrfeigen mehr, zog sich zurück und betrieb mit Eifer die Studien der Geschichte, der Sprachen, der Philosophie, der Literatur. Seine Körperhaltung wurde dabei nicht aufrechter, allein die Matura machte sich nicht mit Vorzug, sondern mit Auszeichnung und, glaube ich, einem Sternchen dran, womit die Professoren andeuten wollten, dass sie einen so außerordentlich veranlagten Schüler noch nicht gehabt hatten, und dass Winlof auf dem Gelehrtenhimmel ein Stern erster Größe werden würde. — Na, schön! dachte sich der Bursche, dann mögen die Gänse nur schnattern! — Ob er dabei die Gänse des Capitols im Sinne hatte, oder die kichernden Mädchen von Ramstadt, das ist nicht ganz klar zu stellen. Als Student hatte er sich anfangs allerdings ein paar Pappenheimer und eine langrohrige Porzellanpfeife mit der obligaten Schönen, und endlich einen großen Hund angeschafft. Der Spass freute ihn aber nicht lang und als er an den Backen die Schrammen hatte, glaubte er seiner Ehre nichts zu vergeben, wenn er zu den Büchern zurückkehrte. Ein paarmal that er auch im Carneval mit. Allein, wenn er auf den Patronessen-Bettel ausgieng, bekam er wohl sehr artige Refuse, aber kein Geld. Und wenn er auf dem Ball sich eine schöne Tänzerin spießen wollte, so war dieselbe gewöhnlich leider schon engagiert, oder tanzte überhaupt nicht, obschon sie fünf Minuten darauf mit anderen flott durch den Saal flog. Nein, Winlof, ein solches Jungsein ist nicht lustig. Er wendete sich wieder seinem Alten zu. Zur Zeit des Doctor-Diploms war er in der Lage, ein umfangreiches Werk vorzulegen über die Literatur der Pharaonen. Die Arbeit war so gründlich angelegt und so geistesfrisch in der Form, dass die Mumien der alten Pharaonen ordentlich wieder lebendig wurden.

Als Docent an der Universität gewann Dr. Winlof bald Hörer, die sich über sein stets etwas klobiges Benehmen zwar lustig machten, doch ob seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit bald den größten Respect bekamen. Vom Nusskancker war auch schon lange keine Rede mehr, seit

aus seinem breiten und wulstigen Mund so viel Weisheit floss. Der Ruf des jungen, genialen Gelehrten drang nicht bloß bis zum Ministerium hinauf, das eine gute Professur für ihn wusste, sondern auch ins große Publicum hinaus, besonders, als er bei einem Cyclus öffentlicher Vorträge einen Abend übernahm und von den Minnesängern sprach. Wie ungeschickt er doch auftrat, wie unbeholfen er anfieng zu sprechen, wie zusammengedrückt und vorgebeugt er dasaß und sein rauhes, viereckiges Gesicht hinter dem Buche verbarg, um die Leute nicht anschauen zu müssen und von ihnen nicht immer fixiert zu werden! Die Mehrzahl der Zuhörer waren natürlich Frauen, die denn doch auch einmal hören wollten, wie es die Minnesänger getrieben hatten. An Walther von der Vogelweide pries Winlof das große Talent, das leider an unwürdigen Gegenstand vertrödelt worden sei. Bei Ulrich von Lichtenstein wurde der Vortragende witzig. Von den Klügsten wäre das keiner gewesen, der seiner Herzliebsten mit dem Ring gleich den ganzen Finger geschickt habe, denn wenn man einer Dame den Finger gebe, so wolle sie gleich die ganze Hand haben. Doch besser sei es immerhin noch, sich den Finger abhauen zu lassen und dem Weibe zu schicken, als ihm gleich das ganze Herz zu vermachen und den Kopf als Draufgabe dazu, so dass vom Manne schließlich nichts mehr übrig bleibe, als Frack und Cylinder. — Im Augenblicke hatte er zwar die Verliebten gegen sich, aber die Lacher auf seiner Seite, auch die weiblichen. Sein Haupt richtete sich auf, als er von der Würdelosigkeit des Mannes sprach, des Weibes Knecht zu sein, sein Auge sprühte, um seinen Mund zuckten allerhand Geister, über seine breitgewölbte Stirne zuckte wie flüchtiges Wetterleuchten eine leichte Röthe hin. — Die Frauen fanden, dass es ein interessanter Mann war. Wenn sie einen Mann als „schön“ bezeichnen, das geht ohne weiteres hin, aber wenn sie ihn „interessant“ finden, das wird sofort bedenklich. — Er merkte es bei Zeiten und sagte sich, dass der Mann nie stillstehen dürfe, weil Stillstand Rückschritt sei. Pflicht alles Lebenden sei die Entwickelung.

Bei einer nächsten öffentlichen Vorlesung, die Doctor Winlof für die Studenten-Krankencasse hielt, war der Saal überfüllt und zumeist von Frauen. Der Vortragende hatte früher einen Bartanflug gehabt, welcher sehr dünn aufsprosste, aber in die Länge gieng. Der war jetzt kurz geschnitten und das borstige Haupthaar war größtentheils nach einer Richtung hin gebürstet. Als Thema hatte er sich Friedrich Schiller gewählt und im Gedenken an den früheren Erfolg würzte er den Stoff wieder mit einigen Pointen. Schließlich setzte er sich auf das Gedicht von der Würde der Frauen und als er den Vers citierte, dass Frauen „lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen“, da gewann die sonst rauhe Stimme einen solchen Schmelz,

dass alles entzückt war und darin übereinkam, wie es ein wahrer Genuss sei, den Doctor Winlof sprechen zu hören.

Nun änderten sich mählich die Zeiten, und Schiller hatte wieder einmal recht mit dem neuen Leben, das aus den Ruinen blüht. Der junge, ruppige Gelehrte vertiefte sich zwar nach wie vor in seine classischen Studien, doch öfter als sonst hob er sein Haupt, blickte um sich, oder gar zum Fenster hinaus. Er fühlte sich gestört. Es war schon geschehen, dass ihm von unbekannter Hand Blumensträuße zugeschickt wurden. Er hielt nichts auf Blumen, nur wer sie gesandt, hätte er mögen wissen. Weiber werden es gewesen sein — jedenfalls. Dummheiten. Sie wollten ihn ja doch nur zum Narren halten, das kennt man. Oder —. Da müsste man doch erst einmal —. Er hatte sich einen Wandspiegel angeschafft. Ganz ohne derlei gienge es schließlich wohl auch beim Manne nicht, hatte seine Zimmerfrau gesagt. Wenn's Eigennutz ist, dann betrügt sich die Alte. Er nimmt ihn ja doch mit, wenn er auszieht.

Haben sie nicht gesagt, schon in seiner Jugend, dass er so hässlich wäre? Da darf man sich was kosten lassen und der wahre Ästhetiker muss auch aus sich selbst ein Kunstwerk schaffen können. Indes, offen gesagt, er findet keinen Unterschied zwischen sich und anderen Männern, wenn er den Körper etwas strammer aufrichtet, die Haare bürstet, den Bart pflegt, der ja doch von Tag zu Tag stärker wird! Ein üppiger Vollbart verdeckt die Blatternarben am allerunauffälligsten, die Schrammen sollen allerdings frei bleiben. Und der Schneider ist auch keine Fabel. Man muss sich doch mal auch für sein Ansehen was leisten. Die Straußspenderinnen werden sich schließlich auch noch aufzeigen. Was wählen wir denn nächstens? Ich denke Heine. Der ist den Damen immer interessant, da haben sie gleich zwei auf einmal.

Sein großes Werk über den Ursprung des Menschengeschlechtes auf Grund des Ursprachstammes — wozu? Es ist nichts, als ein Wühlen in Staub und Asche. Was nützt mich der Ruhm in Jahrhunderten, wenn ich todt bin! Da halte ich es lieber mit der Popularität, die das Leben ziert. Lassen wir den Ursprung der Menschheit schlafen. Schreiben wir einen graziösen Essay über Heinrich Heine, das bringt Beifall, bringt Ehre in der Presse, bringt wieder Blumensträuße, bringt — weiß Gott was alles.

Und bei der nächsten Vorlesung, prost Mahlzeit! Ein erregtes Flüstern gieng durch den Saal, als der Doctor — jetzt schon Professor — hinter dem Pulte hervortrat. Er war um einen Kopf größer als sonst. Stramm wie ein Oberlieutenant trat er vor und verneigte sich flüchtig, gemessen. Im Knopfloch stak ein blassrothes Röslein. Der Stehkragen mit der Seidencravate schob gleichsam den Kopf frei in die Höhe. Der wohlgepflegte Backenbart, der in einen flotten Spitzbart zusammen-

lief, das halbkurz geschnittene, nachlässig über die Stirn gestrichene Haar gab dem blassen, durchgeistigten Gelehrtengesicht eine berückende Umrahmung. Ein junges Schnurrbärtchen milderte schön den starken Aufwurf der Lippen. Die Augengläser waren mit einem Nasenzwicker vertauscht worden, dessen schwarzes Seidenbändchen an der einen Wange senkrecht niederhieng bis zur Brust. Die Hände waren bedeckt von taubengrauen Handschuhen, die nicht ohne Mühe abgezogen werden konnten, als er nun mit nicht schlecht gespielter Nachlässigkeit sich an den Tisch setzte. Während er mit dem weißen Sacktuch seinen Zwicker rieb, flog sein scharfer, sieghafter Blick durch den Saal. Ach, es war ein so edler Stolz in ihm. Ich bin Professor Winlof, ihr gehört alle mir! Er sagte es zwar nicht, aber sie fühlten es so. Der Vortragende begann mit den Worten: „Du bist wie eine Blume!“ Nach dieser Huldigung des großen Frauenauditoriums hielt er frei und unbefangen eine pikante Plauderei über Heinrich Heine. Die Seite der Liebe kam nicht zu kurz, durchaus nicht, und manchmal war es so, dass den hochgeehrten Damen ein Prickeln ankam, bis in die Zehenspitzen hinab. Aller Augen hiengen fest an dem männlich-braunen Antlitze des Vorlesers und in mancher vertieften Zuhörerin flossen sie ganz ineinander, der Heine und der Winlof.

Nach Schluss des Vortrages war er umgeben von dem bekannten „reizenden Damenflor.“

„Ach, Professor, das war entzückend! Herrlich! Nur viel zu kurz! Man möchte bis Mitternacht zuhören! Tausend, tausend Dank! Hoffentlich doch recht bald wieder!“ Er stand schweigend zwischen ihnen, drehte seinen Schnurrbart und blickte auf die Bewunderinnen, die schlank und schmächtig, oder mit hohen wogenden Busen und glühenden Wangen ihn umschwärmten. Wie er also dastand, hatte er eigentlich bloß die Wahl. Er war Löwe, aber er verschonte alle und hatte schließlich nur einen kühlhöflichen Gruß.

Dann über die Freitreppe hinab eine zur andern: „Das war geradezu großartig, heute wieder! Es war einzig. Dieser Heine muss doch ein reizender Mensch gewesen sein. Und welch ein Vortrag! — Eigentlich ein interessanter Mann, der Professor! (Leise, aber nachdrücklich:) Und ein schöner Mann! — Nur etwas feinere Manieren, wenn man ihm beibringen könnte. — Ich bitte Sie, das gehört ja dazu, bei den Gelehrten! Hat sich ohnehin wunderbar herausgemacht. Da hätten Sie ihn mal früher sehen sollen. Ich versichere, nicht wieder zu erkennen.“

Professor Winlof fühlte allerdings immer noch ein Manco, das einstweilen durch würdige Zurückhaltung verdeckt werden musste. Er fragte sein Gewissen, was es wohl zu einem Tanzmeister sage. Wer einmal in der Gesellschaft lebt, der ist es sich schuldig. Dann — er

stand vor dem Spiegel — dieser dumme Teint! Allemal im Frühsommer treten sie so stark hervor, die rostbraunen Fleckchen am Gesicht. Von der Ferne mögen sie wohl nur die männliche Bräunung vervollständigen, in der Nähe jedoch! Es muss ja Salben geben für so etwas. Ein leichter Puder. Auch der Bart ist stellenweise etwas fuchsig. Ferner — ein paar Tropfen aromatischen Mundwassers schaden nie.

Eine gescheite Frau hat einmal darauf hingewiesen, wo man den Mann am besten kennen lernt. „Seht euch bloß einmal seinen Waschtisch an, wie viele Tiegel und Fläschchen und Schächtelchen und Schälchen und Pinselchen und Bürstchen da vorhanden sind, und noch mancherlei Dinge, deren Gebrauch man nicht errathen kann. Und nun schätzet.“ — Der Professor bedurfte täglich fünf Viertelstunden zu seiner Toilette. Hingegen kam er dann aus seinem Boudoir auch danach hervor. „Wie aus dem Schachterl.“ Die Stirn gepudert, die Wangen geschminkt, der Bart gefärbt und drei Schritte im Umkreis erfüllte der Wohlduft des Kölnerwassers die Luft. So kam er in die Salons, wo sein elegantes Benehmen schon als Muster weltmännischer Routine bewundert wurde. So trat er in den Vorlesesaal, fein und glatt wie ein Dandy aus dem Wachsfigurencabinet. Die Studien über das verschimmelte Alterthum hatte er längst aufgegeben, auch das Docieren in den Hörsälen. Sein Feld waren die populären Vorlesungen geworden. Er sprach über Literatur und Kunst, über die Jungdeutschen, über die Secession. Bei Jubiläen und Erinnerungsfeierlichkeiten hielt er die Festreden. Bei Hochzeiten und Taufschmäusen sprach er die Toaste, er machte das alles so geistvoll akademisch, so vornehm liebenswürdig. In Ramstadt war kein Fest mehr vollständig, zu dem nicht Professor Winlof seine heitere Weihe gab.

Wo er sich öffentlich zeigen mochte, stets umschwärmte ihn ein Hof schöngeistiger Damen. Auch solche darunter, die es freimüthig eingestanden, dass er anbetungswürdig sei. Bisweilen wurde er in offenen Wagen gesehen an Seite von Frauen, mehr als einmal hörte man von Verlobung. Näher zugesehen war's aber nichts. Eine ungarische Gräfin war vorhanden, eine Literaturenthusiastin, die auch selber die Leier zu führen wusste. Mit dieser Dame war er in Vorlesungen und Gesellschaften so oft ganz zufällig zusammengetroffen, bis er sie in Versen besang als die Sappho der Neuzeit, oder als der neun Musen letzte, die noch leibhaftig unter den Sterblichen wandle. Bald darauf wurde die Verlobungsanzeige gedruckt. Doch noch bevor sie verschickt werden konnte, hatte die Gräfin gebrochen. So plötzlich und brutal, wie man es von einer holden Muse nicht hätte denken mögen. Ihre Begründung war: „Er färbt ab.“

Nun erst offenbarte sich die Mannesgröße, die in ihm war. Er machte sich nichts daraus. Er las über Kunst und Dichter, er las eigene Poesien und flirtete. — Abfärben? Sind die Weiber denn so echtfärbig?

Wenn man ihnen die Liebe erklärt, erröthen sie, wenn man ihnen die Liebe kündet, erblassen sie. War er erblasst, als ihm der ungarische Blaustrumpf den Ring zurückschickte. Gab es nicht genug der herrlichen Frauen, die eine schöne Seele verstanden und ein bisschen Karminroth auf der Wange nicht übel nahmen. Besonders von einer ist zu erzählen. Sie hatte zwar das Unglück, als die Tochter eines Wirkwarenfabrikanten geboren zu werden, hingegen das Glück, das einzige Kind eines reichen Mannes zu sein. Sie war sehr schön, vorwiegend nach der inneren Seite hin und da kann man ja umwenden. Sie hatte eine ästhetische Seele, sie war eine begeisterte Freundin alles Schönen und Erhabenen. Der Professor war Philosoph genug, um ob dieser idealen Vorzüge etwaige äußere Unvollkommenheiten zu übersehen — und sie zog ihn hinan.

Also hatte Professor Winlof gleich Faust die graue Theorie verlassen und sich auf einen Ast gesetzt an des Lebens goldenen Baum. Die Akademie der Wissenschaften hatte den Preis, den sie für das seit Jahren angekündigte, aber immer nicht erschienene Werk „Über den Ursprung des Menschengeschlechts auf Grund des Ursprachstammes“ schon halb und halb bestimmt einem anderen Gelehrten zugewendet. Darob erklärte Winlof in einem musterhaften Distichon, dass es leicht sei, auf den Ruhm zu verzichten, wenn man die Liebe hat. Übrigens, ob das kein Ruhm und kein Stolz war, wenn er gewissermaßen das öffentliche geistige Leben von Ramstadt repräsentierte! Wenn er sogar von Nachbarstädten geladen wurde, um dort seine „unübertrefflichen Vorträge“ zu halten und wenn er in den Blättern der moderne Cicero genannt wurde und sogar einmal verglichen mit jenem antiken Feldherrn, der kam, sah und siegte!

Als trotz der zuverlässigsten Haartinktur seine Stirne infolge unermüdlicher Denkarbeit — sich merklich erhöht hatte, vermählte er sich mit seiner begeisterten Freundin alles Schönen und Erhabenen. Die Trauungsanzeige wurde in achthundert Exemplaren ausgeschickt an alle Anhängerinnen des Gelehrten. Es kommt Keine! hatte die Braut gesagt, Jede ärgert sich, dass sie das Nachsehen hat. — Darob schienen sich aber die Allerwenigsten zu ärgern, denn die Kirche war voller Frauen und alle schienen in bester Laune zu sein.

Nun begann aber Unerfreuliches einzutreten. Die Damen von Ramstadt waren nicht mehr so bildungsfroh, so literaturbeflissen, als sonst. Die populären Vorlesungen Professors Winlof zogen nicht mehr recht. Ob er nun über Griesebach las, oder über Sudermann, oder über Zola — der Saal blieb größtentheils leer. Der Professor hätte das wahrscheinlich recht tief empfunden, wenn er zur Zeit nicht von anderen Dingen abgezogen worden wäre. Sein Schwiegervater, der Wirkwaren-

fabrikant, war gestorben und hatte das ganze Geschäft der Tochter vererbt. Um jene Zeit that Professor Winlof zu seinen Collegen und auch in Vorlesungen die Bemerkung, dass ein ganzer Mensch sich für alles interessieren müsse. Die Wissenschaft, die Kunst, der Handel, wie das Gewerbe, sie seien Fäden eines einzigen Webstuhles und dieser Webstuhl sei die menschliche Cultur. Wenn er seine kleinen Vortragsreisen hielt, zeigte er dem Publikum nach denselben, oder auch unterwegs gern seine Wirkwaren vor, erklärte ihnen das ästhetische derselben und nutzte sie als Gleichnis vom großen Schicksalsgewebe des Lebens. Allmählich drangen die Wirkwaren von der Fabrik seiner Frau tiefer in seine Vorlesungen, er sprach über die Herstellung derselben, über ihre besonderen Vorzüge und wie sie mit allen ähnlichen Erzeugnissen die Concurrenz siegreich bestehen müssten. Neugierigen Zuhörern gab er gern kleine Proben ab und den Preiscourant seiner Firma.

Seiner Person wendete er nicht ganz die Aufmerksamkeit zu, wie in früheren Zeiten, das Haar, das nicht mehr gefärbelt wurde, wies graue Fäden, die Wangen, die nicht mehr übertüncht wurden, zeigten seine Runzeln. Den reichhaltigen Toilettetisch hatte er seiner Frau abtreten müssen. Sein Nacken begann sich wieder nach vorwärts zu ducken zwischen den hohen breiten Schultern. Sein Mund begann neuerdings zu gemahnen an die Familie der Nussknacker, und Leute jener Gattung, die gern in Bildern redet, wollten wissen, dass seine Ehegenossin ihm manche Nüsse aufzuknacken gab. So lange der Gemahl noch über alle Zähne verfügt, ist's nicht so schlimm, aber . . . . . Übrigens, seine Stimme hatte noch den sonoren Klang wie früher. Und wenn er im Eisenbahnwagen, oder in Gasthäusern den zufälligen Nachbarn Vortrag über seine feinen und soliden Wirkwaren hielt, da horchten auch Leute der weiteren Umgebung auf und erwärmten sich für die Unterwämser, Magenbinden, Socken u. s. w., die der Professor vor aller Augen ausbreitete. Neuerdings die Frauen zog er an mit seinen weiblichen Waren, den Schlafhäubchen, Nachtleibchen, Strümpfen, weißen, rothen und blauen. — Ob sie Faden hielten? — Ja wohl! — Ob sie echtfärbig wären? — O gewiss! — Ob er auch männliche Blaustrümpfe habe? — Aber ja! . . . .

Die Komödie des Todes.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

II.

Am nächsten Tage war die ganze Gegend in Aufruhr. Hundert Beine liefen, um die Neuigkeit zu verbreiten, und weil die Leute nicht glauben konnten, so eilten sie herbei, um zu sehen. Der Ferge Meinhardt war erschossen worden. Der Kahn schaukelte, am Strange hängend, mitten im Flusse. Soviel man von den Ufern aus sah, war er leer. Man konnte lange nicht zu ihm, es wurde ein Nothfloß gezimmert, doch bei dem hohen Wassergang wagte sich niemand dran. Endlich war der Wehrhauptmann von Ottenstein da, der konnte schwimmen und brachte den Kahn ans Land. Ein blaues Sacktuch lag unter dem Sitzbrett und mehrere angebrannte Streichhölzer. Der Ferge musste spät abends noch eine nöthige Überfahrt gehabt haben. Dann war er getroffen ins Wasser gestürzt und davon getragen worden. Mehrere Leute wollten abends zuvor vom Flusse her einen Schuss gehört haben.

Meinhardts Weib, Frau Josefa, eilte ganz verstört am Ufer auf und ab, durch Stauden und Gestrüpp dahin. Manchmal blieb sie stehen und rief den Namen ihres Mannes. Dumpf und fremd klang ihre Stimme — unheimlich. Man wollte sie anhalten und zu beruhigen suchen, sie riss sich los, lief dahin und schrie nach ihrem Manne. Die ganze vorhergehende Nacht hatte sie kein Auge geschlossen. In der ersten Hälfte, wie sie angab, aus Zorn, dass er so lange ausbleibe, in der zweiten aus Angst, dass ihm etwas geschehen sein könnte. Als der Morgenstern kam, sei sie zum Fluss hinab gegangen, und wie sie mitten auf dem Wasser den Kahn gesehen, habe sie's gleich geahnt. — Die den Schuss gehört, mussten immer wieder davon erzählen, man wollte wissen, es seien zwei oder drei Schüsse gewesen, knapp nacheinander, sie hätten auch den Feuerschein gesehen. Es wäre wahrscheinlich so gewesen: der Meinhardt hätte verspätete Holzleute hinüberzuführen gehabt. Auf der Rückfahrt habe er aus irgend einem Grund Licht gemacht, und bei diesem Scheine sei vom Ufer aus auf ihn angelegt worden. Die wilde, heiße Frage aller war: Wer hat's gethan? — Frau Josefa wurde endlich von ihren einsamen Streifungen durch die Au zurückgeholt und

befragt, ob sie irgend eine Ahnung, einen Verdacht habe. — „Mein Gott, nein! Er hat ja keinen Feind gehabt!“ Aber als sie das letzte Wort sprach, war's, als zuckte sie leicht zusammen. -- Sollte es ein Raubmord gewesen sein? Da trat der Straßenwirt vor. Mit den Ellbogen grub er sich eine Gasse durch den Menschenknäuel, bis mitten hinein. Und als er drinnen war, schwenkte er den Hut und rief: „Aufgepasst! Ich weiß was! Der Vagabund hat's gethan, der Klacherl! Der ist gestern spät abends in meinem Haus gewesen. Ganz aufgeregt, eilig hat er's gehabt. Nichts getrunken, ein Stück Brot, ein Trumm Fleisch und fort damit. Auch Geld hat er gehabt, viel Geld. Der Klacherl hat ihn umgebracht.“

Zur selben Zeit, als in Marienthal dieses Wort fiel, war es auch drüben im Eisenwerk lebendig geworden, und bald durchflog es kreuz und krumm die Gegend, vom Flussufer an bis hinauf zu den Bergspitzen. Landwächter strichen umher und spähten nach den Spuren des Mörders, während im unteren Gelände an den Flussufern nach der Leiche gefahndet wurde.

Hinten im Gebirgsgraben, an der Moosbachwand, war schon am frühen Morgen ein Mann laufend geworden, den es im Rehhüttel nicht länger bleiben ließ. Der Klacherl jedoch lag auf seinem Moosheu bis lange in den Tag hinein. Dann stand er etwas schwerfällig auf, rieb sich mit thaufeuchten Kräutern, die unter der schattigen Wand wucherten, Gesicht und Hände, weil Wasser nicht vorhanden war. Er fand, dass dieses Waschen mit wohlriechenden Gewächsen ganz köstlich sei und dass er überhaupt ein beneidenswertes Leben führe. In dieser Wohlstimmung verzehrte er den Rest des gestrigen Abendmahles, dann gieng er in die Schlucht hinauf und aß Sauerklee. Der ist gegen den Durst. Und hernach begann er auf den Höhen so herumzustreichen und darüber nachzudenken, ob sein guter Revolver sich nicht auch für Jagdzwecke eignen sollte. Als er nachher über den Schlag gieng, wo Holzknechte arbeiteten, hörte er plötzlich rufen: „Da ist er! Festhalten, den Galgenstrick!“

Da auch das Wort Mörder fiel, ahnte der Klacherl, was das bedeutete, und hub an zu laufen. Über Stock und Strupp hin, über gefällte Bäume, dort und da mit seinem zerfetzten Rock hängend, sich losreißend, weiter, weiter. Wo er fiel, da nahm er sich nicht Zeit zum Aufstehen, kugelte auf dem Boden weiter, bis er doch wieder an Blöcke stieß, über die gehüpft werden musste. Hinter ihm drein die Holzknechte, auch nicht ungeschickt im Laufen; immer näher kamen ihm ihre krachenden Sprünge. — Wenn sie dich erwischen, Klacherl, eh' der andere von den Todten aufersteht, so erschlagen sie dich. Das konnte er sich noch vorhalten, dann — mitten im abgeschlagenen Astwerk — stürzt er wieder zu Boden, tief ins Reisig. Dort blieb er liegen, ganz unbeweglich, und

die Verfolger, die ihn aus den Augen verloren hatten, über ihn hin und davon. Erst nach längerer Zeit wagte es der Klacherl, vorsichtig zuerst sein Haupt, allmählich den ganzen Kerl zu erheben. Und als er merkte, die Luft sei rein, huschte er nach der andern Seite in den finsterbewaldeten Graben hinab. — Es ist ein rechtes Hochgefühl, einen Menschen gerettet zu haben, besonders, wenn man dieser Mensch selber ist.

Nach Verabredung galt es, erst am zweitnächsten Tag ins Thal hinaus zu gehen. So musste er sich jetzt in der Wildnis die Zeit vertreiben. Da gab es jählings eine ganz unerwartete Unterhaltung. Als der Klacherl über den Fussteig eilen wollte, dessen knorriges Baumwurzelgeflecht treppenartig den Berg anstieg und der in die hinteren Waldeinsamkeiten leitete, nur von Wurzelgräbern, Ameisbeutern und Jägern begangen, sah er zuerst im Heidekraut die „schwarze Butten" liegen, den Seidenhut. Gleich daneben kauerte über einer Wurzel, wie hingestolpert, der Kohlenschreiber aus dem Eisenwerk. Der Klacherl erkannte ihn sofort und dachte: Wenn es so ist, wie der Ferge meint, so brauch' ich mich vor diesem Herrn nicht zu fürchten. Der Kohlenschreiber jedoch schien in Nöthen zu sein. Er war fast betäubt, wollte sich aufrichten, aber sein Oberkörper fand das Gleichgewicht nicht und sein Haupt baumelte auf die Brust nieder. Sein Gesicht war bleich wie Lehm, an der Stirn hiengen Tropfen. In diesen Dingen hatte der Klacherl einen guten Scharfblick: das waren die Nachwehen des Wirtshauses. — Der hat sein Gewissen ersäufen wollen, dachte er, will just einmal versuchen, ob's schon hin ist.

Der Vagabund setzte sich auf die braunen Baumwurzeln, ganz nahe zum Kohlenschreiber, hieng seinen Arm in dessen Ellbogen und sagte sehr theilnehmend: „Ist Ihnen übel, Herr Grassing?"

Zuerst zuckte er ein, der Schreiber, und wollte aufspringen, als er sich in der engsten Nachbarschaft dieses Gesellen sah. Dagegen aber wirkten zwei Gründe, erstens der Schwindel in seinem Kopf, zweitens der Arm im Ellbogen.

„Hol' dich der—". Das war alles, was der Schreiber sagte.

„Ich kann Ihnen den Weg ersparen, Herr Grassing," sagte der Klacherl freundlich, denn freundlich war der immer. „Sie wollten gewiss zu mir hinauf in die Rehhütte. Das ist ein verdammter Berg; ohne Umstände, Sie können mich gleich jetzt entlohnen. Es ist alles nach Wunsch geschehen."

Da fuhr der andere wild auf: „Wer sagt das? Wer weiß mir was Schlechtes?"

Aha, dachte der Vagabund, wir sind schon beim Richtigen. Er wollte gleich schärfer anpacken, da bekam der Kohlenschreiber einen Krampfanfall. Er stand ihm bei, trocknete ihm mit zerfasertem Ärmling

die Stirn, und als es vorüber war, sagte er: „Ich kenn's, ich kenn's, das ist ein Giftmischer, dieser Fasselwirt. Den sollt' man aufhenken. Richtig, weil wir schon davon reden, was ich sagen wollt: das Doppelte bekomme ich. Sie wissen schon."

„Weiß von nichts!" stöhnte der andere, „nichts, hab' Ihnen nichts geschickt, nichts, nichts!"

„Na, weil Sie sich nur daran erinnern", versetzte der Klacherl gemüthlich, „ich hab's ja gewusst, dass man sich verlassen kann auf den Herrn Grassing."

„Los lass mich, Teufel!" knirschte der Schreiber und wollte sich entwinden. Der Vagabund hielt ihn krampfig fest, und mit einer ganz andern Stimme als vorhin, flüsterte er: „Es nützt dir nichts, mein Lieber! Ich weiß, wo du den Revolver her hast, wo du die Patronen gekauft hast, und deine Schrift kennt man an jedem Strich. Mach' was du willst, mir kommst nimmer aus. Das Gescheiteste ist, du lohnst mich ab und nachher soll von mir aus kein Mensch was erfahren, mein Ehrenwort drauf!"

„Sein Ehrenwort!" stöhnte der Schreiber unter einem grellen Auflachen. Dann fuhr er mit unsicherer Hand in seinen Rocksack, zog eine Brieftasche hervor: „Es ist alles, was ich hab'! Es ist gebüßt genug, und jetzt lass mich in Frieden!"

Der Vagabund erfasste die Brieftasche, riss sich los und lief eiligst davon. Er lief in das Dunkel des Waldes hinein, und dort, wo es am dunkelsten war, im Dickicht, das mit seinem Gezweige ihm die Fetzen noch lockerer riss und das Gesicht zerkratzte, blieb er stehen, öffnete das Ledertäschchen und fand fünfunddreißig Gulden Geld drin.

Es ist alles, was er hat! —

Für den einen der Buße zu wenig, für den andern des Lohnes zu viel — wie? War das dem Klacherl eingefallen?

Nun war's aber Zeit fürs Mittagsmahl. Die Sonne war schon auf ihr nachmittägiges Feld gerückt, wo sie sich jetzt in eine bleigraue Dunstschicht vergrub. Hohe Herren mahlzeiten spät, und der Klacherl ist jetzt einer. Morgen, wenn der Ferge herfürgegangen ist, kann er im Wirtshaus sitzen, im Extrastübel. Der Meinhardt könnte wohl heut' schon auferstehen, denn der Zweck ist erreicht. Der Mordanstifter ist entdeckt und über das Ehrenwort wird auch noch hinwegzukommen sein. Nun, jetzt einmal zur Tafel! Dort drüben am baumlosen Bergabhang gab es Heidelbeeren und zum Nachtisch Erdbeeren. Als der Klacherl sich also geatzt hatte, gieng er hinab zum Pfränger, wo ein Heuschober stand. Er hob ein Brett aus, kroch hinein und legte sich aufs Heu. „Aah!" sagte er und streckte sich behaglich aus, „'s ist doch eine prächtige Welt, wenn der Mensch ein gutes Gewissen und einen Sack voll Geld hat!"

Die süße Ruhe wurde unliebsam gestört. Zwei Landwächter mit Büchsen und Säbel waren da, packten den Vagabunden bei den Beinen und zerrten ihn durchs Bretterloch hinaus ins Freie. Der Klacherl versicherte seine Unschuld, da fanden sie bei ihm die Geldtasche und den Revolver. Er betheuerte, den Fergen nicht erschossen zu haben, und wollte zum Beweise dessen ihn lebendig und gesund zum Vorschein bringen, sie sollten ihm nur ein bissel Zeit lassen. Aber die Landwächter waren hart wie Kieselsteine, sie banden ihm die Hände kreuzweis, sie führten ihn zu Thal und dem Wasser entlang bis zur Brücke, die ein paar Kilometer unterhalb der Kahnfurt hinüberleitete nach dem Dorfe Marienthal. Auf der Brücke begegneten ihnen Leute, die lustig ausriefen: „Habt ihr ihn? Gut. Wir haben ihn auch, den Meinhardt. Wir können nur noch nicht dazu, unten bei der Rieselwehr ist er angeschwemmt, mitten im Wasser eingeklemmt zwischen Weidenwurzeln."

Jetzt wurde dem Klacherl aber wirklich übel! — Wenn der mir das angethan hätt', der Lump, dass er ins Wasser 'gangen wär'! Weiß der Narr nicht, dass ich dann gehenkt werde? . . . Mehr konnte der Klacherl nicht denken, er purzelte schon zusammen. Als die Ohnmacht vorüber war, fand er sich auf dem Stroh im Kotter.

III.

Es ist schon gesagt worden, dass in der Morgenfrühe desselben Tages der Ferge Meinhardt die Rehhütte unter der Felswand verlassen hatte. Dann irrte er im Gebirge umher und wusste nicht, was er thun sollte. Die gestrige Absicht, sein Weib glauben zu machen, dass er verunglückt oder ermordet worden wäre, kam ihm jetzt unbegreiflich dumm vor. Wo soll's denn jetzt hinaus? Wie sollte er sich denn rechtfertigen, über die Nacht ausgeblieben zu sein? Da hatte er auf jeden Fall gerade das Unsinnigste erreicht. Wenn sie ihn liebte, dann litt sie über sein Ausbleiben, wenn sie ihm untreu war, dann freute sie sich desselben.

Als er durch die Schlucht thalwärts gieng auf dem ausgetrockneten steinigen Bachbett, das um diese Zeit als Fußweg benutzt wurde, begegnete ihm ein Knabe, der in einem Rückenkorb Mehl und Salz zu den Almhütten hinauftrug. Der rief ihm statt des Grußes zu: „Wisst Ihr's schon? Den Fergen Meinhardt haben sie erschossen."

Also doch! Es hatte doch gezündet. Aber die Nachricht hatte ihn selbst so erschreckt, dass seine Knie zu zittern begannen. Sein Weib! Wie wird ihr sein! Kann einer seinem Weib mit Bedacht diesen Schrecken, diesen Schmerz anthun? Kann ein Mensch so schlecht sein? Und der Hund verlangt, dass sie ihn lieben soll? — Eilends nach Hause und vor ihr auf die Knie! —

Als er hinaus ins Thal kam und schon den Fluss sah, musste er sich hinter einer Fichte verbergen. Der Kahn war freilich jetzt auf dieser Seite herüben, aber Leute standen dabei, beschauten die Stelle, besprachen den Mord und ergiengen sich in allerhand Muthmaßungen. Wie konnte der Meinhardt da vortreten? Was konnte er sagen? Seine Erfindungsgabe hatte ihn ganz und gar verlassen, nicht die geringste Ausrede oder Beschönigung fiel ihm ein — er hätte rundweg gestehen müssen: Ihr Leute, es war eine erbärmliche Komödie!

Er zog sich zurück in den Wald und stieg auf eine kleine Felswand, die wie eine Schlossruine über den Bäumen aufragte. Hier ward er nicht gesehen und konnte in die Gegend hinausblicken, die mit dem schönen Flusse, mit ihren Hügeln und Höfen so freundlich dalag. Dort drüben am langen Rain, der sich auf halber Höhe eines Hügels mit Obstbäumen und einzelnen Höfen bestanden hinzog — in Luftlinie kaum zwei Kilometer vom Beschauer entfernt — stand sein kleines Haus. So heimlich und friedsam stand es unter dem Lindenbaum, dass man meinte, es könne nichts drin wohnen als Liebe und Glück. Er strengte sein Auge an, ob er niemand sehe.

Linkerhand in der Niederung lag das Dorf mit dem schlanken Kirchthurm. Und auf einmal begann es von diesem Kirchthurm her zu klingen. Zarte, getragene Töne, wie ein Saitenspiel in der Luft. Es läuteten alle Glocken, und nun hat es der Ferge erfahren, wie das ist, wenn man sein eigenes Todtengeläute hört. — Mein Weib, mein Weib! fortwährend schrie es so in ihm und er hatte mit ihr ein so großes Mitleid, als ob ihr einziger lieber Mensch auf der Welt wirklich gestorben wäre.

Allmählich wurde es Abend. Der Himmel hatte sich matt umzogen, die Luft war schwül zum Ersticken. Als die Dunkelheit eingetreten war, stieg er hinab zum Flusse, band den Kahn los und fuhr hinüber. Zwischen den Erlen stand er eine Weile und lauerte, ob oben auf der Straße niemand gieng. Er konnte keinem Menschen begegnen. Was sollte er jetzt bei seinem Hause? Es war doch ganz undenkbar, dass er so in der Nacht plötzlich eintreten konnte. Er wollte nur in ihrer Nähe sein, vielleicht im Kuhstall, oder auf dem Strohboden die Nacht zubringen. Morgen dann —. Nein, er wusste noch nicht, was morgen sein werde.

Am Wiesenrande schlich er hinan. Es war so finster, dass er an die Zaunpfähle stieß. Manchmal glomm ein mattes Wetterleuchten. Und bei einem solchen war's, als huschte dort am Rain der Kohlenschreiber. Augenblicklich weckte dieses Gesicht — so verschwommen es auch gewesen — in dem Fergen die böse Seele. Er hastete seinem Hause zu, dort wollte er lauern. In der Stube ist Lichtschein. Sie schläft nicht.

Auf wen wartet sie, wenn der Gatte todt ist? Außen an der hinteren Wand stand eine Obstpresse. Auf diese sprang er behendig, lautlos wie eine Katze. Jetzt kauerte er beim offenen Fenster, dessen rother Vorhang nur zum Theile zugezogen war, und lugte hinein. — Auf dem Schubschranke stand das kleine messingene Crucifix, welches sonst nur zu den heiligen Tagen aus dem Kasten genommen wurde. Daneben brannte ein rother Wachsstock, der schon früher einmal beim Tode ihrer Mutter angezündet worden war. Und davor saß die Frau Josefa, stützte das Haupt auf die Hand und war unbeweglich. Vor ihr auf dem Schranke lag ein Bildchen. An ihrem Hochzeitstage hatten sie sich photographieren lassen. Sie klammerte die Finger der beiden Hände aneinander, legte ihre Stirn daran und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich! — In dieser Stellung blieb sie lange und er sah ihr zu. Endlich hub sie an leise zu weinen. Im Vorhause knarrte die Thür, Josefa sprang auf und sagte zweimal laut aber ruhig: „Er ist es!“ Bald darauf trat die alte Magd in die Stube, in ihrer mit der Schürze bedeckten Hand ein Papier haltend. Sie berichtete, dass noch so spät der Gemeindediener da gewesen sei und den Steuerbogen gebracht habe. Dann hätte der Bote auch gesagt, dass er aufgefunden worden wäre.

„Wer ist aufgefunden worden?“ fragte Frau Josefa.

„Nun halt — hat er gesagt, der Diener, unten bei der Rieselwehr — unserer — der Herr —“

So stotterte die Magd, aber Frau Josefa unterbrach sie: „Das ist nicht wahr!“

„Und läfst der Gemeindevorstand fragen — wann das Begräbnis sein soll?“

„Lasst mich in Frieden, es ist ja nicht wahr, es kann doch nicht wahr sein, mein Gott!“ Damit brach sie wieder in Weinen aus. Die Magd zog sich zurück in die Küche, das Weib gieng mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab und schluchzte und schluchzte.

Der Meinhardt auf dem Pressschragen konnte es kaum mehr aushalten. Er sann nur nach, wie es anzufangen sei, dass der plötzliche Schreck ob seiner Erscheinung ihr nicht schade. Da wurde im Vorhause wieder etwas gehört. Ganz sachte gieng die Thür auf und — der Kohlenschreiber war da. Er blieb an der Thür stehen und sah aus wie ein Gespenst, so todtenblass, so unheimlich verstört. „Ihr seid“, flüsterte er, „an diesem Tag allein!“

„Und will es bleiben“, gab sie derb zurück.

„Ich komme nur“, stotterte er, „weil ich mir nimmer zu helfen weiß, nimmer anders. Hab's ja schon gesagt, Frau Josefa, wie ergeben ich Euch bin . . . .“

„Und ich hab' Ihm gesagt, dass Er mich in Ruh' lassen soll!"

„Gewiss, ich hab's respectiert. So lang' er lebt, habt Ihr gesagt, keinen andern. Und das ist die Ursache gewesen . . . ."

„Sali!" diesen grellen Schrei stieß das Weib nach der Magd aus.

Die herbeieilende Magd hielt gerade den Besen, mit dem sie zum Abend die Küche zu scheuern pflegte. Diesen riss ihr Frau Josefa aus der Hand und hieb ihn dem Schreiber um den Kopf. Der Geschlagene lief nicht davon, sondern fiel zu Boden. Mit beiden Händen umklammerte er ihren Fuß, wimmerte und stöhnte: „Ihr versteht mich nicht, Frau! Habt doch nur einen Augenblick lang Barmherzigkeit mit dem Elenden! Ich will ja nichts, als dass Ihr ein langes Messer nehmt und mir's in den Hals steckt! Wisst Ihr's denn nicht, dass ich schuld bin? Wahnsinnig um Eure Lieb'! Im Rausch einen Brief geschrieben — einen Mörder gedungen! Ich! Ja, ich! Diese Bestie da! Diese da?" Gleich einem getretenen Hund winselte er es schrill heraus, und wie er vorher ihren Fuß umklammert hatte, so umklammerte er jetzt seinen Hals, um sich zu erwürgen.

In diesem Augenblick schon waren einige Leute da vom Nachbarhaus, die in Verwirrung umherrannten und nicht begriffen, was vorgieng. Vor der Hausthür stand die Magd und zeterte immer noch mehr Leute zusammen; mehrere kamen von den Häusern im Nachtgewand daher und alle drängten zur niedrigen Stubenthür hinein, wo Frau Josefa rathlos dastand und der Kohlenschreiber sich in wilden Krämpfen auf dem Platz wälzte.

Der rief jetzt flehend aus: „Betet für mich, ihr guten Leut'! Der Teufel ist schon da um mich!"

Sie schauten sich gegenseitig an und sagten untereinander: „Verrückt war er immer, endlich ist der volle Wahnsinn ausgebrochen!" Der Schreiber aber rief in einem fort, er habe den Fergen umbringen lassen, und plötzlich hub er ein dumpfes Lachen an, stöhnte mit einer Stimme, die der Schreck gebrochen hatte: „Hab' mir's ja gedacht! Hab' mir's gedacht, dass er sich anmelden wird. Er will mich ja fragen, warum? Alle guten Geister, Meinhardt, frag' mich doch! Ist's dann gut, wenn man gehenkt ist? Sag' mir's Meinhardt, ist's dann gebüßt?"

Als er so schrie und wimmerte, wies er gegen die offene Thür, und als die Leute mit den Augen unwillkürlich dieser Richtung folgten, stöhnten sie auf vor Schreck. Denn was der Wahnsinnige sah, das sahen auch sie. In der halbdunklen Thür stand der Ferge Meinhardt. — Ein klingender Schrei und die Frau Josefa sprang an die Gestalt, die nicht wankte und nicht verschwand.

*
* *

Am nächsten Morgen war unten bei der Rieselwehr ein großes Halloh! Einen alten Hut hatten sie aus dem Wasser gezogen und ein verknorpeltes Baumgewurzel, das wohl aus den oberen Waldgegenden herabgeschwemmt worden sein mochte. Und das war der todte Ferge gewesen. Der Todtengräber beklagte sich sehr, dass er in der vergangenen Nacht ein hartes Tagewerk gethan habe und wer ihn dafür bezahlen würde?

Der Klacherl vergütete es. Der war nach dem Bekanntwerden der Rückkehr Meinhardts sofort freigelassen worden. Er nahm den Todtengräber unter den Arm und wollte das Ereignis im Wirtshause feiern. Da kam ein Landwächter und nahm ihn neuerdings mit sich. Das Gericht, sagte der, hätte mit ihm, dem Klacherl, noch eine kleine Angelegenheit zu ordnen. Während der Vagabund unter sicherer Begleitung seinen Weg in die Kreisstadt zu Fuß machte, eine recht verdrießliche Wanderung! fuhr die Straße entlang auch ein Wagen. Darin saßen zwei handfeste Männer, die zwischen sich den Kohlenschreiber hatten. Was Liebestollheit und Wein an dem angerichtet, das sollte nun das Irrenhaus schlichten . . .

Der Ferge Meinhardt hatte schon in der Nacht seiner Frau Josefa ein umfassendes Bekenntnis abgelegt, worauf sie ihm in heftigem Zorn seine Dummheit und Erbärmlichkeit vorhielt. — Wie wohl that ihm jetzt die Herbheit seiner Frau, sie entzückte ihn. Ihre Untugenden trägt er fürder mit Geduld, denn er weiß, was jeder Ehemann wissen muss, um im Gleichgewichte zu bleiben.

Nuss-Anerls Hofstaat.

Ein Alpenidyll von **Peter Rosegger.**

Das waren zwei Spitzbuben! In gewöhnlicher Zeit nannten sie sich Studenten, in den Ferien Touristen, manchmal auch Künstler. In Wahrheit waren sie, wie gesagt, zwei arglose Spitzbuben.

Heute hockten sie als Touristen auf dem Herde einer Almhütte, aber in einer ungeschickten, verfehlten Weise. Sie waren mit einiger Zuversicht heraufgekommen und als sie im Abenddunkel die „Kasa" fanden, priesen sie das holde Glück. Erst als sie auf den Steinen des niederen Herdes saßen und ein bärtiger Kerl im zerflickten Zwilchgewande dürres Knieholz hinwarf und pfauchend Feuer anblies, merkten die Jungen, dass es nicht eine „weibliche Sennhütte", sondern ein „männlicher" Halterstall war, in die sie gerathen.

Der Halter war nicht wenig stolz auf die vornehmen Gäste, die ihrem frommen und gescheiten Aussehen nach wahrscheinlich einmal Bischof

oder Minister oder gar Thierarzt werden und sich heute so bescheiden und artig unter sein lückenhaftes Schindeldach begeben hatten. Seine Ochsen, die den ganzen Tag nichts als kurzes, süßes Gras gefressen hatten auf der Alm, und bisweilen einander scherzeshalber mit den Hörnern begaukelt oder freundschaftswegen mit der Zunge beleckt hatten, sie saßen draußen im Stall, widmeten sich behaglich dem Wiederkauen und legten endlich ihre großen Schädel hin, um zu schlafen.

Einer der Studenten behauptete, er hätte noch nie einen schlafenden Ochsen gesehen, denn er hätte mögen den Stall durchspähen, ob außer dieser ruppigen Mann-Creatur nicht auch andere menschliche Wesen in der Anstalt wären.

„Ist eh, ist eh", sagte der Halter. „Wunderselten, dass man einen derwischt beim schlafen. Weil man's halt nit derkennen thut, sie thun sitzender schlafen." Und fuhr fort zu plaudern, dass die „Vieher" auch träumen und selbst im Traum seufzen und reden thäten.

„Reden? Was sie nicht einmal wachend können?" lachte einer der jungen Herren auf.

„Wer sagt denn das? Na, das wär sauber, wenn's Vieh nit reden kunnt! Der Fehler wird wohl an uns sein, wenn wir nix verstehen. Aber keine Kunst ist's nit. Maah! sagen sie und heißen thut's: Hilf mir aus, bin eingesperrt, bin angejocht. — Muh! sagen sie, und heißen thut's: Hast a Schneid? Magst raufen? — Meeh! sagen sie, und heißen thut's: Der dumme Knecht frisst und vergisst, dass wir unser Futter noch nit haben, wo wir den ganzen Tag am Pflug sind gewesen. — Liääh, Liääh! sagen sie und bedeuten thut's ein Juchezen: Lustig ist's auf der Alm! — Wohl, wohl, meine jungen Herrn Erzbischöfe, wenn man alleweil Latein lernt, kann man freilich die Ochsensprach nit verstehen."

Der eine Student zwickte den andern am Schenkel, aus Freude darüber, hier einen jener Weltweisen gefunden zu haben, die man in der Landessprache auch „Halbpelzer" nennt, weil sie zuhalb Mensch und zuhalb — was anderes sind. Dann machte ihnen auch seine Mundart Spass; der eine trieb Studien darin, die er in volksthümlichen Rollen zu verwerten suchte, denn er verlegte sich zeitweise auf die Schauspielkunst. Sie hatten sich eine freie Fahrkarte zu verschaffen gewusst, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege billig im „Volke unterzutauchen". So waren sie hier und gefielen sich in dieser Hütte. Ganz entschieden hatten die jungen Herren mehr Interesse für Ochsensprache, als für die des Cicero oder des Homer, die lediglich nur vorhanden wären, leblustigen Jünglingen die Jugend zu verpatzen. Komm her, Kamerad oder Kameradin! Hunger hab ich! Trinken möcht ich! Raufen will ich! Lustig ist's auf der Welt! — Das ist alles, was man nöthigerweise zu sagen hat. Wozu das viele Geplemper in allen denkbaren Sprachen?

„Mensch ist Ochs!“ In solchen drei Wörtern fasste der eine alle Weisheit zusammen. Der rothbärtige Halter nickte ernsthaft mit dem Haupte. Über dieses Haupt war eine schwarz-roth-gelb gestreifte Zipfelmütze gezogen und die Quaste baumelte an der Achsel herum. Wenn dieser Mensch nicht den sehr regellos gekräuselten Bartwust gehabt hätte, so wäre er anzuschauen gewesen, wie der deutsche Michel, der rasiert ist, so gutmüthig, so ein wenig schalkhaft und ein wenig dämlich dabei — sich willig foppen lassend und dabei selber foppend.

„Na, die draußen, die wären abgefüttert“, sagte er und legte seine Arme über die breite Brust. „Wie werd ich aber die herinnen abfüttern? Wollts eine Milch?“

„Bravo!“

„Ja, bravo heißt's, und ich hab' gar keine. Mittags hab' ich's Neigel abigossen. Wollts ein Wildbret?“

„Aber noch besser. Her damit!“

„Ja, her damit! Wenn ich keins hab'. Wo soll denn unsereins ein Wildbret nehmen? Der Blasel von der Hinteralm hat im vorigen Sommer einem Fremden Wildbret aufgewartet. Der isst's und wie er satt ist, sagt er: „So, Blasel, jetzt pack zusammen und geh mit mir, ich lass dich einsperren. Ich bin der Jagdherr. — Wenn aber die jungen Herren Mehlnocken haben wollen —“

„Wir mögen alles, wir haben Hunger —“

„— so dürfen's nur gleich bis morgen Mittag warten. Es muss erst 's Mehl kommen, vom Bauern herauf. Die Dirnen bringen's, morgen. — Was? Weinend werden? Aber Kinderln, wir haben ja Brot. Fünf Laibe, pfundschwere Strițel. Die schieben wir vor's Thürl, wenn die halbverhungerte Seel' ausfahren will.“

Nachher also Brot und Wasser.

„Wenn's die Erzräuber im Kotter dabei aushalten, so wird's uns auch nit umbringen“, tröstete der Halter, derweilen er mit krummem Schnitzger vom hartgetrockneten Laibe handbreite Brotschnitten lostrennte. Und der deutsche Michel plauderte lustig darauf los. Als noch weiter vom Broteessen die Rede war, sagte er: „Desweg' ist der Pfarrer in Hüttmoos so kamodt. Für die armen Leut. Die gehen gern bei ihm zur Communion. Dem seine Hostien sind so groß wie die Pflugräder. Das kleckt . . .“

Da wussten die Studenten nicht, woran sie waren, ob sie vielleicht gar Almosenbrot vom Pfarrer in Hüttmoos aßen.

„Ja, ja“, sagte der Halter, „wenn die Herren einmal Fürstbischöfe sind, sollten sie das allgemein einführen. Wenn's große Brotstritzel gibt dabei, nachher werden sie schon wieder zum Glauben kommen, die Leut'. — Also, nachher merkts euch das.“ Mit dem Finger schnalzend, drällerte er:

„Nur recht brotessn, Buabn!
Hot mei Voder gern g'sogt.
Ihrer neun hot er g'hoot,
Weil er brotgessn hot.“

Das wollte sich einer aufschreiben, aber der Michel: „Nix da! Liedel thut man singen und nit kratzen. — Und jetzt — luget her, Prinzen, und passt auf.“

Vom Holzgestell nahm er eine Sauerbrunnflasche herab und schüttelte sie, dass es drinnen nur so schwuppen that.

„Schnaps?“

Er spreizte die grauen Äuglein auf, zog das Gesicht in die Länge und den Mund so, dass er auf und ab war —

Schnaps!

Jetzt huben gute Zeiten an. Nachdem der Michel das „Stamperl“ halb voll geschenkt hatte, hielt er inne und sprach: „Mit, oder ohne?“ Dabei einen Blick auf den Wasserkrug.

„Ohne!“ riefen die Studenten.

Da füllte er das Gläschen mit Schnaps voll. Doch schon der erste Schluck verkutzte den einen so arg, dass er den Wasserkrug an sich riss und aus demselben in die Gurgel goss, um den erstickenden Brand zu löschen.

„Fensterschwitz ist's keiner, gelt?“ Der ganze Brantweinstolz des Almers lag in dieser Frage.

Mit Vorsicht und Beständigkeit tranken sie nun Schnaps. Und der machte in dem einen Studenten sachte die Künstlerseele sprossen. Er war ja Mime, obschon er's nicht nöthig hatte. Wer Geld hat, der braucht nicht Komödie zu spielen. Mit besonderer Hingabe betrachtete er dem Almer. Er hatte vor, in der nächsten Saison bei einem Liebhabertheater den Null-Anerl zu spielen und dafür stach ihm jetzt das zerflickte Gewand des Halters in die Augen.

„Was kostet so ein Anzug?“ fragte er und zupfte am Jackenärmling einen Flicken los.

„Der kostet 's flicken und 's zerreißen — und wieder 's flicken“, lautete der Bescheid.

„Wollt ihr mir ihn verkaufen?“

„Wer? Ich? Ich meine Hosen verkaufen?“

„Ich thäte so was brauchen.“

„Und ich thät so was brauchen“, sagte der Halter, den braunen Tuchrock des Studenten so derb anfassend, dass der d'rin Steckende ins Wackeln kam. „Willst tauschen, junger Minister?“

„Das nicht!“ lachte der Student, „aber — wenn sie um Geld zu haben ist, euere äußere Haut?“

„Um Geld ist alles zu haben“, gab der deutsche Michel mit aller Ruhe zur Antwort.

„Was wollt ihr dafür haben?"

„Für's Klüftl da, für's luftige? Kein Paar Ochsen wird's nit kosten. Habts 'leicht einen Krautgarten? Weil ihr einen Hasenschrecker brauchts. Gehts, gehts, foppen thut's mich!"

„Spaſs und Ernst, was kostet dieses Gewand?" Der Student konnte sein Auge kaum wenden von den kümmerlich zusammengenadelten Zwilchfetzen; die Säume waren ausgefasert, die Flicken schienen stellenweise zwei- und dreifach zu sein, so wulstig fühlten sie sich an. Ein zerschlissenes Korbband diente als Gürtel, um die Herrlichkeit am Leibe festzuhalten. Die Taschen waren aufgebaucht: Ein unbeschreibliches Schnupftuch, ein Beutel mit Kautabak, ein Packel mit Viehsalz, eine Rosenkranzschnur, ein Taschenveitel, ein Lederbeutelchen mit etlichen Nickelmünzen.

„Das ist alles mein!" sagte der Halter mit gutgespieltem Stolz.

„Und sonst habt ihr nichts?"

„Was soll ich denn noch haben?"

„Kein anderes Kleid?"

„Zu was denn? Ist eh das noch gut. — Aber meine Herren Prälaten, ich denk', wir gehen in's Bett."

„Betten habt ihr?" fragten die Studenten begierig.

„Allerhand. Im Stall gleich neben meiner ist die Moosstreu. Hinter den Ochsen ist Stroh. Unterm Dach ist Heu." Und er drällerte wieder:

„Auf'n Heu is 's guat liegn,
Wer recht müad is und mot,
Und wer nit müad war und mot,
Der giftad sih z' todt."

Sie wählten das Heu im Dachraum; giften wollten sie sich heimlich, der Halter, schien es doch zu ahnen, denn er schlug an: „Bitter, bitter! — In die unrecht' Hütt'n!" und begann gröhlend zu singen:

„Habns die Herrn halt bitter troffn,
Sein in d' unrecht Hüttn geschloffn.
Gstott der Dirn an olter Krocha.
Ah, do muaß ih locha!"

Derlei Bosheiten waren nicht geeignet, die flatterigen Studentenseelen zur Ruhe kommen zu lassen. Scheinbar lagen sie im Heu und schliefen sofort ein. Aber durch die Fugen des Bretterbodens gucken sie hinab in den Stall, wo der Halter bei einem Kerzenstümchen das Gewand auszog und sorgfältig daneben auf den Streuhaufen legte. Nur mit einem groben Rupfenhemd angethan, ließ er sich unter einem Seufzer auf sein Lager nieder und strampelte mit Armen und Beinen das Moos auf, daſs es in Fetzen flog und auf seine Bettdecke niederfiel. Damit war er zweifach zugedeckt: „So! Gute Nacht, Öchserln. Schlafen!"

Denen oben im Heu war nicht um's Schlafen. Die Sommernacht war so lind. Durch die Dachspalten. — „Du", flüsterte der eine zum andern, „mach den Mund auf. Da fließt die Milch des Mondes herein."

„So, so, deine Amme ist da!" spottete der andere und ließen sich beide den Mond in das Gesicht scheinen. Von draußen her vernahmen sie das leise Rieseln des Grillengezirpes. Da fiel es ihnen ein, sie wollten hinausgehen in die schöne Nacht. Und über die Almen hin. Vielleicht fänden sich andere Hütten, bessere Betten.

Ach, wenn ein junger Mensch nicht schlafen kann, da wird's allemal bedenklich.

„Feodor", lispelte der eine. „Bist du aufgelegt, dass wir heute was anstellen?"

„Soeben wollte ich mir dieselbe Frage erlauben. Höchstens eine halbe Stunde, weiter können sie nicht entfernt sein, die Schallerhütten."

„Wisse, Feodor, die Schallerhütten fechten mich gar nicht an. Null-Anerls Hofstaat liegt mir im Sinn. Komm, ich kaufe dem Halter die Kleider ab. Während er schläft. Um's Geld ist alles feil, er sagt es ja selber. Zehn Gulden — meinst du, dass es genug ist?"

„Für zehn Gulden kauft man sich heutzutage keinen Anzug, mein Lieber. Nicht einmal einen neuen, geschweige einen so complicierten."

„Komm!"

Vorsichtig kletterten sie die Leiter hinab. Die himmlische Amme goss auch unten stellenweise so viel Milch, dass der Anzug auf dem Streuhaufen leicht zu finden war. Hastig raffte der eine ihn zusammen, raidelte ihn mit dem Korbband zu einem Bündel, steckte zwei Geldscheine an den Deckel der Stalllaterne, die an der Wand hieng, dann huschte er mit seiner Beute aus dem Stalle, dessen Thor halb offen stand. Draußen suchten sie ihre Stecken, die sie gestern an die Hüttenwand gelehnt hatten. Der eine den seinen durch 's Korbband und das Bündel auf den Rücken. Und eilig davon.

Herzlich vergnügt über den Schelmenstreich strichen sie auf den mondbeschienenen Almen dahin, von Kuppe zu Kuppe erwarteten sie, eine Sennhütte zu finden. Dort in der Mulde leuchtete es, wie ein schimmerndes Bretterdach, aber als sie nahe kamen, war's eine Steinplatte. Frohlaunig letzten sie sich an der Vorstellung, was der Halter meinen wird, wenn er des Morgens aufsteht und an der Laterne die zwei Zehnguldenscheine findet. — Na, woher denn? Wie kommt denn diese Million Geld daher? Gar von dem jungen Minister? Nobel! — Und wie er sich überziehen will, ist's Gewand nicht da! Der Donner nocheinmal! Wohin hab' ich denn meine Hosen verwirtschaftet, gestern auf dem Abend? Und das Jöppel! Und — aber Saububen! Die Studentenbuben stecken dahinter. — Er schreit zum Dachboden hinauf. Nichts. Er steigt hinauf.

Nichts, als die leeren Gruben im Heu. — Und haben es sich die jungen Herren auf ihrer nächtlichen Wander weiter ausgemalt, wie er seine blaue Bettdecke, aus der schon um und um das Werg herausschaut, über sich schlägt und rings um die Hütte läuft. Die Sonne ist da, dort über die Matten steigen Weibsbilder herauf mit Mehl und Schmalz und Speck. Wo sind die Hosen, die verdammten Hosen! — Aber Lapperl, ums Geld ist ja alles feil! So kaufe dir doch ein neues Klüftel.

Großartig kamen sie sich vor, die jungen Herren, dass sie diesem geldsüchtigen Naturmenschen so philosophisch zu verstehen gaben, wie der Millionär in der Wüste verhungern und erfrieren muss. Ja, ja, ums Geld ist alles feil. Jetzt kannst du dir deine Zehnguldenscheine umbinden, einen vorn und einen hinten! —

„Sei so liebenswürdig, Feodor, und nimm mir einmal das Bündel ab. Mir thut die Achsel weh."

„Und mir thun die Beine weh. Meiner Seel, wenn auf dieser dummen Alm nicht bald eine Hütte dasteht, so falle ich um und bleibe liegen, wie ein — ich weiß nicht was." Denn er konnte gar nichts mehr denken.

Es musste keine Sennhütte mehr sein, es thats auch eine andere. Wenn's überhaupt nur ein Dach wäre, oder wenigstens ein trockener Boden zum schlafen. Denn das Gras war so naß, dass es schon feucht durch die Stiefletten gieng. Na, da war's hohe Zeit, dass sie zum Heuschoppen kamen, der an eine Schirmfichte hingesunken war. Heu war keins drinnen, sie stellten sich zufrieden mit dem schiefeckigen Bretterdach, das auf Pfeilern gestützt über ihnen schwebte. Zwischen zwei Baumwurzeln legten sie sich in die Höhlung und lehnten ihre Kreuzköpfeln aneinander, so arm wie Zwillinge im Mutterleib. Der Feodor meinte, man könne doch das Kleiderbündel als Kopfkissen verwenden. Der Milan schlotterte mit den Zähnen und sagte, er wolle lieber das Haltergewand über sein eigenes anziehen. — Gethan hat er's und war jetzt ein wirklicher Null-Anerl bei seiner Hilflosigkeit mitten im Gebirge. Je näher es dem Morgen gieng, je kälter wurde die Luft. Die beiden Jungen schmiegten sich geradezu heftig aneinander, einmal lachten sie, dann fluchten sie und gedachten des guten Heulagers in der Halterhütte. Die schönste Mondnacht wird mit der Zeit langweilig.

Als der Feodor doch ein bischen einschlummern wollte, gab der Andere keine Ruhe. Er wetzte sich hin und her, er rieb sich an der Baumwurzel.

„Was hast dich nur alleweil zu winden, du altes Krokodil!" rief der Feodor unmuthig aus.

„Ich weiß nicht", sagte der Milan kleinlaut. „Beißen thut's!"

So früh waren die jungen Herren noch selten aufgestanden, als an dem selbigen Morgen. Aber den Null-Anerl-Hofstaat auszuziehen

konnte der beflissene Mime sich doch erst entschließen, als die große, liebe Sonne aufgegangen war. In der übernächtigen, fröstelnden Stimmung entschlossen sie sich, ins Thal hinabzugehen zur Eisenbahnstation Birsing, und nach Hause zu fahren mit ihren guten Certificaten. Aber im Thale musste der Feodor erst zum Dorfkrämer gehen und zwei Meter Segeltuch kaufen, um den Null-Anerl einzuschlagen, damit sie anständigerweise mit ihm reisen konnten. Man sollte auf Gebirgstouren doch immer einen recht großen Rucksack mitnehmen. Bei einem guten Mittagessen, das nach einer so erfolgreichen Alpentour der Milan bestritt, war der arme entblößte Halter Gegenstand des Scherzes. — Der wird gescholten haben! Wie ein Waldbruder mit der Kutte wird er umhersteigen in seiner Bettdecke, unter den Almerinnen. Und wenn ihm eine vom Krämer um's gute Geld einen nagelneuen Anzug bringt, da wird er lachen über die lieben, lustigen zwei Spitzbuben! Gott, was wäre das Studentenleben, wenn man keine Streiche machen wollte!

Auf dem Bahnhofe wartete der Feodor bei dem Bündel, während der Milan sich zur Cassa drängte, um die Fahrscheine abstempeln zu lassen. Unverrichteter Sache kam dieser vom Schalter zurück: „Feodor, hast du die Certificate?"

Nein, die hätte er nicht.

„Na, dann habe ich sie verwurstelt."

„Erschrecke mich nicht, Milan!"

„Auf Ehre, ich habe die Certificate nicht!"

„Mach keine faulen Witze."

„Wenn ich sag': Auf Ehre!"

„Na, Servas, dann können wir uns per Schub transportieren lassen."

„Darauf kommt's nicht an. Ich habe noch Geld gefunden und werde also die Fahrt bezahlen."

Wenige Minuten später stiegen sie ins Coupé, der Milan warf sein Bündel mit dem Segeltuchüberzug unter die Bank, ließ sich selbst in die Kissen hineinsinken und hauchte in unsagbarer Behaglichkeit: „Aaah!" Wie das wohlthut nach langer Fußwanderung! Es ist ja recht schön in der lieben Natur draußen, aber im Coupé zweiter Classe ist es noch besser. Warum fährt der Zug nicht ab? — Der Schaffner kommt die Karten zu zwicken und erhält vom Milan ein kleines Trinkgeld: „Nicht wahr, Sie lassen uns allein, wenn's möglich ist!" Ein leichtes Kopfnicken des Schaffners sichert ihnen ein behagliche Fahrt. Der Zugsführer stößt ins Horn, Abfahrt! Da schlägt ein aus dem Bahnhof eilender Beamter mit dem Arm ein Rad. Aushalten!

Drei Männer, wovon einer ein gelbbesäumtes Schilderkäppchen auf dem Kopf und einen Säbel an der Seite hat, wechseln ein paar Worte

mit dem Schaffner und werden zum Coupé unserer jungen Touristen geführt. „Verdammt, wir bekommen Gesellschaft!“ brummt der Feodor. Die Thür fliegt auf, der mit dem Säbel grüßt flüchtig. „Entschuldigen, meine Herren, ich bitte um Ihre Namen!“

„Unsere Namen?“ begehrt der Milan auf. „Mein Herr, die gehen Sie nichts an.“

„Sie heißen wohl Feodor Stratisch und Milan Rix?“ sagte der Besäbelte und las die Namen von zwei grauen Papierstückchen ab, die er in der Hand hielt.

„Ah!“ riefen die Studenten zugleich aus, „Sie haben unsere Certificate gefunden! Na, das ist schön. Wohl noch Zeit, zur Cassa zu laufen, sie abstempeln zu lassen und das Geld zurückzuerhalten?“

„Was haben Sie dort unter der Bank für ein Packet?“ fragte jener scharf. „Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet! Beide.“

Sie sprangen auf: „Verhaftet? Wir? Wieso? Warum?“

„Das werden Sie schon wissen. Sie sind wohl jene sauberen Touristen, die auf der Plöckelalm dem Ochsenhirten die Kleider entwendet haben?“

„Ah, ja so!“ lachte der Milan, „die sind wir schon. Aber nicht entwendet, mein Lieber! Er hat es ja gesagt, dass die Kleider für Geld feil wären und ich habe ihm dafür zwei Zehnguldenscheine an die Laterne gesteckt. Er hat sie doch gefunden?“

„Davon wird später die Rede sein“, sagte der Gerichtsdiener. „Kommen Sie jetzt nur ruhig mit und vermeiden Sie im eigenen Interesse alles Aufsehen.“

Aus allen Coupéfenstern reckten die Leute ihre Köpfe, als es hieß: Eine Verhaftung! Die armen Jungen wurden aus ihrem Gelasse gezerrt und der Milan musste das Bündel schleppen, in welchem sein redlich erworbenes Null-Anerl-Costüm war.

Wie redlich dieses erworben worden, das zeigte sich bald in der Gemeindestube zu Biesing. Der Almhalter hatte bei seinem Aufwachen die Kleider vermisst, an der Laterne aber durchaus keine Zehnguldenscheine gefunden, sondern zwei beschriebene Papierzetteln. Ein Nachbarshalter, der sich auf sein lautes Rufen und Blasen mit der Schwögelpfeife eingefunden, hatte sofort das Nöthige veranlasst. Und bei dem Gemeinderichter hatte es sich herausgestellt, dass die hinterlassenen Papierzetteln zwei Eisenbahn-Certificate waren, lautend auf die Namen Feodor Stratisch und Milan Rix.

Na, so saßen die jungen Herren nun als wohlbestallte Diebe im Kotter, bis der Dorfvorsteher, der auf dem Felde war, seinen Hafer in Schöbern hatte. Da konnten sie einmal nachdenken über den verhängnisvollen Missgriff, den der Käufer in der Berghütte gemacht. Dann, als der Vorsteher Zeit hatte, begann das Gericht. Ein Ausgleich kam

zustande, nach welchem der Milan mit Vergnügen seine zwei echten Noten leistete. Mit dem Nachtzuge fuhren sie in ihre Stadt, wo der Mime sich für die nächste Dilettanten-Aufführung des „Nullerl" rüstete. Er hofft mit dem naturalistischen Hofstaat des Null-Anerl einen großen Erfolg zu erringen.

Was bei Erwerbung dieses Hofstaates passiert ist, das brauchen die Zuschauer nicht zu wissen.

Die Mutter.

Sonettenkranz.

Nun ist entblättert meines Lebens Blüte!
Die sie gebar, die Sonne, ist versunken,
Versiegt der Born, aus dem ich Kraft getrunken,
Todt ist das Mutterherz, voll Lieb' und Güte!

Und wie ich still und traurig sinn' und brüte,
Tritt neu hervor der Kindheit gold'nes Prunken,
Verglimmen seh' ich holden Glückes Funken,
Das einstens hell im Jugendfeuer sprühte.

Ich ruf' dem Sterne längst vergang'ner Stunden,
Doch zieh'n umflort sie alle mir vorüber,
Und voller Wehmuth hör' ich's wiederhallen:

„O weine still, sie hat ihr Ziel gefunden,
Der Jugend Blume, ach, sie ist hinüber,
Die lieben Blättlein sind in Staub gefallen!"

„Die lieben Blättlein sind in Staub gefallen,
Mein Kind, du sollst das Röslein nicht zerpflücken,
Die Blättchen nicht mit deinem Fuß zerdrücken,
Lern' Zartheit doch von diesen Blümlein allen!"

So mahnte uns mit sanftem Herzenswallen
Die Mutter, wenn in kindlichem Beglücken
Wir wollten uns mit bunten Blumen schmücken
Und grünem Laub nach eig'nem Wohlgefallen.

So lernt' ich Liebes in den Blumen finden,
Und trauern, wenn in ihrem bunten Chore
Ich eine sah verwelken und zerfallen.

„Dass doch das Zarte, Schöne muss verschwinden,
So oft in seines Daseins vollstem Flore!"
Dies bange Lied wird stetig wiederhallen.

Dies bange Lied wird stetig wiederhallen,
Dass, noch bevor wir unsern Dank erstattet,
Gar oft das Herz, dem er gebürt, ermattet,
Und vor der Zeit dem Orkus ist verfallen!

O Mutterherz, so heiß geliebt vor allen,
Von Grabesdunkel friedlich nun beschattet,
Mit dir ist auch mein schönster Wunsch bestattet,
Am Grabe musste seufzend er verhallen!

Dem treuen Herzen, das so viel geduldet,
Wer wollt ihm widmen nicht sein ganzes Leben,
Nicht gerne weihen seines Strebens Blüte?

Doch stirbt das Herz, dem man noch ganz verschuldet,
Da fühlt die enge Brust ein tiefes Beben,
So lange lebt ein menschliches Gemüthe.

So lange lebt ein menschliches Gemüthe,
Wächst aus der Mutter Liebe sein Gedeihen,
Manch bange Stunde musste sie dir weihen,
Dass treu ihr Aug' vor Unheil dich behüte.

Bewachend ängstlich deines Lebens Blüte,
Trug sie der Sorgen dornenvolle Reihen,
Die Liebe musst' ihr Riesenkräfte leihen,
Dass sie die harte Mutterpflicht begüte.

Fürwahr, die Kraft, die dich für's Leben stählet,
Ist Mutterkraft, aus Mutterlieb' entsprossen,
Sie macht dich stark, ob auch das Schicksal wüthe.

Drum denke still, wenn Lust und Leid dich quälet:
„Ich trag' die Mühsal, fest wie du entschlossen,
O Mutter, die so gern und treu sich mühte."

O Mutter, die so gern und treu sich mühte,
Am letzten Tage noch für mich gewaltet,
Du, liebe Sonne, bist nun, ach, erkaltet,
Die stets so warm für all' mein Glück erglühte!

Wohl klag' ich nicht, dass nie der Freundschaft Blüte
Aus meines Herzens Neigung sich entfaltet,
Sie hat den schönsten Freundschaftsbund gestaltet,
Der je aus Seelenharmonie erblühte.

Und Liebe auch mit ihrem reichen Solde,
Nicht durft' ich flehend ihre Gunst erbitten,
Es klang mir süß das Lied der Nachtigallen;

Doch du allein, o Mutterherz von Golde,
Hast wandellos und froh gelebt, gelitten
Für mich seit meiner Kindheit erstem Lallen.

Für mich, seit meiner Kindheit erstem Lallen
Seh' eine Hand ich ohne Rast sich regen,
In Krankheitsnoth aufopfernd treu mich pflegen,
Ja mich entreißen aus des Todes Krallen.

Ich seh' mich in der Heimat Fluren wallen,
Von jener Hand geführt auf grünen Wegen,
Ich seh' mein Haupt in diese Hand sich legen,
Da herbe Leiden meine Brust durchwallen.

Welch reicher Segen quillt aus Mutterhänden!
Da bringet Wohlthat manche frohe Stunde,
Und Freude herrschet in des Hauses Hallen.

Doch ach, das Leben muss zum Tod sich wenden,
Und klagend schallt es in des Hauses Runde:
„Du musstest allzufrüh hinüberwallen!"

Du musstest allzufrüh hinüberwallen,
O Mutter, in das Reich, das sonnenhelle,
Wo lauter fließet uns'res Heiles Quelle,
Wenn Drang und Sturm sich uns entgegenballen.

Dein Sinn, so rein, gleich Diamantkrystallen,
Dein Herz, so leicht bewegt wie eine Welle,
Wie gerne weilten sie an heil'ger Stelle,
Wo Gottesfrieden rauscht in hohen Hallen!

Du fromme Seele! Wenn mit finst'rem Grauen
Der Sorgen dunkle Schatten sich erhoben
Und ruhelos durchbebten dein Gemüthe,

Dann wandtest du in tröstlichem Vertrauen
Den Blick mit starkem Gottesmuth nach oben,
In jenes Reich, für das dein Herz erglühte!

In jenes Reich, für das dein Herz erglühte,
Hast du gar bald auch meinen Sinn geleitet,
Mit Himmelstönen mein Gefühl besaitet,
Und dich gefreut, wenn Segen draus erblühte.

Ja, eingepflanzt ins wandelnde Geblüte
Unwandelbar ist das, was du bereitet,
Ob auch die Brust im Leben sich geweitet
Und wachsend hell des Geistes Feuer sprühte.

Doch nicht die Blume ist's, die das Gemüthe
Des Kindes einst mit Tugendsinn erfreuet —
Der Sommer kann des Lenzes Flor nicht schonen —

Die gold'ne Frucht ist's jener Märchenblüte;
Die Blume selber ist verblüht, zerstreut,
O traurig Schicksal holder Blumenkronen!

O traurig Schicksal holder Blumenkronen!
Des Frühlings Hand streut euch in die Gefilde,
Da kommt der rauhe Nord, der eisigwilde,
Und stürzt euch von den grüngeschmückten Thronen.

Auch in des Mutterherzens warmen Zonen
Spross reichen Strebens blühendes Gebilde,
Es ward zur Lust ihm und zum Hoffnungsschilde,
Nicht sorgend, welch Geschick ihm werde lohnen.

Manch edlem Ziel stand deine Seele offen,
O Mutter, doch du sahst es rasch vergehen,
Und wenig Früchte sind dir nur geblieben.

So ist des Menschen stilles Träumen, Hoffen
Oft holden Blumen gleich und muss verwehen,
Wie sie im Winde mitleidlos zerstieben.

Wie sie im Winde mitleidlos zerstieben,
Die Kinder Floras in des Lenzes Fluren,
So schwanden meines Jugendglückes Spuren,
Und Wehmuth nur ist mir zurückgeblieben.

Treu wird ins Buch des Lebens eingeschrieben,
Was wir an Lust und Leiden je erfuhren,
Und nur in gottbegnadeten Naturen
Stirbt tiefer Schmerz in neuen Glückes Trieben.

Doch mir will keine neue Sonne scheinen,
Seit du, o Mutter, bist dahingegangen,
Die mir so reiche Lebenslust gespendet.

Nun bleibt mir nichts, als trauernd still zu weinen,
Und wie der Mutter letztes Wort vergangen,
Hat jede Lust von mir sich abgewendet.

Hat jede Lust von mir sich abgewendet?
Noch lebt ein Kleinod mir im Seelengrunde,
Das Balsam träufelt in des Herzens Wunde,
Von deinem Geist, o Mutter, mir gespendet.

Wie schön hast du dein irdisch' Werk vollendet
Mit fleiß'ger Hand und schlichtem Sinn im Bunde!
Doch fühltest du auch höher'n Geistes Kunde,
Und hast den Strahl mir in das Herz gesendet.

Wie konntest du für Schönes dich begeistern,
Wie strebtest du, den Sinn mir zu erschließen,
Für holde Mächte, die im Herzen wohnen!

Und dies Geschenk soll die Betrübnis meistern,
Und reicher Dank soll dieser Saat entsprießen,
Kann, liebe Mutter, auch kein Lied dir lohnen!

Kann, liebe Mutter, auch kein Lied dir lohnen,
So will ich doch im Liede dein gedenken,
Will meine ganze Lieb' hineinversenken,
Und dringen soll's dahin, wo Sterne thronen!

Das Schöne stammt aus Paradieseszonen
Und will zum Himmel uns're Herzen lenken,
Im Unglück will es süßen Trost uns schenken,
Und Rosen flicht es dir in Dornenkronen.

Erhab'ne Göttin, hoheitsvolle Schöne,
Lass' mich in Demuth deinem Dienst mich weihen,
Denn allezeit bist du mir hold geblieben!

Und dir erklingen meines Liedes Töne,
O Mutter, hör' es in der Sel'gen Reihen,
Nimm diesen Kranz als Dank für all dein Lieben!

Nimm diesen Kranz als Dank für all dein Lieben,
O Mütterchen, den meine Lieb' gewunden
Aus Blumen, die im Herzen ich gefunden,
Und der Erinn'rung immergrünen Trieben!

Lebendig ist die gold'ne Saat geblieben
Der Mutterworte, die in trüben Stunden
Gar wundersamen Segen mir bekunden
Und unauslöschlich in mein Herz geschrieben.

Und jedes Wort erblüht zur holden Blume
Und wird noch grünen in den letzten Tagen,
Wenn einst zur Neige sich mein Leben wendet.

So wird, o Mutter, stets im Heiligthume
Des Herzens still mein treuer Sinn dich tragen,
Er wird nicht welken, bis mein Leben endet.

Er wird nicht welken, bis mein Leben endet,
Der Hochgedanke an die einzig Gute,
Die Mutter, die mit ihrem Herzensblute
Mich einst genährt, mir Jugendkraft gespendet.

Kühn strebt die Jugend, von dem Stern geblendet,
Der ihren Sinn erfüllt mit leichtem Muthe,
Und was dereinst im Mutterherzen ruhte
An treuer Sorg', ist, ach, gar oft verschwendet!

Doch wenn erstirbt dies edle Herz voll Treue,
Dann bringt der Tod uns erst die volle Kunde
Von seiner ungemess'nen Lieb' und Güte.

So ringt sich mir erbebend stets auf's Neue
Das schmerzerfüllte Wort vom bangen Munde:
„Nun ist entblättert meines Lebens Blüte!"

Nun ist entblättert meines Lebens Blüte,
Die lieben Blättlein sind in Staub gefallen!"
Dies bange Lied wird stetig wiederhallen,
So lange lebt ein menschliches Gemüthe.

O Mutter, die so gern und treu sich mühte
Für mich seit meiner Kinheit erstem Lallen,
Du mufstest allzufrüh hinüberwallen
In jenes Reich, für das dein Herz erglühte!

O traurig Schicksal holder Blumenkronen!
Wie sie im Winde mitleidslos zerstieben,
Hat jede Lust von mir sich abgewendet.

Kann, liebe Mutter, auch kein Lied dir lohnen,
Nimm diesen Kranz als Dank für all dein Lieben,
Er wird nicht welken, bis mein Leben endet!

Josef Hiersche.

Milde Sterne.

Bekenntnisse eines Theologen.[1])

Wie ward es mir einst so leicht, Gericht zu halten und als Sünde zu verurtheilen, was meinem Denken und Empfinden entgegen war. Es ist mir schwerer geworden, je mehr ich von der Wahrheit erkannte.

Nicht einmal auf dem Gebiete der Sittlichkeit kann ich es über mich bringen, einen Menschen zu verdammen.

Ich kann die böse That verabscheuen und den Thäter strafen. Aber ich kann nicht das Endurtheil über ihn sprechen, seit ich tiefere Blicke in das Leben gethan und die räthselhaft verschlungenen Wege beobachtet habe, auf welchen unter unberechenbaren Einflüssen Gesinnungen und

[1]) Im Kampf um die Weltanschauung. Freiburg J. C. B. Mohr.

Willensrichtungen sich ausbilden. Manchen, dessen erster Anblick mich entsetzte, habe ich freisprechen müssen, sobald ich seine Geschichte überschaute. Ja oft musste ich mit Beschämung bekennen, dass meine scheinbar viel kleineren Sünden in Wahrheit größer waren, als die seinen.

Ist nun schon auf sittlichem Gebiete eine solche Zurückhaltung des Urtheils geboten, so ist dies auf dem religiösen noch viel mehr der Fall. Es kann einer sittlich gut sein, ohne dass das religiöse Leben in ihm zur Ausbildung gekommen ist. Darf ich ihn verurtheilen? Sein Mangel kann wesentlich die Folge äußerer Umstände sein. Weiß ich, wie weit er selbst daran schuld ist? Es kann aber auch der gleiche fromme Sinn und Wille in den verschiedensten Formen zum Ausdruck kommen, ja es muss das der Natur der Sache nach geschehen. Kann ich jemand verdammen, weil er das, was sein Herz durchglüht, anders ausdrückt als ich? Wenn ich zu der Einsicht gekommen bin, dass alle meine religiösen Vorstellungen nur unvollkommene Bilder des Unvorstellbaren sind, so vermag ich nicht dem zu zürnen, der, mit gleicher Liebe dem Höchsten zugewendet, ihn unter anderen Bildern sich nahe zu bringen sucht.

Die Verwechslung von Form und Wesen beherrscht zur Zeit noch das religiöse Leben, und die, welche fromm erzogen sind, haben fast durchwegs von Jugend auf den Eindruck empfangen, dass wahre Frömmigkeit nur eine Sprache und Gestalt habe. Die Bewahrung dieser Sprache und Gestalt ist ihnen eine Gewissenssache und gilt ihnen als heiligste Pflicht. Wie kann ich denen, welche mich nicht zu verstehen vermögen und mein religiöses Denken als Unglauben ansehen, einen Vorwurf daraus machen? Ich zürne ihnen nicht, ja ich blicke nicht einmal mitleidig auf sie herab; ich urtheile nicht über ihre Person.

Ihre Frömmigkeit beurtheile ich aber nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrem Gehalt, soweit mir derselbe bekannt ist. So kommt es beispielsweise nicht darauf an, wie jemand das Wesen nennt, zu welchem er betet, sondern darauf, was er in ihm sucht. Die reine Seele, die sich vor dem Marienbilde niederwirft und von der Heiligen, in welcher ihr die unendliche göttliche Heiligkeit und Liebe Gestalt gewinnt, ein immer größeres Maß heiligen Sinnes und selbstverleugnender Liebe erfleht, hat dasselbe religiöse Leben, wie das fromme Herz, welches mit gleicher Glut die gleiche Gnade von dem Gottessohne begehrt. Und beide haben ein höheres Leben als ich, wenn ich zwar meinen Blick nur auf den Einen richte, von dem alles kommt, aber ein matteres Verlangen nach Heiligkeit und Liebe habe oder wohl gar ein selbstsüchtiges Begehren an ihn stelle.

* * *

Man hatte mich gelehrt, dass die Menschen ohne Religion stets böse seien; denn nur die Frömmigkeit mache den Menschen gut. Aber

die Wirklichkeit belehrte mich eines anderen. Ich lernte Menschen kennen, die einen tadellosen Wandel führten, treu ihre Pflicht erfüllten und für fremdes Wohl sich aufopferten, aber offen bekannten, dass sie nicht an das Dasein eines Gottes glauben könnten. Und ich lernte andere kennen, die nicht bloß fromme Worte redeten, sondern durchaus den Eindruck machten, dass sie von frommen Gefühlen bewegt seien, und doch recht große menschliche Schwächen hatten, ja recht auffällig ihren Worten entgegen handelten. Da ward ich irre und machte mir viele Gedanken.

Ich fragte mich: Warum thun diese Ungläubigen das Gute? Vielleicht darum, weil es, wenn man die Sache recht betrachtet, das Vortheilhafteste ist, was der Mensch thun kann. Wer richtig wandelt, kommt ja im Leben doch am weitesten, bleibt von den traurigen Folgen des Lasters verschont, macht sich einen guten Namen und schmiedet sich sein Glück.

Aber ich fand, dass diese Antwort nicht genügte. Ich nahm höhere Beweggründe wahr, sah Beispiele einer Selbstverleugnung, bei welcher jeder äußere Vortheil ausgeschlossen war, und musste mich überzeugen, dass den edlen Thaten eine wirkliche Liebe zum Guten zugrunde liege. Es war ein starker Drang, dem Gewissen Genüge zu thun, ein lebendiges Pflichtgefühl, reine Herzensgüte ohne irgendwelche Rücksicht. Sollte ich meine Augen vor diesen Thatsachen verschließen, weil sie einer vorgefassten Meinung widersprachen? Ich that es nicht, sondern forschte ihnen nach, um der Wahrheit nicht zu fehlen.

Wenn ich nun diese religionslosen und doch sittlich guten Menschen mit manchen redlichen Frommen verglich, die ich kannte, so musste ich zugeben, dass die letzteren in Betreff ihres sittlichen Wertes vor den ersteren nichts voraus hatten. Ja, wenn ich die beiderseitigen Beweggründe zum Guten abwog, so kam mir vor, dass die einfache Gewissenhaftigkeit ohne jeden Nebengedanken höher stehe, als das Rühmen einer bevorzugten Stellung zu Gott und die Hoffnung eines himmlischen Lohnes, mit der die Frommen ihre Gerechtigkeit in Verbindung setzten. Jedenfalls blieb als Ergebnis meiner Betrachtungen dies: Es gibt eine wahre Sittlichkeit auch ohne Religion.

* * *

Jetzt ward mir zweifelhaft, ob die Religion eine Nothwendigkeit, also auch, ob sie eine Wahrheit sei. Da blieb ich vor mir selbst stehen und fragte mich: Kannst du ihrer entbehren?

Ich prüfte mich, ob das, was ich als mein religiöses Leben betrachtete, nicht etwa bloß etwas Angelerntes oder Ererbtes sei, eine süße Jugenderinnerung, ein holder Klang aus dem Vaterhause, dessen Zauber mich gefangen halte. Aber ich fand, dass mein Glaube viel mehr noch,

als dereinst, einem gegenwärtigen inneren Bedürfnisse entspreche, und der Verlust desselben mir die Wurzel meines Geisteslebens durchschneiden würde.

Ich habe das Zeugnis meines Gewissens, dass meine Liebe zum Guten und mein Streben nach sittlicher Vollendung von jeder äußeren Rücksicht frei ist, dass ich alles Rühmen hasse und von keinem Gedanken an einen Lohn beeinflusst bin. Aber ich kann mit meinem Bewusstsein nicht in der Luft schweben, ich muss an dem Stamme bleiben, dem ich entsprossen bin, Geist am ewigen Geiste.

Ich will mich selbst verstehen, ich kann die Ahnung einer ewigen Wahrheit in meinem Innern nicht unterdrücken und im Traume leben. Ich muss wissen, warum ich das Gute liebe und nach sittlicher Vollendung strebe, damit ich es in voller Klarheit thue und nicht mir selbst ein Räthsel bleibe. Und da finde ich nirgends Antwort, als im Glauben an den Urquell und Inbegriff alles Lebens, den lebendigen Gott.

Die Welt, in der ich lebe, überwältigt mein Gefühl und erfüllt mich mit dem Schauer der Unendlichkeit. Soll ich mich von ihr erdrücken lassen und in mein Nichts versinken? Oder soll ich mich mit frevlem Sinn auf einsame Höhe stellen und ausrufen: Ich stehe über allem, denn ich habe Vernunft und Freiheit? Ich kann es nicht; ich muss anbeten, ich muss mich aufs tiefste vor dem Unendlichen demüthigen und zugleich mich ihm verwandt fühlen als Leben vom ewigen Leben.

Ich muss lieben; nicht bloß an einzelnes mich liebend anhängen, sondern mein ganzes Herz voll und ungetheilt hingeben, mit allem, was ich bin, mich anklammern an das Wesen, das alles in allem ist.

Ich muss danken, mein ganzes Dasein als Geschenk empfinden, vor allem meines inneren Lebens mich ungestört erfreuen, indem ich es dahin kehre, woher es entsprungen ist.

Ich muss vertrauen, mich geliebt wissen, die Sicherheit haben, dass mein heiligstes Sehnen und Verlangen keine Selbsttäuschung ist, kein Ausstrecken der Hand nur von meiner Seite, sondern dass die Hand, die ich suche, mir entgegenkommt, der Geist, dem ich meine Seele öffne, sich zu mir herniederneigt und sich mir verbindet.

Ich kann mich nicht selbst von meinen Sünden freisprechen, denn ich habe nicht gegen mich allein gesündigt, sondern gegen ein ewiges Gesetz über mir. Dort, wo dieses Gesetz seinen Ursprung hat, muss ich meinen Frieden suchen, mein unruhiges Herz stillen und meine Wunden heilen.

Kurz, ich muss leben. Ohne Religion kann ich nicht leben.

*
* *

Ich sah unsittliche Menschen, die doch ein sehr ausgeprägtes religiöses Leben an den Tag legten. Ich dachte: es wird nur Heuchelei sein, ein bloßes Nachahmen anderer, oder ein berechnetes Spiel, um

Ehre oder Vortheile zu gewinnen. Aber ich fand es bei genauer Beobachtung anders und konnte mir nicht verhehlen, dass zuweilen ein wirkliches religiöses Bedürfnis zugrunde lag, ein leidenschaftliches Gefühl und glühendes Verlangen, sich in die Tiefen des Unendlichen zu versenken. Sie empfanden im Gebet und in der Beschauung eine wirkliche innere Befriedigung und dürsteten darnach, mit ihrem Sündenbewusstsein sich in die göttliche Gnade unterzutauchen. Dennoch fehlte ihnen aller sittliche Ernst. Sie hassten die Sünde nicht, und machten deshalb gar keine Anstrengungen, sie zu überwinden. Sie waren durchaus verlogen und hatten einen gemeinen Sinn. Sie waren imstande, inbrünstig zu beten, danach einen Frevel zu begehen, und wiederum in Andacht hinzuschmelzen.

Ich fragte: wie soll ich mir das erklären? Diese suchen ja nichts für ihr sinnliches Wohlbefinden bei Gott, sondern verlangen nur nach ihm selbst, und sind doch nicht gute Menschen. Da sah ich mir ihre Gottesfurcht genau an und merkte, dass sie im Grunde selbst nur ein sinnliches Behagen ist. Sie ist eine Erregung des Gefühls, welche eine große Verwandtschaft mit der Wollust hat, und wirkt deshalb auch, wie diese, sittlich entnervend. Ihre Leidenschaft ist nichts besseres, als jede schlechte Leidenschaft, und kann dieselbe Thatkraft erzeugen, aber nicht eine Kraft zum Guten, sondern zum Bösen. Ihre Religion ist deshalb dem Inhalte nach nichts anderes, als die Religion derer, welche Gott um äußerer Güter willen dienen, und hat mit der sittlichreinen Frömmigkeit nichts gemein.

So kam ich zu der Erkenntnis, dass, wie man sittlich gut sein kann, ohne Religion zu haben, es auch Religion ohne sittliche Güte gibt.

*
*   *

Bei diesen Erfahrungen wollte mir fast scheinen, dass der Wert der Religion ein zweifelhafter sei. Aber ich dachte euer, ihr reinen frommen Seelen, die ich auf meinem Lebenswege kennen gelernt, und denen ich mein Bestes zu danken habe.

Wie oft habe ich die Weihe empfunden, die auf euch ruht, und mich unter ihrem Einflusse über mich selbst erhoben gefühlt. Ihr nehmt das Leben so ernst, und auch das Kleinste, was zu eurer inneren Vervollkommnung dient, ist euch wichtig; denn alles hat euch eine Bedeutung für die Ewigkeit und euer Denken und Thun vollzieht sich vor dem Angesicht des heiligen Gottes. Und doch seid ihr allezeit so heiter und glücklich, so mild und sanft, dass ein unruhiges Herz in eurer Nähe den Hauch des Friedens empfindet; denn ihr fühlt euch im Einklang mit dem Einen und Wahrhaftigen, eure Sünden vergeben, seinen Geist in eurem Gemüthe.

Ihr seid reich in der Armut, demüthig im Reichthum, frei im Zwang, gehorsam in der Freiheit, Herren der Welt und aufopfernd im Dienste der Liebe; denn weil ihr Gott habt, seid ihr euch bewusst, alles zu haben, und weil ihr ihn Vater nennt, seid ihr niemandes Knechte. Ihr wandelt so sicher euren Weg, ihr blickt so klar in die Welt, ihr schickt euch so leicht in alle Verhältnisse, ihr seid so dankbar in der Freude und tragt so geduldig die Lasten des Lebens; denn alles Irdische ist euch vom Lichte des Himmels verklärt und das Zeitliche mit dem Ewigen verknüpft.

Hier ist Fülle des Lebens, und wer das einmal geschaut und diese Luft einmal geathmet hat, der kann nirgends sonst Befriedigung finden. Wer dafür kein Verständnis besitzt, der sage nicht, dass er die Menschennatur kenne. Er hat vielleicht ihre Knospe, aber noch nicht ihre Blüte gesehen.

Wie in der Knospe ein holdes Geheimnis schlummert, so in dem guten Menschen ohne Religion. In seiner sittlichen Arbeit hat er das Leben des Geistes in sich ausgebildet, aber es hat sich der Sonne noch nicht erschlossen, in deren Scheine es sich doch entwickelt hat. Eine Ahnung des Ewigguten, der alles in allem ist, hat ihn ergriffen, und die ganze Bewegung seines Innern drängt zu ihm hin, aber er ist noch nicht zum Anschauen desselben hindurchgedrungen, und darum versteht er auch sich selbst noch nicht. Wohl ist die edle Knospe etwas viel besseres, als eine unedle Blüte, und die edle Blüte kann nur aus edler Knospe sich entfalten. So steht auch ein reich entwickeltes Geistesleben ohne Religion hoch über dem religiösen Denken eines gemeinen Sinnes. Aber es ist noch nicht in sich vollendet, nur in der Religion kann es zur vollen Entfaltung kommen.

Was ein katholischer Bischof an seinen Clerus schreibt.

Liebe christliche Brüder! Meinen Clerus ermahne ich zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, und warne ihn vor unklugem und übereiltem Eifer, wie auch vor der gehässigen Polemik, zumal auf den Kanzeln, welche dadurch nur missbraucht und entweiht werden. Kein Seelsorger kann anders als durch stilles Gebet ein rechter Führer zur Wahrheit und zum Frieden werden. Erstlich sollen rechte christliche Priester die Kanzel lediglich zu einer segensreichen und heilbringenden Verkündigung des göttlichen Wortes benützen, von niemand spöttisch reden und alles nur mit Liebe zu erreichen trachten. Zum anderen sollen die katholischen Priester nicht, wie bisher, die evangelischen Erbauungsbücher wegnehmen,

weil von solcher Ungerechtigkeit in einem Lande, wo Gewissensfreiheit herrscht, nicht die Rede sein kann. Zum dritten sollen die Katholiken meiner Diöcese niemals mehr eine gottesdienstliche Versammlung der Protestanten stören. Zum vierten verbiete ich meinem Clerus alle zudringlichen Besuche bei schwerkranken Protestanten, mit der Absicht, die Kranken vielleicht zum Katholicismus herüberzulocken. Fünftens darf auf keinen Fall von meinem Clerus das Gewissen eines Altkatholiken vergewaltigt werden; kommt aber ein katholischer Priester in die Lage, einem altkatholischen Christen dienen zu können, so soll er getrost fungieren, jedoch mit Weglassung des specifisch katholischen Momentes. Sechstens darf den Protestanten, solange der Kaiser nicht anders verfügt, eine ehrliche Bestattung ihrer Todten auf katholischen Friedhöfen nicht gewehrt werden, weil man denen, mit welchen man in Frieden und Verträglichkeit leben sollte, auch im Tode den Frieden und die Ruhe nicht vorenthalten darf. Siebentens soll mein Clerus dem Volke das kaiserliche Toleranzpatent nicht anders, denn im Sinne strengen Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe erklären, dazu auch klare Beweise liefern, dass das Toleranzpatent sich auf Gottes Wort und Geist gründe und ein wirklich nothwendiges Bedürfnis sei. Achtens verlange ich, dass mir jeder Fall von Intoleranz oder Religionsstörung sofort angezeigt werde, und würde ich bedauern, wenn ich gezwungen würde, Strafe anzuwenden, oder Priester vom Amte suspendieren müsste. Den Pfarrern meiner Diöcese empfehle ich strengstens die Überwachung der Bettelmönche, die mir sofort angezeigt und in ihre Klöster zurückgeschickt werden sollen, sobald sie es wagen, den Leuten von Glaubenszwist u. s. w. zu reden oder die Leute untereinander aufzuhetzen. Neuntens: Beschimpfungen und Verketzerungen Andersgläubiger sollen von meinem Clerus nicht mehr vorkommen, da beleidigende und verletzende Schimpfworte den Mund des schimpfenden Priesters verunehren und schänden, und solche Worte in einem Staate, dessen Monarch die Religionsfreiheit verlangt, niemals gehört werden dürfen. Weiters erinnere ich an mein bereits früher erlassenes Verbot der Wallfahrten nach entfernten Orten, weil solch tagelanges In der Fremde-Herumziehen den katholischen Christen mehr schädlich als nützlich ist, ferner möge mein Clerus nicht vergessen, dass ich auch die überspannten Lobreden auf die Heiligen und deren vermeintliche Wunderthaten strenge verboten, dagegen einen kernigen, einfachen und wirklich erbauenden Gottesdienst empfohlen habe. Indem ich meinem Clerus die Durchführung alles Vorhergesagten nochmals an das Herz lege, schließe ich mit den Worten des Kirchenvaters Chrysostomus: „Wir reden von einem Gegenstande, der der Kirche würdig ist und deshalb auch von euch bereitwillig angehört zu werden verdient. Wir reden zu euch vom Frieden; und was steht einem Priester besser an, als die Menschen zum Frieden zu führen? Genug also, alle

Unordnung habe ihr Ende; solches ist Gott und den Menschen angenehm!"

Also heißt es in einem Hirtenbriefe, den Bischof Johann Leopold Hay von Königgrätz an seine Geistlichkeit schrieb. Und da sage man, dass die Kirchenfürsten zelotisch und die Kirche nicht christlich sei! Beizufügen habe ich nur, dass der Hirtenbrief vor mehr als hundert Jahren geschrieben wurde, am 20. November 1781. Aber er beweist uns heute noch: die Herren könnten, wenn sie nur wollten!

Stähle den Leib.

Rathschläge für körperliches Wohlbefinden von einem Arzte.

In der Sturm- und Drangperiode der Bakteriologie war der Begriff der Erkältung unmodern geworden, weil manche glaubensstarke Bacillenjäger den Mikroben als Krankheitserregern eine alles beherrschende Stellung einräumten und auch die bisher als Erkältungskrankheiten aufgefassten Leiden den Infectionskrankheiten zuzählten. Beim großen Publicum, aber auch bei den ärztlichen Praktikern fand diese Anschauung wenig Anklang. Im Volke ist noch immer die Erkältung der hinreichende Grund für die verschiedenartigsten Übel, oft genug für solche, die mit Witterungseinflüssen nur sehr mittelbar zu thun haben.

Bei der Erkältung spielen nicht nur niedrige Temperaturgrade eine wichtige Rolle, sondern auch Luftfeuchtigkeit, Durchnässung, Luftdruckveränderungen, überhaupt schroffe Witterungsübergänge. Wäre die Kälte die Hauptursache, so müssten die Erkältungskrankheiten gerade in den kältesten Monaten am zahlreichsten auftreten. Das ist aber nachweislich nicht der Fall, wenn es auch feststeht, dass diese Leiden im Winterhalbjahr häufiger sind, als zur Sommerzeit, wo die Krankheiten der Verdauungsorgane vorherrschen. Die Nordpolfahrer, die doch gewiss unter den Unbilden der Witterung zu leiden haben, erzählen nichts von Schnupfen und Husten; die Helgoländer Schiffer, die stundenlang an der Düne im Wasser stehen, um den vollen Booten beim Landen zu helfen, leiden durchaus nicht an Rheuma, und die Gebirgsbewohner, die im Winter oft und lange im Schnee waten müssen, lachen über die Furcht der Städter vor nassen Füßen. Man wird einwenden, dass Nordpolfahrer wetterfeste, widerstandsfähige Männer und Insel- und Gebirgsbewohner von Jugend an gegen Kälte und Nässe abgehärtet seien. Das mag gelten. Aber sehen wir uns das Heer der Touristen und Radfahrer an! Von den Tausenden, die im Sommer hohe Berge besteigen, sind weitaus die meisten körperlich Durchschnittsnaturen, Städter ohne besondere Abhärtung. Jeder Bergsteiger weiß, dass man beim Erklimmen

eines steilen Gletschers, oder eines Schneefeldes viel Schweiß vergießen muss und dabei — wenigstens bei Sonnenschein — oft knietief in feuchtem Schnee geht; er erinnert sich, wie oft der heiße, schwitzende Körper vom Regen durchnässt und wie schnell man wieder trocken wird. Auf den Gipfeln umweht zumeist den erhitzten und erschöpften Wanderer ein eisiger Wind. Und trotz alledem, — wenn die Touristen vor den Schutzhütten zusammen sitzen und von ihren Kraftleistungen und den überstandenen Fährlichkeiten erzählen, wird der Fluss ihrer Rede weder durch Niesen noch durch Husten unterbrochen. Sie setzen wohl ihre heilen Glieder aufs Spiel und muthen ihrem Herzen viel zu, aber sie erkälten sich nicht. Ebenso setzen sich die Radfahrer, besonders im Winter, allen Erkältungsmöglichkeiten aus, und dennoch wissen die Ärzte nichts von einer Zunahme der Erkältungen bei den Radlern. Da drängt sich denn dem nicht voreingenommenen Beobachter nun doch der Gedanke auf: wenn ungünstige Witterungsverhältnisse bei einer nicht über dem Durchschnitt stehenden Körperverfassung unter gewissen Umständen Erkältungen nicht hervorrufen können, muss es noch ein Drittes geben, das bei der Entstehung der nun einmal vorhandenen Krankheiten den Ausschlag gibt. Und dieses Dritte sind wahrscheinlich eben die Bacterien. Es ist also schwache oder zeitweise geschwächte Körperconstitution der Boden, ungünstige Witterung das geeignete Milieu, in dem krankheiterregende Mikroben ihre Wirksamkeit entfalten können.

Das Schutzorgan gegen Kälte, die Haut, antwortet auf einen starken Kältereiz mit der Zusammenziehung ihrer zahlreichen kleinen Blutgefäße und der Verminderung ihrer Ausscheidungen, der gasförmigen und des Schweißes. Das so verdrängte abgekühlte Blut strömt in die tieferen Organe zurück und diese werden blutreicher und kühler. Je ausgedehnter und wärmer die abgekühlte Hautfläche, je gefüllter ihr Blutgefäßnetz war, je länger die Kälte eingewirkt hat, desto größer ist die Abkühlung im Innern. Es ist demnach erklärlich, dass Menschen, die erhitzt aus heißen Räumen heraustreten, sich leicht erkälten. Ziehen sich die Hautgefäße nicht rasch zusammen, etwa wenn die Haut schlaff und verweichlicht ist, so ist die Abkühlung natürlich sehr erheblich. Die zurückströmende Blutmenge ist so bedeutend, dass sie den Druck des Blutes im Innern in einem Grade erhöht, der Menschen mit schwachen oder kranken Kreislauforganen, also Herzleidenden oder älteren Leuten mit brüchigen Blutgefäßen verhängnisvoll werden kann. Für sie ist der Genuss alkoholischer Getränke zur Erwärmung zweckwidrig; denn der Alkohol bewirkt Erweiterung der oberflächlichen Blutgefäße und setzt so mehr Blut der Abkühlung aus. Einige von der Luft unmittelbar berührte Schleimhäute, wie die der Nase, der Ohrtrompete, der Luftröhre, erleiden durch die Kälte eine Schädigung, indem gewisse Zellen an ihrer Oberfläche gelähmt werden, die sonst das Eindringen feinster Körperchen,

also auch der Mikroben, abwehren. Auf die Kehlkopfschleimhaut scheint Kälte geradezu als Reiz zu wirken und, ähnlich wie das Einathmen reizender Gase, einen Entzündungszustand hervorzubringen. Da die Bakterien zum Gedeihen der Feuchtigkeit bedürfen, ist gerade nasskaltes Wetter das eigentliche Erkältungswetter, umso mehr, als kalte und feuchte Luft einen größeren Wärmeverlust des Körpers verursacht, als kalte und trockene. Sehr große Kälte begünstigt deshalb weniger das Entstehen von Erkältungen, weil unser Kälteschutzorgan auf einen so starken Reiz prompt mit der kräftigen Zusammenziehung der oberflächlichen Blutgefäße antwortet; auf geringe Kältereize aber tritt diese Reaction später und schwächer, oder auch gar nicht ein. Mit Recht sind daher die Übergangszeiten vom Herbst zum Winter und vom Winter zum Frühling gefürchtet. Über die Bedeutung des Luftdrucks für diese Erkrankungen sind die Acten noch nicht geschlossen.

Wie eine Entzündung aus einer Erkältung entsteht, ist noch immer nicht genügend erklärt. Man hilft sich mit der Annahme, dass der durch die Erkältung geschädigte Organismus für die Wirksamkeit der in der Luft vorhandenen Krankheitserreger einen guten Nährboden abgebe. Diese Annahme erklärt auch, warum man in einer verhältnismäßig keimfreien Luft, wie es die auf hohen Bergen, an oder auf dem Meere, ja, schon auf dem freien Lande ist, Erkältungen weniger ausgesetzt zu sein scheint, also, um auf unser Beispiel zurückzukommen, warum Hochtouristen und Radfahrer wenig von ihnen zu leiden haben. Begreiflicherweise werden Menschen, deren Widerstandsfähigkeit aus irgend einem Grunde geschwächt ist, Blutarme, durch Krankheiten Erschöpfte, Verweichlichte, leicht Opfer der Erkältung. Viele sind ganz besonders zu Erkältungen veranlagt, weil ihre Körperoberfläche in ihrer Gesammtheit oder an einzelnen Stellen sehr empfindlich ist, und sie außerdem noch angeborene oder erworbene Abnormitäten eines der Luft leicht zugänglichen Organs haben. Der eine, dessen Nasenschleimhaut etwa zu stark gewulstet ist, bekommt jedesmal, wenn er nasse Füße hat, einen Schnupfen, ein anderer, der zu große oder zerklüftete Mandeln hat, wenn er rauhe Luft einathmet, eine Mandelentzündung, ein dritter, dessen Zähne nicht in Ordnung sind, Zahnschmerzen, wer eine Entzündung des inneren Ohrs durchgemacht hat, holt sich leicht durch Erkältung einen Rückfall, oder eine neue u. s. w. Diese Organe sind eben ihre Achillesferse.

Wer sich gegen Erkältung schützen will, muss von dem Grundsatz ausgehen, dass die beste Abwehr der Hieb ist: man soll vor den unserm Klima nun einmal eigenthümlichen Erkältungsbedingungen nicht fliehen, sondern ihnen wohlgerüstet entgegentreten. Leider ist es nicht so leicht, sein Leben nach den einfachen Lehren der Makrobiotik einzurichten, nicht etwa, weil sie zu große Anforderungen an die Willenskraft und die

Ausdauer stellen, sondern weil ihrer Durchführung oft eine beschränkte wirtschaftliche Lage entgegensteht. Das gilt in erster Linie von der Ernährung und vom Wohnen. Eine gesunde Wohnung soll geräumig, trocken und auch hell sein. Licht und namentlich Sonnenschein sind nicht nur gesund, weil sie die Stimmung heben und Wachsthum, Athmung, Ernährung begünstigen, sondern auch, weil sie die stärksten Bakterienfeinde sind. Das hellste Zimmer müsste das Schlafzimmer sein, weil es die reinste Luft enthalten wird und man sich gerade im Schlaf erholt und neue Kräfte sammelt. Von vielen Seiten wird das Schlafen bei offenem Fenster empfohlen. Das ist gewiss häufig zweckmäßig, aber bei manchem städtischen Schlafgemach, das in einem unteren Stockwerk nach einem engen, staubigen, übelriechenden Hofe, oder nach einer geräuschvollen großstädtischen Straße hinaus gelegen ist, erscheint diese Vorschrift doch unangebracht. Man bedenke nur, wie viel Staub allein nachts durch die Straßenreinigung aufgewirbelt wird. Kinder, die in dunklen Räumen aufwachsen, haben häufig jene ungesunde, zu Erkältungen besonders disponierende Körperconstitution, die unter dem Namen Scrophulose auch dem Laien bekannt ist. Wer sich gegen Witterungseinflüsse schützen will, muss sich gegen sie abhärten. Das heißt aber nicht die Haut unempfindlich gegen Kälte machen, sondern vielmehr sie befähigen, auf jeden thermischen Einfluss kräftig und prompt mit Zusammenziehung oder Erweiterung ihrer Blutgefäße zu antworten. Die Hautblutgefäße verweichlichter Menschen sind infolge zu warmer Kleidung und durch die warme Stubenluft in einem Zustande dauernder Erweiterung, der eine schnelle und ausreichende Zusammenziehung erschwert. Schwitzt die Haut überdies noch, so kommt zu dem äußern Kältereiz noch die Abkühlung der Haut durch Verdunstung des Schweißes. Daher sind Leute, die gewohnheitsmäßig in überheizten Räumen weilen, z. B. Bureauarbeiter, Erkältungen stark ausgesetzt. Von frühester Jugend an soll der Mensch an täglichen ausgiebigen Luftgenuss gewöhnt werden. Zwar dürfen kleine Kinder bei großer Kälte und starken Winden nicht ins Freie geschickt werden. Doch thun die Mütter meist mit der peinlichen Beobachtung des Thermometers des Guten etwas zu viel. Von größter Wichtigkeit ist es dabei, richtig, d. h. durch die Nase zu athmen. Muss der Mund zur Athmung zu Hilfe genommen werden, so ist das ein Zeichen, dass die Nasenathmung z. B. bei heftigen Anstrengungen, zu wenig Luft schafft; dann ist Ruhe vonnöthen, oder es ist ein Zeichen, dass der Nasenluftweg verlegt ist; dabei kann nur der Arzt helfen. Die Athemluft muss in der vielfach gefalteten und feuchten Nasenschleimhaut gereinigt, gewissermaßen filtriert, angewärmt und angefeuchtet werden. Der Hals ist möglichst frei zu tragen; Halstücher und Kragenschoner sind rechte Verwöhnungsmittel. Der Kragen soll reichlich weit sein, um nicht Blut-

stauungen zu verursachen. Hier wird viel gesündigt, ebenso in der Fußbekleidung. Auch sie ist, namentlich bei dem schöneren Geschlechte, viel zu eng, als dass sie dem Blute eine ungehinderte Bewegung und den Zehen genügenden Spielraum gestatten könnte. Wer an kalten, feuchten und dann auch meist zur Schweißbildung neigenden Füßen leidet, soll das besonders beherzigen.

Seit langem beschäftigen sich Berufene und Unberufene mit der Erfindung und Herstellung einer Kleidung, die vor Erkältung schütze, ohne zu verweichlichen. Es gibt keinen Stoff, der für alle Lebenslagen gleichmäßig gesund wäre. Die Haupterfordernisse einer gesunden Kleidung sind, dass sie dem Körper nicht eng und glatt anliege, sondern dass zwischen Körper und Unterkleidung, sowie zwischen den einzelnen Kleidungsschichten hinreichend Luft sei, ferner soll sie möglichst viel Luft durchlassen, Feuchtigkeit aber nur wenig und langsam in sich aufnehmen. Die Wolle und der Flanell haben den Vorzug, dass sie die Wärme langsamer abgeben und den Schweiß langsamer verdunsten lassen, als Leinen, Baumwolle oder Seide, dabei aber eine reichlichere Ventilation gestatten. Deshalb eignet sich wollene Kleidung, besonders Unterkleidung, sehr für Personen, die sich bei starker körperlicher Anstrengung häufigem Temperaturwechsel aussetzen, wie Radfahrer, Touristen, Soldaten, aber auch für alte Leute, deren Haut nicht mehr genügend reactionsfähig ist. Doch dürfen solche Kleider nicht zu dick und nicht zu dicht gewebt sein, besonders nicht, wenn bei hoher Temperatur starke Arbeit geleistet wird. Denn da man dabei ohnehin reichlich Wärme erzeugt und diese durch dicke, wollene Kleidung nicht nur nicht abgegeben, sondern sogar aufgespeichert wird, kann man leicht in den sehr schädlichen Zustand übermäßiger Erhitzung gerathen. Über wollene Unterkleidung ein leinenes Hemd zu tragen, ist widersinnig; das Leinenhemd hindert eben die Verdunstung des Schweißes und die Ventilation. Denen, die über schweißige und kalte Füße zu klagen haben, sind wollene Strümpfe, unter hinreichend weiten, womöglich aus porösem Stoff angefertigten Schuhen getragen, sehr zu empfehlen. Ein widerstandsfähiger Mensch müsste sich unter gewöhnlichen Verhältnissen in jeder vernünftigen Kleidung, in Leinen oder in Wolle, als Kneippianer oder als Jägerianer, oder besser noch ohne auf irgend eines Meisters Worte zu schwören, wohl befinden. Dazu kann von Jugend an geübte Abhärtung sehr viel beitragen. Es ist mit der Abhärtung, wie mit vielen Idealen; jeder kennt sie, jeder schätzt sie, aber die wenigsten richten sich nach ihnen. Immerhin ist anzuerkennen, dass heute Abhärtung mehr geübt wird als früher. Nur glaube niemand, dass die tägliche Bearbeitung der Haut mit kaltem Wasser das ganze Geheimnis der Abhärtung sei. Das Wasser ist gut dafür, aber nur dann, wenn die sonstigen Forderungen der Gesundheitspflege nicht vernachlässigt werden. Man

braucht zur Abhärtung der Haut nicht den großen Apparat einer Wasserheilanstalt. Tägliche Waschungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser genügen dem Zweck meistens vollkommen. Selbstverständlich kann ein Verweichlichter oder Schwacher nicht sofort mit Wasser von natürlicher Temperatur anfangen, sondern wird allmählich von gewärmtem (etwa 24gradigem) zu kälterem übergehen. Man stelle sich nach dem Aufstehen, nachdem man das Gesicht mit kaltem Wasser benetzt hat, in eine kleine Wanne, die 10 cm hoch mit Wasser gefüllt ist, und bespüle mit den Händen oder einem Schwamm schnell den ganzen Körper. Rasches und kräftiges Abtrocknen, schnelles Anziehen, wenn nöthig, zur Erwärmung ein paar Gänge durch das Zimmer, oder ein paar Hantelübungen — und man hat einer Hauptpflicht gegen seine Gesundheit genügt. Auf Schnelligkeit bei und nach der Procedur kommt viel an, weil die Reaction und die Behaglichkeit dann eher eintreten. Diese Art der Abhärtung passt aber weder für alte Leute, noch für Kranke. Ist bei ihnen Abhärtung erwünscht, so muss der Arzt jeweilen besondere Vorschriften angeben. Kalte Bäder und Waschungen der Füße sind nicht nur ein Abhärtungs-, sondern geradezu ein Heilmittel für solche, die an Fußschweißen und kalten Füßen leiden. Besonders ist das, übrigens lange vor Kneipp geübte zeitweilige Barfußgehen auf feuchtem Boden sehr nützlich, wie es überhaupt kein übles Abhärtungsmittel ist. Die Abhärtung der Haut des Gesichtes und der Hände verringere man, soweit es irgend angeht, nicht durch Gebrauch von Schleiern und Handschuhen. Baden im Freien regt nicht nur an und erfrischt, sondern trägt auch viel zur Abhärtung bei.

Bei dem Versuch, Kinder abzuhärten, muss man streng individualisieren; gerade Kinder vertragen, da ihre Haut ja sehr zart, blutreich und empfindlich ist, plötzliche Wärmeentziehungen zuweilen schlecht. Reichlicher Aufenthalt in frischer und reiner, womöglich sonnendurchschienener Luft härtet sie auch ab und ist dabei unbedenklich. Viele geben ein schon angefangenes Abhärtungsverfahren auf, wenn sie sich dabei eine kleine Erkältung zuziehen. Das ist thöricht; denn ein solcher Zwischenfall beweist nichts gegen die Abhärtung überhaupt, sondern spricht nur dafür, dass sie unrichtig angefangen wurde.

Kein Verständiger wird hoffen, vollständig gegen alle Erkältungen gefeit zu sein, weil er sein Leben möglichst hygienisch eingerichtet hat. Das ist schon deshalb unmöglich, weil ja auch die in der Luft verbreiteten Infectionskeime zu ihrer Entstehung beitragen. Sicher aber werden solche Keime in einem abgehärteten widerstandsfähigen Körper einen ungeeigneten Nährboden finden und die Krankheit wird einen leichteren Verlauf nehmen.

Aus dem Gerichtssaal.

Eine Skizze von **August Angenetter.**[1])

Wenn du Lust und Muße hast, lieber Leser, so lade ich dich ein, mit mir auf ein Stündlein den Strafverhandlungssaal eines Wiener Vorstadt-Bezirksgerichtes zu besuchen. Du wirst es sicherlich nicht bereuen, meiner Einladung Folge geleistet zu haben.

Eine Viertelstunde etwa dauert es noch, bis die Strafverhandlungen vor dem Einzelrichter ihren Anfang nehmen. Der Raum vor dem Verhandlungssaal ist von einer Menge von Leuten jeden Alters und jeden Standes erfüllt, die meist in Gruppen zu zweien und dreien beisammen stehen und im Flüsterton lebhafte Auseinandersetzungen halten. Die Sprechenden sind von einer derartigen Aufregung erfüllt, ihre Augen glänzen, die Wangen sind hoch geröthet und ihre Gesticulation ist so lebhaft, dass man meint, sie hätten über die wichtigsten Dinge der Welt zu reden.

Hart vor der Thüre, die in den Verhandlungssaal führt, steht ein junger Mann, seines Zeichens Tischlergehilfe, der einzige in dem großen Raume, der still und ruhig ist. Er hat den Blick zu Boden gesenkt und dreht mit nervöser Hast einen Hut zwischen den Händen, von dem man mit Gewissensruhe sagen kann:

„Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt."

Der Gesichtsausdruck des jungen Menschen besagt deutlich, dass er zum erstenmale in Themis' heiligen Hallen anwesend sei und dass er den Dingen, die da kommen werden, nicht gerade mit Freude und Sehnsucht entgegensehe. Überdies scheint er auch ein wenig pressiert zu sein, denn er zieht alle fünf Minuten eine an einem Stück Spagat, an dem auch ein Schlüssel und ein sogenannter „Pfeifenstierer" brüderlich vereint baumeln, befestigte Nickeluhr aus der Tasche seines Beinkleides und informiert sich über den jeweiligen Stand der Zeiger auf seinem kostbaren Chronometer.

Mit einem dicken Actenbündel unter dem Arme erscheint nun der Gerichtsdiener, eine kleine untersetzte Gestalt, in dem Warteraum und

[1]) Aus „An der schönen blauen Donau". Wiener Skizzen von August Angenetter. Graz. Hans Wagner. 1900.

verbreitet einen gelinden Alkoholduft um sich. Dies und die blauroth schillernde Nase des Mannes bezeugen, dass er ein enragierter Gegner der Heilsarmee sei. Im übrigen gibt er sich eine Würde und ein Ansehen, als sei er berufen, als Senatspräsident über Recht und Unrecht zu entscheiden.

Als der Tischlergeselle des Gerichtsdieners ansichtig wird, tritt er zögernd auf ihn zu, macht eine Verbeugung, so tief, als hätte er die Ehre, einem Hofrath gegenüberzustehen und fragt mit unsicher klingender Stimme:

„Entschuldig'n S' allergnädigst, hochgeehrter Herr Gerichtsdiene, gehte Verhandlung von Gericht schun bald lus?"

„Glei! In drei Minut'n!" lautet die Antwort, aus der die ganze hohe Würde eines Gerichtsdieners klingt.

„Ich dank' ich Ihne verbindlichst," entgegnet der Fragesteller und will sich nach einem abermaligen tiefen Knix wieder auf seinen früheren Standort zurückziehen. Der Gerichtsdiener aber, auf den die von Ehrfurcht triefende Höflichkeit des Tischlergehilfen einen großen Eindruck gemacht hatte, würdigt ihn in leutseliger Weise der Frage:

„Wia haßen S' denn, hm?"

„Wenzel Krkrczek."

„Was san S' denn?"

„Ich bin a Tischlerg'sell und af Sunntag Musikant in zehnte Bezirk."

„Warum san S' denn vurg'laden't?"

„Weil hab' ich 'was stuhl'n, nämlich Leintuch, Bettdecken und drei Handtüchel. Aber ich hab' ich nit . . ."

„Da wer'n S' wahrscheinli vierazwanz'g Stund' eing'naht wer'n. Lassen S' m'r d' Vorladung amal anschau'n."

„Ale bitt' ich, da ise der Deixelswisch," sagt der Mann und reicht dem Gerichtsdiener ein schon ziemlich stark abgegriffenes Blatt Papier hin, das dieser durch seinen Zwicker, der dem Tischlergehilfen riesig imponiert, aufmerksam betrachtet. Nach einer Weile reicht er es ihm wieder zurück und sagt mit einem Tone, als hätte er das ganze Strafgesetzbuch im kleinen Finger:

„Ja, wia i g'sagt hab', an Tag wer'n S' brummen müass'n." Dann schreitet er gravitätisch in den Verhandlungssaal.

Nach einer kleinen Weile öffnet er wieder die Thüre und ruft mit lauter Stimme in den Warteraum:

„Wenzel Krkrczek! Katharina Wokurka!"

„Bitte scheen, bin ich schun da."

Mit heftigem Herzklopfen, an Händen und Füßen zitternd, tritt der Aufgerufene in den Verhandlungsraum. Drei Schritte vor dem

Richtertische macht er eine Verbeugung, so tief, als wolle er mit den Lippen ein Geldstück vom Boden auflesen.

„Sind Sie der Wenzel Krkrczek?"

„Bitte scheenstens, jawuhl, huchläblicher Herr Gerichtshof."

Der richterliche Functionär lächelt leise und bedeutet dem Manne, dessen Antlitz nun kreideweiß ist, dass sein Titel nicht Gerichtshof, sondern kaiserlicher Rath laute.

„Sie sind Tischlergehilfe?"

„Jawuhl, und Musikant, Herr gaiseliche Rath."

„Sie sind angeklagt, Ihrer Geliebten Katharina Wokurka eine Bettdecke, ein Leintuch und drei Handtücher entwendet zu haben."

„O, Herr gaiseliche Rath, den ise factisch nit wahr. Ich hab' ich der Wokurka die Sach'n nit stuhl'n. Ich kann ich paar heilige Eid schwör'n."

„Die Katharina Wokurka, die zur heutigen Verhandlung nicht erschienen ist, hat Sie aber angeklagt, ihr diese Dinge gestohlen zu haben."

„O, Herr gaiseliche Rath, Kathi ise desweg'n nicht kummen, weil ise alles nit wahr. Sachen, was ich ihr habe stuhl'n, sind's ja alle vun mir. Ise alles mein, weil hab' ich alles um meinige paar Grosch'n in Pfadlerei[1]) in zehnte Bezirk kaft[2]). Bettdeck'n hat kust[3]) an Guld'n achtzig Kreizer, Leintuch neinzig Kreizer und Handtüchel jede dreißig Kreizer. Hab' ich alles kaft."

„Sie haben der Katharina auch versprochen, sie zu heiraten."

„Den ise a nicht wahr, Herr gaiseliche Rath, meineseel nicht."

„Die Klägerin behauptet es aber. Warum haben Sie überhaupt Ihre Beziehungen zu dem Mädchen abgebrochen?"

„Warum ich was hab' abbruch'n, Herr gaiseliche Rath?"

„Ihre Beziehungen zu dem Mädchen."

„Ale bitt' ich recht scheenstens, Herr gaiseliche Rath, den versteh' ich nicht."

„Ich meine, weshalb Sie das Mädchen verlassen haben."

„O, Herr gaiseliche Rath, mächten Sie länger bei ane Mad'l bleib'n, wann's S' seg'n, dass S' hat sie schun zwa Täg' später noch anderen Geliebten bei ihr?"

„Sie wollen also sagen, dass Sie Grund gehabt haben, an der Treue des Mädchens zu zweifeln und haben sie deshalb verlassen?"

„Jawuhl, su ise, Herr gaiseliche Rath, su ise und nit anders. Kathi war falsche Mad'l, falsch, wie san's alle Frauenzimmer. Weil ich bin arme Teufel, hat' s' mich nit lang ang'schaut. Hat sich anderen g'nummen, reichen Kerl, der ise aber klan und bucklig und krumm, und Clarinett'blasen kann er auch nit."

---

[1]) Pfaidlerei. — [2]) gekauft. — [3]) gekostet.

„Das interessiert hier weiter nicht. Wo hält sich denn die Wokurka jetzt auf? Wir haben sie für heute vorgeladen, sie ist aber nicht aufzufinden gewesen."

„Ja, den glab'[1]) ich schun, dass hab'n S' Herr gaiseliche Rath den Mad'l nit finden können, weil haßt sie nimmer Wokurka."

„Hat sie denn geheiratet?"

„Ja, hat sie neilich g'heirat't."

„Den reichen Geliebten?"

„Aber na, den hat sie nit g'heirat't. Den hat sich den schlechte Mad'l nur g'nummen, dass er für ihr zahl'n thut in Wirtshaus und bei Tanzmusik. G'heirat't hat sie dritten Liebhaber, was heißt Kropaczek und ise Schusterg'sell'."

„Also Kropaczek heißt sie jetzt? Dann müssen Sie noch einmal hierher kommen, wir werden die Klägerin jetzt unter diesem Namen vorladen."

„Nuch amal muss ich kummen und Zeit meinige versamen? Zahlt sich aus wegen sulchene Dummheit. Sie sull mir a Ruh' geb'n, meinerseel', sunst werd' ich rabiat. Ich bin ich ja kan klaner Bu' mehr.[2]) Werd' ich weg'n den schlechte Mad'l vielleicht noch gar in Arrest g'steckt und bin ich ganz unschuldig."

„Beruhigen Sie sich nur, wenn sich die Sache hinsichtlich der entwendeten Dinge wirklich so verhält, wie Sie erzählt haben, werden Sie nicht eingesperrt, sondern freigesprochen werden, und die Klägerin muss die Gerichtskosten zahlen."

„Na ja, den ise auch recht su. Sull ich stehl'n meine eigene Eigenthum, was g'hört doch mir, weil hab' ich mir um meine eigene Geld kaft? Bitte, Herr gaiseliche Rath, san S' nit bös', dass bin ich biss'l schiech[3]) wur'n. Leben Sie wuhl, Herr gaiseliche Rath, ich bin ich unschuldig wie klane Kind'l."

[1]) glaube. — [2]) kein kleiner Bube mehr. — [3]) zornig.

Das Geheimnis.

Zu Grünbihel im Walde schlich ein Geheimnis von Haus zu Haus. Es war irgendwo ein Weltwunder, ein so unfassbares, wie es sich für ein ordentliches Wunder geziemt. Als draußen in Mauthstadt der erste Dampfwagen angeschnoben kam; als der Bezirkshauptmann dort durch einen Draht persönlich und sehr unterthänig mit dem Statthalter sprach, obschon dieser zwanzig Meilen weit entfernt war, und als endlich

gar die löbliche Ortspolizei einen Erdapfeldieb erwischte, machte es nicht das Aufsehen, denn jetzt das schleichende Geheimnis, von dem alles sprach und niemand was wusste.

Nämlich — draußen vor dem Dorfe Grünbihel, wo der Galgenhügel steht, auf dem einst die Tragbarkeit des Hanfes an gewichtigen Spitzbuben versucht worden war, stand neben einem alten Kobelwagen ein aschgraues Zelt. Es stand nahe am Schachen, durch den der Weg in die weite Welt führt. Es sah aus, wie eines jener Türkenzelte, die auf dem Votivbild in der Kirche stehen, nur dass es oben an der Spitze anstatt des Rossschweifes ein flammenrothes Fähnlein hatte, das immer flitterte und flatterte, auch wenn nicht das leiseste Lüftchen strich. Und dieses einsame Zelt barg das Geheimnis.

Es war scheinbar keines, denn es wurde ausgerufen jeden Tag mit Trommel und Trompete. Watschelte da des Abends, wenn die Leute von ihrer Feldarbeit heimkehrten, ein zwergenhaftes Greislein durch die Dorfgasse. Das konnte aussehenshalber ein Gnome sein, konnte aber auch ein Mensch sein. Dieses Greislein hatte vorne am Bauch eine schwarz und gelb bemalte Trommel hängen, an deren Trommelfell er mit zwei kleinen Schlägeln so schauderhaft wirbelte, dass die Hühner noch einmal von ihren Aufsitzstangen hüpften und die Hunde ihrer Pflicht vergaßen. Statt berufsmäßig zu bellen, zogen sie den Schweif ein, hielten den Kopf erdwärts und wimmerten. Das Greislein blieb auf dem Kirchplatze stehen, wo sich um ihn schon neugierige Leute versammelt hatten, pfustete in eine kreischende Trompete, worauf noch mehr Neugierige herbeigeeilt kamen, und verkündete seine Botschaft. „Gottgeschaffene Leute!“ rief er, „das habt ihr noch nicht erlebt! Seit Grünbihel steht, die schöne Stadt, ist dergleichen nicht gesehen worden. Wer es nicht ansieht, der begeht an sich einen reinen Selbstmord. Das unvergleichlichste Raritätencabinet der Welt! Antiquitäten, das heißt Alterthümer. Der Geldbeutel, in den Judas die dreißig Silberlinge gethan und der echte Strick an dem er sich erhenkt hat, nebenbei erwähnt! Die Apfelschalen von Adam und Eva, noch gut erhalten. Dann das naturgeschichtliche Cabinet: Drei Paar dressierte Flöhe führen in der Miniaturkutsche eine junge Heuschrecke spazieren, eine aus altem Adel, directe Abstammung von den Heuschrecken der egyptischen zehn Plagen. Musikalisches Cabinet: Die Maus als Violinspielerin — nach Noten. Ferner — nein, ich will schweigen. Ihr könntet auf offener Straße ohnmächtig werden vor Staunen und solcherweise den Besuch des Raritätencabinetes versäumen, das nur kurze Zeit offen bleibt. Eintritt nach Belieben, wer Butter oder Rauchfleisch mitbringt, der darf auch ins Extracabinet treten, dessen Geheimnis nicht verrathen wird. Das Extracabinet, meine Herren! Meine Herren!“

Da hätte man nun den Volksauflauf sehen sollen. Sieben Mägde, drei Knechte, etliches Halbgewächs machen in Grünbihel schon einen imposanten Volksauflauf. Sie fahren lachend, neckend und kreischend so lebhaft durcheinander, und zwar naturgemäß so ökonomisch gruppiert und vertheilt, als würden sie von einem Theaterregisseur geleitet. Die Ersten stehen noch zaudernd vor der Bude, schauen das sonderbare Zeug an, schauen einander an, kratzen sich hinter den Ohren und gehen endlich mit schleifenden Schritten hinein. Da eilen die Hinteren schon nach, stoßend und drängend, und eine rundliche Magd, die in ihrem Kittelsack die zwei Kreuzer nicht gleich findet, wird höchst aufgeregt und meint schon alles miteinander zu versäumen. Ein alter Mann, der bereits heraustritt macht ein gar verzwicktes Gesicht und zwinkert mit den Augen. Da dringen sie noch ungeduldiger hinein. Im Halbdunkel des Zeltes fassen sie sich nicht gleich. Allmählich tritt ein blutroth gedeckter Tisch hervor, auf dem ein langes rostiges Messer liegt. Mit diesem Messer hat der bairische Hiesel seine zweiundsiebzig Mordthaten begangen. Das Greislein ist da — eine wahre Gnomengestalt, kann aber auch ein Mensch sein — das erklärt alles. Das purzelt von dem behendigen Jünglein nur so hervor, sich nicht kümmernd um die Hauche und Seufzer des Entsetzens, die den Weibern entfahren. „Und hier, meine Herrschaften, das Stück Seife, mit dem Pilatus sich die Hände in Unschuld gewaschen hat. Wollen Sie sich auch in Unschuld waschen damit, schöne Jungfrau?" wendet er sich scherzend an eine bekropfte Magd. — „Ah — ih?!" meint diese und wird über und über roth. Da gibt ein Knecht dazu: „Ja! Wenn sich die Kathl alle Busserln abawaschen wollt', die ihr der Steffel schon aufg'stempelt hat, da müßt' sie wohl eine scharfe Seife haben!" Sie lachen, das Greislein aber macht eine Schachtel auf und bietet allerhand Seife an, weiße, gelbe und rothe. „Man kann sich damit wegwaschen, was man will, die Sommersprossen, die Muttermale, die Falten, die unglückliche Liebe und die allzuglückliche auch. Ein Sexerl, das Stück!"

„Und jetzt, meine Herrschaften, belieben Sie aufzupassen", fährt das Greislein munter fort und schraubt mit vieler Umständlichkeit eine Blechbüchse auf. „In dieser Kapsel werden Sie etwas sehen, was noch kein Mensch gesehen hat. Schauen Sie gut her! Die Büchse ist offen. „Nun?"

„Nichts," murmeln sie, denn die Büchse ist leer.

„Nichts!" triumphiert das Greislein. „Sehen Sie, das ist das Nichts, aus dem der Herr die Welt erschaffen hat! — Wie? Willst Du es auch damit versuchen?" wendet er sich an einen Jungen, der seine Glotzaugen in den leeren Raum verbohrt.

Derlei Raritäten in allen Winkeln. Sie werden aber schon blasiert und fragen nach der musikalischen Maus. Da läßt das Greislein seinen

kahlen Kopf schaukeln wie ein Pagodel und murmelt: „Na, das glaub' ich! Aber glaubt ihr, dass ich die Künstlerin gleich so zwischen den Messern, Karfunkeln und Galgenstricken herumlaufen lasse? Habt ihr denn keine Ahnung, was das heißt: Kunst! Musik? Das heißt Extracabinet, Eintritt zwei Zehner!"

Ein Theil des Publicums weicht zurück. Der andere steht tapfer und gräbt in den Hosentaschen. Das Extracabinet ist nur für Männer, den Weibern könnte das übermüthige Mäuslein an die Beine wurln, wer möchte den Schreck verantworten!

In der Ecke bewegt sich ein Vorhang und durch die Fuge blinkt für einen kurzen Augenblick ein weißer, runder Frauenarm. Drei oder vier Männer drängen hin. Das Greislein taucht sie mit seinen Molchwurmpfoten sachte zurück und duschelt leise: „Aber bitt' euch, 's hat ja nur Einer drin Platz!"

Einer und Einer. Jeder bleibt ein Weilchen aus, und wenn er zurückkommt, torkelnd und stolpernd in der Dunkelheit, sagt er: „Das ist merkwürdig!" oder „das ist ein aufgelegter Schwindel!" oder er sagt gar nichts und drückt sich schweigend abseits.

Für's Weitererzählen sollte man eigentlich Geld einheben, dass man wieder zu seinen zwei Silberzehnern käme. Da geht ein Kästlein auf, und sitzt drin eine kleine, graue, helläugige Maus auf den Hinterbeinen und macht Mannerln. Und hält mit den Vorderpfoten eine kleinwinzige Geige und einen Fiedelbogen und hebt nach einem Notenblatt, das auf dem kleinen Pult liegt, an zu fiedeln, dass es nur so quixt. Und derweil einer der Maus ins Aug' schaut oder auf die Spitzschnauze mit den sechs feinen Haargränlein, kann man leicht etwas übersehen. Kann man halt die weiße runde Frauenhand übersehen, die unterhalb im Kästlein durch den Draht die Maus bewegt, die aus Papiermasse gemacht ist und was Quixendes leistet. — So, ich bekomme zwei Silberzehner.

Nun ist aber in Grünbihel das Gerücht gegangen, dass es im Zelte beim Galgenhügel mit den angezogenen Merkwürdigkeiten durchaus nicht abgethan sei und dass es im Extracabinet außer der violinspielenden Maus noch ein anderes Geheimnis gebe. Etliche Burschen, die zu außergewöhnlicher Tagesstunde ins Zelt gegangen waren und vorwitzigerweise Forschungsreisen in das Innere unternommen hatten, in das Innere des Kastens, sollen um eine Erfahrung reicher zurückgekommen sein. Sie wussten von einem weiteren Eintrittspreise zu erzählen, der die zwei Zehner vielfach übertraf; sonstige Aussagen haben sie nicht gemacht, so dass der Erzähler, von dem ein befriedigender Abschluss verlangt wird, in der größten Verlegenheit ist.

Von der Dorfpolizei veranlasst, hat das Greislein, das wie ein Gnome aussah, aber auch ein Mensch sein konnte, eines Nachts das

graue Zelt abgebrochen. Und als zur rothen Morgenstunde die Leute auf ihre Felder giengen, war nichts mehr zu sehen, als auf dem Boden die Holzstupfen, an denen das Zelt befestigt gewesen. Alles andere war fort mit sammt dem Galgenstrick, der Maus und dem Geheimnis. Somit hat diese naturgetreue Darstellung gewissenhaft gehalten, was ihr Titel versprochen. M.

Die Macht des Wortes.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Rhetorische Begabung ist eine zumeist nur dem Manne angeborene und anerzogene Tugend. Bei der Frau heißt eine derselben stammverwandte Eigenschaft „Redeseligkeit“ und artet, wenn nicht zum Laster, so doch meist zum Unheil aus. Gut reden zu können und das, was man sagen will, oder sagen soll, zu beherrschen, ist ein Vorzug, welcher, eben weil in den seltensten Fällen angeboren, bei dem weiblichen Wesen erst recht gepflegt und herangebildet werden soll; vor Allem muss man es erst lernen, in wenigen Worten klar zu reden. Missverstehen wir uns nicht, ich gehöre noch zu der alten Schule und, wiewohl ich dem Fortschritte huldige, werde ich nie zu der Ansicht hinneigen, es sei die naturgemäße Aufgabe der Frau, als politische oder sociale Rednerin dem Manne den Fehdehandschuh hinzuwerfen, um sich auf solche Weise Rechte zu erkämpfen, die ihr, nach meiner festen Überzeugung, vom gebildeten Manne, weit eher eingeräumt werden, wenn sie sanft und weiblich erbeten, als kampfbereit ertrotzt sind. Ich will also die Frau ebensowenig zur fanatisierten Rednerin ausgebildet wissen, als es mir passen würde, einen willen- und wunschlosen, stummen Automat in ihr zu sehen. Was ich aber will und anstrebe, was ich als eine würdige Aufgabe jeder gewissenhaften Mutter betrachte, die es mit dem Lebensglücke ihrer Töchter ernst nimmt, ist Folgendes:

Soll das Glück der Ehe und der Familie gesichert sein, sollen tüchtige und leistungsfähige Frauen, die ihre Mission und ihren Lebenszweck würdig erfassen, dem Manne geistig und ethisch ebenbürtig zur Seite stehen, dann muss das Weib von Jugend auf dazu herangebildet worden sein, die Macht des Wortes in seiner ganzen Größe zu begreifen, zu wissen, wann es zu reden und wann es zu schweigen hat. Der Gradmesser echter Bildung, ohne die sich nicht nur das Eheleben, sondern der Verkehr mit Menschen überhaupt, und mit dem Manne im besonderen, nicht leicht denken läſst, liegt weit mehr im Schweigen, wie im Reden. Jene Frau, welche weiß, wann sie zu schweigen hat, wann sie, selbst

durch wohlgemeinte Worte schadet, die findet auch den richtigen Augenblick, indem sie durch Reden das erreicht, was sie als Pflicht und Recht einsieht. Freilich wissen wir, dass der biblische Standpunkt: „Euere Worte seien ja, ja, nein, nein; alles, was darüber, ist von Übel“ nur bildlich zu nehmen, nicht wörtlich aufgefasst werden darf und zu einer Zeit in Kraft getreten ist, in welcher die fortschreitende Bildung und geistige Bedeutung noch lange nicht auf jener Höhe standen, zu der sie sich jetzt emporgeschwungen. Es lässt sich aber gerade, wenn man über den Parteien steht, wenn man keine fanatisierte Vertreterin frauenrechtlicher Bewegung ist und dabei doch mit vollem Herzen dem Weibe helfen möchte, nicht in Abrede stellen, dass die Macht des Wortes, ganz speciell im Leben der Frau, eine große Rolle spielt, dass sie viel Unheil angestiftet und manches Lebensglück untergraben hat. Sehen wir uns nur im kleinen Kreise um. Das müßige Geschwätz junger Mädchen, von denen das eine dem anderen anfangs nur einen hübschen Hut, eine neue Toilette, später den Geliebten neidet, wo kein Mittel zu schlecht ist, um Unfrieden zu stiften, Misstrauen zu wecken, Hader heraufzubeschwören, unbekümmert darum, ob ein Menschenglück darüber Schiffbruch leidet, das unzeitig, unüberlegt, böswillig gesprochene Wort ist es, welchem man solche Resultate zu danken hat. Und wodurch wurde dasselbe gezeitigt? Einzig und allein durch den Umstand, dass die Mutter es nicht verstanden hat, die blaue Blume echter Gemüthstiefe heranzubilden, die sinnlose Heftigkeit, welche Worte, deren Tragweite man nicht überlegt, auf die Lippen treten lässt, im entscheidenden Moment zu zügeln. Dass Heftigkeit Temperamentssache sei, für die man ebensowenig zur Verantwortung gezogen werden kann, wie für blonde oder schwarze Haare, lässt sich absolut nicht in Abrede stellen, und ich glaube nicht daran, dass die Macht der Erziehung so groß sei, um ein heftiges Geschöpf in eine Lammesnatur umzuwandeln, was man aber von dem Heftigsten begehren kann und begehren soll, ist eine in jeder Lebenslage zutage tretende Beherrschung seiner äußeren Temperamentsergüsse, wodurch er sich selbst und anderen viel Unheil ersparen wird. Heutzutage, wo man weit mehr von Pädagogik redet, als dass man sie systematisch übt, sind sehr einfache Mittel, mit welchen man früher heftige Kinder zu beherrschen pflegte, in die Rumpelkammer gewandert. Ich meine damit nicht Ruthe und spanisches Rohr, sondern viel harmlosere und probatere Mittel, wie sie in den Kinderstuben unserer Voreltern üblich waren; beispielsweise, dass man das kleine Mädchen, welches auf alles eine Antwort wusste, sich vom Zorne hinreißen ließ und immer das letzte Wort hatte, zwang, eine bestimmte Zeit hindurch Wasser im Munde zu halten, wodurch es nicht reden konnte und Zeit fand, um zu überlegen, ob es wohl auch berechtigt sei, mit unfreundlichen oder groben Worten

Geschwister oder Mitschüler, Lehrer oder Eltern zu verletzen. Duldet man bei dem Kinde weder rücksichtslose Rede, noch Klatschsucht, so braucht das junge Mädchen schon weit weniger ein Vademecum des guten Tones, so ist ihm das Vergnügen des Schwätzens, des Unheilstiftens durch das Wort nicht zur zweiten Natur geworden. Wie viel Böses durch unzeitig gesprochene Rede im irdischen Dasein angerichtet wird, das hat man im Laufe eines längeren Lebens nur allzu oft Gelegenheit, entweder unter heißen Schmerzen an sich selbst zu ergründen, oder auch bei anderen zu erfahren. Ein junges Paar vereint sich für's Leben, es sieht den Himmel voller Geigen und glaubt, dass kein Wölkchen je imstande sein werde, das Glück ihrer Ehe zu trüben. Der erste kleine Zwist freilich raubt noch nicht die Illusionen, im Gegentheil, man versöhnt sich und meint sich dann erst doppelt lieb zu haben. Aber wenn die Meinungsdifferenzen sich wiederholen, wenn die Jahre ernstere Motive herbeiführen und die Frau es nicht lernen kann zu schweigen, selbst *wenn* sie die Heftige ist, dann wird die Situation immer unerquicklicher, in manchen Fällen geht die Ehe ganz auseinander, in vielen schleppen zwei Menschen nebeneinander an einer Kette, während ein Abgrund zwischen ihnen gähnt, der sich durch nichts mehr überbrücken läßt. Freilich hat die Frau im Laufe der Jahre dann oft schweigen gelernt, aber zu spät — erst zu jener Zeit, wo ihr selbst die vernünftigsten Reden das entfremdete Herz des Gatten nicht mehr zuführen würden. Mord, Todtschlag und Ehebruch sind es nicht, welche das Unglück der meisten Ehen verschulden, sondern nörgelnde, kleinliche Rechthaberei, unzeitiges Geschwätz, lieblose Worte, die in den meisten Fällen gar nicht so schlimm gemeint sind, deren Misklang aber, wenn er sich wiederholt, die Harmonie der Seelen stört.

Übrigens spielt die Macht des Wortes nicht im Eheleben allein eine große Rolle. Die zunehmende Theuerung, die steigenden Ansprüche tragen wohl mit Schuld daran, dass man nicht mehr so in den Tag hinein, wie unsere Voreltern es thaten, heiratet und die Zahl der ledigen Mädchen, statistisch erwiesen, eine weit größere ist, als einst. Naturgemäß sind das zumeist Wesen, welche mehr oder minder darauf angewiesen sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verschaffen, oder sich denselben wenigstens zu verbessern. Jedes auf eigene Füße stellen müssen, ist unstreitig keine leichte Aufgabe, denn mag man mir noch so viel von der Selbständigkeit der Frau reden, so liegt der Wunsch, andere für sich sorgen zu lassen, doch in der Natur der Mehrzahl; machen die Verhältnisse dies aber zur Unmöglichkeit, ist man im Kampfe des Lebens dazu bestimmt, dem Schicksale die Stirne zu bieten, so wird es unstreitig wieder zur zwingenden Pflicht, im rechten Augenblick schweigen zu können und immer zu wissen, was man reden darf, ohne über die Grenzen

dessen hinauszugehen, was Erziehung und Herzensbildung vorschreiben. Das einmal ausgesprochene Wort, wenn nur die Zunge redet, ohne dass Herz und Gehirn es am Zügel halten, lässt nur allzuleicht einen Stachel zurück, einen Stachel, der, wenn er immer tiefer und tiefer ins Fleisch dringt, nicht nur denjenigen verletzt, gegen welchen er sich richtet, sondern nur allzuhäufig das Glück desjenigen untergräbt, der muthwillig und gedankenlos mit dem Worte um sich wirft. Nicht umsonst sagt der persische Dichter Schejchi so schön und richtig:

„Worte sind Perlen,
Schließe sie ein,
Sind edle Ducaten
Mit güldenem Schein,
Eh' du sie ausgibst,
Zähle sie fein."

Wir sind es nun einmal gewöhnt, dem Manne ein heftiges, unüberlegtes Wort eher nachzusehen, als dem Weibe, aber ich glaube, dass die Ursache dafür nicht nur darin zu suchen sei, dass die Frau milder und versöhnlicher gestimmt, leichter verzeiht, wie der Mann, sondern, dass Beispiele von Jahrhunderten uns die Überzeugung aufdrängen mussten, dass der Mann die kleinliche Waffe des Wortes seltener in dem kleinlichen Sinn ausnützt, wie das Weib. Die Geschlechter müssen sich harmonisch ergänzen und Hand in Hand durch's Leben gehen; kann der Mann, der Vertreter des starken Geschlechtes, an Selbstverleugnung und Opfermuth gewiss so manches von dem Weibe lernen, so ist es andererseits auch kein Herabsetzen der Frau, wenn man ihr zumuthet, sie möge die ihr in so vielen Fällen innewohnende Untugend kleinlicher Schwätzsucht und nörgelnder Heftigkeit ablegen und der Macht des Wortes schuldigen Tribut zollen, indem sie dieselbe anerkennt und nicht missbraucht. Über klatsch- und streitsüchtige Frauen der Jetztzeit den Stab zu brechen, ist ungerecht, nur ihre Mütter sind es, die zur Verantwortung gezogen werden sollten, weil sie es nicht verstanden haben, im rechten Augenblicke den rechten Keim der Erziehung in die ihnen von der Natur anvertrauten Menschenpflanzen zu legen. Damit die kommende Generation in dieser Hinsicht vorwurfsfrei dastehe, ist es die Aufgabe der Jetztzeit, die Pädagogik nicht nur mit dem leeren Worte, sondern mit Herz und Verstand zu üben.

Warum in Graz so viele hübsche Mädchen nicht heiraten.

Graz ist eine sympathische Stadt, eine Stadt, in der sich ein Fremder zwar nicht so leicht einbürgert, — wenn „Sich einbürgern" heißt, in den Kreis der Gesellschaft gezogen zu werden, — aber es ist eine

Stadt, in welcher der allgemeine Bildungsgrad und geistige Ton ein ziemlich hoher ist. Man wird dort in jeder Beziehung Anregung finden, pocht man bei alten oder jungen Herren an, um zu politisieren, bei älteren Damen, um Haus- und Toilettefragen zu erörtern, oder bei der Mädchenwelt, um über „das Schöne“ zu debattieren.

Unsere jungen Freundinnen sind nicht nur darin sehr bewandert, sondern sie fühlen sich auch auf anderen Gebieten vollkommen zu Hause. Man wundert sich nur, wo sie die Zeit hernehmen, so vieles zu betreiben und dies nicht nur so weit, als es die sprichwörtlich gewordene „gute, oberflächliche Erziehung“ fordert, nein, sie haben ein selbständiges, gutes Urtheil und thun in manchen Dingen persönlich mit.

Die guten und lieben Mütter sind nämlich mit hohem Ehrgeiz bezüglich ihrer jungen Schönen behaftet!

Neulich habe ich einen Besuch bei einer sehr lieben Dame gemacht. Ich sehe sie vor mir, wie sie mich empfängt, geschäftig, mit erhitzten Wangen, und wie sie mir über die Dienstbotennoth ihr Leid klagt. Ich bedauere, die Töchter nicht zu Hause zu treffen. Die eine ist eben in einer Vorlesung an der Universität, ich glaube über Ästhetik oder Philologie, die andere in der Malstunde.

„Sind die jungen Damen denn so begabt?“ frage ich. Die gute Frau sieht mich mit großen, verwunderten Augen an, „begabt?“ sagt sie; „ich weiß nicht. Aber heutzutage machen sie alle diese Curse mit, und die Meinigen sind sicher nicht weniger gescheit, als ihre Freundinnen!“

In begreiflichem Mutterstolze erzählt sie mir dann von einer Dilettanten-Ausstellung, in welcher zwei prächtige Obststücke ihrer Jüngsten zu sehen sind. Ich solle ja nicht versäumen hinzugehen.

Kurz darauf bin ich ihrem Rathe gefolgt und habe nicht bereut, es gethan zu haben, denn wen sehe ich dort, in Betrachtung eines gemalten Paravents versunken? Den lange nicht gesehenen Sohn meines liebsten Jugendfreundes. Ein stattlicher junger Mann von 28 bis 30 Jahren.

Eine meiner ersten Fragen ist, ob er denn zu heiraten gedenke, da ihn, den vielbeschäftigten jungen Juristen, die Werke der Damen aus der Gesellschaft so sehr interessieren.

Was er mir auf meine Scherzfrage ganz ernsthaft geantwortet hat, will ich hier getreulich wiedergeben.

„Unsereiner kann nicht heiraten,“ sagte er, „wenn er nicht Vermögen hat. Schau, ich bin gerade in dem richtigen Alter, hätte Lust dazu, und meine Wahl wäre auch bald gefällt. Aber mit dem, was ich jetzt auf der ersten Stufe einer Staatsbeamten-Carriere habe, kann ich keines dieser Mädchen erhalten. Ich weiß nicht was das ist, aber es geht manchem so wie mir. Man traut sich nicht. Man gewinnt so manchen Einblick in die Familien, sieht die Gewohnheiten, die Lebens-

weise der Mädchen, — sie brauchen gar nicht protzenhaft aufgedonnert zu sein, — die Bescheidenste unter ihnen ist eben ihre Anregung gewohnt, hat ihren Musik- und Zeichencurs, ihre Brand- und Porzellanmalerei, ihren Jour mit englischer Conversation u. s. w. Wenn ich einmal heirate, so will ich das Gefühl haben, dass meine Frau mit mir glücklich sein kann. Ich will sie nicht ihrem Kreis entziehen, damit sie heruntersteigt und Gewohntes vermisst. — Und was die sogenannten reichen Partien betrifft, da sitzt man noch mehr auf. Die sind schon gar verwöhnt und würden sich kaum dazu herablassen, einen Adjuncten auf dem Lande zu nehmen."

Mein junger Freund hat nicht so unrecht. Aber die Eltern meinen es halt zu gut! Die Tochter soll mehr können, als die Mutter gekonnt hat, sie soll Gelegenheit haben, ihre Talente auszubilden, sie soll was erreichen und hervorstrahlen unter den Colleginnen. Weil aber jede Mutter so denkt, darum wird der allgemeine Maßstab immer höher geschraubt, und dabei fällt es niemanden ein: Entweder betreibt die Tochter von allem etwas und erreicht nichts Rechtes, wird überhaupt kein Ganzes, oder aber sie erwirbt sich mit eisernem Fleiße und besonderem Ehrgeize wirkliche Kenntnisse in verschiedenen Gebieten, — dann aber ist es mehr als wahrscheinlich, dass sie körperlich zugrunde geht, d. h. sie muss nicht gerade sterben, aber sie wird ein blutarmes, überanstrengtes, schwächliches Ding, dem das viele Sitzen die Lebenskraft geraubt hat, und das unfähig ist, gesunden Kindern das Leben zu geben, sie zu ernähren!

Denn man mag sagen, was man will, dies ist doch der Beruf der Frau, dies ist doch das Ziel, das die liebenden Mütter für ihre Töchter anstreben, wenn sie auch dazu eine falsche Fährte einschlagen! Manche Eltern werden mir zwar — allerdings mit einem schwachen Hoffnungsschimmer des Gegentheils im Herzen — erwidern, dass alle Mädchen ja nicht heiraten können, dass man den Zurückgebliebenen ja doch etwas bieten müsse, womit sie dereinst ihr Leben ausfüllen können, denn im Alter lernt man bekanntlich nichts mehr. — Diese Eltern haben nicht so unrecht. Sind sie vermögenslos, auch wenn die Einnahme des Vaters momentan günstig sein sollte, so sollen sie ihre Tochter Lehrerin werden lassen, was ja das Heiraten durchaus nicht ausschließt. Sogar den Künstlerberuf will ich gelten lassen, aber nur in dem einen Falle, wo es sich um wirkliches und bedeutendes Talent handelt, denn ein zweifelhaftes Genie nagt gewöhnlich am Hungertuche. — Bei sehr vermögenden Töchtern kann die Kunst eine andere Rolle spielen; da mag sie dann als schöner Zeitvertreib angehen, wobei ich jedoch bemerken will, dass auch den reichen Mädchen, — wenn sie nicht zu den unfähigsten Drohnen der Gesellschaft zählen wollen, — Kenntnisse im

Haushaltsfache nicht schaden dürften. Aber dass die Ausbildung in der Kunst heutzutage für die Mädchenerziehung so unumgänglich nothwendig ist wie seinerzeit das Lesen und Schreiben, das ist, denke ich, doch über das Ziel geschossen, ebenso wie es mir nicht möglich erscheint, dass alle jungen Damen, die in der Dilettanten-Ausstellung etwas zum besten geben, wirkliches Talent haben sollen.

Das Leben fordert eben auch später von den Mädchen anderes, als nur „die Liebe zum Schönen." Wer nicht in glänzende Verhältnisse kommt, wo man dieser Liebe ungehindert fröhnen kann, der braucht für sein künftiges Leben andere Kenntnisse! Man wird mir erwidern, dass es ja erprobte Schneider- und Kochschulen gibt, die zu besuchen ohnehin üblich ist. Aber dort, meine verehrten Eltern, lernt man nicht das, was Einem nur das Mitwirken in einem Haushalte selbst beibringt, — das Eintheilen in einer kleinen Wirtschaft, die Liebe zur täglichen, gewohnten Pflicht, die Freude an der unbedeutenden und „geistlosen" Arbeit! — Wer sich bewusst ist, in diesem oder jenem Fache der Kunst oder Wissenschaft Passables leisten zu können, der wird es als „eine Vergeudung der eigenen Kraft" ansehen, wenn er sich geringeren Pflichten widmen soll, die ja so leicht von „minderwertigen, bezahlten Personen" erfüllt werden können. Hier aber liegt der wunde Punkt der theueren Haushalte, im Bezahlen und Erhalten fremder Arbeitskräfte dort, wo es ehemals der Stolz der Hausfrau gewesen, selbst etwas leisten zu können.

Darum, meine verehrten Eltern, entschließt sich heutzutage ein gewissenhafter junger Mann bescheidenen Einkommens so schwer, zu heiraten, darum seht ihr so manche euerer Töchter verblühen und sich vergraben in das — speciell den Mädchen dieser Kreise eigene — Gefühl der Unbefriedigung, weil sie sich nutzlos und überflüssig finden, darum endlich altern diese Mädchen so schnell, weil sie sich zu sehr ungesunden und fruchtlosen Beschäftigungen hingeben, statt in fröhlichem, gesundem Schaffen ihr Lebensglück zu finden!

Ich bin weit davon entfernt, den ungebildeten Frauen das Wort zu reden, noch unseren Mädchen ihren berechtigten Antheil an den schönen Künsten zu nehmen, nein, — sie sollen sogar mehr Kunstgeschichte lernen, als in den Mädchenschulen vorgeschrieben ist, sie sollen auch am Clavierspiel ihre Freude haben, vorausgesetzt, dass sie nicht ganz talentlos sind, — aber überall mit Dilettantismus hineinzupfuschen, führt gewiss nicht zum richtigen Ziel, weil im Leben nichts Halbes taugt, und weil nur derjenige sich befriedigt und glücklich fühlt, der ein ganzer Mensch geworden ist.

Meine verehrten Eltern, erzieht aus eueren Töchtern nicht hypersentimentale und hypergebildete Mädchen, die jeden Mann nicht

akademischer Bildung über die Achsel ansehen, nein, gebt ihnen etwas Besseres für die Zukunft mit! Lehrt sie, im kleinen Kreis Befriedigung zu fühlen, lasst sie die Obhut über die jüngeren Geschwister übernehmen und, statt der Vorlesungen über Philologie, lieber einen Curs über Krankenpflege und dergleichen besuchen, was sie jedenfalls im Leben besser brauchen können als Gelehrtenkram!

Haltet sie nicht so sorgsam fern von den Schattenseiten des Daseins; eine so fürsorglich gehütete Blume ist eine Treibhauspflanze: sie bricht bei einem rauhen Windstoß zusammen. Die Frau soll nicht in den ernsten Augenblicken des Lebens anderen zur Last fallen, nein, sie soll anderen eine Stütze sein und muss darum in seelischer, wie auch in körperlicher Beziehung etwas aushalten können!

Eltern, denkt endlich auch daran, dass die Zukunft unseres Volkes bei den jungen Müttern der kommenden Generation liegt, bringt eueren Töchtern die Überzeugung bei, dass sie im kleinen Kreise unendlich Vieles und Großes leisten können, und dass, wer Kinder zu tüchtigen, glücklichen Menschen gemacht, nicht umsonst gewesen ist.

In diesem Sinne werdet dann auch ihr in eueren Kindern und Enkeln weiterleben. H. B.

Brauchbares für den Alltag.

Wir haben schon eine Menge Knigge's. Aber zu viel sind ihrer immer noch nicht. In einem Büchlein „Kleine Anstandslehre" von Franz Mohaupt (Böhmisch-Leipa) finden wir noch manche Seite des gesellschaftlichen Lebens, die bisher unbeleuchtet blieb und in welcher sich der Anstandsbeflissene, der sich auf eigenen Takt nicht ganz gut verlassen kann, gerne Rathes erholt. Wir wollen aus der Schrift gleich ein paar Beispiele hersetzen, nach denen auf die weitere Brauchbarkeit des Büchleins geschlossen werden kann. Also Hofmeister voran!

Hat ein junges Mädchen (eine Dame) auf jeden ihr erzeigten Gruß zu danken?

Überlegen wir: Irgend ein Grasaffe von 14—16 Jahren findet Gefallen an dem Gesichtchen einer 13jährigen Schülerin. Er nimmt sich heraus, sie auf offener Straße zu grüßen. Sie ist natürlich ganz glücklich darüber, und dankt freudig. Er natürlich grüßt jetzt um so eifriger und verbindlicher, vielleicht seine „Herren Collegen" auch schon. Was soll sich jemand, der das Mädchen kennt und die Grüßerei zufällig einmal beobachtet, denken?

Hier kann es nicht heißen:

„Grüßen ist Höflichkeit, Danken ist Schuldigkeit!“ — Damit rechtfertigt nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach auch jene Schülerin ihr Benehmen — sondern ein solcher Gruß ist eine unverschämte Zudringlichkeit und Nicht-Danken die einzig richtige Antwort.

Dieses eine Beispiel genüge. Mädchen, merke dir nur: Es können noch andere Fälle vorkommen, wo der Anstand dir verbietet, zu danken; es kommt eben darauf an, ob der, welcher dich grüßt, ein Recht dazu hat, oder ob er sich dieses Recht eben nur anmaßt!

Anklopfen und Hereinrufen.

Willst du ein fremdes Zimmer betreten, so musst du anklopfen.

Das darf nicht zu leise, aber auch nicht zu laut geschehen. Du klopfst dreimal mit dem Knöchel deines rechten Mittelfingers an die Thür; steht sie offen, so an die geöffnete Thür oder an den geschlossenen anderen Flügel oder — bei einer einflügeligen Thür — an das Thürfutter!

Wird „Herein!“ gerufen, so trittst du ein. Du darfst aber dabei die Thür nicht etwa stürmisch aufreißen; auch das anständige Schließen einer Thüre trifft nicht jedermann!

Bist du eingetreten, dann bleibst du ruhig bei der Thür stehen und wartest, bis der Vorgesetzte sich nach dir umwendet. (Ich gehe mit Absicht von der Voraussetzung aus, dass wir es mit einer Amtsperson zu thun haben!)

Dann erst bringst du dein Anliegen vor. Viele Leute wissen das nicht, sondern rennen nach dem „Herein! den Betreffenden einfach an, und der muss stille halten, ob er will oder nicht. Da kann es aber auch ein Donnerwetter absetzen! —

Hörst du auf dein Anklopfen kein „Herein!“ erschallen, so kann das mehrere Gründe haben:

1. Es ist möglich, dass du zu leise geklopft hast. Deshalb wartest du ein Weilchen und klopfst dann wieder an, diesmals etwas stärker. Nach einer Weile ein drittes-, viertesmal. Erschallt immer noch kein „Herein!“, so darfst du die Thüre öffnen und eintreten, musst aber bei der Thür stehen bleiben! Es kann sein, dass der Vorgesetzte gar nicht im ersten Zimmer weilt. Nun erscheint es angezeigt, deine Anwesenheit durch ein oder mehrmaliges Räuspern (halbunterdrücktes Husten) bemerkbar zu machen. Rührt sich immer noch nichts, dann tritt lieber wieder in den Vorflur hinaus und beginne das ganze Verfahren etwas später von vorn.

Handelt es sich aber um eine *eilige Sache*, dann gehst du nicht wieder auf den Gang hinaus, sondern schreitest deutlich vernehmbar (nur nicht zu arg!) zur Thüre des nächsten Zimmers und klopfst dort an. U. s. w.

2. *Fall*: Der Vorgesetzte ist im nächsten Zimmer. (Eben mitbesprochen!)

3. *Fall*: Der Vorgesetzte hat dein Klopfen gehört, hat auch „Herein!" gerufen, du aber hast das nicht gehört! Wenn das mehrmals hinter einander passiert, dann ist es begreiflich, dass der drin wild wird, zur Thür lauft und sie dir selber aufreißt! Dann hast du dich zu entschuldigen!

Damit man das „Herein!" *nicht überhöre*, warte man mit dem Klopfen, bis auf dem Gange *Ruhe herrscht*. Wo auf dem Gange fortwährend Leute hin- und hertrappeln, bleibt eben nichts übrig, als nach mehrmaligem Klopfen einzutreten.

4. *Fall*: Der Vorgesetzte kann dein Klopfen gar nicht hören, weil sein Amtszimmer eine *Doppelthüre* hat. Da könntest du lange klopfen!

5. *Fall*: Der Vorgesetzte hat dein Klopfen gehört, hat aber nicht „Herein!" gerufen, weil er *schon eine Partei drin* hat, mit der er verhandelt. Du natürlich kannst das nicht riechen, wirst also nach mehrmaligem Klopfen die Thür öffnen, dich aber mit einem „Entschuldigen Sie!" sofort wieder zurückziehen, sobald du siehst, dass eben schon jemand drin ist!

Auch ist folgender Fall möglich: Auf dem Gange ist es so ruhig, dass du schon bei deinem Kommen hörst, es wird in dem betreffenden Amtszimmer *gesprochen*. Dann stellst du dich etwas weg von der Thür, damit du ja nicht als Horcher erscheinst, und wartest, bis dein Vordermann fertig ist.

Kommt er gar zu lange nicht heraus, dann *klopfe unbesorgt an*. Vielleicht thust du dem Vorgesetzten damit sogar einen Gefallen, indem du den langathmigen Besuch zum endlichen Aufbruche veranlassest!

6. *Fall*: Du hast mehrmals geklopft und kein „Herein!" gehört; du willst die Thüre öffnen — sie ist *versperrt*! Lasse dir in diesem Falle beileibe nicht einfallen, zu thun, was ich schon einmal zu beobachten Gelegenheit hatte: nämlich das Deckblech vom Schlüsselloche wegzuschieben und *durchs Schlüsselloch zu schauen*! Der Späher kam dann zu mir, der ich vor dem nächsten Amtszimmer wartete, und sagte mir geheimnisvoll: „Er muss drinnen sein, denn der Schlüssel steckt von innen!" Ich sagte: „Ist nicht unmöglich; wird halt eine dringende Arbeit haben und durchaus nicht gestört sein wollen. Da bleibt

Ihnen nicht anderes übrig, als den Pförtner zu fragen, wann der Herr N. zu sprechen sein wird!“ —

Du wärest endlich vorgekommen und hättest deine Angelegenheit abgewickelt.

Wie hast du dich zu entfernen?

Du hast dich an Ort und Stelle durch eine Verneigung zu empfehlen. Dann schreitest du zur Thür, wendest dich noch einmal zurück und machst nochmals ein Compliment. Die Thür mit der Rückseite des Körpers voran zu passieren, vielleicht dabei noch unausgesetzt „Kratzfüße“ machend, das wäre nach meiner Meinung lächerlich! —

Du sitzest im Vorzimmer eines Arztes; jemand klopft. Darfst du „Herein!“ rufen? Nein, das darf nur, wer hier zuhause ist und über die Räumlichkeit zu verfügen hat! Der Klopfende wird wohl wissen, was er zu thun hat.

Anmerkung: Es ist mir schon wiederholt passiert, dass Leute, die bei mir in der Kanzlei waren, mitten im Gespräche mit mir „Herein!“ riefen, sobald es an der Thür klopfte!

Krankenbesuche.

Wenn du hörst, dass jemand aus deinem Bekanntenkreise erkrankt ist, dann lasse durch einen Boten — also mündlich — deine Theilnahme ausdrücken, baldigste Besserung wünschen und nähere Erkundigung einziehen.

Ob du dem Erkrankten einen Besuch machen darfst, hängt hauptsächlich von der Art und der Schwere seiner Erkrankung ab; überlege also gut!

Besuch regt den Kranken immer auf, auch wenn er ihn freut! Mach's also kurz! Nur bei länger dauernden Krankheiten, bei denen der Kranke an langer Weile oder Niedergedrücktheit leidet, erzeigst du ihm durch wiederholte und längere Besuche oft eine große Wohlthat!

Suche ihn zu zerstreuen und aufzuheitern! Sage dem Kranken, was er gerne hört, was ihn freut — ohne grobe Schmeichelei! Sprich nicht von seinem schlechten Aussehen! Lasse den Kranken nie merken, dass du seinen Zustand für gefährlich hältst! Erzähle ihm ähnliche Fälle, die günstig verlaufen sind! Seine Klagen höre theilnehmend an!

Ferner: Sprich ja nicht geringschätzig von dem behandelnden Arzte!

Wenn der Arzt kommt, gehe!

Auf der Reise

darf man den Anstand zuhause lassen — so meinen viele! „Es kennt einen ja niemand!“

Die Welt ist aber eigentlich recht eng, denn überall, auch wo man es nicht vermuthet, trifft man Bekannte!

„Wenn mancher Mann wüsste,
Wer mancher Mann wär',
Gäb' mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr'!"

Vielleicht ist der Unbekannte gar dein neuer Vorgesetzter!

Im übrigen merke:

Nimm mehr Geld mit, als du voraussichtlich brauchen wirst!

Das Geld theile: Im Geldtäschchen trage nur so viel, als du gerade brauchst. Das übrige Geld trage als Herr in einer inneren Rocktasche, als Dame in einer vorgeschnallten Ledertasche (oder in dein Oberkleid eingenäht?)

Das Geldtäschchen verbirg nicht etwa in derselben Tasche, in welcher du Handschuhe und Sacktuch unterbringst!

Nimm genug Kleingeld mit!

Fährst du über die Grenze, so wechsle dir schon vorher einen entsprechenden Betrag in die drüben gebräuchliche Währung um!

Gepäck nimm so wenig als möglich mit! Damen sind in dieser Hinsicht meist sehr unpraktisch. Mit ihren vielen Schachteln und Packeln werden sie nicht selten eine Qual für die Mitreisenden! Am klügsten: in den Wagen nur das kleine, handliche Gepäck mitnehmen; das große „aufgeben"!

Was für Kleidung wählen?

Solche, die Staub und Schmutz nicht so leicht merken läßt!

Ferner soll sie nicht zu schwer, aber auch nicht zu leicht sein. Ein Plaid (sprich: Plehd) ist sehr zu empfehlen!

Welche Wagenclasse soll ich wählen?

Dabei kommt in Betracht:

1. ob der Zug schwach oder stark besetzt ist;
2. ob man in einer Neben- oder in einer Hauptstation einsteigt;
3. ob man eine kurze oder eine lange Strecke zu fahren hat;
4. ob man allein reist oder in einer Kopfzahl, die beinahe einen ganzen Wagenabtheil füllt;
5. ob einem der Tabakrauch lästig fällt, oder ob man selber rauchen will (Raucher-, Nichtraucher- und Damencoupé!);
6. ob man mit einem kleinen Kinde reist. (Dann nur Damencoupé!)

Im Nichtrauchercoupé kann es passieren, dass eine einzelne Dame mit lauter Herren beisammen ist. (Kann für sie unangenehm werden!)

Wenn ich allein fahre, dann suche ich einen Eckplatz an einer geschlossenen Coupéwand zu gewinnen, die der Locomotive zugekehrt ist — vorausgesetzt, dass ich das Rückwärtsfahren vertrage! Dann werde ich nämlich den wenigsten Ärger haben von wegen des Öffnens der Wagenfenster!

Bezüglich dieses Punktes gilt bei uns die Vorschrift, dass — falls auch nur ein Mitreisender Einspruch erhebt — nur die Fenster auf einer und derselben Seite geöffnet werden dürfen, nämlich auf der, welche der Windrichtung abgewendet ist!

Peinlich kann die Sache werden, wenn zur kalten Jahreszeit der Wagen überheizt ist und einer oder der andere Fahrgast doch sein Fenster aufreißen will.

Hat in diesem Falle eine höfliche Bitte, dies zu unterlassen, keinen Erfolg, dann wende dich an den Schaffner!

Darf man während einer Bahnfahrt eine Unterhaltung anknüpfen?

Warum denn nicht! Nur darf die Unterhaltung nicht in ein „Verhör“ ausarten: „Wohin reisen sie?“ „Woher kommen sie?“ „Wer sind Sie?“ u. s. w.

Findest du, dass dein Mitreisender keine Lust zu haben scheint, das Gespräch fortzuführen, dann belästige ihn nicht weiter. Wird aber die Unterhaltung lebhafter und fesselnder, dann kannst du dich vorstellen: mündlich — oder auch durch Überreichung deiner Karte. Geschieht dies einer Dame gegenüber, so wird die sich bloß verneigen, ihren Namen aber nur in ganz besonderen Ausnahmsfällen nennen!

Essen während der Fahrt darf man, aber man falle dadurch niemandem lästig.

Unter Umständen darf man wohl auch seinem Mitreisenden etwas anbieten; doch muss dies in der appetitlichsten Weise geschehen, und die Ablehnung darf nicht übel genommen werden.

Im Hotel

denke daran, dass du nicht allein da bist; also keinen unnützen Lärm machen!

Nicht mit den Thüren schlagen!

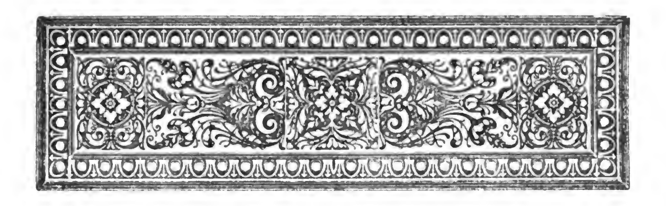
Nicht pfeifen oder singen in der Nacht!

In deinem Zimmer auch nicht sehr laut sprechen: die Wände sind dünn und haben nicht selten Ohren! Oft ist ja auch nur eine in's Nebenzimmer führende Thür durch einen Kasten verstellt, und du weißt nicht, wer dein Nachbar ist!

Im Speisezimmer fange man nicht an, laut zu tadeln und zu zanken, wenn dir etwas nicht schmeckt!

Streite dich ja nicht mit Kellnern und anderem Dienstpersonal herum; wenn du Grund zu ernstlicher Beschwerde hast, so lass dir den Wirt rufen!

Merke nur noch: Es ist nicht üblich, beim Eintritte in Kaffeehäuser, Speisesäle u. s. w. zu grüßen!



Kleine Laube.

Der Schneeberg ist nobel geworden.

Vor kurzem bin ich wieder einmal auf dem Schneeberg gewesen. Aber er war es nicht mehr, und er ist es nicht mehr. Man kommt ohne Buße hinauf, und kehrt zurück ohne Gnade. Hast du, mein Leser, das Placat gesehen, wie ein Engel, heftig Dampf auspusternd und mit mächtigen Flügeln höhenwärts fliegend, auf seinem breiten Rücken eine Menge Leutchen zu Berge trägt? Dieser hat auch mich auf den Schneeberg getragen — der Dampfwagen.

Man kommt mit ihm in eine Höhe von nahezu neunzehnhundert Metern. Dort auf grünen Matten, zwischen weißen Steinen und am Rande einer tiefstürzenden Felswand, steht das Hotel. Es ist im Schweizerstile gebaut und nach altdeutscher Art eingerichtet. Und mit diesem großen Gebäude ist viel Widerspruch getragen worden auf den Berg, dessen Naturleben früher so einheitlich gewesen mit den Menschen, ihren Wohnungen und ihrer Lebensweise.

In dem altdeutschen Hause, dessen Speisesaal theils wie eine große Jägerstube, theils wie ein klösterliches Refectorium aussieht, trippelt ein halb Dutzend befrackter Kellner umher; der Speisezettel dieses Alpenwirtshauses mitten im urdeutschen Lande ist französisch, und über den Ochsenboden hin, zwischen verwitterten Hirtengestalten und schellenden Rindern, zwischen Schuttfeldern und Schneelagern streichen Damen in Seidenroben, mit Brillanten geschmückt und mit Puder geschminkt, herum, gucken mit dem Lorgnon ins Weite und kritisieren den Sonnenuntergang. Und ein Dämchen, dem er nicht gefiel, weil die Sonne in eine Dunstschichte matt versank, fragte allen Ernstes im Hotel, ob sie denn keinen besseren Sonnenuntergang hätten? — Vielleicht einen für Millionäre, den hohen Adel, oder so.

Man wohnt und speist im Schneeberghotel wesentlich theurer wie bei Sacher in Wien, aber das darf uns nicht verdrießen, es ist keine Nöthigung vorhanden, dort zuzusprechen, man muss nicht hinauffahren, oder man kann im alten Touristenhause Baumgartner einkehren. Wer die „Regie“ bedenkt, die mit den drei Monaten der „Saison“ gedeckt werden soll, wer die Kostspieligkeit der Bergbahn, des großartigen, luxuriösen Hotelbaues erwägt, der wird die Preise in Gottesnamen einmal zahlen und entschuldigen. Was jedoch nicht zu entschuldigen ist, weil es ganz zweckwidrig erscheint, die Stimmung gründlich zerstört, das sind die Kellnerfräcke, das ist der welsche Speisezettel, das sind andere Thorheiten. Mit Sorgfalt und Bedacht

hat man hier ein altdeutsches Haus aufgebaut, um es mit modernen, internationalen, banalen, trostlosen Hotelfiguren der Großstadt wieder beinahe zu zerstören. Wie gemüthlich könnten diese Räume sein, wenn Bedienung und Hausbrauch dem Ganzen angemessen wären. Denn Schuld an dieser lächerlichen Stillosigkeit trägt nicht so sehr die Unternehmung, als vielmehr das löbliche Großstadtpublicum, das, wohin es auch kommen mag, nicht eine Stunde ohne seinen gewohnten Firlefanz leben kann. Wenn dieses besondere Großstadtpublicum ein klein bischen Verständnis für die Bergnatur hätte! Jene Dame aus Tripstril, die in langem, lichtem Seidenkleide, mit Edelsteinen in den Ohren und einer Perlenschnur um dem Halse dahingeschwebt war über den Hochbergrücken vom Kaiserstein bis zum Klosterwappen — hatte sie sich so geschmückt, um die heilige Natur zu ehren, sowie man feierlich angethan in die Kirche tritt zur Ehre Gottes? Kaum. Die Dame gieng nicht allein, sie rechnete wohl auf die Bewunderung ihrer Begleiterinnen und Begleiter, und sie legte vielmehr Gewicht auf den tadellosen und pikanten Faltenwurf der Robe, als auf das gewaltige Naturbild, das ringsum ausgebreitet lag. Dann im Hotel unter den geputzten Leuten, wovon jedes vor dem Souper sorgfältig Toilette gemacht hatte, musste ich mich schämen. Ich war der einzige im abgeschobenen Touristenanzug, mit rauhen Bartstoppeln und gebräunter Haut — ein wilder Kerl über und über, der wohl zu den knorrigen Zerben und wüsten Felsrippen draußen, nicht aber zur feinen Gesellschaft drinnen passen wollte.

Aus Wien war eine Herrengesellschaft heraufgekommen, um hier theils Karten, theils Billard zu spielen. Wieder andere waren auf den Berg gekommen, um einmal ordentlich Durst zu bekommen und trinken zu können. Der Schneeberg ist ein Vorort Wiens geworden, ein „elegantes Viertel“.

Habe mit einiger Wehmuth gedacht der alten, verwitterten Halterhütte, die an dieser Stelle einst gestanden, durch deren Fugen der Wind pfiff und die Flamme des Herdes hin- und herzauste. Da wusste man, wo man war, auf hohem Berge, den Gewalten der Natur anheimgegeben, da erhob sich das Herz über den Alltagsstaub und gerieth in ein tieferes Menschenthum. — Der Schneeberg, früher ist er erhaben gewesen, jetzt ist er nobel.

Heute, wenn wir in dem prächtigen Gebäude sitzen unter flirtender, gaukelnder, alle Trivialitäten der Welt besprechender Gesellschaft, wissen wir nicht, wo und wer wir sind. Doch auf einem hohen Berge als Touristen? Oder in einer Restauration zu Wien, in Anwartschaft auf ein prickelndes Tingl-Tangl? Die Talmi-Tirolersänger mit ihrem Großstadtjargon und ihren durchaus nicht naiven Vorträgen lauern schon im Nebenzimmer.

Wie viel Raffinement und Kunst ist aufgeboten im neuen Hotel auf dem Schneeberg, die wahre Kunst aber — sie fehlt. Die große Kunst der Einfachheit und Einheitlichkeit. Das Haus müsste dem Berg angepasst sein, sowie der Berg den Alpen angepasst ist. Das deutsche Haus im Schweizerstil — das stimmt ja. Aber dann müsste der Inhalt auch dem Hause angepasst sein, von dem ländlich-geschmackvollen Kleide der Dienerschaft an bis zum deutschen Speisezettel.

Ob es keine größeren Sorgen gebe, fragst du. Nun, es ist wahr, bei der Legion von Fräcken und welschen Speiseverzeichnissen wird man die paar Schwalbenschwänze und französischen Wische da oben auf der Alpe wohl auch noch ertragen. Man müsse die nationale Thorheit nicht auch noch in das Hochgebirge schleppen. — Gut, ich lasse es gelten, ziehen wir die Alpennatur nicht in unsere Tagesangelegenheiten. Dann aber soll's der Speisezettel auch nicht thun. Der ist jedoch stramm national, nämlich französisch-national. Aus praktischen Gründen nöthig ist dieses Kauderwelsch in unserem deutschen Gebirge nicht. Unter tausend Besuchern des Schneeberges vielleicht

ein Franzose. Wenn dieser eine sich durch das deutsche Land bis zum deutschen Schneeberg vorgefrettet hat, so wird er auch da oben bei einer deutschen Tischkarte nicht verhungern. Wenn etwas von Grund auf neu gemacht wird, wie so ein Alpengasthof, wo keinerlei Rücksicht auf bisherige Gepflogenheit zu nehmen ist, so meint man doch, es könne einheitlich, zweckmäßig und naturgemäß gemacht werden. Aber nein, das Geflunker, die Vorstellung, das Zwitterwesen steckt diesem Geschlechte einmal zu sehr im Blute. Und sein Charakter ist die Charakterlosigkeit.

Dabei steht vor dem Alpenhotel eine Tafel: Es ist verboten, auf den Matten die Alpenblumen auszureißen! — Wer aber ist es denn, der die Alpenblumen hier ausgerissen hat, der ein fremdes Gewächs gepflanzt hat, das mit der heiligen Bergpoesie schon einmal ganz und gar nichts zu thun haben kann?! M.

Vierzeiler und Gasslreime aus dem oberen Murthale.

Gesammelt von Josef Kottnig.

Is jo koana inſtond,
Der mi ſchmeißt oder ſponnt,
Der mi auf'n Kopf ſtellt
Und die Schuahnägl zählt.

Hon a Diandl zan Tonzn,
Kehrt weita nit mein,
Und i bitt um Verzeihn,
Wonn's an ondre ſollt ſein.

Und a luſtiga Bua
Geht in Almhüttna zua,
Und die bockſtarrn Knecht
San für die Hoammenſcha recht.

I tonz amol uma
Und ſchlog auf die Schuah,
Hot's Diandl ſchon gſogt,
War a luſtiga Bua.

Und in toigatn Thol
Is glei oa nutza Bua,
Und wonn noh oana war,
War koa Dirndl dazua.

Oban Stadl Hoban,
Untan Stodl Ruabn,
Hiaz hobn holt die Diandl
Mehr Schneid wia die Buabn.

's Fenſta oni Gatta,
Und Gatta ohni Glos,
Und hiaz bin i von mein Buam
A wieda los.

Aufiſteign, zuabiloan,
Gaſſlaſpruch konn i koan,
Onrumpln bei da Thüa,
Dos ſchickt ſi nia.

Menſcha, hobts enkari Redn aufn Löfflſtiel,
Dos koane nix ſogn will?

Menſcha, hobts enkari Redn auf'n Koarnſtoaß,
Dos koane nix z'ſogn woaß?

Menſcha, liegt enk da Goltazipf (Bettdecke) auf'n Mog'n
Oda woaß glei aſo koane nix z'ſogn?

Menſcha, ſeids ſtolz,
Oda ſand enk d' Redn vaſunkn?
Werd's holt müaſſ'n
A olte Rührmilch trinkn.
Werd'n enk die Redn
Wohl wieda füra finln.

Und do ſteig i niamma aufi,
Do is nit mei Schotz,
Do is glei 's ſeg Diandl,
Der eha kimmt, der hots.

Und i wer di wohl liabn,
Wonn die Zaunſteck'n blüahn,
Wonn da Boch aufwärts rinnt,
Nocha liab i di gſchwind.

Und 's Gamsle an da Wond
Hot oan gſährlichen Stond,
Und ſo geht's in ſelben Diandl,
Die mehra Buam homt.

Schöan iſa nix, da Bua,
Glei ſo viel fein,
Geld und Schneid hota gnua,
Mei muaſs a ſein.

Gelt, du Schwoarzaugati,
Gelt, für di taugat i,
Wonſt mi treu liabſt,
Konſt mi hobn, wonſt mi kriagſt.

Bin a wutzlkloans Diandl,
Hon 's Wochſn vaſamt,
Hon in größtaſtn Menſchan
Die Buama obgramt.

Hermann Bahr über unsere Neubauten.

Hermann Bahr hat jetzt ein Buch geschrieben, dessen Titel und Capitelüberschriften ich nicht lesen kann. Ich müsste erst wieder Buchstaben lernen, buchstabieren lernen, und dazu bin ich zu alt. Umso leichter und lustiger liest sich der Inhalt selbst. Es sind zumeist kritische Plaudereien über Kunst und Leben. Wer kennt Bahrs Überredungsgabe nicht! Er versteht es, einen von dem Unmöglichsten zu überzeugen durch diesen Stil, mit dem er heute als der erste dasteht. Das kann keiner so. — Und da finde ich im Buche ein Capitel von der äußeren Form, die dem Inhalt entsprechen soll. Es ist von den modernen Neubauten die Rede. Da deckt sich auch bei Bahr Form und Gehalt und wir, die Leser, empfinden die innere Wahrheit des so klar und glänzend Gesagten. Dieser Wahrheit willen verbreiten wir, was Bahr über unsere Architektur sagt:

Die Häuser. die jetzt bei uns gebaut werden, missfallen uns, weil wir das Gefühl haben, dass sie unnatürlich sind. Was ist denn die Natur eines Hauses? Ein Haus ist zum Wohnen da dieses Bedürfnis soll es befriedigen. Das heißt also: ein Haus muss von innen nach außen gebaut werden. Das Bedürfnis des Bewohners ist das Erste, da fängt das Haus an. Die Façade ist das Letzte, da hört das Haus auf. Was bestimmt die Fenster? Das Zimmer. Sie sind nicht für die Straße da, um von draußen angeschaut zu werden, sondern sie sind für das Zimmer da, das Licht braucht. Ein Haus ist zum Wohnen da, wie ein Sessel zum Sitzen da ist. Das ist banal, aber man muss es sagen, weil es dreißig Jahre vergessen war. Es ist das Schlechte dieser Zeit gewesen, dass sie den Sinn der Dinge verloren hatte und nach dem bloßen Scheine trachtete. Der „schöne“ Sessel war nicht mehr zum Sitzen da, sondern er sollte nur „nach etwas aussehen“. Das Haus war nicht mehr zum Wohnen da. sondern es sollte „schön“ sein. Da fieng man an, von außen nach innen zu bauen: von der Façade aus. Die Façade wurde nun das Erste. Sie war nicht mehr der Ausdruck der Wohnung, sondern sie verheimlichte die Wohnung. Sie war nicht mehr, wenn man so sagen darf: die Haut des Hauses, sondern sie wurde jetzt eine Maske. Was war die Folge? Der Ruin der Wohnung und der Ruin der Façade. Die Wohnungen wurden schlecht, weil sie sich nach der Façade bequemen mussten. Aber die Façade hatte keinen Sinn mehr, weil im Hause nicht gehalten wurde, was sie versprach. Man fieng an, der Façade nicht mehr zu trauen. Man wusste ja: da ist ein Erker, aber dieser Erker ist gar kein Erker, denn niemand kann in ihm sitzen; dieser Thurm thut auch nur so, er ist gar kein Thurm; es ist alles bloß Theater, leerer Schein. Man kennt das, man läßt sich nicht mehr betrügen, man weiß, dass die Façade nichts mehr zu bedeuten hat. Dies muss unsere erste Forderung sein, wenn wir an eine moderne Architektur denken: dass man das Haus wieder von innen nach außen bauen und dass die Façade wieder ein reiner Ausdruck der Wohnung werden soll.

Gut, wird man sagen, aber wissen sie, was ihnen da passieren wird? Damit werden sie schließlich zu einer ganz unkünstlerischen Form des Hauses kommen: zum Nutzhaus aus der Biedermeierzeit! Ich erschrecke aber gar nicht: denn ich bin der Ketzer zu behaupten, dass mir das Haus der Biedermeierzeit gefällt, jedenfalls besser als unser „Ringstraßenhaus“. Das „Ringstraßenhaus“ ist ein Schwindel, es ist unnatürlich, es verleugnet den Sinn des Bauens. Das Haus der Biedermeierzeit ist wahr, es hat die Form, die seinem Inhalt zukommt, es ist „das Haus an sich“ der bürgerlichen Bedürfnisse. „Aber ein Haus muss doch Verzierungen haben, es muss doch einen Schmuck haben?“ Ja, was heißt denn

aber Schmuck? Wir haben eben ganz verlernt, was schmücken ist. In den guten Zeiten weiß man, dass man sich nur mit eigenen Sachen schmücken kann, mit dem, was Einem gehört. Unser Irrthum ist, zu glauben, dass das Schöne „hinzugefügt“ werden kann. Und man vergesse doch nicht, dass die Häuser unserer Städte in der Straße wirken sollen, nicht für sich allein, sondern im ganzen. Wir stellen Statuen auf, aber wer sieht sie denn an? Und wie groß könnte man, auf die ruhigste Art, durch die Farbe wirken!

Die Architektur des „Ringstraßenhauses“ war allenfalls zu entschuldigen, als wir noch in den alten Stilen wohnten. Da war wenigstens alles Schwindel, außen und innen, die Möbel so verlogen wie die Ordnung der Fenster. Aber das ist vorbei. Lichtwark hat neulich erzählt, wie er staunte, als er vor kurzem seine alten Freunde in Berlin besuchte. „Ich kannte ihre Wohnungen, die ich zuletzt im altdeutschen Stile eingerichtet gesehen hatte, nicht wieder. Alle Eichenmöbel waren verschwunden; keine Spur von Renaissance, Barock und Rococo. Von den Decken und Wänden war aller Stuck heruntergeschlagen. Die schlicht gestrichene oder mit einer englischen Tapete bedeckte Wand stieß ohne Voute oder Sims gegen die ganze schlichte weiße Decke. Schnitzerei gab es nicht mehr, die Fenstervorhänge waren auf das bescheidenste Maß zurückgegangen oder fehlten ganz. Alles war hell, licht, einfach, und an die Stelle der Form die Farbe getreten. In Berlin hat die Gesellschaft — die Künstler voran — mit dem Cultus der historischen Stile gebrochen. Sie ist darin England und Amerika gefolgt. Derselbe Umschwung bereitet sich überall vor . . . An Stelle der Façaden aus Ornament und Fensterlöchern wird man glatte Wände als Beruhigung empfinden. Den Schnitzereien der schweren gebeizten Eichenholzmöbel wird man glatte, polierte, leichte Formen vorziehen. Statt der schmutzigen ‚Wurst-, Erbsen- und Sauerkrauttöne‘ der Teppiche und Möbelstoffe wird man wirkliche Farbe willkommen heißen, nach der Überladung die Reize der Schlichtheit empfinden. Die künstliche Dunkelheit wird einer Flut von Licht weichen, und statt der Copie der historischen Stile, die jeder erlernen kann, wird man die Bethätigung des individuellen Geschmacks, der sich erziehen, aber nicht lernen lässt, am höchsten schätzen. Diese Entwickelung wird kein Tapezierer aufhalten, die Architekten werden sich ihr fügen müssen.

Wir wollen ja in allen Künsten dasselbe: wir suchen einen reinen Ausdruck unseres eigenen Lebens. Wir sagen dem Künstler: „Hole deine Mittel aus allen Zeiten, verschmähe nichts, nimm alles an, aber dann sprich aus, was wir fühlen, sprich auf deine Art unser Leben aus!“ Das wollen wir auch vom Architekten. Er gebe uns ein Haus, das unser ist! Dreißig Jahre lang ist die Architektur costümiert gewesen. Das ist uns unerträglich geworden. Weg mit dem Costüm!

Wohnzimmer.

Wenn jemand einen Gast erwartet, so richtet er ihm das Zimmer her. Dabei hat er Gelegenheit, Takt und Geschmack zu zeigen — oder auch das Gegentheil.

Wenn man als Gast in sein bereitetes Zimmer tritt, und es ist vollgeräumt mit allerlei Sachen, mit Schaustücken, Vasen, Figuren u. s. w., dass Tisch und Stellen davon voll sind, so ist unser erstes Gefühl: hier hat man nicht Platz. Hier muss man erst wegräumen, um die eigenen Sachen auspacken zu können. Man gehört eigentlich gar nicht herein. Was fienge man auch an mit Vasen, die bei jeder Bewegung umkippen, mit Photographien fremder Personen, mit Lampen, die nicht

anzuzünden sind, mit schweren Vorhängen, die Licht, Luft und Aussicht verhüllen, mit Stockuhren, die nicht gehen u. s. w.

Das Gastzimmer kann ja wohnlich ausgestattet und einladend geschmückt sein, aber es muss leere Räume haben, nicht allein Schränke, Bänke, worauf nichts liegt, sondern auch Tische, worauf nichts steht, es muss sozusagen die Arme aufthun nach dem Gast und seinen Sachen.

In Bezug auf Wohnzimmer habe ich überhaupt meinen eigenen Geschmack, der gar manchem nicht entsprechen wird. Große unverdeckte Fenster, an der Wand einige Bilder, aber nicht zu viele, genügend Schränke, die nicht überfüllt sein dürfen, sondern immer noch weidlich Raum für etwa noch Dazukommendes haben. Große Tische, die nicht mit Rippes bestellt sein dürfen, sondern Platz für das haben, womit man auf ihnen zu schaffen hat. Alles, was man braucht, soll da sein; alles überflüssige Zeug macht in meinen Augen das Zimmer nur unwohnlich. Liebe Gegenstände, als Bildnisse, Leuchter, Lampen, freundliche Andenken aller Art stelle man auf Leisten, wo sie nicht der erste Zufall herabwerfen kann und wo sie nicht im Wege sind. Aber zuviel ist auch hierin von Übel, es macht nur täglich unfruchtbare Arbeit, wird durch die immerwährende Schaustellung alltäglich und gleichgiltig. Ein Wohnzimmer ist weder ein Museum, noch ein Trödlerladen. Auch Teppiche sind nicht immer schön und selbst wenn es echte wären, sie sind ein Staub- und Geruchsreservoir und muthen den Deutschen zu orientalisch an. Antiquitäten sind nur dort am Platz, wo historischer Sinn herrscht, oder wenn die Gegenstände gewisse, uns theure Erinnerungen erwecken. Mit Antiquitäten wird man nur allzuoft gefoppt um sein theures Geld.

Ich weiß, was das heißt, zu wenig haben. Allein auch das Zuvielhaben erscheint mir als Übel. Zum mindesten ist es eine unbequeme Last, die oft keinen anderen Zweck hat, als zu prunken, der Eitelkeit zu dienen, Unbequemlichkeit zu verursachen und schließlich durch zufälliges Beschädigtwerden Ärgernis zu erregen. An mir habe ich stets die Erfahrung gemacht, dass wenig mir mehr Freude macht, als viel. So muss ich fast jährlich einmal, wenn sich Sachen angesammelt haben, Musterung halten. Bücher, Bilder, Statuen, Krüge, Leuchter, Tintenfässer, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Spiegelchen, Schächtelchen u. s. w., u. s. w. Fort mit ihnen. Das Nothwendige bleibt, Gegenstände, an denen das Herz hängt, bleiben. Dann, von allem Wuste losgelöst, werden einem diese Dinge neuerdings lieb und die Wohnung ist heimlig. Alles, was wir in unserem Zimmer haben, soll zu unserer Person in Beziehung stehen — das ist das Geheimnis der Heimligkeit und Gemüthlichkeit einer Wohnung. Darum kann sie nicht für Fremde eingerichtet sein, darf sie nicht auf den Gefallen anderer oder auf die Mode berechnet sein. Individuelle Menschen schaffen sich eine individuelle Wohnung. Und in der Wohnung spiegelt sich der Charakter des Bewohners.

R.

Poetenwinkel.

Bergzauber.

Auf sonniger Wiesenhalde,
Hoch auf dem Berge
Lieg' ich in wohliger Ruhe
Lang auf den Rücken gestreckt,
Im kurzen Grase.

Es weckt des wilden Thymians
Würzigen Duft
Das warme Sonnenlicht,
Und in goldener Pracht steht
Das Sonnenröslein.

Kosend durchdringen die Strahlen
Die leichten Kleider,
Und durch des Körpers Hülle
Küssen die Seele sie wach,
Die lange erstarrt war.

Die fängt nun auf einmal an,
Gleichwie die Blumen,
Die in der Sonne rings steh'n,
Wieder zu leuchten und duften
In neuer Blüte.

Und in der großen Stille
Rings um mich her
Klingen leise zu mir
Der Vergangenheit Stimmen,
Die lange geschwiegen.

Und es hat mich das Schicksal
Milde noch einmal
Auf die Stirne heute geküsst
Und hat mir leise gesagt:
Vergieb, und sei gut!

E. Winkl.

Der Landstreicher.

Wo die Straße durch den Wald geht,
Lagen sie in ihrem Blute;
Einer durch des Andern Hand
Fiel der Schlechte und der Gute.

In des Dienstes Kleid der eine
Ist für Pflicht und Recht gestorben;
Fehlend, sinkend bis zum Mörder
Ist der andere verdorben.

Auf dem kleinen Friedhof drüben
Sind sie beide nun begraben:
Einer nur durft' Kranz und Kreuzlein
Auf dem frischen Hügel haben.

Meine lieben, frohen Kinder
Standen wundernd jüngst daneben:
„Mutter, dieser war ein Böser,
Dass sie ihm kein Kreuz gegeben?"

Zweier armen Mütter dacht' ich,
Die in Schmerzen einst geboren;
Beide haben ihre Söhne,
Eine zweifach ihn verloren.

Wie die Wiege dem gestanden,
Weiß hier niemand weit und breit;
Doch an's Herz drückt' ihn die Mutter
Wohl gewiss zur Kinderzeit.

Von der nahen Blütenhecke
Brach ich still ein Zweiglein ab;
Einer fernen Mutter denkend,
Legt' ich's sacht auf's kahle Grab.

E. Winkl.

Such' nur!

Eine Blume am Wege, ein freundlich' Gesicht,
Gelegenheit, Lieb' zu erweisen,
Von Zeit zu Zeit ein schönes Gedicht,
Manchmal einen Rausch, einen leisen:
Such' nur! du find'st es; wer möcht' dich dann nicht
Fürwahr einen Glücklichen preisen?

E. Winkl.

Röslein am Rain.

(Im Volkston.)

Röslein am Rain,
Schön wie der Sonnentag —
Lockt dich der Finkenschlag?
Lockt dich der grüne Hag,
Röslein am Rain?

Röslein am Rain,
Eines mir anvertrau':
Sehnst dich nach weiter Au,
Dürstest nach Himmelsthau,
Röslein am Rain?

Röslein am Rain
Schaut mich so seltsam an.
„Mich lockt kein leerer Wahn;
Dir blüht, o Wandersmann,
's Röslein am Rain!"

Röslein am Rain,
Hab' mich nach dir gebückt,
Sorglich dich abgepflückt
Und an mein Herz gedrückt —
Röslein am Rain!

Karl Krobath.

Abend.

Mein trautes Dörfchen liegt im Frieden
Der gold'nen Abendfarbenpracht,
Von Sonnenglut und Glast geschieden —
Und aus den Tiefen steigt die Nacht.
Das Wechselspiel von Licht und Schatten
In milden Dämmerschein getaucht,
Die Dächer, Bäume, Hügelmatten
Und Firnen purpurn angehaucht.

Ganz regungslos in tiefer Truhe,
In weichen Armen grünen Land's —
Ein Abbild klarer Himmelsruhe
Der weite See im Silberglanz.
Wie unser Blick aus mächt'gen Schluchten
Wohllüstig schweift auf grünem Plan,
So zieht der See in seinen Buchten
Die abendlichen Farben an.

Wie wechselreich die Uferbilder!
Hier schwimmt ein Kahn im Rudertakt,
Und dort ein Rudel kleiner „Wilder"
Bei heit'rer Kurzweil, frisch und nackt.
Der Sportsgesellen wack'res Ringen . . .
Die Muskeln straff, der Thorax weit —
Ein zarter Windhauch . . . leises Singen
Und ferner Glocken Rundgeläut.

Die Erntewagen von den Feldern
Mit „hütt" und „hott" und Peitschenknall,
Von allen Höhen her und Wäldern
Der frohen Jauchzer Wiederhall.
Das Glück zieht ein auf allen Wegen.
Der Bauer häuft die Scheunen voll;
In Andacht schaut er all' den Segen
Und weiß nicht, wem er's danken soll.

Da führt ein Blick sein Herz in's Freie,
Wo Gott des Abends Wunder schafft
Und eine ungewohnte Weihe
Löst seinen Dank von leiser Haft.
Wie weiß er sich doch reich gesegnet,
So glücklich in des Schöpfers Hut!
Und in sein feuchtes Auge regnet
Gesunk'ner Sonne letzte Glut.

Paul Ilg.

Warum die Damen radeln.

Darüber gibt die „Münchener Jugend" folgende gereimte Auskunft: Die erste thut's, weil sie zu rund ist, — Die zweite, weil sie zu gesund ist, — Die dritte wieder, weil sie krank ist, — Die vierte, weil sie viel zu schlank ist, — Die fünfte, weil ihr Gatte radelt, — Die sechste, weil's die Freundin tadelt, — Die siebente, weil es so chic ist, — Die achte, weil ihr Mann zu dick ist, — Die neunte, weil es so der Brauch will, — Die zehnte, weil's die neunte auch will, — Die elfte will die Spießer giften, — Die zwölfte that es gegen Hüften, — Die dreizehnte, weil sie den Draht hat, — Die vierzehnte, weil sie das Rad hat, — Die fünfzehnte aus großer Eile, — Die sechzehnte aus Langeweile, — Die siebzehnte, den Teint zu färben, — Die achtzehnte zum Gelderwerben, — Die neunzehnte zum Männerkriegen, — Die zwanzigste erst zum — Vergnügen, — Und 's ist noch fraglich, wie ich meine, — Ob unter Zwanzig wirklich eine!



Kriegsvolk und Radvolk. Bunte Geschichten von Karl Pröll. (Berlin 1900, Verlag von Thormann & Goetsch). Der bekannte Verfasser des „Modernen Todtentanzes", dessen vier Bände die fünfte Auflage erlebten, bringt uns eine neue Sammlung eigenartiger Skizzen. Die sechs ersten, welche das „Kriegsvolk" behandeln, sind keineswegs Kasernengeschichten nach gewohnter Schablone, haben vielmehr stets ein psychologisches Problem oder eine interessante Situation zum Kernpunkte. Lebensernst und übermüthiger Humor finden sich ge-

paart oder treten allein hervor. „Das Bild ohne Gnade“ enthüllt uns das Seelenleben eines berufsfreudigen Officiers, den eine Liebesneigung veranlasst, die Uniform abzulegen. Der „Regiments-Adam“, der uneigennützige Helfer seiner militärischen Freunde, kommt in die Lage, auf seine Braut verzichten zu müssen. Im „Liebesschmuggel“ sehen wir einen jungen Lieutenant, dem das Herz durchgeht und damit einen tragikomischen Conflict herbeiführt. „Flirt in Waffen“ und eine „Liebes-Recognoscierung“ sind anmuthige Tändeleien der besten Laune. „Die kleine Sphinx“, die resolute Leiterin einer „Themen-Fabrik“, ergötzt durch ihr dreistes Erhaschen des Glückes. — Die sechs letzten Skizzen beschäftigen sich mit den Leiden und Freuden der Radfahrer. Pröll ist weder blinder Anhänger, noch unverständiger Verurtheiler dieses Modesportes, weiß ihn vielmehr zum Ausgangspunkt einer Reihe poetisch angehauchter Stimmungen und drolliger Erlebnisse zu verwerten. So namentlich in dem „Fräulein von Schlitzow“, der „Probepredigt“ und „Zurgels Liebeswerbung um die Radhexe“. Ernsteren Hintergrund zeigen „Amor auf dem Zweirad“ und „Radeinsamkeit“, während das „Märchen auf dem Fahrrad“ sich zu einer feinen Kritik des ganzen „Radvolkes“ aufschwingt. Jedenfalls bieten die gedachten Skizzen vielfältige Anregung und frisch sprudelnde Unterhaltung. V.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise in Eisenberg. Mit zahlreichen Abbildungen. Das Verständnis für die Eigenart der deutschen Stämme und Landschaften zu fördern oder zu wecken, sucht das vorliegende Buch. Es schildert die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Landschaft, ihre Beziehungen zu den Nachbarlandschaften, den Einfluss der Gegend auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, des Gewerbes und der Industrie; Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung in der politischen Haltung und dichterischen Beanlagung u. a. m. Der Inhalt ist zu reich, als dass er in einem Bande erschöpft werden könnte. Eine gute Auswahl von Städtebildern, Landschaften und Bauten wie volksthümlichen Kunstwerken, schmückt das Buch, das jedem Freunde deutschen Wesens und deutscher Eigenart in Nord und Süd, in Ost und West willkommen sein wird. V.

Im Verlage des Leobener Männergesangvereines ist aus Anlass des fünfzigjährigen Jubiläums desselben vor kurzem ein in der neuen Leobener Buchdruckerei J. Hans Prosl & Co. mit besonderer Sorgfalt hergestelltes Buch erschienen, in welchem der verdienstvolle Vereinsschriftführer Herr Dr. Josef Grübler im Umfange von mehr als fünfzehn Druckbogen die Geschichte des **Leobener Männergesangvereines** beschrieben hat. Der Genannte hat aus Acten, Zeitungen und sonstigen Behelfen mit außerordentlichem Fleiße alles so zusammengetragen, was sich auf die Gründung und die mit jedem Jahrzehnte blühendere Entwicklung des Vereines bezieht, und es ist ihm gelungen, ein Geschichtsbuch zu schreiben, welches sicherlich auch außerhalb der Stadt Leoben, bei allen Kunst- und Sangesfreunden beifällige Aufnahme finden wird. In sympathischer Weise schildert Dr. Grübler die wechselnden Schicksale des Leobener Männergesangvereines, dessen allmähliches Aufblühen, die Concerte, Liedertafeln und Sängerfahrten des Vereines, sowie die Besuche und Ehrungen, die dem Vereine im Laufe der Jahre zutheil wurden. Zur Zierde ist dem typographisch sehr gefällig ausgestatteten Buche eine Reihe von prächtigen Illustrationen beigegeben, und zwar Abbildungen von Alt- und Neu-Leoben, des alten und des neuen Sängerheimes, der Sängerhalle im Leobener Stadtparke, sowie gelungene Gruppen Porträts der Ehrenmitglieder und des derzeitigen Vorstandes des Vereines. V.

Büchereinlauf:

Der Tod in den Alpen. Von Anton Renk. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1900.)

A g'müathvolle Stund. Ernstes und Heiteres in niederösterreichischer Mundart von L. F. Steinböck. (Wien. Franz Haag. 1900.)

Deutsche Dichter in Auswahl für das Volk. Heine. Herausgegeben von Hubert Houben. (Berlin. G. E. Kitzler.)

Die Summe der christlichen Lehre. Dargestellt und aus der heiligen Schrift belegt von W. Quistorp. Schwerinsburg (Vorpommern).

Der Mord von Konitz und der Blutaberglaube des Mittelalters von Dr. Rud. Kleinpaul. (Leipzig. Schmidt & Günther. 1900.)

Die Grammatik in der Volks- und Bürgerschule. Kritische Beleuchtung von Cölestin Schöler. (Amstetten. Selbstverlag des Verfassers.)

Die gesetzlichen Bestimmungen über die Erlangung der Zuständigkeit in österreichischen Gemeinden für In- und Ausländer. (Wien. 1900. Wiener Volksbuchhandlung.)

Die blaue Sprache, oder Bolak, praktische internationale Sprache. Verlag der blauen Sprache: 147, Avenue Malakoff, Paris.

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.



L. S. Stadl: Von dem betreffenden Lesestück „Der Kirschenzweig" in dem betreffenden Schulbuche ist mir nichts bekannt. Derlei Lesebücher für Schulen werden von den Herausgebern eigenmächtig zusammengestellt und redigiert. Der Autor, der die Stücke oft gar nicht für die Jugend schrieb, könnte dafür nicht verantwortlich gemacht werden. R.

*Der deutsche Erzähler Hermann Heiberg in Schleswig begeht am 17. November d. J. seinen 60. Geburtstag. Seine Unterhaltungsschriften, es sind manche ersten Ranges dabei, erfreuen sich zahlreicher Freunde.

J. H. Wenigzell: Sie senden uns beifolgende Mundartverse aus der Feistritzer Gegend:

„Bi nacht ban Schotz gwea,
Is scha spoud gwen,
Wa wul roud gwen
Mei stain.
Didl zuagwen,
Rigerl fi gwen,
Hon a sou wieda mian gain."

Und ersuchen um „Verdeutschung". Nun, gerade dieser Vers ist einer von solchen, die so viele Sonder- und Feinheiten haben, dass man darüber eine Abhandlung schreiben könnte. Ganz genau sind die Zeilen kaum zu übersetzen, beiläufig besagen sie Folgendes:

Bin gestern abends beim Schatz gewesen,
Ist schon spät gewesen.
War eigentlich überflüssig gewesen
Mein Stehen (am Fenster).
Das Thürchen war zu.
Der Riegel war vor,
Habe unverrichteter Sache müssen fortgehen

Wie komisch gespreizt, nicht wahr? Wenn der Bauer in genannter Gegend „nacht" sagt, mit hellem a, so meint er nicht die Nacht, sondern den gestrigen Abend. „Nacht is er keman und iba Nocht dobliebn." So macht er genauen Unterschied durch die Betonung. „Wa wul roud gwen" heißt etwa: Es war ganz überflüssig, oder: es war Rath, es nicht zu thun, es war zu missrathen. Ganz genau deckt aber auch das nicht. Die n in „stain", „gain" sind Nasenlaute.

F. K. Marburg: Manuscript kann in unserem Verlage, Stempfergasse 4, abgeholt werden.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

An unsere Leser!

Der „Heimgarten" steht wieder am Schlusse eines Jahrganges.

Unsere treuen Leser, die uns vertrauend und nachsichtig begleitet haben Jahr um Jahr, werden sie denn noch fragen, was der Garten im nächsten Jahre tragen wird? Wissen sie es nicht schon längst, dass der Heimgärtner nicht zu jenen Schelmen gehört, die mehr geben, als sie haben? Dass er andererseits aber auch das Beste gibt, was aufzutreiben ist? Was in seiner eigenen Natur wächst und reift, es kommt in den „Heimgarten"; die Welt, wie sie sich in ihm spiegelt, so gibt er sie wieder, ob es immer die wirkliche ist, das kann man nicht verbürgen, aber die wahrhaftige ist es, genau so, wie er sie sucht und erkennt, und da lässt er nichts handeln.

Soweit wir ihm über die Achsel in die Redactionsmappe gucken konnten, der nächste Jahrgang, der fünfundzwanzigste, ein Jubiläums-Jahrgang, wird frisch und fröhlich werden. Frisch und fröhlich in der Darstellung von Natur und Leben, frisch und fröhlich auch im Kampfe, wo er unvermeidlich ist. Die bewährten Mitarbeiter bleiben dem „Heimgarten" treu, und wenn sie in ihren Vorzügen auch die alten bleiben, so wissen sie dem Leben und der Zeit doch immer neue Seiten abzugewinnen, so dass es für unsere Leser stets eine Stärkung und ein Genuss sein soll, im „Heimgarten" zu wandeln.

Dem Verlage ist es eine besondere Freude, diese Monatsschrift, die in ihrer Art einzig dasteht, der Leserwelt zu vermitteln.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.





Princeton University Library
32101 042855542

